Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Konrad Reichard.

Siebenter Jahrgang, 1877.

Erster Band.

(Januar bis Juni.)

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1877.

Inhaltsverzeichniß.

Politik.

Deutsches Reich.

Nachbarn und Fremdlande.

Geschichte und Biographie.

Länder- und Völkerkunde.

Literatur, Literaturgeschichte, Kunst.

Verschiedenes.

Kritiken und Uebersichten.

Bibliographie.

Notizen.

Zum neuen Jahre.

Saure Wochen und doch nicht frohe Feste, wenigstens nicht allzufrohe: das ist die Signatur des ablaufenden Jahres gewesen und wird wahrscheinlich auch vom neuen gelten. Wir müssen deshalb nicht den Kopf hängen lassen und in Verzweiflung gerathen. Daß die Honigmonate nicht ewig dauern können, so wenig wie selbst in der besten Ehe nicht, auch nicht im vernünftigen Staate, weiß Jedermann und daß uns nach all dem berechtigten und unberechtigten nationalen und politischen Jubel eine Periode angestrengter ernster Arbeit nur nützen werde, darüber herrscht gleichfalls kein Zweifel. Ohnehin ist es uns schließlich noch besser ergangen, als wir erwarteten. Vor wenigen Wochen regte sich die Sorge, daß wir wohl verstehen ein Reich zu gründen, aber unfähig sind, es bei Kraft und frischem Leben zu erhalten. Es drohte die mühsam angebahnte Rechtseinheit in die alte Zersplitterung zurückzufallen. Diese Gefahr ist durch die letzten Abstimmungen des Reichstags glücklich beseitigt worden. Freilich mußte gerade unsre Partei einen hohen Einsatz bieten, um dieses Ziel zu erreichen. Compromisse kleiden niemals gut, am wenigsten, wenn man klangreiche, volltönende Forderungen gegen Zugeständnisse eintauschen muß, die an sich werthvoll, doch nach außen gar nicht prunken und glänzen. Wir haben unter vielem andern auf die gleichmäßige Behandlung der Preßvergehen in Deutschland, auf die Zuständigkeit der Geschworenengerichte bei Preßprocessen verzichten müssen. Das eine ist ein häßlicher Flecken auf dem Schilde der Rechtseinheit, das andere ist ein unleugbarer Rückschritt in unserer politischen Bildung. Vor langen Jahren hat einmal ein „Parlament deutscher Wissenschaft und Intelligenz" getagt und unter dem Jubel der Nation unser unbedingtes Recht auf Geschworenengerichte proclamirt. Wenn noch Theilnehmer an der Germanistenversammlung 1847 in Lübeck leben, wie hart mag ihnen der Glauben ankommen, daß dreißig Jahre später ein deutscher Reichstag die Wirksamkeit der Geschworenengerichte beschränkt habe. Freilich war

damals noch nicht der Satz erfunden, daß, wie Mecklenburg beweise, der deutsche Norden den Süden an Liberalismus überflügle. Und dennoch, bei allem Herben und Trüben, was darin liegt, müssen wir das Compromißvotum des Reichstages billigen. Es ist besser, vorläufig auf ein einzelnes Freiheitsrecht zu verzichten, als die ganze Grundlage unseres politischen Daseins zu erschüttern. Die Individuen, welche in dem Syllabus die höchste politische Weisheit verehren, sind als begeisterte Advocaten der Preßfreiheit im Reichstage aufgetreten, haben kein liberales Amendement zu den Justizgesetzen weitgehend genug gefunden. Wir ziehen daraus den einfachen Schluß, daß ihnen alles daran lag, das Zustandekommen der Gesetze zu hindern, einen Bruch zwischen Regierung und Reichstag herbeizuführen, das Reich selbst zu schädigen. Und wir rühmen die Männer, welche die Pflicht der Selbstverleugnung übten und über dem Einzelnen, wenn auch an sich Wünschenswerthen, das Wohl des Ganzen im Auge behielten, als gute Patrioten.

Kein Zweifel, daß die Schranken, die noch jetzt die vollständige Rechtseinheit hemmen, in wenigen Jahren fallen werden. Daran wollen wir emsig arbeiten, vor allem aber die Hindernisse, die wir Schreibenden und Lesenden der wahren Preßfreiheit in den Weg stellen, aus dem Wege räumen. Sie sind größer als die befangene Furcht, welche die Regierungen bisher zu Gegnern derselben machte. So lange wir nicht selbst von der Sache betroffen werden, sind wir gegen die Ausschreitungen der Presse viel zu nachsichtig, sobald wir betheiligt sind, bis zum Kindischen viel zu empfindlich. Die Presse wird sich erst dann volle Achtung und Freiheit verschaffen, die gemeinen Preßprocesse, welche die letztere am meisten schädigen, werden erst dann schwinden, wenn die öffentliche Volksmeinung, ohne erst auf die strafende Justiz zu warten, solche Auswüchse brandmarkt, und so in Zukunft unmöglich macht. Daran wird sich hoffentlich die weitere Besserung anschließen, daß nicht wir Schriftsteller selbst gegen den sanftesten, berechtigten Tadel uns wild aufbäumen, als wäre an unserer geheiligten Person ein Hochverrath begangen worden. Ist es doch in Deutschland so weit gekommen, daß man nicht einmal mehr laut von einem Autor sagen darf: „Sie scheinen sich nicht immer einer rosenrothen Stimmung zu erfreuen", ohne in einen Preßproceß und in die Anklage auf persönliche Beleidigung verwickelt zu werden. Wir verdienen nicht, von einer Jury gerichtet zu werden, so lange wir selbst uns gegen die Beurtheilung unserer Thaten durch Berufsgenossen sperren.

Auf diesem Gebiete politischer Bildung harrt unser noch große Arbeit, ehe wir völliger Reife uns rühmen dürfen. Und nicht auf diesem Gebiete allein. Unsere wirthschaftliche Thätigkeit hat im letzten Jahre eine schwere Schädigung erfahren. Wir halten uns für unfähig, an dem friedlichen Mitbewerb der Völker Europas um den Preis industrieller Kraft theilzunehmen. Denn

nur so kann die Weigerung, die Pariser Weltausstellung zu beschicken, erklärt werden. Wäre der andere vorgeführte Grund zulässig: die Werthlosigkeit der allgemeinen Ausstellungen für das Culturleben der Nationen, so hätte er viel früher ausgesprochen werden müssen. Als deutsche Berichterstatter bei dem Schluß der Wiener Ausstellung vor der Wiederholung solcher Schauspiele, dieser „Haupt- und Staatsactionen" der Industrie, voll leeren Prunkes, ohne Wahrheit und inneres Leben, warnten, stießen sie auf taube Ohren. Als die erste Kunde von der Pariser Exposition laut wurde, bliesen die officiösen Blätter lärmende Fanfaren. Auf nach Paris zum friedlichen Feste! lautete das Schlagwort. Erst nachdem unsere Niederlage in Philadelphia bekannt wurde, kam über uns die Weisheit von der Gemeinschädlichkeit der Weltausstellungen, und sagten wir unsere Mitwirkung ab. Eine glänzende Rolle ist uns in dieser peinlichen Angelegenheit keinesfalls beschieden. Gelingt das Pariser Unternehmen, so daß unsere Abwesenheit nicht in die Wagschale fällt, so wird es an Spott über uns nicht fehlen; bei einem Fehlgreifen dagegen werden wir nicht von den Franzosen allein, sondern von allen auf der Ausstellung vertretenen Völkern, und leider scheint keine einzige Nation unsere Weisheit nachzuahmen, als arge Spielverderber gescholten werden. Unser Trost liegt darin, daß wir durch unsere Enthaltung höchst wahrscheinlich einer politischen Verlegenheit aus dem Wege gegangen sind. Elsässer Industrielle, oder wenigstens ihre sogenannten guten Freunde in Frankreich hätten schwerlich der Versuchung widerstanden, bei diesem Anlaß sich als Schmerzenskinder zu geberden und ihre Zugehörigkeit zu ihrem früheren Vaterlande irgendwie zu demonstriren. An Declamationen dort, an Protesten hier hätte es nicht gefehlt und eine viel tiefere Verstimmung würde geweckt worden sein, als sie jetzt unsere Abwesenheit hervorruft. Dieses politische Motiv der Entsagung durfte man freilich nicht laut werden lassen, und so blieb der wirthschaftliche Grund allein als Entschuldigung übrig. Halten wir uns also jetzt an denselben und suchen wir durch ehrliche Arbeit uns wieder unter den producirenden Nationen einen guten Ruf zu verschaffen. Eine Bedingung freilich gedeihlichen, erfolgreichen Arbeitens liegt nicht in unserer Hand: der europäische Friede. Es klingt paradox und doch entspricht es nur den thatsächlichen Verhältnissen: Seitdem wir als das mächtigste Volk Europas gelten, scheinen wir das machtloseste zu sein. Oesterreich hat zwar auch, wie das geflügelte Wort lautet, eine gebundene Marschroute, wir aber haben sogar gebundene Hände. Wir dürfen z. B. Rußland gegenüber keinen energischen Willen äußern, am wenigsten ihm irgendwie hindernd in den Weg treten. Denn sofort würde sich das auf unsere Schwächen lauernde Frankreich dem beleidigten Rußland als Alliirter anbieten und wir zwischen zwei Feuer zu stehen kommen. Dieser Argumentation kann man täglich in deutschen

Blättern begegnen und sie scheint auch in Regierungskreisen für unwiderleglich zu gelten. An die Möglichkeit einer anderen Combination, daß Frankreich gegen Rußland und gegen uns mit den übrigen Großmächten Europas sich verbinden könnte, wird offenbar gar nicht gedacht. Und offen gestanden, erscheint diese Combinationin der That unmöglich, so müssen wir die Gunst des Himmels preisen. Ein größeres Unglück könnte uns, könnte Europa nicht treffen als ein Kampf der beiden nordischen Mächte gegen die verbündeten Völker des Westens und Südens. Es wäre das Grab der europäischen Cultur. Ueber den andern Wechselfall sorgen wir uns vorläufig nicht allzuängstlich. Wir hoffen, daß, sollte der Krieg zwischen Rußland und der Pforte unvermeidlich geworden sein, der Ausgang desselben die Eroberungsgelüste Rußlands abkühlen und seine Friedensliebe steigern werde. Unterdessen wird das namentlich in deutschen Kreisen verbreitete Vorurtheil, als ob die türkischen Christen ihren besten und einzigen Beschützer in Rußland fänden, schwinden und die wahre Natur der russischen Politik enthüllt werden. Und diese Klarheit zu gewinnen, kann für uns Deutsche keine schwere Arbeit sein. Wir haben bisher im Staatsleben die höchste Verkörperung der sittlichen Potenz verehrt wir werden nicht von nun an dem entgegengesetzten Grundsatze huldigen.

Der Sitz des deutschen Reichsgerichts.*)

Von O. M.

Mitten im Getriebe harter politischer Arbeit und sorgenvollen Trachtens um den vernünftigen Ausbau des Staats mahnt die Wende des Jahres uns Deutsche mehr als ein anderes Volk wie zur Rückschau auf die vollendete Wegstrecke, so zum Vorausblick auf den Berg noch zu überwindender Aufgaben. Eine ferne künftige Geschichtsschreibung, das Ganze des neunzehnten Jahrhunderts überschauend, wird den Verlauf der Entwickelung des Reichs deutscher Nation seit der Zertrümmerung des alten Verbandes im Jahre 1806 in seinen einzelnen großen Momenten, den Befreiungskriegen, der Gründung des Zollvereins, den Jahren 1848, 1866, 1870 vielleicht als überaus gesetzmäßig geordnet und in seiner klaren Folgerichtigkeit leicht übersichtlich darzulegen im Stande sein. Und schon unsere Enkel werden, fürchte ich,

---

*) Wenn der nachfolgende Artikel, aus der Feder eines unserer ersten Juristen, auch vor den jüngsten Ereignissen im Reichstag geschrieben ist, so hoffen wir doch, daß er unsern Lesern nicht minder willkommen sein wird. D. R.

kaum noch ein Verständniß dafür haben, mit welch verzweifelten Anstrengungen, mit wie selbstloser Hingabe aller idealen Kräfte des Volkes unter einer wahrhaft verwirrenden Fülle großer und noch mehr kleiner peinigender Schwierigkeiten aus einem unabsehbaren Haufen bunt durcheinander geworfenen Stoffs mühsam Stein für Stein zum Neubau in dieser Zeit zusammengetragen worden ist, wie im Drang und der Hast der Tage oft genug schon die Vorfrage, was zuerst anzugreifen sei, was zurückgestellt werden könne, nur unter aufreibenden geistigen Kämpfen eine vorläufige Lösung fand. Wenn in solchen Augenblicken, die mit der Möglichkeit des Aufathmens zu einer flüchtigen beschaulichen Selbstbetrachtung einladen, das lebende Geschlecht sich nicht gelegentlich selbst über gethanes und noch zu leistendes ausführliche Rechenschaft giebt, würde es der Dichtung vorbehalten bleiben, dermaleinst kommenden Geschlechtern lebendig vor die Seele zurückzurufen: Quantae molis erat Romanam condere urbem!

Mit dieser allgemeinen Betrachtung, dem unbestimmten Ausdruck mehr einer Stimmung, als eines Gedankens, wollte ich diesmal keine kritischen Glossen über den Stand deutscher Justizgesetzgebung eingeleitet haben. Der Gegenstand ist in diesen Blättern zu oft des Breiteren erörtert worden, als daß ich nicht gern der Versuchung entginge, mich wiederum in den gewohnten Geleisen betreffen zu lassen. Zudem liegen die entscheidenden Phasen parlamentarischer Verhandlung hinter uns und nur das Thun interessirt, das Gethane nicht. Wohl aber schien mir der Augenblick nicht ungünstig, an ihn die Besprechung einer Zukunftsfrage gleichmüthig anzuknüpfen, die zwar äußerlich gleichfalls mit der deutschen Gerichtsverfassung lose zusammenhängt, innerlich aber früher oder später weit über die Grenzen der Justizordnung hinaus für die großen Gestaltungen des nationalen Werdeprocesses charakteristisch und entscheidend zu werden verspricht. Ich meine den im Gerichtsverfassungsgesetze offen und besonderer Reichsgesetzgebung vorbehalten gebliebenen Sitz des künftigen deutschen Reichsgerichts. Es springt in die Augen, daß es für das Wesen deutscher Gerichtsverfassung so gut wie bedeutungslos ist, ob die Sentenzen unseres höchsten nationalen Gerichtshofs künftighin einmal von Berlin, Leipzig, Frankfurt, Cassel oder woher sonst datiren werden: für die Richtungen des Bundesstaats oder Einheitsstaats, der Centralisation oder Decentralisation und manche andere damit sehr eng zusammenhängende fragwürdige Probleme wird dagegen zweifellos die endgültige Bestimmung dieser juristisch so irrelevanten Oertlichkeit von verhängnißvoller Vorbedeutung sein.

Wenn wir lesen, daß nach Aufrichtung des „ewigen Landfriedens" unter Kaiser Maximilian I. auf dem Wormser Reichstage am 7. August 1495 die Einsetzung des „kaiserlichen und Reichskammergerichts" beschlossen und schon am 31. October 1495 das Gericht zu Frankfurt eröffnet wurde, so scheint

es fast, als sei die alte Zeit mindestens in der praktischen Ausführung ihrer Entschließungen etwas resoluter gewesen, als wir Modernen. Es wird uns nicht berichtet, daß man sich zu Worms allzulange den Kopf darüber zerbrochen habe, ob auch Frankfurt als königliche reichsunmittelbare Stadt, Wahlort und Krönungsstadt des römischen Kaisers und deutschen Königs unter allen Umständen und in jeglicher Hinsicht der absolut beste Sitz des Judicium Camerae Imperialis sei. Wir Deutschen von heute sind längst darüber einig, daß wir ein oberstes Reichsgericht aufrichten müssen, quälen uns seit über drei Jahren mit der Festsetzung seiner verfassungsmäßigen Organisation und Competenz ab, haben uns auch hierüber einigermaßen verständigt. Nur über das Wo? dieses Gerichts haben all die Jahre noch keine Meinung zu zeitigen vermocht. Ja, wir sind so sehr davon überzeugt, wie gerade hierüber heller Zwist aufzulodern droht, daß man nicht einmal mit einem förmlichen Vorschlage hervorzutreten wagte. Vorsichtig blieb der verfängliche Name der künftigen Reichsgerichtsstadt in den Justizgesetzen unausgesprochenes Geheimniß. Der erste Entwurf des Gerichtsverfassungsgesetzes bezeichnete ihn bekanntlich durch einige ominöse Puncte . . . . , deren Ausfüllung er den gesetzgebenden Factoren überließ. Dann sollte er der Einigung zwischen Kaiser und Bundesrath vorbehalten bleiben. Und endlich wurde er späterer reichsgesetzlicher Regelung anheimgestellt. Das heißt, wir haben beschlossen, uns später einmal zu gelegenerer Zeit ausführlicher darüber zu streiten. Das zerbrechliche Fahrzeug, das die deutschen Justizgesetze trug, war, wie man sagt, schon ohnehin mit unverträglichem Stoff bis zum Untersinken belastet.

Freilich liegen die Verhältnisse im neuen Reich vielfach verzwickter, als vor vierhundert Jahren im alten. Aber im Grunde sind es heuer doch mehr die Gedanken, die sich in der Enge des Kopfes hart aneinanderstoßen, als die Dinge im breiten Raum. Die letzteren sind tractabel genug, dafür hat die unabsehbare Reihe gewaltsamster Umwälzungen, deren Zeuge unser Jahrhundert gewesen, hinreichend gesorgt. Aber die Fülle zwiespaltiger Gesichtspuncte in unserem Gedankenkreise, die Masse der sich endlos durcheinander kreuzenden Fäden verschiedenartigster Grundsätze, Ziele, Strebungen, dieser bunte Wirrwarr von Raisonnements, Gemüthsneigungen, Gewöhnungen, Rücksichten nach tausend Seiten hin, das ist es, was dem individuellen, wie dem parteimäßig verbundenen politischen Gesammtwillen deutscher Nation jedesmal unendlicher Weisheit letzten praktischen Schluß so ungemein erschwert. Wir sind kaum noch im Stande, uns selbst zu setzen ohne eine Unzahl ängstlicher Bedenken und Vorbehalte je nach Ort, Zeit, Umstand, Verhältniß der eigenen zu fremder Person. Wie sollten wir so leicht die frische Farbe der Entschließung gewinnen, um dem künftigen Reichsgericht gebührenden Sitz einzuräumen?

Da ist zunächst der preußisch-unitarische Standpunct, der stramm erklärt: das Reichsgericht gehört dorthin, wo der Kaiser residirt, das Reichsregiment zu Hause ist, Reichstag und Bundesrath verhandeln. Also sei es in Berlin etablirt! Aber kaum ist auch nur das Wort „Berlin" den Lippen entfallen, und rund herum erheben sich Einreden und Widerreden. Dem unitarischen Zuge der Gerichtsverfassung ist durch das Dasein des Reichsgerichts volle Genüge geschehen — was hat die Stadt an der Spree damit zu schaffen? Daß der Reichskanzler mit den ihm unterstellten Reichsverwaltungsbehörden da installirt ist, wo der Kaiser Hoflager hält, ist selbstverständlich. Soll der oberste Gerichtshof der Deutschen in gleicher Linie, wie diese, dem kaiserlichen Imperium subordinirt sein? Will man unterstellen, das Reichsgericht, statt in vollster Unabhängigkeit ohne Ansehen der Person furchtlos Recht zu sprechen, müsse möglichst kurzer Hand dem Einflusse des Reichsregiments zugänglich gemacht werden? Noch ist die Reichsverfassung eine Bundesverfassung und Deutschland kein Einheitsstaat. Hätten wir eine natürliche oder historisch gegebene Reichshauptstadt, oder wäre Berlin eine solche, dann ließe sich der Anspruch der letzteren auf das Reichsgericht hören. Berlin ist jedoch nur Preußens Hauptstadt, und nicht annähernd die Capitale Deutschlands in dem Sinne, wie Paris für Frankreich, oder London für Großbritannien. Es ist thatsächlich weder im wirthschaftlichen, noch im geistigen Leben der Nation, weder in Wissenschaft, noch in den Künsten so sehr der Mittelpunct und Brennpunct unseres Volkskörpers, daß daneben alle anderen deutschen Städte zurückzutreten hätten. Das Reichsgericht ohne weiteres voll in die preußische Machtsphäre hineinzusetzen hat entweder gar keinen, oder nur üblen Sinn. Man müßte sich Mühe geben, dasselbe, soweit irgend Menschenwitz reicht, allen und jeden Einflüssen der politischen Gewalten zu entrücken. Frankfurt und Wetzlar, die alten Sitze des Reichskammergerichts, waren freie Reichsstädte, Lübeck, dessen hanseatisches Oberappellationsgericht die jetzige Reichsverfassung zum Staatsgerichtshofe erhob, verdankt der gleichen Eigenschaft seinen Vorzug. Wenn die Hansestädte dem heutigen Geschlecht nicht bequem genug liegen, um ihrem Frieden den Sitz des Reichsgerichts anzuvertrauen, dann sollte man im Herzen Deutschlands ein neutrales Gebiet in der besonderen Absicht schaffen, damit das Reichsgericht dort den ihm zukommenden Boden fände, nicht aber dasselbe gerade an die Stelle verweisen, wo alle Gegensätze unseres staatlichen Lebens sich am lautesten und am heißesten gegeneinander gebehrden. So etwa würden die Politiker argumentiren, welchen der Einheitsstaat quand même verleidet und die Erhaltung der föderativen Grundlagen unserer Reichsverfassung vor allem werth ist. Aber Berlin hat unter den Juristen noch andere und gefährlichere Gegner, als unter den Politikern.

Der große Grundsatz der Unabhängigkeit der Justiz steht auf dem Spiele.

Gleichviel, ob man als deutscher Parteimann Unitarier oder Particularist, ob einem das preußische Wesen sympathisch oder antipathisch ist: unter allen Umständen sollten die Mitglieder des höchsten Gerichtshofs in der ganzen äußeren Lebensführung von den immer für ihre Integrität gefährlichen Contacten mit der Hofluft und den Regierungsbureaus möglichst fern gehalten werden. Wer diesen Gesichtspunct mit Vorliebe vertreten will, muß sich dessen bewußt sein, daß es sich hier um die feinsten, flüchtigsten, ungreifbarsten Elemente moralischer Influenz handelt, die jede exacte Analyse, jede zwingende Beweisführung ausschließen. Wenn die Gegner sich dagegen mit einer Fluth ebenso plumper wie platter Redensarten erheben, den Verdacht der „Käuflichkeit" und „Corruption" deutscher Richter mit Emphase wegwerfen, entrüstet mit der Frage auffahren, wann man dergleichen in Berlin gehört, stolz auf die „juges à Berlin", auf einige Anecdoten preußischer Historiographie pochen und noch mehr dergleichen Zeug vorbringen, was wird darauf unser „unabhängiger" Jurist zu antworten vermögen? Ist er ein besonders vorsichtiger Mann ironischer Gemüthsart, so wird er vermuthlich schweigen und die Achseln zucken. Glaubt er seine Befürchtungen vertheidigen zu müssen, so wird er sich auf einige den Gegenstand leise anstreifenden Gegenbemerkungen beschränken. Es ließe sich vielleicht sagen, daß in den guten Tagen des preußischen Absolutismus die alten Hohenzollernkönige ihren Richtern ein damals ungewöhnliches Maß von Unabhängigkeit einräumten, weil sie zumeist dem fridericianischen Wort treu blieben: les lois doivent parler et le roi doit se taire. Wenn sie es aber gelegentlich für nöthig hielten, in den Gang Rechtens einzugreifen, haben sie es mit starker und rücksichtsloser Hand gethan, wovon die Annalen des Berliner Kammergerichts mancherlei zu erzählen wissen. Uebrigens seien alle diese Reminiscenzen leer und gegenstandslos, da zwischen den alten Zeiten des absoluten Regiments und dem modernen constitutionellen Parteiregiment für unsere Frage jede Aehnlichkeit und jeder Zusammenhang fehlen. Man könne alle unliebsamen Erinnerungen an den bedenklichen Unglauben, der lange Zeit in Preußen gegen die politische Unbefangenheit Berliner Obertribunals- und Staatsgerichtshofssentenzen verbreitet gewesen, ebenso bei Seite lassen, wie die verfängliche Stellung des Reichsgerichts als Staatsgerichtshof in Hoch- und Landesverrathssachen gegen Kaiser und Reich. Schon der Gedanke, daß die Mitglieder des Reichsgerichts nothwendig in Berlin unterschiedslos in der Masse der dortigen Geheimenräthe aufzugehen bestimmt sind, als Räthe erster oder zweiter Classe eingereiht in die bestehenden Rangordnungen mit den daran hängenden Ansprüchen an Titel, Ordensdecorationen, Courfähigkeit, Uniformen u. s. w., erbringe dem für die echte Würde unabhängiger Justiz empfänglichen Sinn eine Reihe höchst unerquicklicher, entmuthigender Vorstellungen. Werden sich aber durch

solche Sentiments diejenigen überzeugen lassen, welche den Begriff richterlicher Unbestechlichkeit nur zu denken im Stande sind in der Form einer bestimmten Zahl von Goldstücken oder Silberlingen? Die Aussicht hiefür ist nicht allzugroß?

Und sie wird, fürchte ich, auch dadurch nicht verstärkt werden, daß die Juristen gegen Berlin noch ein besonderes affectionelles Interesse geltend zu machen versuchen könnten. Diese jüngste der europäischen Weltstädte befindet sich vermöge ihrer Jugend und ihres raschen Wachsthums ersichtlich noch zur Zeit in einer etwas absurden Gährung ihrer Stofftheile. Sie ist kein anmuthiger Wohnort, weder für den Privatmann, noch für Behörden. Noch ist verzweifelt wenig Seßhaftigkeit in ihren Mauern, noch wirbelt alles kraus und bunt durcheinander, weiß nicht recht, wo es sich niederlassen soll, und nur die Ringe der Architekten haben ihre Freude daran. Der Ueberfluß an Bauplänen und Bauprojecten erstickt Plan und verständiges Ziel in der Gesammtthätigkeit für Privat- wie öffentliche Bauten. Wann und wo der Reichstag sein monumentales Daheim in dem architektonischen Wirrsal Berlins finden wird, bleibt gewöhnlichen Sterblichen verborgen. Das preußische Obertribunal behilft sich mit einer Etage und etwas Hintergebäude im Kammergerichtsgebäude auf der Lindenstraße. Soll dort vielleicht auch das Reichsgericht provisorisch unterschlüpfen, bis ihm dermaleinst ein unfehlbarer Baumeister die würdige Stätte bereitet hat? Man kennt die Dauer und die Art solcher Provisorien. Für das Reichsgericht würde sich das besonders unerfreulich gestalten. An die Herausbildung irgend eines collegialen Zusammenhangs, das Zusammenwachsen zu irgend welcher corporativen Gesammtheit wäre in Berlin gar nicht zu denken. Dazu gehört, daß die Genossen derselben Körperschaft sich auch äußerlich als zusammengehörig empfinden, daß ihnen die Möglichkeit geboten ist, menschlich mit einander zu verkehren, sich gesellschaftlich zusammen- und ineinander zu leben. Wo das Gemüth, der gesellige Trieb, Sitte und Gewöhnung des Hauses eine Rechtsgemeinschaft nicht zu befestigen hilft, wird das blos gesetzlich verordnete Band ihrer Solidarität bald verschlissen sein. In diesen anscheinend so gleichgültigen Dingen der äußeren Lebensführung steckt mehr von den Elementen wahrhaften Unabhängigkeitssinnes deutscher Gerichtshöfe, als der vulgäre politische Nationalismus mit seinem in Abstractionen einhertaumelnden Geschwätz sich träumen läßt. Man denke sich ein halbes Hundert Reichsgerichtsräthe, in sieben Senate nach Sachen und Bezirken vertheilt nebeneinander her arbeitend, im übrigen in ihren Privatbehausungen centrifugal nach allen Windrichtungen im Umkreise Berlins zerstreut wohnend — was stellt man sich dann noch Ernsthaftes unter dem Begriff „das Reichsgericht" vor? Unfehlbar wird es damit gehen, wie es heute den Mitgliedern des Berliner Obertribunals geht. Es ist nicht

lange her, da erzählte man sich in preußischen Juristenkreisen von zwei deutschen Herren, die einmal in schönen Sommertagen auf dem Rigi oder irgendwo anderwärts in den Schweizer Bergen sich zufällig begegneten, und als einander völlig fremd in eine Unterhaltung geriethen über Natur und Kunst, Recht und Politik. Eine gegenseitige Vorstellung wurde, wie das unter Deutschen leicht geschieht, vergessen; da sie aber beide Geschmack aneinander, sich auch beide in Gesinnung und Denkungsart in merkwürdiger Uebereinstimmung gefunden hatten, konnten sie vor der Trennung die Neugierde nicht unterdrücken, doch mit Hülfe des Fremdenbuchs zu erforschen, wer und woher wohl der interessante fremde Herr gewesen. Zu ihrer Ueberraschung entdeckten sie bei ihren beiderseitigen Namen den gleichlautenden Zusatz „Geheimer Obertribunalsrath aus Berlin". Ihr officielles Gedächtniß erinnerte sie jetzt daran, daß sie ja längst von einander wußten, und wäre nur das Glück ihnen günstiger gewesen, sie schon seit Jahren auf kürzerem Wege, als durch die Schweizer Tour, gute Freundschaft hätten schließen können. So machten ein paar Collegen vom Berliner Obertribunal gelegentlich mit einander Bekanntschaft. Ist das Geschichtchen nicht wahr, so ist es doch gut genug erfunden und entspricht den wirklichen Zuständen Berliner Collegialität. Würde man es da den Juristen, welche die schwere Bürde höchsten deutschen Richteramts auf sich nehmen sollen, arg verdenken können, wenn ihnen die Aussicht des Zusammenlebens in Preußens Hauptstadt wenig verlockend dünkte?

Doch, wenn man Berlin nicht will, was hat man denn besseres vorzuschlagen? Giebt es denn neben Berlin noch eine zweite deutsche Stadt, die, sei es aus historischen Rechtstiteln, sei es aus politischem Motive, sei es als natürlicher Mittelpunct des geistigen oder wirthschaftlichen Lebens auch nur gleich starke Ansprüche auf das Reichsgericht erheben könnte? Auf die Frage giebt es keine einfache Antwort. Man nennt neben Berlin Leipzig, ohne sich doch gerade für diesen Namen besonders zu erwärmen. Leipzig ist der Sitz des Reichsoberhandelsgerichts; man sollte glauben, daß dieselben Gründe, welche im Jahre 1869 bestimmend waren, den Rumpf eines obersten Reichsgerichts hierher zu verlegen, auch noch heute für das ganze Reichsgericht ausreichend sein müßten. Leipzig ist keine Residenz, kein von den politischen Mächten occupirter Platz; zwar soll es ein Klein-Paris sein, doch ist es noch immer keine werdende Groß- und Weltstadt. Als Sitz der wohl lebenskräftigsten, blühendsten deutschen Universität, als Hauptstapelplatz der geistigen Erzeugnisse deutscher Arbeit, als eine im besten Sinne freisinnige, nationale Stadt ohne particularistische Individualität hätte es empfehlende Eigenschaften zur Genüge für sich geltend zu machen. Man wird darüber in der Heimath dieser Blätter besser urtheilen können, als ich es aus der Ferne und Fremde vermag. Falls mich aber die Eindrücke jetzt herrschender Stimmungen nicht

täuschen, fehlt Leipzig durchaus die Fürsprache und Gunst der Mächtigen, und es hat die Eifersucht Berliner Gönner gänzlich gegen sich. Für die königlich sächsische Regierung schien es viel wichtiger zu sein, von dem Vorbehalt des § 7 des Einführungsgesetzes zum Gerichtsverfassungsgesetz Gebrauch zu machen, und für Sachsen das oberste Landesgericht als höchste Civilinstanz in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten gegen das Reichsgericht zu retten, als sich um Leipzig und die Erhaltung des Reichsgerichts Sorge zu machen. Umgekehrt hängt die Entschließung der preußischen Regierung, ob auch sie vorbesagten § 7 zur thunlichsten Conservirung des preußischen Obertribunals benutzen soll, wiederum vielleicht davon ab, ob das Reichsgericht nach Berlin oder gar nach Leipzig käme. Da haben wir ein fruchtbares Feld stiller und ausgesprochener Rivalitäten verschiedener Justizministerien, und verschiedenartigster moderner groß- und kleinstaatlicher Strebungen. Man braucht dann nur noch die Frage so zu formuliren, ob es für die Mehrzahl der Räthe am Reichsoberhandelsgericht nicht immer noch leichter und anziehender sei, nach Berlin überzusiedeln, als einigen Herren vom preußischen Obertribunal, Leipzig mit Berlin zu vertauschen, und die ganze Sache verliert sich vollends im Sande der verrufenen querelles allemandes!

Wird von Berlin und Leipzig abgesehen, werden die hier gebotenen Anknüpfungen an bestehende politische oder jurisdictionelle Organisationen fallen gelassen, dann ist freier Plan auf der deutschen Landkarte für den Neubau des Reichsgerichtssitzes aus grünem Holz. Laune, wie Willkür, norddeutsche wie süddeutsche Herzensneigung, Liebe für Alterthümer wie für landschaftliche Schönheit, particularer, wie municipaler Ehrgeiz können sich mit Vorschlägen und Projecten tummeln. Herr Windthorst hat im Reichstage für Wetzlar plaidirt, wohl weniger aus Pietät für das Reichskammergericht trostlosen Andenkens, wie aus Gravitation nach dem süddeutschen Ultramontanismus. Vielleicht wäre Bamberg oder Augsburg der Centrumsfraction noch erwünschter. Anderwärts soll für Kassel Stimmung vorhanden sein. Die sogenannte „centrale" Lage dieser verblichenen Residenz wird in unserem Zeitalter der Eisenbahnen als eine besonders empfehlenswerthe Eigenschaft gerühmt, und der moderne Eisenbahnstandpunct ist zweifellos außerordentlich wichtig für alle Dinge. Indessen haben die Stadtverordneten von Erfurt entdeckt, daß sie noch „centraler" situirt sind als Kassel, und, da ihre Stadt überdies einmal ein Stück deutsches Parlament beherbergt hat, brauchen sie mit ihren Wünschen, das Reichsgericht für sich zu erwerben, nicht zurückzuhalten. Mit der Zeit werden sich wohl noch weitere Prätendenten unter den deutschen Städten im Wettbewerb um das deutsche Reichsgericht melden. Vom nüchtern praktischen Standpunkte aus möchte man den Bewerbern rathen, sie sollten ihre Ansprüche mehr durch den Nachweis einer passenden und würdigen Wohn-

stätte, die sie dem Reichsgericht bereit zu stellen vermögen, als durch das geographische Cirkelmaß der Ortsentfernungen begründen. Denn, sind wir erst einmal dahin gelangt, die Sache als eine gewöhnliche Frage der Zweckmäßigkeit zum Austrage zu bringen, so dürfte hierfür denn doch die Behaglichkeit und Geräumigkeit des Hauses, in welchem die Oberrichter Deutschlands ihres Amtes walten sollen, wesentlicher sein, als die Zahl der Eisenbahnkilometer, welche die Acten hin und her zu wandern haben?

Wer wird schließlich den Streit erledigen und all der Unbestimmtheit ein Ende machen? In dem Augenblicke, da diese Zeilen geschrieben werden, lagert ein dichter trüber Nebel über allen Aussichten deutscher Gerichtsreform. Nicht mehr das allein ist unsicher, wo das Reichsgericht dermaleinst hausen soll: man erkennt ebensowenig mehr, wo die gesammten Justizgesetze bleiben werden, ja man fragt, wo eigentlich der Sitz des Reichsregiments zu finden ist. Wir bildeten uns bisher ein, mindestens in dem Reichskanzler einen festen, kräftig wirkenden Punct reichsbehördlicher Organisation für die Gesetzgebung und Verwaltung zu besitzen. Versagt dieser Träger des Gebäudes, wer wird den Verband des Reichs vor Lockerung und Zerbröckelung des losen Gefüges schützen? Nachdem die Entwürfe der großen Justizgesetze, zwischen einem namenlosen Reichskanzleramt, einer bundesräthlichen Vielköpfigkeit, und einer liberalisirenden Advocatur des Reichstags drei Jahre hindurch ein qualvolles Dasein gefristet, scheut im letzten entscheidenden Augenblicke Kanzler, Bundesrath wie Reichstag davor zurück, die Verantwortlichkeit für das Zustandekommen, wie für das Scheitern des Gesetzgebungswerkes zu übernehmen. Wir haben uns lange genug in der trügerischen Vorstellung gewiegt, vorläufig biete eine flott arbeitende Legislation dem Reiche genügenden Ersatz für den Mangel an Organen in Haupt und Gliedmaßen. Jetzt, wo bei dem wichtigsten Stück organischer Gesetzgebung jene verleitliche Idee ihre erste Probe bestehen soll, läßt sie uns kläglich im Stich. Selbst in dem geduldigsten deutschen Gemüth erwacht die unmuthige Erkenntniß, daß es in der bisherigen Art nicht weiter gehen darf, soll der schwache Körper des Reichs nicht vor der Zeit schwindsüchtig werden. Wie sich auch diese Krisis wenden möge, und wir sollen ohne Kleinmuth vertrauen, daß der gute Genius unseres Volkes uns auch hierüber hinforthelfen wird: die bitteren Erfahrungen, welche uns die Adventstage des Jahres 1876 erbracht haben, können nicht leicht wieder vergessen werden. Mögen sie dermaleinst dem neuen Reich zum Heil und der deutschen Justiz zum Frommen gereichen!

Tizian in Augsburg.

Von J. A. Crowe.

Die Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts zeigt uns nicht wenige italienische Künstler, in denen die Sehnsucht nach fremden Ländern unwiderstehliche Gewalt gewinnt, die in der Hoffnung reicheren Gewinnes gern dem Ruf kunstsinniger Fürsten folgen, um, der Heimath fern, das bittere Brod der Fremde zu essen. Unter ihnen ragen vor anderen hervor: Lionardo da Vinci und Fra Giocondo, Andrea del Sarto, und Solario, Paris Bordone und Benvenuto Cellini, Tizian vor allen, dessen gewaltige Gestalt fast ein Jahrhundert hindurch das ganze Gebiet der norditalischen Malerei beherrscht. In erster Linie ist es Paris, welches für die Wage- und Wanderlust der Künstler den mächtigsten Anziehungspunct bildet: Tizian allein von allen den großen Malern verkehrte mit dem deutschen Kaiserhofe. Ueberall freilich, wo die italienische Kunst durch hervorragende Männer an europäischen Höfen vertreten wird, macht sich die Anekdote breit; selbstverständlich, daß dem Künstler ganz besondere Ehren zu Theil werden. Lionardo stirbt in den Armen des Königs Franz und Karl V. hebt in eigener Person Tizians Pinsel von der Erde auf. Aber wie viel interessanter ist es doch, die verbürgten Nachrichten von ihrem Lebensgang zu sammeln und klarzulegen, als den Spuren dieser prunkvollen Anekdoten nachzugehen. Ein weit treueres Bild der Verhältnisse, als es die dicken Bände historischer Anekdotenkrämer bieten, läßt sich aus dürftigen Rechnungsbüchern und Bilderinventarien gewinnen. Und Tizian namentlich scheint aus diesen in neuer, fast großartiger Gestalt zu erstehen. Es wäre gewagt, anzunehmen, daß er ohne Mühe und Sorgen sich die Stellung erwarb, die er zuletzt am kaiserlichen Hofe errungen; die Gunst Karl V. hat er erst genossen, als er schon einen hervorragenden künstlerischen Ruf in Venedig, Ferrara, Mantua und Mailand besessen hat; ehe der Kaiser überhaupt an eine italienische Reise dachte, war Tizian als Künstler und Schöpfer der venetianischen Landschaftsmalerei bereits rühmlich bekannt. Schon 1518 war die berühmte Himmelfahrt Mariä vollendet worden, 1523 waren der Cyclus der Bacchanalen in Ferrara und die Madonna im Vatican in Rom gleichzeitig erschienen, 1526 und 1530 die Meisterwerke: die Madonna der Casa Pesaro und der Tod des Petrus Martyr in Venedig.

Zur Zeit, als der Kaiser sich nach Bologna zur Krönung begab, wurde ihm kaum Gelegenheit geboten, die Bekanntschaft Tizians zu machen. Damals nahmen ihn wohl ausschließlich politische Geschäfte in Anspruch, während der Maler selbst in der Lagunenstadt, ungewiß über das Schicksal Italiens, der Ent-

scheidung der Frage wartete, ob nicht Venedig sich bald in kriegerischen Beziehungen zum Reich befinden würde. Doch knüpften sich an diesen Aufenthalt in Bologna die ersten Fäden zu einer näheren Beziehung zwischen Kaiser und Künstler. Unter den Räthen der Krone befand sich damals der Großcomthur von Kastilien, Cobos. Er war der Vertraute des jungen Monarchen, und der Vorläufer des bekannten Kanzlers Granvella, von diesem freilich insofern verschieden, als Karl V. in vertraulichen Mittheilungen an seinen Sohn über Cobos Ursache zu der Klage fand, daß seine politischen Fähigkeiten durch gesellschaftliche Fehler beeinträchtigt würden. In Bologna nun verkehrte Cobos viel im Hause der Gräfin Pepoli, wo er ganz besonders die Hofdame Cornelia auszeichnete. Diese Galanterie gab dem Markgrafen von Mantua, Federigo Gonzaga, Veranlassung, das Bildniß Cornelias von Tizian malen zu lassen. Er übersandte das Bild an Cobos, in der Hoffnung, sich durch dieses Geschenk dem Wohlwollen des allmächtigen Günstlings zu empfehlen. Und wahrscheinlich war es dies Porträt, welches die Aufmerksamkeit des Kaisers zum ersten Mal auf Tizian gelenkt hat.

Als im Jahre 1532 der Kaiser, von Cobos begleitet, zum zweiten Mal nach Italien kam, schlug er sein Lager in Mantua auf und fand hier hinreichende Gelegenheit, die Kunst des Meisters in den verschiedensten Gestalten kennen zu lernen. Der Markgraf von Mantua war ein Neffe Alfonzos von Este, dessen Hofmaler Tizian seit 1516 war; wahrscheinlich durch Vermittelung seines Oheim hatte Federigo die Bekanntschaft Tizians gemacht, jedenfalls erhielt seit 1523 das prachtvolle Schloß von Mantua, dessen Räume schon früher von Mantegna, Costa und Giulio Romano geschmückt worden, durch Tizian eine neue Zierde. Als Karl V. am 6. November 1532 in diesem Palast abstieg, befanden sich in der sogenannten Rüstkammer das Kinderporträt Federigos von Rafael, del Sartos Copie Leos X. nach Rafael und das Bildniß des Markgrafen im Mannesalter von Tizians Hand. Letzteres erregte, als der kaiserliche Gast das weit berühmte Schloß in Augenschein nahm, eine so große Bewunderung, daß er den Wunsch aussprach, den Maler persönlich kennen zu lernen. Sein Wirth lud sofort Tizian ein, nach Mantua zu kommen, und obschon dieser nicht gleich dem Rufe Folge leisten konnte, begab er sich kurze Zeit darauf nach Bologna, wohin der Kaiser mit dem Markgrafen und Cobos aufgebrochen war. Der Zweck dieser kaiserlichen Reise war mannichfaltig. Obenan standen die Verhandlungen wegen der Berufung eines Concils. Daneben ging der Ausgleich des Streites zwischen dem Papst und dem Herzog von Ferrara, wegen Modena und Reggio. Cobos war die Seele dieser Unterhandlungen, und jeder Partei mußte daran liegen, ihn für sich zu gewinnen. Sehr geschickt verwerthet Alfonzo die Thatsache, daß sowohl Kaiser wie Günstling von Tizian wie bezaubert sind, und läßt unter der Hand durchblicken,

daß er geneigt sein würde, das Wohlwollen beider durch Abtretung tizianischer Meisterwerke zu erkaufen. Zu dem Ende schlägt er den Maler selbst als Sachverständigen vor. Cobos verlangt von Tizian eine Liste der besten Gemälde aus den herzoglichen Sammlungen, und dieser nennt nicht nur Madonnen und Heiligenbilder, sondern auch das Porträt des Herzogs, das Alfonzo wohl selbst kaum mit einbegriffen hatte. Nach vielen Für- und Gegenreden kommt ein Ausgleich zu Stande. Cobos liefert dem Kaiser das Porträt Alfonzos, behält aber wohl die übrigen Bilder für sich, der Herzog gewinnt Modena und Reggio, und Tizian die Ehre, daß Karl V. ihm sitzt. Aus dieser Periode stammen die verschiedenen Porträts des Kaisers in stehender Auffassung, von denen noch einzelne in den Gallerien Europas existiren.

Nach Abschluß dieser Conferenzen kehrte Karl V. nach Spanien zurück, ließ aber auf der Rückreise für Tizian in Barcelona den bekannten Adelsbrief ausfertigen, der dem Maler die Würde eines Pfalzgrafen verlieh, mit allen Privilegien, die damals mit einer solchen Rangserhöhung verbunden waren. Später erging zwar zu öfteren Malen ein Ruf an den Meister, nach Spanien zu kommen, indessen wurde demselben nie Folge geleistet; nur wenn der Kaiser Italien durchzog, ließ sich Tizian herbei, den Hof zu besuchen. So erschien er 1536 mit dem Markgrafen im Lager von Asti, wo Karl V. die unglückliche Campagne gegen Frankreich vorbereitete; 1541 in Mailand, von wo aus die Expedition nach Algier ins Werk gesetzt wurde. Erst 1547 gelang es dem Kaiser, den Maler aus Italien zu locken, und zwar zu der Zeit, als der Reichstag in Augsburg, nach der Niederlage der Protestanten in Sachsen, zusammenberufen worden war.

Augsburg war im sechszehnten Jahrhundert die Handelsmetropole Süddeutschlands und als solche der Mittelpunct des Verkehrs zwischen Norddeutschland, Italien und der Levante. Die meisten Augsburger Kaufherren der alten Patriziergeschlechter besaßen größere Niederlagen, einzelne sogar Paläste in der alten Dogenstadt, und manche Gestalt, die Tizian hier entgegentrat, war ihm von früheren Zeiten her wohl vertraut. So traf er unter dem Hofstaat die bekannten Gesichter eines Gaztelù, Figueroa, Vargas, des Prinzen von Salerno, Vitelli und Castaldo, nicht zu gedenken der Fugger, von denen Anton eben die Uebergabe Augsburgs vermittelt hatte, dessen Söhne Johann, Jacob und Georg wohlbekannte Gönner Tizians und seines Freundes Aretino waren. In monumentaler Beziehung übte Augsburg wohl wenig Anziehungskraft auf einen italienischen Gast aus; doch darf man annehmen, daß die mit Fresken geschmückten Häuser der langen Straßen zwischen Dom und St. Ulrichskirche Tizian angeheimelt haben, da sie ihn an die norditalienischen Städte erinnert haben werden. Das Interesse der Zünfte scheint mehr auf

die Befestigung und sonstige Anlagen zur wirthschaftlichen Entwickelung der Stadt gerichtet gewesen zu sein, als auf architektonische Ausschmückung, und Kirchen und öffentliche Gebäude tragen bei weitem nicht den großartigen Charakter der Schwesterstadt Nürnberg. Sucht man hierfür eine Erklärung, so muß man sich vergegenwärtigen, daß Männer wie die Fugger, Welser und Baumgartner, die vermittels ihres Reichthums natürliche Förderer der Künste gewesen wären, nicht an der Spitze des städtischen Gemeinwesens standen. Was jetzt noch in Augsburg von monumentalem Schmuck existirt, stammt jedenfalls zum größten Theil aus dem siebzehnten Jahrhundert und nicht aus der Zeit, zu der Tizian dort auftrat. Sein Aufenthalt fällt zusammen mit der Verwirklichung der weitgehenden politischen Pläne des Kaisers. Nicht nur war Tizian Augenzeuge der Unterdrückung des protestantischen Elementes in den schwäbischen Städten, der Einführung des Interims und der zwangsweisen Herstellung des religiösen Friedens, er konnte auch beobachten, wie Karl V. die Churfürsten zu politischen Verhandlungen einlud und sie gleichzeitig aufforderte, mit ihren Familien an den zahlreichen Hoffestlichkeiten theilzunehmen, obschon der Kaiser selbst aus Gesundheitsrücksichten sich von der rauschenden Geselligkeit zurückzog und es seinem Bruder Ferdinand übertrug, ihn zu vertreten. Während Karl allein zu Tisch saß und sich darauf in seine Gemächer zurückzog, um die Vorträge seiner Räthe anzuhören, übte der König von Böhmen die gesellschaftlichen Pflichten seines kaiserlichen Bruders aus. Es fand damals ein Zusammenströmen fürstlicher Gäste statt, wie die Geschichte es selten zu verzeichnen hat. Ferdinand selbst hielt Hof mit seinen vier unverheiratheten Töchtern und dem Verlobten einer derselben: Philibert Emanuel von Savoyen. Seine beiden Söhne, der spätere Kaiser Max, und Ferdinand, bekannt durch seine Heirath mit Philippine Welser, führten jeder seinen eigenen selbständigen Haushalt.

Unter den Gästen des Hoflagers sah man Albrecht III. von Baiern, begleitet von Anna, Tochter des Königs Ferdinands, Pfalzgraf Friedrich II. und seine Frau Dorothea von Dänemark, deren Schwester Christine sie begleitete, die Wittwe von Franz Sforza und Franz von Lothringen. Eine Hauptrolle spielte Maria, Königinwittwe von Ungarn, vertraute Rathgeberin Karls V., und seine Stellvertreterin in den Niederlanden, deren Schlösser zu Binz, Türnhout und Mariemont mit denen zu Chambord und Blois an Pracht wetteiferten, und deren Stolz es war, Bilder von allen berühmten Künstlern zu besitzen. Außerdem waren der Kanzler Granvella mit seiner Frau: Dame Nicole Bonvalot, und seinen Söhnen Anton und Thomas, der Herzog von Alba und Madruzzi, Cardinal von Trient, im Gefolge. Auch Moritz von Sachsen erscheint vorübergehend, um sich seinen Churhut zu holen, der ihm nach der Schlacht von Mühlberg versprochen worden war. Der alte

Johann Friedrich muß vom Fenster eines fuggerschen Hauses mit ansehen, wie sein Nachfolger in feierlicher Ceremonie mit der reichsfürstlichen Würde belehnt wird.

Tizian betritt diesen auserwählten Kreis im Januar 1548. Als siebzigjähriger Greis scheut er sich nicht, den schweren Ritt über die Alpen im tiefsten Winter zu unternehmen. Nicht über Verona und Trient; sondern über Conegliano, Ceneda, Belluno, Cadore, Cortina, durch das Pusterthal nach Innsbruck ging der Weg bis Augsburg, wo er vom Kaiser mit Zuvorkommenheit empfangen wurde und sogleich versprechen mußte, ihm sein Bild zu malen, wie er in voller Rüstung der Elbe zureitet, um die Schlacht von Mühlberg zu leiten. Das überlebensgroße Reiterbild*) stellt Karl V. als siegreichen Feldherrn dar, im Gegensatz zu Johann Friedrich, dessen Bildniß Tizian ebenfalls entwerfen mußte, und das den Gefangenen zeigt, wie er im einsamen Gemach mit der noch sichtbaren Wunde sitzt**).

Dieselbe Schlacht gab Stoff zu einem dritten Porträt, denn nach noch vorhandener Beschreibung saß Moritz von Sachsen dem großen Meister, in vollem Kriegsschmuck; nur ist das Bild selbst leider verloren gegangen. Aehnliches Schicksal haben die folgenden Porträts, die Tizian in den acht Monaten seines ersten Aufenthalts in Augsburg angefertigt hat: Königin Maria von Ungarn, im Alltagsgewand; Christine und Dorothea von Dänemark; Marie Jacqueline, Prinzeß von Baden, Wittwe von Wilhelm I. von Baiern; Herzogin Anna von Baiern und ihre vier Schwestern; König Ferdinand und seine beiden Söhne; Philibert Emanuel von Savoyen und der Herzog Alba. Von einzelnen dieser Bilder sind indessen die Skizzen noch vorhanden, wie z. B. die des Königs Ferdinand, die sich in der Sammlung des Grafen Giustiniani Barbarigo in Padua befindet. Gut erhalten und noch in der Vaterstadt der Granvellas befindlich ist das Porträt des Kanzlers Nicholas, mit schönem weißen Bart und dem Orden vom goldenen Vließ. Es ist zweifelhaft, ob aus dem Jahre 1548 oder aus einer späteren Zeit das Porträt vom Kardinal Anton Granvella herstammt, an welches sich eine Anecdote knüpft. Es soll an den Erben des Grafen Cantecroix gekommen sein, nachdem dieser von der ganzen übrigen Erbschaft ausgeschlossen worden. In Folge dessen hing der erzürnte Graf das Bildniß seines großen Oheims an einem nicht gerade für Familienbilder bestimmten Orte seines Hauses auf: „afin, disait-il, de lui faire tous les jours la grimace.“

Der Kaiser entließ Tizian im August desselben Jahres, nachdem er das Gehalt, was derselbe jährlich von ihm bezog, als Pension verdoppelte. Es

*) Museum von Madrid.
**) Belvedere in Wien.

ist bezeichnend für die ungeheure Arbeitskraft des greisen Meisters, daß während des achtmonatlichen Aufenthalts in Augsburg über zwanzig Porträts entworfen sind, von denen wenigstens eins überlebensgroß ausgeführt worden ist; indessen darf nicht vergessen werden, daß er von Gehülfen begleitet wurde, zu denen auch sein Verwandter Cesare gehörte, der uns in seinem Costümbuch angiebt, daß er bei dem Bildniß des Kurfürsten mitgearbeitet habe. Auf dem Rückweg nach Italien besucht Tizian Innsbruck und den Hof König Ferdinands, dessen drei jüngste Töchterchen er auf einer Leinwand porträtirt. Er erhält daher die Berechtigung, während dreier Jahre im Tiroler Wald Holz nach Belieben fällen zu dürfen. In Trient liefert er auf der Durchreise das Porträt des Kardinals Madruzzi und erreicht sein eigenes Heim in Venedig im October 1548. Seine Freunde behaupteten, er sei als armer Maler ausgezogen und als reicher Fürst heimgekehrt. Aber noch einmal sollte Tizian nach Deutschland ziehen. Zum zweiten Mal ruft ihn Karl V. nach Augsburg, als er dort im Jahre 1550 den Reichstag und die Fürsten um sich versammelt hatte. Es galt nicht nur, das Tridentiner Concil wieder ins Leben zurückzurufen, sondern die Erbschaft des Kaiserreichs endgültig zu erledigen. Karl V. und Maria von Ungarn glaubten, daß die Wohlfahrt der Habsburger einen Ausschluß der Söhne Ferdinands zu Gunsten Philipps von Spanien als Erben des Kaiserreichs erheischten. Hatte Tizian früher den Kaiser selbst zu verherrlichen, so kam es jetzt hauptsächlich darauf an, ein möglichst vortheilhaftes Bildniß des kaiserlichen Sohnes herzustellen. Auch diesmal finden sich in Augsburg dieselben hochgestellten Persönlichkeiten wieder ein, beinahe dieselben Namen sind unter den Gästen aufzuzeichnen. Genau ist nicht festzustellen, wann Tizian unter sie trat, aber am 4. November 1550 berichtet er an Aretino seine Ankunft und unter dem 11., daß er vom Kaiser empfangen worden, dann Philipp in Gegenwart des Herzogs von Alba und anderer Granden vorgestellt sei und mehrere Herren vom Hofe bereits gesprochen habe. Ehe ein Monat verflossen, hat Tizian schon das Porträt Philipps gemalt, nach welchem später die zahlreichen Wiederholungen entstanden, die beinahe in jeder Gallerie zu finden sind. Dieses Meisterwerk nun war es, das im Jahre 1553 von Maria von Ungarn nach England als Brautwerber gesandt wurde und Maria Tudor bewog, dem spanischen Prinzen ihre Hand zu schenken.

Es ist aus der Geschichte bekannt, wie die ehrgeizigen Wünsche des Kaisers in Bezug auf seine Dynastie sich nicht verwirklichten. Es gelang nicht, Philipp als Erben seines Vaters im deutschen Reiche festzusetzen; und die Enttäuschung wirkte so lähmend auf das Gemüth des Kaisers, daß sich in ihm der Hang zur Melancholie weiterentwickelte, der schließlich seinen Rücktritt herbeiführte.

Daß schon jetzt diese Idee im Keime lag, beweist des Kaisers Auftrag an Tizian, das berühmte Gemälde der heiligen Dreieinigkeit zu componiren, ein Bild, das erst im Jahre 1554 vollendet wurde und Karl V. nach Juste begleitete. Es hängt jetzt im Madrider Museum und zeigt uns den Kaiser, wie er von der Jungfrau der oben schwebenden heiligen Dreieinigkeit empfohlen wird. Die Krone liegt zu seinen Füßen, und hinter ihm kniet seine Familie im Büßergewand. Den Schluß der Composition bilden Propheten, Patriarchen und Heilige. Der intime Verkehr zwischen Kaiser und Künstler war offenbar damals so auffallend, daß es Melanchthon für der Mühe werth hielt, eine Bemerkung darüber in einem Briefe an Camerarius zu machen; Melanchthon mag durch Kranachs Vermittelung darauf aufmerksam gemacht worden sein. Jedenfalls waren Kranach und Tizian in Augsburg befreundet worden, und die Beziehungen der beiden Maler erhöhen das Interesse, das sich an diesen zweiten Aufenthalt Tizians in Augsburg knüpft. Lucas war aus Wittenberg zu seinem gefangenen Kurfürsten gerufen worden, dem er sich als treuer Freund bewährte; und es mag wohl Johann Friedrich gewesen sein, der die beiden Meister zusammenführte. Wir wissen nicht, ob Tizian das Bildniß Kranachs malte, aber zweifellos ist, daß er selbst seinem deutschen Nebenbuhler gesessen hat. Das Porträt selbst ist verschollen, findet sich aber verzeichnet in der Liste der Bilder, die für den Kurfürsten in Augsburg gemacht wurden, und die dem Kranach ihrer Zahl wegen den Namen Pictor celer eintrugen.

Nicht ganz so reich an Ausbeute ist diese zweite Reise, aber immerhin erhält Tizian eine schöne Belohnung von Philipp selbst, und vom Kaiser in Philipps Namen eine Pension von fünfhundert Scudi, und den Rang eines spanischen Granden für einen seiner Söhne. Ob er außerdem Nebeneinnahmen hatte, ist nicht ausreichend bestätigt, nur giebt es noch indirecte Kunde, daß er den Secretär und den Zwerg des Thronerben in dieser Zeit porträtirt hat. Die Wichtigkeit, welche man dem Verhältniß des italienischen Malers zum kaiserlichen Hof beilegte, erhellt aus der Nachricht, deren Echtheit allerdings bestritten werden kann, daß Tizian, von Augsburg zurückkehrend, eingeladen wurde, vor dem großen Rathe in Venedig zu erscheinen, um wie die berühmtesten Gesandten Bericht über seine Thätigkeit zu erstatten.

Durham.

Von Reinhold Pauli.

In allen Tagen der Geschichte hat dasjenige Gebiet des northumbrischen Englands, das, von einigen Aesten des penninischen Centralrückens und vielfach gewundenen Wasseradern durchzogen, mit lange ungeahnten Mineralschätzen in seinen Eingeweiden die felsige Stirnseite nach der Nordsee hinausstreckt, auf die engeren und weiteren Geschicke bestimmend eingewirkt. Hier stützte seine rechte Flanke auf günstige Bodenverhältnisse jener Pictenwall, den das Kaiserthum Hadrians zum Schutz der römischen Colonie in Britannien wider den Sturmlauf unbezwungener Stämme des Nordens quer über die Insel warf. Seine behauenen und beschriebenen Steine, die in Menge ausgegraben werden oder in altem Gemäuer stecken, deuten auf eine Epoche früher, lange dauernder Gesittung zurück. Hier gewannen dann wieder mit der niederdeutschen Besitzergreifung die Angeln den kräftigsten Halt gegen die in Rasse und Glauben ihnen in alle Wege widerstrebenden Kelten. Wie fast überall an hart bestrittenen Marken zeitigte das Germanenthum auch hier besonders reife Früchte.

Unmittelbar aus der Begründung einer jungen streitenden Kirche durch König Oswald und den Schotten Aidan von St. Columbans Insel entsprang in Northumbrien an einer Reihe heiliger Stätten jene berühmte Pflanzschule für die übrige germanische Welt, deren Sendboten weder vor der Wildheit des Meeres noch dem Trotz der Menschenseele zurückbebten, um zugleich mit der Rechtgläubigkeit eine schulmäßige Saat der Bildung auszustreuen. Nicht von ungefähr weisen die dürftigen Anfänge festländischer Jahrbücher seit dem siebenten Jahrhundert auf das kleine Eiland Lindisfarne zurück, das Stift des heiligen Cuthbert und seiner Mitstreiter, die, wie Aidan, Finan, Colman, sogar noch undeutsche, keltische Namen tragen. Nicht von ungefähr lebte und wirkte dann der Begründer umfassender Forschung, der große Lehrmeister der Germanen und Romanen, der ehrwürdige Baeda, in zwei kleinen monastischen Häusern am Wear, dessen Wasser die steile Höhe des Croßfell mit dem stürmischen Meer in Verbindung setzen. Hier gedieh, von allen Störungen der Natur und der Völker unbeeinflußt, durch keine Lockungen der fernen Außenwelt abgezogen, jenes Studium, das im Dienste Gottes und der Kirche feste chronologische Regeln entwarf und Muster zu den verschiedenen Gattungen der Geschichtschreibung aufstellte. Gleich dem großen Weltweisen von Königsberg hat Baeda, der doch Vergangenheit und Gegenwart zu umfassen strebte, die enge Heimath an der äußersten Grenze seines Stammes niemals ver-

lassen. Mochten die Könige der Sachsen und die Bischöfe Roms ihn noch so oft einladen, da, wo er gelernt und gelehrt, wollte er auch sterben. Mit dem letzten Federzuge, der den Schluß des Johannesevangeliums in sein geliebtes Anglisch übertrug, hauchte er, wie eine artige Erzählung berichtet, das Leben aus. Um so heller und wärmer leuchtete jene stille Werkstatt der Cultur noch im Zeitalter Karls des Großen, bis bald hernach die zerstörende Wuth der Scandinaven mit ausgesuchter Grausamkeit gerade auf diese kirchenreiche, anbetungsvolle und studienfrohe nordenglische Landschaft fiel. Die Stiftung St. Cuthberts und die Klöster am Wear schienen in dem Untergange des nationalen Königthums begraben. Nur in unendlichen Fährnissen wurden die Gebeine des Heiligen mit wenigen kostbaren Geräthen und Büchern vor der Beutegier der Vikinge über Land und Meer zu den Iren und den Westsachsen gerettet, bis sie nach vielen Irrfahrten, als auch die Dänen, von Aelfred dem Großen besiegt, den Anfang mit der Taufe machten, wieder auftauchten. Im Jahre 883 wurde der Bischofsstuhl von Lindisfarne zu Cunegaceaster, heute Chester le Street, einem kleinen Ort am Wear auf römischem Untergrund, wieder aufgerichtet, wo er in den wirrsten Zeiten Northumbriens ein kümmerliches Dasein fristete, bis ihn 995 Bischof Ealdhun mit vorausschauendem Blick etwas weiter stromauf dem Gebirgsland zu auf einen von der Natur zur Sicherung und zur Herrschaft vorgezeichneten Fleck verlegte.

Da, wo der Strom schroff nach Süden ausbiegt, erhebt sich lang und schmal ein hoher Felsrücken, gleich einem Vorgebirge auf drei Seiten von Wasser umflossen, Dunelmum, Durham, bis dahin noch unbewohnt und von dichtem Wald bewachsen, wie denn auch heute noch dem Wear ein schöner Baumschlag verblieben ist. Steil steigt das Gelände vom Ufer empor, so daß eine oben begründete Niederlassung leicht zu vertheidigen war und endlich die aus besseren Tagen herübergeretteten kostbaren Reliquien St. Cuthberts sich vor den um die Obergewalt im Lande ringenden Dänen und Schotten bergen konnten. Es dauerte nicht lange, so entstand quer über die Breite der natürlichen Halbinsel ein stattliches Münster und nach Norden, zu beiden Seiten an den Fluß sich lehnend und mit den nöthigsten Befestigungen versehen, die Stadt. Als sich im elften Jahrhundert die Schottenkönige Malcolm und Duncan nach einander an ihr versuchen wollten, wurde ihr Anlauf von den Bürgern heldenmüthig abgewehrt, die Köpfe der erschlagenen Feinde, wie es der Rassenhaß erforderte, in grauenhafter Reihe auf dem Markte aufgepflanzt. Der Bischof aber in engster Verbindung mit dem Capitel und der jungen städtischen Ordnung repräsentirte hier auf einem vorgeschobenen Posten christliche und germanische Herrschaft. Die Kanoniker seines Stifts ließen sich angelegen sein, die verehrungswürdigen Gebeine der zahlreichen Bekenner und Lehrer aus der vorscandinavischen Blüthezeit der northumbrischen Kirche,

darunter auch Baedas, aufzuspüren, um sie in ihrem hoch und sicher gelegenen Gotteshause beizusetzen. Nur noch einmal, als Wilhelm der Eroberer auch den Norden überzog, um unter den anglodänischen Gewalthabern mit Furcht und Schrecken aufzuräumen, glaubte Bischof Aethelwine den Stiftsheiligen an der ursprünglichen Stätte, auf dem von den Meereswogen umspülten „heiligen Eiland" bergen zu müssen.

Indeß eine vollständige Umwandlung, die Begründung fester politischer Zustände in diesen hochwichtigen Grenzstrichen war doch im Anzuge. Die Synode von Winchester zu Ostern 1070 griff wie über die ganze englische Kirche auch hier hinaus. Als jener Bischof, sein Münster feige im Stich lassend, gar über das Meer nach Köln entweichen wollte, gerieth er dem gewaltigen Herrscher in die Hände, der ihm dann in kurzem der neuen Kirchenpolitik gemäß in dem Lothringer Walcher einen Nachfolger bestellte und diesen durch den northumbrischen Grafen in sein Stift einführen ließ. Als dann bald hernach im Sommer 1072 Wilhelm selber über den Forth nach Norden gezogen war und Malcolm, den Schottenkönig, zu seinem Vassallen gemacht hatte, sorgte er, durch Northumbrien heimkehrend, für Befestigung seiner Macht, wie er es gewohnt war. Da wurde an dem zwischen tief eingeschnittenen Felswänden breit seiner Mündung zuströmenden Tyne auf dem Untergrunde von Pons Aelii das „neue Schloß", Newcastle, gegründet. Da legte der Eroberer auf jenem Felsrücken am Wear den Grundstein zu der Burg von Durham, nicht für sich selber oder seinen Grafen, sondern für den fremden Bischof, damit er mit seinen Klerikern vor den höchst unruhigen Zuständen der Landschaft eine bessere Zuflucht habe als ehedem. So entstand der Anfang zu einem großartigen und wahrhaft monumentalen Bau, in welchem sich die bevorzugte Herrscherstellung gerade dieses Bischofssitzes voll ausdrücken sollte. Denn wie jähen Schrecken auch der verwüstende Zug des Königs in Nordengland hervorrief, wie consequent er auch dies Gebiet in sein hartes Steuerwesen einzuzwängen trachtete, er war doch wieder weise und erleuchtet genug, alle localen Rechte zu schonen und selbst zu fördern, weil er in einer festen Verbindung mit dem Kirchenmann, dem Vorkämpfer christlicher Gesittung, die einzige Macht erkannte, um auf die Dauer anglodänische Turbulenz und schottische Raubzüge abzuwehren. Er hat sogar die gräflichen Rechte auf Bischof Walcher übertragen, welcher seinerseits, obwohl selber Weltpriester, den Monasticismus, die Trabanten der streitenden Kirche, eifrig zu fördern begann. Und trotzdem ist Walcher 1080 in einem schrecklichen Gemetzel zu Grunde gegangen, worauf dann der König einen Normannen Wilhelm, bisher Prior des Klosters St. Carilef in Maine, berief.

Dieser thatkräftige, einsichtige und geschmackvolle Mann sollte nun aber Werke schaffen, die in der Baukunst wenigstens seinen Namen unsterblich

machen. Zunächst beseitigte er die regulären Kanoniker aus dem Capitel seiner Domkirche und setzte Benedictinermönche an deren Stelle. Er holte sie herbei aus den jüngst als Klöster wieder erstandenen Arbeitsstätten Baedas, aus Jarrow und Wearmouth, die fortan zu Zellen der großen Priorei von Durham herabsanken. Der Grundbesitz der Mönche wurde nunmehr in bestimmter Sonderung von dem des Bisthums verwaltet. Allmählich aber wurden von beiden Seiten die Mittel flüssig gemacht, um an Stelle des alten, einst von Bischof Ealdhun errichteten Münsters, von dem sich die Nachwelt nur eine unbestimmte Vorstellung machen kann, ein neues, weit herrlicheres, in Angriff zu nehmen. Der Bau, dessen Geschichte besser überliefert ist, als bei vielen späteren Kathedralen und Klöstern, begann erst nach dem Tode des Eroberers im Sommer 1093, indem zum festgesetzten Tage die Mönche zum neuen Kloster, der Bischof zur neuen Kirche den Grund legten, und wurde von Wilhelm von St. Carilef in drittehalb Jahren, da er schon zu Neujahr 1096 starb, so weit gefördert, daß der Chor im Osten, das gewaltige Gewölbe, auf welchem sich der viereckige Mittelthurm erheben sollte, die östlichen Bogen des Querschiffs und wenigstens die Anfänge zu den riesigen Strebepfeilern des Langschiffes fertig da standen, genug, um den Grundplan des Ganzen und die großartigen Vorzeichnungen im Einzelnen erkennen zu lassen.

Wir wissen nicht, ob Bischof Wilhelm selbst der Baumeister gewesen, ob ein namenlos gebliebener Genius unter seinen Mönchen oder ein Fremder den unvergleichlichen Plan entworfen hat, nur das ist gewiß, daß aus ihm, aller gleichzeitigen Architectur voraus, unabhängig und eigenthümlich kühn dem von Natur romantischen Orte angepaßt, das Meisterwerk des speciell normännisch-romanischen Baustils hervorgegangen ist. Der Kunstfreund, der vorläufig von dem äußeren Eindruck des Gebäudes absieht, wird beim Eintritt von der Einheit und Reinheit des Rundbogens überrascht, die hier durchgeführt sind, zugleich aber von ihrer national und local durchaus eigenartigen Anwendung, die sowohl von den italienischen Vorbildern des Stils wie von der eigenthümlich reichen Entfaltung desselben im deutschen Rheinlande charakteristisch abweicht. Einer der geschichtskundigsten und kunstsinnigsten Kenner der europäischen Baugeschichte vergleicht den Dom zu Durham mit seinem Zeitgenossen, dem zu Pisa, dem er als ebenbürtiger Rival an die Seite treten könne, doch wohl bemerkt, der eine als vollendete Blüthe des romanischen Stils im Norden, der andere im Süden, denn was am Wear sich eignet, hat keinen Platz am Arno und umgekehrt.*) Was aber das hohe Schiff von

*) Edward A. Freeman, Historical and architectural Sketches, chiefly Italian 1876 p. 108, eine Sammlung meist in der „Saturday Review" erschienener Aufsätze mit des Verfassers eigenen Federzeichnungen ausgestattet. Auch Trier, Aachen, Geln-

große Mittelthurm über der Laterne gar erst unter Bischof Walter Skirlaw (1388—1406) erbaut worden.

Wie fast überall haben Baulust und veränderter Geschmack der Nachkommen auch hier nicht geruht. Ohne den ursprünglichen Charakter zu beseitigen, haben sie hinzugethan und hie und da selbst empfindlich eingegriffen. Das erstere ist der Fall mit dem Anbau an die vom jenseitigen Ufer aus an sich stattlich erscheinende Westseite. So weit jedoch das schmale Erdreich, der schroffe Abfall zum Fluß nur Platz ließ, füllte ihn Bischof Hugo von Puiset (Pudsey), der von 1154—1195 regierte, ein Neffe König Stephans, mit dem sogenannten Galiläum aus, dem einzigen Ort, an welchem die Weiber zum Gottesdienst in dieser monastischen Kathedrale Zutritt haben sollten. Niedrig, einstöckig, von außen späterhin verunstaltet, fesselt die fünfschiffige Capelle drinnen durch vier Reihen schlanker Viersäulen und den saracenisch zierlich bunten Rundbogen. Es ist als ob die normännisch-sicilischen Beziehungen und die Eindrücke der Kreuzzüge, zu denen dieser Bischof wie wenig andere anfeuerte, bis über den Humber hinaus sich in Stein verkörpert hätten. Unter diesem lebensvollen Säulendach steht heute hart am Eingange in das große Schiff der Kirche einsam ein altes schlicht viereckiges Denkmal, dem nur die Worte eingemeißelt sind: Hac sunt in fossa Bedae venerabilis ossa. Der kostbare Schrein aus Gold und Silber, den einst derselbe Bischof den Heiligen und Bekennern der Vorzeit gestiftet hatte, ist längst verschwunden. [illegible] kommen die großartig imposanten Thürme in Betracht, deren Architekten sich unverkennbar und im Einzelnen, z. B. an den offenen Arcaden der Westthürme nicht ganz erfolglose Mühe gaben, ihre spätere Gothik den so viel [illegible]chtigeren romanischen Anfängen anzunähern. Viel störender wirken auf [illegible] Nordseite der Kathedrale das große go[illegible]ische Fenster, in welches das [illegible]rschiff endet, die von da weiter nach O[illegible] [illegible]ingesetzten spitzbögigen Fenster [illegible] das zweite dem Chor angebaute durchaus gothisch gehaltene Querschiff [illegible] den vier Eckthürmchen. An die Stelle, wo dem Chore englischer Kathe[illegible]len in der Regel in buntester Gothik die sogenannte Lady Chapel anhängt, [illegible] hier gegen den östlichen Abfall des Hügels die Capelle der neun [illegible] mit doppelter Fensterreihe und einem mächtigen Radfenster an der [illegible]ont vorgelegt, drinnen im reich entwickelten schlanken Stil des ausgehen[illegible] dreizehnten Jahrhunderts, jedoch mit dem sichtlichen Bestreben die Bogen[illegible]erungen dem nahe anstoßenden strengen Muster Wilhelms von St. Carilef [illegible]passen. Die Südseite mit Ausnahme der erst viel später spitzbogig um[illegible]ndelten Kreuzgänge ist Alles in Allem weit reiner erhalten geblieben. [illegible] Thüren mit dem herrlichsten romanischen Zierrath führen von dort [illegible] in die Kirche.

Eigenartig wie die langgestreckten, auf den beiden äußersten Enden stumpf

abschneidenden englischen Kathedralen im Vergleich zu denen des Festlandes sind, trifft auch bei der von Durham die Beobachtung zu, daß ihr eine großartige Portalausführung im Westen und der apsen-, nischen- und chorreiche Abschluß im Osten fehlt, durch welchen gerade die Meisterwerke romanischen und gothischen Stils in Deutschland wie in Frankreich hervorragen. Freilich würde solche Entwickelung auf dem schmalen Promontorium von Durham nicht angebracht gewesen sein, denn auf beiden Seiten in Ost und West müßte der Beschauer seinen Standpunct weit jenseits des gewundenen Flusses in beträchtlicher Entfernung suchen. Dagegen kommt außer der imponirenden und doch harmonischen Gewalt des Innern wie bei den meisten anderen Domkirchen der Insel die unvergleichlich freie Lage in Betracht, auf die von Anfang an ganz anders als bei festländischen, meist eng umbauten Kathedralen geachtet wurde. Schon Ranulf Flambard ließ den weiten Platz im Norden zwischen der Kirche und der Burg von Häusern und Unrath säubern, so daß er durch die Jahrhunderte frei geblieben ist und die großartigen Bauwerke vor Feuersgefahr gesichert wurden, führte vom Chor bis zum Burgverließ gegen Osten eine starke Mauer auf und spannte im Westen die noch vorhandene Brücke über den Fluß. Im Süden der Kirche, auf den drei übrigen Seiten von Wasser umflossen, verblieb das Kloster auf seinem uranfänglichen Fleck und hatte Raum genug, wie heute noch ein weiter Platz mit den Curien und der Residenz früher des Priors, jetzt des Dechanten darthut, um alle Bedürfnisse einer der grandiosesten monastischen Stiftungen der Insel und die bis zu ihrer Auflösung durch Heinrich VIII. nie rastende Baulust der Mönche zu befriedigen. Sind auch Capitelhaus und Refectorium, die noch romanisch waren, verschwunden, so ist doch ein schöner, spät gothischer Saal über dem südlichen Umgang nach wie vor Bibliothek geblieben, in der, obgleich nicht unverletzt, die von Bischof Wilhelm dem Erbauer und einigen seiner namhaftesten Nachfolger gesammelten und geschenkten Bücherschätze aufgestellt wurden. Kein Zeitalter hat, wie die ursprünglichen, höchst merkwürdigen Kataloge zeigen, an dieser Stelle die mächtigen Nachwirkungen Baedas und seiner Zeitgenossen je ganz verleugnet. Scriptorium und Armarium zu Durham waren vielmehr, bis man gedruckte Bücher kaufen konnte, weit und breit berühmt. Wie manche schöne Handschrift von theologischer, kanonistischer, historischer und linguistischer Bedeutung, Klassiker so gut wie die anglische Glosse des zehnten Jahrhunderts zu dem berühmten Evangelium von Lindisfarne oder Jordan Fantosmes französische Reimchronik aus dem zwölften Jahrhundert, sind entweder dort noch vorhanden oder als dort entstanden nachzuweisen.

Endlich aber wird die ursprüngliche Bestimmung der ganzen Lage, ein Herrschersitz, welcher die Pflanzungen von Kirche und Staat gegen die Nach-

barschaft einer anderen Rasse, eine höhere Cultur gegen die Barbarei schirmen soll, bis auf diesen Tag erhalten durch die weitläufigen, in einzelnen Partien höchst großartigen Baulichkeiten der Burg. Sie geht, wie schon gesagt, auf den großen Burggründer Wilhelm den Eroberer zurück, dessen Befestigungskunst so manche Spur in dem von ihm wieder aufgerichteten Reiche, zumal in eroberten Städten hinterlassen hat. Auf mächtigen Stützen aus Steinquadern, die an der Westseite bis zum Fluß hinabreichen, erhebt sie sich langgestreckt mit Thürmen, Bastionen und Erkern, die Mauern zur Vertheidigung crenelirt, die Fenster in buntem Wirrwarr rund- und spitzbogig auf die verschiedenen Zeiten der Entstehung deutend. Zu den ältesten Theilen gehört das Verließ, die Citadelle, ein ungeheueres unregelmäßiges Achteck auf einem künstlichen Hügel, noch immer aufrecht, obwohl drinnen öde und unbenutzt, und ein Stück des Hauptbaues mit der auf Wilhelm von St. Carilef zurückreichenden, auf vier schlanken Pfeilern ruhenden Capelle und dem herrlichen Bogengange im oberen Stock, dessen Arcaden durch ihr schönes Ebenmaß sofort in die Augen springen. Die große Halle stammt aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Anderes haben die lange wie weltliche Fürsten residirenden Bischöfe in der Folgezeit und selbst bis nahe an die Gegenwart hinzugethan.

Ueberhaupt ist diese ganz vereinzelte Erscheinung im englischen Episcopat nur aus der palatin, wir würden sagen markgräflich souveränen Gewalt zu erklären, die ihnen ausnahmsweise zuwuchs. Die Tradition freilich führt die Verleihung so bedeutender Regalien an die northumbrische Kirche, das Patrimonium St. Cuthberts, bis auf den großen Aelfred zurück, was mit den Ursprüngen jener Kirche aus den Einsiedlerzellen der beiden Heiligen Aidan und Cuthbert allerdings schlecht stimmt. Urkundliche Zeugnisse fehlen denn auch durchaus vor der Epoche der normannischen Eroberung, obwohl die weltlichen Zwecke bei der Verpflanzung des Bisthums durch Ealdhun auf das hohe Vorgebirge am Wear zur Genüge durchschimmern. Ranulf Flambard indeß ließ sich schon 1109 von Heinrich I. besondere Privilegien beurkunden, die in ähnlicher Immunität und Exemption von der königlichen Gewalt bestanden, wie sie damals der Bischof von Ely in seinen Marschlanden besaß, in denen sich noch allerlei dem geordneten Staate entgegenstrebende Elemente regten. Aber in der Natur der Dinge, zumal in der durch lange Jahrhunderte erforderlichen Grenzhut gegen Schottland steckte eine unerläßliche Gewalt, zu der höchstens der Graf von Chester an der Waliser Mark, wie ihn Wilhelm I. dort einsetzte und bevorzugte, eine Parallele bot. Es entsprang unter Zuthun der Krone ein weltliches Palatinat, welches fortan an dem geistlichen Nachfolger des h. Cuthbert haftete. Es zeigt daher, obschon nach kleinerem Maßstabe, in seiner Organisation von Gericht, Krieg und

Finanzen ganz ähnliche selbständige Befugnisse, wie sie der Mark Brandenburg unter ihren askanischen Schöpfern zu Grunde liegen. Auf der anderen Seite aber giebt der Bischof von Durham, was der geschlossen monarchische und späterhin der Verfassungsstaat Englands einzig und allein nur in seinem Falle dulden konnte, den Fürstbischöfen des h. römischen Reiches kaum etwas nach. Ganz wie die geistlichen Souveräne von Sitten, Lausanne oder Chur thront er auf einer durch Natur und Kunst schwer zugänglichen Höhe in einer ungeheueren Burg, wie sie nur wenigen Königen zu Gebote steht, die Kirche wohl beschirmt und eine ansehnliche Stadt daneben. Man sieht diese Sonderrechte gedeihen unter dem energischen Hugo Pudsey, der nicht nur das Galiläum schuf, sondern ebenso eifrig an Stadt und Schloß baute, der, häufig auf gespanntem Fuße mit der obersten Gewalt, sich doch wieder deren Interessen entsprechend in seiner Eigenmacht zu behaupten wußte. Heinrich II. entsandte seine Reiserichter nach dem Norden, wie es bezeichnend in dem Erlasse heißt: „mit Genehmigung des Bischofs von Durham". Derselbe geistliche Fürst hat in dem noch vorhandenen Boldon Book sein Palatinat nach dem Muster des Domesday katastriren lassen, zwei Jahrhunderte früher als auf Befehl Kaiser Karls IV. das Landbuch der Mark Brandenburg aufgenommen wurde. Wie mächtig erscheinen dann unter Eduard I. und II. als Bischof-Pfalzgraf der große Anthony Bek und sein Nachfolger Richard von Kellawe. Wegen der geistlichen Rechte in beständiger Spannung mit dem Metropolitan, dem Erzbischof von York, überragen sie denselben weit mit ihren politischen Vorrechten. Bischof Richards Copialbücher sind vorhanden und belehren den Forscher, wie er einerseits als Prälat und daneben als weltlicher Fürst verfügte. Seine offenen und geschlossenen Briefe sind latein und französisch ganz nach dem Muster der königlichen Kanzlei ausgefertigt. Er hegt das Gericht über Vassallen und Hintersassen, beruft seine Stände, um Steuern zu erheben und läßt Lehnsmannen und Landwehren unter die Waffen treten, um sich dem königlichen Heere anzuschließen, das durch Robert Bruce bei Bannockburn zu Schanden werden sollte. Ueberhaupt wurden ausgezeichnete Leute für einen solchen Posten erfordert. Wer hat nicht einmal von Bischof Richard de Bury gehört, der einst Eduard III. erzogen, dem Sammler einer prächtigen Bibliothek, Verfasser des Philobiblion und Freund Petrarcas. Walter Skirlaw lebt in der Baugeschichte der Kathedrale, die meisten Bischöfe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in der Geschichte der englisch-schottischen Grenzfehden fort. Gar manche blutige Wahlstatt rings um den niemals bezwungenen Burghügel von Durham ist unvergessen. Nevils Croß liegt beinah vor den Thoren der Stadt, die Hügel von Hamildon und Flodden noch auf northumbrischem Gebiet. Nur besonders auserſehene Männer wie unter Heinrich VIII. Thomas Ruthall, Thomas

Wolsey und Cuthbert Tunstall wurden mit einer durch ihre Machtbefugniß einzigen, durch ihre Einkünfte fast ebenso begehrenswerthen Stellung betraut, wie es das Erzstift Canterbury war. Erst späterhin suchte einmal Elisabeth der ihrem staatskirchlichen Princip, vielleicht auch ihrer schottischen Politik nicht ganz unbedenklichen Sonderverwaltung von Durham zu Leibe zu gehen. Als Cromwell das Bisthum aufhob, reservirte er die Regalien ausdrücklich der Staatsgewalt. Mit der Restauration unter Karl II. indeß erhielt sie der Bischof-Pfalzgraf noch einmal zurück, nur daß er nicht mehr sein eigenes Parlament berief, indem seit 1673 Ritter und Bürger aus der Grafschaft Durham wie aus dem übrigen Reiche nach Westminster geladen wurden. Der Rest der ganz ungewöhnlichen und seit dem sechzehnten Jahrhundert überlebten palatinen Sondergewalt ist ein Menschenalter nach dem Reichsdeputationshauptschluß erst in Folge der Reformbill durch eine Acte Wilhelms IV. vom Jahre 1836 unterdrückt worden.

Die Bischöfe, denen längst die Residenz auf der gewaltigen Burg unbehaglich geworden, wohnen noch weiter stromauf in dem benachbarten Bishop Auckland, wo einst schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts Anthony Bek ein stattliches Schloß erbaute. So konnte denn neuerdings ein bedeutender Theil der unzerstörbaren Burg von Durham für eine Hochschule verwendet werden, wie sie einmal vorübergehend schon Oliver Cromwell ins Leben rief, die aber wiedererstanden dadurch, daß sie kaum mehr als eine theologische Facultät umfaßt, noch immer in bedeutsamer Weise an die keltisch-anglische Vorzeit erinnert, indem sie als vorgeschobener anglikanischer Posten gegen das presbyterianische Schottland Wache hält. Die Stadt endlich hat durch das Ende einer fürstlichen Hofhaltung kaum gelitten, da mit ihm der Aufschwung des Bergbaues zusammenfiel, der hier Berg und Thal nach dem schwarzen Diamanten der Art unterwühlt, daß man sogar für die Grundfesten der colossalen Steinmonumente hat zittern wollen, die sich die fürstbischöfliche Vergangenheit auf dem beherrschenden Burg- und Domhügel gesetzt hat. Wer mit geschichtlichem Sinn auf ihm umherwandelt, von der alten Brücke im Westen zu dem stattlichen Marktplatz empor- und wieder zu der Brücke im Osten hinabsteigt, um jenseits in die neue Bergwerksstadt vorzudringen, wer draußen und drinnen den Spuren der Vergangenheit nachzugehen weiß, dem spiegelt Alles an diesem merkwürdigen Fleck eine jahrtausend alte Entwickelung wieder, deren letzte Bestimmung noch keineswegs erfüllt ist.

Menzels Memoiren*).

Von K. Reichard.

Die literarische und politische Bedeutung Wolfgang Menzels ist wie so Vieles aus jener Epoche schon heutzutage glücklich vergessen. Und doch wird man sie nicht unterschätzen dürfen, so fremdartig sie dem jüngeren Geschlechte erscheinen muß. Schwerbegreiflich wird freilich zu allen Zeiten die seltsame Thatsache sein, daß ein großer Theil eines geistreichen und charaktervollen Volkes gerade in denjenigen Dingen, in denen es seinen Ruhm suchte und fand, über ein Menschenalter unter der Zuchtruthe eines Mannes stand, dessen künstlerische Leistungen nur von einem mäßigen Talente zeugten und dessen staatliche Gesinnung ihre Beweglichkeit in vielfachen Wandelungen dargethan hatte.

Nichts kennzeichnet die unklare Haltlosigkeit und Zerfahrenheit unserer vor- und nachmärzlichen Zustände so scharf, als dieses einzige, nicht zu leugnende Factum. Eine schwächliche Zeit, in der die Menschen auf alles Rücksicht nahmen, nur auf sich selbst nicht, in der ein lautes Wort verpönt, Fügsamkeit an Stelle mannhaften Wollens getreten war, mußte so recht das Element für Menzels Natur sein, in der ein revolutionärer Zug schon früh nicht zu verkennen war. Waren andere rücksichtsvoll, so war er aller Rücksicht bar; schwiegen andere, so sprach er; sprachen sie, so schrie er; waren sie resignirt, so wollte er, eines vor allem: Einfluß. Und er war nicht eben wählerisch in seinen Mitteln. Mit einem rohen Coup betrat er die erste Stufe, die ihn zum Throne der geistigen Dictatur führte; in beispielloser Frechheit griff er den größten lebenden Mann der Nation, den greisen Dichter von Hermann und Dorothea an, den er undeutsch und unsittlich nannte, zwei plumpe Schlagworte, deren er sich fürder gern zu bedienen pflegte, eingedenk der Wahrheit, daß das Errungene mit denselben Mitteln behauptet zu werden pflegt, denen es verdankt ward. Es waren dumpfschwüle Tage, in denen der Schlag gegen Goethe fiel. Die Unverschämtheit des unbekannten jungen Menschen fand unter den Vielen, die Goethe nicht kannten oder nicht verstanden, ein großes Publicum, wie es ja jeder Skandal zu haben pflegt. Interessanteres lag weiter sonst den Leuten nicht vor; wer sich an Goethe zu vergreifen wagte, meinten selbst die Bessergesinnten, thue es nicht ohne Grund und sei selbst nicht ohne Bedeutung. So sah sich Menzel mit einem Male an der Spitze des antigoetheschen Deutschland, als den Mittelpunct aller Streber, denen der Weltruhm des alten

*) Wolfgang Menzels Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von dem Sohne Konrad Menzel. Leipzig, Velhagen & Klasing.

Herrn die Sonne verdunkelte, wie zugleich aller jener unklaren deutschthümelnden Patrioten, welche die Wogen des großen Krieges halbnackt auf den Strand gespült hatten, jener verdorbenen Studenten, die wie die beiden Follen in Trunk und Trägheit untergingen, und jener Turner und Gasthausredner, deren Ideal der alte Jahn war, wie sie die gastfreie Schweiz, in die damals auch Menzel geflüchtet war, in Menge beherbergte. Schnell ward ihm Name und Stellung. Der speculative Blick des alten Herrn von Cotta erkannte sofort die Bedeutung des Pamphletisten; obwohl er Goethes Verleger war, bot er dem Marsyas, der es versucht hatte Apollo zu schinden, die Redaction seines Literaturblattes an, eine Finanzoperation, die ihm der Dichter natürlich nie vergeben hat. Sogar ihn verheirathen zu müssen meinte Cotta, um sich seiner für Stuttgart zu versichern. So ward Menzel in noch jungen Jahren den problematischen Verhältnissen des schweifenden Literatenthums entrückt, und es zeigte sich gar bald, daß der feine Menschenkenner Cotta nicht fehlgegriffen hatte. Seit jenem April 1825, in welchem Menzel nach Stuttgart übersiedelte, ward die schwäbische Hauptstadt der Sitz des Obertribunals für geistige Angelegenheiten in Deutschland, und dies für eine Dauer, welche den gewöhnlichen Maßstab menschlicher Voraussicht weit überstieg.

Menzel zeigte sich im Verlaufe seines langen Lebens sehr vielseitig: er dichtete Lieder und Dorfnovellen, er schrieb über politische, religiöse, historische, archäologische, literarische, naturwissenschaftliche Dinge, unermüdlich suchte er sich zu unterrichten: man wird seinem Fleiße und seiner Regsamkeit die gebührende Achtung nicht versagen können. Er sammelte Schmetterlinge, grub alte Schädel aus, untersuchte mit dem Mikroskop die Staubgefäße von Hunderten von Blüthen und controlirte mit dem Telescop die Himmelsräume: er besaß jene Mannichfaltigkeit des Wissens, die unsere Vorfahren als ein Kennzeichen des gebildeten Mannes ansahen und die wir Modernen vielleicht allzu hochmüthig verachten. Die menschliche Schwäche der Eitelkeit, die er an andern so sehr zu geißeln liebte, mußte dadurch bei ihm, der in dieser Beziehung zu den Epigonen zählte, neue Nahrung finden: seine Denkwürdigkeiten sind voll von Beweisen seiner Eitelkeit. Sogar die Schmeicheleien derer, auf welche er Schmach und Verachtung gehäuft hatte, registrirt er mit naiver Befriedigung. „Ich weiß kaum, wie ich es entschuldigen soll," schreibt er einmal, „daß auch ich über Natur geschrieben habe, da ich immer nur Dilettant war." Trotzdem behauptet er wiederholt, daß seine naturwissenschaftliche Lehre „dereinst die herrschende werden wird, weil sie die allein wahre Naturansicht enthält". Dereinst! Vor der Hand freilich sandte er sämmtliche unverkauften Exemplare seiner christlichen Naturkunde gratis an die Missionäre der Eskimos, die in Grönland und Labrador sehr vergnügt über diesen Antikosmos waren. Und wer seine Auseinandersetzungen in den Memoiren liest, wird finden, daß er

von den wirklichen Grundlagen, Mitteln und Zielen nicht nur dieser, sondern überhaupt jeder wissenschaftlichen Disciplin keine Ahnung hatte. Es ist eine Art ästhetisirender Naturphilosophie, die er vorträgt. Eine gewisse Einheit in diesen vielseitigen Bestrebungen läßt sich nun allerdings erkennen: es ist das, was er gelegentlich den germanischen Grundzug seiner Bücher und seines Lebens nennt, es sind die Rückbeziehungen zu den deutschen Dingen, nach den verschiedenartigsten Seiten der Betrachtung. Es ist der nationale Sinn, der ihn Front machen ließ gegen Judenthum und Particularismus, während er ihm früher die Waffen liefern mußte, gegen Preußen zu kämpfen, derselbe Sinn, der ihm gegen den Oesterreicher Metternich die Feder in die Hand gab und ihn doch nicht abhielt, in Deutschland selbst der Reaction zu dienen, der ihn gegen Luther als den eigenwilligen Zerstörer unserer nationalkirchlichen Entwickelung eifern ließ und in ihm gleichzeitig eine halbnüchterne, halb mystische Frömmigkeit nährte, jener germanische Grundzug, der alle seine Gesinnungswandelungen zudecken mußte, wie jener rothe Mantel, welchen einst Richelieu, wie er selbst lächelnd sagte, über seine Gewaltthaten warf. Wie viel Wahrheit, wie viel Täuschung seiner selbst und Anderer hierin lag, wird sich nicht sagen lassen. Er betonte, wie uns dünkt, in diesem Grundzug drei Seiten: die politische und geschichtliche Entwickelung der deutschen Nation, wie er sie verstand, das moralische und vor allem das christliche Element, welches ihm mit dem deutschen identisch schien: „die Gothik des Christenthums", wie er es nannte. Dies waren die Principien, nach denen er sein Literaturblatt leitete, im Geiste einer Art Gehaltsästhetik, wie wir heute sagen würden, da ihm eingestandenermaßen das formale Element Nebensache war.

Und gerade dieser „deutsche Grundzug" verschaffte neben der rücksichtslosen Diction dem Literaturblatt jenen großen Leserkreis, der eine Art Einheit der literarischen Ansichten herstellte, mochte man nun seine Wirkung segnen oder beklagen. Es ward verschlungen in den Bergen der Schweiz, auf ungarischen Edelsitzen, wie in dem Sande der Marken, wo es unser großer Kanzler als Knabe „sehr zu seiner Unlust" seiner Mutter vorlesen mußte. Durch das rebenumsponnene Haus des Dictators in Stuttgart ging der Weg zur Unsterblichkeit; so groß war sein Einfluß, daß selbst die Höchstgestellten Beziehungen zu ihm suchten, beide, in der Welt des Staates, wie in der Welt der Kunst. Man muß die Namen derer lesen, die um seine Gunst nachsuchten, die schmeichelnden Briefe bedeutender Männer, die uns das Buch mittheilt, um die ganze Macht des Blattes zu würdigen. Ein namhafter Buchhändler, der ein paar Romane verlegt hatte, die Menzels Zorn erregt hatten, bat demüthig um Gnade und ließ die ganze Auflage vernichten.

Es war selbstverständlich, daß dieser Einfluß in einer Zeit, wo die Dichtung vielfach die Politik berührte, noch weitere Kreise zog. Er ward die

Grundlage von Menzels politischer Bedeutung. Hatte er sich durch freiwillige und rege Theilnahme am öffentlichen Leben in Württemberg selbst ein Ansehen zu schaffen, sich mittelst Furcht oder Neigung Freunde zu gewinnen, mit den Parteien zu leben und dabei sich auch der Gunst des Landesvaters Wilhelm zu erfreuen gewußt, so suchte man nun auch in seinem eigentlichen Vaterlande Preußen den brauchbaren Mann wiederzugewinnen. Seit dem Ende der Dreißiger Jahre war der preußische Gesandte in Stuttgart, Herr von Rochow, eifrig darum bemüht. Aber Menzel kannte den Werth seiner Unabhängigkeit. Sowohl in Preußen, wie in Württemberg schlug er jede Staatsanerkennung, jede Staatsanstellung aus und ließ sich klug genügen an dem Vertrauen, das man ihm von oben nun um so mehr erweisen zu sollen glaubte. Dies Vertrauen ging denn auch sehr weit. Rochow ließ ihn die Intima seiner Correspondenz lesen, an welchen Menzel „natürlich als Geschichtsschreiber" großes Interesse nahm. Rochow frug dann freilich „hie und da um Rath und bat sich Bemerkungen, ja ganze Auseinandersetzungen von Menzel aus, die dann in seine amtlichen Berichterstattungen übergingen." Als Menzel 1848 im Auftrag des Oppositionsministeriums Römer als Agent nach Berlin ging, fand er allenthalben offene Thüren, richtete aber nichts beim Könige aus. Sein Bericht über die Berliner Revolution, der er als Augenzeuge beiwohnte, enthält viel merkwürdige Züge; nicht minder interessant ist auch sein Bericht über die Audienzen, welche ihm vor dem Kriege von 1866 in Berlin gewährt wurden, wo er sich durch seine Flugschrift „Preußen und Oesterreich" empfohlen hatte. Diese Darstellung enthält übrigens die nachdrücklichste Bestätigung der oft angezweifelten Wahrheit, daß die Initiative des Krieges von Wien ausging. König Wilhelm sagte Menzel am Ostersonnabend, er habe oft schlaflose Nächte, weil ihn das unglückliche Zerwürfniß mit Oesterreich außerordentlich aufrege. Er wolle den Krieg nicht, aber die Rüstungen Oesterreichs zwängen ihn zu Gegenmaßregeln. Dieses habe eine so schroffe Stellung eingenommen, daß er auf alles gefaßt sein müsse; er habe schon vor zwei Jahren Oesterreich den Besitz Venetiens zu garantiren angeboten, Oesterreich aber habe geantwortet, dazu brauche es Preußen nicht, es werde Venetien schon selber vertheidigen. Ein neues Aequivalent böten jetzt die Donaufürstenthümer dar. Der König stimmte Menzel bei, „daß Preußen und Oesterreich, wenn sie einig handelten, mit einer vereinigten Kriegsmacht von mehr als einer Million Bajonetten, denen noch die der übrigen Bundesstaaten sich anschließen würden, sich gegenseitige Vortheile zuschanzen und durchsetzen könnten, was sie wollten, wie sie ja auch Schleswig genommen hätten, ohne daß es Frankreich und England zu hindern gewagt hatten. Das sei alles richtig und vernünftig, aber Oesterreich wolle nicht darauf eingehen, denn es wolle Schlesien haben und Schlesien würde er nimmermehr hergeben

und es lieber auf das äußerste ankommen lassen. Bismarck bedauerte, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, mit dem Grafen Rechberg Hand in Hand die deutschen Geschicke weiter zu lenken. Er sprach sich höchst ungünstig über den Flaneur Mensdorf aus, der sich blind von den preußischen Deserteuren leiten lasse, deren Ehrgeiz in Berlin gescheitert sei, den Gagern Biegeleben, Meisenbug, Wydenbrugck. Andererseits ward Menzel durch den Bruder des Grafen Rechberg versichert, die Kriegslust geht lediglich von der Burg aus. Man wollte durch Unterdrückung Preußens Deutschland allmählich das Schicksal Polens bereiten. Menzels letzte literarischen Arbeiten waren der Bekämpfung des deutschen Particularismus und der kirchlichen Uebergriffe gewidmet, im Sinne eben jener „germanischen Gothik", die er so hochstellte Damals war die Zeit seines Einflusses indeß längst vorüber. Seine Flugschriften fanden, wie er selbst gestand, kein Gehör mehr.

Wenn wir den Eindruck, den wir aus Menzels Denkwürdigkeiten von ihm selbst gewinnen, uns zusammenfassen, so ist es der einer vielfach angeregten, rührigen und energischen, nicht aber vornehmen und edlen Natur. Vergegenwärtigen wir uns ferner einzelne Züge, die er uns selbst erzählt, so nimmt es uns fast Wunder, daß sein cynisches Wesen in gewissen Kreisen, denen eine feinere Auffassung des Lebens Gewohnheit ist, sich Freunde erwerben konnte. Auch scheint uns die Schilderung seinerselbst als einer gutmüthigen, heiteren, biederben und harmlosen Seele viel zu absichtlich, um nicht verstimmen zu sollen. Eine scharfe und bittere, mehr das Unerquickliche als das Erfreuliche in den Erscheinungen und Thatsachen hervorhebende Zuthat ist auch dem „germanischen Grundzug" dieses Buches beigemischt, welches indeß durch die Fülle der persönlichen Beziehungen des Verfassers und zu einem Theile auch durch einige politische Aufklärungen gewiß gelesen zu werden verdient. Jedenfalls wird man es mit der Ueberzeugung aus der Hand legen, daß die Verbreitung der allgemeinen Bildung und die Entwickelung der politischen Erkenntniß und des politischen Gefühles derartigen Originalen auch in Deutschland fürder den Boden entzogen haben.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Die Thronrede und der Ausgleich. Zur Jahreswende. — Mit dem Ende des Jahres hat auch die zweite Legislaturperiode des Reichstages ihren Abschluß erreicht. Mit herzlichen, warmen, die Thätigkeit der Reichsvertretung bereitwillig anerkennenden Worten hat der Kaiser soeben persönlich die letzte Session geschlossen. Groß ist die Zahl der Ergeb-

nisse der parlamentarischen Arbeit, deren die Thronrede rühmend gedenkt. Sie hebt Alles gebührend hervor, was im Laufe der ganzen Legislaturperiode geschaffen worden ist. Sie beginnt mit dem Reichsmilitärgesetz, wodurch vor drei Jahren die Organisation des deutschen Heeres festgestellt und damit eine zuverlässige Gewähr für die Unabhängigkeit Deutschlands und für seine berechtigte Weltstellung gegeben wurde. Sodann wird der Gesetzgebungswerke auf dem wirthschaftlichen Gebiete, insbesondere des Bankgesetzes und des Gesetzes über die Organisation der eingeschriebenen Hülfskassen gedacht. Nachdem dann das Gesetz über das Urheberrecht an den Werken der bildenden Künste und an Mustern nnd Modellen erwähnt worden ist, geht die Thronrede auf die großen gesetzgeberischen Arbeiten über, welche der Reichstag auf dem Gebiete der Rechtspflege aufzuweisen hat, die Revision der Strafgesetzgebung und die eben zu Stande gebrachten großen organischen Justizgesetze. An dieser Stelle ist der Ton der Rede ein überaus warmer und freudig bewegter. Der Kaiser sagt, es sei zu seiner aufrichtigen Freude gelungen, alle Meinungsverschiedenheiten bei diesem großen Werke im Wege der Verständigung auszugleichen und die Verhandlungen zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen. Das Gefühl seines Dankes für die Bereitwilligkeit, mit der der Reichstag den verbündeten Regierungen zu dieser Verständigung entgegengekommen sei, sei in ihm um so lebhafter, je höher er den Gewinn anschlage, welcher aus dem Gelingen dieses Werkes für unser nationales Leben erwachsen müsse. Die gemeinsame Rechtsentwickelung, der man dadurch näher gekommen sei, werde in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken und der politischen Einheit Deutschlands einen innern Halt geben, den keine frühere Periode unserer Geschichte aufweise.

Treffender als durch diese kaiserlichen Worte kann wohl die hohe Bedeutung des Compromisses über die Justizgesetze nicht gekennzeichnet werden. Hoffentlich werden sie überall eingehende Würdigung finden und dazu beitragen, den augenblicklich so hoch entflammten Eifer der Parteileidenschaft zu mäßigen und zu dämpfen. Merkwürdig! Die ersten und die letzten Tage dieser Legislaturperiode werden denkwürdig bleiben durch zwei große parlamentarische Werke des Ausgleiches von fundamentaler Bedeutung für die Fortentwickelung der deutschen Nation und die ersten wie die letzten Tage des Reichstages sind gleicher Weise erfüllt gewesen von den heftigsten Aeußerungen des Parteitreibens. Vor drei Jahren schuf man die militärische Verfassung Deutschlands und die nationalliberale Partei, die sich damals die größten Verdienste um das Land und den Reichstag selbst erwarb, war der Gegenstand erbitterter Angriffe von rechts und links. Heute wo der Grund zur Erbauung der nationalen Rechtseinheit gelegt wird, ist es wiederum die nationalliberale Partei, deren staatsmännischer Haltung das Gelingen des Werkes

zum größten Theile zu danken ist und wiederum erhebt sich lautes wüstes Kampfgeschrei von allen Seiten.

Die letzten Reden, welche im Reichstage von den Führern verschiedener Parteien über den Compromiß gehalten wurden, waren nach Form und Inhalt leicht als eigentliche Wahlreden zu erkennen. Es handelte sich nicht mehr darum, den Compromiß zu bekämpfen, sondern den Parteigenossen im Lande zu sagen, daß die Nationalliberalen die Würde und Rechte des Parlamentes preisgegeben hätten. Die Zeit, die bis zu den Wahlen noch vor uns liegt, wird schon an und für sich dafür sorgen, daß dieser ungerechte Parteieifer sich abkühlt oder doch in seiner Nichtberechtigung und Unwahrheit erkannt wird. Schon jetzt mehren sich die Stimmen von Tag zu Tage, welche den hohen Werth des Gelingens des großen Gesetzgebungswerkes zu schätzen wissen. Die große nationale Bedeutung der neuen Schöpfung springt zuerst in die Augen. Was wollen alle untergeordneten und kleinen, mehr oder minder heißen und unbefriedigten Wünsche Einzelner schließlich bedeuten gegen die einzige große schwer wiegende Thatsache, daß Deutschland jetzt das Fundament eines einheitlichen Rechtes besitzt! Mit Recht durften die baierischen liberalen Reichstagsmitglieder in ihrer Abwehr der gegen sie gerichteten Angriffe hervorheben, daß dieses Gesetzgebungswerk das wichtigste ist, welches seit der Constituirung der Reichsverfassung entstanden ist. Mehr und mehr wird man aber auch im Lager der Gegner inne werden, daß die neuen Gesetze auch auf juristischem Gebiete große und erwünschte Verbesserungen gebracht haben. Abgesehen von der großen Errungenschaft der einheitlichen Rechtsorganisation und des einheitlichen Processes sind hier besonders hervorzuheben die Verbesserungen in den Vorschriften über das Richteramt, über das Vertheidigungsrecht, über den Schuldspruch und vor allem die Errichtung eines höchsten Reichsgerichtes. Ferner wird man immer mehr zu der Einsicht gelangen, daß mit den neuen Gesetzen auf keinem Gebiete auch nur der geringste Rückschritt gemacht worden ist und daß alle die Verbesserungen, die man erreicht hat, bei einem Scheitern der Justizgesetze verloren gegangen wären. Wir hegen die feste Zuversicht, daß es nur einer ruhigen Erwägung dieser Dinge bedarf, um die Verdienste, die sich die nationalliberale Partei in dieser letzten Krisis erworben hat, zu erkennen und anzuerkennen. Wir fürchten nicht im mindesten, daß es den Gegnern gelingen könnte, aus der von den Nationalliberalen befolgten Politik auch nur vorübergehend, für die Wahlen Vortheil zu ziehen. Vielmehr wird diese Politik sowohl bei den Wahlen wie überhaupt für alle Zukunft der nationalliberalen Partei zum Ruhme und Vortheil gereichen.

Nachdem das alte Jahr nun in dieser Beziehung seine Schuldigkeit gethan hat, sehen wir es wesentlich befriedigter scheiden. War es doch sonst verhängnißvoll genug! Es verläßt uns, nachdem es die Gefahr eines großen Krieges

fast unabwendbar heraufbeschworen hat. Die Thronrede hält an dem Glauben fest, den auch die deutsche Nation zuversichtlich hegt, daß, was auch das neue Jahr bringen möge, Deutschland der Frieden erhalten bleiben wird und daß es seinen Vertretern vergönnt sein wird, ihre Arbeiten ausschließlich den friedlichen Aufgaben der inneren Entwickelung des Reiches zuzuwenden. Möge sich diese Zuversicht erfüllen, wie auch die weitere der kaiserlichen Rede, daß es Deutschland, gestützt von dem Vertrauen, welches seine friedliebende Politik sich erworben hat, gelingen werde, im Wege freundschaftlicher und selbstloser Vermittelung die schwebenden Fragen ohne Beeinträchtigung der guten Beziehungen der Mächte zu lösen. J.

Literatur.

Aegypten. Handbuch für Reisende von Karl Bädeker. Erster Theil. Unterägypten bis zum Fayûm und die Sinaihalbinsel. Mit 16 Karten, 29 Plänen, 7 Ansichten und 76 Textvignetten. Leipzig, K. Bädeker. — In dem Erscheinen der Bädekerschen Reisehandbücher für den Orient, von denen uns hier wieder ein Band vorliegt, können wir ein Omen für die heutige Zeitströmung erblicken. Es handelt sich ja heute mehr als je um die Frage, wie Orient und Occident einander näher gebracht werden können. Diese rothen Compendien, welche dem Reiselustigen die Fahrt in jene entlegeneren Länder so leicht vorstellen, und zugleich den Touristen der Mühe überheben, seine Vorbereitung aus einer Anzahl mühsam zusammengesuchter Reisebeschreibungen zu holen — diese Bände sind es, welche hoffentlich auch in Deutschland bei dem zu Hause Bleibenden, sowohl als bei dem Touristen ein bisher ungekanntes Interesse am Orient wach rufen werden. Andererseits ist ja aber auch jeder einzelne Tourist, je nach seiner größeren oder kleineren Begabung zum leichten Verkehr mit fremden Völkern, ein kleines wenn auch oft noch so unscheinbares Glied in der Kette, welche die Orientalen mit den Occidentalen verknüpft, und ihnen neue Anschauungen zuführt.

Jedenfalls soll das Reisehandbuch den Touristen eher befähigen, einen kleinen Theil dieser Culturmission im Orient zu übernehmen, als daß es das Gegentheil bewirkt. Orient und Occident müssen sich erst etwas besser verstehen lernen: gerade gegenüber dem vielen Gerede der Zeitungen, welche die Orientalen bald mit den liberalsten Errungenschaften der Neuzeit zu beglücken wünschen, bald ihnen jede Anlage zum Fortschritt absprechen, gilt es heute doppelt zu fragen, was denn wir von den Orientalen und besonders, was denn eigentlich sie von uns, von unseren Culturanschauungen als für sie werthvoll adoptiren könnten. Dieses Stadium der unmerklich, aber langsam

sich vollziehenden Auseinandersetzung berührt freilich oft unangenehm, und der Fachmann, der wahrzunehmen glaubt, daß unter den dortigen Verhältnissen keineswegs alles Neue gut und nur wenig Gutes neu sei, möchte bisweilen versucht sein, ein extrem-conservatives, alttürkisches Glaubensbekenntniß abzulegen. Und es möge dem Orientforscher, der den gleißenden äußeren Schein des Levantinerthums kennen gelernt hat, gestattet sein, mit einem gewissen wehmüthigen Bedauern auf den Auflösungsproceß einer althergebrachten Culturform zu blicken; diese Stimmung möge man uns, die wir gern den reinen, von fremden Einflüssen möglichst unberührten Orient zu studiren wünschen, zu Gute halten, und uns unter den dargelegten Umständen nicht eines allzugroben Egoismus beschuldigen.

Unser Trost beruht auf dem zähen Conservativismus der Orientalen; daran nehmen selbst die Aegypter Theil. Als ich nach einem Intervall von fünf Jahren zum zweiten Mal nach Kairo kam, verfügte ich mich, nachdem ich durch die neu entstandenen europäischartigen Quartiere zum Gasthof gefahren war, gleich in der ersten Stunde meines Aufenthaltes zu einem mir von früher her bekannten Buchhändler bei der Azbarmoschee (Reisehandbuch S. 273). Ich sagte ihm, ich hätte Kairo sehr verändert gefunden. Mit einem tief empfundenen kummervollen Seufzer entgegnete mein Freund: „Hast Du es also schon gesehen, was die dôle (Regierung) seitdem gemacht hat, den neuen Esbekijegarten, das Theatro u. s. w.; dies ist Alles für euch Frengis und wir haben's zu bezahlen." Der brave Mann hatte Recht, ebenso wie das ägyptische Sprichwort (Burckhard, S. 104). Die Reichthümer Aegyptens sind für die Fremdlinge darin. Kairo ist in der That auf dem Wege, in zwei scharf getrennte Hälften zu verfallen, zur Hälfte eine europäische Großstadt zu werden; der moderne Sport ist ja für die Fremden dort eingeführt, die Theater für die Fremden errichtet worden. So kann nun der Tourist in allen möglichen Genüssen schwelgen: er kann zu den Pyramiden fahren und dort die Solidität der ältesten Monumente der Welt bewundern, oder er kann sich durch den Anblick der arabischen Nekropolenruinen recht eindringlich über Vergänglichkeit predigen lassen. Und wie er am Nil neben der starresten Wüste die üppigste bunteste Vegetation erblickt, so findet er neben den Ruinen in dem frischen Gewühl des kairensischen Volkslebens eine unerschöpfliche Quelle des Genusses; denn in der That kommt, was Mannichfaltigkeit der Bilder betrifft, keine Stadt der Welt der Hauptstadt Aegyptens gleich (S. 263). Beim Lesen des vorliegenden Handbuchs fühlte ich mich, wie bei der Lectüre keines anderen Reisewerkes, so recht lebhaft von meinem Schreibtische weg in jenes schönere Land versetzt; es bedurfte nicht der gelungenen Illustrationen, die den Text begleiten: ich hörte beim Lesen das Geschrei der Eseljungen, sah die bunte Menge in ihrer reichen Farbenpracht an mir vorüberwogen, athmete die Luft Aegyptens, den staubgeschwängerten der Kairenser Straßen und den herrlichen Wüstenäther ihrer Umgebung. Und dies ist eigentlich das Beste, was ich über das Buch zu sagen habe; möge es manchem, der es nun an Ort und Stelle benutzen kann, späterhin den gleichen Dienst leisten, wie mir.

Aegypten ist aber der volle und ganze Orient, ein einzigartiges Land. Dies fühlt jeder, der von Griechenland, von Constantinopel, von Kleinasien, ja wer aus Syrien dorthin kommt: Aegypten entspricht viel besser dem Bilde, daß sich unsere Phantasie vom Orient macht, als alle diese anderen Gegenden. Diese sind, was Vegetationsverhältnisse, Terrainbildung und Klima betrifft, immer noch mit europäischen Ländern vergleichbar. Wie viel milder ist da-

gegen das Klima, wie viel satter sind die Farben auf ägyptischem Boden, wie viel fremder der Gesichtsausdruck, wie originell und aufgeweckt, zugänglich sind diese Orientalen Aegyptens. Schon der alte Seetzen weist darauf mit Recht hin (III, 160). Ein ähnliches Verhältniß finden wir in kunsthistorischer Beziehung: Die kunstgeschichtliche Entwickelung hat in Syrien z. B. ihren regelmäßigen Verlauf genommen und die verschiedenartigen Geschicke des Landes werden uns durch eine große Reihe von Denkmälern illustrirt. Aber nur Details der Architekturformen sind originell entwickelt; der fremdländische Typus ist von Petra bis in die Gegend von Aleppo in allen Ruinen überwiegend. Ganz anders in Aegypten: hier begegnen wir blos einer uralten, durchaus originellen antiken Kunst und daneben beinahe unvermittelt einer arabischen Kunstentwickelung, die auf diesem Boden origineller scheint, als in Syrien, ja den übrigen vorderasiatischen Ländern. Durch zwei große Abhandlungen wird der Leser des Reisehandbuchs in das Verständniß dieser beiden so heterogenen Kunstphasen eingeführt. Wer neben dem achten Kapitel der Einleitung (Zur arabischen Kunstgeschichte, S. 171—189) die ausführliche Beschreibung des Pyramidenfeldes von Gîze (S. 351 ff.) und Sakkara-Memphis (S. 383—415) liest, der wird besonders mit Hilfe der dazugehörigen sehr fein ausgeführten Pläne und Ansichten (die Bilder des Pi-Grabes sind besonders hervorzuheben) ein gutes Bild der ägyptischen Kunst gewinnen. Wer ebenso das hauptsächlich von Franz Bey in Kairo verfaßte, neunte Kapitel der Einleitung (betitelt: Die Bauwerke der Araber, S. 189 bis 203) durchliest, ein Kapitel, das beinahe nur zu weit ins architektonische Detail eingeht, — wer sodann die betreffenden Abschnitte über die alten Moscheen von S. 279 an nebst den betreffenden Plänen, vor allem aber die Beschreibung der herrlichen Khalifen- (S. 301 ff.) und Mamelukengräber (S. 335 ff.) nebst Plänen und Ansichten durchstudirt, wird zu einem abschließenden Urtheil über arabische Kunst gelangen.

Der Herausgeber hat bei dem vorliegenden Bande das Princip der Arbeitstheilung in weitgehendem Maße befolgen zu müssen geglaubt. Die Namen der Mitarbeiter, unter welchen sich einige Fachgelehrte ersten Ranges befinden, finden sich in der Vorrede S. V. und VI. Es war keine kleine Aufgabe, die verschiedenen Stücke, aus denen das Buch zusammengesetzt ist, zusammen- und mehr oder weniger in Einklang zu bringen. Besonders reich finden wir in dem vorliegenden Buche die Naturwissenschaften berücksichtigt. Hinter der allgemeinen praktischen Einleitung (S. 1—34) beginnt eine Reihe von Abhandlungen wissenschaftlicher Art, welche Natur und Geschichte sowohl Unter- als Oberägyptens illustriren. Voran steht eine politische und physicalisch-geographische Uebersicht von Schweinfurth; es folgt ein Aufsatz über Geologie von Zittel, über die Oasen von Ascherson, über die Fauna von Heuglin. Neben der Geschichte Aegyptens ist aber auch das Sprachliche reichlich, ja in Bezug auf die Hieroglyphen für den vorliegenden Zweck beinahe überreichlich bedacht. Nur wenige Reisende sind ja im Stande, sich in der kurzen Zeit, die sie auf die Reise verwenden, auf Altägyptisch und das arabische Neuägyptische einzulassen. Für manchen Reisenden aber sind doch auch die linguistischen Angaben von Interesse, und zum mindesten kann es ihn nicht stören, wenn der Herausgeber mehr giebt, als das Bedürfniß des gewöhnlichen Touristen verlangt. Wir Philologen jedoch müssen es mit Freude begrüßen, daß in dem Buche auch für uns, die verschwindende Minderheit, gesorgt ist und dasselbe zur Popularisirung unserer wissenschaftlichen

Bemühungen beiträgt. Auf die genaue wissenschaftliche Transscription der arabischen Laute ist viele Sorgfalt gewendet, und gebührt das Verdienst in dieser Beziehung ganz besonders dem Revisor Prof. Koch in Schaffhausen. Bis auf einige verschwindende Fälle darf das Buch herzhaft von dem Arabisten zum Behuf des Studiums der Vulgärsprache benutzt werden. Die Genauigkeit der Transscription geht durch das ganze Buch hindurch und erstreckt sich, wenn auch in etwas vermindertem Grade, auch auf die Karten und Pläne. Es versteht sich von selbst, daß diese in der bei den bädekerschen Büchern gewohnten Fülle vorhanden sind und sämmtlich auf dem neuesten Material beruhen. Von Plänen hebe ich hauptsächlich den schönen Stadtplan von Kairo (zu S. 247), von Kärtchen die des Suezkanals (zu S. 441) und die drei sehr hübschen Karten zur Sinaitour hervor. Das Ende des Bandes bildet ein Register von vierzehn Seiten à drei Spalten.

Zum Schlusse danken wir dem Herausgeber nochmals dafür, daß er erstlich sich auf das pecuniär wenig lohnende Unternehmen, Reisehandbücher für den Orient herauszugeben, eingelassen und zweitens, daß er diesen vorliegenden Band in solcher, den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Weise veröffentlicht hat. A. Socin.

Chr. M. Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz. Von L. F. Osterdinger. Heilbronn, Henninger. — Der Verfasser hat aus mündlicher Tradition und durch seine Beziehungen zur Heimath Wielands einiges Neue (darunter ein bisher ungedrucktes Gedicht aus Wielands Jugend) beibringen können. Dessenungeachtet ist das Buch, welches er geliefert hat, von ganz geringem Werthe und die Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit, mit welcher er an seine Arbeit gegangen, ist auf jeder Seite ersichtlich. Schon von vornherein verstimmend und abstoßend wirkt es, die bekanntesten Namen von Männern, mit welchen Wieland in Verbindung stand oder welche die Literatur über ihn bereichert haben, auf das stärkste entstellt zu sehen: Samuel Geßner, Albert von Haller, Mejer in Kronau, Gröbel, Bucher, Böttinger &c. &c. Aber in noch höherem Maße muß der Text, welcher in einer unglücklichen Mitte von novellistischer und wissenschaftlicher Darstellung sich zu halten sucht, und müssen die Anmerkungen Mißfallen erregen. In ersterem reichen — beispielsweise — drei kurze Capitelchen für den Verfasser hin, den ganzen Aufenthalt Wielands in der Schweiz zu behandeln; es liegt auf der Hand, daß so nur das Allerbekannteste wiederholt werden konnte, selbst dies ist nicht einmal fehlerfrei geschehen. Die Anmerkungen passen, wofern sie nicht blos unnöthig lange Abschriften aus Wielands Briefen sind, zum Text meist wie die Faust aufs Auge und geben, wie dieser, zu zahllosen Mißverständnissen Anlaß. Die Jugend und Entwickelungsgeschichte Wielands beschäftigt heuzutage die literarhistorische Forschung in erhöhtem Maße. Aber wenn man über den „berühmten Biographen" Wielands, wie der Verfasser Gruber nennt, einmal hinauskommen will, so ist gewissenhafte und eindringende Arbeit nöthig und solche vermißt man in der O.schen Schrift durchaus. Aus Bodemanns Buch über die Bondeli und Scherers umfang- und inhaltreicher Besprechung desselben hätte Herr O. entnehmen können, was für die Jugendgeschichte Wielands noch zu gewinnen war. Aber mit ersterem scheint er nicht recht zufrieden zu sein und von letzterer scheint er keine Ahnung zu haben.

—i—.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 28. December 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Maria Theresia im Anfang ihrer Regierung.*)

Von A. Dove.

Von den Frauen, die sich einen Namen erworben in der allgemeinen Geschichte, haben die einen gerade als Frauen eine mächtige Wirkung auf ihre Zeit und damit für alle Zeiten ausgeübt, sei es durch weibliche Reize oder durch weibliche Tugenden, wie etwa Maria Stuart oder Königin Luise; andere haben umgekehrt eben dadurch Ruhm und Nachruhm gewonnen, daß sie, dem natürlichen Kreis ihres Daseins vom Geschick enthoben, eines Männeramtes mit männlicher, ja bisweilen mit übermännlicher Kraft gewaltet; das ist die Leistung einer Elisabeth von England oder der Zarin Katharina. Die hohe Frau aber, auf die wir hier für einen Augenblick die Aufmerksamkeit lenken, Maria Theresia, nimmt eine eigenthümliche Mittelstellung ein, welche vielleicht die größte Bewunderung verdient: echt weibliches Wesen liebenswürdigster Art hat sie immerdar verbunden mit einer Herrscherarbeit, die so schwierig kein Mann ihres Hauses je überkommen, so glücklich keiner vollbracht hat. Vierzig Jahre währt dies merkwürdige historische Schauspiel, dessen Heldin, indem sie ihre Männerrolle glänzend durchführt, doch in unzähligen reizvollen Durchblicken ihre weibliche Natur und Empfindung verräth; in keinem Moment jedoch treten die Contraste und Conflikte, die in einer solchen Aufgabe nothwendig liegen, anziehender hervor, niemals erscheint in deren Lösung Maria Theresia so großartig, als im Anfang ihrer Regierung. Ja nicht nur den Höhepunct, fast die Summe sogar wenigstens ihres inneren Lebens, um dessen Schilderung es uns allein zu thun ist, stellen eben jene frühesten, drangsalreichen Tage deutlich dar, insofern zu den wichtigsten Gedanken und Entschlüssen ihrer reiferen Herrscherjahre eben damals in die Seele der jungen

*) Vortrag gehalten im Musiksaal der Universität zu Breslau.

Fürstin der Same geworfen ward. Wie kam nun, fragen wir, soviel Schicksal und Erlebniß in so kurze Zeit und auf Ein edles Haupt zusammen?

Nicht dem Mars, sondern der Venus, so rühmte man seit Jahrhunderten im Sprichwort, verdankte das Haus Habsburg seine Größe: nicht durch Kriegs- oder Staatskunst sowohl als durch glückliche Familienverbindungen seiner Herrscher war Oesterreich herangewachsen. Da sah es nun aus wie ein vergeltender Spott der Geschichte, daß ein fürstliches Familienereigniß, die Aussicht nämlich auf das Erlöschen des Mannsstammes der Habsburger genügte, das ganze mächtige Reich mit Auflösung und Verderben zu bedrohen. Und doch war das nur die natürliche Folge der Regierungsweise dieser Familie, die es niemals verstanden hatte, all jene Mitgiften und Erbschaften, jenen mannichfachen Glückserwerb an Land und Leuten in die starke Einheit eines echten Staates zusammenzufassen. Noch unter dem Vater Maria Theresias, Kaiser Karl VI., hatten die zahlreichen, so bunt bevölkerten Herrschaften und Gebiete der weiten Monarchie keine andere Verbindung als in der schwerfälligen Person des Monarchen; durch nichts also ward ihnen gemeinsam eine sichere Zukunft verbürgt, als durch die Fortdauer der Dynastie, deren männliche Linie jedoch, die bisher allein erbberechtigt gewesen, eben mit Karl VI. selber auszusterben im Begriff stand. Es war daher keine bloß hausväterliche, vielmehr eine wahrhaft landesväterliche Handlung, von deren Erfolg nichts geringeres als die Existenz Oesterreichs abhing, wenn dieser Fürst durch sein berühmtes Hausgesetz, die feierlich sogenannte pragmatische Sanction, für den Nothfall auch seiner ältesten Tochter das Recht der Erbfolge in dem untheilbaren und unverletzbaren Ganzen seines Reiches zusprach. So ward der Erzherzogin Therese, wie sie in der Jugend einfach hieß, in die Wiege schon eine große politische Bestimmung gelegt: Oesterreichs Erhaltung sollte den Inhalt ihres Lebens bilden, eine rein conservative, also recht weibliche Aufgabe, und vielleicht, wie man hoffen mochte, ohne jede heroische Anstrengung zu lösen. Daß es deren doch im höchsten Maße bedurfte, daß es statt der Erhaltung Oesterreichs vielmehr seine Rettung und Neugründung galt, war zumeist die eigene Schuld Karls VI.

Denn das wollte noch wenig besagen, daß er die Tochter zur Thronfolgerin ernannte, er hätte ihr auch das Reich in einer Verfassung hinterlassen müssen, in der es kommenden Stürmen Trotz zu bieten vermochte. Statt dessen begnügte sich Karl im Innern der Monarchie damit, sein Hausgesetz von den Ständen der verschiedenen Kronlande anerkennen zu lassen. Die fünfjährige Therese empfing den Handkuß der Huldigung als künftige Gebieterin aller Provinzen; dies lose Bündel von Provinzen aber endlich an das Centrum einer einzigen Regierung zu knüpfen, sie damit praktisch an gemeinsames Handeln und Leiden zu gewöhnen, versäumte man auch jetzt noch.

Nach außen dann wenigstens sich fest zu machen durch imposante finanzielle und militärische Rüstung, rieth dringend der große Feldherr und Minister Prinz Eugen; der Kaiser indeß schlug einen anderen, leider höchst verkehrten Weg ein. In der Ueberzeugung, für die sich in der That manches sagen ließ, daß der unversehrte Bestand der österreichischen Macht auch für die Sicherheit Deutschlands und für das europäische Gleichgewicht unentbehrlich sei, erwarb er in fast zwanzigjährigem Bemühen das Versprechen der Garantie seines geliebten Hausgesetzes nach und nach beinah von sämmtlichen großen und kleinen Staaten des Erdtheils. Allein damit war nicht nur gegen zukünftige Gefahren keine wirksame Abwehr geschaffen, — denn niemals wurden Verträge eifriger geschlossen und dreister gebrochen als in jenen Tagen, sodaß kein Politiker in solchen Garantien mehr erblickte als beschriebene Stücke Pergament —; weit schlimmer noch war, daß Karl VI., um so werthlose Zusagen zu erhalten, unvortheilhafte Bündnisse einging, die ihn in unglückliche Kriege stürzten; sodaß am Ende die Monarchie, deren ungeschmälerte und ungeschwächte Dauer er gerade zu befestigen strebte, nach außen verkleinert durch den Verlust ganzer Königreiche, im Innern materiell und moralisch zerrüttet der großen Krisis entgegenging.

Stand es nun so übel um die Erbschaft, die Maria Theresia antreten und behaupten sollte, so hatte Karl überdies nichts gethan, die Tochter auf ihren schwierigen Beruf persönlich irgend vorzubereiten. Für die gewöhnliche Laufbahn einer Prinzessin mochten Unterricht und Erziehung ausreichen, wie sie Erzherzogin Therese erhielt; Sprachen, Musik und Tanz erlernte sie sogar bis zu hoher Vollkommenheit, auf der Liebhaberbühne des Hofes entzückte sie alle Welt durch Gesang und Spiel; auch im Scheibenschießen befriedigte sie die strengen Anforderungen der maßlos jagdlustigen Eltern. In Bezug auf die Staatsgeschäfte aber ließ sie der Vater geflissentlich in völliger Unkenntniß. Nicht als hätte ihn dazu die landläufige Eifersucht des Regenten gegen seinen Nachfolger bewogen; nein, im Gegentheil: die nie ganz erlöschende Hoffnung, daß es zur Thronfolge der Erzherzogin überhaupt nicht zu kommen brauche. Gerade in seinen letzten Jahren erweckte die zunehmende Kränklichkeit seiner Gemahlin Elisabeth von Braunschweig, die ihn dann doch um zehn Jahr überlebt hat, in Karl VI. die trügerische Aussicht auf eine eigene zweite Ehe und somit auf die mögliche Erscheinung des schmerzlich vermißten Sohnes. Erzherzogin Therese nun empfand schon damals bitter die politische Unmündigkeit, in der sie der Vater befangen hielt. Das Bewußtsein ihrer Bestimmung hatte sie früh mit dem Herrscherstolz ihres Hauses erfüllt: sie sah den Kaiser fast nur als den Verwalter ihres dereinstigen Besitzes an und gewahrte dessen wachsenden Ruin in den letzten unglücklichen Jahren mit Betrübniß; aber sie erfuhr nur wie der schlichteste Unterthan, was ins Publicum drang,

das Unglück selbst und die Klagen darüber; nach den Ursachen zu forschen hinderte sie kindliche Scheu; ängstlich hütete sie sich vor allem, was der mindesten Regiersucht hätte gleichen können.

Eins aber — und das ist vielleicht überhaupt das größte Verdienst Karls VI., der im Hause untadelhaft lebte — eins blieb der aufblühenden Kaisertochter unverkümmert: die freie Entfaltung der rein menschlichen Seiten ihres Wesens. Anfangs trat auch an ihr der Habsburger Erbcharakter sichtlich hervor: blaß und zart, zeigte sie gemessene, fast ernste Haltung: allmählich aber artet sie mehr nach der einst gepriesenen Mutter hinüber; wie sie zunahm an Gestalt und Farbe, ward ihre Würde durch Anmuth überwogen, Strahlen von Temperament und Geist erfreuen ihre Umgebung. Was zu dieser Entwickelung am meisten beitrug, war natürlich eine glückliche Liebe. Wieviel hochpolitische Anträge auch geschehen mochten, Karl VI. nahm den Schwiegersohn nach persönlicher Wahl; der junge Franz Stephan von Lothringen hatte, schön und gutherzig wie er war, während er am Wiener Hof heranwuchs, die Neigung der Eltern und der Tochter zugleich gewonnen. Politisch empfahl doch auch ihn, gerade daß er unbedeutend war, von den Talenten eines achtbaren Rentiers, bescheiden und lässig genug etwa für den Mann einer Primadonna: eben das — gleichsam hinter den Coulissen der Weltbühne — sollte er ja vorstellen. Keine anlockende Bahn; gleich am Eingang muß er sein Stammland aufgeben gegen das fremde Toskana; dann plagt ihn ein Weilchen doch eine Art Ehrgeiz, aber er hat wenig Glück im Felde wie im Rathe. Bald zieht er sich gern in die häusliche Stellung zurück, die von Anfang bis zu Ende seinen wahren Ruhm ausmacht: den unverächtlichen Ruhm, einer Maria Theresia die Gesundheit und Fülle des Herzens erhalten zu haben, deren sie zu ihrem weiblichen Heldenthum allzeit bedurfte. In der That, ob sie nun als getreueste Braut ihrem vielgeliebten Bräutigam in naiven Billets ein neckisches Adieu Meusl, Adieu caro viso zuruft; ob sie später einmal die Zeilen an eine Freundin behaglich klagend schließt: viermal von neuem beginnend, sechs Kinder und den Kaiser im Zimmer, hab' ich schreiben müssen, man merkt's dem Briefe an; oder ob sie endlich nach seinem Tode jeden Augenblick ihrer Gemeinschaft in Freud' und Leid mit unermüdlicher Rührung zurückruft — immer hat man das gleiche gemüthvolle Bild vor Augen; man begreift, daß an einem Herzen so ohne allen Bruch und Sprung Schlag und Stoß äußeren Schicksals matt abprallen mußte.

Von den sechzehn Kindern dieser Ehe nun sollte Kaiser Karl VI. drei noch selber erblicken; nie aber sind schuldlose Mägdlein beim Eintritt in unsere unhöfliche Welt mürrischer empfangen worden, als diese Enkelinnen von ihrem Großvater. Gewiß mußte ja die Geburt eines männlichen Enkels den bevor-

stehenden Erbgang ungemein erleichtern; doch möchte man beinah Karl VI. selbst anklagen, daß er nicht die paar Monat bis an jenes tröstliche Ereigniß noch ausgedauert. Eben der unmäßige Gram über sein genealogisches Mißgeschick, mehr vielleicht als Jammer und Schande des Türkenkriegs, zehrte heimlich sein Leben auf. Kaum fünfundfunfzig Jahr alt, plötzlich zum ersten und letzten mal erkrankt, gravitätisch und devot wie ein echter Sproß vom Stamm Habsburg, aber mit tiefem Herzeleid als der letzte Mann seines Hauses fuhr er in die Grube.

Maria Theresia durfte dem Vater in seiner Scheidestunde nicht nahe sein; aus Rücksicht auf Gegenwart und Zukunft der Dynastie hatte der Sterbende selbst es verbeten. Die Regentenpflichten indeß duldeten keine Schonung; sie bezwang alles körperliche Leid und empfing noch am Todestage des Kaisers unterm Thronhimmel stehend die Minister, die sie in freier Rede unter häufigen Thränen, tief ergriffen und ergreifend, in ihren Aemtern bestätigte. Sofort trat sie als Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Oesterreich die Herrschaft an; am folgenden Tage schon saß sie der geheimen Conferenz vor, die dreiundzwanzigjährige Fürstin umringt von Räthen, unter denen der jüngste den Siebzigen nahestand. Was sie da in den ersten Sitzungen erfuhr, war dazu angethan auch ein hartes Männerherz erbeben zu machen. An Geldmitteln waren nur etliche tausend Gulden in den Kassen zur Hand, der Credit des Reiches lag hoffnungslos am Boden; der Armee, die kaum zur Hälfte vollzählig weit über die Lande zerstreut war, gebrach's nach soviel kläglichen Feldzügen ebenso an Muth wie an Ausrüstung. Den östlichen Provinzen hatte der Türkenkrieg die Pest hinterlassen; und während dort die Magyaren ungestüm nach ihren alten Freiheiten riefen, zeigte sich der Pöbel der Hauptstadt, durch Theuerung erbittert, zaumlos und schwierig; rächend erhob sich das Landvolk gegen den Wildstand des verstorbenen Kaisers. Ja plötzlich flog durch die Massen der Wahn, als sei mit Karls VI. jähem Tode alle Regierung überhaupt aufgelöst, bis der Kurfürst von Baiern herbeikommen werde, das Reich in Besitz zu nehmen. Und wirklich schickte sich der soeben an, in gutem Glauben an sein eigenes Recht und im Vertrauen auf vielfache Sympathien in den österreichischen Landen wie auf die mächtige Gunst des französischen Hofes, die gesammte Erbschaft Maria Theresias für sich selbst zu verlangen. Die baierischen Ansprüche aber mußten andere wecken; bedenklich zögerte bereits hie und da das Ausland, allen Verträgen und Garantien zutrotz, mit der Anerkennung der Königin. Kurzum, wohin man blickte: alles sah, wie Maria Theresia selber sagt, einem allgemeinen baldigen Verfall und Zerrüttung gleich.

Und dabei nun das bange Gefühl ihrer eigenen Unerfahrenheit! Was blieb ihr übrig als die sittliche Besinnung auf ihre Pflicht? Hierzu aber

fand sie allerdings in einer reinen und starken Seele, der einzigen Ausstattung, die sie ihrem hohen Amte zubrachte, die nöthige Kraft. Sie beschloß sogleich, sich von allen Nebenabsichten, von Eitelkeit, Ehrgeiz und anderen störenden Affekten in häufiger Selbstprüfung durchaus zu befreien und einzig und allein ruhig und standhaft die ihr obliegenden Staatsgeschäfte zu übernehmen. Nicht mir selbst, sondern dem Publico allein bin ich zugehörig; diese Wahrheit hielt sie fortan sich täglich vor Augen, — eine Auffassung ihres Berufs, die dem berühmten Ausspruch ihres großen Gegners Friedrich nahe genug kommt, daß der Fürst nichts sei als oberster Diener des Staates. Nur nehmen die Gedanken Maria Theresias doch alsbald eine eigenthümlich ablenkende Wendung, wenn sie alles weitere mit harmloser Zuversicht Gott anheimstellt, dessen Allmacht sie ohne ihr Zuthun noch Verlangen zu diesem Stande auserwählt, der also, fügt sie naiv hinzu, sie auch würdig zu machen habe, seinen Auftrag zu vollziehen und dergestalt seinen Schutz für sich und ihre Unterthanen zu verdienen. Wem Gott ein Amt verleiht, dem bescheert er den Verstand dazu, — dies Volkswort, das die weite Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit im öffentlichen Leben mit leichtem Scherze gebrechlich überbrückt, tritt uns bei solchem Bekenntniß unwillkürlich auf die Lippen. Wie alle Glaubenssätze jedoch trägt auch dieser für das handelnde Leben an sich gar wenig aus: war die zähe Natur ihrer Habsburger Ahnherren durch ähnliche Vorstellungen nur in ihrer beharrlichen Trägheit bestärkt worden, so entnahm dagegen der rührige Eifer Maria Theresias dem unbedingten Vertrauen auf die Hülfe des Himmels nur einen neuen Antrieb zu kräftig mitwirkendem Fleiß, zu Arbeit und Sorgfalt für Staat und Gemeinwohl.

Unverzüglich begann sie damit; sie nahm sich vor, die eigene Unwissenheit nirgend zu verstecken, einen jeden in seinem Departement anzuhören und sich so überall recht zu informiren. Da stieß sie auf eine neue, unerwartete Schwierigkeit: die Rathschläge ihrer greisen Minister erwiesen sich im ganzen wie im einzelnen als unvereinbar mit einander. Es waren sämmtlich alte und erlebte Männer, wie sie sich ausdrückt, die unzweifelhaft ihre Meriten hatten, auch schien jeder einzelne ehrlich zu denken; nur zusammen wollten sie sich nicht verstehen. Maria Theresia gerieth in Unruhe und Verwirrung; sie fühlte, wie sie, wider ihren Charakter, unentschieden und argwöhnisch ward. Wem sollte sie eher folgen, dem Hofkanzler Grafen Sinzendorff, dessen politisches Talent ihr imponirte, dem sie jedoch, habgierig und genußsüchtig wie er war, mit dem Scharfsinn des Frauenherzens ein lauteres Zutrauen stets versagen mußte? Oder dem Finanzminister Starhemberg, der, ein gerader Deutscher, persönlich ehrwürdig, an umfassender Einsicht doch jenem bei weitem nicht gleichkam? Dann wieder gab sie wohl, in der guten Absicht, sich als eine wahre Mutter aller ihr untergebenen Nationen zu zeigen, den abweichen-

den Ideen des Grafen Kinsky Gehör, der mit Leidenschaft für die Sonderinteressen seiner böhmischen Provinzen eintrat, bis sie betroffen die verderbliche Einseitigkeit seiner Ziele wahrnahm. Und so ging's fort bei den übrigen: war es Ambition und Eifersucht, waren es tiefere Gründe: die Einheit der Richtung, deren man so dringend bedurfte, war einmal in diesem Ministerium nicht herzustellen.

Hätte Maria Theresia in dieser peinlichen Lage doch an ihrem Gemahl auch im Staate dieselbe Stütze gefunden, die er ihr im Hause so treulich gewährte! Er wich damals nicht von ihrer Seite, ja sie ernannte ihn feierlich zum Mitregenten; allein das geschah nur, um ihm den Weg zur Kaiserkrone zu bahnen, die — an einen männlichen Träger gebunden — nur so dem Hause Oesterreich erhalten werden konnte Im Ernste durfte sie nicht daran denken, das Regiment mit dem geliebten Manne zu theilen, an dem sie hervorragende politische Begabung erst mit dem umflorten Auge der Wittwe zu entdecken vermeint hat. Und ähnlich stand es mit anderen Vertrauenspersonen, die in der Stellung von Cabinetssecretären oder Obersthofmeistern der Königin in ihren Privatangelegenheiten mit Rath und Ermahnung gewissenhaft und freundlich an die Hand gingen. Wie dankbar rühmt sie einem unter ihnen, dem Grafen Tarouca, nach, daß er sie — was so nöthig sei und doch so selten — zur Erkenntniß ihrer Fehler angeleitet! Für die Staatssachen aber war leider auch bei so unschätzbaren Berathern nicht unmittelbar Auskunft zu holen. Da fand Maria Theresia, was sie brauchte, gerade wo sie es fast am wenigsten verhofft hatte.

Johann Christoph Bartenstein, der Sohn eines Straßburger Professors, hatte sich als Convertit am Wiener Hof emporgedient. Als geheimer Staatssecretär der Vermittler zwischen dem Kaiser und seinen Ministern, ward er der einflußreichste Beamte Karls VI.; in ihm vermuthete jedermann die Seele jener Politik, die mit so unwillkommenen Ergebnissen abgeschlossen. Kein Wunder, daß ihn Maria Theresia kalt empfing, als er nach ihrer Thronbesteigung im Bewußtsein seiner Unbeliebtheit um Entlassung bat. Jetzt sei nicht der Augenblick abzudanken, herrschte sie ihn an, er solle sich bemühen, soviel Gutes zu thun als er vermöge, Böses zu verüben werde sie ihn schon zu hindern wissen. Seiner Herkunft gemäß war er pedantisch, weitschweifig, ohne Schliff, aber unvergleichlich an Arbeitskraft und Kunde der Geschäfte; ein Funfziger, gereift und doch noch frisch; der einzige, der die junge Königin über die öffentlichen Dinge zu belehren verstand, ohne sie durch den Ton der Ueberlegenheit zu verletzen. Wie manche Beschämung hat er ihr durch schriftliche Vorbereitung auf das Conseil erspart! Sein politisches System war nicht frei von schweren Irrthümern, aber es war doch ein System, fest sogar bis zur Starrheit; ein Stab, auf den gelehnt Maria Theresia ruhig auf eigenen

Füßen stehen konnte. So kam's, daß Bartenstein bei ihr der Vorläufer der Haugwitz und Kaunitz ward, die ihn freilich an Geist beträchtlich überragen, der erste ihrer leitenden und doch niemals dominirenden Staatsmänner. Ihm aber als dem zuverlässigen Gefährten der schwersten Stunden bewahrte sie das wärmste Andenken: ich muß ihm, schreibt sie, die Justiz leisten, daß ihm allein schuldig die Erhaltung dieser Monarchie; ohne seiner wäre alles zu Grund gegangen.

Was ihm aber kläglich mißlang, war die Ausgleichung der Differenzen im Ministerium; im Gegentheil: die Königin sah sich dort immer tiefer in Labyrinth und Finsterniß gezogen. Fragt man nun, warum sie nicht einfach den Knoten zerhieb durch einen raschen Wechsel der Personen, so ertheilt sie darauf eine zwiefache Antwort, eine weibliche, möchte man sagen, mit dem Herzen und eine männliche mit dem Verstande. Die erste lautet: sie wollte lieber selbst leiden, als gewaltsame Entschließungen treffen, die der Ehre und dem Rufe anderer Nachtheil brächten; es waren doch, sagt sie gutmüthig, am Ende bloße Particularungemächlichkeiten für mich; sollte sie deshalb bejahrte und verdiente Leute mit sonst unverschuldeter Ungnade strafen? Sie faßte sich daher in Geduld, bis Gott selber einen Strich machen würde mit Absterbung aller; was denn auch nach wenigen Jahren glücklich eintraf. Hat man allein diese Motivirung im Auge, so erscheint allerdings in Maria Theresia hier einmal, nur in graziöserem Gewande, die beschauliche Indolenz ihrer Väter; in Wahrheit aber erhob sie in ihrer merkwürdigen Doppelnatur sich niemals höher über die ganze thörichte Erbweisheit ihres Hauses hinaus, als da sie auf jenen Ministerwechsel scheinbar schwächlich verzichtete. Denn mit genialer Anschauung erkannte sie bald, was selbst der Klugheit Bartensteins verborgen blieb, daß nicht in den Personen, sondern in der Einrichtung an sich die Wurzeln des Uebels lagen. Woran die Regierung krankte, das war nichts anderes, als der herkömmliche Widerstreit der Aemter und Verwaltungskreise selbst, der Particularismus der Provinzen und ihrer Stände und Vorstände. So ging denn dem bedrängten Geiste der jungen Königin wunderbar schnell der heilende Gedanke der Staatseinheit auf, die mindestens alle Gebiete diesseits der Leitha beherrschend umfassen sollte, die deutschen wie die slavischen Lande, in deren selbständigem Gegensatz Maria Theresia den verderblichsten aller Schäden erblickte. Die Ausführung dieses Gedankens aber, die eine Hälfte ihres königlichen Tagewerkes, mußte sie auf eine Zeit versparen, wo das Dasein ihres Reiches wenigstens der von außen andringenden Gefahr entronnen wäre.

Damit nun hatte es einen Augenblick den tröstlichsten Anschein gehabt. Durch den Tod Karls VI. waren doch auch die Feinde Oesterreichs überrascht worden. Nachdem man also die baierischen Forderungen in Wien nicht

ungeschickt widerlegt, schien vorderhand nichts weiter zu befürchten. Man stand im Spätherbst; gelang es, sich den Winter über einigermaßen zu rüsten, so konnte man im nächsten Jahre schlimmstenfalls selbst einen französischen Angriff bestehen. Mittlerweile aber gewöhnte sich vielleicht die Welt an die Thatsache dieses Frauenregiments. Im eigenen Lande geschah das rasch genug durch die bezaubernde Macht der Persönlichkeit Maria Theresias; Schönheit und Güte eroberten ihr im Fluge alle Herzen. Ja selbst ins Ausland hinüber drangen Theilnahme und Begeisterung für die unerhörte Erscheinung der Majestät in so holdseligen Formen. Gelehrte Publicisten schrieben mit umständlicher Galanterie von den Vorzügen des Weibes vor dem Mann im allgemeinen; sie wiesen darauf hin, daß der einzige große Staat, der den Frauen kein Kronrecht einräume, der französische, eben dadurch einst an den Rand des Untergangs gerathen und zuletzt wieder nur durch die Hand eines Frauenzimmers, des Mädchens von Orleans, erlöst sei. So oder ähnlich sprach die öffentliche Meinung; wer aber möchte je aus ihren Aeußerungen Heil oder Unheil weissagen! Gerade jetzt, wo ihre Lage soviel günstiger aussah, trat an Maria Theresia urplötzlich der Ernst des Schicksals heran.

Friedrich II. von Preußen streckte die eine Hand begehrend nach Schlesien aus, mit der anderen bot er der Königin seine kampfbereite Macht zum Schutze gegen jedermann, der ihre Thronfolge, ihren Staat sonst anzufechten wagen würde. Unzählige Zeitgenossen schon haben es Maria Theresia als politischen Fehler angerechnet, daß sie auf den Antrag des Königs nicht einging, welcher kühn und entschlossen die Landschaften, die er für sich ansprach, zugleich militärisch in Besitz nahm. Ja die Mehrzahl ihrer eigenen Minister sah die Königin, wie sie bitter klagt, durch des Gegners süße Worte und kräftige Versprechungen irre gemacht. Mit einer kleinen Abtretung meinten sie den großen Gewinn der preußischen Hülfe wohlfeil erkauft; und vor allem, sollte man nicht, gern oder ungern, geschehen lassen, was man zu hindern gar nicht vermochte? Maria Theresia, einzig von Bartenstein und Starhemberg unterstützt, verwarf unbedingt jegliche Concession. So oft ihr Gemahl, der Friedrich persönlich gewogen war, bei den Unterhandlungen mit den preußischen Gesandten sich deren Anträgen irgendwie zu nähern schien, klopfte die Königin, die im Nebenzimmer aufmerksam zuhörte, gebieterisch an die Thür und machte der Audienz ein Ende. Gestehen wir ein: auf ihrem Standpunct konnte sie nicht anders handeln. Das Hausgesetz des Vaters, das sie zur Herrschaft berufen, hatte die Untheilbarkeit des Reiches proclamirt; auf diesem Princip beruhte ihre ganze Stellung; durch die geringste Verletzung desselben hätte sie sich selber alles Halts beraubt, die übrigen Widersacher und Anmaßer gleichsam ermuthigend zu neuen Ansprüchen herbeigeladen. Von den älteren Rechten, auf die sich König Friedrich dem gegenüber berief,

war ihr niemals gesagt worden; und auch jetzt versuchte gewiß keiner ihrer Räthe ihr den Glauben zu benehmen, daß sie eitel Vorwand seien für eine ehrsüchtig andringende Macht. Der bewaffnete Einfall in ihre Länder vor aller Abrede erschien ihr vollends als ein beispielloser Gewaltact; recht aus der Seele war es ihr gesprochen, wenn Bartensteins Noten in die Welt hinaus jammerten: alle Bande der menschlichen Gemeinschaft habe Friedrich zerrissen!

Ja sie begnügte sich in ihrem Innern keineswegs mit der moralischen Verurtheilung der Handlungen des Gegners; echt weiblich antwortete sie darauf in tiefstem Herzen mit persönlicher Leidenschaft: sie haßte Friedrich, obwohl sie das ausdrücklich leugnet, mit voller, warmer Energie. Der schneidende Zug seiner entschieden norddeutschen, ketzerischen Art mußte ihr ohnedies widersagen; wie er sie nun so ungereizt überfiel und dadurch, so schien es, zu allen anderen Angriffen erst das Zeichen gab, begann sie in ihm die wahre Incarnation ihres widrigen Schicksals überhaupt zu sehen. Die rücksichtslose Weise, in der er dann, um ihrer Rache voranzueilen, noch mehrmals kriegerisch gegen sie losbrach, galt ihr schlechthin für Meineid und Tücke; immerdar war ihr sein falscher Charakter ein Gegenstand des Abscheus. Wie innig hat sie bedauert, daß ihr körperlicher Zustand ihr allezeit verbot, persönlich gegen ihn zu Pferde zu steigen; war sie doch überzeugt, daß ihren armen Erblanden nichts unglückseligeres geschehen könne, als in seine Hände zu fallen, — türkische Eroberung hätte sie ein glimpflicheres Loos gedäucht! Während das Unglück Karl Alberts von Baiern, der ihr doch alles rauben wollte, sie nicht ohne Theilnahme ließ, während ihr das Winterelend der feindlichen Truppen, der Franzosen, ja der Preußen selber zu Herzen ging, hat sie mit Friedrichs Person allein keinen Funken Mitleid gefühlt, weil Er, sagt sie höchst unchristlich, niemalen Erbarmen gezeigt hat. Man sieht: das gar zu gute Gemüth, dessen sie sich gelegentlich anklagt, mit dem sie allen alles Gute zu thun und von allen alles Gute zu denken gewohnt sei, entbehrte doch nicht ganz jener tüchtigen Inconsequenz, durch welche die lebendigen Menschen der Geschichte sich von den schönen Kunstfiguren der Dichtung — ich weiß nicht, ob nicht doch zu ihrem Vortheil — unterscheiden.

Seit jener böse Feind gegen sie aufgestanden, schienen die guten Tage von Maria Theresia für immer Abschied genommen zu haben. Der unbändige Jubel, mit dem das Wiener Volk die Geburt des Thronerben Josef begrüßte, mochte das einbalsamirte Herz Kaiser Karls VI. in der Lorettocapelle bei den Augustinerbarfüßern wohlthätig erschüttern; die arme Mutter aber mußte die schwere Bedrängniß des Reichs nun erst als doppelte Last empfinden. Und kaum hatten vier Wochen nachher die preußischen Waffen das mühsam aufgebrachte einzige Heer der Königin aus dem Felde geschlagen,

so stürzte wie über ein angeschossenes Wild die Meute der Baiern, Sachsen, Franzosen und Spanier über Oesterreich her. Die erhabene Resignation nun, zu der sich Maria Theresia in diesen Nöthen hindurchläuterte, darf unmittelbar neben die classische Haltung gestellt werden, die Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege bewährte, als über sein einsames Haupt die Stunden der Vergeltung dahinzogen. Gestützt auf den unerschütterlichen Glauben an ihre göttliche Berufung beharrte sie standhaft in der Erfüllung ihrer Pflicht, alle Hülfsmittel, die noch irgend aufzutreiben wären, besonnen anzuwenden. Dabei aber gewann sie eine solche Gemüthsruhe und geistige Gelassenheit, daß ihr die eigenen Begebenheiten völlig wie fremde vorkamen. Ohne Trauer, ja mit Freuden und Vergnügen wäre sie jederzeit ins stille Privatleben oder, was vielleicht noch empfindlicher gewesen wäre, zur bescheidenen Großherzogin von Toskana herabgestiegen und hätte ganz Oesterreich ihren Feinden eingeräumt, wenn sie geglaubt hätte, dadurch ihrer Schuldigkeit nachzukommen. Und so lieb ich auch, betheuert sie, meine Familie und Kinder habe, dergestalt, daß ich keinen Fleiß, Kummer, Sorge noch Arbeit für sie spare, so hätt' ich ihnen doch meiner Länder allgemeines Beste allzeit vorgezogen, wär' ich in meinem Gewissen überzeugt gewesen, daß ich meinen Platz verlassen dürfte oder daß meiner Länder Wohlstand dies erheischte; indem ich sothaner Länder allgemeine und erste Mutter bin.

In so herrlich gefaßter Stimmung rief Maria Theresia in ihrem täglichen Gebete den Beistand des Himmels nur unter der Bedingung für sich an, daß ihre Sache droben für die gerechtere gelte; und peinlich lange schien das Gottesurtheil des Erfolgs das bessere Recht der Feinde zu verkünden. Sie hatte nach Preßburg ihre Zuflucht genommen, aber auch bei ihren Ungarn fand sie nicht sogleich die feurige Hingabe der Nation, auf die sie hoffte. In langen und zähen Verhandlungen vielmehr erstritt sich das staatskluge Reitervolk zuvor jene unabhängige Sonderverfassung, die Maria Theresia bei all ihrer Neigung zu einigenden Formen stets so achtungsvoll aufrecht erhalten hat, daß man schon damals von einem Oesterreich-Ungarn hätte reden können. Dann erst, am Ziele seiner eigenen Wünsche, gelobte der ritterliche Adel der Magyaren, von den Thränen der Königin und dem Ausdruck gekränkter Unschuld in ihrem Antlitz wild entzückt, Blut und Leben für sie und ihre Kinder einzusetzen. Noch ehe aber dies rettende Aufgebot sich nur versammeln, geschweige denn für sie ins Feld rücken konnte, erschien für Maria Theresia dort in Preßburg der trübste Tag ihres öffentlichen Lebens. Es war tief im November, ein Jahr nach ihrer Thronbesteigung etwa; eine üble Zeitung war der anderen gefolgt: ganz Schlesien, Böhmen, Mähren und halb Oesterreich lag in Feindes Hand; weder Truppen, noch Geld, noch Proviant waren für den Moment zu beschaffen. In der Conferenz, die im Hause des Primas

unterm Vorsitze der Königin tagte, riethen die Minister offen, den Frieden ungesäumt mit Abtretung aller verlorenen Gebiete zu erkaufen. Hätte damals, ruft Bartenstein noch nach zwanzig Jahren voller Entsetzen aus, hätte damals jemand von Hoffnung auf glücklichen Ausgang gesprochen, verlacht wäre er worden! Auch Maria Theresia sprach von solcher Hoffnung nicht, aber still und aufrecht saß sie auch damals unverzagt am Steuer gleichsam, wie jener König Karl der Ballade im Seesturm unter den wehklagenden Paladinen.

Wer soviel schwerem Geschick entgegen mit angestrengtem Stolz das Haupt emporgetragen, der senkt es gern wie ermüdet in freiwilliger Demuth, wenn endlich die ersehnte Stunde schlägt. Maria Theresia begrüßte in ihrer Rettung ein augenscheinliches Mirakel, das auf ihre Nachkommen herabreichend auch diese zu ewiger Dankbarkeit verpflichte. Nun glaubte sie auch zu verstehen, warum der Allmächtige all ihre früheren unverschuldeten Leiden zugelassen: es geschah, sagt sie, um jedermann, besonders aber mir zu weisen, daß von ihm allein mein Heil gekommen ist. Indem sie aber in herzlicher Frömmigkeit vergangene Wunder verehrte, trachtete sie mit verständigem Eifer, künftige, die denn doch am Ende ausbleiben konnten, von Haus aus überflüssig zu machen. Den Krieg führte sie mit Ernst nur, so lange sie noch hoffen mochte, dem Preußenkönige die schlesische Beute wieder zu entreißen. Als sie diese Hoffnung fürs erste vereitelt sah, wandte sie ihr ganzes Bemühen dem inneren Ausbau ihrer Monarchie zu, der Aufrichtung jener concentrirten Staatsgewalt, die ihr nun zwiefach unentbehrlich schien. Denn so gewiß sie spätere Kämpfe mit dem boshaften und gefährlichen preußischen Nachbar voraussah, ja so gewiß sie ihm selber künftige Heimsuchung zudachte, damit sie dereinst das ganze Oesterreich wieder beisammen hätte, in dessen Herrschaft sie hineingeboren worden: so klar begriff sie, daß sie zuvor die Kräfte ihres Reiches entwickeln müsse, bis sie ebenbürtig erschienen denen eines Feindes, der alles, wie sie fast mit Neid bemerkt, in steter Bereitschaft und in solcher Verfassung bei sich habe, daß, was er irgend wolle, nicht nur befolgt, sondern aufs schleunigste befolgt werde. Und so erhielt auch das längst geplante großartige Reformwerk, das sie nun rüstig in Angriff nahm, eine gewisse persönliche Färbung des Wetteifers mit dem argen Manne, dem einzigen Zeitgenossen, der ihrer Bewunderung werth war und den sie doch — das war einmal ihr Schicksal — nur mit Ingrimm bewundern konnte.

Ein Jahrzehnt bevor beide zum Throne gelangten, hatte einst derselbe Prinz Friedrich sich erboten, der Erzherzogin Therese seine Hand zu reichen und so an ihrer Seite der Erhaltung Oesterreichs seinen Arm zu leihen. Ein kecker Jugendgedanke, den er doch nur hinwarf, um der unbequemen Heirath zu entgehen, die ihm der strenge Wille des Vaters aufzwang; aus tausend Gründen war seine Verwirklichung unmöglich. In einer höheren

Region jedoch der Thaten und des Ruhmes hat hernach der Geist der Geschichte beide Heldengestalten zusammengesprochen, den Schöpfer des neuen Deutschlands mit der Wiederherstellerin von Oesterreich; zweier Mächte, die wie Friedrich und Maria Theresia selbst, wie sehr sie auch einander abstoßen mögen, dennoch historisch eng und dauerhaft verbunden sind. Wie sollten da nicht wir im Schlesien Friedrichs des Großen, die wir heute freilich das Mitleid Maria Theresias mit unserem Loose mit ablehnendem Danke lächelnd erwidern, wie sollten wir nicht hier gerade mit besonderem Wohlgefallen bei dem liebenswürdigen Bilde einer Fürstin verweilen dürfen, die sich einst auch als dieses Landes allgemeine und erste Mutter schmerzlich gefühlt; die aber weit über diese örtliche Erinnerung hinaus uns allen theuer bleibt als eine der edelsten Zierden der schöneren Hälfte unserer nationalen Geschichte, der Geschichte der deutschen Frauen!

Ein Reisebericht aus Italien.

Von Wilhelm von Kaulbach.

Aus dessen Briefen mitgetheilt von K. Stieler.

Es ist keine Schilderung in dem prunkvollen Stile der Gegenwart, die wir hier dem Leser bieten; die Fülle jenes Wissens, womit man heute aus fremden Ländern schreibt, existirte vor vierzig Jahren nicht. Damals zog noch der junge Künstler mit leichtem Bündel, das er selber trug, über die Alpen, es war kein Reisen nach unsern jetzigen Begriffen, es war ein Wandern nach guter alter Weise.

Und solche Bilder sind es, die uns aus den folgenden Berichten Kaulbachs entgegenschauen, sie sind das Spiegelbild einer vergangenen Zeit, allein das nimmt der Frische nichts, womit diese ersten Eindrücke einer neuen Welt empfunden worden. Eine pulsirende Kraft, eine unbezwingliche Sehnsucht nach vollem Thun und Leben zieht sich durch diese Briefe. Kaulbach war damals noch jung an Jahren, aber der erste große Wurf seines Lebens war schon gethan; es ist schon der Meister der „Hunnenschlacht", der sich hinter dem fahrenden Schüler birgt. Doch — geben wir ihm selber das Wort, es ist an seine junge Gattin in München gerichtet.

25. Juli 1835.

Indem ich diese Zeilen schreibe, fahre ich auf der Etsch zwischen Roveredo und Verona auf einem Flosse . . . denn zu gehen und zwar mit einem

Tornister ist bei der großen Hitze in diesem Land nicht möglich. . . . . Ungeheure Felsenmassen thürmen sich an beiden Ufern in die Höhe . . . . Die Formation der Berge nimmt einen anderen Charakter an und hört auf so zackig zu sein wie das baierische Gebirge, aber doch ist die größte Abwechslung da, besonders der Weinstock wächst da in den schönsten Laubengängen.

Aber so schön die Gegend, so sehr ist das arme Volk herunter, keine Spur von Wohlstand, Alles zerlumpt, in ihrem Aeußern trifft man nur noch Spuren ihrer ehemaligen Größe. . . . . leider ist auch an Ungeziefer großer Ueberfluß, ich bin so bunt gestochen, als wenn ich das Nesselfieber hätte. O, das ist eine Qual!

(Hier schließt die Seite, der ganze untere Rand des Blattes ist aber mit zahllosen Insekten vollgezeichnet, die mit Lanzen bewaffnet wider den verfolgten Künstler einstürmen, der sich verzweifelnd um die Ecke — auf die andere Seite des Briefes flüchtet.)

Soeben bin ich durch die chiusa gefahren, sie ist ganz vortrefflich aufgefaßt von Rottmann unter den Arkaden.

Verona, 26. Juli. Seit gestern Mittag bin ich hier in dieser schönen Stadt; ich kann mich aber unmöglich aussprechen, in so einer Stimmung bin ich in meinem Leben noch nicht gewesen! Das ist eine Herrlichkeit, eine Pracht; dies Amphitheater und die uralten Kirchen und dieselben Straßen und Häuser, wo Romeo und Julia sich liebten! Und hundert andere Sachen, die ich Dir alle mündlich mittheilen will, denn mein Kopf ist jetzt so voll, daß ich unmöglich besser schreiben kann. Ich zweifle übrigens, ob ich es je werde besser können, wenn ich aber einmal meine Zeichnungen zu Romeo und Julia ausführe, dann will mich aussprechen, in Figuren, aber nicht mit Worten.

Seit drei Tagen bin ich in Venedig und staune nun alle die Wunder an, ohne zu Worte kommen zu können, ich gehe umher wie ein Träumer, alle Beschreibungen und Erzählungen erscheinen da, wie ein Schatten neben der Wirklichkeit. Hierher sollten die Künstler wallfahrten gehen, niederknieen und anbeten . . . . Da ist mir ein Licht aufgegangen was m a l e n heißt!

Mich erhebt das Alles in hohem Grade und erfüllt mich mit neuer Lust und Kraft, auch etwas ähnliches in der Kunst zu leisten. Wie freue ich mich auf mein großes Bild, liebe Josephine, da wird Dein Mann etwas produciren, was jedem großen Werk an die Seite gestellt werden kann und meine Unsterblichkeit — wenigstens auf einige Zeitlang sichert. Italien hat mich von neuem belehrt, wie herzerhebend der Gedanke an ein Fortleben in den Werken ist, die man nach dem Tode hinterläßt. . . . .

Aus allen Kunstperioden haben sich hier herrliche Werke erhalten, und

das Alles trotzt dem Zahn der Zeit, spricht noch zu uns herab und giebt Zeugniß, daß es zu allen Zeiten große begabte Männer gegeben hat. Ihr unsterblicher Name geht von Mund zu Mund, wie viele Menschen und Generationen haben sich schon daran erquickt, alle Jahrhunderte sprechen den Segen über diese Männer aus.

Darum flehe ich zu Apollo und seinen 9 Schwestern auf die inbrünstigste Weise, mir in meinen Arbeiten beizustehen, mich mit dem reinsten Feuer der Begeisterung für die Kunst zu beseelen, damit mir auch dieser unendliche Nachruhm zu Theil werde und ich nicht mit der letzten Schaufel Erde der menschlichen Vergessenheit übergeben werde.

* * *

Ich muß Dir übrigens, liebe Josephine, doch einige kurze Schilderungen aus meinem hiesigen Leben und Treiben machen. Ich wohne bei einem deutschen Wirth, esse und trinke aber außer dem Hause, für mein Zimmer mit den nöthigen Möbeln zahle ich täglich 24 Kreuzer. Sie bestehen aus einem leidlich reinen Bett mit einer durchgelegenen Matraze und detto Kopfkissen nebst Decke, die einmal weiß gewesen ist. Hier ruht nun Dein lieber Mann in Gesellschaft zahlloser W . . . . . und Fl . . . .

Aber ich habe jetzt schon, da ich mich doch nicht mehr retten konnte, Frieden mit ihnen geschlossen, wir dulden uns gegenseitig und gewöhnen uns auch mit der Zeit aneinander . . . . .

Um halb 5 Uhr stehe ich vom Bette auf und mache, daß ich an die frische Luft auf den Markusplatz komme, dieser Anblick macht alle Unannehmlichkeiten wieder gut. Mit Recht sagt Petrarca, er wisse nicht, ob die Welt noch einen ähnlichen Platz aufzuweisen habe — es ist ein göttlicher Anblick! . . . .

Was mir übrigens den Aufenthalt verbittert, ist die Betrügerei der Italiener und dann, daß ich mich nicht verständlich machen kann; ich muß immer einen von meinen hiesigen Bekannten als Dollmetsch bei mir haben, sonst würde mir noch die Haut über die Ohren gezogen! Alles, was Kunstsachen betrifft, habe ich tüchtig studirt, ich denke das soll mir vom größten Nutzen sein, namentlich im Malen. O, welch' herrliche Bilder habe ich gesehen, besonders zwei werden mir immerfort vorschweben, eine Grablegung von Tizian und die Hochzeit zu Canaan von Paul Veronese . . . .

Von da sind wir, nach dem Genuß so vieler geistiger Speisen, in eine Weinschenke, die gerade am Wege lag, gezogen und haben uns vom besten Spanischen nebst guten Austern geben lassen, was uns auf solche Strapazen ganz vortrefflich schmeckte. Dann aber sind wir schön ordentlich nach Hause gegangen und haben ein kleines Schläfgen gehalten, wie das vorüber war,

gehts auf den göttlichen Markusplatz, wo wir uns unter schönen bunten Zelten niederließen, bis alsbald der Markör herbeispringt und jedem eine lange gestopfte Pfeife nebst kühlendem Getränk präsentirt. Da sitze ich dann eine oder anderthalb Stunden in Gesellschaft von einigen wackeren Deutschen traulich beisammen; auch einige Türken und Griechen sind von der Gesellschaft, die sitzen aber ganz ruhig mit ihrem ernsten Wesen, blasen den Rauch in die Höhe und schlürfen ihren Kaffee. Von da, sobald die entsetzliche Hitze etwas nachgelassen hat, macht man sich wieder auf den Weg, um schönes zu sehen, bis es Zeit zum Mittagessen ist, welches um 6 Uhr gehalten wird. Wenn das vorüber ist, nimmt man die Pfeife zur Hand, trinkt wieder seinen Kaffee oder geht am Meeresufer in der kühlen Abendluft spazieren, am Dogenpalast im Mondenschein, unter dem Gesange der Fischer.

Siehst Du, mein lieber Schatz, dein Mann weiß zu leben, so verthue ich hier meine Zeit, aber sei nur ruhig, die Zeit des Fleißes und der Arbeit kömmt auch bald wieder. Für eine kurze Weile hat man seinen Spaß an solchem Faullenzer Leben, lange aber halte ich es nicht aus, dafür ist nur der Italiener geschaffen. . . . . .

Gestern bin ich in dem Armenischen Kloster gewesen, da hat es mir sehr gefallen, eine Reinlichkeit die man sonst in Italien gewiß nicht antrifft, und dann diese schönen ernsten Mönche mit ihren langen Gewändern und Bärten und den interessanten Gesichtern. Ich wurde an einigen Zellen vorübergeführt, worin sie saßen und studirten, was sich vortrefflich zu einem Bilde machte — das wäre was für einen Genremaler gewesen! Hier habe ich auch wieder große Lust bekommen — Mönch zu werden!

Morgen werde ich wahrscheinlich von hier abreisen, denn ich muß mich unterwegs noch einige Zeit aufhalten; in Verona will ich noch einige Studien zu Romeo und Julia machen, was die Lokalität betrifft, dann gehts über Mantua und durchs Passeyerthal nach Hause!

10. August. Ich bin gestern in einem kleinen Tirolerwägerl von Botzen nach Meran gefahren, was ich da für einen Genuß beim Anblick dieser wunderschönen Gegend gehabt, kann ich Dir nicht beschreiben. Diese hohen Gebirge, Alles so schön bebaut und bewohnt, das saftige frische Grün in den Thälern, die schönen hohen Baumgruppen, und dann der erfrischende Luftzug, der durch die Thäler weht — alle Lebensgeister werden wieder rege und lebendig . . . . . Gott Lob und Dank, daß ich wieder in Deutschland bin. Unser Vaterland ist auch schön und bringt das herrlichste hervor, Italien sieht mich so bald nicht wieder!

Marino Faliero.*)

Von E—e.

Die Umstände, unter welchen der unglückliche Aufstandsversuch des venetianischen Dogen Marino Faliero stattgefunden hat, sind meines Wissens nur in ihren Grundzügen bekannt, und weder die Motive Falieros noch die Personen, welche bei dem Ereigniß mitwirkten, scheinen sich mit hinlänglicher Sicherheit feststellen zu lassen. Wenigstens bemerkt H. Leo in seiner „Geschichte von Italien" (III., 83): „Was man auch Romantisches von des Dogen Marin Faliers Eifersucht und seiner Gemahlin Schönheit, von des Michele Steno Galanterie und höhnender Frechheit als Ursachen der Verschwörung, in welche sich der Doge selbst mit Leuten aus den niedrigsten Volksclassen gegen das bestehende Regiment einließ, erzählen mag, alle diese Einzelheiten sind unerheblich und auf jeden Fall bis zu einem solchen Grade ausgeschmückt, daß sich das alte einfache Factum unmöglich wieder herausfinden läßt." Man wird demnach den ausführlicheren Angaben, wie sie sich etwa bei Le Bret, Darü und Anderen finden, kein großes Gewicht beilegen dürfen und vollends der Dichter kann sich für die weitere Verarbeitung des Stoffes mit den in allen Berichten wiederkehrenden Thatsachen, daß Erbitterung gegen den Adel über ein ihm angethanes Unrecht ein Hauptmotiv für den Dogen gewesen ist und daß er sich mit der unzufriedenen Volkspartei verbunden hat, als einer ersten Grundlage begnügen und im übrigen seiner Phantasie freien Lauf lassen. Von diesem Rechte, das übrigens selbst bei dem Vorhandensein eines festeren historischen Bestandes unbestreitbar wäre, hat denn auch bekanntlich E. T. A. Hoffmann in seiner Novelle „Doge und Dogaresse" (in den „Serapionsbrüdern") reichlich Gebrauch gemacht und ebenso hat Albert Lindner in seinem vieractigen Trauerspiel „Marino Falieri" (Leipzig, J. J. Weber 1875) durch allerlei Zuthaten den Stoff bedeutend erweitert. Byron dagegen hält sich in seiner bekannten Tragödie ganz an die traditionelle Erzählung und der große Umfang seiner Dichtung rührt nicht sowohl von einer besonderen Ausschmückung der Fabel, als von einer Vertiefung des reflectirenden Elements her, deren Schönheiten mehr auf dem lyrischen als auf dem dramatischen Gebiete liegen. Ueber die Art, wie Delavigne und Murad Effendi den Stoff behandelt haben, vermag ich nicht zu urtheilen, da mir ihre Tragödien nur dem Namen nach bekannt sind; auch muß ich meine vollständige Unkenntniß darüber eingestehen, ob etwa noch andere, frühere dramatische Bearbeitungen der Geschichte des Marino Faliero, und namentlich solche von

*) Marino Faliero. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, 1876.

italienischen Dichtern, vorhanden sind. Somit kann ich auch für die Beurtheilung der jüngsten Dichtung Heinrich Kruses, um welche es mir hier zu thun ist, nur diejenigen von Byron und Lindner zur Vergleichung heranziehen und beschränke mich dabei einem so bekannten Stoffe gegenüber auf die Hervorhebung der hauptsächlichsten Unterschiede, die mir auch nur deshalb erwünscht ist, weil ich damit auf das selbständige Verfahren Kruses aufmerksam machen und manche Eigenschaft seines Dramas schärfer beleuchten kann; an einem Hinweise auf allerlei äußerliche Verschiedenheiten zwischen den drei Tragödien, wie z. B. die abweichende Benennung der Herzogin oder der hervorragendsten Gegner des Dogen außer Steno oder der Häupter der Volksverschwörung, wird dem Leser dieser Zeilen nichts gelegen sein und jedenfalls genügt dafür die Bemerkung, daß sich Kruse in dieser Beziehung, und natürlich mit gutem Recht, im allgemeinen noch weniger als seine Vorgänger an die oben erwähnten pseudohistorischen Darstellungen, in denen übrigens, beiläufig bemerkt, der Name der Herzogin gar nicht angegeben wird, bindet.

Bei seinem Verfahren, einen bereits von Anderen behandelten Stoff aufs neue zu bearbeiten, wie er es auch in mehreren seiner früheren Dramen angewandt hat, läßt sich Kruse offenbar von der Absicht leiten, in einer sauberen und folgerechten Ausführung den echten dramatischen Gehalt eines beliebten und wohlgeeigneten Themas besser als seine Vorgänger zur Geltung zu bringen. Wenn er in seinem „Brutus" mit einem derartigen Versuche einem Shakespeare gegenüber gewiß zu viel gewagt hat, so ist er in dem vorliegenden Falle, wo man doch auch jedenfalls seine Bekanntschaft wenigstens mit der byronschen Tragödie voraussetzen muß, damit entschieden glücklicher gewesen und hat in Betreff der constructiven Bestandtheile des Dramas Byron und Lindner sicherlich übertroffen. Und zwar beruht das vor allen Dingen darauf, daß er Steno eine ganz andere Stellung gegeben, ihn weit mehr in den Vordergrund der Handlung gerückt hat. Allerdings ist das in gewisser Weise auch schon bei Lindner geschehen, während bei Byron der junge Nobile ganz im Hintergrunde bleibt. Aber bei Lindner ist Steno, ebenso wie in der Skizzirung des englischen Dichters, wenig mehr als ein Wüstling und außerdem bringt sein Verhältniß zu Marietta, der Tochter des Arsenalaufsehers Bartuccio, eine zweite ziemlich phantastische Handlung in die Dichtung, welche den Organismus des Ganzen eher schädigt als festigt. Der Steno Kruses dagegen wird recht eigentlich zu einem Ferment des Dramas und mit gutem Geschick läßt der Dichter ihn, den dereinstigen ruhmvollen Inhaber des Dogenstuhles, von Act zu Act wachsen und von der Rolle des übermüthigen und leichtsinnigen Lebemannes zu der des edlen und hohe Ziele verfolgenden Patrioten übergehen. Dazu muß natürlich der junge Nobile nicht blos, wie auch bei den anderen Dichtern, eine hohe äußere Stellung inne haben, sondern

auch einen guten und vornehmen geistigen Kern in sich tragen. Ferner bedarf, um entschuldigt oder wenigstens erklärt werden zu können, der grobe Streich Stenos, welcher zuerst den Zornesbrand im Busen des Dogen anfacht, einer hinreichenden Motivirung, eine Forderung, welcher der Dichter ebenfalls vollkommen gerecht wird, indem er die ganze Verwickelung zwischen Steno und Faliero auf die Liebe des Ersteren zu Asta, der Dame der Herzogin, als auf ihren Ausgangspunct zurückführt. Dadurch, daß er von dieser Grundlage ausgeht, ist Kruse weit besser als Byron und Lindner im Stande, den Anstifter des Unheils in angemessener Weise zu verwenden, und hat zugleich vor Lindner den Vortheil einer einheitlicheren Composition und, was noch besonders zu erörtern ist, einer Verstärkung des tragischen Elements voraus. Der Kampf des Dogen ist insofern berechtigt, als er der herrschenden Adelstyrannei gilt; er verläuft unglücklich, weil einerseits dies politische und patriotische Motiv bei dem Dogen doch erst in zweiter Linie steht und die ihm persönlich widerfahrene Kränkung der innerste Grund seines Handelns ist, andererseits Faliero die Macht und noch mehr die sittliche Bedeutung des Adels unterschätzt, und darin nun, daß ihm diese letztere gerade in Steno selbst so klar vor Augen tritt, glaube ich einen sehr geschickten Zug des Dichters, ein feines und wichtiges tragisches Moment sehen zu müssen; es fällt das um so mehr ins Gewicht, als ein starker Theil der Schuld des Dogen auch darin zu suchen ist, daß er sich, wenn auch widerwillig und halb gezwungen, dazu verstanden hat, den gesammten Adel dem Hasse seiner Verbündeten aus dem Volke preiszugeben. Auch von der rein technischen Seite sind die Worte Stenos am Schluß des vierten Actes, welche zum Moment der letzten Spannung gehören, und seine Haltung bei der Katastrophe wohl geeignet, ein gutes Zeugniß für die Kunst des Dichters abzulegen. Und Lindners Darstellung gegenüber ist noch einmal zu betonen, daß diese ganze Wirkung ohne die Zuhülfenahme phantastischer und psychologisch unwahrscheinlicher Elemente, wie sie namentlich bei seiner Angiolina hervortreten, erreicht ist.

Auch der sonstige Aufbau der Tragödie vollzieht sich bei unserem Dichter durchaus in regelrechten Formen und in technischer Beziehung wird sich nicht blos in Bezug auf jenen einen erwähnten Punct, sondern in Betreff des gesammten Fortschritts der Handlung und der Herausarbeitung der Steigerung, des Höhepunctes, der Umkehr und der Katastrophe kaum ein Bedenken von Erheblichkeit geltend machen lassen; nur in der Exposition vermißt man an ein paar Stellen (II., 3 Seite 40 „Ich sah mich plötzlich um, da lachte Jemand" und 41 „Herr Steno hat sich öffentlich berühmt") die volle Deutlichkeit. Auf alle Fälle ist der dramatische Gehalt der Kruseschen Dichtung gediegener als derjenige der anderen beiden und gegen die Dürftigkeit der

specifisch constructiven Elemente bei Byron, gegen die unruhige Fülle bei Lindner hebt sich die maßvolle Oekonomie Kruses wohlthuend ab. Dabei mag noch ein anderer technischer Vorzug des letzten Dramas erwähnt werden: es hat nur eine einzige Verwandlung innerhalb eines Actes und, obgleich man auch dagegen Manches sagen kann, zumal dadurch gerade der dritte Act in zwei Hälften zerfällt und schon den Beginn der Umkehr mit einschließt, so ist dies Verfahren doch immer noch weit besser, als wenn Byron in jedem seiner fünf Aufzüge eine Verwandlung eintreten läßt, also eigentlich zehn Acte hat, oder wenn Lindner den Stoff überhaupt nur auf vier Acte vertheilt, dann aber auch innerhalb eines jeden eine Verwandlung anbringt. Der Ausdehnung nach nimmt, wenn meine flüchtige Schätzung richtig ist, das lindnersche Stück unter den dreien den letzten, das krusesche den ersten Platz ein, so daß bei einer Inscenirung der Stift des Regisseurs wahrscheinlich recht stark wird wüthen müssen, da der „Marino Faliero" selbst Schillers „Maria Stuart" an Länge übertrifft oder doch ihr gleichkommt.

Da erhebt sich aber die Frage, worauf sich wohl jene vernichtende Thätigkeit des Regisseurs richten solle, und das führt mich zur Kehrseite der Medaille. Die Handlung ist nämlich bei Kruse, ohne dabei hastig und unruhig zu sein, so fortwährend im Fluß, die Reden sind meistens so kurz, daß eine Ausscheidung der für die Bühne allenfalls entbehrlichen Stellen nur bei einer größeren Umgestaltung möglich sein dürfte. Das scheint mir auf einen gewissen Mangel der Tragödie hinzuweisen oder wenigstens mit demselben zusammenzuhängen. Ueber der einseitigen Bevorzugung der dramatisch-technischen Elemente ist manches Andere, was doch auch zu einem Drama gehört, verloren gegangen. Da jeder einzelne kleine Fortschritt der Handlung dargestellt, nichts ohne Motivirung gelassen, jeder in der Technik vorgeschriebene Punkt angebracht werden sollte, ist über dem vielen Kleinen das Große etwas zu kurz gekommen. Genug, es scheint mir im Ganzen der große Zug zu fehlen, die Gestalten geben nur selten voll aus und ergehen sich fast nie in einer farbenreichen Wiedergabe ihres inneren Empfindens. In dieser Hinsicht sind Byron und Lindner, um gerechter Weise die Vergleichung auch hierauf auszudehnen, ihrem Nachfolger entschieden überlegen, freilich nicht, ohne dadurch ihrerseits den dramatischen Nerv ihrer Dichtungen zu schädigen. Denn in der richtigen Mischung der constructiven und der plastisch-rhetorischen Bestandtheile liegt ja ohne Zweifel eine der schwierigsten Aufgaben der dramatischen Gestaltung und selten wird ein Dichter beide Seiten gleich gut behandeln oder, wenn er es thut, mit dem Raume seiner Dichtung die enge Grenze des Theaterabends überschreiten. Aber diese letztere Gefahr ist doch, genau betrachtet, so groß nicht, denn sie ist bei der hervorragenden dichterischen Schöpfung nur für die ersten Abende der Aufführung vorhanden; da kann

die nothwendige Kürzung von Seiten des Regisseurs noch störend wirken, bald aber ist das Werk Allen bekannt und nun ersetzt sich der Zuschauer selber gern und rasch den Verlust, den ihm der erbarmungslose Rothstift zufügen muß; trifft er ja doch meistens nur die weiteren Ausführungen, ohne den Fortschritt der Handlung unverständlich zu machen. Wo aber freilich die Dichtung schon ohne die wünschenswerthe Berücksichtigung jener plastisch-rhetorischen Elemente über das für die Bühne erforderliche Maß hinausgeht, wird die Aufführung auf allerlei Hindernisse stoßen, wird die unumgängliche Verkürzung auf manchen für das Verständniß der Handlung wesentlichen Theil treffen. So, fürchte ich, wird es auch bei Kruses Drama gehen und bedenklicher ist noch, daß die Dichtung in den meisten Partieen (die Scenen zwischen dem Dogen und Emilia z. B. nehme ich ausdrücklich aus) jenes warmen, belebenden Hauches entbehrt, der die Herzen der Hörer höher schlagen und eine Mitleidenschaft bei ihnen entstehen läßt. Aber auch im Einzelnen fehlt es der Sprache mitunter an Schwung. Wohl fließen die Verse leicht hin, aber oft ist der Ausdruck gewöhnlich und, wenn sich der Dichter, wie er es gern thut, der metaphorischen und sprichwörtlichen Wendung bedient oder witzig werden will, verliert er sich leicht in das Gebiet der Alltäglichkeit.

Unter dieser Form des Ausdrucks haben ferner, mag man nun auf den allgemeinen Ton der Rede oder ihre einzelnen Theile sehen, die Behandlung des Zeitcolorits und die Ausführung der Charakteristik an Frische und Schärfe eingebüßt; mancher kleine Zug (z. B. in denjenigen Scenen, in welchen die Damen der Herzogin auftreten, oder in denen, in welchen Faliero mit den Verschworenen unterhandelt), will einem nicht ganz natürlich vorkommen und, anstatt mit fortgerissen zu werden, fühlt man sich zu einer kühlen Erwägung der Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit veranlaßt. Indessen treten in Folge des straffen Baues der Dichtung die Steigerung in Stenos Wesen, die einseitige, aber konsequente Anschauung der Führer des Adels und die wachsende Leidenschaft des Dogen deutlich genug heraus, gelangt der tiefe Gegensatz, auf welchem sich der Conflict aufbaut, von Anfang an zu wirksamer Versinnlichung. Nicht vollkommen aufgeklärt wird die Berechtigung Barbaros zu der Führerrolle, die er spielt, und von Bertram erwartet man nach der Behandlung, die ihm in seiner ersten Scene zu Theil wird, eher einen bewußten Verrath. Die Herzogin Emilia bedeutet für die Handlung wenig und darin kann man, wie ich es in Bezug auf Lindners Angiolina bereits oben angedeutet habe und hier auch für die Gestaltung der Herzogin bei Byron ausdrücklich hervorhebe, nur einen Vorzug der Composition erblicken; mit Recht hat der Dichter diese liebenswürdige Gestalt nur in zweiter Linie und nur zur Charakteristik Falieros verwerthet; wenn

Emilia vielleicht weniger eigenartig ist, so ist dafür ihrem Wesen um so mehr der Schmelz der Weiblichkeit erhalten geblieben. Daß auch Kruse den Dogen am Schluß eine prophetische Rede halten läßt, wie Byron seinen Faliero und Lindner den Steno, vermag ich nicht gerade schön zu finden, zumal er durch die Zahl 1797 (auf S. 148) noch ausdrücklich daran erinnert, wie lange nachher erst sich die Voraussagung erfüllt hat, eine Bemerkung, die freilich nur für den Leser bestimmt ist, die aber der Zuschauer auch leicht genug selber machen kann.

Die Schwäche des Stückes liegt, um es noch einmal zu sagen, in den rhetorischen, seine Stärke in den constructiven Elementen; gelingt es den Schauspielern, diese letzteren durch ein rasches und wirksames Spiel ins rechte Licht zu setzen und die Charakteristik nach den unzweifelhaften Intentionen des Dichters auszugestalten, so wird sich der Zuschauer wahrscheinlich kaum des Mangels bewußt werden, der für den Leser in Bezug auf den Ton und die Farbe der Dichtung vorhanden ist. Und dieser günstige Eindruck wäre doch auch keineswegs ein gefälschter zu nennen, wäre doch in der That nur derjenige, den man im Hinblick auf das Ganze empfinden muß. Unsere neueren deutschen Dramatiker (ich meine natürlich nur diejenigen, deren Leistungen überhaupt der Beachtung werth sind), bringen uns gewöhnlich entweder tendenziös gefärbte Dramen, in denen das rhetorische Element überwiegt, oder sorgfältig nach den Regeln der Technik ausgearbeitete Stücke, welche der unmittelbar hinreißenden Kraft entbehren. Für die weitere Entwickelung unserer dramatischen Dichtung sind diese letzteren Arbeiten jedenfalls von ungleich größerem Werthe und ein Dichter, wie Heinrich Kruse, der die höchsten Gesetze der Kunst mit so reinem und unablässigem Eifer zu verwirklichen bemüht ist und schon auf so manchen schönen Erfolg zurückzublicken vermag, ist einer der würdigsten Mitarbeiter an dem stolzen Gebäude unserer vaterländischen Poesie.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Nothstand. Marcus König. Theater. — Schlechte Weihnachten! Von dem Unglück, das die Elbinger Niederung betroffen hat, berichten alle Zeitungen. Das Wasser der Weichsel und Nogat ist ungewöhnlich hoch gestiegen, der regelmäßige Ausfluß in See und Haff wurde durch Eismassen gesperrt, der befürchtete Durchbruch des Deiches ist erfolgt und die ungezügelten Fluthen haben sich weithin über das Tiefland

ergossen, Wohnhäuser und Wirthschaftsgebäude fortgerissen, selbst in den tiefer gelegenen Theilen der Stadt Elbing große Verheerungen angerichtet. Der Schade wird sich wieder nach Hunderttausenden berechnen und die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch genommen werden müssen. Diesmal ist die schleunigste Hülfe um so mehr nothwendig, als der Winter ungewöhnlich früh mit einer Kälte hereingebrochen ist, wie sie sonst erst im Januar und Februar einzutreten pflegt. Vielleicht hat dieser Unfall wenigstens den Erfolg, daß man sich höheren Orts von der Nothwendigkeit und Dringlichkeit einer gründlichen Flußregulirung überzeugt, wie sie längst von den besorgten Anwohnern gefordert und von Sachverständigen als das einzige Mittel erkannt ist, der immer näher tretenden Gefahr häufiger Dammdurchbrüche entgegenzutreten. Der Gewalt eines solchen Stromes ist nicht mit kleinen Vorkehrungen und Schutzmaßregeln zu begegnen; man wird sich endlich doch entschließen müssen, die allerdings beträchtlichen Kosten für einen Durchstich der Nehrung aufzuwenden, um der Nogat einen geraden Ausfluß nach der See zu schaffen und dadurch Stockungen des Wasserausflusses und Eisabganges zu beseitigen. Der Oberpräsident ist nach Elbing abgereist, an Ort und Stelle die zwingendsten Anordnungen wegen Linderung des Nothstandes zu treffen: man hofft, er werde von der Unglücksstätte die Ueberzeugung mitnehmen, daß dem Project des Durchstiches ernstlich näher getreten werden müsse. Man kennt ihn in solchen Fällen als ebenso energisch wie wohlwollend und weiß, daß die Provinz in ihm einen Fürsprecher im Ministerium hat, dem es allemal Ernst damit ist, ihren berechtigten Ansprüchen Anerkennung zu schaffen. Gegen eine Calamität dieser Art will es wenig bedeuten, daß in Folge großen Schneefalls und scharfen Frostes gerade in der Weihnachtszeit einige Tage lang alle Communication fast gänzlich unterbrochen war. Wir haben andere Sorgen, als die, daß unsere Marcipankistchen nicht rechtzeitig zum Abgang gelangen können und unsere Kinder ihr Geschenk von auswärtigen Onkeln und Tanten ein paar Tage später erhalten. Unsere Lage an der russischen Grenze wird immer schwieriger. Der gute Nachbar, der zu seinen Rüstungen gegen die Türkei Geld und nochmals Geld und zum dritten Mal Geld braucht, nimmts, wo er es auf die bequemste Weise in seine Tasche stecken kann, und wird sich, da er nicht einmal die eigenen Unterthanen fragt, wie ihnen das gefällt, um unsern Nothschrei wenig kümmern. Ein Zollaufschlag von dreißig Procent ist ein Neujahrsgeschenk, das die Freundschaft ins glänzendste Licht stellt. Daß wirs ohne Gegengabe annehmen müssen, scheint uns denn doch etwas demüthigend. Daß wirs gar ohne Murren annehmen sollen und tüchtig ausgescholten werden, wenn wir uns zu einer Interpellation versteigen, ob denn wirklich der übermüthige Grundsatz: „denn ich bin groß und du bist klein" in diesem freundnachbarlichen Verhältnisse gelten solle, das . . . Aber

nein! wir wollen uns über den Zorn des Herrn Reichskanzlers diesmal nicht erzürnen. Wir wissen, daß es eine diplomatische Galle giebt, die mitunter ganz schwarz anschwellen muß, während das Herz nichts davon weiß. Wir in der Provinz Preußen sind trotz alledem überzeugt, daß der Herr Reichskanzler diesen Zollaufschlag ebenso empfindet, wie jeder unserer Kaufleute, der an der Grenze sein gutes Gold auf den Tisch zählen muß. Weil er aber nicht Lärm schlagen kann, ohne alle seine Zirkel zu verwirren, so schlägt er den Lärmschlägern auf den Mund. Sie sollten sich darüber gar nicht betrüben, und noch weniger sich einschüchtern lassen, wieder und wieder ihre ungefällige Meinung zu sagen. Der Herr Kanzler ist ja doch nicht der einzige, der sie hört; man kann auch jenseits der Grenze die Ohren nicht gänzlich schließen und wird uns dort wenigstens nicht nachsagen, daß wir freundschaftliche Fußtritte geduldig hinnehmen. Vielleicht ist es zu passender Zeit dem Leiter unserer auswärtigen Politik gar nicht so unlieb, constatiren zu können, daß die Unzufriedenheit im Lande groß ist. Thue jeder an seiner Stelle, was ihm obliegt! Das denkt auch unsere rührige Kaufmannschaft und läßt sich keine Gelegenheit entgehen, in Eingaben und Beschwerden auf wirthschaftlichem Gebiete den Standpunct kräftig zu vertreten, auf den wir durch die Lage und natürlichen Verhältnisse der Provinz gewiesen sind. Daß in der Eisenzollfrage das Freihandelsprincip gesiegt hat, kommt nicht zum wenigsten auf den entschlossenen Protest der Seehandelsstädte, voran Königsbergs. Dieser Sieg bedeutet hoffentlich mehr als den augenblicklichen Anhalt einer retrograden Bewegung, wie die Niederlage mehr gewesen wäre, als ein durch die besonderen Zeitverhältnisse gebotenes Zurückweichen für den einzelnen Fall. Das Reich ist langsam vorwärts geschritten auf der Bahn der Freihandelspolitik; zurückschreiten heißt auf die Bahn der Schutzzollpolitik übergehen. In allen Richtungen stehen neue Handelsverträge in Aussicht: ob rechts, ob links, wird auch da die Frage sein. — Gustav Freytags vierter Band der Ahnen, sein trefflicher „Marcus König" interessirt ungewöhnlich den ganzen gebildeten Leserkreis unserer Provinz. Man verzeihe uns das provinzielle Interesse; es ist uns etwas Neues, zum Gegenstand einer Dichtung genommen zu werden. Während gewisse Gegenden Deutschlands von Alters her das Privilegium erworben zu haben scheinen, den Dichtern als Local ihrer romantischen Erfindungen zu dienen, wagte sich selten einer bis an die Weichsel heran. Soll es uns nun nicht ein wenig schmeicheln, wenn uns wenigstens für den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts so viel culturhistorische Bedeutung beigemessen wird, daß unserer Väter Schicksale den Romanband eines namhaften Autors füllen dürfen, ohne befürchten zu müssen, draußen im Reich für „zu entlegen" erklärt zu werden? Thorn war allerdings ein wichtiger Vorort zum Schutz deutschen Wesens gegen das Slaventhum. Die deutschen

Städte an der Weichsel hatten sich dem mächtigen Polenreiche angeschlossen, um republikanische Freiheiten und große Handelsvortheile zu erlangen. Die Medaille hatte dann doch auch ihre Kehrseite und sie blieb nicht lange verborgen. Der deutsche Orden, durch den Thorner Frieden um seinen besten Besitz gebracht, kam nicht mehr zu Macht und Ansehen; im Ordenslande aber und in den Städten, die früher dazu gehörten, faßte zuerst die Reformation festen Boden. Indem der Roman hier eine Zeitfrage behandelt, die bald die Bedeutung einer Weltfrage gewann, gelingt es ihm seine Figuren aus einem scheinbar entlegenen Local hinaus in den Mittelpunct zu stellen. Herzog Albrecht von Brandenburg, der letzte Hochmeister, begründet mit Luthers Beistand hoch im Norden eine Macht, die endlich das verlorene deutsche Gebiet wieder kräftig an sich zieht. Es ist hier nicht der Ort über das Buch als solches zu sprechen, nur seine Beziehungen zur Provinz Preußen sollten dargelegt werden. Jeder Kenner der vaterländischen Specialgeschichte wird mit dem Lobe nicht zurückhalten, daß die Charakteristik von Land und Leuten durchweg auf sehr tüchtigen Studien beruht, und jeder andere Leser wird es dem Autor vielleicht noch zum größeren Verdienst anrechnen, daß diese Lampenarbeit sich nirgends vordrängt, überall nur Mittel zum Zweck ist. Allen wird erfreulich sein zu sehen, wie eine originelle Dichternatur die betretenen Wege meidet, seitwärts aber der Dichtung neue, bisher fast unbekannte Gebiete entdeckt und öffnet. Der Copernicusverein in Thorn hat dem Verfasser des Romanes gedankt. — Das Königsberger Theater gedeiht unter Stägemanns kunstverständiger Leitung vorzüglich und scheint seinen alten Ruhm zurückerobern zu wollen, bei Aufführung von Novitäten voranzugehen. Zunächst waren es allerdings nur die beiden heimischen Dramatiker, Ernst Wichert und Felix Dahn, die in dieser Weise berücksichtigt wurden, aber das ganze Unternehmen steht auch noch sehr in seinen Anfängen. Wichert hat vor Jahren schon ein Trauerspiel „Moritz von Sachsen" geschrieben und dasselbe 1873 bei O. Janke mit einer Vorrede als Buch erscheinen lassen, die seinen von anderen Bearbeitern abweichenden Standpunct präcisirt. Sein Moritz ist der Diplomat auf dem Fürstenthrone, der seinem Ehrgeiz Liebe und Freundschaft opfert, endlich aber doch an seinem deutschen Gemüth zu Grunde geht. Die Kritik lobt die Bühnenmäßigkeit des Dramas, den sicheren Aufbau der drei ersten Acte und die geschickte Verbindung des historisch weit getrennten Kampfes, in dem Moritz gegen Albrecht Alcibiades fällt, mit der Hauptbegebenheit. Dahn, der die Ueberraschungen liebt, brachte diesmal ein Lustspiel, freilich ein Lustspiel seiner Art, zwar nicht im Ost- oder Westgothenreiche spielend, aber auch nicht allzuweit davon. Das Stück heißt: „Die Staatskunst der Frauen", ist in fünffüßigen Jamben geschrieben, hat einen recht heiteren zweiten und einen ansprechenden dritten Act und bringt ein

paar hübsche Trinklieder, ist aber sonst ziemlich locker im Bau und dürftig in der Fabel. In beiden Fällen war die Inscenirung sehr lobenswerth und die Darstellung fast durchweg gelungen, einzelnes weit über das Mittelmaß hinaus, das man von einem Provinzialtheater schließlich billiger Weise doch nur erwarten darf. Der Erfolg muß günstig genannt werden. Zur Zeit herrscht in Thaliens Räumen die reizende Feerie „Aschenbrödel", Görners Märchenkind, Jung und Alt erfreuend. N—s.

Aus Stuttgart. Die Landtagswahlen. — Das neue Jahr bringt unserm Lande den Segen einer Centrumspartei. Die Landtagswahlen, die jüngst vorgenommen wurden, haben darin ihre charakteristische Bedeutung, daß die Katholiken sich zu einer eigenen Partei zusammengethan haben, die in der Stärke von etwa 15 Mitgliedern in der künftigen Kammer vertreten sein wird. Bisher kämpften sie in einem gemeinsamen Lager mit den Demokraten, die letzteren pflegten sich vorzugsweise aus den katholischen Landestheilen zu recrutiren, und die Trennung der bisher Verbündeten ging, wie das zu geschehen pflegt, nicht ohne lebhafte Polemik und bittre Anfeindungen von statten. Für die Volkspartei ist ihre plötzliche Isolirung um so empfindlicher, als sie vor dem Wahlkampf den „verfolgten" Katholiken, die Karl Mayer um ihrer Gewissensnoth willen allen Ernstes als die ächten Vertreter des reformatorischen Princips pries, in feierlicher Weise das Bündniß angetragen hatte, und es ihnen trotz wiederholter Zurückweisung immer wieder antrug, bis die Ultramontanen durch Beseitigung der demokratischen Candidaten in den katholischen Wahlkreisen bitteren Ernst machten. Was sie zur Mobilmachung veranlaßte, zu der auch der Bischof seinen wie immer verclausulirten Segen gab, ist um so schwerer begreiflich, als der bisher in Württemberg herrschende vielgerühmte confessionelle Friede wahrlich den Katholiken nicht zum Nachtheil gereichte. Es ist glaublich genug, daß der Befehl dazu von außen kam. Die preußischen Ultramontanen sehen ja schon lange mit Aerger auf die harmlose Diöcese, in der seit Jahren dieselben Kirchengesetze gelten, wie sie dort im Culturkampf gegeben wurden und wo gleichwol, wider alle Disciplin, der tiefste Friede herrschte. Das konnte nicht länger geduldet werden. Diesem verhaßten Frieden, der die schneidendste Widerlegung der bischöflichen Beschwerden im übrigen Deutschland war, mußte ein Ende gemacht werden, und der Wahlkampf in unserm Lande zeigte, daß auch unter der seitherigen Herrschaft des kirchlichen Friedens ein recht nettes Geschlecht von Hetzcaplänen herangezogen worden ist. Man darf freilich nicht an eine unmittelbare Eröffnung des Culturkampfes denken, dazu fehlt es an aller Veranlassung. Es scheint vielmehr, daß die „katholische Landespartei" es zunächst versucht, sich an die Regierung heranzuschmeicheln.

Diese soll nicht vor den Kopf gestoßen, sondern bei guter Laune erhalten werden. Auch machte es der neuen Partei Schwierigkeit, auch nur ein Schlagwort für den Wahlkampf aufzufinden. Denn mit Klageliedern über die diocletianische Verfolgung hätte man in der Diöcese des Herrn Hefele unmöglich große Wirkung zu erzielen vermocht. Man stellte dafür die angeblich bedrohte Confessionsschule als Parteifahne auf und brach damit einen völlig müßigen Streit vom Zaun, da Niemand an eine Aenderung des gegenwärtigen Verhältnisses von Kirche und Schule denkt. Die Wirkung blieb gleichwohl nicht aus, und den Schaden hat die Volkspartei, der eine Reihe von Sitzen auf diese Weise abgenommen wurde. Sie gewann dafür einige andere, und es gelang ihr, einige ihrer Matadore durchzubringen, die durch das Jahr 1870 in Ruhestand versetzt worden waren und die nun die Weltgeschichte wieder da fortsetzen wollen, wo sie damals durch die bedauerliche Episode des deutschen Reichs unterbrochen wurde. Allein große Zuversicht bringt sie zu diesem Unternehmen nicht mit; die Partei hatte auf eine großartige Erhebung des schwäbischen Volkes zu ihren Gunsten gerechnet und muß nun zufrieden sein, daß sie ungefähr in der alten Stärke sich wieder zusammenfindet, ein durch den augenblicklichen Zwist mit den Klericalen doppelt isolirtes Häuflein. Wie in der vorigen Kammer bilden die deutsche Partei und die Regierungspartei zusammen eine beherrschende Zweidrittelmehrheit, so daß der Charakter des Landtags in politischer Beziehung im Ganzen nicht verändert erscheint. Doch ist zu bemerken, daß zu dieser Mehrheit die Staats- und Corporationsbeamten ein noch beträchtlicheres Contingent stellen, als in der vorigen Kammer. Es ist das weniger der Einwirkung der Regierung zu verdanken, als vielmehr der spontanen Neigung der Bevölkerung, welche kraft der vom „Beobachter" stets so gepriesenen besonderen Liebe des schwäbischen Stammes zur Freiheit, ihre Interessen am sichersten gewahrt glaubt, wenn sie dieselben in die Hand von königlichen Beamten, wo möglich recht hochstehender, legt. Die Zahl der unabhängigen und strenger national gesinnten Mitglieder ist dagegen etwas vermindert, und das Gepräge der Kammer somit noch mehr ministeriell, als es dies schon bisher gewesen. Ob darin eine wirkliche Stütze für das Ministerium liegt, muß sich erst noch zeigen. Sonst ist noch zu bemerken, daß die Deutschconservativen, d. h. die Pietisten, die sich gleichfalls zum erstenmal als politische Partei einführten, weit unglücklicher gewesen sind als ihr Gegenstück auf der anderen Confession: sie sind gänzlich durchgefallen. In der Haupt- und Residenzstadt aber ist ein Socialdemokrat mit in die engere Wahl gekommen, was auch dann ein Zeichen der Zeit ist, wenn bei der Stichwahl der nationalliberale Candidat, wie zu hoffen ist, glänzend gewählt wird.

Aus München. Das Theaterregulativ des Herrn von Hülsen. — Es war eine rühmliche That des Herrn von Küstner, damals Generalintendant der königlichen Schauspiele in Berlin, als er am 10. März 1844, allen andern deutschen Bühnen vorangehend, eine Tantièmeordnung für die unter seiner Leitung stehenden Theater erließ. Durch diesen freiwilligen Act der Humanität und Munificenz erwarb er sich den Ruhm, der Erste gewesen zu sein, der in unserm Vaterlande das Recht der Autoren auf die finanzielle Nutzung ihrer Arbeit praktisch anerkannte und unterstützte. Während im benachbarten Frankreich Dichter und Componisten seit einem halben Jahrhundert den Schutz der Gesetze genossen, waren dramatische Werke bei uns so gut als vogelfrei. Herr von Küstner verhieß den Urhebern derselben, sowie nach deren Tode ihren Wittwen und Kindern für die nächsten zehn Jahre eine angemessene Tantième, und es gereicht den königlich preußischen Hoftheatern zur Ehre, freiwillig eine Praxis befolgt zu haben, welche erst später zur gesetzlichen Norm wurde. Die Rechte der Autoren wurden im Gesetz vom 11. Juni 1870 allerdings reichlicher bemessen, als in der Tantièmeordnung des Herrn von Küstner. Insbesondere wurde die Schutzfrist für dramatische Werke auf 30 Jahre nach dem Tode ihres Urhebers festgesetzt, und es bedurfte nunmehr einer Revision der bisherigen Tantièmeordnung für die königlich preußischen Hoftheater auf Grund der neuen Bestimmungen. Es stand zu erwarten, daß der zeitige Generalintendant, Herr von Hülsen, dem glänzenden Beispiele seines berühmten Vorgängers folgend, das Reichsgesetz freudig anerkennen und in liberalster Weise für die seiner Oberleitung unterstehenden Bühnen zur Anwendung bringen würde. Die deutschen Schriftsteller und Componisten waren deshalb nicht wenig überrascht, als das Regulativ der königlichen Generalintendantur vom 23. September 1876 erschien.

Dieses Regulativ zeichnet sich im Ganzen schon durch eine eigene Schärfe des Tons aus: man glaubt eine polizeiliche Verordnung zu lesen. Die Bedingungen eines zweiseitigen Vertrags werden einseitig festgestellt, und die Generalintendantur, obgleich lediglich eine Hofcharge, vindicirt sich die Competenz und Bedeutung einer öffentlichen Behörde. Das Bedenklichste bei der Sache ist aber, daß die Intendantur in ihr Regulativ einige Bestimmungen aufgenommen hat, welche in das geltende Gesetz geradezu Bresche legen. Man erwidere nicht, solche Bestimmungen brauche sich ein Autor, auf dem Gesetze fußend, nicht gefallen zu lassen; berühmte Autoren werden sie sich auch nicht gefallen lassen, wie ja auch berühmten Primadonnen gegenüber die Theatergesetze des Oefteren außer Wirksamkeit gesetzt werden. Die jüngeren und bis dato unberühmten Autoren aber stehen der ganzen Machtfülle eines Generalintendanten gegenüber, welcher fünf bedeutende Bühnen beherrscht, und welcher ihnen durch das Regulativ erklärt: „Entweder Ihr verzichtet auf

„einen Theil Eurer Rechte, oder Eure Werke werden an den königlichen „Bühnen in Berlin, Hannover, Cassel und Wiesbaden nicht aufgeführt." Gerade zum Schutze der Schwachen aber werden die Gesetze gegeben. Es würde zu weit führen, alle einzelnen Paragraphen des Regulativs zu besprechen. Greifen wir einen derselben heraus.

Es lautet § 2 des Regulativs: „Mit der Uebertragung des vorstehend erwähnten Aufführungsrechtes erwerben die königlich preußischen Theater zugleich die Befugniß, a) nach eignem Ermessen die Rollenbesetzung, die Zeit der ersten Aufführung, sowie der Wiederholungen, die Inscenesetzung und Ausstattung zu bestimmen und anzuordnen; b) die Rollen, resp. die Vocal- und Instrumentalstimmen zum Gebrauch für das Künstlerpersonal bei den Proben und Vorstellungen durch Ausschreiben oder lithographischen Umdruck oder auf ähnliche Weise herstellen zu lassen; sind oder werden diese Rollen resp. Stimmen einzeln durch Druck oder Stich veröffentlicht, so ist, sofern der Componist oder dessen Rechtsnachfolger oder Verleger hiervon der betreffenden Verwaltung Anzeige gemacht haben und letztere diese Rollen resp. Stimmen nicht ankaufen, ihre Herstellung nur durch Abschreiben zulässig; c) den Text zu den musikalischen oder musikalisch-dramatischen Werken in Uebereinstimmung mit dem Aufführungsmodus auf mechanischem Wege vervielfältigen und in den Räumen, in welchen die Vorstellung stattfindet, vertheilen oder verkaufen zu lassen. Es ist in der Regel lediglich Sache des Componisten oder der Rechtsnachfolger desselben, von dem Textdichter oder dessen Rechtsnachfolgern die Einwilligung zur Vervielfältigung des Textes zu beschaffen und die stattgehabte Einwilligung bei Abschließung des Vertrages in beweisender Form darzuthun. Erfolgt diese Einwilligung nur unter gewissen Vorbehalten, so findet die Feststellung derselben in einem besonderen Abkommen statt."

Die Bestimmung unter a) ist bezeichnend für den Geist, der das ganze Regulativ eingegeben hat. Es scheint sich hier gar nicht darum zu handeln, daß ein dramatisches Werk im Sinne seines Schöpfers von einem Kunstinstitut zur Aufführung gebracht werde: die Generalintendantur kauft ein Schauspiel an und ist fortan berechtigt, damit zu schalten und walten wie es ihr beliebt. Der Dichter hat sich um nichts mehr zu bekümmern; ihn geht weder die Besetzung der Rollen, noch die Inscenirung des Stückes etwas an; ebensowenig hat er danach zu fragen, wann sein Werk über die königlich preußischen Hoftheaterbretter gehen wird. Der arme Poet muß ja Gott danken, daß der königlichen Intendantur beliebt, sein Werk in Gnaden anzunehmen. Das ist so ungefähr das Verhältniß zwischen Intendant und Dichter, wie es sich im Kopfe des Herrn, welcher das Regulativ entworfen hat, spiegelt.

Unter b) und c) erfolgen aber geradezu die Eingriffe in die Rechte der

Autoren. Nach dem Reichsgesetz steht nur diesen oder deren Rechtsnachfolgern der Druck und die Vervielfältigung ihrer Werke zu; die Generalintendantur ist in keiner Weise dazu berechtigt. Durch das Regulativ aber sucht sie sich dieses Recht zu verschaffen. Wollten alle Bühnen in ähnlicher Weise verfahren, so wären wichtige Bestimmungen des Gesetzes geradezu annullirt; es will uns bedünken, daß es der Leitung der königlich preußischen Hofbühnen übel ansteht, mit solchem Beispiel voranzugehen und den andern Intendanten und Directoren zu zeigen, wie man das Gesetz durchlöchern kann. Die Bestimmungen unter b) und c) schädigen die Interessen der Operncomponisten aufs Tiefste. Einer der Hauptvortheile erwächst denselben aus dem Verkauf der Textbücher; der Verleger, welcher eine Oper ankauft, ist im Stande, dem Componisten ein bedeutendes Honorar mehr zu zahlen, seitdem er weiß, daß er das ausschließliche Recht auf den Verkauf der Textbücher bis dreißig Jahre nach dem Tode des Componisten hat. Man erwäge nur z. B., welche Einnahme dem Hause Schott in Mainz der Verkauf der Texte zu Wagners Meistersingern bringt! Ganz anders verhält es sich, wenn der Componist dem Verleger dieses Recht nicht intact übertragen kann. Wie soll ein Verleger den Schaden taxiren, welcher ihm dadurch zugefügt wird, daß vier preußische Hoftheater die Texte selbst zu drucken berechtigt sind? Wer bürgt dem Verleger dafür, daß nicht Händler und Antiquare sich in den Räumen dieser vier Hoftheater so viele Texte ankaufen, als ihnen zum anderweitigen Handel damit irgendwie wünschenswerth erscheint? Die Intendantur ist ja im Stande, wenn sie es will, viel billiger zu verkaufen, als der Verleger, welcher für das Werk Honorar zahlen mußte und dieses nun wieder aus dem Vertrieb des Werkes ziehen muß!

Die angezogene Bestimmung ist nicht anders aufzufassen, denn als ein Versuch der Intendantur, denjenigen Componisten und Verlegern, welche nicht wehrhaft genug zum Widerstand sind, auf dem Wege des Vertrags Rechte zu entziehen, welche ihnen nach dem Reichsgesetz zustehen.

Es muß einen bedauerlichen Eindruck im ganzen deutschen Reich machen, wenn es bekannt wird, wie die Verwaltung derjenigen Bühnen, welche vom deutschen Kaiser — wenn auch als König von Preußen — abhängen, wesentliche Bestimmungen der deutschen Gesetze illusorisch macht. Soll und muß denn in Deutschland stets, wenn von künstlerischen Dingen die Rede ist, mit einer gewissen Schadenfreude nach Berlin gewiesen werden?

Herr von Hülsen ist beim Erlaß seines Regulativs entschieden übel berathen gewesen. Möge er dasselbe zurückziehen und ein neues erlassen, in welchem die ruhmvollen Traditionen seines Vorgängers, des Herrn von Küstner, fortwirken!

Aus Wien. Parlamentarische Kämpfe. — Nach halbjähriger Abwesenheit die äußere Physiognomie einer Stadt wie Wien sehr verändert zu finden, hat nichts auffallendes. Die Noth der Zeit verhindert nicht, sondern fördert eher die gewaltthätige Umgestaltung: thatsächlich bankerotte Baugesellschaften arbeiten fort in der Hoffnung doch vielleicht Käufer für ihre neuen Häuser zu finden oder wenigstens hohe Miethzinse zu erzielen und so verschwindet ein altes Stadtviertel um das andere, entstehen neue Gassen und Plätze und findet der Wiener sich nicht einmal am Stephansplatz und Graben mehr zurecht, wenn er dieselben einen Sommer lang nicht gesehen hat. Aber seit dem letzten Frühjahr scheint auch der politische Zustand ausgewechselt zu sein — aber in umgekehrter Art. Man könnte beinahe glauben ein oder zwei Lustren oder mehr nur geträumt zu haben, so vollständig wiederholt sich das alte Schauspiel, daß die Regierung von ihrer eigenen Partei verlassen und heftig angegriffen wird, daß man ihr vorwirft, nichts oder doch nicht das Rechte gethan zu haben, daß die Regierung antwortet, das Nichtsthun sei eben die höchste Regierungskunst, von welcher die allergetreueste Opposition allerdings nichts verstehe. Und dann fragt ein Anhänger des Ministeriums, was denn die Opposition gethan haben oder thun würde, und die Opposition antwortet, sie sei nicht dazu vorhanden, den Ministern Gedanken zu leihen. So war es zu Schmerlings, zu Hasners, zu Potockis Zeiten, so und doch nicht ganz so. Das Selbstgefühl auf der Ministerbank hat nie in schönerer Blüthe gestanden, die brüske Art, lästige Interpellanten abzufertigen, verstehen die Herren so gut wie der deutsche Reichskanzler, den sie sich im übrigen nicht zum Vorbilde wählen möchten; aber solche Armuth an politischen Ideen und an politischem Muthe war, wie uns bedünken will, noch niemals da. Manche wollen den letzteren Mangel dem Ueberhandnehmen des Semitenthums aufbürden. Aber würde dieses sich auch auf politischem Gebiete so vordrängen können, wie längst in der Literatur, in der Musik, auf dem Theater, im Barreau, in der Medicin, — zu schweigen von dem Geschäft ohne künstlerisches Aushängeschild — wenn die Deutsch-Oesterreicher sich nicht immer und überall so leicht verdrängen ließen? Es klingt furchtbar hart, was Ferdinand Kürnberger in seinem neuesten Buche „Literarische Herzenssachen" (welches neben desselben Verfassers „Siegelringe" dem Nichtösterreicher als eine der besten Quellen für die wirkliche Kenntniß unserer Zustände zu empfehlen ist) unserem Stamme ins Gesicht sagt: „Euer ewiges Bedürfniß, liebenswürdig zu sein und den Charmanten zu spielen und gute Gesichter zu zeigen, und von Freundlichkeit, Nachgiebigkeit, Gefälligkeit, Wohldienerei und Liebkinderwesen zu überfließen, das ist der slavische Blutstropfen in euch, die wollüstelnde Sinnlichkeit, das Weibertemperament, die Weiberschwachheit und Weiberweichheit. Ein weibisches Volk seid ihr, kein männliches. Nennt

euch nicht Deutsche. Der Deutsche kann Nein sagen, der Deutsche stellt seinen Mann. Nichts ist euch unmöglicher. Stirn an Stirn hat kein Wiener je Nein gesagt. Er hat vertröstet, hingehalten, Ausflüchte gemacht und dann — sich ergeben.“ U. s. w. Es klingt furchtbar hart. Aber die Erfahrung jedes einzelnen Tages giebt dem Strafprediger Recht. Was ist über uns gekommen im Verlauf der letzten zwanzig Jahre, wie viele Röthigungen, durch entschlossenen Widerstand unerträglichen Zuständen ein Ende zu machen, Klarheit zu bringen in verworrene Verhältnisse, Fragen, welche immer und immer wiederkehren, endlich einmal aus der Welt zu schaffen: aber jedesmal zog man es vor, sich seitwärts zu drücken, auszuweichen, zu vermitteln und zu prolongiren, weil Niemand die Verantwortlichkeit für das übernehmen wollte, was doch Jeder als nothwendig erkannte. Und in demselben Maße, in welchem die Schwierigkeit der Aufgaben wächst, vermindert sich die Energie. Trostlos ohne Gleichen ist der Anblick, den dieses österreichische Parlament gewährt. Lange, lange Redeschlachten, hier ein pathetisches Sichaufbauschen und Denmundvollnehmen, dort ein Geistreicheln und Witzeln, hier das lederne Beharren an den Lehrsätzen des liberalen Katechismus der Dreißiger- und Vierzigerjahre, dort das ebenso zähe Festhalten an den nicht minder confusen Schlagwörtern, welche die aus slavischen Demokraten, Junkern und Pfaffen aller Nationalitäten zusammengewürfelte Partei auf ihre Fahne geschrieben hat, und endlich die treue Ergebenheit jener sogenannten Conservativen, welche sich zu Gunsten jeder Regierung, sie heiße wie sie wolle, des eigenen Denkens und eigenen Urtheilens begeben. Nicht zum erstenmal sprechen wir es aus, aber von Jahr zu Jahr wird es deutlicher, daß Oesterreich die Mission zugefallen ist, den landläufigen Parlamentarismus ad absurdum zu führen. Den Koryphäen und ihren Preßorganen scheint selbst etwas der Art zu dämmern, seit die beiden großen Stürme gegen das oder vielmehr gegen die Ministerien mit der unbedingten Waffenstreckung der Angreifer endigten, ohne daß die Angegriffenen sich einen Sieg zuschreiben durften.

Zuerst sollte vermittelst einer Interpellation über die orientalischen Angelegenheiten dem Grafen Andrassy ein Mißtrauensvotum aus zweiter Hand gegeben werden. Mit Recht beklagt sich die österreichische Volksvertretung darüber, daß sie nicht auf gleichem Fuße mit der ungarischen behandelt wird. In Pest besteht ein parlamentarisches Regiment, die Minister geriren sich als die Mandatare ihrer Partei, bleiben daher mit derselben in stetem Connex, stehen ihr Rede, unterrichten sie über ihre Absichten, und treten zurück, wann sie das Vertrauen der Partei verloren haben oder diese die Majorität verloren hat. In Pest wird auch jedes Ministerium der herrschenden Partei acceptirt und die Sanctionirung der von beiden ungarischen Häusern gefaßten Beschlüsse stößt niemals auf Schwierigkeiten. Bei so correct constitutionellem

Verhalten der Krone in der einen Reichshälfte liegt es auf der Hand, daß die Schuld an den entgegengesetzten Verhältnissen diesseits der Leitha die Männer der Regierung tragen. Das sehen auch die Führer der Opposition sehr wohl ein, so lange sie nicht Minister sind. Aber kaum haben sie auf den gewissen Fauteuils Platz genommen, so ändert sich ihre Anschauung, schweigen sie oder orakeln oder geben „g'schnappige" Antworten, wenn die Freunde fragen oder drängen, und gebrauchen im äußersten Falle das beliebte Drohmittel, wenn man ihnen das Regieren verleide, würden Andere kommen, die weniger Umstände machen nicht nur mit den Verfassungstreuen, sondern mit der Verfassung selbst. Das ist nun oft genug erörtert worden, und die Mehrheit des Abgeordnetenhauses wollte endlich einmal sich eine andere Stellung erzwingen, bei Zeiten erfahren, was vorgehe, nicht erst, wenn nichts mehr zu ändern sein werde. In der Frage der auswärtigen Politik schien die Situation des jetzigen Cabinets peinlich genug zu sein. Was sollten die „diesseitigen" Minister anders sagen, als was der Minister des Auswärtigen ihnen soufflirte — er, der einer weitverbreiteten Ansicht nach selbst nicht in der Lage ist, eine bestimmte Auskunft zu ertheilen? Zum Glück brachte die Debatte ein solches Chaos von Ansichten und Wünschen und mit einer einzigen Ausnahme so absolut gar nichts von staatsmännischen Gedanken, daß die Regierung auch bei der größten Bereitwilligkeit daraus keine Richtschnur hätte nehmen können. Das einzige Positive brachten die Slaven bei, welche natürlich Unterstützung ihrer Stammesgenossen im osmanischen Reiche forderten, doch auch von dieser Seite wurde kein haltbares Programm aufgestellt. Die Deutschen begnügten sich zum allergrößten Theile, gegen Rußland zu declamiren, den Fortbestand einer schwachen Türkei als einen Schutz für Oesterreich zu bezeichnen, zur Abwechselung das Gespenst Polens heraufzubeschwören, und schließlich die Abstimmungspolitik zu empfehlen — so lange sie eben möglich sei. Nur der junge Plener, der Sohn des einstigen Finanzministers, ein Mann, welcher voraussichtlich noch eine Rolle spielen wird, hatte den Muth der Lösung der orientalischen Frage im Einvernehmen mit Rußland das Wort zu reden, und der alte Kuranda, der sich, so oft das Wort auswärtige Politik genannt wird, als unfreiwilliger Komiker bewährt, hatte ebenfalls Muth: er erinnerte an die glorreiche Politik Oesterreichs in den Jahren 1853—1856, welche uns mit der halben Welt verfeindete ohne uns die Freundschaft der andern Hälfte einzubringen, und von der Niemand etwas gutes zu sagen wüßte, wäre nicht Herr Kuranda für seine Verdienste um die westmächtliche Allianz Ritter der Ehrenlegion geworden. Neue Allianz mit Frankreich und England gegen Deutschland und Rußland! lautete das Recept des Gründers der Grenzboten und der Ostdeutschen Post! Der diplomatische Bescheid des Ministeriums würde das Wortgefecht ganz passend abgeschlossen haben, wenn nicht den Ab-

geordneten plötzlich eingefallen wäre, eine ganz unverkennbar auf die tumultuirenden Pester Studenten, die politischen Gesinnungsgenossen Kurandas, gemünzte Wendung auf sich zu beziehen und heftig gegen die Verletzung ihrer Würde zu demonstriren. Eine Erklärung von der Ministerbank beruhigte die Gemüther wieder.

Desto höher loderte der Zorn auf, als bekannt wurde, das Ministerium habe eingewilligt, aus der österreichischen Nationalbank eine österreichisch-ungarische, eine gemeinsame Bank zu machen, den Baarschatz zu theilen u. s. w. Gegenüber dieser Forderung der Ungarn war im letzten Frühjahr mehrfach die Ansicht ausgesprochen worden, daß dieser Art von Gemeinsamkeit, welche zwei Drittel aller Lasten den deutsch-österreichischen Ländern auflade, und ihnen dafür nur die Hälfte der Rechte und des Einflusses gewähre, welche die Ungarn genießen — daß einer solchen Realunion die alte Personalunion vorzuziehen sei. Die Aufregung, welche solche Aeußerungen jenseits der Leitha hervorriefen, zeigte zur Genüge, daß man auf dem rechten Wege sei. Es wünscht natürlich Niemand, daß das Band zwischen beiden Ländern wieder einzig und allein in der Person des Regenten bestehe, aber wenn die Ungarn fort und fort nur Ansprüche erheben, nie etwas bieten, wenn jede Erneuerung des Contractes von 1867 durch neue Opfer erkauft werden soll, so wird ja endlich nichts weiter übrigbleiben als das Zurückgehen auf — einen status quo ante, auf den constitutionellen oder auf den absolutistischen. Auf alle Fälle gebot die hausbackenste politische Klugheit, die Drohung nicht als leere Phrase zu behandeln, und den Standpunct nur aufzugeben, wenn man auch drüben sich zu Concessionen entschlösse. Aber die gesammte officiöse Presse erhob ein Geschrei des Entsetzens und jagte dem liberalen Philister einen solchen Schreck vor den unpatriotischen Umstürzlern ein, daß sich Niemand mehr getraute, das Thema weiter zu discutiren.

Während dessen wurden zwischen beiden Ministerien die Bedingungen des neuen Ausgleiches insgeheim festgesetzt. Neuer furchtbarer Sturm, entsetzliche Drohungen, das ganze Ministerium von unterst zu oberst zu stürzen, keinen Pardon zu gewähren — und abermals Meeresstille, als die Minister erklärten, das Project der Banktheilung nur ad referendum genommen zu haben. Was darauf folgte, hat noch nicht ausgespielt. In Pest strafte man die österreichischen Minister Lügen, sie seien verpflichtet, die Bankangelegenheit wie die ganzen Stipulationen zu vertreten, und es giebt keine ehrenrührige Anschuldigung, die in ungarischen, Herrn Tisza nahestehenden, Journalen nicht seinen Collegen de Pretis, Lasser, Auersperg ins Gesicht gesagt worden wäre. Die in Pest, zum Theil unter Vorsitz des Kaisers selbst, abgehaltenen Ministerconferenzen haben augenscheinlich kein Resultat ergeben, allein hier und dort will man wissen, der Monarch stelle sich auf die ungarische Seite, und wenn Regierung und Parlament in Oesterreich sich nicht fügen wollten, so stünden wir abermals vor einer inneren, vielleicht wieder einer Verfassungskrise. Zufall war es wohl nicht, daß gerade in der letzten Zeit Graf Hohenwart jede schickliche Gelegenheit benutzte, um Reden, Programmreden, zu halten, welche, abgesehen von gewissen föderalistischen Schrullen, die er seiner Partei schuldig

ist, unstreitig das bedeutendste waren, was man seit langem in dem österreichischen Abgeordnetenhause gehört hat. Aber er verrieth auch deutlich, daß er den Moment nicht für geeignet halte, seinen Gegnern die Regierungslast abzunehmen, er behandelte dieselben wohlwollend, einigermaßen mit der Miene der Protection: hatte doch einer von seiner Gefolgschaft, Weiß von Starkenfels, im letzten Winter direct ausgesprochen, sie wollten die Regierung nicht stürzen, bis diese die von ihr eingebrockte Suppe auch ausgelöffelt habe.

Fast auf dasselbe liefen die Ausführungen des liberalen Hauptredners in der Budgetdebatte, Professor Süß, hinaus, nur daß hier jene Motivirung mangelte. Mit allem Aufwande akademischer Rhetorik wurde entwickelt, daß die Regierung als Ganzes und jedes einzelne Mitglied derselben in seinem Ressort allen Anspruch auf Vertrauen verscherzt habe, daß derselben unmöglich die Austragung der Differenzen mit Ungarn überlassen werden könne, anstatt aber, wie der Pöltener Fabrikant Skene, zu schließen „Fort mit diesem Ministerium!“ rieth der Redner dennoch das Budget zu bewilligen. Die Wirkung dieser Rede auf die eigene Partei war eine derartige, daß der Schönredner des Ministeriums, der gegen den Schönredner der Opposition ins Feld geschickt werden sollte, Preßminister Unger, glaubte, sich diese Mühe ersparen zu können, und sich begnügte, den in Bereitschaft gehaltenen Witz: Hamlet-Süß, der mit Mordgedanken umgeht, aber im rechten Momente das Schwert wieder einsteckt — privatim in Umlauf zu setzen. Der Minister des Innern fertigte die Angreifer mit Grobheiten und Retourkutschen ab, das Haus lachte, und beinah wäre alles gut gewesen. Doch hatte Baron Lasser sich im Siegesbewußtsein eine große Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen lassen. Ein Redner der Fortschrittspartei, Graf Coronini, hatte die Späße des Ministers über den Abgeordneten Skene nicht würdig, und Argumente wie dieses: Herr von Lasser würde dem Herrn Skene das Vertrauen noch viel früher aufkünden als umgekehrt geschehen sei, nicht gewichtig gefunden, und der Minister verrieth seinen Aerger durch höhnische Anspielungen auf die aristokratische Geburt des Redners und auf Ministerreden solcher, die noch nicht Minister sind. Das war wenig überlegt. Er lenkte die Aufmerksamkeit auf den Grafen, man las die Rede wieder, und fand, daß sie allerdings durch ihre ganze vornehme Haltung lebhaft absteche von den meisten, die in den Tagen vernommen worden waren, und wenn jetzt bei Combinationen der Name des liberalen Grafen in erster Reihe steht, so ist das wesentlich ein Verdienst des Ministers. Die eigentlichen Führer hatten sich ohnehin vorsichtig zurückgehalten, weder Herbst noch sein verhaßter Rivale Joseph Kopp von der Fortschrittspartei haben in die Debatte eingegriffen und Graf Hohenwart vollends konnte keinen Grund erblicken, sich in den häuslichen Zwist zu mischen. Die Händel sind vertagt, die Weihnachtsferien sind eingetreten, und wenn das Parlament wieder zusammenkommt, findet es möglicherweise eine ganz neue Sachlage, eine neue Zwangslage vor, da eine Entscheidung in der ungarischen Angelegenheit unmöglich noch lange hinausgeschoben werden kann.

Aus Berlin. Des Kaisers Jubiläum. Orientfrage. Reichstagswahlen. Kruses Faliero. — Der erste Tag des neuen Jahres ist ein erinnerungsreicher Gedenktag unserer Nation, an ihm vollendet sich die siebenzigjährige Laufbahn unseres Kaisers als Soldat. Heute vor siebenzig Jahren legte König Friedrich Wilhelm III. in Memel seinem kranken Sohne das Patent auf das Bett, das ihn zum Fähndrich in der preußischen Armee

ernannte und heute versammeln sich im königlichen Schlosse in Berlin die Feldmarschälle und kommandirenden Generale der deutschen Armee, um dem deutschen Kaiser zu seinem denkwürdigen Ehrentage ihre Glückwünsche darzubringen. Der Gegensatz von damals zu jetzt ist so mächtig, daß Worte zu seiner Charakterisirung fast überflüssig erscheinen. Damals die preußische Monarchie am Rande des Abgrundes, heute das deutsche Reich in wiedererstandener ungeahnter Geist- und Machtfülle! Und diese ganze ungeheure Wandelung mit allen den unzähligen historischen Ereignissen, die zu ihr führten, tritt heute uns leibhaftig vor Augen in der Gestalt unseres Kaisers! Die Geschichte des ganzen Jahrhunderts geht an uns vorüber, wenn wir der heutigen Feier im Berliner Schlosse gedenken. Zwei Kaiserreiche versanken, gewaltige Kriege erschütterten Europa, ehe das deutsche Volk seine nationale Einheit wiedergewann. Man wird es auch allerorten im Auslande verstehen, daß der heutige Tag das deutsche Volk zu ernster Andacht stimmt. Wir stehen heute noch in mitten der Arbeiten, die unseren staatlichen Bau vollenden sollen, und lieben es daher gerade jetzt vorzugsweise, in dankbarer Erinnerung den Blick rückwärts zu wenden auf die Zeiten der Gefahr und der Sorge, die wir überstehen mußten, um an das Ziel zu gelangen. Und die Zukunft, was sie auch bringen möge, sie findet uns in dem festgefügten Hause der nationalen Einheit, gerüstet und befähigt, dem Sturme feindlicher Elemente die Stirn zu bieten.

Noch niemals hat uns eine große europäische Krise in so günstiger Lage angetroffen, wie die heutige und noch niemals hat auch die Welt den segensreichen Einfluß so deutlich gespürt, den die friedliebende Macht des geeinigten deutschen Volkes auf die europäischen Geschicke ausübt. Man kann wohl behaupten, daß die mißtrauische, abfällige Beurtheilung, welche noch vor kurzem die Politik des neu erstandenen deutschen Reiches im Auslande fand, sich jetzt zum guten Theile in eine anerkennende und sympathische verwandelt hat. Man sieht, daß es dem deutschen Reiche vollständig fern liegt, nach dem Principe ausländischer Staatskunst die Verlegenheiten seiner Nachbarn zur Erreichung eigener kleiner Vortheile auszubeuten und man begreift, daß wir unseren Vortheil anders verstehen und reichlicher finden in der Befestigung des guten Einvernehmens unter den Mächten und in der Erhaltung des Friedens. Deutschland kann zufrieden sein mit den Erfolgen, die es bisher vermöge dieser Politik erreicht hat. Bis zur Stunde ist es noch gelungen, die europäischen Mächte bei einander zu halten. Noch die letzte Conferenzsitzung hat von dieser Uebereinstimmung Zeugniß gegeben. Die Vertreter der Mächte haben der Pforte in fast durchaus gleicher Weise erklärt, daß sie auf den von der Vorconferenz gefaßten Beschlüssen beharrten. Die Pforte verhält sich nach wie vor ablehnend. Augenblicklich zwar scheint trotzdem die Gefahr eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen Rußland und der Türkei ein wenig vermindert. Der Waffenstillstand zwischen Serbien und der Pforte ist bis zum ersten März verlängert, die Verhandlungen der Conferenz sollen fortgesetzt werden, in Rußland lassen sich einlenkende Stimmen vernehmen und auch in Paris und London wird eifrig zum Frieden gemahnt. Unstreitig ist die Gefahr eines sofortigen Ausbruches des Krieges beschworen, sonst wäre die Verlängerung des Waffenstillstandes überhaupt nicht erfolgt. Aber wir möchten deswegen die Gefahr überhaupt noch keineswegs als beseitigt ansehen. Man hat den Waffenstillstand wohl nur verlängert, weil weder die Russen noch die Türken sonderlich Lust zu einem Winterfeldzuge im Balkan verspü-

ren und weil Rußland wie die Türkei noch Zeit zu weiteren Kriegsvorbereitungen braucht. Natürlich wird gleichzeitig der bisher so kriegslustige Ton der russischen Presse herabgestimmt, denn es wäre doch unrathsam, Rußland während der folgenden Monate des Waffenstillstandes im Zustande der augenblicklichen agitatorischen Erregung zu lassen. Die friedlichen Stimmen aber in London und Paris lassen sich wesentlich aus finanziellen Gründen vernehmen. Die Londoner und Pariser Finanzkreise und ebenso auch die beiderseitigen Regierungen haben ein wesentliches Interesse daran, die Verluste der Inhaber türkischer Staatsobligationen zu mindern. Außerdem will die Türkei sich mit einer neuen Papiergeldemission hervorwagen. Aus diesen Ursachen ertönen in London und Paris die Friedensschalmeien. Jede Nachricht über die Conferenz, die von dort ausgeht, sagt pflichtmäßig am Schlusse, daß die Hoffnungen auf einen friedlichen Ausgleich der orientalischen Angelegenheit unvermindert seien.

Wir wollen von Herzen wünschen, daß diese Optimisten, gleichviel, welches ihre Motive sein mögen, Recht behalten, aber bis jetzt scheint uns keine gegründete Aussicht dazu vorhanden. Wir vermissen das unbedingt nothwendige Entgegenkommen der Pforte. Die Mächte haben ein gewisses Maß von Garantieen für das fernere Schicksal der Christen in der Türkei als unbedingt nothwendig erklärt. Die Türkei hat darauf mit dem Erlaß einer Verfassung geantwortet, die von ganz Europa als Phantasiespiel erkannt und belächelt wird. Die Pforte hat nun allerdings Gegenvorschläge zu den Beschlüssen der Vorconferenz in Aussicht gestellt. Reicht sie sie ein, so hat sie damit allerdings principiell den Standpunct der starren Negation aufgegeben. Sie wird dann wenigstens über die Garantiefrage discutiren. Vor allem wird es aber darauf ankommen, was diese türkischen Gegenvorschläge thatsächlich enthalten, ob sie Symptome eines wirklichen Einlenkens aufweisen, oder ob sie nur den alten türkischen Starrsinn in anderer Form documentiren. Davon wird auch die Erhaltung des Friedens in erster Linie abhängen.

Die innere Politik bewegt sich bereits fast ausschließlich um die bevorstehenden Reichstagswahlen. Die verschiedenen Parteien sind mit ihren Programmen hervorgetreten, insbesondere hat das Centralwahlcomité eine Ansprache an das deutsche Volk gerichtet und einen Wahlaufruf veröffentlicht. Die erste verfolgt den Zweck, das Verhalten der nationalliberalen Partei bei dem Compromiß über die Justizgesetze darzulegen und zu rechtfertigen, der zweite entwickelt die Ziele der Partei im allgemeinen. Man darf hoffen, daß die von der nationalliberalen Partei bei der Behandlung der Justizgesetze eingeschlagene Politik mehr und mehr die volle Billigung aller politisch denkenden Männer finden wird. Man wird mehr und mehr erkennen, daß diese Politik tactisch richtig war und daß sie vor allem dem Volke eine große nationale Segnung eingetragen hat. Für die Wahlbewegung und ihren Ausgang ist von höchster Wichtigkeit, daß sich gleich bei dem Beginne der Agitation die Trennung der nationalliberalen Partei von der Fortschrittspartei vollzogen hat. Die letztere eröffnete den Kampf, indem sie heftige Invectiven gegen die Nationalliberalen anläßlich des oben erwähnten Compromisses schleuderte. Das Centralwahlcomité der nationalliberalen Partei wandte sich darauf gegen die Fortschrittspartei, indem es das Verhalten dieser Partei gegenüber allen großen Schöpfungen seit der Stiftung des norddeutschen Bundes in die Erinnerung zurückrief, indem es hervorhob, wie diese Partei gegen die Bundesverfassung, gegen die Verträge mit den süddeutschen Staaten,

gegen die deutsche Heeresverfassung, wie jetzt auch gegen die deutsche Rechtseinheit gestimmt hat. In wie weit sich diese Auseinandersetzung der beiden liberalen Parteien bei den Wahlen praktisch in jedem einzelnen Falle bethätigen wird, läßt sich heute natürlich nicht sagen. Principiell ist sie aber von größter Wichtigkeit, das ist heute schon einleuchtend. Im Sommer wünschte die Regierung diese Trennung, und zwar hoffte sie damals nur den rechten Flügel der Nationalliberalen von der Fortschrittspartei abzuziehen. Damals gelang dies nicht. Heute trennt sich die ganze nationalliberale Partei von der Fortschrittspartei und zwar kraft eigener Entschließung. Es mag sein, daß diese Trennung hie und da bei den Wahlen einem conservativen Candidaten zu Gute kommen wird, im Ganzen wird sie aber der liberalen Sache und der gesunden Entwickelung unserer parlamentarischen Verhältnisse förderlich sein, da sie eine künftige liberale Parlamentsmajorität ermöglicht, welche in ihrem freisinnigen positiven Wirken nicht durch das Schwergewicht einer principiellen und unfruchtbaren Opposition behindert wird.

Kurz vor dem Weihnachtsfeste ist auf der hiesigen Hofbühne Heinrich Kruses neuestes Trauerspiel Marino Faliero in Scene gegangen. Das Drama, welches die Geschichte und Katastrophe des venetianischen Dogen in äußerst anziehender Weise behandelt, wurde von dem Publicum mit sehr großem Beifall entgegengenommen und hat dem Dichter, wie wir hören, noch ganz besondere Auszeichnungen gebracht. J.

Literatur.

Heinrich Aldegrever Ornamente, in photographischem Druck herausgegeben von Obernetter in München. — Als am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in der deutschen Kunst die gothischen Formen nach einer Jahrhunderte langen ruhmreichen Entwickelung in Verfall gerathen waren, in Manier und Naturalismus ausarteten, und allgemein das Bedürfniß nach neuen Formen sich fühlbar machte, griffen die Künstler jener Zeit mit Begier nach den eben damals in Deutschland bekannt werdenden italienischen Formen der sogenannten Renaissance, im wesentlichen eine mehr oder weniger verstandene Nachbildung der Decorationsformen des classischen Alterthums, welche den italienischen Künstlern zu allen Zeiten vor Augen standen, und suchten sich dieselben zu eigen zu machen. Die Skizzenbücher der deutschen Künstler, welche Italien besucht hatten, die italienischen Kupferstiche, welche Kaufleute und die in Italien studirenden Gelehrten und Künstler aus jenem Lande heimbrachten, wurden bald die allgemein zu Rathe gezogenen. Man nahm diese neuen Formen nach antikischer Art, die man für besser hielt als die heimischen, vorerst nur als willkommene Bereicherung des schon bekannten Formenkreises auf und vermischte sie, weil man keine Ahnung davon hatte, daß sie der Ausdruck eines wesentlich anders gedachten Systems der Tektonik sind, vielfach mit den in Deutschland üblichen gothischen und romanischen Formen. Bald hatten die bedeutenden Künstler, an welchen Deutschland und besonders Nürnberg am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts sehr reich war, sich so sehr in den Geist der italienischen Kunstformen hineingelebt, daß sie ähnliche Ornamente in selbständiger Weise erfinden konnten. Diese Ornamente der ältesten „deutschen Renaissance“ wie man sie nennt, sind für uns nun von besonderem Reiz. Sie sind mit italienischen Motiven und im Sinn der Italiener er-

funden, können jedoch ihren deutschen Ursprung nicht verleugnen, enthalten ein eigenthümliches Gemisch des antik-römischen und italienischen Geistes mit dem deutschen Geiste aus der Zeit des ausklingenden Mittelalters. Da sie Mode geworden waren und nun auch von den Handwerkern benutzt wurden, reichten die Zeichnungen der in Italien gewesenen Künstler und die italienischen Kupferstiche für die vorhandenen Bedürfnisse bald nicht mehr aus. Die deutschen Kupferstecher copirten die ihnen zugänglichen italienischen Ornamente in Kupferstich: und da auch diese deutschen Ornamentstiche bald eine gesuchte Waare wurden und nicht mehr ausreichten, copirten die dazu befähigten Künstler eine große Anzahl solcher Ornamente besonders zum Zweck der Vervielfältigung in Kupferstich und stachen sie entweder selbst oder ließen sie durch handwerksmäßige Kupferstecher vervielfältigen. So entstanden die deutschen Ornamentstiche der sogenannten Kleinmeister, das heißt jener meisten Nürnberger Künstler, welche unter unmittelbarem Einflusse Dürers im Geiste der deutschen Renaissance arbeiteten, theils als einzelne fliegende Blätter, theils in geordneten Folgen und oft in Form von Büchern mit dem ausgesprochenen Zweck als Vorlagen bei künstlerischen Arbeiten zu dienen; und daß sie diesen Zweck in sehr umfassender Weise erfüllt haben, können wir noch heute vielfach nachweisen. Weil diese ornamentalen Vorlegeblätter im sechzehnten Jahrhundert in Ateliers und Werkstätten so viel benutzt wurden — sie waren billig und wurden deshalb nicht besonders geachtet — gingen viele Exemplare davon zu Grunde. Daher sind sie jetzt selten geworden und sehr kostbar.

In unseren Tagen nun befinden sich die Künstler und Fabrikanten in ganz ähnlicher Lage, wie die Künstler und Handwerker am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Die überlieferte Kunstweise entspricht nicht mehr den gesteigerten Anforderungen unserer Tage. Es vollzieht sich unter unseren Augen eine durchgreifende Reformation aller künstlerischen Arbeit, besonders jener auf den Gebieten der Kunstgewerbe und der Kunstindustrie. Eben zum Zweck der Verbesserung der Kunstindustrie studiren wir, was die Künstler aller früheren Culturperioden und aller Völker an mustergiltigen und lehrreichen Dingen geschaffen haben. Zu diesem Zwecke werden nun auch die lange Zeit vergessenen und vernachlässigten Ornamentstiche des sechzehnten Jahrhunderts für uns wieder werthvoll. Sie erfüllen jetzt wieder denselben Zweck wie in den Tagen ihrer Entstehung, haben außerdem aber noch einen großen kunsthistorischen Werth und sind ein unentbehrliches Hülfsmittel für alle bisher sehr vernachlässigten, jetzt aber eifrig betriebenen Studien zur Geschichte der Kunsthandwerke. Weil die alten Ornamentstiche aus dem oben angegebenem Grunde jedoch so selten und weil sie zugleich Gegenstand des Sammeleifers, daher sehr theuer sind, stellt sich das Bedürfniß heraus, getreue Copien derselben in größerer Menge anzufertigen und dafür bietet die in unseren Tagen so sehr erweiterte und vervollkommnete Technik mannichfaltige, zum Theil sehr vortreffliche Hülfsmittel. Es ist jetzt möglich auf rein mechanischem Wege sclavisch und täuschend getreue Copien der Originale um sehr billigen Preis herzustellen.

Zu den bedeutendsten und fruchtbarsten Künstlern jener Periode, welche besonders auf dem volksthümlichen Gebiete des Kupferstichs arbeiteten und uns jetzt besonders wegen ihrer vortrefflichen Ornamentstiche interessiren, gehört Heinrich Aldegrever in Soest, geboren 1502, gestorben bald nach dem Jahre 1555. Von ihm besitzen wir eine große Anzahl Ornamentstiche, gegen

hundert Blatt, welche sämmtlich von ihm selbst, zum Theil unter Benutzung italienischer Motive erfunden zu sein scheinen, alles Meisterwerke des Grabstichels von großer Zartheit und hoher Vollendung. Er hat Laub- und Blätterwerk, Masken, Thierschädel, Porträts allerlei Thiere, darunter auch fabelhafte, Genien, Sirenen, Satyre, dann Gefäße, Geräthe und Instrumente verschiedenster Art verwendet. Ein Theil der Ornamente ist ganz allgemein, ein Theil aber stellt verschiedene Gegenstände, darunter sechzehn Dolchscheiden, verschiedene Pfeiler und Friese, Schmuck, Löffel und Aehnliches dar. Ein genaues Verzeichniß hat Bartsch in seinem Paintre-Graveur und neuerdings W. Schmidt (zu der Biographie und Charakteristik des Künstlers von A. Woltmann) in Jul. Meyers neuem Künstlerlexicon gegeben.

Aldegrevers Ornamente liegen nun in vortrefflicher, moderner Reproduction vor. Es ist ein stattlicher Folioband, welcher vor kurzer Zeit von der Herm. Manzschen Hofbuchhandlung in München herausgegeben worden ist. Er enthält auf fünfundzwanzig Tafeln einundsechzig Blatt Ornamente, geordnet nach Bartsch, hergestellt nach den Orignalen des königlichen Kupferstichcabinets zu München, in der Größe der Originale in (unveränderlichem) photographischem Pressendruck von J. B. Obernetter in München. Diese Facsimilecopien sind in jeder Beziehung getreu und zuverlässig und entsprechen nicht nur allen Forderungen, welche man heute an solche Arbeiten zu stellen berechtigt ist — wenn man nicht gerade Täuschung beabsichtigt — sondern übertreffen sogar alle Erwartungen. Auch die Art der äußeren Ausstattung ist ähnlich wie bei den Originalen.

Zu wünschen wäre nur, daß der Verleger zum Zwecke seiner Publication über die an und für sich sehr reichen Schätze des Münchener Kupferstichcabinets hinausgegangen wäre und aus anderen Sammlungen die in diesem Cabinet fehlenden oder daselbst in schlechtem Zustande vorhandenen Blätter beschafft und auf diese Weise sich in den Stand gesetzt hätte das vollständige Ornamentenwerk Aldegrevers zu publiciren. Jetzt fehlen siebenunddreißig Nummern, das heißt mehr als ein Drittheil des Ganzen. Auch die äußere Ausstattung dieses Werkes, dessen Preis doch nicht besonders niedrig ist, läßt zu wünschen übrig. Ein Titelblatt fehlt gänzlich, denn der auf dem Pappdeckel geklebte Umschlag kann, weil er leicht beschmutzt wird, als solcher doch nicht gelten. Auch das schöne Porträt des Künstlers, auf den Umschlag geklebt, ist dem Verderben geweiht. Die Numerirung der Tafeln ist in rohester Weise durch grobe Schablonirung geschehen. Die Firma der Sammlung, welcher die Originale entnommen sind, und des Druckers, welche bei Benutzung des Werkes doch am wenigsten interessiren, sind auf jedem Blatte in vordringlicher Weise durch großen Druck angegeben, während der Name des Künstlers und die Nummern nach Bartsch gänzlich fehlen. Ein Sammler oder Kunstforscher, welcher diese Publication sich handlich bequem machen will, hat also handschriftlich noch Manches nachzutragen.

Aus derselben Kunstanstalt von Obernetter sind kürzlich auch sämmtliche Kupferstiche A. Dürers (hundertundvier Blatt) in gleich sehr vortrefflichen Copien hervorgegangen. Dem Vernehmen nach beabsichtigt sie auch noch die Ornamentstiche von Beham, Virgil Solis, Israel von Mekenen und anderen Meistern in möglichster Vollständigkeit zu publiciren. R. Bergau.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 4. Januar 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Aufnahme der Elgin Marbles in London.

Ein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks.

Von A. Michaelis.

I.

Die Auffassung und Werthschätzung der auf uns gekommenen Werke antiker Kunst hat zwei wesentlich verschiedene Perioden durchlaufen. Als man zur Zeit der Renaissance auch auf diesen Theil des Vermächtnisses, welches das classische Alterthum uns hinterlassen hat, den Sinn richtete, da war es der Boden Italiens, ganz vorzugsweise der Umkreis der ewigen Stadt, welcher die lange bewahrten Schätze alter Kunst den eifrigen Schatzgräbern darbot. In unerhörter Menge entstiegen sie dem Schoße der Erde und füllten die Paläste und Villen der Großen. Von den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten bis etwa zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts dauerte die Hochfluth dieser Entdeckungen. Nicht als ob sofort eine Ebbe gefolgt wäre — die Niobegruppe z. B. kam 1583 zum Vorschein —, aber in jener Zeit waren fast alle diejenigen Kunstwerke gefunden worden, aus welchen die für lange giltige Anschauung antiker Kunst geschöpft ward. Damals ward im Belvedere des vatikanischen Palastes der „Hof der Statuen" angelegt, dessen kostbarer Inhalt als der eigentliche Kanon wahrer Kunst galt; damals entstanden die Sammlungen Carpi, Cesi, Farnese u. s. w., welche zum Theil bis heute ihren Bestand bewahrt haben, zum Theil unter vielfachem Wechsel der Besitzer über die mannigfachen Museen Europas zerstreut worden sind.

Die gefundenen Werke waren nur zum geringen Theil Originale, zum weit größeren Copien. Jene gehörten fast ausschließlich der Spätzeit griechischer Kunst an, der Zeit, wo diese von ihrer höchsten Höhe immer rascher abwärts glitt; so der Laokoon und der farnesische Stier, die Galliergruppen im Kapitol und in Villa Ludovisi, der Schleifer in Florenz und der Torso vom Belvedere. Daran schlossen sich die Originalwerke römischer Kunst, nament-

lich die großen Reliefs der Triumphbögen, welche als die eigentlichen Wunderwerke Roms angestaunt wurden. Die große Masse der antiken Statuen aber bildeten mehr oder weniger trockene und handwerksmäßige Copien älterer Werke, in Rom während der Kaiserzeit für die Bedürfnisse künstlerischer Decoration gefertigt. Hie und da lagen ihnen Meisterwerke der besten Zeit zu Grunde — als eine Perle des Belvedere galt eine Copie der knidischen Aphrodite des Praxiteles —; aber weit überwogen die Nachbildungen von Werken aus der hellenistischen Zeit, welche dem Geschmacke des kaiserlichen Rom mehr zugesagt hatten, als die älteren Erzeugnisse strengerer Kunstrichtungen. Hier finden wir treffliche Schaustücke, wie den belvederischen Apoll, die sogenannte Kleopatra (Ariadne). Die alterthümliche Kunst war nur in künstlich alterthümelnden Nachahmungen vertreten, und von der Kunstart eines Phidias fehlte es an jeder sicheren Anschauung.

Während die Formenschönheit der antiken Kunst in so mangelhafter Weise zur Erkenntniß kam, war die Deutung der Monumente noch einseitiger im Banne einer antiquarischen Gelehrsamkeit befangen, deren Sinn fast ausschließlich auf das römische Alterthum gerichtet war. Die griechische Götterwelt war nur höchst unzulänglich und meistens in entstellter Gestalt bekannt; die römische Vorzeit galt dem Italiener als ein Stück der eigenen Vergangenheit, und man gefiel sich darin, die Verherlichung der großen Ahnen überall wiederzufinden. So erblickte man denn in dem schlanken Götterboten Hermes, der auf den Auftrag seines olympischen Vaters horchend sich schleunig die schönen Sohlen unter die Füße bindet, den vom Felde an die Spitze des Heeres berufenen Cincinnatus und ein Restaurator fügte dieser Deutung zu Liebe eine Pflugschar hinzu. So ward die von Theseus am Strande von Naxos schlafend zurückgelassene Ariadne, ein Prachtstück effectvoller Gewandbehandlung, zur Kleopatra umgedeutet, indem ein schlangenförmiger Goldreif am linken Arm für die Schlange angesehen ward, mittelst welcher die ägyptische Königin sich den Tod gegeben hatte. Der auf dem Schlachtfelde verblutende Gallier des Kapitols ward zum „sterbenden Gladiator“ einer römischen Arena, sein Genosse in Villa Ludovisi, der sein Weib durchbohrt hat und nun sich selbst ersticht, zum Verschwörer gegen Kaiser Claudius, dem sein Weib das Beispiel hochherzigen Todes gab („Arria und Pätus“); der Jüngling, der sich aus den Armen seiner trauernden Mutter löst („Orest und Elektra“), zum jungen Papirius, welchem seine Mutter vergebens die Geheimnisse der Senatsberathung zu entlocken sucht.

Mit dergleichen Erklärungen räumte zuerst Winckelmann auf. Er setzte die griechischen Götter und die griechischen Sagen wieder in ihr Recht ein. Er war es auch, der hinter den abgeblaßten Formen der römischen Kunstwerke die verborgene Schönheit ihrer griechischen Muster erkannte und mit

genialem Seherblick in großen Zügen die Entwickelung des griechischen Stils entwarf. Aber was ihm beschieden war innerlich zu schauen und in begeisterten Worten zu schildern, das stand doch noch nicht leibhaftig vor den Augen seiner Zeitgenossen. Sie bildeten sich nach wie vor ihre Vorstellung griechischer Kunst nach den römischen Nachbildungen. Diese dienten in den Kunstakademien als der Kanon reiner Schönheit; in ihren oft so leeren Formen fand man jene Idealität, von welcher es kaum noch eine Brücke zur Natur gab; ihre Nachbildung führte zu der trostlosen akademischen Leblosigkeit, welche lange als das alleinige Ziel echter Kunst galt. Auch die Wissenschaft schritt nicht unverwandt weiter auf Winckelmanns Bahnen. Das großartige Musée Napoléon, auf der Grenze des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts aus der Kunstbeute aller eroberten Länder gebildet, welches fast alles Bedeutendste umschloß was von Antiken damals bekannt und erreichbar war, konnte in einem so hervorragenden Forscher wie Ennio Quirino Visconti den ungeheuerlichen Gedanken erzeugen, daß von der perikleischen Zeit bis Hadrian, sechs Jahrhunderte lang, durch alle inneren und äußeren Wandelungen des Griechenvolkes hindurch die griechische Kunst stets auf gleicher Höhe geblieben sei. Eine so unhistorische These war nur möglich, so lange man die eigentliche Kunst der Griechen noch nicht von Angesicht, sondern nur in den entstellenden Nachbildungen später Zeit kannte, und so lange die erhaltene Masse spätgriechischer und römischer Skulpturen in der That die Gleichartigkeit weit mehr hervortreten ließ, als die doch auch hier unverkennbaren Unterschiede und Entwickelungsstufen.

Während ganz Europa den vorübergehenden Glanz des napoleonischen Museums in den Prachtsälen des Louvre anstaunte und die neue Lehre von der wesentlichen Gleichheit griechischer und römischer Kunst manchen gläubigen Anhänger fand, bereitete sich jenseits des Kanals in aller Stille ein Ereigniß vor, welches alle bisherigen Anschauungen auf diesem Gebiete von Grund aus umzuwandeln bestimmt war. In England datirte die Liebhaberei für die antike Kunst schon aus den Tagen Karls I. Damals gab Lord **Arundel**, der „father of vertù in England", das Signal zum Sammeln alter Kunstschätze, welches beim Könige selbst und bei seinem Minister, dem Herzog von Buckingham, lebhaftes Echo fand. Und merkwürdig, nicht so sehr Italien war es, als vielmehr die griechischen Küsten des Archipelagus, wo rührige Agenten geschäftig waren, die Sammlungen jener reichen und hochgestellten Liebhaber mit Skulpturen zu versehen. Gar Weniges darunter war von erheblichem Werthe; aber noch heute betrachten wir in Oxford die Reste der arundelschen Sammlung mit erhöhtem Interesse, weil an ihnen zuerst die Ergiebigkeit auch des griechischen Bodens an Kunstwerken offenbar geworden ist. Schon aus jener Zeit stammt das geflügelte Wort, welches die Losung für

spätere Jahre geworden ist, „das alte Griechenland solle nach England verpflanzt werden" (to transplant old Greece into England).

Das hatte freilich noch gute Weile. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nimmt die Sammellust in England größeren Umfang an. Nun aber ist es Rom, das den hauptsächlichen Vorrath von Antiken in die Paläste und Landsitze der englischen Lords liefert. Mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch ist dieser Handel schwungvoll betrieben worden, und schier unglaublich ist die Menge römischer Skulpturen, welche sich in jenen schwer zugänglichen Schlupfwinkeln noch jetzt verbirgt. Jedoch gieng eine andere Erscheinung nebenher. Im Jahre 1733 hatte sich die Society of Dilettanti gebildet. Ihre Mitglieder, meist vornehme Herren, pflegten eine Bildungsreise nach dem Continent zu machen, als deren Ziel neben Rom und Italien auch bereits Griechenland und der Orient in Betracht kamen. Mit Unterstützung dieser Gesellschaft führten um die Mitte des Jahrhunderts Stuart und Revett ihre epochemachende Erforschung der Alterthümer Athens, seiner Bauwerke und seiner Skulpturen, aus. Von den Dilettanti angeregt und unterstützt unternahm der Oxforder Hellenist Chandler mit Revett und Pars eine neue Entdeckungsreise nach der griechischen Küste Kleinasiens (1765). Zu den Dilettanti gehörte auch Sir Richard Worsley, welcher aus dem reichen Ertrage einer in den achtziger Jahren unternommenen griechischen Reise ein hübsches Museum von Antiken in seinem Landsitze auf der Insel Wight bildete. Andre Sammler, wie Hawkins und Clarke, brachten eine minder reiche, aber immer noch ansehnliche Beute heim. Das Wesentliche dabei ist, daß es wiederum Griechenland, nicht Rom war, worauf der Blick durch diese Entdeckungen und Sammlungen gerichtet ward. Winckelmann hatte aus den Tempeln zu Pästum die Grundsätze griechischer Baukunst im Gegensatz zur römischen zu ermitteln gesucht; Revetts Aufnahmen der athenischen und kleinasiatischen Bauten gestatteten nunmehr diese Forschungen zu erweitern und zu vertiefen. Stuarts und Pars Zeichnungen der Bildwerke vom Parthenon, vom sogenannten Theseustempel, vom Denkmal des Lysikrates brachten zuerst Originalwerke griechischer Plastik in ziemlich treuen Abbildungen zur Anschauung; damit war die Möglichkeit gegeben, die Vergleichung zwischen Griechischem und Römischen auch auf diesem Gebiete anzustellen. In Worsleys Sammlung befand sich ein Relief aus Paros, ein junges Mädchen mit zwei Tauben spielend, ein Werk von naivster Anmuth; unter Hawkins Antiken war ein Bronzerelief, welches Aphrodites Besuch bei Anchises in ebenso feiner wie reicher Auffassung darstellte. Dergleichen einzelne Werke waren wohl geeignet, das neu sich enthüllende Bild griechischer Kunst mannichfaltiger und vielseitiger erscheinen zu lassen und die Grundverschiedenheit von den Werken der römischen Zeit deutlich zu machen.

Aber dies alles waren nur die Vorläufer, Größeres sollte folgen. Im Jahre 1799 ward der junge schottische Lord Elgin zum englischen Botschafter an der Pforte ernannt. Der Architekt Harrison, durch Revetts Aufnahme einiger ionischer Bauten in Athen angeregt, legte Lord Elgin den Wunsch nahe, von dem Kapitell einer der Ecksäulen — die ionischen Eckkapitelle sind bekanntlich von sehr eigenthümlicher Form — einen Gipsabguß zu erhalten; auch Abgüsse schöner Skulpturen würden der Bildhauerkunst große Dienste leisten können. Dieser Wink war der Keim der großartigen Unternehmungen, welche Lord Elgin mehrere Jahre hindurch mit ungewöhnlicher Energie und außerordentlichem Kostenaufwand durchführte. Zunächst handelte es sich in der That nur um Abformungen und Zeichnungen. Erst als sich während der Arbeit immer deutlicher herausstellte, daß die Barbarei der Türken und die Habgier der Reisenden die kostbarsten Erzeugnisse menschlichen Künstlergeistes mit sicherer Zerstörung und völliger Zerstreuung bedrohten, erwirkte Lord Elgin den berühmten Ferman, welcher ihn ermächtigte, „einige Steinblöcke mit alten Inschriften oder Figuren darauf" wegzunehmen. Welche Deutung diesen Worten gegeben, in welcher Ausdehnung die Erlaubniß benutzt ward, ist bekannt. Elgins Sekretär William Hamilton und der Gesandtschaftskaplan Dr. Hunt waren die eigentliche Seele der Arbeiten, deren speciellere Leitung dem neapolitanischen Maler Don Tita Lusieri übertragen war. Als Elgin zu Anfang des Jahres 1803 heimberufen ward, ließ er zur Vollendung der Arbeiten nur Lusieri zurück. Zweihundert Kisten voll der kostbarsten Antiken waren bereits zur See vorangegangen; andere blieben einstweilen zurück um bei günstiger Gelegenheit nachgesandt zu werden (erst neun Jahre später konnte diese zweite Sendung, achtzig Kisten umfassend, abgehen). Auf weit über eine halbe Million Mark beliefen sich die Kosten der Operationen, als Lord Elgin Konstantinopel verließ; der Schiffbruch einer Jacht, auf welcher sich unter Anderm elf Kisten mit Skulpturen befanden, und die energischen, erst im dritten Jahre mit vollständigem Erfolg gekrönten Rettungsversuche verursachten einen weiteren Aufwand von mehr als hundert Tausend Mark.

Im Gefolge der meisten seiner Künstler, und mit reichen Schätzen von Plänen, Ansichten und Zeichnungen aller Art beladen, kam Lord Elgin auf seiner Rückreise nach Rom. Sein Wunsch war, keinen Geringeren als Canova für die Ergänzung der Giebelfiguren und Friesreliefs vom Parthenon zu gewinnen. Aber so vortrefflich dieser sich auch als Restaurator der prächtigen Kinderfiguren an der vaticanischen Nilgruppe bewährt hat, jenen Werken gegenüber empfand er seine Kraft als unzulänglich. In edler Bescheidenheit erklärte er es für ein Verbrechen am Heiligsten, wenn irgend jemand sich unterfangen würde, diese Meisterwerke mit einem Meißel zu berühren. Canovas

Ausspruch ist epochemachend geworden. Während es früher als selbstverständlich galt, daß ein verstümmelt aufgefundenes Werk antiker Kunst „restaurirt", d. h. meistens durch geschmacklose Ergänzungen jämmerlich entstellt ward — leider ist diese Praxis noch heute nur allzu viel im Schwange —, begann fortan hie und da eine pietätsvollere Behandlung. Namentlich das britische Museum hat das hohe Verdienst, bei den Restaurationen sich auf das Zusammenfügen zerbrochener Fragmente und auf das Ergänzen nur der nothwendigsten Verbindungsstücke zu beschränken. Erst so ist ein reiner Genuß antiker Kunstwerke möglich. Daß dies wirklich der Fall ist, das verdanken wir also Canova.

Lord Elgin ward auf der Weiterreise von Rom nach London, trotz seinem officiellen Charakter, in Frankreich festgehalten und in Paris internirt. Hier lebte er zwei Jahre ungestört mit seiner Familie, die von Schottland herübergekommen war, als auf eine Anzeige aus Athen, daß Lusieri die Arbeiten am Parthenon für Elgin fortsetze, die französische Regierung ihn eines Morgens durch einen Polizisten aus dem Bette holen und in festere Haft nach Melun verbringen ließ. Längst vor Lord Elgin hatte nämlich der französische Botschafter an der Pforte, Choiseul-Gouffier, durch die Bemühungen des französischen Consuls in Athen, Fauvel, eine Metope und eine Friesplatte vom Parthenon in seinen Besitz gebracht und einige Abgüsse machen lassen. Gern wäre Fauvel auf dieser Bahn weiter vorgegangen; statt dessen hatte er Augenzeuge der glücklicheren Operationen des feindlichen Lords werden müssen. Und nicht dies allein, sondern jene Besitzthümer des mittlerweile aus Frankreich verbannten Royalisten Choiseul-Gouffier, welche Fauvel lange in Athen in Verwahrsam behalten hatte, um sie vor der Confiscation durch die republikanische Regierung zu beschützen, waren, als Napoleon endlich ihre Absendung nach Frankreich gestattet hatte, unterwegs von Nelsons Kreuzern aufgegriffen und confiscirt worden! Dafür mußte nun Lord Elgin büßen, obwohl er sich bei Nelson für die Herausgabe verwandt hatte. Eher begreiflich ist, daß die Franzosen den Krieg zwischen England und der Türkei im Jahre 1807 benutzten, um den im Piräeus lagernden Rest von Elgins Schätzen mit Beschlag zu belegen und Lusieri aus Athen zu verjagen. Nur die kurze Dauer des Krieges und der Mangel einer sicheren Schiffsgelegenheit rettete Lord Elgins Eigenthum vor dem Verbringen nach Paris.

Erst im Jahre 1806 ward Elgin seiner Haft entlassen und kehrte in die Heimath zurück. Er hatte gleich bei seiner Gefangennahme seine Familie beauftragt, seine ganze Sammlung bedingungslos der Regierung zu überweisen, damit sie wenigstens gerettet würde. Seine Weisung war nicht befolgt worden. Nun fand er die kostbaren Kisten über verschiedene Häfen Englands zerstreut, wo sie seit Jahren ihres Eigenthümers warteten. Es kostete nicht geringe

Mühe, sie zu sammeln und alle nach London zu schaffen. Einst meldete ihm einer seiner Agenten, daß im Londoner Zollhause einige Kisten mit Skulpturen verkauft werden sollten, auf denen der Besitzer nicht genannt sei; sie möchten wohl zu seinem Eigenthum gehören. Elgin ersteigerte sie für eine geringe Summe. Es war aber nichts von seiner Habe, sondern, wunderbar genug, Choiseul-Gouffiers Metope nebst ein paar anderen Stücken! Sie verblieben lange in Elgins Verwahrsam, bis er Gelegenheit fand, sie dem rechtmäßigen Eigenthümer zuzustellen. Kaum war aber der Lord in England, und noch war keine seiner Kisten geöffnet, so mußte er bei einem Diner von einer in Sachen der Kunst und des Geschmackes maßgebenden Persönlichkeit hören, Phidias habe nie in Marmor gearbeitet, die Giebelgruppen des Parthenons stammten frühestens aus hadrianischer Zeit! Vor hundertunddreißig Jahren hatte nämlich der Lyoner Antiquar Spon eine Aehnlichkeit zwischen zwei Köpfen der westlichen Giebelgruppe und den Zügen Kaiser Hadrians und seiner Gemahlin Sabina zu entdecken geglaubt und auf diesen flüchtigen Eindruck jene Ansicht gegründet, welche jetzt Lord Elgin vorgehalten ward um den geringen Werth seiner Schätze zu beweisen. Es war Richard Payne-Knight, der sich so aussprach. Seit langer Zeit mit der alten Kunst vertraut, Besitzer einer äußerst werthvollen Sammlung kleinerer Kunstgegenstände von meistens echt griechischem Stil, Verfasser mehrerer Werke, deren wüste Gelehrsamkeit und ungesunde Ansichten damals viele Verehrer fanden, war Payne-Knight der fast unantastbare Tonangeber aller kunstliebenden Kreise Englands in Sachen antiker Kunst. Besonders galt er in der Gesellschaft der Dilettanti als erste Autorität, und da diese angesehene Gesellschaft bisher Lord Elgins Unternehmungen mit ihrem Beifall begleitet hatte, mußte Payne-Knights geringschätziges Urtheil, ehe er auch nur ein Stück der Sammlung gesehen hatte, um so befremdlicher erscheinen.

Elgin glaubte zur Widerlegung dieses Vorurtheils nichts Besseres thun zu können, als die Originale baldmöglichst öffentlich auszustellen. Nun zeigte sich aber die Schwierigkeit, einen geeigneten Raum aufzutreiben. Das erste Unterkommen fanden die Kisten im Palast der Herzogin von Portland. Von dort wurden die schweren Blöcke in den benachbarten Palast des Herzogs von Richmond verbracht und hier einem gewählten Publicum zur Schau dargeboten. Aber Payne-Knight verharrte bei seiner Meinung. Ihm schlossen sich die Dilettanti und die Akademiker an; seine Urtheile drangen in das große Publicum wie in die Kreise der Rgierung. Alles schien sich gegen Lord Elgin zu verschwören, der bald im Unmuth die Kunstwerke aus Richmond Gardens wegnahm und in seinem eignen Hause in Park Lane Schuppen errichten ließ, um die verkannten Göter darin zu bergen (1807). An eine einigermaßen genügende Aufstellung wr freilich kaum zu denken, daher denn

auch die Sammlung dem größeren Publicum nicht geöffnet werden konnte. Wer sie zu betrachten wünschte, mußte sich um Zulassung an Lord Elgin wenden; es scheint aber, daß dieser, seinem eigenen Interesse entsprechend, mit der Erlaubniß nicht kargte. Immerhin ist es bei so ungünstigen Verhältnissen begreiflich, daß erst ganz allmählich das Verständniß für den eigenartigen Werth dieser Schätze in weiteren Kreisen aufging.

Unter den begeisterten Anhängern der neuen Kunstwerke nimmt einen der ersten Plätze Benjamin Robert Haydon ein. Dieser talentvolle Maler, damals wenig über zwanzig Jahre alt, war ein unwilliger Schüler der in den ausgetretenen Geleisen schulmäßiger Manier dahin schleichenden Kunstakademie. Sein leidenschaftlicher Sinn strebte nach Höherem, als die hergebrachten leeren Formen immer wieder von Neuem zu wiederholen. Er suchte, neben idealerem und gehaltvollerem Inhalt, in der Formgebung einen engeren Anschluß an die Natur. So bot er nach allen Seiten Anstoß, und seine Art war es nicht, diesem aus dem Wege zu gehen. Aeußerst anziehend ist es, wie er selbst in seiner Autobiographie uns seine erste Bekanntschaft mit Elgins Kunstschätzen schildert. Es war im Jahr 1808, als sein Freund Wilkie, der eine Erlaubniß zum Eintritt hatte, ihn mit dorthin nahm; bis dahin hatte der junge Künstler noch nichts von diesen Herlichkeiten vernommen.

„Wir gingen nach Park Lane" erzählt er. „Durch die Eingangshalle gelangten wir in einen offenen Hofraum und betraten einen feuchten schmutzigen Schuppen, in welchem die Sculpturen aufgestellt waren, für Auge und Hand erreichbar. Das Erste, worauf mein Blick fiel, war der Unterarm einer Figur in einer der Frauengruppen (vom Ostgiebel des Parthenon), an welchem der Radius und die Ulna, obschon in weiblicher Form, doch deutlich sichtbar waren. Ich war erstaunt, denn ich hatte nie eine Andeutung derselben an einem weiblichen Arm in der Antike gesehen. Ich warf einen Blick auf den Elnbogen und sah den äußeren Knochenkopf deutlich auf die Gestalt einwirken, wie es in der Natur der Fall ist. Ich sah, daß der Arm in Ruhe und die weichen Theile abgespannt waren. Jene Vereinigung von Natur und Ideal, deren Unentbehrlichkeit für die erhabene Kunst ich so tief empfunden hatte, hier lag sie greifbar vor Aller Augen. Mir klopfte das Herz! Hätte ich nichts weiter gesehen, ich würde genug geschaut haben, um mich für mein ganzes ferneres Leben an die Natur zu halten. Aber als ich mich zum Theseus wandte und gewahr ward, wie jede Form durch Ruhe oder Bewegung sich änderte — als mein Blick auf den Ilissos fiel und ich sah, wie der Bauch sich vorwärts wölbte, weil die Gestalt auf dieser Seite lag — und weiter, als ich in der Figur der Kampfscene auf einer Metope bemerkte, wie bei jener momentanen Bewegung des Auslegens der Muskel unter der einen Achselhöhle sichtbar ward, während er in der anderen Achselhöhle, ohne

solchen Anlaß, fehlte — kurz, als ich den heroischsten Kunststil mit allem wesentlichen Detail des wirklichen Lebens vereinigt sah, da war es aus, ein für allemal! .... Nie werde ich die Pferdeköpfe vergessen, die Füße in den Metopen! Ich hatte ein Gefühl, als ob eine göttliche Offenbarung mir tief im Herzen aufgegangen wäre, und ich wußte, diese Werke würden endlich die Kunst Europas aus ihrem Schlummer in dunkler Nacht erwecken.

„.... Ich kehrte in höchster Aufregung heim .... Jede Nacht ging mein Sinnen und Träumen auf die Marmorwerke .... Endlich erhielt ich eine Einlaßkarte. Fort ging es nach Park Lane: der Eindruck war noch lebhafter als zuvor. Ich eilte hin zu Fuseli .... Endlich kamen wir nach Park Lane. Nie werde ich seinen ungezügelten Enthusiasmus vergessen. Er lief auf und ab und rief: 'Die Grieken waren Gotter! Die Grieken waren Gotter!'"

Mit dem bloßen Betrachten nicht zufrieden, wandte Haydon sich an seinen Gönner Lord Mulgrave, welcher ihm die Erlaubniß erwirkte, nach den Originalen zu zeichnen und auch weiterhin auftauchende Schwierigkeiten zu beseitigen wußte. Fast drei Monate hindurch, vom 7 September bis Ende November, war alle Zeit dieser Arbeit gewidmet. „Ich zeichnete nach den Marmorwerken zehn, vierzehn, ja fünfzehn Stunden nach einander. Oft blieb ich bis Mitternacht und hielt in der einen Hand ein Licht und mein Zeichenbrett, während ich mit der anderen zeichnete. So würde ich bis zum Morgen ausgehalten haben, wenn nicht der schläfrige Pförtner gähnend hereingekommen wäre, um mir zu melden, daß es zwölf Uhr sei."

„Ich sah, daß in diesen Werken alles Wesentliche ausgewählt und alles Ueberflüssige bei Seite gelassen war; daß zuerst alle Ursachen der Bewegung erkannt und dann unter ihnen gerade diejenigen erlesen waren, welche für irgend eine bestimmte Handlung erfordert wurden; daß sodann Haut das Ganze bedeckte und daß die Wirkungen der Bewegung, der Abspannung, des Strebens und des Gleichgewichts in der Haut sichtbar wurden. So weit ich damals erkennen konnte, schien dies das Princip zu sein."

„Ich glaube zuversichtlich," heißt es weiter, „daß die Ueberführung dieser Werke hierher der größte Segen ist, der je diesem Lande widerfuhr."

Haydon war aber nicht der Einzige, welcher die neuen Schätze zum Gegenstande ernsterer Studien machte. Ganz im Gegensatz gegen die meisten seiner Collegen zollte der greise Präsident der königlichen Akademie, Benjamin West, denselben hohe Bewunderung. „Er liebte es schon lange" sagt Haydon „von der Kunst zu sprechen welche über die Natur hinausgehe und vom Idealschönen; aber edeln Sinnes bekannte er, nichts davon gewußt zu haben, bevor er diese Marmorbilder geschaut habe, und er neigte sein ehrwürdiges Haupt vor ihnen wie in Ehrfurcht ob ihrer Majestät."

Einst war Haydon mit Zeichnen in Elgin House beschäftigt, als der alte West eintrat und sich nicht wenig wunderte, seines jungen Zöglings hier ansichtig zu werden. „Ei ei, Herr Haydon," sagte er „Sie haben die Erlaubniß, wirklich? Ich hoffe, wir Beide können ein Geheimniß für uns behalten." „Tags darauf kam er wieder mit großen Stücken Leinewand, und ohne irgendwie auf die Principien dieser göttlichen Schöpfungen sich einzulassen, machte er sich eilig daran, Compositionen aus der griechischen Geschichte zu entwerfen, indem er den Theseus, den Ilissos und andere von den Figuren darin anbrachte und die fehlenden Theile ergänzte; das heißt er machte, was er ohne Anstrengung machen konnte und wobei er nicht erst zu lernen brauchte, wie er es machen sollte, er hütete sich aber wohl vor Allem, was er nur mit Mühe hätte machen können, so nützlich es ihm auch gewesen wäre zu lernen, wie dies zu machen sei." So urtheilt Haydon. West selbst sprach sich in einem Briefe an Lord Elgin (Februar 1809) in anderem Tone über diese seine Studien aus. Er schildert die Compositionen, welche aus den einzelnen Stücken zusammengesetzt worden sind, hofft in seinen Ergänzungen des Phidias nicht unwürdig zu sein, und preist diese Art von Reproduction als den sichersten Weg, auf den Geschmack der Nation und der Welt veredelnd zu wirken. Sein Brief giebt Haydon nicht Unrecht. In begeisterter Anerkennung, im Betonen des kunstbildenden und kunstreformirenden Moments dieser Skulpturen für England stehen sich beide Männer nahe. Aber während der Jüngling dem griechischen Meister sein innerstes Geheimniß abzulauschen sucht, um wo möglich auf ähnlichen Bahnen zu wandeln, kommt der ergraute Akademiker über einen äußerlichen Eklekticismus, ein im besten Fall geistreiches Verwenden der Einzelerscheinungen nicht hinaus.

Gegenüber diesen Anfängen gerechter Beurtheilung und mehr oder weniger verständnißvoller Benutzung hielt auch Payne-Knight es für angezeigt, sein Urtheil nochmals laut zu verkünden. Er schrieb eine anspruchsvolle, an schiefen Urtheilen und halbwahren Bemerkungen überreiche Einleitung zu den „Musterwerken alter Skulptur in Großbritannien", einem prachtvoll ausgestatteten Werke, welches die Gesellschaft der Dilettanti im Jahre 1809 herausgab. In jener Einleitung befand sich nun auch ein Ausfall gegen die Reliefs vom Parthenon; es seien bloße architektonische Skulpturen, deren Verfertiger nicht füglich auf den Namen von Künstlern Anspruch machen könnten, und deren geringe Ausführung kein Urtheil über Phidias Stil erlaube. Dieser hämische Ausspruch, an einer Stelle gethan, wo er jedem kunstliebenden Büchersammler, jedem englischen Kunstfreund zu Gesicht kam, mußte um so stärker wirken, als er unter der imponirenden Firma der auf dem Titel allein genannten Gesellschaft der Dilettanti auftrat. War es nicht einigermaßen naiv, wenn wenige Jahre darauf der Vertreter der Dilettanti bei Gelegenheit einer neuen

Gesellschaftspublication sich darüber beschweren mochte, daß Lord Elgin die Benutzung seiner Sammlung den Dilettanti versagt habe? Uebrigens fehlte es an Widerspruch gegen Payne-Knight keineswegs. Bald in ernstem Ton, bald mit scharfem Spott ward sein Verdict zurückgewiesen; selbst in dem Organ des Secretärs der königlichen Gesellschaft der Künste, the Artist. Aber die Stimmung des Publicums blieb den Elgin Marbles abgewandt. Darauf mögen nicht wenig die Berichte britischer Reisender (Clarke, Hughes, Dodwell) eingewirkt haben, welche in Athen Augenzeugen des nicht immer säuberlichen Verfahrens gewesen waren, das Elgins Agenten zur Erlangung der Skulpturen anwandten. War auch Lord Elgin allem Anschein nach an diesem Vandalismus ganz unschuldig, so ist es doch begreiflich, daß die Sünden seiner Untergebenen ihm selbst aufgebürdet wurden.

So mißlich stand es mit dem Schicksal dieser einzigen Sammlung. Fast drohte sie in England der Vergessenheit anheimzufallen oder der Verfehmung durch einen eigensinnigen Querkopf zu unterliegen. Hätte Lord Elgin mit Napoleon in Unterhandlung treten wollen, wozu es an Gelegenheit nicht fehlte, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, seine Schätze mit bedeutendem Vortheil zu verkaufen, da man in Paris ihren Werth besser zu würdigen wußte. Die Elgin Marbles mit dem Musée Napoléon vereinigt — in der That ein grandioser Gedanke! Aber Elgins Ehrgeiz ging dahin, seiner eigenen Nation diese reine Quelle der Kunstbelehrung und des Kunstgenusses zu bewahren. Nur hatten sich seine äußeren Verhältnisse mittlerweile so ungünstig gestaltet, daß er an eine Schenkung nicht füglich denken konnte. Die Nothwendigkeit eines neuen Transports der Skulpturen aus dem Hause in Park Lane in ein anderes Local, die Kosten der Unterbringung und Ueberwachung kamen hinzu. So entschloß er sich, die ganze Sammlung dem Staate zum Kauf anzubieten, welcher einige Jahre zuvor die fast nur aus römischen Antiken gebildete Sammlung Charles Townleys für das britische Museum um den sehr ansehnlichen Preis von 20,000 L. St. (400,000 Mark) gekauft hatte. Zu diesem Behuf verfaßte Elgins ehemaliger Secretär und Hauptagent bei den athenischen Arbeiten, William Hamilton, zu Anfang des Jahres 1811 eine „Denkschrift über des Grafen von Elgin Unternehmungen in Griechenland", welche jene Vorgänge und den Werth der Erwerbungen kurz und geschickt darlegte. Ein paar Briefe Wests, ein indirect gegen Payne-Knight gerichteter Nachweis, daß Phidias und seine Schule viel in Marmor gearbeitet hätten, ein Artikel des französischen Archäologen Millin über die inzwischen in den Louvre gelangte Friesplatte Choiseul-Gouffiers bildeten die Anhänge.

Ende April begannen die Unterhandlungen Lord Elgins mit dem Sprecher des Unterhauses, Charles Abbot. Elgin wünschte neben dem Ersatz der Kosten

vor allen Dingen die Anerkennung des Werthes seiner Sammlung durch Künstler und andere sachverständige Beurtheiler; er verlangte dies gegenüber den Angriffen und Anfeindungen als eine Art Ehrenerklärung, und legte Werth darauf, daß seine Bemühungen als ein dem Vaterlande erwiesener Dienst anerkannt würden. Statt dessen mußte er zunächst ganz unerwarteterweise die Rechtmäßigkeit seines Besitzes gegen den von gegnerischer Seite ausgesprochenen Zweifel vertheidigen, ob die von ihm während seiner Botschaft erworbenen Kunstwerke sein persönliches Eigenthum seien, und nicht vielmehr wegen der officiellen Stellung des Erwerbers dem Staate gehörten. Als diese Bedenken rasch beseitigt waren, kam Elgin auf sein anfängliches Begehren zurück, und berechnete auf Abbots Verlangen seine Ausgaben nebst Zinsverlust auf 62,440 L. St. (1,250,000 Mark). Diese Summe erschien der Regierung zu hoch, namentlich mit Rücksicht auf die kriegerischen Zeiten. Ohne sich irgendwie auf eine Schätzung des Kunstwerths einzulassen, bot der Premierminister Perceval durch Charles Long dem Lord die runde Summe von 30,000 L. St. (600,000 Mark). Elgin seinerseits fand mit vollem Recht dies Anerbieten, nicht einmal die Hälfte der wirklichen Kosten, unannehmbar. Noch mehr fühlte er sich dadurch gekränkt, daß die Puncte, auf die er um seiner Ehre willen am meisten Gewicht gelegt hatte, die Prüfung des Kunstwerthes der Sammlung und die Anerkennung seiner eigenen Bemühung, völlig übergangen wurden. Somit waren die Verhandlungen über den Ankauf gescheitert. Elgins weiterer Vorschlag, der Sammlung einen Platz in dem Gebäude der British Institution einzuräumen und sie hier den Künstlern und dem großen Publikum zugänglich zu machen, ward ebenfalls abgelehnt, mit Rücksicht auf die beschränkten Räumlichkeiten. Ihm blieb nichts übrig als von Neuem ein Lokal zu miethen und herzurichten. Dies fand er in Burlington House, Piccadilly. Merkwürdigerweise ist es dasselbe Gebäude, welches neben andern Staatsanstalten seit 1859 die königliche Akademie der Künste beherbergt.

Etwa um dieselbe Zeit, wo diese Uebersiedelung stattfand, war der junge Lord Byron ein Gast des Kapuzinerklosters in Athen. Er besaß nicht die Ruhe und Unparteilichkeit seines Reisegefährten Hobhouse (später Lord Broughton), des besonnensten und zuverlässigsten Zeugen über die Vorgänge in Athen, sondern der ganze Groll des englischen Dichters entlud sich gegen den schottischen Standesgenossen, der den Parthenon seines edelsten Schmuckes entkleidet hatte. Nichts hat Lord Elgin mehr geschadet als jene Haß und Verachtung sprühenden Stanzen in Harolds Pilgerfahrt, welche im Sommer 1812 ans Licht traten und in ganz England mächtigen Widerhall fanden:

> Von allen Plündrern jenes Heiligthums,
> Wo Pallas, eh sie floh, am längsten blieb,

Im letzten Ueberbleibsel alten Ruhms,
Wer war der letzte, ärgste, rohste Dieb?
Schottland, erglüh! Dein Sohn der solches trieb!
England, mich freuts, Du nanntest nie ihn Dein. . . .

Der neue Picte mag mit Raub sich brüsten,
Den Zeit und Goth' und Türke nie vollführt;
Kalt wie die Felsen seiner Heimathklüften,
Und gleiches Lob der Wildheit ihm gebührt,
Deß Hirn ersann, deß Hand sich hat gerührt
Zu freveln an Athenens letztem Schmucke . . . .

Kalt ist das Herz, das dich, mein Hellas schaut
Und das nicht Gram der tiefsten Liebe schwellt:
Stumpf ist das Auge, das nicht schmilzt und thaut
Beim Anblick alter Tempel, roh entstellt
Von Briten — Briten, die vor aller Welt
Beschützen sollten diesen heilgen Hort!
Verflucht der Tag, wo Schottlands Räuberheld
In deinem wunden Herzen wühlt' und dort
Dein schaudernd Götterheer wegriß zum kalten Nord.

Wer möchte dem Dichter zürnen, wenn er angesichts der zerstörten und ihrer Skulpturen beraubten Ruinen gegen den eifert, der an alle dem schuld sein soll? Selbst die Uebertreibung können wir ihm zu gute halten, daß „Zeit und Goth' und Türke" die Werke bis dahin verschont hätten. Aber es ist unbillig, den Zornausbruch des englischen Lyrikers gegen den verhaßten Schotten, wie es doch noch immer so viel geschieht, zum Maßstabe unseres Urtheils zu nehmen; unbillig zu vergessen, daß Lord Elgin nicht nur äußerlich — das wäre noch das Wenigste — völlig berechtigt war zu seinem Thun, berechtigt durch die Erlaubniß des Besitzers selbst, sondern daß sein Vorgehen durch die in großem Maßstabe ausgeführte Zerstörung durch die Türken, welche aus dem Marmor Kalk für den Bau ihrer Hütten bereiteten, und durch die Zerstreuung der einzelnen Fragmente in den Händen begehrlicher Reisender auch innerlich vollständig gerechtfertigt war. Besser Alles auf einmal fortnehmen und in sichere Hut bringen, als die noch immer so umfangreichen Reste des einstigen Ganzen in den Kalköfen wandern oder in alle Winde sich zerstreuen zu lassen! Konnte auch Lord Elgin nicht voraussehen, daß nach einem Vierteljahrhundert von Neuem Bomben Iktinos Prachtbau beschießen würden, so war doch die täglich drohende Gefahr schon damals groß genug, um sein Unternehmen als eine wirkliche Rettung erscheinen zu lassen.

Lord Byron begnügte sich aber nicht auf den schottischen Lord alle nur möglichen Flüche und Verwünschungen zu laden, ihn mit Herostratos, mit Verres, mit Alarich zusammenzustellen, ihn mit den niedrigsten Schimpfworten

zu belegen, sondern „Minervens Fluch“ (März 1811) traf auch alle die, welche an der Themse die athenischen Schätze bewunderten.

> Seht, West, der alte kindische Hofierer,
> (Europens erster, Englands letzter Schmierer)
> Befühlt den Raub mit gichtgelähmter Hand,
> Ein achtzigjähriger Bub, wie er gestand.
> Sämmtliche Stümper aus St. Giles' Quartier
> Vergleichen kritisch Kunststil und Manier,
> Und stämmige Lümmel glotzen ganz erstarrt
> Und fragen, ob Mylord „Steinhändler“ ward.

Freilich war dies Gedicht nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Aber es ward gedruckt, und es wirkte. Wie Viele fragten wohl, ob der Dichter Recht habe? Wer mit solchen Flammenzungen zu reden vermag, wie Byron, hat immer bei den meisten seiner Leser Recht. Und so schien in der That Athenes Fluch in Erfüllung zu gehen.

Fast könnte man versucht sein an einen alten Fluch zu denken, der dem Parthenon und seinen Bildwerken anhafte. Kaum stand einst der Tempel fertig da, in voller Pracht, da verfolgte seinen Urheber Phidias die schmähliche Verleumdung begangenen Unterschleifs und trieb den Meister mit seiner ganzen Schule aus der Heimath hinaus in freiwilliges Exil. Etwa anderthalb Jahrhunderte später raubte ein frecher Tyrann der Göttin ihren reichen Tempelschmuck: auf der Flucht im Bauernkittel ward er erschlagen. Wiederum nach zwei Jahrtausenden zerstörte eine venezianische Bombe den damals noch so herlich erhaltenen Wunderbau (26 September 1687): ein Jahr später war der Befehlshaber der Belagerungstruppen, Graf Königsmark, dem griechischen Fieber erlegen, und der Oberfeldherr Morosini kehrte von dem ruhmvoll begonnenen Feldzug mit welken Lorbern in die Heimat zurück. Jetzt hatte Lord Elgin zu retten gesucht, was von der zerstörten Schönheit sich noch retten ließ: Undank, Verfolgung, Verleumdung waren sein Lohn.

Eine Erinnerung an Karl Friedrich Gauß.*)

Von L. Hänselmann.

Am 30. April 1877 wird ein Jahrhundert vergangen sein, seit in jenem unscheinbaren Hause am Wendengraben zu Braunschweig dem Hausschlächter,

*) Indem wir dem Verfasser den Wiederabdruck dieses bereits in den „Braunschweigischen Anzeigen“ erschienenen Artikels gern gewährten, glaubten wir nur im Interesse unserer Leser zu handeln. D. R.

Lehmentierer und Wasserkunstmeister Gauß der Sohn geboren wurde, welchen die Welt jetzt als einen der erhabensten Denker nicht nur seiner Zeit und seines Volkes, sondern aller Zeiten und Völker bewundernd verehrt. Deutschland wird diesen Jahrhunderttag nicht ungefeiert vorübergehen lassen; vielleicht bringt er uns auch was schon verheißen ward, als vor zwanzig Jahren der große Forscher von der Erde schied: eine ausführliche Schilderung seines Lebens und seiner Werke. Einen bescheidenen Beitrag zu solchem Denkmal möchte die hier folgende Mittheilung bieten, die einigen verwehten, letzthin erst in die Braunschweiger Stadtbibliothek gelangten Blättern entnommen ist.

Mit dem Sommersemester 1798 hatte Gauß sein Studium in Göttingen beendigt. Nach kurzem Aufenthalte in Helmstedt, wohin ihn nur noch die Universitätsbibliothek zog, nahm er seinen Wohnsitz in Braunschweig, und hier sah er 1801 den Druck seiner Disquisitiones arithemeticae vollenden.

Als Achtzehnjähriger hatte er dieses Werk begonnen; abgesehen von der Dissertation, auf die er 1799 in Helmstedt promovirte, war es das erste, mit welchem er an die Oeffentlichkeit trat. Ein Werk aber, das sogleich als epochemachend, als Markstein eines neuen Abschnittes in der Geschichte der Zahlentheorie erkannt wurde. Und wenn der Natur der Sache nach die Kunde davon und seine volle Würdigung auf den engen Kreis der vorgeschrittensten Fachgenossen beschränkt bleiben mußte, so ward sehr bald, schon nach wenigen Monaten, Gauß' Name mit der Nachricht von der Entdeckung der Ceres in alle Welt getragen. Am ersten Tage des neuen Jahrhunderts von Piazzi in Palermo zuerst beobachtet, blieb der neue Planet den anderen Astronomen unfindbar „wie ein Sandkörnlein am Meeresstrande", bis ihn mit Hülfe einer Bahnberechnung, welche Gauß nach den dürftigen Daten Piazzis zu Stande brachte, am 7. December 1801 Zach, am 1. Januar 1802 Olbers abermals entdeckte.

Schon vorher hatte die Akademie der Wissenschaften in Petersburg Gauß zu ihrem correspondirenden Mitgliede ernannt. Jetzt suchte die russische Regierung ihn mit den lockendsten Anträgen als Director für die Petersburger Sternwarte zu gewinnen. Was Gauß abhielt, diesem Rufe zu folgen, war nicht am wenigsten seine dankbare Anhänglichkeit an Herzog Karl Wilhelm Ferdinand: auch diesem Fürsten also hat Deutschland Dank zu wissen, daß es mit keinem andern Volke den Anspruch zu theilen braucht, Gauß zu den Seinen zu zählen. Seit dem Herzoge auf seinen Wunsch 1791 der Primaner Gauß vorgestellt war, hatte er ihn nicht wieder aus den Augen verloren. Er hatte ihm Mittel zu seinen Studien gewährt, dann ihm die Herausgabe der Disquisitiones ermöglicht, ihm aus freiem Antriebe auch ein Jahrgeld verwilligt, das ihn in den Stand setzte, ohne störende Amtspflicht ausschließlich der reinen Wissenschaft zu leben. Nunmehr — dieser neue

Huldbeweis wurde Gauß an seinem sechsundzwanzigsten Geburtstage eröffnet — hob er ihn durch eine Erhöhung jenes Jahrgeldes über alle äußeren Sorgen vollends hinaus.

Soweit war Gauß auf seiner Bahn in den Tagen vorgedrungen, aus welchen das erste der vorliegenden Blätter auf uns gekommen ist.

Es schmerzt, von seinen Vertrauten zu hören, daß er in Braunschweig damals von Manchem nicht gern gelitten war, seiner unabhängigen Stellung halber vielfach beneidet wurde. Doch was will man? warum sollte diese gute Stadt allein nicht theilhaben an jener Art der menschlichen Schwäche, der ein heimischer Prophet nichts gilt, so lange sein Ruhm nicht von anderen Enden widertönt, die verdrießlich sich abwendet, wenn einer im Haufen mit mehr als Hauptеslänge über das geduldete Mittelmaß hinausragt und keine Miene macht, sich zu bücken, um auch mit unterzukommen, wo die Anderen sichs wohl sein lassen? Und solcher Anwandlung unterlag Gauß in der That so wenig damals, wie je in seinem Leben.*)

Sein Großvater war ein Bauersmann gewesen, sein Vater ein kleiner Bürger, kleinbürgerlich allermaßen der Zuschnitt des Hauses, in welchem er selber aufwuchs. Wenn an Winterabenden der „Oehlkrüsel" sein trübes Licht gab, mußte der Knabe, den man sonst nie ohne ein Buch fand, sich gleich allen anderen Hausgenossen ans Spinnrad setzen und sein Theil Flachs spinnen, bis eines Tages sein Lehrer den Vater rufen ließ und ihm zuredete: der Junge sei zu etwas Besserem geschaffen, müsse ein Studirter werden. Erst machte der Alte Einwendungen: woher dazu wohl das Geld kommen sollte? er habe die Mittel nicht u. s. w. Als aber schließlich seine Bedenken mit der Vertröstung auf die Zubußen überwunden waren, die in solchen Fällen zu erlangen sind, ging er fröhlich nach Haus, hieß seinen Jüngsten das Spinnrad hinaus in den Hof tragen, mit dem Beile darüber hergehen und Küchenscheite daraus machen. So erzählen hier bis auf diesen Tag die Leute, deren Eltern und Großeltern es wollten gesehen haben: fast klingt es wie eine von den Mythen, die das Andenken großer Männer zu umranken pflegen. Aber sei es eine Mythe — ein Kern innerer Wahrheit steckt doch darin. Unmittelbar aus den dunkeln Grundtiefen des Volkes, alle Zwischenstufen überspringend, auf denen nach der Naturregel unseres gesellschaftlichen Organismus die Folge der Geschlechter im langsamen Wandel zu höheren Lebensformen aufsteigt, hat Gauß sich in die lichtesten Höhen menschlichen Geistes

*) Vergl. Sartorius v. Waltershausen „Gauß zum Gedächtniß", Leipzig, 1856, dem ich mehrere der biographischen Angaben entnommen habe. Wenn ich im Widerspruch mit der Gedenktafel an Gauß' Geburtshause, welche den 20. April als seinen Geburtstag angiebt, mit Sartorius den 30. April angab, so geschah dies auf die Autorität des Kirchenbuches von St. Katharinen.

emporgeschwungen. Und bis ans Ende seiner Tage ist er in genialer Herzenseinfalt diesem seinem Ursprunge treu geblieben. Nicht nur, daß er fort und fort den engen Verhältnissen seiner Kindheit ein freudiges Andenken bewahrte und gern davon erzählte, auch seine Ansprüche ans Leben gingen nie über das bescheidenste Maß hinaus. Nach den Ehren, mit denen die dankbare Mitwelt ihn überschüttete, hat er nie getrachtet, nie bei den wunderbaren Thaten seines Geistes an die Welt außer ihm gedacht: ihm wäre es auch recht gewesen, wenn kein Zweiter darum gewußt hätte. Und vollends die Ziele der kleinen Wünsche, in denen die Anspruchsvollen dieser Welt sich verzehren: Wohlleben, Einfluß, Rang und Würden — wie weltenfern lagen diese den Sphären, in denen er von Jugend auf heimisch war. „Den gewöhnlichen Gang der Menschen zu gehen, vergaß er mehr als daß er es verschmäht hätte": in diesem Worte hat man die Hoheit seiner Haltung auf den treffendsten Ausdruck gebracht.

Kein Wunder, wenn kluge Leute an solchem Schwärmer kein rechtes Wohlgefallen hatten. Und wem seine absonderliche Art sonst vielleicht noch verborgen geblieben wäre, der mußte ihrer gewahr werden, als der junge Mann mit den glänzenden Aussichten sich die Gelegenheit entschlüpfen ließ, die nach bewährtem Herkommen für kleine Streber von jeher die bequemste war, um unter die Erwählten einzugehen.

Seit 1803 war Gauß mit Demoiselle Johanne Osthoff bekannt und befreundet; bald fühlte er sich durch eine tiefere Neigung zu ihr hingezogen. Auch sie gehörte nicht den Kreisen an, deren Kindern ein Anrecht auf die besten Lebensloose in die Wiegen gelegt wird. Gleich ihm war sie ein bescheidenes Bürgerkind, die hinterbliebene Tochter des weiland Weißgerbermeisters Ernst Christian Osthoff; ihr väterliches Haus, in welchem sie mit ihrer Mutter derzeit wohnte, Nr. 303 auf dem Bruche, jetzt Leopoldsstraße Nr. 3. Wie sie anderen erschien, wissen wir nicht; was Gauß in ihr gefunden, bekannte er in nachstehendem Briefe. Nur leise klingt darin ein Etwas von der gefühlsseligen Redeweise jener Zeit an; aller Ueberschwänglichkeit bar, würde er sich als echten Ausdruck eines tiefen Empfindens auch dann kennzeichnen, wenn wir nicht wüßten, daß ihn ein Mann geschrieben, der nie eine banale Phrase aus seiner Feder oder von seinen Lippen hat fließen lassen.

„Nehmen Sie es gut auf, sehr theure Freundin, daß ich über die wichtige Angelegenheit schriftlich mein Herz vor Ihnen ausschütte, über welche es mündlich zu thun ich bisher keine schickliche Gelegenheit gefunden habe.

Lassen Sie es mich endlich einmal Ihnen aus der Fülle meines Herzens sagen, daß ich ein Herz für Ihre stillen Engelstugenden, ein Auge für die edlen Züge habe, die Ihr Angesicht zu einem treuen Spiegel

dieser Tugenden machen. Sie, Gute bescheidene Seele, sind so fern von aller Eitelkeit, daß Sie Ihren eigenen Werth selbst nicht ganz kennen; Sie wissen es selbst nicht, wie reich und gütig der Himmel Sie ausgestattet hat. Aber mein Herz kennt Ihren Werth — ach! mehr als mit meiner Ruhe bestehen kann. Längst gehört es Ihnen. Werden Sie es nicht zurückstoßen? Können Sie mir das Ihrige geben? Können Sie, Theure, die dargereichte Hand annehmen, gern annehmen? An der Antwort auf diese Frage hängt mein Glück. Ich kann Ihnen zwar jetzt nicht Reichthum, nicht Glanz anbieten. Doch Ihnen, Gute — Ich kann mich in Ihrer schönen Seele nicht geirrt haben — sind ja Reichthum und Glanz ebenso gleichgültig wie mir. Aber ich habe mehr, als ich für mich allein brauche, genug, um zweien genügsamen Menschen ein sorgenfreies anständiges Leben zu bereiten, meiner Aussichten in die Zukunft gar nicht einmal zu gedenken. Das Beste, was ich Ihnen anbieten kann, ist ein treues Herz voll der innigsten Liebe für Sie.

Prüfen Sie, geliebte Freundin, Sich selbst, ob dies Herz Ihnen ganz genügt, ob Sie seine Empfindungen ebenso aufrichtig erwiedern, ob Sie die Lebensreise, Hand in Hand mit mir, mit Wohlgefallen machen können, und entscheiden Sie bald.

Ich habe Ihnen, Beste, die Wünsche meines Herzens in kunstlosen aber aufrichtigen Worten vorgestellt. Ich hätte es so leicht in ganz andern thun können. Ich könnte Ihnen ein Gemälde von Ihren Reizen machen, das Sie, wenn es weiter nichts als Wahrheit war, als Schmeichelei würden aufgenommen haben; mit brennenden Farben konnte ich Ihnen ein Gemälde von meiner Liebe machen — ich durfte ja nur meiner Empfindung das Reden erlauben — ein Gemälde von der Seligkeit oder Trostlosigkeit, die mich erwarten, je nachdem Sie meine Wünsche erhören oder verwerfen. Aber ich habe das nicht gewollt. Verkennen Sie daran wenigstens die Reinheit meiner nicht selbstsüchtigen Liebe nicht. Ich will Ihren Entschluß nicht bestechen. In der ernstesten Angelegenheit Ihres Lebens müssen Sie Sich durch gar keine fremden Rücksichten bestimmen lassen. Sie sollen nicht meinem Glücke ein Opfer bringen. Ihr eigenes Glück allein muß Ihre Entscheidung leiten. Ja, Theuerste, so innig ich Sie auch liebe, so kann doch Ihr Besitz nur dann mich glücklich machen, wenn Sie es mit mir zugleich sind.

Ich habe Ihnen, Geliebte, das Innere meines Herzens aufgedeckt: sehnsuchtsvoll harre ich Ihrer Entscheidung entgegen.

Braunschweig den 12. Julius 1804.

Von ganzem Herzen

der Ihrige

C. F. Gauß."

Das Jawort erfolgte nicht so rasch wie Gauß es ersehnte; erst am 22. November ward er erklärter Bräutigam seiner Erkorenen. Was er an Erdenglück für sich begehrte, sah er damit gewährt. „Das Leben steht wie ein ewiger Frühling mit neuen glänzenden Farben vor mir", so schrieb er drei Tage später an einen Freund.

Aus den Tagen dieses Brautstandes, der nicht voll elf Monat währte, liegt ein Billet von ihm an „Demoiselle Osthoff" vor. Im Sommer 1804 zuerst war zur Messe „die deutsche Schauspielergesellschaft" unter Direction der Herren Fabricius und Hostovsky von Magdeburg herübergekommen. Während der Wintermesse von 1805, auf den 21. Februar, kündigte der Komödienzettel „das große Loos, Lustspiel in einem Aufzuge von Hagemeister", und „zum ersten Male Charlotte Corday, Trauerspiel in fünf Aufzügen" von einem ungenannten Dichter an. Um diese Aufführung handelte es sich, als Gauß an seine Braut schrieb:

„Laß mich doch wissen, liebe Hannchen, ob Du auf den ganzen Tag heute engagirt bist, oder Deiner Zusage zufolge mit in die heutige Komödie (Charlotte Corday) gehen kannst; ferner wann und wo ich im letztern Falle Dich abholen soll? Darf noch auf eine baldige mündliche Antwort hoffen

Dein

C. F. Gauß?

Die Komödie wird wahrscheinlich voll werden,
und daher etwas früh hinzugehen nöthig seyn."

Im 80. Stück der „Braunschweigischen Anzeigen" von 1805 meldeten sie Freunden und Verwandten ihre am 9. October vollzogene eheliche Verbindung. Am 21. Juli 1806 ward ihnen ihr erstes Kind, ein Knabe, geboren, der am 24. zu St. Katharinen auf den Namen Joseph getauft wurde. Piazzi zu Ehren, der diese Pathenschaft nachträglich auch anerkannte, im Kirchenbuche ist sie nicht vermerkt. Wahrscheinlich verblieb es unter den Aufregungen der weltbewegenden Ereignisse, in Folge deren bald auch Gauß sich von der Heimath gänzlich löste.

Am 10. September reiste Herzog Karl Wilhelm Ferdinand zur Armee ab; zum Tode verwundet wurde er am 20. October nach Braunschweig zurückgetragen, um nach kurzer Rast weiter an den Ort zu flüchten, wo er in Freiheit wenigstens sterben konnte. Mit tiefer Wehmuth sah Gauß von seiner Wohnung auf dem Steinwege den langgebauten Krankenwagen, in welchem der sterbende Fürst gebettet war, am Nachmittag des 25. October aus dem Schloßgarten seinen Weg zum Wendenthore nehmen. Nach dem

Tode seines fürstlichen Gönners, dem bald der Umsturz aller alten Verhältnisse folgte, fesselte ihn nichts mehr an Braunschweig. Als im Sommer 1807 an ihn die Berufung erging, welche von seinen Freunden und namentlich von Olbers schon seit mehreren Jahren betrieben war, zögerte er nicht, sie anzunehmen. Als designirter Director der neuen Sternwarte traf er am 21. November in Göttingen ein.

Vom Weihnachtsabend dieses Jahres ist ein Brief, welchen Frau Johanne Gauß nach Braunschweig an ihre Mutter richtete. Nach guter alter Sitte hatte diese die abwesenden Kinder mit dem bedacht, was der geborene Braunschweiger in der Fremde so nicht findet wie er es gewohnt ist: mit hausschlachtener Wurst, einer überreichen Sendung, dem ganzen Vorrath, der sich von den Schlachtefesten aller Bekannten bei ihr angesammelt. „Das ist gegen ihr Versprechen," schreibt die Tochter, „fast möchte ich schelten, daß Sie sich alles entzogen haben." Für den kleinen Joseph hat die Großmutter das übliche Zuckerwerk geschickt, das nun in einem schönen Baume prangen soll. „Er hat sich schon sehr darüber gefreut, doch wird der Freude dann erst vollkommen sein. Zwar soll der Weihnachtsmann nicht heute, sondern erst über acht Tage kommen, weil ein kleiner Tisch und Stuhl noch nicht fertig sind, Joseph auch nicht so ganz wohl ist. Er hat einen heftigen Husten und Schnupfen, die Augenzähne wollen durch, da ist er seit einigen Tagen unpaß; doch hat es nichts zu bedeuten, er ißt und trinkt und spielt um mich herum, nur des Nachts ist er sehr unruhig. Seit acht Tagen hat er ganz allein und sicher gelaufen und weiß Augen, Ohren und Nase genau zu zeigen; doch das Sprechen will noch nicht fort." Dann schüttet die junge Frau ihre anderen hausmütterlichen Sorgen aus. Mit der Langenheimen, der aus Braunschweig mitgekommenen Wartefrau, ist sie schon zufrieden: sie thut ihre Schuldigkeit an dem Kleinen; sonst freilich hat man nichts von ihr: „gesponnen ist noch kein einziger Lopf*), und ich werde diesen Winter wohl auch keinen bekommen". Und nun kommt auch Jule, die Magd, an die Reihe, ebenfalls ein Braunschweiger Kind, das seiner Heimath aber gar keine Ehre macht. In diesen Mittheilungen bricht das Blatt ab: das zweite hat sich nicht erhalten.

Gewiß, es sind dies kleine und allerkleinste Dinge; in tausend anderen Fällen wären sie nicht der Rede werth. Aber sie eröffnen einen Blick auf das Idyll, in welchem ein erlauchter Geist, wenn er von seinen hohen Flügen sich zur Erde niederließ, sein menschlich Theil Freuden und Sorgen fand. Und das ist es, was auch solche Züge alltäglichen Stilllebens weiht und uns ehrwürdig macht.

*) Falsche Verhochdeutschung für niedersächsisch „lop" (Lauf, Umlauf), bezeichnet das Garnquantum, welches der Haspel mit tausend Umdrehungen abwickelt.

Es war ein schmerzvoller Riß in dem Leben unseres großen Landsmannes, daß dies engumfriedete Glück nach kurzer Dauer ein jähes Ende nahm. Am 29. Februar 1808 gab Frau Johanne einem Töchterchen das Leben, am 10. September 1810 einem zweiten Sohne, und in diesem Wochenbette erlag sie am einundzwanzigsten Tage. Dem verwaisten Haushalte stand eine Weile nun ihre Mutter vor, die zu ihrer Pflege herbeigerufen war. Allein die traute Genossin seiner Ruhestunden vermochte sie Gauß nicht zu ersetzen; für seine Kleinen sorgte er um eine ihm inniger verbundene Pflegerin. Und mit der Verewigten wußte er sich eins, als er am 4. August des nächsten Jahres deren geliebte Freundin, Minna Waldeck, eine Tochter des Hofraths Waldeck in Göttingen, als zweite Gattin heimführte. Daß ihr auch seine Schwiegermutter nicht feindlich oder kalt gegenüberstand, ergiebt unter andern eine kurze Zuschrift, die er — sie war kurz vorher nach Braunschweig zurückgekehrt — am 10. August 1811 an sie erließ.

Der Brüsseler Congreß für Gesundheitspflege.

Mit der vor nicht gar langer Zeit erfolgten Vertheilung der Auszeichnungen an diejenigen Behörden und einzelne Personen, welche sich auf der Brüsseler Ausstellung durch ihre Leistungen ausgezeichnet haben, ist ein Act abgeschlossen worden, welcher als ein bedeutungsvolles Ereigniß in der Geschichte der Cultur zu erachten ist. Wahre Humanität gab den Gedanken zu dem gewagten, man darf jetzt aber dreist sagen gelungenen Unternehmen ein, welches sich nicht allein auf die großen dem Menschengeschlechte, trotz aller Culturfortschritte niemals zu ersparenden Geißeln und Landplagen bezog, sondern sich auf alles erstreckte, was die Gesellschaft und die Einzelnen in allen Ständen, Verhältnissen und Altersclassen bedroht oder beschützt, das Leben zu verkürzen, oder zu verlängern und den höchsten Segen desselben, die Gesundheit, zu erhalten geeignet ist. Es wird vielleicht auch heute noch nicht ohne Interesse sein, hier einen kurzen Ueberblick der Entstehung und des Fortganges des Unternehmens zu geben.

Im Februar 1875 trat in Brüssel ein Comité zusammen, unter dem Vorsitz bekannter Menschenfreunde, des Generallieutenant Renard, des früheren Advocaten und Präsidenten des belgischen Abgeordnetenhauses Vervoort und eines ausgezeichneten Großindustriellen und Abgeordneten Warocqué und unter dem Protectorat des Königs der Belgier, um im Sommer 1876 eine Aus-

stellung und im Herbste einen sich an dieselbe anschließenden Congreß in das Leben zu rufen, welche beide sich auf alle Gegenstände und Fragen der Gesundheitspflege und des Rettungswesens erstrecken sollten. Der Bruder des Königs, der Graf von Flandern, übernahm die Ehrenpräsidentschaft und eine sehr große Zahl der bedeutendsten Männer des Landes schlossen sich an. Man wendete sich in öffentlichen Aufrufen an die Regierungen aller Länder, an alle Associationen für humanitäre Zwecke, und an sonstige Verbindungen, ebenso wie an Einzelne, die ein thätiges Interesse bekundet, und an die Presse aller Länder. Das anscheinend allzu umfassende Unternehmen und ein Mißverständniß bezüglich einer Verspätung der Aufforderung an Deutschland ließen nicht ungerechtfertigte Bedenken über das Gelingen desselben und über die officielle Betheiligung unseres Vaterlandes in fast allen Kreisen entstehen. Der Gedanke fand zwar sein Echo in vielen Herzen, aber man wartete zunächst auf weitere Entwickelung der Sache. Diese Zurückhaltung bewog das Comité in Brüssel in richtiger Würdigung der Bedeutung einer Betheiligung des philanthropischen Deutschlands einen seiner Präsidenten, Herrn Vervoort, zu senden, um durch persönliche Rücksprache Aufklärung zu geben und zu werben.

Eine hohe Frau, welche das Vaterland gewohnt ist an der Spitze aller Unternehmungen zur Linderung menschlicher Leiden zu sehen, ergriff bei näherer Bekanntschaft mit dem Plane denselben mit tiefer Theilnahme und erhabenem Sinn und trat zunächst in Preußen mit ihrer ganzen Persönlichkeit für denselben ein. Weniger war auch nicht erforderlich, um die riesigen Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich dem Gelingen des Unternehmens und der würdigen Vertretung Deutschlands bei demselben entgegenstellten. Die Kaiserin aber wußte alles mit der ihrer Natur eigenen Energie zu überwinden und ihre Auffassung im ganzen weiteren Vaterlande überall geltend zu machen. Als dann im Herbste des Jahres der deutsche Reichstag in Berlin zusammengetreten, bildete sich zunächst ein vorbereitendes Comité. Demselben fiel die Aufgabe zu, ein das ganze Vaterland repräsentirendes Gesammtcomité zu berufen, an dessen Spitze sich zu stellen der Kronprinz des deutschen Reiches die Zusage gab. Es gelang und am 6. October in einer Sitzung im Reichstagsgebäude, welcher der Kronprinz präsidirte, constituirte sich dasselbe und wählte einen Ausschuß, der in Berlin seinen Sitz nahm und zu seinen Mitgliedern hervorragende Männer aus allen Theilen des Reiches zählte. Der wirkliche Geheime Rath von Philipsborn ward zum Vorsitzenden erwählt und ihm, begünstigt durch seine Stellung als Ministerialdirector im auswärtigen Amt, fiel die Leitung der immensen Arbeiten zu, die erforderlich waren, um die beschlossene Betheiligung Deutschlands an dem großartigen Unternehmen des kleinen Belgiens, der Bedeutung unseres Vaterlandes würdig durchzuführen. Ein jeder Mitarbeiter auf dem weiten Felde

des humanitären Gedankens war durchdrungen von der civilisatorischen Bedeutung des Gelingens der Unternehmung und that sein Bestes.

Es würde zu weit führen, näher auf die überaus große Thätigkeit einzugehen, welche nun von Seiten des Ausschusses entwickelt werden mußte, um in dem verhältnißmäßig kurz bemessenen Zeitraum von kaum acht Monaten alles das zu leisten, was bis zur Eröffnung der Ausstellung erforderlich war.

Doch darf nicht verschwiegen werden, daß das Beispiel, welches die Kaiserin gegeben hatte, von den anderen deutschen Fürstinnen, welche in ihren Ländern an der Spitze von ähnlichen Wohlthätigkeits- und Hülfsvereinen stehen, lebhaft ergriffen und nachgeahmt wurde.

Ebenso unterstützten die deutschen Regierungen und ihre Ministerien, vor allen die preußischen, denen sich auch ein baierisches und ein württembergisches anschlossen, eine bedeutende Anzahl anderer Staats- und Communalbehörden, Directionen größerer Institute, Corporationen, Fabrikanten und unzählige Private das Gesammtcomité und seinen Ausschuß.

Willig und energisch entsprach man dessen Aufforderungen, die Ausstellung zu beschicken, als Jurors zu dienen, unser Vaterland auf dem Congreß zu vertreten und dessen edle Zwecke zu fördern. Der deutsche Reichstag bewilligte, wie man sagte, mit allen gegen die Stimmen der gerade anwesenden Socialdemokraten, welche dadurch ihre falsche Auffassung von dem, was dem Volkswohle dient und die eigene Herzenshärte bewiesen, die von der Reichsregierung erbetene, verhältnißmäßig bescheidene Unterstützung von 75,000 Mark.

Die Anmeldungen zur Beschickung der Ausstellung häuften sich bald, aber der Ausschuß hatte es sich von Anfang seiner Thätigkeit an zur strengsten Pflicht gemacht, gewissenhaft die Grenzen des von dem Brüsseler Comité aufgestellten Programms inne zu halten und auch lieber weniger zahlreiche, aber nur wirklich bedeutende, den hohen Zielen und Deutschland entsprechende und würdige Gegenstände zur Ausstellung zuzulassen. Trotz dieser fest durchgeführten Grundsätze stieg die Zahl unserer Aussteller doch auf zweihundertfünfundzwanzig, welche theilweise sehr zahlreiche Collectivausstellungen anmeldeten. Die zehn verschiedenen Classen, in welche das Brüsseler Programm das weite Feld der Gesundheitspflege und des Rettungswesens getheilt hatte, waren ziemlich gleich zahlreich berücksichtigt und die Zahl der einzelnen Gegenstände belief sich auf mehrere Tausende.

Mit gleicher Gewissenhaftigkeit wurden alle anderen Bedingungen des Programms berücksichtigt und die militärische Schulung der Nation in Betreff der Pünctlichkeit gewährte dem deutschen Comité die Genugthuung, daß sein Ausschuß vor der Eröffnung der Ausstellung die eigene Landesabtheilung völlig fertig gestellt hatte, was trotz des verlängerten Termins von keiner der übrigen

Abtheilungen gesagt werden kann. Das Ausstellungsgebäude befand sich in dem schönen Park von Brüssel, dem Mittelpuncte der jetzigen Stadt, dem königlichen Schlosse gerade gegenüber. Es war ebenso bequem wie angenehm gelegen und die Ausführung desselben, obgleich dem beschränkten Raume entsprechend — nur die Wege des Parks waren für das Hauptgebäude überlassen worden — in durchaus unregelmäßiger Gestalt ausgeführt, hervorragend praktisch. Breite Gänge von verschiedener Länge stießen in unregelmäßigen Winkeln aneinander. Daneben waren Annexe für die größeren Maschinen, Fuhrwerke u. s. w. angebaut und einzelne kleinere Bauwerke schlossen sich in den anstoßenden Theilen des Parks geschmackvoll dem Ganzen an.

Wie diese Einrichtungen, waren auch die Vorkehrungen zum Empfang der verschiedenen Comités, welche sich zur Eröffung der Ausstellung einfanden, umsichtig getroffen. Am 25. vereinigten sich die Comités unter Vorsitz des Generallieutenants Renard in einem Saale des Akademiegebäudes, um das Conventionelle bei der Eröffnung festzustellen und den sonstigen geschäftlichen Verkehr zu verabreden. Der würdige General begrüßte in warmen und würdigen Worten die Versammlung und betonte die durch seine Ausnahmsstellung der Neutralität seinem kleinen aber glücklichen und zufriedenen Lande auferlegte Berechtigung und Verpflichtung, in allen humanitären und civilisatorischen Bestrebungen die Initiative zu ergreifen. Er legte ferner Verwahrung gegen die in einigen Blättern ausgesprochene Behauptung ein, daß das ganze Unternehmen für Belgien mehr einen commerciellen und finanziellen als einen humanitären Zweck habe, indem die an der Spitze stehenden Männer nicht nur Zeit und Kräfte, sondern auch nicht unbedeutende Geldopfer für dasselbe gebracht hätten. Den Zwecken der Unternehmung entsprechend verlief die manche Klippen verbergende Verhandlung eminent friedlich und glücklich, ein gutes Präcedens für den weiteren Verlauf, welches sich auch vollständig bewahrheitete. Wie bestimmt war, fand die feierliche Eröffnung der Ausstellung am 26. Juni Mittags durch den König der Belgier statt. Derselbe war begleitet von seiner Gemahlin, der Königin, der Protectorin der belgischen Frauenvereine, und von seinem Bruder, dem Ehrenpräsidenten des Unternehmens, und dessen Gemahlin, alle, Männer und Frauen, echt deutschen Stammes, den edelsten Fürstenhäusern des Vaterlandes entsprossen. Wie natürlich wurden durch dieses Verhältniß die zahlreichen Landsleute auf das Angenehmste berührt. Ein kurz vor der Eröffnung eingelaufenes Telegramm der deutschen Kaiserin an den Grafen von Flandern, welches sogleich mitgetheilt wurde, konnte dies Gefühl nur verstärken. Die hohe Frau, indem sie ihre Glückwünsche zur Erreichung des Zieles aussprach, betonte dann die hohe Bedeutung der Ausstellung und die Hoffnungen, welche sich an dieselbe und den späteren Congreß knüpften, in Bezug auf alle noch in keiner Ge-

schichtsperiode gleicher Weise in den Vordergrund getretenen humanitären Bestrebungen.

In den geschmackvoll und, wenn auch einfach, doch gut decorirten, dem alten Kunstsinn des Landes entsprechend mit herrlichen Bildern geschmückten Empfangsräumen des Ausstellungsgebäudes waren die verschiedenen Comités, an ihrer Spitze der Ehrenpräsident, das diplomatische Corps, die Minister und Hofstaaten versammelt. Der König erschien bald darauf in Begleitung der Königin. Nach kurzer Begrüßung durch die beiden Präsidenten, erklärte der König die Ausstellung für eröffnet, worauf der stellvertretende Präsident des belgischen Comités, Herr Warocqué, die Festrede hielt. Derselbe gab eine gedrängte Uebersicht der Geschichte der Ausstellung und hob die Unterstützung der übrigen europäischen Staaten bei dem großen Unternehmen dankend hervor. Nunmehr sprach der König dem Comité seine Anerkennung aus, erwähnte auch seinerseits dankend der von den Staatsoberhäuptern der verschiedenen Nationen gewährten Unterstützung, betonte den Stolz, welchen er empfände, daß Belgien der Schauplatz eines Unternehmens sei, welches nicht verfehlen könne, die werthvollsten Ergebnisse für das Volkswohl zu bringen.

Es erfolgte nun die Vorstellung der Delegirten der verschiedenen ausländischen Comités bei den Majestäten, welche nach Beendigung dieses Actes die Ausstellung selbst zum erstenmal zu durchwandern begannen. Die Herrschaften wurden in den verschiedenen Abtheilungen von den Landesdelegirten empfangen und zu den interessantesten Gegenständen derselben geführt.

Von dem deutschen Comité wurden bei dieser Gelegenheit der Königin und der Frau Gräfin von Flandern durch die beiden Alterspräsidenten, den preußischen General von Etzel und den württembergischen Präsidenten von Steinbeiß, prächtige Camelienbouquets überreicht, aus derem weißen Grunde das rothe Kreuz hervorleuchtete.

Da der Sitte des freien Landes gemäß bei dem ganzen feierlichen Acte das Publicum gegen den gewöhnlichen Eintrittspreis für die Ausstellung Zutritt hatte, war der Andrang groß und oft äußerst unbequem.

Wenden wir uns nunmehr zur Ausstellung selbst, da der zugemessene Raum des Blattes ein Eingehen auf die schönen Feste, welche die belgische Gastfreiheit und Jahrhunderte alter Reichthum den Delegirten bot, verbietet. Die königlichen Herrschaften ergriffen mit sichtlicher Freude die ihnen im eigenen Hause gewährte Freiheit, um sich des Eingehendsten mit den Delegirten sowohl, als mit einzelnen der eingeladenen Aussteller zu unterhalten, über die Ausstellung und die durch sie zu fördernde Pflege der Gesundheit und des Wohlergehens der am meisten bedrohten Volksclassen.

Die einzelnen Ausstellungsabtheilungen der verschiedenen Länder und

deren Annexe waren von verschiedener Größe, je nach der Zahl und Beschaffenheit der im voraus angemeldeten Gegenstände.

Die deutsche Abtheilung war die größte und durch den geschickten Baumeister Pflaume aus Cöln einfach aber höchst geschmackvoll decorirt. Sie lag mit ihrer Haupthalle im Hauptgange zwischen der englischen und der belgischen. Vor letzterer, dem Haupteingange zunächst, befand sich die russische. Diese war im nationalen Stil — Holzbau mit hellen Farben, meist roth — ebenso originell wie geschmackvoll decorirt und machte unzweifelhaft in dieser Beziehung den angenehmsten Eindruck.

Die Franzosen, welche einen von der belgischen Abtheilung im Winkel abgehenden Raum einnahmen, hatten denselben mit dem ihnen eigenen feinen Geschmack benutzt und eingerichtet. Ein großes Fenster mit einer einzigen immensen Spiegelscheibe geschlossen, gewährte einen Blick auf das große Bassin im Park, hinter welchem die Statue des Grafen Beliard das point de vue bildete. Doppelt geschickt, indem die Inschrift den Antheil Frankreichs an der Errichtung des Königreichs in stetem Andenken zu erhalten geeignet ist.

Die Vertheilung und Benutzung des Raumes innerhalb der Länder abtheilungen, war natürlich sehr verschieden. Um auch hier zunächst den großen Umfang klar zu machen, welchen die beiden einfachen Worte: „Gesundheitspflege und Rettungswesen" auf der Ausstellung einschlossen, mögen zunächst die einzelnen Classen nach ihrem generellen Inhalt angeführt werden: Erste Classe: Vorbeugungs-, Hülfs- und Rettungswesen bei Feuersgefahr. Zweite Classe: Apparate und Vorrichtungen aller Art, um in und auf dem Wasser die Gefahren zu vermindern, Unglücksfällen vorzubeugen und Hülfe zu leisten. Dritte Classe: Apparate, um den mit dem Verkehr auf Wagen, Pferde- und Eisenbahnen verbundenen Unglücksfällen vorzubeugen. Vierte Classe: Hülfeleistung in Kriegszeiten. Fünfte Classe: Gesundheitspflege und öffentliches Heilwesen. Sechste Classe: Heilkunde, Prophylaxis und Rettungswesen in ihrer Anwendung auf die Industrie. Siebente Classe: Häusliche und private Gesundheitspflege. Achte Classe: Medicin, Chirurgie und Pharmacie in ihren Beziehungen zu den vorstehenden sieben Classen. Neunte Classe: Einrichtung behufs Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen. Zehnte Classe: Gesundheitspflege und Rettung in ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft.

Ergaben schon die aufgeführten zehn Classen der Ausstellung, welcher Ausdehnung die beiden Worte Hygiène et Sauvetage fähig sind, so tritt dies vollends zu Tage bei der Durchsicht des Katalogs, welcher die in den einzelnen Classen untergebrachten Objecte umfaßt. Die nach Tausenden zäh-

lenden Nummern desselben*) enthalten überdies in sich wieder eine sehr große Zahl einzelner Gegenstände, so daß selbst der starke Octavband kein erschöpfendes Bild von der Reichhaltigkeit der Ausstellung giebt.

Fast das ganze Naturreich war vertreten; der menschliche Geist zeigte sich im Kampfe um die Herrschaft über die Naturkräfte, sei es um Gefahren, mit welchen diese den Menschen bedrohen, abzuwenden, sei es um jene Kräfte für das Wohl der Einzelnen nutzbar zu machen, zumal derjenigen, welche in Folge ihrer Gewerbe oder Lebensverhältnisse am meisten von Schädlichkeiten bedroht und der Hülfe bedürftig sind.

Von der Wiege bis über den Tod hinaus — Kinderschlafstätten und Nahrung für Säuglinge, Leichenhäuser und Sicherung gegen zu frühes Begraben, wie Verbrennungsapparate — erschien in der Ausstellung der Mensch begleitet, beschützt, unterstützt und belehrt. Unzählige Druckschriften des verschiedensten auf die Zwecke der Ausstellung bezüglichen Inhalts und alle möglichen Unterrichtsmittel waren vorhanden. Ferner Schuleinrichtungen der verschiedensten Art.**)

Ebenso bedeutsam und belehrend waren die Abbildungen und Modelle von städtischen Canalisationen und Wasserversorgungseinrichtungen, Feuerwehrorganisationen und Modelle der für solche nothwendigen Werkzeuge und Maschinen, beziehungsweise diese selbst, Hauseinrichtungen mit den verschiedensten Heiz- und Ventilationsmitteln. Namentlich Arbeiterhäuser in Modellen und Zeichnungen ꝛc. Rettungsboote mit allen dazu gehörigen Apparaten. Leuchtfeuer, von der schon öfter ausgestellten englischen Krystalllaterne bis zu den Einrichtungen für electrisches Licht. Taucherapparate, Bagger der verschiedensten Art ꝛc. Am interessantesten von diesen erschien eine französische Erfindung, welche, auf das Princip der communicirenden Röhren gegründet, auch zum Bergen von auf dem Grunde des Meeres in Sand und selbst Kiesel eingebetteten Gegenständen angewendet werden kann. Zum Beweise ihrer Verwendbarkeit waren verschiedene größere und kleinere Gegenstände ausgestellt, welche aus einem in der Gegend des biskaischen Meerbusens versunkenen Schiffe zu Tage gefördert worden waren. Eisenbahnsicherungen jeder Art, von den Geleiseeinrichtungen bis zur Wagenkoppelung, Heizung und Erleuchtung. Daß die wirklichen Waggons für den Transport von Kranken und

---

*) Catalogue de l'exposition internationale d'Hygiène et de Sauvetage de 1876. Bruxelles. Ch. Vanderauvera.

**) Hier traten die Sammlungen der preußischen Ministerien des Cultus und der landwirthschaftlichen Angelegenheiten und der von ihnen ressortirenden Institute hervor. Besonders interessant war aber die bezügliche Ausstellung des pädagogischen Museums zu Petersburg mit ihren Schuleinrichtungen, Unterrichtsmitteln, statistischen Nachweisen über eine große Anzahl von Thatsachen, welche auf die Gesundheit der Kinder Bezug haben.

Verwundeten in Kriegszeiten nicht fehlten, versteht sich von selbst. Rußland hatte einen riesigen derartigen Waggon gesendet und mehrere leicht dazu einzurichtende Transportwagen. Der Malteserorden gleicherweise einen vollständigen Train und Preußen verschiedene seiner mustergültigen Fahrzeuge für ähnliche Zwecke. Daß Lazareth- und Hospitaleinrichtungen nicht fehlten, ist selbstverständlich. Darunter trat hervor das von dem preußischen Kriegsministerium ausgestellte Modell der berühmten Lazarethbaracke der deutschen Kronprinzessin.

Zahlreich waren auch Modelle und Maschinen für ungefährdeten Bergwerks- und Hüttenbetrieb vertreten. Auch Gefängnißmodelle und Einrichtungen für die zahlreichen Classen der leichteren und schwereren Verbrecher waren nicht vergessen.

Daß Fabrikate von Gesundheitsnahrungsmitteln (Conserven aller Art) und Bekleidungsgegenstände, die das Wohlbefinden erhalten, nicht fehlten, ist natürlich. Endlich wurden ebenso Productionen der mannichfachsten Art von Kindern, die unter dem vorsorglichsten Schutz für ihre Gesundheit unterwiesen und fortgebildet worden, sowie Arbeiten der verschiedensten Altersclassen zur Anschauung gebracht. Namentlich zeichnete sich Württemberg in dieser Hinsicht aus.

Mit Ausnahme einer ganz kleinen Anzahl auf Verkaufsspeculation ausgestellter Gegenstände, welche an sich gewiß gut und nützlich, doch eigentlich nicht in das Gebiet des gegebenen Programms gehörten, war jeder Gegenstand interessant und bedeutungsvoll.

Mit großer Befriedigung ist anzuerkennen, daß die deutsche Abtheilung nichts dergleichen enthielt. Der Ausschuß des Gesammtcomités hatte es verstanden, alle dergleichen gewaltsame Eindringlinge in das „Gesundheits- und Rettungswesen" abzuweisen. Den Lesern dieser Zeilen, welche sich über die bedeutendsten und neuesten Gegenstände der Ausstellung näher unterrichten wollen, sei das sehr lehrreiche Werk von Creteur empfohlen, welches bei Jules Combe in Brüssel erschienen ist.*) Doch auch das hier nur kurz Berührte wird den immensen praktischen Nutzen der Ausstellung für alle Fachmänner darthun. Auf dem weiten Gebiete der vierten, fünften, siebenten und neunten Classe des Programms aber können die Frauen es den Männern gleichthun und sie haben bei vielen Gelegenheiten bewiesen, daß sie diesen Aufgaben zu genügen eifrig und erfolgreich bestrebt sind.

Erwägt man außerdem, daß Tausende von aufmerksamen Besuchern nicht nur aus Brüssel oder Belgien, sondern aus der ganzen civilisirten Welt die

---

*) Compte rendu analytique de l'exposition d'Hygiène et de Sauvetage par Creteur.

Ausstellung lernbegierig oder mindestens empfänglich durchwanderten, und dort Belehrung oder wenigstens Anregung fanden, so wird man den großen Gewinn dieser Art von friedlichem Wettstreit ermessen können.

Doch auch abgesehen von dem unmittelbaren speciellen, muß der allgemeine civilisatorische Nutzen eines Unternehmers hoch angeschlagen werden, welches ohne jede selbstsüchtige Absicht, von einer großen Zahl von Personen mit nicht unbedeutenden Opfern an Zeit und Geld nur für humanitäre Zwecke geplant und durchgeführt worden ist. Als ein gutes Zeichen der Zeit verdient angeführt zu werden, daß die verschiedenen Regierungen der ausstellenden Länder bei Anbeginn der Arbeiten der verschiedenen Comités übereingekommen waren, keine Orden, weder für die Aussteller noch für die sonst bei der Durchführung des Unternehmens betheiligten Personen zu verleihen.

Selbst der verbissenste moderne Socialist könnte durch den Besuch der Ausstellung, oder durch die Kenntnißnahme der Resultate derselben und des Congresses von seinem neidischen Classenhaß geheilt werden sein.

Eine Jury war gebildet worden, um nach gewissenhafter und eingehender Prüfung das besonders Nützliche und Vollkommene unter den ausgestellten Gegenständen zur Anerkennung zu bringen. In derselben waren natürlich alle Länder vertreten und zwar für jede der zehn Classen durch Fachmänner, welche zu den bedeutendsten Autoritäten gehörten. Wie sorgfältig Deutschland bei der Auswahl seiner Mitglieder gewesen wär, geht am besten daraus hervor, daß die Jurors der zehn einzelnen Classen von unseren Landsleuten drei zu Präsidenten, vier zu Vicepräsidenten und einen zum Schriftführer gewählt haben. Auf deutsche Aussteller fielen eine sehr erhebliche Zahl von Auszeichnungen, was einen Beweis giebt von der Bedeutung der Leistungen unseres Landes auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt und der Humanität im Allgemeinen.

Zunächst sei in dieser Beziehung erwähnt, daß das Unicum der sichtlichen Anerkennungen, die große goldene Medaille, der Frau Kronprinzessin von Deutschland und Preußen für das ausgestellte Modell der nach ihren Angaben und Zeichnungen construirten und eingerichteten Lazarethbaracke zuerkannt worden ist. Von Auszeichnungen der ersten Classe fielen auf Deutschland vierzehn Ehrendiplome, welche Staats- und Communalbehörden und der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger in Bremen für Gesammtausstellungen verschiedener Art zu Theil wurden und fünf goldene Medaillen, welche einzelne Aussteller erhielten. Diese sind erstens Siemens und Halske in Berlin für die Gesammtheit ihrer electrischen Sicherheitsapparate. Zweitens Krupp in Essen für Arbeiterhäuser. Drittens Werner in Reutlingen, ebenfalls für Arbeiterhäuser. Viertens Dr. Sander in Barmen für Publicationen über Hygiéne und Hospitäler. Fünftens Dr. Schulze-Delitzsch für seinen Bericht

über Volksbanken und andere von ihm gegründete Genossenschaften. Die vergoldete Medaille der zweiten Classe wurde neunzehn Personen, die silberne der dritten Classe fünfundvierzig Ausstellern zu Theil. In der vierten Classe wurden aber sogar vierundsechzig Aussteller ehrenvoll erwähnt. Das ergiebt in den ersten Classen absolut, in den letzten relativ eine größere Zahl von Anerkennungen, als den Ausstellern anderer Länder zu Theil wurde.

Der Congreß war dem Plane nach im Allgemeinen bestimmt, das auf der Ausstellung Sichtbare zu ergänzen und zu vervollständigen, zweifelhafte Fragen zur Entscheidung oder doch zur aufklärenden Discussion zu bringen und neue Theorien über wichtige Fragen zu besprechen. Ebenso vermochte auch die persönliche Berührung so vieler berühmter Fachmänner eine nachhaltige Förderung humanitärer Bestrebungen herbeizuführen.

Ein Generalausschuß hatte sich schon im Mai in Brüssel vereinigt, um eine Organisation für den Congreß und ein Reglement für seine Verhandlungen zu entwerfen. Ein solches wurde an die Comités der ausstellenden Länder zur Begutachtung, beziehungsweise Vervollständigung ꝛc. versendet.

Auf diesem Wege gelangte man zu einer endgültigen Redaction, welche dann später zur Richtschnur für den Congreß diente. Dieselbe beschränkte schon von Hause aus in mancher Beziehung das weite Feld der zu behandelnden Fragen und theilte dasselbe in drei Sectionen, deren jeder ein besonderer Theil der zehn Klassen, in welche die Ausstellung gegliedert war, zugewiesen wurde.

Unter den allgemeinen Bestimmungen ist zu erwähnen, daß politische und religiöse Fragen von den Verhandlungen ausgeschlossen sein sollten.

Es möge gestattet sein, im Anschluß an diese Festsetzung vorgreifend noch einige der Bestimmungen zu erwähnen, welche später vom Congreß selbst aufgestellt wurden.

In richtiger Würdigung aller für die Verhandlungen obwaltenden Schwierigkeiten wurde festgesetzt, daß von Seiten des Congresses keine Resolutionen gefaßt werden sollten. Ein jeder Redner mußte allein die Verantwortung für seine ausgesprochenen Ansichten tragen. Alle Publicationen der Verhandlungen durften nur von dem Congresse selbst ausgehen.*) Es war erlaubt zu sprechen oder abzulesen, jedoch sollte weder eine Rede noch eine Abhandlung, oder ein übernommenes Referat über irgend welche Frage länger als eine Viertelstunde dauern.

In Bezug auf die Sprache der Verhandlungen ward festgesetzt, daß

*) Bis jetzt ist nur das während des Congresses herausgegebene Bulletin du congrès erschienen, welches nicht mehr als eine Art von Protocoll ist, und nur zur Orientirung für die Mitglieder bestimmt war. Die stenographischen Berichte und größere eingereichte Arbeiten stehen noch aus.

volle Freiheit in Anwendung derselben gestattet wäre, aber die stenographischen Berichte sollten ebenso wie die officiellen Resumés der Verhandlungen und überhaupt alle Publicationen des Congresses nur französisch gemacht werden.

Um die deutschen Reden dem Wortlaute nach treu zu reproduciren, war das deutsche Comité daher genöthigt, besondere Stenographen kommen zu lassen.

Die oben angeführten drei Sectionen waren:

I. Section: Gesundheitspflege mit folgenden Unterabtheilungen für: Oeffentliche Gesundheitspflege und öffentliches Heilwesen; Gesundheitspflege und Vorbeugungsmittel in ihrer Anwendung auf die Industrie; häusliche und private Gesundheitspflege; Arzneikunde, Wundarzneikunde und Chemie in ihren Beziehungen zur Gesundheitspflege; Gesundheitspflege in ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft.

Die II. Section betraf das Rettungswesen und enthielt: Vorbeugungs-, Hülfs- und Rettungsmittel bei Feuersgefahren; Apparate und Instrumente, über resp. unter dem Wasser zu gebrauchen, zur Verminderung der Gefahren, zum Vorbeugen von Unglücksfällen und zur Hülfeleistung; Apparate, um den mit dem Verkehr auf Straßen, Pferdebahnen, Eisenbahnen verbundenen Unglücksfällen vorzubeugen; Rettungsapparate und Ausrüstungen zur unmittelbaren Hülfeleistung bei Unglücksfällen auf Eisenbahnen und in Bergwerken, Steinbrüchen und Werkstätten; endlich Hülfeleistung in Kriegszeiten.

Die III. Section betraf die Einrichtungen, welche die Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen zum Gegenstande haben.

Es wird hier genügen anzuführen, daß in die Titel dieser Unterabtheilungen noch weit mehr Einzelnheiten fallen, als der Ausstellungscatalog an Nummern in den verschiedenen Classen aufführte. Um nur einige Beispiele der Ausdehnung anzugeben, seien die beiden letzten Unterabtheilungen specialisirt.

Für „Hülfeleistung in Kriegszeiten" waren zur Berathung vorgeschlagen: Transportmittel für Verwundete, chirurgische Apparate und Instrumente; Feldlazarethe, stehende Kriegslazarethe, Reservelazarethe; Material und Möblirung der Lazarethe; Ernährung der Verwundeten, Apparate für Erhaltung, Verbrennung oder Beerdigung der Leichen, Reinigung der Schlachtfelder und Lager.

Der Abtheilung „Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen" fielen zu: Lebensversicherungsgesellschaften und solche gegen Unglücksfälle, Gesellschaften zur gegenseitigen Unterstützung; Vorschußcassen, Genossenschaften, Vereine zur Errichtung resp. zum Ankauf von Arbeiterhäusern und Woh-

nungen, Vereine zum Schutze der Lehrlinge resp. verwahrlosten Kinder, Gasthöfe und Herbergen für Arbeiter; Oefen, Speisesäle, Waschhäuser, billige Bäder, Flußbäder.

Ferner fanden hier Platz: Lehrcurse, Conferenzen, Schulen, Asylhäuser, Kindergärten, Kinderbewahranstalten, Hospitäler, Reconvalescentenräume, Mittel gegen den übermäßigen Genuß starker geistiger Getränke.

Man wird hieraus ersehen, wie umfassend der Plan war, und gleichzeitig die Schwierigkeit erkennen, in der verhältnißmäßig kurzen Zeit auch nur die wichtigsten Thesen gründlich zu behandeln. Man gab in der richtigen Erkenntniß dieser Schwierigkeit auch auf, die Conferenzen während des Congresses abzuhalten und bestimmte zu denselben die Tage vom 23. bis incl. den 26. September. Die bei diesen Zusammenkünften behandelten Fragen hatten aber nur theilweise einen unmittelbaren praktischen Nutzen für das Volk im Auge und gestalteten sich mehr zu kurzen wissenschaftlichen Vorträgen.

Das deutsche Comité, durchdrungen von der Größe der Aufgaben des Congresses und dem Nutzen, den eine tiefgehende Behandlung der wichtigsten Fragen haben konnte, hatte es sich angelegen sein lassen, auf eine starke Betheiligung deutscher Fachmänner am Congreß hinzuwirken, wenn dasselbe auch niemals die Klippen übersah, welche die Weitsichtigkeit des Programms und die Zusammensetzung der polyglotten Riesenversammlung bieten würde.

Unser in ernsten Dingen stets gründliches und ideal gestimmtes Vaterland entsprach den gehegten Hoffnungen vollkommen, denn über hundert Anmeldungen zur Theilnahme an dem Congreß gingen ein, darunter solche von ersten Größen aus allen Gebieten des weiten Feldes. Das Gesammtcomité selbst hatte eine Anzahl seiner Mitglieder abgeordnet und ebenso hatten die öffentlichen Behörden für eine zahlreiche Vertretung gesorgt. Ebenso hatten sich die Vereine des rothen Kreuzes sehr stark betheiligt, da ein großer Theil des Programms, wie oben angeführt, sich vollständig mit ihren Zielen deckte.

Am bestimmten Tage wurde in Gegenwart des Königs nach den vorhergegangenen Besprechungen und den Empfangsfeierlichkeiten der Congreß mit einer vortrefflichen warmen Rede des Präsidenten des Comités, Herrn Vervoort, der auch durch Wahl den Vorsitz im Congreß beibehielt, eröffnet. Derselbe zeichnete in großen Zügen die Aufgaben desselben und wies auf die Hoffnungen hin, welche sich für die Lösung einiger vorzugsweise dringender Fragen an ihn knüpften. Der Professor Virchow antwortete in nach jeder Richtung hin würdigen Worten für das deutsche Comité und ging auch auf einige besondere Aufgaben näher ein.

An den folgenden Tagen wurde dann in den Sectionen resp. den Unterabtheilungen getagt, und man versuchte allseits nach Möglichkeit für die Zwecke des großen Unternehmens zu wirken.

Es wurden allerdings die mannichfachsten Fragen behandelt. Außerdem legten viele Mitglieder des Congresses Werke in Buch- und Broschürenform, sowohl eigene als fremde Arbeiten, zur Kenntnißnahme im Bureau nieder, so daß hinreichend Stoff zur Belehrung geboten und gewiß auch nach Kräften benutzt worden ist.

Die Verhandlungen selbst aber erwiesen sich, wie es in der Natur der Verhältnisse lag, leider nicht so nutzbringend, als es wünschenswerth war. Große Versammlungen, gebildet aus den verschiedensten Nationalitäten und Ländern, in denen die einzelnen Mitglieder ihre Anschauungen meist nur auf die Kenntniß der eigenen Verhältnisse gründen, können niemals so sicher zur Gewinnung von abschließenden Resultaten führen als kleinere Vereinigungen von Fachmännern desselben Landes und Standes. Der Umfang des Programms und die Verschiedenheit der Sprache erschwerten in der That die Aufgaben des Congresses wesentlich. Eingehende Discussionen fanden kaum statt. Es wurden Reden gehalten und noch mehr schnell gelesen, ohne daß genügend aufmerksam zugehört wurde.

Selbst bei gründlich discutirten Fragen z. B. über Gebäranstalten und Trinkwasser vermochte keine dominirende oder abschließende Meinung sich hervorzuarbeiten. Vieles wurde dennoch gut und gründlich verhandelt, allein praktische Ergebnisse erzielte man selten. Für einzelne Zweige indeß, z. B. für die Frage der Kindersterblichkeit, wird möglicherweise die gegebene Anregung zur Bildung einer internationalen Commission für die Aufstellung einer Statistik der Ursachen führen.

Ueber die Städtereinigung und die mit derselben zusammenhängenden Fragen wurde fast am eingehendsten debattirt. Franzosen, Engländer, Holländer, Belgier, Italiener und Deutsche behandelten die verschiedensten Systeme gründlichst. Nicht unwichtig erscheint, daß sich schließlich die Canalisation der Städte und die Benutzung der abgeführten Gewässer zur Berieselung als die beste Lösung dieser für die Existenz der großen Städte entscheidenden Frage herausstellte. Die Einwürfe der Gegner dieses Systems wurden endgültig widerlegt. Darüber, daß die Menschen ihre Unreinigkeiten gründlichst zu entfernen genöthigt sind, wenn sie nicht von der Ansammlung derselben im Erdreich selbst decimirt und schließlich verdrängt werden sollen, waren Alle einig. Weniger sicher wurde die Ansicht begründet, daß die uralten Völkerstädte Vorderasiens, welche wir als Riesenruinen kennen, nicht sowohl durch äußere Feinde zerstört, als nach und nach wegen Bodenverderbniß unbewohnbar geworden und daß Rom und besonders Neapel auf dem Wege zu ähnlichem Schicksale seien.

In der zweiten Section wurde zwar Vieles berührt, aber wenig Neues beigebracht. Auch die „Hülfeleistung in Kriegszeiten" und die „Reinigung der

Schlachtfelder" ꝛc. hat keine bestimmten Fortschritte zu verzeichnen. Manche Thesen wurden kaum berührt, z. B. Mittel gegen den Mißbrauch des Alkohols. Die Leichenverbrennung kam nur in Bezug auf die Schlachtfelder zur Besprechung. Die Frage der Kennzeichen des wirklichen Todes bezog sich auf die Massenbeerdigungen nach großen Schlachten.

In der dritten Section blieben die Verhandlungen über Frauen und Kinderarbeit, Sparkassen, Schiedsgerichte, Sorge für die aus den Gefängnissen Entlassenen ꝛc. resultatlos. Selbst die scheinbar einfache Frage, für deren Lösung vieler Orten große und nicht erfolglose Anstrengungen gemacht worden sind, nämlich über Arbeiterwohnungen und Häuser, konnte zu keinem Axiom geführt werden, vorzugsweise, weil die Lebensbedingungen der Arbeiter, die klimatischen und die Geldverhältnisse in den einzelnen Ländern so durchaus verschieden sind.

Professor Gneist brachte aus seinen reichen Kenntnissen, die er in verschiedenen Ländern gesammelt, manches Treffende in Betreff der Schiedsgerichte und der Arbeiterhäuser bei, aber die den Meisten der Zuhörer unverständliche deutsche Sprache ließ es zu keiner folgerichtigen Debatte kommen.

Bei diesen Fragen, wie auch bei den wichtigsten Thesen für die anderen Sectionen, z. B. in Bezug auf die Versorgung der Städte mit gutem Trinkwasser, die Einrichtung der Sanitätszüge im Kriege ꝛc., mußte leider die Thatsache constatirt werden, daß das Ausland von unseren vaterländischen Einrichtungen und den manche Frage nahezu abschließenden Arbeiten unserer Landsleute keine oder nur sehr ungenügende Kenntniß genommen hat. Es wurden Abhandlungen verlesen und Ansichten ausgesprochen, welche in Deutschland endgültig abgethan sind. Trotz alledem hat aber der Congreß, abgesehen von dem speciellen Gewinn, welchen die einzelnen Theilnehmer unzweifelhaft davontrugen, den immensen Nutzen gehabt, daß eine so große Zahl gleichgesinnter Männer, alle eifrig bedacht für die Wohlfahrt der Menschen und bestrebt die Wohlthaten der Civilisation nach besten Kräften zu verbreiten, sich auf demselben zusammenfanden. Viele derselben sind sich in jenen Tagen persönlich näher getreten und die dort gewonnene Bekanntschaft wird den humanitären Zwecken der Unternehmung nachhaltig zum Segen gereichen.

Daß an eine Wiederholung des Congresses gedacht wurde, geht daraus hervor, daß die hohen Protectoren der Belgischen Unternehmung Preise ausgesetzt haben, welche auf dem nächsten Congresse zur Vertheilnng gelangen sollen. Der König bewilligte eine goldene Schale von 5000 Frcs. Werth, welche der Congreß derjenigen Behörde, Association oder dem Privatmann zuzusprechen befugt ist, welche durch Verbesserung der Wohnungen der ärmeren Klassen die mittlere Sterblichkeitszahl in denselben verringern würden.

Ihre Maj. die Königin stellte ihrerseits demselben Congresse eine goldene Medaille zur Verfügung, um sie demjenigen öffentlichen oder privaten Institute zuzutheilen, welches, bestimmt zum Unterhalt von Waisen oder zur Bewahrung von Kindern überhaupt, die höchste Durchschnittszahl der Aufziehung erreicht haben würde. — Es ist unzweifelhaft, daß sich das wohlthätige Unternehmen wiederholen wird, wenn auch die Einrichtungen des Congresses nach den gewonnenen Erfahrungen modificirt werden dürften.

Möchte unser Vaterland, welches sich unleugbar in der Ausstellung sowohl, als in dem Congreß auf der Bahn des Erfolges gezeigt hat, und welches die älteste und darum reichste Erfahrung für die Vereinigung wissenschaftlicher Männer zur Fortbildung auf den verschiedensten Gebieten besitzt, bereit finden lassen, den nächsten Congreß ins Leben zu rufen. Da wir auf andere Weltausstellungen gern verzichten, könnte man es schon mit einer derartigen wagen, welche menschlichen Leiden vorzubeugen, geschlagene Wunden zu heilen und körperliches wie geistiges Wohl zu schaffen bestimmt ist.

Am 4. October wurde der Congreß, am 9. desselben Monats die Ausstellung geschlossen.

Die Aufnahme der Theilnehmer am Congresse war, wenn möglich, noch sympathischer und glänzender als die der Delegirten bei Eröffnung der Ausstellung.

Feste in der Stadt wechselten mit größeren Ausflügen in das Land. In Antwerpen wurden bei einem solchen großartige Versuche mit den Rettungseinrichtungen für gefährdete Schiffe gezeigt. Auf der Fahrt in die Eisenfabriken und Kohlengruben bei Lüttich wurden Arbeiterhäuser und Hülfseinrichtungen verschiedener Art besichtigt und bei einem Herrn d'Audimont ein eigenthümliches Banquet in einer weiten Halle des ausgedehnten Bergwerkes der schwarzen Diamanten eingenommen.

Kein einziges dieser Feste gewährte aber so viel Belehrung und Genuß und forderte eine solche Anerkennung wirklicher Humanität, als der schon früher erwähnte Ausflug nach den Kohlengruben des Vice-Präsidenten der Ausstellung, Herrn Warocqué zu Mariencourt-Bascoup in der Gegend von Mons. In dem Hauptorte Morlanwez, dessen Marktplatz mit dem Standbilde des Vaters Warocqué's, des, wenn auch nicht ersten Besitzers der Gruben, so doch des Gründers ihrer jetzigen Bedeutung, geziert ist, sind verschiedene wohlthätige Institute für die Arbeiter errichtet. Namentlich zeichnen sich ein Asylhaus, ein Hospital und ein Lazareth aus; nicht minder ein großes, schönes, vortrefflich eingerichtetes Schulhaus, in welchem die Gemeindeschule und eine Fortbildungsschule für talentvolle Knaben sich befinden. Herr Warocqué unterhält beide Anstalten, denn die Gemeinde hat nur 5 Frcs. jährlich für ihr Eigenthumsrecht zu entrichten. Die Fortbildungsschule ge-

währt einen solchen Unterricht, daß die Schüler sich zu brauchbaren Werkmeistern der verschiedenen Berufsclassen und selbst zu Ingenieuren ausbilden können.

In Morlauwez und in der Umgegend der Werke befinden sich größere und kleinere Häuser, in denen viele räumliche und gesunde Wohnungen für den Arbeiter vorhanden sind. Dieselben werden in die Lage gesetzt durch bestimmte Abzüge von ihrem Wochenlohn sich mit der Zeit zu Eigenthümern derselben heraufzuschwingen.

Obgleich das sonst so vorgeschrittene Belgien noch kein Gesetz zum Schutze der Kinder und Frauen bei der Bergwerksarbeit hat, werden nur Kinder, die das zwölfte Jahr überschritten haben, mit leichteren Arbeiten und keine Frauenzimmer unter der Erde beschäftigt.

Die im Durchschnitt täglich beschäftigten Arbeiter erreichen die Zahl von 5000, welche einen täglichen Lohn von 40,000 Frcs. beziehen. Arbeitseinstellungen sind in den Werken Warocqué's noch nicht eingetreten. Die Ausdehnung der Werke beträgt 1856 Hektaren und werden rund 32,000 Hektoliter Kohlen täglich gefördert.

In den Gruben kommen nur Maschinen bester Einrichtung, mit Berücksichtigung der Sicherheit für die Arbeiter zur Verwendung, z. B. die großartigen von dem Vater erfundenen Ventilatoren (Warocquièren), ebenso Fördermaschinen und Fahrkünste, von denen ein großes Modell die belgische Abtheilung der Ausstellung zierte. Höchst interessant ist auch das Sortirwerk, im Mittelpunct zahlreicher Schienenzüge, auf welchen von den einzelnen Förderschachten die Kohlen herbeigeführt werden, um durch sinnreiche Maschinerien mit geringer Menschenarbeit von Steinen gereinigt und in kleine und größere Stücke sortirt zu werden. Die verschiedenen Producte fallen in Reservoire, aus denen sie dann wieder verladen und auf anderen Bahnsträngen ihrer Bestimmung — meist die Stadt Brüssel — zugeführt werden.

Ziemlich in der Mitte der 1856 Hektaren umfassenden Besitzungen, neben den Ruinen des alten, einst Maria von Burgund gehörenden Schlosses Mariemont, liegt das neue Wohnhaus des Besitzers, einfach aber im besten Stile erbaut, auf einem Hügel des welligen Landes, umgeben von parkartigen Gartenanlagen, die sich in das Unendliche fortzusetzen scheinen, da die ganze Gegend in anmuthigem Wechsel grüne Matten und zierliche Baumgruppen zeigt, welche die Dörfer umgeben.

Der Garten enthält eine bemerkenswerthe Sammlung aller Arten von Coniferen und in großen Treibhäusern exotische Gewächse jeder Art, namentlich wunderbare Orchideen. Ein riesiges Palmenhaus birgt die größten und schönsten Exemplare. Dieselben stehen nur in einer ganz dünnen Erdschicht über Steinkohlenschutt, der aber sehr stark bewässert wird und es scheint in

der That, daß die Ueberreste der antediluvianischen Palmenvegetation den am meisten geeigneten Boden für diese schönen Pflanzen abgeben.

Auch die Einrichtung des Hauses zeugte von dem verständnißvollen Geschmack des Besitzers. Nächst der stattlichen Sammlung guter Kunstwerke war besonders auffallend die prächtige Säulenhalle, deren Oeffnungen mit wahrhaft gigantischen Spiegelscheiben verglast sind.

Herrlicher Sonnenschein überstrahlte die anmuthige Landschaft, während die Gäste sich in dem weiten Garten zerstreuten. Genug, das großartige Fest, bei dem es zweifelhaft blieb, ob das volkswirthschaftliche, wissenschaftliche und humanitäre Interesse oder der ästhetische Genuß überwog, bildete einen gelungenen Abschluß der Brüsseler Zusammenkunft. Die Theilnahme aller Gebildeten verdient dieselbe allein schon aus dem Grunde, weil durch sie ein Bild gegeben ward von der großartigen Ausdehnung und der Vielseitigkeit der Bestrebungen, welche zur Förderung der Gesundheitspflege und des Rettungswesens in allen Culturstaaten der Gegenwart gehegt werden.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Zu den Wahlen. — Die in Kürze bevorstehenden Wahlen zum Reichstage nehmen das öffentliche Interesse augenblicklich fast ausschließlich in Anspruch. Wenn die Zeiten vor der Wahlschlacht schon an sich stets zu den unerquicklichsten des politischen Lebens gehören, so sind dieses Mal noch Momente in die Erscheinung getreten, welche die Lage ganz besonders unerfreulich gestaltet haben. In erster Linie übt diese verhängnißvolle Wirkung das agitatorische Treiben der Fortschrittspartei, welche unter dem Jubel aller Ultramontanen, Socialdemokraten, Polen und sonstigen der Entwickelung des Reiches abgeneigten Elemente gegen die Nationalliberalen einen Kampf mit Waffen führen, deren man sich im politischen Streite bei uns bisher nicht leicht zu bedienen pflegte. So sehr wir es wünschen mußten, daß die beiden großen liberalen Parteien sich in angemessener Form sachlich auseinandersetzten, so sehr müssen wir diese Ausschreitungen beklagen. Es war dringend nothwendig, daß im liberalen Lager selbst über die Interessen der beiden Parteien und über ihr Verhältniß zu einander Klarheit geschaffen wurde, denn manche Irrthümer herrschten hierüber bei den Parteigenossen selber. Man betonte mit Recht den gemeinsamen Ursprung beider Parteien und die gemeinsame Grundlage auf der sie ruhen, denn man kann mit Grund sagen, daß im Lande vielfach ein eigentlicher Unterschied zwischen ihnen bisher nicht gemacht wurde. Sehr anders aber stellt sich die Sache, wenn man die

parlamentarische Thätigkeit der von beiden Parteien Gewählten in den letzten zehn Jahren betrachtet. Da findet man sofort einen sehr gewaltigen tief gehenden Unterschied zwischen beiden, man sieht sogleich, daß die nationalliberale Partei mit der Regierung den nationalen Staat erbaut hat, während die Fortschrittspartei im großen und ganzen consequent dem Fortschreiten des Baues entgegengewirkt hat.

Es ist also ein Irrthum, wenn man annimmt, daß die Fortschrittspartei dasselbe Interesse an der Ausbildung der Reichsinstitutionen habe wie die nationalliberale Partei und es ist ein Irrthum zu glauben, daß die gegenwärtigen Interessen der beiden Parteien überhaupt durchgehends die gleichen seien und daß die Hingabe an die liberale Sache die Sympathie mit der Fortschrittspartei erheische. Darum war es gut, daß eine Gelegenheit kam, um die Beziehungen beider Parteien von neuem und den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend zu gestalten. Gewiß war es höchst inopportun, daß diese Gelegenheit sich erst so kurz vor den Wahlen bot, daß es unmöglich war, das Werk der Klärung in Ruhe zu vollziehen. Indeß so schmerzlich dieser Umstand ist, so hat er doch auch seine gute Seite, denn er beweist, wie nothwendig und innerlich begründet dieser Scheidungs- und Neugestaltungsproceß war. Die Fortschrittspartei eröffnete den Kampf, trotzdem daß sie wissen mußte, wie schlecht der Moment gewählt war und wie sehr seine Wahl die Chancen aller reichsfeindlichen Elemente verbessern mußte, und vor allem sie eröffnete den Kampf, weil das Reich mit einer neuen fundamentalen Institution beschenkt wurde. Das zeigt denn doch die Unhaltbarkeit des bisherigen Zustandes in einem wahrhaft erschreckend grellen Lichte. Also weil das deutsche Reich die Rechtseinheit gewonnen hat und weil es nicht gelungen ist, dabei einige Wünsche der liberalen Partei durchzusetzen, darum wird gegen die Nationalliberalen ein Geschrei erhoben, als ob sie das Vaterland verrathen hätten und von dem Fürsten Bismarck wird in einem Tone gesprochen, als ob jeder fortschrittliche Wahlmann mindestens dasselbe geleistet und geschaffen hätte wie er. Es wird späteren Generationen nicht leicht werden, die Logik des Satzes zu begreifen: „die Fortschrittspartei erklärte den Nationalliberalen den Krieg, weil sie die deutsche Rechtseinheit geschaffen hatten.“ Und doch ist es also geschehen. Und wenn man nun noch hinzufügt, daß sich die Fortschrittspartei trotz dieses Kummers über die Geburt der deutschen Rechtseinheit doch als die zärtlichste und treueste Pflegerin der Wohlfahrt des deutschen Volkes empfahl, so wird man dem Verständnisse unserer Nachkommen eine weitere große Schwierigkeit bereiten. Und doch ist auch dieses also geschehen. In dieser Weise können die Dinge nun aber doch nicht fortgehen. Daß dergleichen politische Ungereimtheiten bisher von den Liberalen so ruhig hingenommen wurden, lag wohl in dem überall vorherrschenden Bewußtsein

der Stärke unserer Regierungsgewalt, der man die Kraft und die Einsicht zutraut, daß sie im Bunde mit der befreundeten liberalen Parlamentsmajorität die Ausschreitungen der abstracten principiellen Oppositionsmacher unschädlich zu machen weiß. Indeß die Zeiten, wo man dem Treiben der Fortschrittspartei in dem Gefühle dieser Sicherheit ruhig zusah, sind vorüber. Die Fortschrittspartei selbst hat die Nationalliberalen gezwungen, ihr entgegenzutreten und die nationalliberale Partei hat dringende Veranlassung, für die Erhaltung ihres Machtgebietes in die Schranken zu treten, denn es liegt die Gefahr vor, daß die Agitation der Fortschrittspartei hier und dort im Lande Anklang finde. Große Erfolge derselben sind zwar nicht wahrscheinlich, wie man überhaupt annimmt, daß sich bei den Wahlen das gegenwärtige Verhältniß der Parteien nicht wesentlich verschieben werde, aber an einzelnen Puncten befürchtet man doch, daß die radicale Strömung unterstützt von reichsfeindlichen Elementen die Schutzwehren der liberalen Parteien fortreißen könnte. Unter diesen Umständen gilt es die größte Kraftanstrengung der nationalliberalen Wähler, dann wird auch der Erfolg nicht fehlen und der Besitzstand der liberalen Partei erhalten bleiben.

Daß die Conservativen aus dem Zwiespalte der beiden liberalen Parteien einen wesentlichen Vortheil ziehen werden, befürchtet man im allgemeinen nicht. Die conservative Agitation scheint überhaupt nach dem Mißerfolge ihres Wirkens bei den letzten Landtagswahlen sehr eingeschränkt worden zu sein; insbesondere gilt dies von der Thätigkeit der extremen Rechten, deren Manifestationen weit geringer sind und weit zahmer lauten als im Sommer. Die Haltung der gemäßigt conservativen Organe gegenüber der liberalen Partei ist sogar eine recht erfreuliche, sie betonen, so oft sich eine Gelegenheit dazu bietet, die Momente, welche ein künftiges parlamentarisches Zusammenwirken mit den Liberalen ermöglichen und arbeiten ganz ersichtlich auf die Constituirung einer parlamentarischen Gruppe sogenannter Mittelparteien hin. Die Ultramontanen und die Socialdemokraten dagegen haben den Liberalen ihre alte Feindschaft in vollstem Maße bewahrt. Sie entfalten eine unglaubliche Rührigkeit und werden sicherlich jede sich ihnen bietende Chance mit der größten Geschicklichkeit zu benutzen wissen. Ihnen könnte auch am ehesten der leider unvermeidliche Scheidungsproceß der beiden liberalen Parteien gelegentlich einen kleinen Nutzen bringen. Aber, wie gesagt, eine gehörige Kraftanstrengung der liberalen Partei wird diese Gefahr beseitigen können.

Für die Zukunft wünschten wir nächst der Erhaltung der Stärke der nationalliberalen Partei nichts dringender als eine befriedigende Neuordnung ihres Verhältnisses zur Fortschrittspartei. Wir wünschen keineswegs einen dauernden Kriegszustand zwischen beiden, wir hätten den Kampf zwischen ihnen gern vermieden gesehen, zumal in diesem Augenblicke. Aber er war wirklich unvermeidlich und wir haben ihn nicht einmal begonnen. Möge ihm aber der Frieden bald folgen und zwar ein Frieden auf einer reellen wirklich tragfähigen Grundlage, nicht auf der Basis von Illusionen und frommen Wünschen. Im Lande wie im Parlamente muß zuvörderst klar erkannt werden, daß es ein unhaltbarer Zustand ist, wenn, wie früher, sich die Anhänger beider Parteien im Lande im allgemeinen schlechtweg als Gleichgesinnte betrachten, während die von ihnen beiderseits Gewählten sich im Parlamente befehden. Diesem Zustande muß dadurch ein Ende gemacht werden, daß einerseits die Wähler beider Parteien sich über die Gemeinsamkeit und den Unterschied ihrer Ziele wirklich klar werden und daß anderer-

seits die Nationalliberalen im Reichstage bei ihrem Thun und Lassen nicht mehr so große Rücksicht nehmen auf die Fortschrittspartei. Im Lande wie im Parlamente muß erkannt werden, daß nationalliberal und fortschrittlich keineswegs zwei Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache sind. Entweder man kann die Reminiscenzen der Conflictzeit abstreifen und sich ohne das Schwergewicht peinlicher Erinnerungen an die positive nationale Arbeit machen oder man kann es nicht. In dem ersten Falle wird man, sei es als Wähler, sei es als Abgeordneter sich zu den Nationalliberalen zählen, in dem anderen wird man sich zu dem fortschrittlichen Lager hingezogen fühlen. Da nun aber das Wirken einer politischen Partei auf die Zukunft gerichtet ist und nicht durch Reminiscenzen bestimmt sein kann, so wird ein Zweifel darüber wohl nicht bestehen können, wer das bessere Theil erwählt hat.

J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Ferdinand Lasalle. Ein literarisches Charakterbild von Georg Brandes. Aus dem Dänischen. Berlin, F. Duncker. — In großen Zügen entwirft der geistvolle Verfasser ein anziehendes Bild des berühmten Agitators, wie es sich ihm aus dem Studium seiner Schriftwerke und aus der Erinnerung mancher Zeitgenossen ergab. Besonderes Lob scheint uns die klare und leichtfaßliche Darstellung der wissenschaftlichen Theoreme zu verdienen, welche aus Lassalles Forschungen auf juristischem und socialpolitischem Gebiete erwuchsen, und vor vielem auch der Nachweis, wie der Held bei all den schweren Wunden, die er dem Hegelismus schlug, doch immer sich nicht völlig aus den Banden des alten Systems zu befreien verstand. Einige Partien seines Lebensbildes, die eigentlich doch von Bedeutung sind, sind vielleicht mit mehr Schonung behandelt, als im Interesse der Sache lag. Und so treten die glänzenden Seiten des merkwürdigen Mannes im Verlauf der Schilderung doch über die Gebühr hervor, wenn auch das vortreffliche Schlußcapitel in den unreinen und problematischen Elementen seines Charakters den Grund seines tragischen Geschickes findet und eine gerechtere Würdigung seiner sittlichen Persönlichkeit aufweist. Das interessante Schriftchen wird auch die Beachtung derer verdienen, die im Ganzen oder Einzelnen anderer Meinung sich zuneigen.

Berichtigung.

In der Recension meines Marino Faliero in Nr. 2 dieser Blätter wird gesagt, das Stück überträfe selbst Schillers Maria Stuart an Länge oder käme ihr doch gleich. Das ist ein Irrthum. Maria Stuart hat nach einer eben vorgenommenen Zählung 4035 Jamben, Marino Faliero nur 2713; Maria Stuart ist also um die Hälfte länger und mein Drama ist weit kürzer, als fast alle schillerschen. Mit der vermeintlichen Ueberlänge Marino Falieros fallen auch die daran wegen der Aufführung geknüpften Bedenken weg. Ich habe für die Bühnenbearbeitung meines Stückes, das auf der hiesigen königlichen Bühne mit erfreulichem Erfolge aufgeführt wurde, keine großen Kürzungen vorzunehmen gebraucht, und doch füllt das Stück kaum das mittlere Maß eines Theaterabends aus.

Berlin, 6. Januar 1877.

Heinrich Kruse.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 11. Januar 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Skepticismus und Mystik.

Von Fr. Kern.

In den beiden ersten Capiteln seiner Metaphysik spricht sich Aristoteles über die Stufenfolge der menschlichen Erkenntniß aus und bezeichnet als die niedrigste die aus vereinzelten Wahrnehmungen und Erinnerungen gewonnene; höher stehe, wer durch zusammenhängende Erfahrung gebildet ist; aus dieser würden die Theorien einzelner menschlicher Bestrebungen gewonnen; wer diese zu einem gemeinsamen Zwecke anzuwenden verstehe, wie der Leiter eines technischen Unternehmens, überrage an Weisheit den durch die einzelne Arbeit daran Betheiligten. Am weisesten aber sei der, welcher nicht der Anwendung wegen wissenschaftliche Einsicht suche, sondern in dem Wissen selber den letzten ihm völlig genügenden Zweck finde. Denn wie wir nur den einen freien Menschen nennen, der sich selber und keinem andern angehört, so sei auch nur solches Wissen frei und des Menschen am meisten würdig. Unter allen wissenschaftlichen Erkenntnissen aber nehme den höchsten Rang ein die, welche auf die letzten Ursachen gerichtet ist, mag auch alles andere Wissen nöthiger sein. Diese werthvollste Erkenntniß bezeichnet Aristoteles mit dem Namen „erste Philosophie" und versteht darunter das, was man später, nach dem Titel der aristotelischen Schrift und mit Verkennung seiner eigentlichen Bedeutung, Metaphysik genannt hat.

Man mag diese Darlegung des großen griechischen Denkers mit Freuden billigen und mit ihm in der für praktische Zwecke nutzlosen, aber die edelsten Menschengeister mit wunderbarer Gewalt fesselnden Forschung nach den letzten Gründen alles Geschehens die höchste Stufe alles menschlichen Wissens finden; aber wer besonnen die Geschichte der philosophischen Erkenntnisse betrachtet, wird nicht zugeben wollen, daß diese Stufe von irgend einem Denker erklommen, daß das Räthsel der Welt von irgend einem gelöst sei, so viele sich auch in dem Traum einer derartigen erschöpfenden Kenntniß gewiegt haben.

Denn nicht Kants aus der praktischen Vernunft gewonnene Resultate, nicht Hegels Deduction vom leersten Sein bis zur absoluten, sich selbst und alles wissenden Idee, nicht die realen, einfachen Wesen Herbarts, nicht der Schopenhauersche Wille, noch das Hartmannsche Unbewußte können als Lösung dieses Räthsels gelten. Dennoch hatte Voltaire nicht Recht mit seinen spottenden Worten, daß zu seiner Zeit die Metaphysik nicht weiter gekommen sei, als zur Zeit der Druiden; noch weniger paßt das Wort auf den gegenwärtigen Stand philosophischer Einsicht.

Denn schon daß in Folge der glänzenden Fortschritte der Naturwissenschaften die philosophische Forschung einerseits den alten Problemen mit anderem Bewußtsein gegenüber steht und anderseits neue Probleme aufstellt, daß sie in dem Ausgehen von der Beobachtung der Außenwelt wie der inneren Zustände des Subjects, das heißt der äußeren und inneren Erfahrung, mit Recht den einzig möglichen Anfang alles Philosophirens findet, daß sie mit noch gründlicherer Skepsis im Einzelnen, als im griechischen Alterthum, manche Begriffe, deren objective Gültigkeit dem unphilosophischen Denker zweifellos ist, wie den der Causalität, einer genauen Kritik unterwarf und von der andern Seite obwohl unbeeinflußt und uneingeengt von traditionellen Vorstellungen dennoch die in jedem Menschenherzen ursprünglich vorhandenen Gefühle, die durch keine Erziehung geschaffen, durch keine Erziehung zerstört werden können, wie das der Verantwortlichkeit für unsere Handlungen, als sehr werthvolle Thatsachen für die Erkenntniß betrachtet — das alles, wie vieles Andere, weist auf erhebliche Fortschritte im philosophischen Denken hin.

Das Meiste in diesem Wissen mag immerhin bis jetzt nur die deutlichere Auffassung der zu lösenden Probleme sein oder die gründlich dargelegte Abweisung früherer Lösungen, aber auch schon darin allein würde für den forschenden Verstand ein bedeutender Fortschritt liegen. Am meisten aber dürfen wir uns freuen über die allmählich wieder zur Geltung kommende Methode philosophischer Untersuchungen. Die verwegenen Weltconstructionen aus den leersten Begriffen verlieren von einem Jahrzehnt zum andern immer mehr an Anhängern und Bewunderern; es hat sich zu deutlich gezeigt, daß solches Verlassen des Bodens der Erfahrung doch nichts anderes gewesen ist und sein kann als ein Ikarusflug, und man sucht jetzt besonnener und bedächtiger den durch äußere und innere Erfahrung gegebenen Thatsachen folgend die Erkenntnisse zu bereichern und zu vertiefen, das heißt, aus den völlig unsicheren dialectischen Speculationen zu nüchterner wissenschaftlicher Behandlung der Probleme zurückzukehren. Denn man thut der Naturwissenschaft doch zu viel Ehre an, wenn man diese Methode, wie es häufig geschieht, als die naturwissenschaftliche bezeichnet, als ob je die geschichtlichen oder die philosophischen Forschungen nach anderer Methode angestellt worden wären. Es ist eben im

allgemeinen die wissenschaftliche Methode, von welcher allerdings Abweichungen in der Naturwissenschaft darum viel seltener vorkommen, weil die in Folge der Abweichung gemachten Fehler viel leichter zum eigenen Bewußtsein des Forschers kommen und eher von anderen entdeckt werden, wenn eben die Theorien mit den sinnlich gegebenen Thatsachen nicht übereinstimmen. Da nun aber auf philosophischem Gebiet gerade das Thatsächliche viel schwerer festzustellen ist, so wird auch bei der sorgfältigsten Methode das Irregehen der Forschung viel häufiger vorkommen; denn ihre Resultate sind mit den Sinnen nicht mehr zu controliren. Der große Cartesius, der so gewaltige Entdeckungen in der Mathematik und Physik gemacht hat, der voraussetzungslos wie nur irgend ein Philosoph und gewiß erfüllt von dem Bewußtsein, dieselbe genaue Methode in der Philosophie anzuwenden wie in seinen übrigen Forschungen, auf die er selber übrigens geringeren Werth legte, ein völlig gesichertes philosophisches System aufzustellen sich bemühte, hat dieses von ihm heiß ersehnte Ziel nicht erreicht, weil er manche Dinge für Thatsachen des Bewußtseins hielt, die keine sind.

Nicht die Methode ist das neue überaus werthvolle Gut, das die philosophische Forschung aus der Naturwissenschaft erst sich zu eigen zu machen hat; es sind vielmehr die rasch auf einander folgenden großartigen Resultate der naturwissenschaftlichen Forschung. Daß dies von Seiten der Philosophie gegenwärtig geschieht, weiß jeder, der einigermaßen mit der hieher gehörigen Literatur der letzten Decennien bekannt ist, und ebenso ist es hoch anzuerkennen, daß gerade von den bedeutendsten Naturforschern die philosophischen Probleme die ihnen gebührende Beachtung finden.

Diese Verbindung von Philosophie und Naturwissenschaft, von der reiche Erfolge zu erwarten sind, zeigt sich denn auch in neuester Zeit aufs deutlichste in der von Avenarius unter Mitwirkung von Göring, Heinze und Wundt herausgegebenen „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" die nach den Worten ihres Prospects „dem thatsächlich eingeleiteten Aufschwung Ausdruck geben will, indem sie ihn zu fördern sucht, und von der Voraussetzung ausgehend, daß Wissenschaft nur so weit möglich sei, als Erfahrung die Grundlage bildet, nur solcher Philosophie dienen will, welche im Sinne jener Voraussetzung Wissenschaft ist." Und in der That, der Inhalt des ersten, vor kurzem erschienenen, Heftes zeigt, daß wir es hier mit nüchterner ernster Forschung zu thun haben, nicht mit luftiger Begriffsdichtung. Ich hebe in diesem Sinne zwei Aufsätze hervor, den einen von Riehl „über die englische Logik der Gegenwart", in welchem die Zurückführung der logischen Operationen auf mathematische besprochen wird, den zweiten von Wundt über das kosmologische Problem, in welchem die Hypothese einer nach Raum und Zeit unendlichen, nach der Masse aber endlichen Welt als die am meisten

dem gegenwärtigen Standpuncte der physikalischen Weltbetrachtung entsprechende auf das Eingehendste erörtert wird.

So schreitet die philosophische Forschung rüstig vorwärts, unbeirrt durch so manche Mißerfolge und wenn sie auch das letzte Ziel schwerlich je erreichen wird. Ueber die großen Probleme nachzudenken ist nun einmal eins der edelsten Menschenrechte, wie es die schönste Menschenpflicht ist, in aufopfernder Thätigkeit für das Wohlergehen aller zu sorgen, wenn auch das praktische Ideal eines völlig befriedigenden gesellschaftlichen Zustandes ebenso fern liegt, wie das theoretische Ideal einer alle Widersprüche lösenden und alle Dunkelheit siegreich durchleuchtenden Erkenntniß.

Aber freilich wenn überhaupt jedes Wissen unmöglich wäre und was man dafür gehalten, lediglich ein unsicheres, werthloses Meinen, dann wäre die bescheidenste praktische Thätigkeit all diesen mühevollen Bestrebungen weit vorzuziehen; sie wären so thöricht wie Wasser mit dem Siebe zu schöpfen oder aus dem flüssigen Element plastische Gebilde formen zu wollen. Diese Verzweiflung an der Möglichkeit irgend welcher Erkenntniß, an der Erfassung der Wahrheit überhaupt ist schon frühe innerhalb der philosophischen Gedankenarbeit hervorgetreten, schon zur Zeit des Aristoteles, ja die Keime, aus denen diese Ansicht hervorgetrieben ist, finden sich noch früher, bei Aristipp, dem unmittelbaren Schüler des Sokrates, bei Protagoras, über dessen praktischer sophistischer Thätigkeit man nur zu häufig den bahnbrechenden philosophischen Scharfsinn des Mannes vergessen hat, bei Demokrit, dem Atomistiker und sogar schon fast im Anfange der griechischen Philosophie bei dem tiefsinnigen Eleaten Xenophanes.

Zu erklären ist diese Verzweiflung an der Erkenntniß aus der unrichtigen Auffassung des Begriffes der Wahrheit, die sich durch die ganze griechische Philosophie hindurchzieht und zum Theil noch die moderne in sehr hervorragenden Erscheinungen z. B. in der hegelschen Philosophie unverkennbar beherrscht hat. Diese unrichtige Auffassung von dem, was unter Wahrheit zu verstehen ist, verbunden mit dem tiefinnersten Bedürfniß der Menschenseele nach Frieden hat die mystischen Richtungen in der Philosophie nicht minder als die skeptischen hervorgerufen, in welche beide die griechische Philosophie, nachdem alle dogmatischen Versuche der Welterklärung gescheitert waren, zerfällt. Diesen Zusammenhang nachzuweisen ist der Zweck meiner Darstellung.

Die Definition des Aristoteles, daß Wahrheit Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit der Wirklichkeit ist, wird man annehmen können oder ablehnen müssen, je nach dem, was man sich unter Wirklichkeit denkt. Denkt man sich unter Wirklichkeit das allerdings in sich Widerspruchsvolle, nämlich die Dinge, wie sie sind und bleiben, ohne daß ein Mensch sie sieht oder hört oder mit irgend einer Sinneswahrnehmung erfaßt und unter die Kategorien

seines menschlichen Denkens bringt, kurz, denkt man sich, um den seit Kant uns geläufigen technischen Terminus zu gebrauchen, darunter die Dinge an sich, so ist eine Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit dieser Wirklichkeit ganz unmöglich, weil der Begriff davon einen logischen Widerspruch enthält. Man kann eben die Dinge nicht erkennen, als von uns nicht erkannte, als mit den Formen unserer Erkenntniß nicht behaftete und — wir wissen nicht wie — dadurch veränderte. Nur davon, wie die Dinge den menschlichen Sinnen und dem menschlichen Denken erscheinen, können wir reden, von dem, was sie abgesehen von unserer Erkenntniß, was sie an sich sein mögen, können wir nicht das Allermindeste wissen; ja nicht einmal eine Offenbarung darüber von einer anderen, höheren Intelligenz als die unserige ist, könnte uns gegeben werden, da diese Offenbarung ja nothwendig uns in den Formen unserer Erkenntniß gegeben werden müßte, wir also wieder nicht erreichen würden, was wir — freilich thöricht genug — verlangen, die Dinge zu erkennen, wie sie ohne unsere Erkenntniß an sich sein mögen. Das Denken ist eben nicht einer Zange zu vergleichen, mit der man die Dinge erfaßt, ohne daß ihre Form verändert wird, sondern eher mit einem Gefäß, das dem damit geschöpften Wasser stets seine Gestalt giebt. Demokrit, der jetzt wieder zu hohen Ehren kommende griechische Denker, sagte zwar, nach menschlicher Annahme seien die Dinge süß und bitter, warm und kalt, nach menschlicher Annahme seien sie farbig; in Wirklichkeit — damit meint er offenbar, an sich — seien nur Atome und der leere Raum, der sie trenne. Diese demokritische Lehre — ihr erster Begründer ist freilich nicht Demokritos, sondern Leukippos gewesen — mag immerhin für die Naturwissenschaft von bahnbrechender Bedeutung sein, auch in berühmte philosophische Systeme hat sie mit Modificationen Eingang gefunden, ich erinnere an Giordano Bruno, Leibnitz und Herbart: nur möge man nicht glauben, daß, ihre wissenschaftliche Richtigkeit vorausgesetzt, damit ein Schritt in das unbekannte Land der Dinge an sich gethan sei. Was wir irgend von den Atomen sagen können, sind natürlich nichts anderes als Arten, wie wir sie uns vorstellen, nicht einmal wie sie uns sinnlich erscheinen, und diese Vorstellungen sind bekanntlich nicht einmal frei von bedenklichen Widersprüchen. Es ist und bleibt also eine vorgestellte und nicht einmal zweifellose Wirklichkeit.

Demokrit selber hat das auch wohl gewußt, denn uns ist von ihm das skeptische Wort überliefert: „Im Abgrund wohnt die Wahrheit.“

Diese Wahrheit sicherlich, nicht blos zu seiner Zeit, sondern für alle Zeiten. Alle Wahrheit, die von Menschen zu entdecken ist, kann sich nur auf die Vorstellungen richten, die wir von den Dingen haben, nicht auf das hinter den Vorstellungen Liegende, uns eben nur in seiner Erscheinung Zugängliche. Das Ideal der menschlichen Wahrheit wäre erreicht, wenn alle Vorstellungen,

die aus dem Zusammenwirken der uns ihrem Wesen nach unbekannten Kräfte in der Natur und der die Wirkungen dieser Kräfte erfassenden und eigenthümlich gestaltenden Seele in uns entstehen, so beschaffen sind, daß keine mit der andern in Widerspruch steht; eine wahre Erkenntniß ist also eine vollkommen klare und deutliche, und Wahrheit ist die Harmonie aller Vorstellungen unter einander, nicht ihre Harmonie mit einem nicht mehr Vorstellbaren. Daß auch in dieser Auffassung die Wahrheit ein unerreichbares Ideal bleibt, leuchtet ein; aber es trägt doch in sich keinen Widerspruch. Seine Verwirklichung scheitert jedoch nicht allein daran, daß viele unserer Vorstellungen Fictionen sein mögen, also einem traumhaften Denken angehören, sondern auch daran, daß große Lücken in denselben vorhanden sind; und die Lücken hindern die Harmonie der Vorstellungen mit einander nicht weniger als das unter ihnen vorkommende phantastische, träumende Denken. Der Dichter hat vollkommen Recht mit seinen Worten, wenn in ihnen unter „Wissen" das Ideal, das letzte Ziel desselben verstanden wird:

> Eh' es sich rundet in einen Kreis
> Ist kein Wissen vorhanden;
> So lang nicht Einer Alles weiß,
> Ist nicht die Welt verstanden.

Dem philosophischen Skepticismus nun aber, und schon bei seinem ersten Auftreten schwebte dieses wenigstens doch denkbare Ideal der Wahrheit gar nicht vor, sondern jenes unrichtige, in sich unmögliche von einer Uebereinstimmung mit der nicht erkannten Wirklichkeit. Man darf nämlich nicht glauben, daß die so überaus wichtige Unterscheidung des Dinges an sich von seiner Erscheinung der griechischen Philosophie unbekannt gewesen wäre; schon die Cyrenaiker unterscheiden zwischen der Affection in uns und dem außer uns vorhandenen, uns afficirenden Dinge an sich; in unserem Bewußtsein sei uns jene vorhanden, an dem Vorhandensein des Dinges an sich sei zwar nicht zu zweifeln, aber ein Wissen von ihm sei unmöglich. Dasselbe behaupteten nun die ältesten Skeptiker Pyrrho von Elis und Timon von Phlius; da ihnen aber dieses unmögliche Wissen gerade als das einzig werthvolle erschien, alles andere nur ein leeres, unsicheres Meinen, das uns die Welt der Wirklichkeit nie erschließe, so sei es besser, sich alles Urtheiles, das doch zu keinem Ziele führe, zu enthalten; nur so sei völlige Gemüthsruhe, neben der Tugend das einzige Gut, zu erlangen.

Die griechischen Skeptiker leugneten aber die Möglichkeit aller wissenschaftlichen Erkenntniß nicht nur von Seiten des allem Wissen unzugänglichen Objects, sondern auch von Seiten des erkennenden Subjects; sie bezweifelten die Zulänglichkeit der logischen Operationen. Das geschah be-

sonders von den jüngeren Skeptikern in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt. Durch sich selbst, sagten sie, könne keine Erkenntniß gesichert werden, das gehe deutlich hervor aus der Verschiedenheit der Ansichten der Dogmatiker über alles Wahrnehmbare und Denkbare, eben so wenig durch eine andere Erkenntniß, da auch diese wieder entweder ihre Sicherheit in sich selber haben, was aber nicht der Fall ist, oder weiter durch andere und immer andere gestützt werden müßte, was nothwendig auf einen regressus in infinitum oder auf ein sich im Kreise herum bewegendes Wissen führe. So bezweifelten sie auch im einzelnen, daß durch das Schlußverfahren irgend neue Erkenntniß gewonnen werde. Wenn wir schließen: Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, also sterblich — so ist es nach der Meinung der Skeptiker sehr verkehrt zu glauben, wir hätten durch diese Gedankenoperation ein neues Wissen erhalten; denn wenn ich im mindesten die Sterblichkeit des Cajus bezweifle, so hatte ich kein Recht von der allgemeinen Sterblichkeit der Menschen zu reden. Die Richtigkeit des Schlußsatzes muß also erst festgestellt sein, ehe ich den Obersatz überhaupt gelten lassen darf. Es ist nicht zu leugnen, daß die Skeptiker mit diesem Einwande durchaus Recht haben in allen Fällen, in welchen die Richtigkeit des Obersatzes nur durch eine vollständige Induction gesichert werden kann, wo also eine lediglich statistische Wahrheit vorliegt. Es ist allerdings ein ganz werthloser Schluß, wenn ich z. B. aus der statistisch festgestellten allgemeinen Wahrheit, daß alle Bäume eines Waldes Buchen sind, erkennen will, daß dieser oder jener einzelne Baum desselben eine Buche ist. Etwas ganz anderes ist es, wo der Obersatz ein nicht durch Induction gewonnenes aber fest geglaubtes Axiom, oder ein durch unvollständige Induction in Verbindung mit dem Glauben an durchgängige Gesetzmäßigkeit erkannter Erfahrungssatz ist.

Denn das ist nicht zu bezweifeln: alles Wissen ist ohne Grundlage, wenn man nicht den Glauben als eine untrügliche Erkenntnißquelle gelten lassen will. Dann sind die Einwürfe der Skeptiker gegen die Möglichkeit des Wissens durchaus unwiderleglich.

Natürlich darf hier das Wort Glaube nicht, wie wir es im gewöhnlichen Leben häufig anwenden, im Sinne des unsicheren, nicht hinlänglich begründeten Wissens, also des Meinens aufgefaßt werden; wer in diesem Sinne etwas glaubt, hat sich immer von dem belehren zu lassen, der das Gegentheil davon weiß. Auch der in der Religion übliche Gebrauch des Wortes gehört nicht hierher; denn entweder ist der Glauben in diesem Sinne die innige Hingabe des Herzens an das Ewige und Unentreißbare, ein erregter Zustand der Seele, den menschliche Begriffe nicht umfassen, kein Menschenwort deutlich wiedergeben, kein Menschenwitz dem Herzen rauben kann, jedenfalls aber keine Grundlage für das menschliche Wissen, oder er erscheint dargelegt in Begriffen

und Urtheilen, in denen eine bestimmte Weltauffassung als selbstverständlich schon vorausgesetzt wird, ist also selber eine Art des Wissens und als solches den skeptischen Angriffen wie jedes Wissen ausgesetzt.

Der Glaube, von dem hier die Rede ist, kann nur ein solcher sein, der in dem Bewußtsein jedes Menschen, er gehöre einer Religionsgemeinschaft, einer Nation an, welcher er wolle, vorhanden ist, eine durch keine Kritik zu erschütternde Ueberzeugung von Wahrheiten, die nicht gewußt, d. h. nicht weiter abgeleitet werden können, sondern selber die Möglichkeit alles Wissens in sich tragen. So glauben wir an die Wahrheit der mathematischen Axiome, an die Existenz einer Außenwelt, an die durchgehende Gesetzmäßigkeit in den Naturerscheinungen, an die Gültigkeit der logischen Operationen. Diesen Ueberzeugungen gegenüber kann die Skepsis nichts anderes ausrichten, als daß sie nachweist, daß sie auf keinem Wissen beruhen. Das ist auch völlig richtig. Nicht sie gründen sich auf irgend ein Wissen, sondern alles Wissen hat vielmehr in ihnen und in unseren Sinnesaffectionen seine Quelle. Man mag sich immerhin einmal auf den trostlosen Standpunct stellen, daß man zugiebt, es sei möglich, daß die ganze bunte, vielgestaltige Erscheinungswelt nichts ist als ein wechselndes Spiel von Phantasmen in der Seele des von solchem absoluten Skepticismus Ergriffenen, daß es ferner nicht ausgemacht sei, daß, wenn die Welt nicht von unendlicher räumlicher Ausdehnung sein könne, sie dann von endlicher räumlicher Ausdehnung sein müsse; das anzunehmen zwängen uns nur logische Gesetze, von denen wir gar nicht wüßten, ob sie geeignet seien die Wahrheit zu erfassen; man mag also zugeben, daß unser festestes, allem Wissen vorhergehendes Glauben keine Bürgschaft für die Wahrheit seines Inhalts in sich trage: aber mit dieser leeren trostlosen Möglichkeit sich weiter zu befassen und dadurch sich von ernstem positivem Nachdenken abschrecken zu lassen ist Thorheit und nicht philosophischer Tiefsinn.

Diese radicale skeptische Richtung also, welche den Werth des Glaubens verkennt, ist als eine unwissenschaftliche ebenso abzuweisen, wie die, welche in unrichtiger Auffassung der Wirklichkeit ein in sich widerspruchsvolles Wahrheitsideal aufstellt.

Aus derselben verkehrten Auffassung der Wahrheit ist die Mystik hervorgegangen, nur verzweifeln die Mystiker nicht an der Möglichkeit sie zu erfassen, sondern meinen, einen Weg gefunden zu haben, das aller dogmatischen Philosophie Unerreichbare zu erreichen; und während die Skeptiker den Glauben verwarfen, wo er eine nothwendige Erkenntnißquelle ist, so lassen sie den Glauben, die unmittelbare Gewißheit, die wissenschaftlichen Werth nur als Basis der Erfahrung hat, mit Vorliebe zu, um ein alle Erfahrung weit überfliegendes Wissen damit zu stützen.

Die Mystik hat sich zu allen Zeiten eng verbunden mit bestimmten reli-

giösen Vorstellungen und Glaubenssätzen; ihr Wesen aber bleibt in allen wechselnden Gestaltungen dasselbe. Es ist deutlich erkennbar in indischer wie in deutscher Mystik, es zeigt sich nicht minder in den mystischen Elementen der nachkantischen Identitätsphilosophie.

Ihr Grundirrthum, die verkehrte Voraussetzung, von der die Mystik ausgeht, ist also das in sich widerspruchsvolle Wahrheitsideal, die ewig wache Sehnsucht, die Dinge zu erkennen, wie sie an sich sind, nicht bloß, wie sie den Menschensinnen und dem Menschenverstande erscheinen. Der einzige Weg, dahin zu gelangen, schien nun der, daß die erkennende Seele mit den Dingen selber identisch würde, nicht mit ihrer wechselnden, durch Zeit und Raum zerklüfteten Erscheinung, sondern mit ihrem zeitlosen und raumlosen Wesen, das heißt mit Gott. Nur der Mensch erkennt das Wesen der Dinge, der in ihnen selber ist, sich ganz in dasselbe verloren hat, ja mit ihm völlig identisch geworden ist. Das ist aber nur möglich einerseits durch rücksichtslose Askese, durch gänzliches Abwenden von allen Interessen dieser bunten, trügerischen Erscheinungswelt und andererseits durch ein ekstatisches Verhalten des Geistes, das alles begriffliche und anschauliche Denken weit hinter sich läßt. Wie die Skeptiker verwerfen sie also die logischen Operationen, als für diese höchste Erkenntniß unbrauchbar, statuiren aber im Gegensatz zu diesen ein anderes Denken, ein unmittelbares Anschauen, für welches alle Räthsel, an deren Lösung der discursive Verstand scheitert, mit einem Schlage verschwunden sein sollen. Und wie die Skeptiker in der Enthaltung von jedem wissenschaftlichen Urtheil die ersehnte Gemüthsruhe finden, so erreichen sie völliges Genügen und den allertiefsten Frieden in dieser Anschauung, in welcher sie eins zu sein glauben mit dem Wesen aller Dinge.

Da, wo die Skepsis in der griechischen Philosophie ihr erstes Wort gesprochen hat, eben da liegen auch die Keime der Mystik, nämlich in der eleatischen Philosophie. Ihr Begründer Xenophanes leugnete zwar noch nicht die Erkennbarkeit der Dinge, aber er hat ausdrücklich in Abrede gestellt, daß es ein Kriterium für die Wahrheit gebe; es sei also wohl möglich, daß jemand die volle Wahrheit erkenne, aber ob er sie erfaßt habe, könne er selber nicht wissen, noch irgend ein anderer. Es liegt auf der Hand, daß mit dieser Resignation des Xenophanes der Weg für die Skepsis gebahnt ist. Die Keime der Mystik dagegen liegen in dem Wort seines berühmten Schülers Parmenides, daß Sein und Denken identisch sei. Mit klarem Bewußtsein von diesem Ursprunge der Skepsis wie der Mystik ist denn auch Xenophanes von einem der ersten Skeptiker, ja von dem ersten, welcher als Schriftsteller aufgetreten ist, nämlich von Timon, besonders hochgehalten worden, und eben so gilt Parmenides dem größten Mystiker des griechischen Alterthums, dem Neuplatoniker Plotinus, als einer der tiefsinnigsten Philosophen.

Der absolute Skepticismus, wie er in der griechischen Philosophie seit Pyrrho klaren und beredten Ausdruck gefunden hat, ist seitdem als erloschen zu betrachten; er ist ja auch naturgemäß keiner Weiterentwickelung fähig, nur einer identischen Wiederholung; aber gegen einzelne Erkenntnisse, die dem gewöhnlichen Denker als durchaus unanfechtbar erscheinen, wie die Realität einer körperlichen Außenwelt, oder die objective Gültigkeit der Causalität, sind besonders von der englischen Philosophie, von Berkeley und von Hume, auf den sich Kants Philosopheme, so weit sie zu negativen Resultaten führen, nach seinem eigenen Eingeständniß gründen, schwer wiegende ernste Bedenken erhoben worden. Dagegen ist der Strom der abendländischen Mystik seit Plotin weiter gefluthet in die christliche Dogmatik, in die dem Verstande völlig unfaßbaren Lehren des Pseudodionysius, des Meister Eckart, aber auch in die philosophischen Systeme bis auf die Gegenwart, in die hegelsche Lehre von der absoluten sich selber und alles wissenden Idee, und nicht minder in die Doctrin seines erbitterten Gegners, die von dem Willen, der das All und das Eine ist, und von welchem der Mensch unmittelbare Kunde habe, weil er selber nichts sei als dieser allmächtige Wille, der aber von dem von ihm Erzeugten, der Intelligenz, die ihn beleuchtet, aufgehoben werden könne und müsse, damit der Mensch und durch ihn Alles eingehe in die mystische Seligkeit des Nichts. So wird nach dieser Lehre Schopenhauers das Licht, das in einem Hause angezündet war, um zu zweckmäßiger Arbeit zu leuchten, zu einer Brandfackel, welche das Haus und was in ihm ist in einen nichtigen Aschenhaufen verwandelt. Damit stimmt nun auch, daß Hegel den verworrenen Mystiker Jacob Böhme einen gewaltigen Geist nennt, dem mit Recht der Name philosophus tentoricus zugelegt worden sei und der in dem Gehalt der Religion die höchsten Probleme der Vernunft corrigirt habe. Damit stimmt es, wenn Schopenhauer nicht müde wird auf die Mystiker hinzuweisen und den katholischen Convertiten Angelus Silesius, der Eckarts mystische Speculationen in kurze Sinnsprüche gefaßt hat, als einen Denker von unabsehbarer Tiefe bezeichnet.

Diese Sprüche des Angelus Silesius in ihrem durch keine langen Deductionen verhüllten Ausdruck, mit ihrer rücksichtslosen Entschlossenheit sind sehr geeignet ein Bild von dem zu geben, wohin die theoretische und praktische Sehnsucht der Mystik geht. Ich will versuchen aus der übergroßen Zahl die geeignetsten auszuwählen. Dem vernünftigen, logischen Denken wird ein gänzlich anderes, eben das mystische, von dem der wissenschaftliche Forscher sich natürlich keine Vorstellung machen kann, gegenübergestellt. Von diesen beiden Erkenntnißarten werde die zweite durch die erste gestört, wie der Schütze nur mit einem Auge auf das Ziel sehen darf, wenn er es treffen will.

Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,
Das andre richtet sich hin auf die Ewigkeit.

Die Seele, welche Gott das Herze treffen will,
Seh' nur mit einem Aug', dem rechten, auf das Ziel.

Diese rechte Erkenntniß ist nicht möglich, wenn man nicht mit dem zu Erkennenden identisch ist — also das vorhin besprochene verkehrte Wahrheitsideal, das auch den Skeptikern vorschwebte:

In Gott wird nichts erkannt; Er ist ein einig Ein,
Was man in ihm erkennt, das muß man selber sein.

Auch die Sehnsucht nach Frieden, also das praktische Ideal, das die Skeptiker in dem Verzichten auf die doch unmögliche Erkenntniß fanden, wird nach mystischer Anschauung auf dieselbe Weise befriedigt:

Das edelste Gebet ist, wenn der Beter sich
In das, vor dem er kniet, verwandelt innerlich.

Wie mag dich doch, o Mensch, nach etwas thun verlangen,
Weil du in dir hältst Gott und alle Ding' umfangen.

Wie magst du was begehrn? Du selber kannst allein
Der Himmel und die Erd' und tausend Engel sein.

Zuweilen bricht zwar durch diese mystische Trunkenheit ein Schimmer von Besinnung durch, wenn der Dichter auf die Frage, die er sich selber stellt,

Sag zwischen mir und Gott den ein'gen Unterscheid!

doch noch die Antwort hat

Es ist mit einem Wort nichts als die Anderheit.

Darunter ist natürlich der bloß numerische Unterschied zu verstehen, daß zwei in ihrem Wesen ganz Gleiche doch eben zwei sind, und nicht einer. Aber für die ekstatischen Augenblicke oder für das Leben nach dem Tode fällt auch diese Unterscheidung weg, die allerdings in dieser die Zeit wie den Raum leugnenden Mystik keinen Sinn hat.

Die sel'ge Seele weiß nicht mehr von Anderheit,
Sie ist ein Licht mit Gott und eine Herrlichkeit.

Der Mensch hat eher nicht vollkommne Seligkeit,
Als bis die Einheit hat verschluckt die Anderheit.

Man muß nicht glauben, daß diese seltsame Verstiegenheit mystischer Rede vereinzelt sei, sie findet sich im Orient so gut wie im Occident, in alter wie in neuer Zeit, bei Philosophen und bei Dichtern.

So tönt uns dasselbe aus der persischen Mystik, aus den Worten des Feridaddin Attar entgegen:

Nicht im Abbild, nein in Wahrheit bin das Ursein selber ich,
Trag das Weltall sammt dem König alles Seins in meinem Geist.

So aus den Worten des Dschelaleddin Rumi:

„Mit deiner Seele hat sich meine
Gemischt wie Wasser mit dem Weine;
Du bist mein großes Ich geworden,
Und nie mehr will ich sein dies kleine.“

Und ist die mystische Ueberhebung viel geringer, wenn Hegel einmal in seinen Vorlesungen sagt: „Dies ist nicht so ein Einfall der Philosophie, sondern ein Ruck des Menschengeistes, der Welt, des Weltgeistes. Solches Zeug, sagt man, die Abstractionen, die wir betrachten, wenn wir so in unserm Cabinet die Philosophen sich zanken und streiten lassen, und es so oder so ausmachen, sind Wortabstractionen. Nein, nein! Es sind Thaten des Weltgeistes, meine Herren, und darum des Schicksals. Die Philosophen sind dabei dem Herren näher, als die sich nähren von den Brosamen des Geistes; sie lesen oder schreiben diese Cabinetsordres gleich im Original. Die Philosophen sind die μύσται, die beim Ruck im innersten Heiligthum mit und dabei gewesen. Wozu der Weltgeist hundert und tausend Jahre braucht, das machen wir schneller, weil wir den Vortheil haben, daß es eine Vergangenheit, und in der Abstraction geschieht.“

All solche seltsam klingende Anmaßung findet ihre Erklärung in dem Grundirrthum der Mystik von der Identität des Seins und des Denkens, nach welchem es dann freilich möglich schien, eine Naturphilosophie ohne Naturbeobachtung lediglich aus dem mit der Natur identischen Geiste herauszuspinnen. Wenn sich dagegen die Naturforscher spröde und spöttisch verhielten, so war das sehr in der Ordnung; sie lehnten die Mystik ab, nicht die Philosophie. Es ist lehrreich sich zu vergegenwärtigen, was Schelling, der Urheber dieser ganzen Richtung in der nachkantischen Philosophie, einmal in der Zeitschrift für speculative Physik über seine Bestrebungen äußert: „Ob jene Producte (meines Denkens) die in der Erfahrung vorkommenden sind, kümmert mich vorerst nicht; ich sehe bloß auf die Selbstconstruction des Subject-Objects. Entstehen durch dieselbe Producte und Potenzen der ideellen Thätigkeit, wie sie in der Natur aufgezeigt werden können, so sehe ich freilich, daß mein Geschäft eigentlich ein Deduciren der Natur, d. h. Naturphilosophie war.“ Daß sich aber andererseits mitten in den mystischen Speculationen auch Gedanken finden, die von späteren ernsten Forschern als neue wichtige Wahrheiten aufgestellt und begründet worden sind, darf nicht in Abrede gestellt werden. So lehrt Angelus Silesius, den Andeutungen des Meister Eckart folgend, ganz unzweideutig die Idealität der Zeit und des Raumes,

die später Kant wissenschaftlich zu begründen, meines Erachtens allerdings vergeblich, versucht hat:

> Nicht du bist in dem Ort, der Ort, der ist in dir,
> Wirfst du ihn aus, so steht die Ewigkeit schon hier.

und

> Du selber machst die Zeit: das Uhrwerk sind die Sinnen:
> Hemmst du die Unruh nur, so ist die Zeit von hinnen.

Und auf ein nicht minder merkwürdiges Beispiel macht Wundt in der erwähnten Zeitschrift aufmerksam, daß nämlich der Mystiker Heinrich Morus, der im siebzehnten Jahrhundert lebte, auf Speculationen über einen mehr als dreifach ausgedehnten Raum gekommen ist, analog denen, die vor kurzem aus Riemanns Nachlaß veröffentlicht worden sind.

Die pantheistische Mystik, verbunden mit der idealistischen Doctrin, also mit der Lehre, daß Raum und Zeit nur Formen unserer Anschauung sind, nicht den Dingen selber angehören, zeigt sich auch in der neueren deutschen Poesie, sogar bei Dichtern, in deren sonst so klarer Gedankenwelt sie allerdings durchaus wie ein Fremdling erscheint, ich meine in Friedrich Rückerts Gedichten, besonders in seiner Weisheit des Brahmanen:

> Du mußt dein dunkles Selbst zum hellen Selbst erweitern;
> Nur die Verschlossenheit ist in Gefahr zu scheitern.
>
> Dem Ich, dem Schifflein, steht Nicht-Ich, die Klipp' entgegen,
> Und der Nothwendigkeit ist Freiheit unterlegen.
>
> Doch schließ in Gott dich auf und fühl dich unbezwinglich
> Vom Alldurchdringenden durchdrungen undurchdringlich.
>
> Das Nicht-Ich war dein Feind, nun sieh, Nichts ist als Ich!
> Worin denn fürchtetest du zu verlieren dich?

Oder wenn er die Erhebung aus dem verständigen Denken zur mystischen Anschauung schildert:

> In einem Augenblick, wenn still der Geist versunken
> In sich und Welt und Gott, nicht wein- noch schlummertrunken,
>
> Wenn Fern und Nah, und Ist und War, und Zeit und Raum
> Zergangen ist, als wie in stiller Flut der Schaum;
>
> In solchem Augenblick, wo wie mit heil'gem Rauschen
> Der Strom der Schöpfung geht durch deines Herzens Lauschen;
>
> Wo du nicht du mehr bist und nichts mehr ist als du
> Und Gott, in dem du bist, dem du dich athmest zu;
>
> In solchem Augenblick, wer ihn, eh' er geschwunden,
> Empfinden konnte, der hat Ewigkeit empfunden.

Und so wer Ewigkeit empfunden hat einmal,
Hält ewig fest sie, wie der Demant seinen Strahl.

Daß der Inhalt dieser begeisterten Verse, so unzugänglich er auch dem Verstande erscheint, doch nicht bloß leeres Wortgeklingel ist, sondern daß wir es hier mit dem unvollkommenen Ausdrucke eines innigen, mächtigen Gefühles zu thun haben, wird man bei dem gemüthvollen Dichter voraussetzen dürfen. Es ist offenbar das Gefühl von der Unzulänglichkeit von dem, was bis jetzt Resultat des discursiven Denkens geworden ist, verbunden mit dem lebhaften Wunsche zu einer adäquateren Erkenntniß zu gelangen. Will man dieses sich im Negativen haltende Gefühl, dieses sich Sträuben gegen einzelne Erkenntnisse, die dem Verstande durchaus einleuchtend erscheinen, als ein mystisches Element im Denken bezeichnen, so ist dagegen nichts einzuwenden, wenn nur zugestanden wird, daß dieses Element ein durchaus berechtigtes ist. Es ist ja zweifellos, daß mancher Mensch die Unwahrheit eines sophistischen Schlusses fühlt, ohne daß er im Stande ist, die Quelle der Unwahrheit nachzuweisen. In diesem Falle nun läßt sich das richtig leitende Gefühl durch logische Bildung des Menschen sehr leicht zu völliger Harmonie mit seiner Erkenntniß bringen. Sollte aber der Widerspruch des Gefühls da keine Beachtung verdienen, nicht immer und immer wieder zu erneutem Nachdenken bewegen, wo bis jetzt auch der scharfsinnigste Philosoph diese Harmonie zwischen dem klaren Wissen und dem dunklen, aber mächtigen Gefühl noch nicht hat herstellen können? Die allein dem Causalgesetz folgende Erklärung der Welt ist ohne Zweifel eine wissenschaftlich vollkommen berechtigte, aber durchaus widerstrebend dem menschlichen Gefühl, das nur von einer teleologischen die erschöpfende Lösung der Aufgabe hofft. Die durchgängige Bestimmtheit und Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen, der geringfügigsten und der großartigsten, der edelsten und niederträchtigsten, ist dem Verstande überaus klar, und doch sträubt sich gegen diese Erkenntniß jede Menschenseele, da sie sich verantwortlich fühlt für ihre Handlungen. Dieser Widerspruch hat einmal den scharfsinnigen und witzigen Lichtenberg, den Niemand für einen Mystiker halten wird, zu folgendem sonderbaren Dictum veranlaßt: „Wir wissen (?) mit weit mehr Deutlichkeit, daß unser Wille frei ist, als daß alles was geschieht, eine Ursache haben müsse. Könnte man also nicht einmal das Argument umkehren und sagen: Unsere Begriffe von Ursache und Wirkung müssen sehr unrichtig sein, weil unser Wille nicht frei sein könnte, wenn sie richtig wären?“ Das bloß verständige Denken führt für das Menschenleben zu erbarmungslosen Theorien, und in unserer Thätigkeit lassen wir uns darum oft von Gefühlen bestimmen, die ebenso unklar wie mächtig sind.

Wo nun aber in der Wissenschaft der Versuch gemacht wird — und es ist sehr oft geschehen — den Inhalt dieser Gefühle in positiven Begriffen

darzulegen, also das dunkle Fühlen zu einem klaren, widerspruchslosen Wissen dogmatisch zu gestalten, da wird immer das Ohr offen zu halten sein für das Wort der Kritik und der Skepsis, nicht jener vorhin abgewiesenen absoluten, sondern der durchaus berechtigten Skepsis, die keine einzelne Erkenntniß gelten läßt, die nicht durch klare, jedem vernünftigen Menschen einleuchtende Gründe gesichert ist, mag auch die Wahrheit der Erkenntniß noch so sehr uns Herzensbedürfniß sein.

Was wir wissen und einsehen, mag immerhin nur eine kleine Insel in dem weiten Meere des uns Unverständlichen, mindestens Unaussprechlichen sein; wir haben nun einmal uns da zu bewegen, wo für unsere Schritte fester Boden ist. Und die besonnene Skepsis soll uns immer warnen, das flüssige Element, das die Insel umgiebt, nicht für etwas zu halten, worauf ein Menschenfuß wandeln kann, auch nicht dann, wenn es durch den Frost der Dogmatik mit einer dünnen, trügerischen Eisdecke überzogen ist. Die Mystik aber, so weit sie berechtigt ist, soll uns stets daran mahnen, daß eben alles Denken und Erkennen nur eine Insel im weiten Ocean des Unaussprechlichen ist. Dann werden wir gern in der heiligen Meeresfluth die Glieder baden, um neu gestärkt zu werden zu frischer, freudiger Menschenarbeit, gern einmal am Strande hinausschauen in die weite Unendlichkeit und den geheimnißvollen Melodien der Wellen lauschen, die unsere Seele im Tiefinnersten erregen und erschüttern mit wunderbarer, wohlthätiger Gewalt, von welcher das arme, enge Menschenwort zwar keine Kunde zu geben vermag, die aber dennoch deutlich zur Erscheinung kommt in dem Edelsten und Besten, was wir sinnen und sorgen, was wir wollen und vollbringen.

Die Aufnahme der Elgin Marbles in London.

Ein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks.

Von A. Michaelis.

II.

Mehrere Jahre lang blieben die athenischen Marmorbilder in den bescheidenen Räumlichkeiten, welche Lord Elgin im Hofe von Burlington House für sie hatte herrichten lassen. Fast schienen sie verschollen; man hörte kaum davon, daß die ursprüngliche Sammlung um den Inhalt von achtzig Kisten bereichert ward. Denn wenn es auch keineswegs an Künstlern und Liebhabern fehlte, welche die Sammlung aufsuchten, so drang doch wenig darüber in das Publikum.

Mittlerweile nahmen die Engländer hervorragenden Antheil an der neubelebten Erforschung Griechenlands. Zwei Briten, Cockerell und Foster, gehörten zu jener glücklichen Gesellschaft, welcher im Jahre 1811 die Entdeckung der Giebelgruppen des Tempels von Aegina gelang. Der Prinz Regent schickte einen der Beamten des britischen Museums, Taylor Combe, zur Auction ab, um die Gruppen um jeden Preis zu erwerben. Hier waren also Geld und Interesse sofort zur Stelle, und nur durch das rasche und energische Vorgehen Martin Wagners, des vom Kronprinzen von Baiern entsandten Agenten, und durch ein Misverständnis Taylor Combes, der sich nach Malta statt nach Zante begeben hatte, mislang der Kauf. Als dann aber im Jahre 1812 der hundert Fuß lange Reliefsfries des Apollotempels von Bassä bei Phigalia zum Vorschein kam, sah man sich besser vor. Für 15,000 L. St. (besser 300,000 Mark), etwa das Fünffache der von den Entdeckern selbst gehabten Kosten, ließ die Regierung 1814 den in zahllose Stücke zerbrochenen Fries kaufen und, als er im folgenden Jahre nach England kam, dem britischen Museum überweisen. Es war das erste große Werk griechischer Plastik, in dessen Besitz dieses kam, ein Meisterwerk geistvoller, lebensprühender Erfindung, aber an Reinheit und Adel des Stils, an Feinheit der Arbeit und an Mannichfaltigkeit der Kunstarten und Gegenstände mit den athenischen Skulpturen in keiner Weise zu vergleichen. Das hinderte freilich Payne-Knight nicht, sein Kunsturtheil von neuem bloßzustellen und die phigalischen Reliefs ebenso einseitig in den Himmel zu erheben, wie er einst die elginschen Skulpturen herabgesetzt hatte. Es ist sehr die Frage, ob in England so bald der Bann gebrochen wäre, der auf den letzteren lag, wären nicht Fremde gekommen und hätten den Irregeleiteten die Augen geöffnet.

Im Sommer 1814 kam der Kronprinz Ludwig von Baiern von Paris aus nach London. Auch er fand für Lord Elgin kein anerkennendes Wort, aber der Anblick seiner Kunstwerke versetzte den passionirten Sammler und Liebhaber in helles Entzücken. „Edlere Umrisse", berichtet er an Wagner (17 Juni 1814), „sah ich noch an keinen solchen Werken, in einiger Entfernung müssen sie gesehen werden; leider sind sie durch Verwitterung sehr angegriffen, besser noch gerettet als auf dem Parthenon verlöscht, aber dieses bewog wohl Elgin nicht." Dann preist er die Metopen, die schönsten Reliefs, die auf uns gekommen seien, den Pferdekopf, die unvergleichlichen Frauengruppen und den liegenden Heros aus dem Giebel. Vermuthlich sprach er sich mit gleichem Enthusiasmus in den vornehmen Kreisen Londons aus, aber sein Urtheil vermochte nicht das allgemeine Vorurtheil zu brechen. Hierfür war von größerer Bedeutung der Besuch, den kurz darauf, sobald der Friede den Verkehr zwischen Paris und England wieder gestattete, Visconti in London machte, hauptsächlich zu dem Zweck Lord Elgins Sammlung kennen

zu lernen. Visconti war Vorstand des Musée Napoléon; er war ohne alle Frage der Angesehenste aller lebenden Archäologen. Sein Urtheil durfte Anspruch machen, für ebenso unparteiisch wie sachkundig zu gelten. Anerkennender aber kann kein Urtheil lauten als das, welches Visconti gleich nach seiner Rückkehr in einem Briefe an Will. Hamilton (25 November 1814) aussprach. Der Reichthum der Erfindung, die Schönheit der Motive, die Vollendung der Giebelstatuen im Nackten wie in der Gewandung werden gepriesen, die kunsthistorische Wichtigkeit dieser einzig dastehenden Werke gewürdigt, ihre Bedeutung für eine neue Renaissance moderner Kunst betont, genug alle Hauptgesichtspuncte mit jener Präcision und Klarheit hervorgehoben, welche das rechte Wahrzeichen viscontischer Behandlungsweise sind. Eine genauere Darlegung dieser neugewonnenen Anschauungen ward verheißen.

Wie anders klang dies, als was man in England zu hören gewohnt war! Und es kam zur rechten Zeit. Denn von Neuem drohte den bereits so vielgewanderten Skulpturen ein Umzug, da Burlington House verkauft worden war und der neue Besitzer auf Räumung drang. Der nächste Gedanke war, die Sammlung dem britischen Museum zur Aufbewahrung zu übergeben, wo sie dem großen Publikum bequem zugänglich gemacht werden könne. William Hamilton, nunmehr Unterstaatssekretär im auswärtigen Amte, trat im März 1815 deshalb in Unterhandlung mit dem Sprecher Abbott, der zugleich Verwaltungsrath (Trustee) jenes Museums war. Aber die beschränkten Räume des Museums in Montagu House, obschon sie für die Aufnahme der von den Franzosen erbeuteten ägyptischen Alterthümer und der townleyschen Sammlung etwas erweitert worden waren, schienen doch durchaus nicht ausreichend, eine so große Menge umfangreicher Skulpturen aufzunehmen; auch war die Ausstellung fremden Eigenthums im Museum dem Brauche zuwider. Vermuthlich hatte Lord Elgin dies vorausgesehen, und der Antrag war nur eine verkappte Erneuerung des Kaufanerbietens, welches direct zu wiederholen er nach dem früheren Miserfolg Bedenken tragen mochte. Wenigstens hatte er sich bereits zu Anfang des Jahres von einem Freunde ein Gutachten ausstellen lassen, in welchem der Werth der Sammlung dargelegt, der Kostenpunkt erörtert, vor Zersplitterung gewarnt und die Wichtigkeit dieser Werke für die moderne Kunstbildung hervorgehoben ward. Nun erschien Hamiltons Denkschrift in neuer Auflage, durch Viscontis Brief und das eben erwähnte Gutachten vermehrt. In der That ernannte der Verwaltungsrath des britischen Museums eine Commission, welche mit Elgin über den Verkauf in Verhandlung treten sollte. Das Resultat war, daß dieser am 8 Juni bei der Regierung den Antrag einreichte, seine Sammlung für den Staat zu erwerben; wobei er ausdrücklich ablehnte, daß die wirklichen Kosten als Grundlage einer Preisberechnung angesehen würden, vielmehr die

Bestimmung einer angemessenen Kaufsumme ganz der Schätzung des inneren Werthes der Kunstwerke durch competente Beurtheiler und dem Billigkeitsgefühl des Parlaments überließ.

Aber der Unstern, der Phidias Meisterwerke von Anbeginn an verfolgte, war noch nicht erblichen. Das Ministerium war der Annahme des Antrags geneigt, als er aber am 15 Juni dem Hause der Gemeinen vorgelegt ward, erhob sich sofort der Jahre lang genährte Widerspruch. Man bekrittelte das bei der Entführung der Bildwerke beobachtete Verfahren und warf Lord Elgin Misbrauch seiner Stellung als Botschafter zu privaten Zwecken vor, ja man bestritt geradezu die Rechtmäßigkeit seines Besitzes. Allein noch kam es nicht zum eigentlichen Kampf, denn eben in jenen Tagen richtete sich Aller Sinn auf größere Dinge. Der 18 Juni war der Tag von Waterloo! Die unmittelbar auf den Sieg folgenden Ereignisse nahmen natürlich alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Kurz darauf, am 12 Juli, ward das Parlament vertagt, und damit war auch Lord Elgins Angelegenheit wieder von der Tagesordnung abgesetzt.

Dies sollte ihr indessen zum Vortheil ausschlagen. Zu den Folgen der Schlacht von Waterloo und des endgiltigen Sturzes Napoleons gehörte bekanntlich auch der Beschluß der verbündeten Mächte, die Kunstschätze des Musée Napoléon, so weit sie Kriegsbeute oder Kriegsraub seien, den ursprünglichen Besitzern zurückzustellen. Die Ordnung dieser Angelegenheit führte Canova nach Paris, wo er die Interessen des einst ganz vorzugsweise ausgeplünderten vaticanischen Museums zu vertreten hatte. Natürlich blieb ihm daneben Muße, auch anderen Studien nachzugehen. Eben in dieser Zeit, am 21 October 1815, hielt sein Landsmann Visconti in der Akademie die erste seiner beiden Vorlesungen über die Bildwerke vom Parthenon, welche eine ganz meisterhafte Behandlung jener Skulpturen enthielt und die Grundlage aller folgenden Besprechungen geworden ist. Ohne jenes Axiom von der gleichen Höhe der Kunst von Phidias bis Hadrian geradezu fallen zu lassen, erkannte Visconti doch willig an, daß man sich von Phidias bisher eine ganz falsche Vorstellung gemacht habe, und daß diese Werke hinter keiner einzigen, auch nicht der berühmtesten Antike zurückständen. Canova, welchem ja schon seit Jahren der Werth dieser Skulpturen aus Zeichnungen und Erzählungen bekannt war, konnte dadurch nur die Lust wachsen, einer Einladung seines Freundes, des Bildhauers Rossi in London, Folge zu leisten, und sich zu einem kurzen Besuch der Themsestadt zu entschließen. Anfang Novembers gieng er dorthin.

In London war mittlerweile durch Lord Elgins Antrag das ganze Parteitreiben neu aufgelebt. Wieder ließ Payne-Knight seinen Unkenruf vernehmen — damals erschien in Morning Chronicle die oben erwähnte einseitige Ver-

herlichung der phigalischen Bildwerke auf Kosten der athenischen —, wieder ward die Echtheit der Parthenonskulpturen als Werke der Schule des Phidias bestritten; und wieder fühlte sich Haydon zu erneutem Studium begeistert und machte sich, nunmehr ein gereifter Mann von dreißig Jahren, bereit zum ritterlichen Kampf für die verfolgte Schönheit, zu deren Gunsten er im Champion gegen jenen Artikel Payne-Knights eine Lanze brach. Ihm, als einem erprobten Bewunderer, erlaubte Lord Elgin sogar Gipsabgüsse zu machen, zuerst nur von einzelnen Gliedmaßen, dann vom „Ilissos", vom „Theseus", von dem grandiosen Poseidontorso, von einigen Metopen.

Mittlerweile kam Canova an. Er fand seine Erwartungen weit übertroffen, und erklärte diese Bildwerke für das Schönste, was er je gesehen. Alle freie Zeit widmete er ihrer Betrachtung; er bewunderte die einfache Natürlichkeit verbunden mit dem edelsten Formensinn, das Leben welches jeder Theil athme, die Wahrheit in der Wiedergabe des Nackten. Niemand konnte über dies Urtheil entzückter sein als Haydon, welcher sich dem berühmten Meister durch Hamilton vorstellen ließ. „Glauben Sie nicht", sagte er, „daß der Stil dieser Marmorwerke dem aller anderen bekannten Skulpturen weit überlegen ist?" „Ganz gewis", lautete die Antwort, „ihre Wahrheit ist so groß, alle Zufälligkeiten des Fleisches und die Formen überhaupt sind so wahr, so schön, daß diese Statuen eine große Umwandelung in der Kunst hervorbringen werden. Sie werden das mathematische System der Andern über den Haufen werfen." Haydon war außer sich. „Ist es nicht eben das, was ich seit sechs Jahren immer gesagt habe?" äußerte er gegen Hamilton. Canova gieng so weit, die von ihm so hoch geschätzten Dioskuren von Monte Cavallo als manieriert zu tadeln, ja auch dem belvederischen Apollon seinen Vorrang streitig zu machen: „diese Werke sind allein die Reise von Rom werth". Er gieng mit Haydon alle Einzelheiten durch. „Wie werden sie in Rom staunen, wenn sie einen Abguß hiervon bekommen", äußerte er von dem in der That einzigen Torso des Poseidon; Haydon war glücklich ihm einen von seinen Abgüssen schenken zu dürfen. „Wenn irgend ein Bildhauer", äußerte Canova ein andermal, „solche Statuen gemacht hätte, ehe diese zum Vorschein kamen, man würde geschrieen haben: sono troppo vere".

Es ist begreiflich, daß diese Aeußerungen aus dem Munde eines Mannes, der damals fast unbestritten als der erste Bildhauer der Welt galt, den größten Eindruck machten. Besonders Payne-Knight war wüthend. Aeußerte doch Canova gegen einen Beamten des britischen Museums über seine Schoßkinder, die Reliefs von Phigalia, sie seien freilich höchst bewundernswerth, aber mit den elginschen Skulpturen doch gar nicht zu vergleichen; wenn für jene 15,000 L. St. gezahlt worden seien, so seien diese ihre 100,000 werth. Perceval, der sie einst auf gut Glück zu 30,000 L. St. geschätzt hatte, war

ganz verblüfft. Andere verstiegen sich in die wunderbarsten Redensarten. Um das eigne Urtheil zu retten, blieb schließlich nichts übrig, als Canovas Geschmack herabzusetzen, was denn auch von Seiten der Clique geschah. Die Hauptsache aber war, daß nicht bloß das unbefangene Publikum, sondern auch die Regierung sich dem Eindrucke von Canovas Urtheilen nicht entziehen konnte.

So kam die Eröffnung der neuen Parlamentssession heran. Die Verhältnisse waren zu günstig, als daß Elgin mit der Erneuerung seines Antrages lange hätte zögern sollen. Am 14 Februar 1816 ward dieser eingebracht; schon vierzehn Tage später begann die vom Unterhause gewählte Specialcommission mit Henry Bankes an der Spitze das Zeugenverhör.

Es handelte sich hauptsächlich um zwei Punkte. Zunächst waren die Einzelheiten der Erwerbung genau festzustellen, namentlich die Verhältnisse in Athen, die Rechtmäßigkeit des Besitzes, der Umfang der Sammlung, die Höhe der Kosten. Hier waren theils Lord Elgin selbst, theils Hamilton und Hunt die Hauptzeugen, und man muß bei Durchsicht der Protokolle gestehen, daß sie in ein ziemlich lebhaftes Verhör genommen wurden, ebenso aber auch, daß sie dies in allen wesentlichen Puncten siegreich bestanden. Einige Nebenpunkte wurden auch anderen Zeugen vorgelegt, welche Athen aus eigener Anschauung kannten. Namentlich galt es, den Grad der Gefahr festzustellen, in welcher die Skulpturen dort geschwebt hatten. Natürlich herschte hierüber nicht völlige Uebereinstimmung; am dringendsten schilderte das Parlamentsmitglied Morritt, welcher Jahre lang im Orient gewesen war und den Parthenon zu verschiedenen Zeiten wiedergesehen hatte, die rasch zunehmende Gefahr der Zerstörung.

Für die Einsicht in die Stellung, welche Elgins Sammlung damals in den Augen der Kunstfreunde einnahm, bietet weit mehr Interesse die zweite größere Abtheilung derjenigen Zeugen, welche ihr Urtheil über den Kunstwerth der Sammlung abzugeben hatten. Hierfür hatte man vorgeladen, was nur von hervorragenden Autoritäten dieses Faches in London war. Elgin hatte drei Sachverständige in Vorschlag gebracht, darunter auch Haydon. Die Commission sah von dem jungen Künstler ab, um Payne Knight zu schonen, mit welchem Haydon, wie gesagt, im Federkriege lag. Haydon fühlte sich mit Recht verletzt, und veröffentlichte im Examiner und im Champion (17 März) einen sehr scharfen Artikel „über den Vorzug, welchen man dem Urtheil von Kennern vor dem von Berufsleuten gibt, in Sachen der Elgin Marbles". Er wandte sich darin ebenso sehr gegen vornehme Liebhaber, wie gegen halbwissende Kenner, und ganz besonders gegen Payne-Knight; natürlich berief er sich auf Canovas begeisterte Urtheile. Auch sonst begleitete eine lebhafte publicistische Theilnahme die Sitzungen der Commission. Namentlich machten

die Aussagen Payne-Knights und seiner nächsten Anhänger viel von sich reden.

Payne-Knight blieb bei seiner alten Meinung, die er auf Spons Angabe und auf stilistische Beobachtungen stützte, daß von den Giebelfiguren der größere Theil aus hadrianischer Zeit stamme. Er hielt es für möglich, daß der grandiose Torso Poseidons einst den geschniegelten Portraitkopf jenes eiteln Kaisers getragen habe; er erkannte in der Gewandung der Frauengruppen, die heute wohl Jeder zu dem Vollendetsten alter Kunst zählt, den verkünstelten kleinlichen Stil der hadrianischen Epoche, und erklärte diese Gewandstatuen, abgesehen von dem Interesse des Fundorts, für ziemlich werthlos! Urtheilte er auch günstiger über den „Theseus" und vor allem über den Flußgott, so waren ihm doch auch diese Statuen nur zweiten Ranges, mit dem Laokoon, dem Apoll, oder dem Torso von Belvedere gar nicht zu vergleichen; ja auch Townleys glatt elegante Venus und Lord Lansdownes Hermes, eine gute Copie nach einem Original lysippischer Art, standen ihm höher als alle elginschen Statuen. An diesen vermißte er sogar die sichtbaren Spuren des Meißels, welche am Laokoon so deutlich seien — nämlich in Folge der Ueberarbeitung im sechzehnten Jahrhundert! Weit anerkennender urtheilte Payne-Knight über die Metopen, deren beste er sogar über die Reliefs von Phigalia stellte; während der herliche Fries nur wenig Gnade vor seinen Augen fand. Immer wieder betonte er die arge Zerstörung, welche ihn die ganze Sammlung nur auf 25,000 L. St. (500,000 M.) schätzen ließ; doch hoffte er, die Regierung werde sich zu einem höheren Preise verstehen und dadurch — man denke! — Lord Elgin den Dank für die Rettung dieser Werke vor Zerstörung und Zerstreuung zu erkennen geben. Man glaubt deutlich zu bemerken, daß Payne-Knight die Erfolglosigkeit seines Widerstrebens eingesehen hatte und auf einen leidlichen Rückzug bedacht war.

Der Architekt Wilkins stimmt mit Payne-Knight in der Geringschätzung des Frieses überein, stellt aber die Giebelfiguren über die Metopen, und unter jenen den „Theseus" über den Flußgott. Im Allgemeinen will er den Bildwerken nur als architektonischen Skulpturen ihren Werth zuerkennen, nicht als selbständigen Kunstwerken, und meint, Zeichnungen würden für die Zwecke künstlerischer Bildung genügt haben. Lord Aberdeen, der im Publikum auch als Anhänger Payne-Knights galt, urtheilt doch mit viel freierem Blick über den hohen Werth der Skulpturen, denen er vor dem Fries von Phigalia, so hoch er diesen auch stellt, dennoch mit Entschiedenheit den Vorzug gibt. Er spricht unverhohlen seine Freude darüber aus, daß die Skulpturen in England geborgen seien, und schätzt die ganze Sammlung, von Münzen und andern Einzelheiten abgesehen, auf mindestens 35,000 L. St. (700,000 Mark).

Die volle Einsicht in das Verhältnis, in welchem Elgins Bildwerke zu

den berühmtesten sonstigen Antiken stehen, tritt uns erst bei den fünf Bildhauern entgegen, welche von der Commission eingeladen waren, ihr Zeugnis abzulegen. Es sind Rollekens, Flaxman, Westmacott, Chantrey, Rossi. Ihnen allen werden die Fragen vorgelegt, wie sich die Metopen und der Fries, wie sich der „Theseus“ und der Flußgott zu einander, wie letztere sich zum belvederischen Apollon und zum Laokoon verhalten, wie ihr Werth sich stelle im Vergleich mit der townleyschen Sammlung und den Reliefs von Phigalia. Keiner von den fünf Bildhauern besinnt sich auch nur einen Augenblick, die Bildwerke in die höchste Klasse aller uns bekannten Antiken zu setzen. Sie freuen sich, daß sie von Restaurationen frei geblieben seien; was ihnen an Geldwerth dadurch abgehe, daß sie nicht zur Decoration in Privathäusern gebraucht werden könnten, das komme ihrer Bedeutung für die Zwecke künstlerischer Bildung zu gute. Ebenso ist es den Bildhauern allen nicht zweifelhaft, daß diese Originalwerke hoch über den römischen Skulpturen der townleyschen Sammlung stehen und auch die Friese von Phigalia, so trefflich diese auch componirt seien, übertreffen.

Verschiedener lautet das Urtheil über das Verhältnis der Hauptstatuen der Sammlung zu denjenigen Statuen, welche bis dahin als unerreichte Muster der Kunst galten. Flaxman, der sich am eingehendsten äußert, steht nicht an, den „Theseus“ über den einst von Winckelmann besungenen Heraklestorso vom Belvedere zu stellen. Dem belvederischen Apollo dagegen weist er einen höheren Rang an, weil ein Gott über einem Heros stehe und die Idealität göttlicher Formen dem Heros nicht zukomme. Wie Flaxman wohl geurtheilt haben würde, wenn man den „Theseus“ damals für einen Gott erklärt hätte? Offenbar spielt in sein Urtheil ein stoffliches Moment hinein, welches der Schätzung des Kunstwerthes an sich fremd ist. Ihm steht aber diese Anschauung so fest, daß er sich auch dadurch in ihr nicht beirren läßt, daß er doch die Parthenonskulpturen für Originalwerke aus Phidias' Schule hält, den Apollon dagegen für eine bloße Copie nach einem Bronzeoriginal — eine Behauptung, die sich seither völlig bestätigt hat, damals aber das lebhafte Erstaunen und die Bitte um nähere Begründung bei den kunstverständigen Herren der Commission hervorrief. Dem Laokoon gegenüber hebt Flaxman richtig die ältere, einfachere, mehr auf das Wesentliche beschränkte Darstellung anatomischer Dinge hervor, was er gelehrt durch Vergleichung der anatomischen Anschauungen des Hippokrates erläutert. Umgekehrt will Westmacott über das Verhältnis des „Theseus“ zum Laokoon nicht bestimmt urtheilen, wogegen er jenen für dem Apollo unendlich überlegen erklärt. Letzteres ist auch Chantreys Meinung; beim „Theseus“ hersche Natur im großen Stil, gänzlich verschieden von dem viel ausgeführteren Apollo. Am eigenthümlichsten ist es zu sehen, wie der Italiener Rossi die altberühmten

Zierden seines Heimatlandes weit unter die neuen griechischen Götter stellt. Mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Nation gibt er sich diesem Eindruck hin und erklärt die Sammlung Lord Elgins für die erste der Welt. Ebenso unbedingt lautet des alten Nollekens Lob; nur daß von ihm, vielleicht dem originellsten Kauz, den das an scharf ausgeprägten Originalen so reiche England besessen hat, nur die allgemeinsten Antworten zu erlangen sind. Jede Einzelschätzung, jede kunsthistorische Frage lehnt er ab; als Bankes ihn bittet das vermuthliche Alter der Bildwerke mit dem andrer ihm bekannter Antiken Italiens zu vergleichen, gibt er die köstlich naive Antwort: „Ich denke, sie sind ungefähr ebenso alt, sie mögen aber auch wohl älter oder jünger sein"!

Wer hätte wenige Jahre vorher wohl gewagt, dem Apollo vom Belvedere eine andere Statue vorzuziehen, vollends eine ohne Hände und Füße und mit ganz verriebenem Kopf? Wer hätte dem Laokoon den Anspruch streitig machen mögen auf den von Michelangelo einst ihm ertheilten Ehrentitel des „Wunders der Kunst", oder wenigstens Mitbewerber um diesen Titel zugelassen? Hier aber sprechen sich die besten Bildhauer, die England besaß, fast einstimmig anders aus, sie finden nicht Lobesworte genug für diese neuen Kunstwerke, die schönsten die sie je gesehen hätten! Ebenso hatte sich Canova geäußert; ebenso lauteten die Antworten der Maler West und Lawrence, welche sehr richtig über die Grundverschiedenheit dieser Werke von den übrigen Antiken urtheilen; ebenso auch der Kunsthändler Day, der etwa dreißig Jahre in Rom gelebt hatte. Es ist die Helle eines neuen Tages, welche aus diesem eigenthümlichen Zeugenverhöre hervorleuchtet. Gegenüber dieser Thatsache ist es von weit geringerer Bedeutung, daß über den Werth der einzelnen Stücke, unter einander verglichen, die Urtheile noch ziemlich auseinander gehen. Die Einen stellen die Statuen obenan, die Andern den Fries; die Metopen gelten den Meisten als der mindest vollkommene Theil, während Flaxman glaubt, sie um ihres „höheren" Gegenstandes willen — heroische Kentaurenkämpfe — über den Fries stellen zu müssen, dessen Festzug nur gewöhnliche Menschen umfasse. Ueber den „Theseus" und den Flußgott sind Alle einig. Die Frauengruppen stellen Westmacott und Rossi diesen gleich, Flaxman und Chantrey schätzen sie minder hoch. Chantrey findet ihre Gewandung für die nähere Betrachtung zu überfüllt und zertheilt, sie seien auf die Wirkung aus der Ferne und für eine hohe Aufstellung berechnet, während Flaxman, auch hier wiederum doctrinär, der Epoche des Phidias dergleichen feine Berechnung noch nicht zutraut. In allen diesen Verschiedenheiten kommen Fragen zur Sprache, welche noch heute keineswegs zu vollem Austrag gekommen sind. Das beweist aber nur die außerordentliche Anregung, welche von jenen Werken auf sehr verschieden geartete Beschauer ausgeübt wurde und noch immer wird.

Vierzehn Tage lang dauerte dieses denkwürdige Verhör. Die erste Hälfte des März 1816 ist es, in welche die so zu sagen officielle Constatierung einer vor sich gehenden Revolution des Kunstgeschmackes fällt. Die Wirkung auf die Parlamentscommission blieb nicht aus und fand in dem von Bankes verfaßten Bericht vom 25 März ihren klaren Ausdruck. Nur noch die eine Frage muste gelöst werden, wie die umfangreiche Sammlung in den engen Räumen des britischen Museums sich unterbringen ließe, um sofort nach dem Ankauf aufgestellt und dem Publikum übergeben zu werden. „Könnten Sie nicht", schrieb Bankes an Abbot (17 April), „den Anubis und alle die ägyptischen Scheusale für einige Zeit in die Finsternis verbannen und die jugendfrischen Götter und Heroen deren Saal einnehmen lassen, bis ein passenderer für sie hergestellt werden kann? Sie müssen durchaus, so oder so, ohne Verzug benutzbar gemacht werden zum Zwecke der Studien, wie für die Gründung unserer Kunstschule." Auch hierfür fand man einen Ausweg, und es fehlte nichts mehr als die Zustimmung des Parlaments. Ehe es aber zur entscheidenden Verhandlung kam, war Lord Elgin in der Lage, noch einen neuen Bundesgenossen ins Feld zu führen. Visconti hatte ihm die beiden Abhandlungen übersandt, die er vor anderthalb Jahren in der französischen Akademie gelesen hatte. Elgin beeilte sich sie drucken zu lassen, schön ausgestattet, in zwei Ausgaben. Die eine enthielt den französischen Originaltext, die andere eine englische Uebersetzung. Beide Ausgaben erschienen im Mai. Die warme Anerkennung und die lichtvolle Erklärung aus der Feder des ersten lebenden Archäologen konnten unmöglich ihre Wirkung verfehlen. Man bewunderte Lord Elgins Glück oder Geschick, so zu rechter Zeit seine besten Hilfstruppen ins Treffen rücken zu lassen.

Der 7 Juni 1816 ist ein denkwürdiger Tag in der Kunstgeschichte. Die vornehmste politische Körperschaft Europas saß da zu Gericht über den Werth einer Sammlung zerbrochener Marmorwerke. Sie vernahm den Bericht ihrer Commission, welche nicht blos die Rechtmäßigkeit des Besitzes nachwies, sondern unter geschickter Benutzung von Payne-Knights Aeußerungen den Werth der Sammlung an sich und für die künstlerische Ausbildung Englands beleuchtete, ja selbst eine kunsthistorische Vorlesung über Phidias zu Nutz und Frommen der Gemeinen hinzufügte. Man hörte die verschiedenen Schätzungen, welche zwischen 30000 und 60800 L. St. schwankten, sowie Lord Elgins Kostenberechnung, die sich auf 74000 L. St. belief. Die Commission selbst schlug im Anschluß an Lord Aberdeen einen Preis von 35000 L. St. (700000 Mark) vor, nebst der Ernennung des jedesmaligen Grafen von Elgin zum Mitgliede des Verwaltungsrathes des britischen Museums. Der Vorschlag war nichts weniger als glänzend, da Lord Elgins Baarkosten, ganz abgesehen von dem Zinsverlust, sich auf etwa 51000 L. St. (über eine

Million Mark) belaufen hatten. Aber Elgin selbst hatte ja nicht gewünscht, daß dies zur Grundlage der Schätzung genommen würde, und Englands Schuldenlast nach dem langen Kriege mochte Sparsamkeit bei Luxusausgaben räthlich machen. Auch hatte Brougham so Unrecht nicht, wenn er meinte, mit dem Ankauf der Sammlung sei man noch nicht am Ende, denn dann werde es erst gelten, ein würdiges Gebäude dafür zu errichten. Die Verhandlung des Parlaments, so erregt sie auch war, und so reich an erheiternden Episoden, bewegte sich doch fast ausschließlich auf dem Gebiete persönlicher Ausfälle und des allgemeinen politischen Gegensatzes zwischen der Regierungspartei und der Opposition; die künstlerische Seite der Angelegenheit kam nur beiläufig zur Sprache und bot nach den erschöpfenden Verhandlungen im Schoße der Commission keine neuen Gesichtspunkte dar. Nachdem die Opposition ihrer vermeintlichen Pflicht des Widerspruchs in einer Anzahl längerer Reden genügt hatte (unter welchen nur Broughams Rede, zu gleicher Zeit die anerkennendste für den ungewöhnlichen Werth der Sammlung, von Bedeutung ist), nahm das Haus mit 82 gegen 30 Stimmen — so gelichtet waren damals, gegen den Schluß der Session, bereits die Reihen — den Commissionsantrag an. Jetzt erst konnten die Bildwerke vom Parthenon als wirklich gerettet gelten. Auch die Oppositionsblätter gaben schon am folgenden Tage ihre Befriedigung zu erkennen.

Ganz ohne Opfer gieng es freilich nicht ab. Der arme Haydon mußte, wie ihm Lawrence vorausgesagt hatte, seine Polemik gegen Payne-Knight und vornehme Dilettanten schwer büßen. Sein Gönner Lord Mulgrave, der ihn grade der British Institution für ein dreijähriges Stipendium zu einer Studienreise nach Italien hatte vorschlagen wollen, glaubte nunmehr davon absehen zu müssen. Haydon erhielt das Stipendium nicht. Er ließ sich dadurch aber nicht irre machen, sondern wirkte auch ferner in der Presse für immer tiefere Würdigung seiner Pflegekinder. Diese wurden bald Jedem zugänglich, wenn auch zunächst nur provisorisch, im britischen Museum aufgestellt. „Kurz nachdem dies geschehen war", so erzählt ein Zeitgenosse, „bemerkte man eines Tages einen anständig aussehenden Herrn mitten in der Gallerie auf einer und derselben Stelle wohl über eine Stunde stehen, unbeweglich, außer daß er sich langsam umdrehte. Endlich verließ er den Saal, kam aber nach Verlauf zweier Stunden auf seinen früheren Platz wieder zurück, nunmehr umringt von einem Dutzend junger Herren, die er etwa folgendermaßen anredete: 'Sehen Sie, meine Herren', und dabei zeigte er auf den Fries, 'schauen Sie Sich die Reiter an hier rings um den Saal herum; sehen Sie wie sie sitzen, sehen Sie wie leicht und elegant sie reiten. Ich habe nie in meinem Leben solche Männer gesehen; sie haben keine Sättel, keine Steigbügel, sie müssen sich in großem Stil aufs Pferd geschwungen

haben! Sie werden wohl daran thun, die Haltung dieser vornehmen Burschen zu studieren; bleiben Sie heute Morgen hier, anstatt mit mir zu reiten, und ich bin überzeugt, Sie selbst werden morgen besser zu Pferde sitzen!' Es ist unnöthig hinzuzufügen, daß der Herr ein Reitlehrer war." — Vor Allen strömten natürlich die Künstler hinzu. Noch in demselben Jahre 1816 erschienen mehrfache Publicationen der „Elgin Marbles". Denn dieser Name blieb ihnen, und das ist fast die einzige Genugthuung, welche Lord Elgin selbst von seiner rettenden That davontrug; sonst ward er anläßlich seiner Botschaft noch in weitere Händel der unerquicklichsten Art verwickelt.

Der Ruf von der Parlamentssitzung und dem Ankauf der Bildwerke durch den Staat erscholl bald durch ganz Europa, vielleicht noch lauter als fast anderthalb Jahrhunderte zuvor die Kunde von der Zerstörung des Parthenons durch venezianische Bomben. Der vielgeschäftige Böttiger in Weimar veranstaltete eine Uebersetzung von Hamiltons Denkschrift (Leipz. u. Altenb. 1817), welcher er einige weitere Mittheilungen beifügte, darunter auch „Bemerkungen der Weimarischen Kunst-Freunde". Leider ist es diesmal nur Heinrich Meyer, der hinter der vielversprechenden Chiffre „W. K. F." steckt. Seine Bemerkungen zeigen mehr Zuversicht in die eigenen vorgefaßten Ansichten, als Einsicht in das Neue, Große, was hier auftrat. Ohne eigene Anschauung der Werke fühlte sich Meyer berufen, Viscontis, des Augenzeugen und Meisters, Zeugnis zu bekritteln und zu bemängeln! Unbefangener würdigte sein größerer Genosse das bedeutende Ereignis. In einem merkwürdigen, „Verein der deutschen Bildhauer" überschriebenen Aufsatze (27 Juli 1817) spricht Goethe die Hoffnung aus, daß auch für Deutschland, wie es für England von Anfang an im Plane lag, eine Reform der Plastik an diese neugewonnenen Werke sich knüpfen möge. Ganz allein in jenen Arbeiten des Phidias und seiner Zeitgenossen seien die würdigsten Vorbilder zu finden. „Jeder deutsche Bildhauer verbindet sich daher: alles was ihm von eigenem Vermögen zu Gebote steht oder was ihm durch Freunde, Gönner, sonstige Zufälligkeiten zu Theil wird, darauf zu verwenden, daß er eine Reise nach England mache und daselbst so lang' als möglich verweile ... Daselbst studiere er vor allen Dingen aufs fleißigste den geringsten Ueberrest des Parthenons und des phigalischen Tempels; auch der kleinste, ja beschädigte Theil wird ihm Belehrung geben. Dabei bedenke er freilich, damit er sich nicht entsetze, daß es nicht gerade nöthig sei, ein Phidias zu werden."

Den Beschreibungen und Abbildungen folgten bald Abgüsse. Canova hatte auf seiner Rückreise von London nach Rom Dannecker in Stuttgart aufgesucht und in hellster Begeisterung ihm die neue Kunstoffenbarung verkündigt. Wahrscheinlich aus derselben Quelle, aus der Canova seinen Abguß des Poseidontorso erhielt, von Haydon, wird dann Dannecker einige Stücke

bezogen haben. Genug, als im Sommer 1819 Friedr. Gottl. Welcker, mit der Gründung des Bonner Kunstmuseums, der ersten Universitätsanstalt dieser Art, beschäftigt, sich mit einigen Fragen an Dannecker wandte, antwortete ihm dieser wie folgt (26 Juli 1819): „... Meine Sammlung hat sich vergrößert durch Abdrücke von den Lord Elgienschen Kunstwerken aus London. Wenn gleich der Zahn der Zeit Vieles verdorben, so stehen diese Lord Elgienschen Kunstwerken sehr hoch, über viele berühmte bekante Meister Werke. Wir besizen den Ilysseus,' ein Fluß Gott, den jungen Hercules, vieleicht ein Theseus; diese beide haben mich so ergriffen, daß ich sagen muß, für mich ist es das höchste was ich je in der ganzen Kunst gesehen habe, sie sind wie auf Natur geformt, und doch habe ich noch nie das Glück gehabt solche Naturen zu sehen. Wenden Sie sich an diese Sammlung nach London, lassen Sie Sich die vorzüglichere Abgüsse kommen, und ich bins gewieß, jedes, wenn auch nicht gleich, wird ergriffen werden. Es thut mir weh mich von dem Apollo di belvedere zu trennen, ich war schichtern, ich hielt mich für frech auszusprechen, was ich jezt noch [kaum] diesem Brief anvertrauen mag." Kann man wärmer, kann man wahrer den Eindruck schildern und den Kern der Sache treffen, als es in diesen anspruchslosen Zeilen geschieht?

Und doch, der volle Genuß ward erst denen zu Theil, welche in London die Originale selbst aufsuchen konnten. Unter diesen Glücklichen verdient mit besonderen Ehren Quatremère de Quincy genannt zu werden. Dieser hochgestellte Mann hatte sich bereits mehrfache Verdienste um den Parthenon erworben. Er hatte aus einem verstaubten Winkel der Pariser Bibliothek die kostbaren Zeichnungen hervorgezogen, in welchen der Maler Carrey im Jahre 1674, dreizehn Jahre vor der Zerstörung des Parthenons, den größten Theil von dessen Bildwerken in ihrem ursprünglichen Zusammenhang verewigt hatte; er hatte scharfsinnig diesen Zeichnungen wichtige Folgerungen für die Deutung jener Skulpturen entnommen. In dem Hauptwerke seines Lebens, dem Jupiter Olympien (Paris 1814), hatte ferner Quatremère die Goldelfenbeintechnik einer epochemachenden Untersuchung unterzogen, jene Gattung farbiger Skulptur, welche, unserem modernen Geschmack so fremdartig, den doch sicherlich nicht minder fein urtheilenden Hellenen als der Gipfel aller statuarischen Kunst erschien; zwei der größten Kunstwerke dieser Art waren eben der olympische Zeus und die Athena Parthenos des Phidias. So lebte und webte Quatremère de Quincy bereits in Phidias, wenigstens in dem Phidias, wie er ihn sich dachte, als Canova ihm aus London von dem wirklich erschauten Phidias überraschende Wunderdinge berichtete und aus Rom, wo ihm einige Abgüsse stäts vor Augen standen, weiter bestätigte. War es zu verwundern, wenn Quatremère sich zuerst der neuen Lehre verschloß;

wenn er sich nicht darein finden konnte, daß seine ganze bisherige Gedankenwelt unzulänglich oder gar irrig sein sollte; wenn er einen Theil der Lobeserhebungen der Neigung zuschrieb, welche Entdeckern eigen sei, das von ihnen zuerst oder allein Gesehene einseitig in den Himmel zu erheben; wenn auch die in Paris befindliche Friesplatte und einige andere Abgüsse im Besitz Choiseul-Gouffiers ihn wenigstens nicht ganz an der alten Meinung irre machten? Aber Canovas Urtheile und der gleichzeitig nach Paris gelangte Abguß des „Theseus“ — vermuthlich wiederum aus Haydons Formen hervorgegangen — bewirkten doch eine bedeutende Umwandelung. Der letztere Abguß namentlich war für Quatremère nach seinem eigenen Ausdruck „wie eine Art Offenbarung. Ich empfand sofort, wie sehr alle die eingebildeten Systeme über die Geschichte der Kunst und des Geschmacks in Griechenland irreleiten, wenn man sich bloß auf die geringe Anzahl unzusammenhängender oder zweifelhafter Thatsachen stützt, welche man nur zu oft für ein vollständiges Ganze nimmt. Was wir noch von Antiken besitzen, scheint mir einer häufig ungenauen Uebersetzung eines antiken Geschichtswerks vergleichbar, von welcher uns überdies mehr als drei Viertel fehlten und in welcher keine zwei Seiten auf einander folgten.“ In diesem Sinne schrieb er an Canova, dem es nun nicht schwer ward, ihn vollends zur Reise nach London zu bewegen; von dort sollte er ihm über seine Eindrücke berichten.

Im Juni 1818 gieng Quatremère auf vierzehn Tage nach London. Jetzt erst fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Einige Besuche des britischen Museums machten aus dem ehemaligen Saulus vollends einen Paulus, und Wenige haben das neue Evangelium mit solcher Wärme verkündigt wie er. Sieben Briefe an Canova, binnen elf Tagen geschrieben (6—16 Juni), sind das beredteste Zeugnis für die gänzliche Wandelung des Geschmacks. Wir müssen den Mann glücklich preisen, der in seinem dreiundsechzigsten Jahre so klar und so freudig das neue Licht auf sich wirken läßt, mit altverjährten Vorurtheilen bricht und der Wahrheit seinen Verstand und sein Herz öffnet, zum reichsten eigenen Gewinn. Wir dürfen es aber auch zu Canovas Verdiensten um die elginschen Bildwerke rechnen, daß er sofort die Briefe seines Freundes dem Genusse und der Belehrung aller Gebildeten übermittelte (Rom 1818). Sie geben, nach jedem neuen Besuch des Museums sofort niedergeschrieben, in voller Frische den unmittelbaren Eindruck der Skulpturen wieder. Grade diese Unmittelbarkeit bildet den Hauptreiz; er wird aber gehoben durch die Feinheit der künstlerischen Empfindung und die Richtigkeit des Urtheils, durch die sichere Auffassung des Einzelnen und das tiefe Eindringen in die inneren Gründe der gesammten Erscheinungen. Der Verein aller dieser Eigenschaften macht das Buch zu einem der werthvollsten Stücke der umfangreichen Par-

thenonlitteratur. Es wäre gewis allgemeiner als solches anerkannt und gewürdigt, wenn es nicht ziemlich selten wäre.

Es ist nicht wohl thunlich, die Hauptgedanken des Buches in der Kürze wiederzugeben. Für den Zweck dieser Skizze kommt vor Allem der fünfte Brief in Betracht. Der sogleich beim ersten Anblick empfangene Eindruck unerschöpflich reicher Originalität gegenüber der stilistischen Monotonie der meisten übrigen Statuen, wie sie unsere Museen bevölkern, wird hier dargelegt. Die hingelagerte sogenannte Parze („Thauschwester") des Ostgiebels wird mit der vaticanischen Ariadne verglichen, der Flußgott mit dem sterbenden Gallier des Kapitols, der Poseidontorso mit den Kolossen von Monte Cavallo, der „Theseus" mit dem belvederischen Torso des Herakles. Ueberall schlägt das Urtheil zu Gunsten der athenischen Originale aus. Aber es ist nicht blos ein hingeworfenes Urtheil, sondern in jeder Vergleichung wird ein wirklich charakteristisches und durchschlagendes Moment geltend gemacht. Doch nicht in diesen Einzelvergleichungen sucht Quatremère das eigentlich Entscheidende, sondern in dem Gesammtcharakter. Hier zum erstenmale tritt uns ein großes Ganze von Originalwerken entgegen, aus einer bestimmten Zeit, von einem gemeinsamen Grundcharakter, und doch wie mannigfaltig, wie reich! Wie sehr ist der Stil in jedem einzelnen Stück der besonderen Aufgabe gerecht geworden! In den nackten Männergestalten besteht der durchgehende Charakterzug „in der augenfälligsten Vereinigung zweier Eigenschaften, der Erkenntnis und der Empfindung des Großen und Wahren, die beide über alle Vorstellung hinausgehen." Den Körpern liegt die vollendetste Einsicht in den Knochenbau zu Grunde, welcher in keiner andern antiken Skulptur so deutlich zu Tage tritt. Daher die Mischung von sicherer Leichtigkeit und gediegener Kraft: diese Körper können sich bewegen, sie scheinen sich zu bewegen. Und dann das bald feste bald weiche Fleisch, die bald angespannten bald ruhenden Muskeln, die elastische, überall sich anschmiegende Haut, jenes in Worten unfaßbare, dem Gefühl unmittelbar zugängliche Spiel unendlicher, feinster Bewegungen der Oberfläche, bis in jede Einzelheit wahr und von Leben erfüllt! „Ich habe nichts so Lebendiges in seiner Art gesehen wie den Pferdekopf. Das ist keine Skulptur mehr; das Maul wiehert, der Marmor lebt, man glaubt ihn sich bewegen zu sehen .... Und der Ilissos — man meint, er werde sich erheben; man meint, er erhebe sich schon; man wundert sich, daß er noch immer da liegt." Hier ist nichts Berechnetes, nichts Systematisches in der Darstellung des Menschenkörpers, wie z. B. in den Kolossen von Monte Cavallo: „wenn man die Kunst bemerkt, so geschieht das auf Kosten des Genusses; überall liebt man das, was vielmehr entstanden als gemacht ist". Aber fast noch höher stellt Quatremère die Gewandfiguren. Wie so ganz anders erscheinen sie, als man sich früher die Gewandbehandlung eines

Phidias gedacht hatte! Nichts von jener vermeintlichen Steifheit, von jener etwas herben Hoheit, sondern auch hier der unbegreiflichste Reichthum spielender Phantasie und natürlichsten Lebens. Bald schmiegen sich die Falten leicht und fein den Körpern an, bald wehen sie, vom Winde aufgebauscht, in mächtigem Schwunge zurück, bald umhüllen sie den Körper in großen Massen, die wieder eine unendliche Menge reichster Einzelmotive umschließen. Die Krone von allen aber ist jene Gruppe der drei Parzen („Thauschwestern"), ein unschätzbares Meisterwerk an Composition, an Anmuth, an Zartheit und Leichtigkeit. „Der Reiz dieser Gewandstatuen ist wie der der Grazie. Es ist die Verzweiflung derer, welche überall nach dem Warum fragen. E bella perchè è bella, das ist in solchen Dingen der beste Grund; hiervon wird der Kenner nie mehr verstehen als der Laie. So will es die Natur, denn was man Grazie nennt, wirkt nur auf den Instinkt, welcher allen Menschen gemeinsam ist, und der Instinkt gehört zu den Dingen, die man sich begnügen muß einfach anzuerkennen, ohne daß es jemals gelingen könnte ihn zu erklären; ließe er sich erklären, so würde er nicht mehr sein was er ist."

Genug von dergleichen Auszügen, die doch nur ein schwaches Bild von dem Buche selbst geben können. Wer dies liest, fühlt sich ganz hineinversetzt in die Zeit, da alle diese Anschauung, alle diese Einsicht zum erstenmale neugewonnen ward. Ich möchte glauben, daß Quatremères Briefe es waren, welche im Jahre 1820 den alten Goethe wieder einmal zum Parthenon und den „Elginischen Marmoren" führten und ihn zu dem Ausspruch veranlaßten: „Die äußersten Grenzen menschlicher Kunstthätigkeit im höchsten Sinne und mit natürlichster Nachbildung wurden wir gewahr und priesen uns glücklich auch dies erlebt zu haben". —

Es sind nur einzelne hervorstehende Züge aus der Geschichte eines Wendepunktes in der Auffassung der Antike und damit des Kunstgeschmackes überhaupt, welche wir hier geschildert haben. Die Wissenschaft steht seitdem auf dem neuen Standpunkt; das große Publikum folgt mehr und mehr nach. Möge sich nur ein Jeder hineinleben in diese Werke: es wird ihm sicherlich gehen wie dem Weisen von Weimar: er wird sich glücklich preisen, auch dies innerlich erlebt zu haben!

Nach den Wahlen.

Die Schlacht ist zu Ende, nicht der Kampf. Zunächst freilich bringen wir willig unserer menschlichen Schwäche ein Opfer. Wir freuen uns offen über unseren Sieg und rufen den Gegnern in der Fortschrittspartei, die be-

reits über dem Grabe des Nationalliberalismus zu tanzen sich anschickten, ein nicht neues, aber immer noch wahres Sprüchwort zu. Unsere Sache muß doch nicht gar so schlecht sein, wie sie von den Leuten rechts und links geschildert wird. Wir waren in der denkbar schlechtesten Lage. Von den Regierungen kaum geduldet, als unsichere Kantonisten scheel angesehen, von den Radicalen täglich als Volksverräther an den Pranger gestellt, hatten wir von keiner Seite Förderung zu erwarten. Dennoch blieben uns die alten Wählerschaften treu und steht, soweit heute ein Ueberblick möglich ist, keine Einbuße in Bezug auf die Stärke der Partei im Reichstage zu befürchten. Wir haben also alle Ursache mit dem Ausgang der Wahlen zufrieden zu sein. Und wenn wir einige Schadenfreude empfinden über die Niederlage der Fortschrittspartei, so kann man uns das nicht übel nehmen. Unsere Freunde von vorgestern haben diesesmal die Heuchelei als politische Waffe doch gar zu freigebig angewendet. Es mag unter ihnen noch einige Oppositionsmänner, wie sie in alten Erzählungen stehen, geben, in deren Wörterbuch das „Ja" ausgestrichen ist, die jeden Morgen von der Sorge gepackt werden, daß sie nicht mehr die radicalste Gesinnung hegen und welche sich sehr ärgern würden, müßten sie einmal ihre Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage bekennen. Die Mehrzahl unter ihnen sind aber verständige Leute, mit denen sich reden läßt, die z. B. seelenfroh über das Compromiß in den Justizgesetzen sind und den Fortschritt für das Rechtsleben wohl zu würdigen wissen. Ihnen paßte aber die Maske sittlicher Entrüstung vortrefflich für Agitationszwecke und so arbeiteten sie sich in ein falsches Pathos hinein und erhitzten sich und übertrieben, bis die Ruhigen und Verständigen unter den Wählern merkten, daß dasselbe nur künstlich erzeugt war und sich von den ungeschickten Führern lossagten. Mit dem Ausgange der Wahlen können wir also vom reinen Parteistandpunct schon zufrieden sein. Wir sind aber nicht nur, nicht einmal zuerst, Partei, sondern auch Bestandtheil des Volkes. Mag unsere Partei gewonnen haben: sind die Wahlen in ihrer Gesammtheit so ausgefallen, daß die nationale Wohlfahrt darunter leidet, so werden wir mit unseren Klagen nicht zurückhalten. Und nur gar zu sehr sind wir zu diesen Klagen berechtigt. Wenn uns vor sechs Jahren, am Morgen des neuen deutschen Reiches, nachdem wir die glorreichsten Siege erstritten und das Ziel vielhundertjähriger Sehnsucht erreicht hatten, jemand gesagt hätte: In kurzer Zeit wird ein gut Theil des deutschen Volkes nicht mehr wissen, was es wolle, und ein anderer guter Theil sich offen gegen die Grundlagen des Reiches, ja des Staatslebens überhaupt auflehnen, wir würden ihn einen elenden Verleumder gescholten haben. Und doch hätte er nur die Wahrheit verkündet.

Zwei Dinge sind es, die uns bedenklich stimmen: die überaus große Zahl von Stichwahlen, und das unerwartete Wachsthum der socialdemokratischen

Partei. Handelte es sich um große Principienfragen, gälte es einen politischen Neubau zu gründen, so würde man das Gegenüberstehen fast gleich großer, geschlossener Parteien verstehen. Es treten gleich große Gegensätze, beide bis zu einem gewissen Grade berechtigt, einander entgegen. Wir haben aber im nächsten Reichstage, in der nächsten Zukunft überhaupt keine Principienfragen auszufechten, keine neuen Grundlagen des staatlichen Lebens zu schaffen. Praktischen Geschäften ist der Reichstag gewidmet, mit dem langsamen, ruhigen Ausbaue des unabänderlich gegründeten Reiches hat er sich zu beschäftigen. In diesem Falle spricht das Auftreten zweier fast gleich großer Parteien nicht für die Gesundheit des politischen Lebens. Es deutet vielmehr seine Zerfahrenheit an; kein großer Zug weht durch die Volksschichten, kein Interesse einigt die Meinungen. Noch schlimmere Aussichten bietet die gesteigerte Macht der socialdemokratischen Partei. Gestehen wir nur offen, daß wir ein so rasches Anwachsen, eine so weite Verbreitung derselben nicht erwartet haben. Auch die andere Schuld müssen wir auf uns nehmen, daß wir die längste Zeit die Agitation der Socialdemokraten viel zu leicht behandelt haben, als ein Uebel, das keine Dauer besitzt und etwa wie ein leichter Hautausschlag von selbst wieder vergeht. So lange socialdemokratische Wahlen nur in Sachsen vorkamen, halfen wir uns mit Herrn von Beust als Sündenbock. Herr von Beust hat viel verschuldet, viel in Sachsen, noch mehr in Oesterreich. Aber an der socialdemokratischen Krankheit ist er unschuldig. Oder trägt er auch dafür die Verantwortung, daß in Magdeburg, am Rhein, in Holstein die Zahl der socialdemokratischen Wähler sich vermehrt hat, daß der Drechslermeister Bebel, was die Zahl der Stimmen anlangt, geradezu an der Spitze der deutschen Abgeordneten steht, daß in der Reichshauptstadt Berlin zwei Socialdemokraten siegreich aus der Wahlurne hervorgingen? Das ist der wundeste Punkt. In diese Wunde müssen wir den Finger legen, mag es auch noch so sehr schmerzen. Und da sagen wir offen: daß in Berlin gar viele tüchtige Männer, Berühmtheiten aller Art wohnen, haben wir immer gewußt und wollen und können wir auch jetzt nicht wegleugnen. Daß weiter, sobald die Berliner Einwohnerschaft als Einheit auftritt, als Gesammtheit thätig ist, daß insbesondere bei politischen Kundgebungen des Berlinerthums nichts Kluges herauskommt, war uns auch nicht unbekannt. Für so bodenlos hohl und erbärmlich haben wir aber die Masse der Berliner Staatsbürger (oder sind es Pfahlbürger?) nicht gehalten, daß wir an einen glänzenden Sieg der Socialdemokraten in ihren Kreisen hätten glauben können, an den Sieg einer Partei, welche den Sturz des Reiches, den Untergang der deutschen Nation auf ihre Fahne schreibt. Wir haben darauf nur eine Antwort: ein lautes Pfui. Und wenn es wahr ist, daß gar viele Wähler nur zum Spaße, um die Liberalen zu ärgern, den Namen des socialdemokratischen Candidaten

in die Wahlurne warfen, um sich, wie der Wiener sagt, „eine Hetz" zu machen, so ist das doppelt erbärmlich und rufen wir ein doppeltes Pfui. Wir Leipziger haben das Recht, die Berliner Wählerschaft von oben herab mit gründlicher Verachtung anzusehen.

Bei uns ist die Hochburg des Socialismus; hier hat derselbe seine ältesten und eifrigsten Anhänger, hier besteht wirklich eine gutgeschulte, ernste socialdemokratische Partei, mit allen Kampfmitteln vertraut, in der politischen Agitation rührig und geschickt. Und dennoch haben wir sie vollständig geschlagen und einen glänzenden Sieg über sie errungen, weil Leipzigs Bürger das Wahlrecht als eine Ehrenpflicht betrachten und die politische Thätigkeit als die ernsteste Sache in der Welt ansehen. Was aber Berlin betrifft, so besitzt jeder Ameisenhaufen einen besseren politischen Tact als die vornehme Hauptstadt des Reiches. Heute schon die Mittel zu erwägen, durch welche der Wiederkehr einer ähnlichen politischen Schande, wie sie die jüngsten Reichstagswahlen über Deutschland gebracht haben, vorgebeugt werden kann, ist nicht an der Zeit. Zuerst müssen wir an der Hand statistischer Untersuchung erfahren, welche Kreise von dem Krebsschaden des Socialismus bereits ergriffen wurden, ob in der That die meisten Anhänger desselben aus Arbeitern bestehen, welche Arbeitszweige demselben am meisten zuneigen, ob die Theilnahme des gebildeten und halbgebildeten Proletariates im Wachsen begriffen ist u. s. w. Aber schon heute haben wir die Ueberzeugung, daß die Bekehrung der Socialdemokraten, und gerade die ehrlichen unter ihnen sind bekehrungsfähig, nicht erst bis zum Vorabend der nächsten Wahlen verschoben werden darf, soll nicht der Ausgang der letzteren noch schmachvoller für die Zukunft des Reiches ausfallen. Inmitten all des Trüben und Dunkeln giebt es doch zwei erfreuliche und helle Puncte. Der eine ist der offenbare Rückgang der clericalen Herrschaft in Baiern, der andere der Sieg der Autonomisten über die Protestmänner im Elsaß. Wir dürfen zwar auch von den Autonomisten keine positiven deutschen Sympathien, keine Liebe zum Reiche, und keine Theilnahme an unserem politischen Leben hoffen. Wohl aber dürfen wir von ihnen erwarten, daß sie die Interessen ihrer engeren Heimath mit Unbefangenheit und mit Eifer vertreten werden. Da wir zunächst auch nichts anderes wollen, überzeugt wie wir sind, daß die Wohlfahrt des Elsaß am besten durch die enge Verbindung mit Deutschland erzielt wird, so ist hier der Anfang der Verständigung gegeben. Möge es nicht bei dem Anfange bleiben.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Die Wahlen. Innere Fragen. — Die Besorgniß, mit der diesmal den Wahlen entgegenzusehen war, hat sich zum Theil wenigstens als gerechtfertigt erwiesen. Die Wahlen hatten ein wesentlich anderes Aussehen als früher, indeß scheint dies auf das ganze Reich oder doch den größten Theil desselben Anwendung zu haben. Die Unsicherheit der Parteiverhältnisse trägt daran wohl die Hauptschuld. Bis zu einem gewissen Grade dürfte die Erscheinung auch der regeren Betheiligung an den Wahlen zuzuschreiben sein und insofern wäre die Erscheinung immer willkommen zu heißen. Die Aufmerksamkeit wurde am meisten durch die Wahl in Karlsruhe selbst in Anspruch genommen, wo in Folge der Ablehnung des Prinzen Wilhelm eine neue Persönlichkeit in Betracht zu ziehen war. Der Kampf war heiß und der Sieg ist den Nationalliberalen zugefallen. Die ultramontane Partei nennt es einen Pyrrhussieg. Wer ist denn Pyrrhus? Etwa das hochbegabte Kammermitglied für Karlsruhe-Land, Herr Bechert, dessen Geschick und Thatkraft Herrn Eisenlohrs Wahl wesentlich zu verdanken sein dürfte? Die Wahlen werden allerdings, wie die beiden bevorstehenden Stichwahlen sich gestalten mögen, manche Lehren geben, aber es ist zu hoffen, daß die Lehren nicht ungenützt bleiben, daß sie eifrig verwerthet werden — für künftige Pyrrhussiege.

Herr Turban verweilte während der Hauptwoche des jüngsten Reichstages in der Reichshauptstadt und die Anwesenheit des Staatsministers war durch zwei bedeutsame Bundesrathsbeschlüsse bezeichnet, durch den Beschluß wegen Nichtbeschickung der Pariser Ausstellung und durch den Beschluß in der Eisenbahntarifangelegenheit. Die volle Würdigung der zwei Beschlüsse ist noch nicht möglich, doch scheint der erste Beschluß mehr und mehr Verständniß und damit zugleich mehr und mehr Anerkennung zu finden. Der Tarifbeschluß geht seiner Verwirklichung erst entgegen und der Bundesrath hat mit Recht einen längeren Zeitraum in Aussicht genommen, ehe er ein endgültiges Urtheil über die Neuregelung fällen will. Einigermaßen überraschen muß die Kühle, die die öffentliche Meinung dem folgenreichen durchgreifenden Bundesrathsbeschlusse entgegenbringt. Ist das Unsicherheit, Zweifelsucht, Gleichgültigkeit? ist es Unbefriedigung, Mißstimmung, Widerstreben? Könnte man in dem Augenblicke, wo die Tarifeinigung in Wirksamkeit treten soll, die Reden schon vergessen haben, die bis unlängst über die 1300 und mehr Tarife geführt worden sind?

Herr Turban hat im Bundesrathe bei der Berathung der Tarifangelegenheit des oberrheinischen Eisenbahngewichtes gedacht und die beruhigende

Versicherung erhalten, daß den gerechten Wünschen Badens gegenüber Elsaß-Lothringen Rechnung getragen werden solle. Folgt der Versicherung die Ausführung, ist dies gewiß zu begrüßen. Darin spricht sich auch eine richtigere Auffassung der reichsländischen Verhältnisse aus. Daß die badischen Bahnen und damit die badische Staatscasse in ihren Einnahmen verkürzt werden sollen, weil die elsässischen Eisenbahneinnahmen in die Reichscasse flössen, ist eine Unnatur, für die jetzt schon das rechte Verständniß fehlte. Freilich führt diese Unnatur auf die Zeit zurück, wo der Gedanke zuerst auftauchte, für den auch hier Gott Lob! noch keineswegs das Verständniß geschwunden ist, der Reichseisenbahngedanke.

Die Reichsregelung des Tarifwesens soll natürlich nur die Brücke zur Verwirklichung des Reichseisenbahnplans bilden. Immerhin ist die Tarifregelung ein wichtiger Schritt zur Ausführung der Bestimmungen der Reichsverfassung über das Eisenbahnwesen. Sollen diesem Schritte nicht weitere folgen? und sollte Herr Turban nicht hier eine Aufgabe sehen, die ebenso dankbar wie dankenswerth wäre? Als der maybachsche vorläufige Entwurf eines Eisenbahngesetzes in Berlin einer Fachberathung unterzogen wurde, führte Herr Turban in seiner Eigenschaft als Handelsminister eine entschiedene Sprache gegen die darin niedergelegten Grundsätze. Die Gesinnung des Staatsministers bürgt dafür, daß er nicht weitersprach, um zu widersprechen. Man weiß überhaupt nicht, wie die Berathung verlief, da über ihr Ergebniß oder vielmehr Nichtergebniß Schweigen beobachtet wird. Die Fachberathung des maybachschen Entwurfs hat jedenfalls dazu gedient, die Gedanken über die Grundlagen für eine gesetzliche Regelung des Eisenbahnwesens zu klären und Herr Turban würde sich ein hohes Verdienst um Kaiser und Reich erwerben, wenn er förmlich und amtlich erklärte, wie er jene Reichsregelung für möglich hielte. Denn, um es offen zu sagen, liegt das eigentliche Uebel bei der Reichseisenbahnfrage darin, daß — keine offene Sprache geführt wird. Kein Mensch wird meinen, daß die Dinge so bleiben werden, wie sie waren; sie sind schon merklich anders geworden. Die Zurückhaltung auf allen Seiten gründet sich auf die geheime Hoffnung, dadurch mehr zu retten, als wohl eigentlich gerettet werden sollte. Diese Rechnung dürfte schwerlich zutreffen, zumal sie auf völliger Verkennung der Verhältnisse beruht. In Einzelnheiten kann es ein Mehr und ein Weniger geben, in der Hauptsache, in der Frage, wie die Reichsaufsicht über das Eisenbahnwesen überhaupt zu gestalten, ist nur eine Lösung möglich. Die Lösung wird gefunden werden, weil sie gefunden werden muß. Es wäre jedoch endlich Zeit, mit fester Hand die Lösung herbeizuführen zu suchen. Dies kann nur geschehen durch thatkräftiges Vorgehen der wahren Freunde des Reiches. All der Widerstand, der gegenwärtig gegen die Eisenbahnbestrebungen sich regt,

wird in nichts vergehen, wenn greifbare Pläne zur Regelung des Eisenbahnwesens in die große Oeffentlichkeit gelangen. Natürlich muß der Täuschung entsagt sein mit einem Werdeworte die widerhaarigsten Dinge reden zu wollen. Es wird langer Bemühungen, es wird manches Einsatzes bedürfen, um das Eisenbahnwesen im Sinne des Reiches zu regeln. Aber warum sollte die schöpferisch einende Kraft des Reiches auf dem jüngsten und lebensvollsten Gebiete versagen, während der neudeutschen Staatskunst gelungen ist, ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden?

Die Nebel, die über den kirchenpolitischen Sachen liegen, beginnen sich nur sehr allmählich zu lüften. Für die Verwaltung der römisch-katholischen Stiftungen ist eine eigene Oberbehörde, der Oberstiftungsrath, bestellt, dessen Beamte im Einverständnisse mit der Freiburger Curie zu ernennen sind. Die Neubesetzung einer Anzahl von Stellen im Oberstiftungsrathe war seit Jahren nothwendig, sie kam jedoch immer nicht zu Stande. In den letzten Wochen sind die Ernennungen wirklich erfolgt und man findet die Spuren eines „Ausgleiches". Gewiß ist, daß der Vorgang heute so wenig nachhaltig wirkt, wie er dies umgekehrt noch vor Jahr und Tag gethan haben würde. Die Zeiten sind andere geworden und da man der Regierung das feste Vertrauen schenkt, daß sie von den Rechten des Staates nichts Preis geben werde, wartet man ruhig das Weitere ab. Die Freiburger Curie hat gezeigt, daß sie den größten Fehler geschickt zu vermeiden oder wieder gut zu machen weiß, der Wirklichkeit sich zu verschließen. Als in der ersten Hälfte der Sechziger Jahre Herr Lamey das Gesetz über die Einrichtung von Ortsschulräthen zur Vereinbarung brachte, setzte man Himmel und Hölle in Bewegung, um das Gesetz zu verhindern. Manchem Leser wird in der Erinnerung sein, daß es sogar zu Störungen der öffentlichen Ruhe kam. Das Gesetz trat ins Leben, den römisch-katholischen Geistlichen wurde der Eintritt in den Ortsschulrath von der Curie untersagt und — es ging ohne sie. Hie und da wollte man selbst finden, daß es ohne sie besser ginge. Das öffnete in Freiburg die Augen. Man erkannte, daß nicht nur nichts gewonnen sei, sondern viel eher noch mehr verloren werden könne und vor einigen Jahren, Dank allerdings wohl namentlich auch der seltenen Befähigung des damaligen Leiters der Schulangelegenheiten, Herrn Renck, zog die Curie aus freien Stücken das Verbot der Theilnahme der römisch-katholischen Geistlichen an den Ortsschulräthen zurück. Die Regierung nahm dies Zugeständniß gelassen an und heute ist die Thatsache so gut wie vergessen, daß die Curie in diesem Puncte so hartnäckigen Widerstand leistete, und vielleicht auch schon die, daß sie, die Curie, nachgegeben hat. Wenn man den Dingen nur gerade die Wichtigkeit beilegt, die sie wirklich haben, wird man mit ihnen am besten fertig.

Aus Berlin. Die Reichstagswahlen. — Das Ergebniß der Reichstagswahlen hat die Organe aller Parteien in die lebhafteste Erregung versetzt, und sehr bemerkenswerthe Kundgebungen in jeder Richtung hervorgerufen. Noch ehe das definitive Wahlresultat vorlag, wurde bereits auf Grund der vorläufigen Erhebungen die öffentliche Discussion über die allgemeine Lage eröffnet, die Stärke der einzelnen Parteien abgeschätzt und die Richtung der künftig von den einzelnen Parteien einzuhaltenden Politik von den führenden publicistischen Stimmen vorgezeichnet. Heute liegt nun das definitive Wahlergebniß zwar größtentheils vor, aber leider ist es noch nicht möglich, mit Hilfe desselben ein vollständiges abgeschlossenes Bild der neuen Volksvertretung zu gewinnen, weil die Zahlenreihe der Parteimitglieder durch einen vorläufig noch unenträthselten Factor von großer Stärke unterbrochen ist, nämlich durch eine außerordentliche Anzahl noch ausstehender engerer Wahlen. Von 397 Wahlen sind zwar 384 als vollzogen gemeldet, aber 66 von ihnen erfordern eine Stichwahl und 13 sind noch ganz unbekannt. Auf diese außerordentlich merkwürdige Erscheinung einer so überaus großen Anzahl nothwendig gewordener engerer Wahlen werden wir sogleich zurückkommen. Zunächst sei hier die Stärke der einzelnen Parteien, wie sie sich bis jetzt herausgestellt hat, angegeben. Gewählt wurden 106 Nationalliberale, 29 Conservative, 28 Mitglieder der deutschen Reichspartei, 19 Mitglieder der Fortschrittspartei, 96 Klericale, 11 Polen, 10 Socialdemokraten, 3 Angehörige der Gruppe Löwe, 4 Particularisten, 1 Mitglied der neuen bairischen katholischen Fraction, 1 württembergischer Demokrat, 6 elsässer Autonomisten und 4 Mitglieder der elsässischen Protestpartei. Für die 66 engeren Wahlen kommen nun noch 132 Candidaten in Frage; davon gehören 48 den Nationalliberalen, 15 den Conservativen, 14 der Fortschrittspartei, 14 den Klericalen, 9 der deutschen Reichspartei und 24 den Socialdemokraten an. Die übrigen Candidaten sind Particularisten und Polen. Ueber den Ausfall dieser Wahlen läßt sich natürlich heute noch nichts sagen. Was die für dieselben in Aussicht genommene Taktik der Parteien anlangt, so steht eins wohl absolut fest, daß alle Parteien, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Ultramontanen, da zusammenhalten werden, wo ein Socialdemokrat zur engeren Wahl kommt. Sehr wahrscheinlich ist ferner, daß die Nationalliberalen und die Fortschrittspartei da, wo ein Candidat der einen oder der anderen Partei gegen einen anderen Candidaten aufgestellt ist, sich gegenseitig unterstützen werden. Ebenso ist endlich anzunehmen, daß die deutsche Reichspartei überall da, wo ihre eigenen Candidaten nicht in Betracht kommen, sich den Nationalliberalen anschließen wird.

Die hohe Wichtigkeit dieser Stichwahlen ist ohne weiteres einleuchtend. Man braucht, um ihrer Bedeutung ganz und voll inne zu werden, nur die

Stärke der Parteien im bisherigen Reichstage mit dem bisherigen definitiven Wahlresultate zu vergleichen. Früher zählten die Nationalliberalen 149 Mitglieder, sie müßten also jetzt bei einer vorläufigen Stärke von 106 Mitgliedern bei den engeren Wahlen von ihren 48 Candidaten noch 43 durchsetzen, um ihren früheren Besitzstand zu erreichen. Die Conservativen haben ihre frühere Anzahl von 22 Mitgliedern schon um 7 überschritten und haben noch 15 Candidaten auf der engeren Wahl. Die Reichspartei muß bei der engeren Wahl noch 5 von ihren 9 Candidaten durchbringen, um ihre frühere Stärke von 32 wiederzugewinnen. Die Fortschrittspartei verliert, selbst wenn sie bei den engeren Wahlen alle ihre 14 Candidaten durchsetzt, doch noch 3 Sitze. Sie hatte früher deren 36. Die Klericalen haben bereits jetzt ihre frühere Stärke von 96 Mitgliedern erreicht. Ihre noch ausstehenden 14 Candidaten würden daher im Falle des Sieges einen reinen Gewinn für die Partei darstellen. Die Socialdemokraten haben schon einen Sitz mehr als im früheren Reichstage und noch 24 Candidaten auf der engeren Wahl, die allerdings sehr wenig Chancen haben.

Das bisherige unvollständige Wahlergebniß zeigt nur zwei Resultate, die auch durch den Ausfall der engeren Wahlen nicht alterirt werden können, eine Stärkung der Conservativen und eine Niederlage der Fortschrittspartei. Alles Uebrige ist zur Stunde noch zweifelhaft, doch hat man guten Grund anzunehmen, daß die nationalliberale Partei im Ganzen ihren Besitzstand behaupten wird, daß die klericale Partei keine wesentliche Vermehrung erreichen wird und daß insbesondere die Socialdemokraten keinen weiteren Wahlsieg zu verzeichnen haben werden. Treffen diese Voraussetzungen ein, so wird die Physiognomie des Reichstages, abgesehen von den bereits veränderten Stärkeverhältnissen der Conservativen und der Fortschrittspartei, keine wesentlich andere sein als bisher.

Und doch ist die diesmalige Reichstagswahl ein hoch wichtiges, für unsere innere politische Entwickelung wahrscheinlich entscheidendes Ereigniß. Es ist zwar wahrscheinlich, wie gesagt, im ganzen gewählt worden, was bisher gewählt wurde, aber es ist auf eine ganz andere Art gewählt worden, als bisher. Und dieses veränderte „Wie" ist das erste unendlich bedeutsame Moment bei dieser Wahl. Die Wählerschaft ist diesmal in einer früher nicht gekannten Stärke an die Wahlurne herangetreten. Hier in Berlin betheiligten sich beispielsweise sonst durchschnittlich achtzehn bis zwanzig Procent der Wahlberechtigten an der Wahl. Dieses Mal wählten fünfzig Procent der Wähler, in einigen Wahlkreisen sogar sechzig Procent. Die zweite höchst beachtenswerthe Thatsache, die sich bei dieser Wahl ergeben hat, ist die schon erwähnte große Anzahl nothwendig gewordener Stichwahlen, ein sicheres Anzeichen, daß sich entweder die Parteien in gleichen Stärkeverhältnissen gegen-

überstehen oder daß einer straffen Organisation auf der an sich schwächeren Seite eine große Zerfahrenheit auf der stärkeren Seite gegenübersteht, in beiden Fällen aber ein sicherer Hinweis auf große und gefährliche Kämpfe in der Zukunft. Das dritte und wichtigste Moment aber, das diese Wahlen zum Unterschiede von allen früheren aufzuweisen haben, ist der Niedergang der Fortschrittspartei und der Ansturm des Socialismus. Nicht das ist hierbei das Wesentliche und Entscheidende, was dieses Mal die erste bei den Wahlen wirklich verloren und was der zweite thatsächlich gewonnen hat, sondern die Allen bewußt gewordene Thatsache, daß die Sympathie des Volkes, deren sich die Fortschrittspartei so zuversichtlich und selbstbewußt berühmte, sich von ihr abgewandt hat und die weitere Erkenntniß, daß die kampfbereiten Heere des Socialismus, die sich bisher verborgen hielten, drohend an den Thoren unserer Civilisation stehen. Das Ende der Vorherrschaft der Fortschrittspartei speciell hier in Berlin ist eine Folge der eigenen Verblendung der Partei. Man setzte die Parteiziele und Parteizwecke an die Stelle der Ziele des allgemeinen politischen Wirkens zum Wohle des Landes, und man glaubte sehr weise zu handeln, indem man die Nationalliberalen verketzerte und dem Volke als Verräther der Freiheit denuncirte. Das Volk dachte aber in seiner überwiegenden Mehrheit anders, es wandte sich ab von der radicalen Opposition, der der lebensvolle Gehalt abhanden gekommen war und die sich nur in alten Stichworten und in der Vergangenheit entlehnten Formen künstlich fortbewegte, und trat auf die Seite derer, welche für die wirklichen lebendigen Interessen der Nation sorgen wollen. Max von Forkenbeck ist in Folge dessen in zwei Berliner Wahlkreisen auf die engere Wahl gekommen. Auf der anderen Seite entriß der Socialismus dem Fortschritt zwei Wahlkreise, in einem dritten zwang er ihn zu einer engeren Wahl mit seinem Candidaten und so ist von der ganzen Hochburg des Fortschrittes nur ein Wahlsitz ihm verblieben. Die Thatsachen haben gesprochen. Die Fortschrittspartei entsprach in ihrem Wirken nicht mehr den Wünschen und Zielen des Volkes, darum ist sie so tief gefallen.

Wir freuen uns dieser Thatsache, weil sie beweist, daß die von uns herbeigesehnte Klärung der liberalen öffentlichen Meinung eingetreten ist und daß dieselbe erkannt hat, daß es hoch an der Zeit ist, Freisinnigkeit mit praktisch politischem Sinne und gutem Willen für das Gedeihen unseres nationalen Staates zu verbinden und solche Männer zu wählen, die diese Eigenschaften in sich vereinigen. Aber mit dieser unserer Genugthuung macht sich gleichzeitig der dringende Wunsch geltend, ein gemeinsames Wirken mit der Fortschrittspartei anzubahnen. Es scheint uns durchaus nothwendig, daß die in der Fortschrittspartei vertretenen Elemente des liberalen Bürgerthums gewonnen werden zur Mitwirkung an der gemeinsamen Arbeit, es scheint uns das ganz besonders wichtig im Hinblick auf die uns Allen von Seiten des Socialismus her drohende Gefahr. Denn allerdings, der 10. Januar dieses Jahres ist durch den Sieg der Socialdemokratie in unseren Mauern und durch die unheimliche Perspective, die er auf die Zukunft eröffnet hat, ein verhängnißvoller Tag in der Geschichte unseres inneren politischen Lebens geworden. Einen Tag von Jena nannte ihn nicht unrichtig ein hiesiges Blatt, indem es auf die Schmach hinwies, daß in der vielgerühmten Metropole der Intelligenz Hasenclever und Fritzsche aus der Wahlurne als Sieger hervorgegangen seien. Gewiß ist das eine erschütternde Thatsache. Wir haben in diesen Blättern an unserem Theile wieder und immer wieder auf die Gefahr,

mit der uns die Socialdemokratie bedroht, eindringlich hingewiesen, wir haben insbesondere damals, als Fürst Bismarck und Graf Eulenburg bei der Berathung der Strafgesetznovelle im Reichstage Wehr und Waffen verlangten, um diesem Feinde entgegenzutreten, die Thatsache der allgemeinen Beachtung empfohlen, daß beide Minister auf das Bestimmteste erklärten, die Regierung sei auf das Genaueste darüber unterrichtet, daß die socialdemokratische Bewegung in ganz gewaltigen, höchst gefährlichen Progressionen anwachse. Parlament wie Volk unterschätzten damals die Dringlichkeit des ministeriellen Warnungsrufes. Seine Nothwendigkeit ist heute evident. Hoffen wir, daß alle gemäßigten Parteien, insbesondere die des liberalen Bürgerthums, sich einen zur Bekämpfung des Socialismus. Man stehe endlich davon ab, sich damit zu trösten, daß die Lehren der Socialdemokratie so falsch seien, daß sie in sich zusammenbrechen müßten und unserer Cultur keine Gefahr bringen könnten. Gewiß sind sie falsch und gewiß werden sie einst an ihrer inneren Unwahrheit zu Grunde gehen. Wenn wir uns aber ihrer nicht erwehren, so könnte es leicht geschehen, daß wir vorerst von dem Socialismus zu Grunde gerichtet werden, bevor er uns den Gefallen thut, an seinen falschen wissenschaftlichen und wirthschaftlichen Voraussetzungen bankerott zu werden. Unsere Enkel werden dann vielleicht diese Genugthuung haben, aber nicht wir, und auch diese nur um einen furchtbar hohen Preis. Wenn wir aber heute die Hand an das Werk legen, so ist der Sieg so gewiß unser, als unsere Cultur besser ist als die socialdemokratische. Wir müssen stets eingedenk sein, daß wir uns einer kriegsbereiten Armee gegenüber befinden und einer diktatorisch commandirten Masse, die überdies ihren Führern schon deswegen blind und unbedingt folgt und weiter vordringen will, weil sie das Gefühl der Stärke und Macht bekommen hat und weil der Gedanke des Kampfes sie nie mehr verläßt. Darum müssen auch wir uns erst in Vertheidigungszustand setzen und alsdann unsererseits mit den Waffen zum Angriffe vorgehen, welche die Noth uns in die Hand drückt und die das Gesetz uns gestattet. Vor allem aber gilt es jetzt bei den nächsten Stichwahlen fest zusammenzustehen gegen jeden inneren Feind. Jeder muß an der Wahlurne erscheinen, es darf kein Socialdemokrat mehr gewählt werden. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem rothen Meere. Von B. Klunzinger. Stuttgart, Levy und Müller. — Der Verfasser hatte während eines langjährigen Aufenthaltes als Arzt in dem kleinen Hafenstädtchen Koseir am rothen Meere Gelegenheit, das arabische Kleinleben eingehend zu beobachten. In anschaulicher und lehrreicher Weise giebt er nun in einem ebenso anspruchslosen wie vortrefflichen Buche seinen Erfahrungen Ausdruck. Land und Leute sind mit dem scharfen Blicke des Naturforschers geschildert; man wird auf diesem Gebiete der Schilderung nicht leicht etwas besseres lesen können. Nichts scheint dem Beschreiber unter der Fülle der Eindrücke entgangen; dazu läßt der kurze und klare Ausdruck den Reichthum des mitgetheilten Stoffes ganz besonders hervorleuchten, während das Persönliche mehr zurücktritt, als es sonst in anderen Büchern dieser Gattung der Fall zu sein pflegt.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 18. Januar 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Goethe-Philologie.

Von Wilhelm Scherer.

Die Philologie ist die schmiegsamste aller Wissenschaften. Sie ist ganz auf das feinste geistige Verständniß gegründet. Die Gedanken und Träume vergangener Menschen und Zeiten denkt sie nach, träumt sie nach. Hier will sie das verwirrte Lallen entstellter Volksüberlieferungen verstehen; dort folgt sie dem Fluge des Genius auf seiner einsamen Bahn. Aber alles Verstehen ist ein Nachschaffen: wir verwandeln uns in das, was wir begreifen; der Ton, der an unser Ohr schlägt, muß einen verwandten in uns wecken, sonst sind wir taub; und die partielle Taubheit ist leider gemeines Menschenloos. Die Philologie ist allumfassend, allverstehend, allbeleuchtend: die Philologen stehen unter den Gesetzen endlicher Beschränkung.

Was kann es schöneres geben als täglich und stündlich, berufsmäßig, in der Gesellschaft von Plato und Sophokles zu leben, an der Tafel zu sitzen, welche Phidias gedeckt hat, und sich von den edelsten Früchten zu nähren, die auf homerischem Boden gewachsen sind. Und doch will man beobachtet haben, daß dieser vornehmste Umgang der Welt zur persönlichen Liebenswürdigkeit derer, die ihn genießen, wenig beizutragen pflege. Man behauptet: die Philologen liebten nicht so sehr jene großen Kunstwerke ihrer Wahl, als ihre eigenen Meinungen darüber; sie seien nicht anschmiegsam und fein, sondern gewaltsam und schroff; man vermisse an ihnen die Humanität und die Toleranz.

Ich bin zu sehr Partei, um hier ein eigenes Urtheil zu haben. Aber ich möchte die Nachsicht der Richtenden in Anspruch nehmen für unseren Stand, und mildernde Umstände plaidiren.

Für jenes Verständniß geistiger Erscheinungen giebt es keine exacte Methode; es giebt keine Möglichkeit unwidersprechliche Beweise zu führen; es hilft keine Statistik, es hilft keine Deduction a priori; es hilft kein Experiment. Der Philolog hat kein Mikroskop und kein Scalpell; er kann nicht

anatomisiren, er kann nur analysiren. Und er kann nur analysiren, indem er sich assimilirt. Aber die Assimilationsfähigkeit der Menschen hat tausenderlei Abstufungen, und so kann ein Poet auf eben so viele Arten verstanden werden, als er Menschen um sich versammelt. Ein jeder findet in ihm etwas anderes; zu jedem spricht er eine besondere Sprache; jedem theilt er Geheimnisse mit; und vielleicht jeder wird von ihm unwissentlich belogen: wie sollen sich diese dann unter einander einigen, wenn sie ihre wirklichen oder vermeintlichen Kenntnisse austauschen? Alle Anhänger eines Propheten spalten sich in Secten; die Secten bekämpfen sich; und im Kampfe werden die Unterscheidungslehren das wichtigste, während das Andenken des Propheten selber verblaßt. Nun denn: jeder Philolog ist eine Secte für sich. Und dadurch wird die durchschnittliche Charakterform des Philologen bestimmt.

Nie hat ein Schriftsteller eine so bunte Jüngerschaar gehabt wie Goethe. Sie kommen von allen Seiten um aus diesem Brunnen des Lebens zu schöpfen. Man könnte denken, in ihm ruhe die wahre Einheit unserer Bildung und Wissenschaft. Ihm zu liebe werden Naturforscher, Historiker, Künstler zu Philologen und Commentatoren. In allen Ständen hat er seine thätigen Freunde, die für Sammlung seiner Werke und für deren Verständniß sorgen. Kein Wunder, daß die Meinungen dann weit auseinandergehen, daß jeder seinen eigenen Goethe hat und daß diese mehreren Goethes die allerverschiedensten Gesichter zeigen und die allerverschiedensten, manchmal wunderbarsten Dinge verrichten.

Ich kenne z. B. einen Goethe, der sich bei den Worten: 'Warte nur, balde ruhest du auch' nichts anderes denkt als etwa folgendes: 'Ach, was bin ich müde von dem Weg auf den Gickelhahn — wenigstens ist der hier sonst meist sehr empfindliche Wind heute still — und, Gottseidank, bald werd ich im Bette liegen.' Derselbe Goethe scandirt die angeführten Worte folgendermaßen:

⏑ – ⏑ – ⏑
Warte nur, balde
⏑ – ⏑ –
Ruhest du auch,

denn er hat sich vorgenommen, in diesem Gedichte nur Jamben und Anapästen zu gebrauchen; einer von diesen Anapästen lautet:

⏑ ⏑ –
Spürest du.

'Aber wessen Goethe ist denn dieser Goethe?' fragen meine geehrten Leser.

Geduld! Derselbe Goethe hat noch andere Sonderbarkeiten an sich. Er hat bei demselben Gedichte die ursprüngliche, doch so treffende Ueberschrift 'Nachtlied' später nicht beibehalten, sondern durch die Worte: 'Ein gleiches' ersetzt. Vorausgeht in

der Sammlung seiner Gedichte 'Wanderers Nachtlied' (Der du von dem Himmel bist); und in der Taschenausgabe letzter Hand sind die beiden Gedichte fast gewaltsam — mit Richtachtung typographischer Nachtheile — auf Eine Seite gebracht. Der vorangehende Titel also wird wiederholt durch jene Worte; auch die Verse 'Ueber allen Wipfeln ist Ruh' heißen: 'Wanderers Nachtlied'. Warum soll nun 'Wanderers Nachtlied' weniger treffend sein als das bloße 'Nachtlied'? Ich denke, es ist sogar treffender: wir wissen nun nicht blos daß es Nacht ist, sondern auch daß ein Wanderer spricht. Freilich, in Lesebüchern habe ich schon das Gedicht mit der Ueberschrift: 'Ein Gleiches' gefunden, ohne daß ihm das andere vorausgeht; und da würde Goethe sehr ungeschickt eine Eigenschaft, welche Tausende von Gedichten mit einander theilen, den Umstand, daß darin eine Vergleichung angestellt wird, wie hier zwischen Natur und Seelenzustand, zum Motiv des Titels gewählt haben; er hätte ebenso geistreich 'Du auch' oder blos 'Auch' als Ueberschrift nehmen können. Unmöglich aber kann ein Mißverständniß im Sinne solcher Lesebücher den Kritiker verführt haben —

'Nun also, wer ist denn dieser Kritiker?'

O, ich werde mich hüten, ihn zu nennen, lieber Leser. Da ich voraussetze, daß Du nicht seiner Ansicht bist und aus Deinen heftigen und neugierigen Fragen schließe, daß Du Dich stark über ihn verwunderst, so werde ich ihn nicht Deiner Verwunderung preisgeben. Gemeinsamer Goethe-Cultus verbindet alle, die ihn treiben; wir haben Ursache, uns zusammenzuhalten und versöhnlich zu sein; ich wenigstens werde die Sectenbildung auf diesem Gebiete nicht befördern durch böse Bemerkungen über verdiente Mitforscher. Je mehr die Goethe-Philologie sich hebt, je allgemeiner ihr Betrieb wird, desto eher werden solche stark subjective Auffassungen verschwinden.

Professor Goedeke hat neulich, indem er seine historisch-kritische Schillerausgabe durch ein Werk hingebendsten Fleißes abschloß, eine Klage ausgestoßen, die in vielen Variationen auch sonst schon gehört worden ist. Er meint: während in Deutschland Dante- und Shakespearegesellschaften blühen, habe sich um Schiller und Goethe, so weit sie Studium erfordern, nur ein zerstreutes Häuflein wie eine stille Gemeinde gebildet, die kaum Duldung finde; diese stille Gemeinde wirke an Schulen, und wo sie sich an Universitäten wage werde sie nicht für voll angesehen.

Ich gestehe, daß meine eigenen Erfahrungen mit dem Urtheile meines geehrten Collegen nicht übereinstimmen. Es wird an so vielen Universitäten über Goethe gelesen und solche Vorlesungen werden so gerne gehört, daß man das Studium unserer großen Classiker doch wohl für eingebürgert halten kann; dies um so mehr, als es in stetigem Zunehmen begriffen ist. Und giebt es denn keine Wissenschaft außer Schulen und Universitäten? Gerade an Goethe erleben

wir die Freude, daß der vielgeschmähte Dilettantismus wieder zu Ehren kommt; Männer ohne philologische Fachbildung haben sich die größten Verdienste um die strengphilologische Forschung über sein Leben und seine Werke erworben. Man wird hoffentlich aufhören, mangelhafte Methode und partielle Unwissenheit als Dilettantismus zu bezeichnen. Der wissenschaftliche Dilettantismus ist vielmehr die edelste und reinste Form wissenschaftlicher Thätigkeit; und ich halte es für kein Glück, daß er in Deutschland so selten ist. Der Gang unserer nationalen Bildung hat dem Professor die Pflicht auferlegt, Lehrer und Redner, Forscher und Schriftsteller zu sein: er vereinigt in sich nicht weniger als vier Berufe: müssen sich diese nicht gegenseitig stören? Ist nicht z. B. die mangelhafte schriftstellerische Fähigkeit so vieler tüchtigen Gelehrten eine handgreifliche Folge davon? Wie selten kann ein Professor die glückliche Concentration des Dilettanten erlangen, die Versenkung in den Gegenstand, das Aufgehen in den Sachen, das die Phantasie gefangen nimmt und alle seine Kräfte dem einen Zwecke dienstbar macht, — wenn er innerhalb zweier oder dreier Jahre über alle Theile seines Faches Vorlesungen und Uebungen halten muß, die natürlich dem neuesten Stande der Forschung entsprechen sollen!

Dennoch, wie die Dinge einmal liegen, können sich die Universitäten den Aufgaben nicht entziehen, welche ihnen durch die Wandlungen unseres öffentlichen Lebens immer neu gestellt werden. Daß der philologische Betrieb der neueren Literatur dazu gehört, ist nicht mehr Gegenstand der Discussion. Die maßgebenden Unterrichtsverwaltungen deutscher Nation scheinen darin einig: und weder das große Publicum noch die Schriftsteller noch die Gelehrten haben, so viel ich weiß, einen Widerspruch erhoben; wohl aber ist vielfältig Beifall laut geworden, wenn nicht vielleicht irgend ein ängstliches Gemüth Furcht vor einbrechendem 'Dilettantismus' kund gab.

Alle Gründe, welche für den Betrieb der modernen politischen und der modernen Kunstgeschichte angeführt werden können, sprechen auch für den Betrieb der neueren Literaturgeschichte; und einige besondere Gründe treten hinzu. Ich habe nicht die Absicht, sie des näheren hier zu entwickeln, und will nur die Hauptsache hervorheben.

'Die Ehre des deutschen Namens beruht auf der Ehre der deutschen Geister', schrieb Lessing 1755 in der 'Vossischen Zeitung'. In diesem Gefühl ist unsere große classische Literatur gegründet worden; alle Betheiligten waren von Patriotismus erfüllt. Sie haben ihr Ziel erreicht: das Resultat war Goethes und Schillers europäischer Ruhm.

'Die Ehre des deutschen Namens beruht auf der nationalen Einheit', das war ein anderes, ein späteres Wort. Auch dieses ist erfüllt worden und wird vielleicht noch mehr erfüllt werden.

Jedes ist die Signatur einer besonderen Zeit. Aber schließen die beiden sich aus?

Es war ein Augenblick unglücklicher Verblendung, in welchem Gervinus die berühmten Sätze niederschrieb, in denen er erklärte: 'Unsere Dichtung hat ihre Zeit gehabt' — in denen er den Rath aussprach, uns mit dem Genusse der alten Poesien zu begnügen und, wenn wir das Alterworbene nicht mit dem Neuzuerwerbenden verbinden könnten, lieber jenes aufzugeben als dieses.

Die deutsche Dichtung hat seit 1840 noch einige sehr respectable Blüthen getrieben, die wir wahrhaftig nicht vermissen möchten. Und doch ist es, als ob die strengen Aeußerungen von Gervinus bedeutsam gewesen wären, als ob sie einen Umschwung eingeleitet hätten, durch den wir aus der Epoche unseres literarischen Ruhmes gänzlich herauswachsen müßten, um in die Epoche unseres politischen Ruhmes völlig hinein zu kommen. Ist es bei anderen Völkern so gewesen? Haben künstlerischer und politischer Ruhm sich ausgeschlossen? Haben nicht z. B. die Franzosen seit dem siebzehnten Jahrhundert durch die zahlreichsten politischen Wandelungen hindurch eine selten unterbrochene Oberherrschaft des Geschmackes in Europa behauptet, die nur darauf beruhen kann, daß sie diese Herrschaft verdienten?

Wir sprechen nicht umsonst von Schätzen der Cultur. Cultur ist geistiger Reichthum. Reichthum wird durch Arbeit und Sparsamkeit erworben. Eine Generation vererbt der anderen ihr mühsam Erworbenes an geistigem Gut, und Schande über die Verschwender, die es nicht zu erhalten wissen.

Es liegt in dem Charakter der Deutschen, daß sie leicht in Extreme verfallen, daß eine neue Richtung sie ganz beherrscht und ihnen gleichsam das Gedächtniß benimmt für das, was sie vor kurzem noch verehrt und geliebt. Ich würde an Siegfried erinnern, dem Brunhildens Andenken plötzlich entschwindet, wenn nicht alle solche Anspielungen für einige Zeit füglich den Wagnerianern überlassen blieben, bis sich die alten Götter und Heroen von ihren Bayreuther Anstrengungen wieder erholt haben. Diese Vergeßlichkeit, angewendet auf die Ideale des vorigen Jahrhunderts, führt direct in die Barbarei. Und da hilft nichts — ich bin fest überzeugt davon — als was dem einzelnen Menschen hilft gegen seine bösen Neigungen: Zucht und zielbewußte Strenge; Zwang und überlegene Herrschaft der Vernunft.

Wir können nicht mit Absicht Dichter erziehen; aber wir können unseren vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Dichtern ein Publicum erziehen, und wir können unserem Volke jene gleichmäßige Ausbildung der Geisteskräfte durch pädagogische Arbeit zuführen, zu der es so wenig ursprüngliches Talent besitzt. Wir können nicht hindern, daß die Zeiten sich ändern, wir können die vorwaltenden Tendenzen von 1877 nicht in die Tendenzen von 1777 zurückverwandeln, und wollen es nicht: aber wir wollen uns bemühen, von

unseren alten Gütern nichts einzubüßen, indem wir neue gewinnen. Gelingt uns das nicht, so haben wir wenigstens unsere Pflicht gethan.

Für diese literarisch conservativen Bestrebungen ist das eindringliche Studium Goethes Kern und Mittelpunct. An ihm vor allem gilt es die Lehrer zu bilden, welchen der deutsche Unterricht in unseren Schulen übertragen wird. Und wenn die classische Philologie mehr und mehr aufhört zur ästhetischen Erziehung der Nation mitzuwirken, vielleicht ist das Vorbild der deutschen Philologie im Stande, ihren erlahmenden Eifer von neuem zu beleben. Hat erst Goethe den Thron bestiegen und herrscht er über die Geister der Jugend, so werden die Weisen und Dichter Athens sich von selbst ihm gesellen. —

Die elementaren philologischen Thätigkeiten sind Herausgeben und Erklären*). In beiden haben uns die letzten Jahre erheblich gefördert. Nachdem M. Bernays für die Herstellung des ächten Werther-Textes den Weg gewiesen, ist das Interesse an solchen Untersuchungen stetig gewachsen. Und das Vorbild der historisch-kritischen Schilleredition wird Goethen ohne Zweifel zu gute kommen.

Einstweilen hat das Hempelsche Unternehmen für einzelne goethesche Werke Vortreffliches geleistet, den Text gebessert, das Verständniß erleichtert. Herrn von Loepers Commentar zu 'Dichtung und Wahrheit' nähert sich dem Abschluß. Unter den sonstigen jüngsterschienenen Bänden ragen die durch Herrn von Biedermann gesammelten und commentirten 'Aufsätze zur Literatur' (Bd. 29), sowie die Annalen und biographischen Einzelheiten (Bd. 27) hervor. Die Schriften und Aufsätze zur Kunst (Bd. 28 ed. Strehlke) lassen sich jetzt bequemer und vollständiger als bisher überblicken.

Die 'Erläuterungen zu den deutschen Classikern' (Leipzig, bei Wartig), großentheils von H. Düntzer herrührend, sind bis jetzt Goethe, Schiller, Lessing, Wieland, Herder und Klopstock gewidmet. Mit den letzten zwölf Lieferungen begann die sehr erwünschte zweite Ausgabe von Düntzers Commentar zu Goethes Gedichten. Jeder gebildete Deutsche, dem es darum zu thun ist, in Goethes Gedichte wahrhaft einzudringen, sollte dieses Buch besitzen. Er wird sich nicht versucht fühlen, den Commentar zu lesen statt der

*) Die Kenntniß des Materials muß als selbstverständlich vorausgesetzt werden, und doch ist sie nirgends schwerer zu erwerben als für Goethe. Ich glaube, daß mir alle Fachgenossen beistimmen werden in dem Wunsche, das 'Neueste Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek' allgemein zugänglich und in den regulären buchhändlerischen Verkehr aufgenommen zu sehen. Auch das von Diezel mit so viel Hingebung angelegte Verzeichniß sämmtlicher Briefe Goethes tritt hoffentlich, sobald erst die nächstbevorstehenden neuen Publicationen erschienen sind, gedruckt oder lithographirt ans Licht.

Gedichte. Er wird die Bändchen überhaupt nicht lesen, sondern aufschlagen. Er wird für alles Thatsächliche, was Nachweisung der Quellen, Beibringung von lichtgebenden Briefstellen, kurz, was Sammlung des Materials anlangt, sich keinen kundigeren Führer wünschen können, obgleich dieser Führer manchmal sehr persönliche Wege einschlägt und darauf beharrt. Er wird allerdings, was das einfache poetische Verständniß betrifft, öfters in der Lage sein, widersprechen zu müssen. Er wird auch vergeblich nähere Aufschlüsse über poetische Technik oder über die feineren Unterschiede des Stiles bei Goethe suchen. Er wird aber trotzdem für reiche Belehrung danken müssen und sich gern über das, was er vermißt, trösten mit dem, was er findet.

Das Studium Goethes bietet aber noch eine andere Seite als die wissenschaftliche Edition und Erklärung seiner Werke.

Der Name 'Philosophie der Geschichte' ist unter uns in Mißcredit gekommen, weil man ihn sonderbarer Weise so ansah, als ob er mit der hegelschen Philosophie der Geschichte unauflöslich verknüpft sei, und weil es einigen unphilosophischen Empirikern vielleicht bequem war, diese Vermischung zu benutzen. Aber die Sache selbst ist nicht verschwunden. Sie ist als Völkerpsychologie wiedergekommen. Sie steckt in dem Versuche drin, die Geschichte zu einer exacten Wissenschaft zu erheben. Sie hat innerhalb der 'positiven Philosophie' an der 'Sociologie' eine Zwillingsschwester erhalten. Und vor zwei Jahren ist von einem Engländer*) mit großer Unbefangenheit auch der alte Name wieder gebraucht worden, um alle verwandten Bestrebungen zusammenzufassen. Ich denke, wir schließen uns ihm darin an und knüpfen so die Tendenzen der Gegenwart an eine lange ruhmvolle Tradition, deren sich die deutsche Wissenschaft entfernt nicht zu schämen hat.

Innerhalb der Philosophie der Geschichte nun bildet die Theorie der Genialität unzweifelhaft eines der allerwichtigsten Capitel. Und Goethe ist dabei nicht blos ein hervorragender, nahe liegender, höchst dankbarer Gegenstand der Forschung, sondern er ist selbst Forscher auf dem Gebiete und — was mehr sagen will — Erforscher seiner selbst.

Den Zeitgenossen erschien er wie der lebendige Beweis für eine Geschichtsauffassung, welche das Genie als eine Durchbrechung des sonstigen Zusammenhanges von Ursache und Wirkung ansehen wollte. Die Blüthe Griechenlands war ein solches Phänomen, Goethe war ein anderes: in ihm machte der Geist der Nation einen unbegreiflichen Sprung nach vorwärts, ebenso räthselhaft,

*) Robert Flint, The Philosophy of History in Europe. I. Edinburgh and London 1874. Es giebt Bücher, die, auch wenn sie schlecht wären, schon ihres Themas und einer gewissen Vollständigkeit der Behandlung wegen verdienstlich genannt werden müßten. Dazu gehört das vorliegende; es ist aber außerdem gut.

als ob die irdischen Körper plötzlich nicht mehr auf die Erde hin, sondern von der Erde wegfielen.

So dachten die Mitlebenden. Der Gegenstand dieser Gedanken aber — schrieb 'Dichtung und Wahrheit' und machte das Unbegreifliche begreiflich.

Professor Wegele zu Würzburg hat soeben in einer sorgfältigen kleinen Schrift 'Goethe als Historiker' behandelt (Würzburg 1876, A. Stuber). Es ist sehr erfreulich, daß ein anerkannter zünftiger Historiker diesen Gesichtspunct hervorkehrt, der den Goethefreunden schon länger geläufig war. Ob er bei seinen eigentlichen Fachgenossen damit ungetheilten Anklang finden wird, ist allerdings die Frage. Mancher wird vielleicht sagen: 'Wie kann man Goethe als Historiker bezeichnen? Hat Goethe je eine Quellenuntersuchung gemacht? Hat er je ein chronologisches Datum bestimmt? Hat er je Urkunden oder Geschichtswerke für unächt erklärt? Und was gehen uns seine Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften an! Die Geschichte der Wissenschaften mögen die betreffenden Fachmänner schreiben, obgleich auch für das Fach nicht viel verloren ist, wenn es unterbleibt. Die Selbstbiographie wird zwar als eine Darstellung der Literaturgeschichte eines Theils des achtzehnten Jahrhunderts gerühmt, aber sie ist voll unzuverlässiger Daten, und überhaupt: Memoiren von Leuten, welche nicht die großen Ereignisse und historischen Persönlichkeiten in der Nähe gesehen haben! Da müßte jeder Schauspieler unter die Historiker gerechnet werden, der zufällig in müßigen Stunden sein Leben beschrieben hat. Da wären Iffland oder Brandes oder Karoline Bauer ebenfalls Historiker!'

Es sei mir erlassen, solche Weisheit zu widerlegen, bei der nur allenfalls die Campagne in Frankreich, die Belagerung von Mainz und der Bericht über die Unterredung mit Napoleon als historische Quellen dritten oder vierten Ranges übrig bleiben würden. Ich habe Freunde, die auch zünftige Historiker sind und mit denen ich mich schon vor Jahren an dem großen historischen Blick erfreute, den Goethe überall bewährt. Der Verfasser des Götz gehört nicht blos neben Justus Möser zu den idealen Ahnherren der 'historischen Schule': er gehört auch zu den wenigen Deutschen, welche die geschichtlichen Erscheinungen in ihrem causalen Zusammenhange zu betrachten wissen. Er strebt nach Generalisationen. Er legt den Einfluß der Staatsformen auf die Charaktere der Menschen dar. Er sieht in dem Einzelnen nicht blos das Individuum, sondern auch den Typus. So lange man nicht leugnen kann, daß der Historiker neben der Feststellung der Thatsachen auch mit der Auffassung und Erklärung der Thatsachen sich beschäftigen muß, so lange werden wir Goethes Aeußerungen über geschichtliche Gegenstände zu einem Gesammtbilde 'Goethes des Historikers' vereinigen dürfen.

Alles andere aber tritt zurück hinter der Leistung der Selbstbiographie.

Julian Schmidt bemerkt darüber (Preußische Jahrbücher 35, 200): 'Alle Figuren der Geschichte kommen vortrefflich heraus, nur eine nicht, und das ist der Held. Wer sich nach dem Helden von Dichtung und Wahrheit ein Bild von Goethe machen wollte, würde gänzlich fehlgreifen.' Man kann das zugeben, wenn man den Accent auf das Wort 'Bild' legt. Goethe giebt nicht einen so anschaulichen Begriff seines eigenen Wesens wie von dem seiner Jugendfreunde. Seine Absicht ist nicht: sich darzustellen, sondern: sich zu erklären. Er löst seine Existenz in ihre einzelnen Theile auf und sucht jeden Theil in den richtigen Zusammenhang zu rücken. Er sucht nicht zu verhüllen, sondern offenbar zu machen, was er anderen verdankt. Wir erblicken die Zeitrichtungen, die mehr ihn ergreifen, als er sie. Er legt dieses Verhältniß im Großen dar und hat uns dadurch selbst die Wege gebahnt, die wir jetzt im Kleinen zu verfolgen streben, wenn wir untersuchen, welche poetischen Motive gegeben waren, welche Compositionsformen, welche Stilformen, welche Motive, welche poetischen Wendungen und Wörter er fertig vorfand und nur anwendete, wie viel er neu hinzu gewann und wie er dazu kam; wenn wir durch genaue Analyse die in ihm vorhandenen Kräfte zu sondern, jede einzelne in ihrer sonstigen Erscheinung nachzuweisen, das Ererbte von dem Erlernten und Erlebten zu scheiden, die allmählige Differenzirung einfacher Grundanlagen und die Art, wie sie sich vollzieht, unter welchen Hülfen, unter welchen Hemmungen, bloß zu legen und das Gesetzliche darin zu erkennen suchen.

Alle solche Forschungen knüpfen sich zunächst an Goethes Selbstbiographie. Es ist daher mit lebhafter Freude zu begrüßen, daß wir für das Studium dieses einzigen Werkes jetzt ganz ausgezeichnete Hülfsmittel besitzen. Ich meine Hirzels Sammlung: 'Der junge Goethe', Herrn von Loepers Ausgabe und Commentar, und die 'Bilder zu Goethes Wahrheit und Dichtung' von Karl Theodor Reiffenstein (Frankfurt 1876, Völcker).

Vom 'jungen Goethe' habe ich in diesen Blättern bereits bei anderer Gelegenheit gesprochen. Das Buch sammelt historische Documente; die ursprüngliche Gestalt des Werther, der Stella u. s. w. soll nicht etwa **statt** der von Goethe selbst endgültig redigirten Fassungen gelesen werden, sondern **daneben**. Das Werk ist auf die Voraussetzung gegründet, daß das große gebildete deutsche Publicum neben dem ästhetischen, sittlichen, persönlichen Interesse an Goethes Dichtungen noch einen Ueberschuß von historischem Interesse für diejenigen Gestalten dieser Dichtungen besitze, worin sie zum ersten Male das Publicum entzückten und Goethes Ruhm begründeten. Der Erfolg, den die Sammlung bereits gehabt hat und ohne Zweifel noch haben wird, zeigt, daß diese Voraussetzung vollkommen richtig war. Dem Studium aber ist dadurch ein unschätzbares, lange schmerzlich entbehrtes Hülfsmittel übergeben worden.

Herrn von Loepers Edition und Erklärung von 'Dichtung und Wahrheit' erfüllt die strengsten philologischen Anforderungen, obgleich ein philologischer Recensent, der sich in die Brust werfen wollte, wahrscheinlich allerlei daran auszusetzen fände. Er würde ohne Zweifel hervorheben, daß der Commentar an einigen Puncten zu viel, an anderen zu wenig gebe. Das kann man nämlich von jedem Commentare sagen: denn nirgends ist der Subjectivität ein so großer Spielraum gewährt, als in der Bemessung dessen, was Erläuterungen enthalten oder nicht enthalten dürfen. Es giebt auch sonst kein undankbareres Geschäft, als Commentare zu schreiben, wenigstens falls die Dankbarkeit der Aufgaben nach der Dankbarkeit der Mitforscher berechnet wird: was sie brauchen können, nehmen sie ohne weiteres an und erwähnen es als etwas ganz Bekanntes; aber wenn sie glauben, etwas widerlegen zu können, so werden sie das mit nie erlahmendem Eifer thun. Das liegt zwar in der Natur der Sache: auf das Neue, das Einer zu bieten hat, kommt es an, und wirkliche Berichtigungen von Irrthümern sind gewiß Fortschritte. Aber wissenschaftliche Dankbarkeit ist auch eine schöne Eigenschaft, obgleich sie augenblicklich nicht in Blüthe steht.

Aus Herrn von Loepers Anmerkungen wird jeder lernen. Wo Bekanntes wiederholt ist, geschieht es in großer Klarheit und Kürze; das Buch bildet ein wahres Repertorium für die zerstreute und oft sehr entlegene Erläuterungsliteratur, so weit sie dem Verständniß von 'Dichtung und Wahrheit' zu gute kommt. Die Quellen von Goethes Darstellung sind thunlichst aufgezeigt. Die Angaben sind auf ihre Richtigkeit geprüft. Parallelstellen werden beigebracht, Anspielungen erklärt, Citate auf ihren ursprünglichen Ort zurückgeführt. Nichts ist außer Acht gelassen, was Goethes Erzählung irgendwie beleuchten kann. Wo er Personen oder Sachen nennt, die nicht allgemein bekannt sind, sucht der Exeget den bloßen Namen in eine Vorstellung zu verwandeln. Wo Goethe mit Anderen zusammengetroffen ist, wird der Erklärer nie versäumen, die Berichte dieser anderen herbeizuziehen und so dem Eindrucke, welchen Goethe empfing, denjenigen gegenüberzustellen, den er machte. Betrachtungen Goethes, welche mehr durch die Zeit der Abfassung eingegeben sind, als durch den Zusammenhang der Geschichte, werden stets signalisirt, auch die vielleicht frühere Abfassungszeit einzelner Partien constatirt.

Indem der biographische wie der literarische Stoff sich durch die Interpretation vermehrt, erhalten wir zum Theil auch eine Ahnung dessen, was Goethe vorliegen mochte, als er das Werk schrieb, eine beiläufige Vorstellung des Materials, das er gestaltete. In seine Composition wird uns so ein näherer Einblick vergönnt. Denn Composition besteht nicht blos in der Anordnung, nicht blos in der Maßvertheilung für die einzelnen Gegenstände, sondern vor allem in der Auswahl aus dem rohen Stoffe, das heißt im

Weglassen. Die Erklärung müste eigentlich stets zu errathen suchen, was ein Dichter oder Schriftsteller in die Behandlung hätte hereinziehen können, was er aber verschmähte.

Dergestalt nähert sich die Exegese der Lösung zweier Aufgaben: sie will an Goethes Erzählung historische Kritik üben und sie will den Entstehungsproceß des Werkes in der Seele des Autors erforschen: die höchste Aufgabe einer jeder kunstmäßigen Interpretation.

Um Einzelheiten namhaft zu machen, so wäre hervorzuheben, daß nicht nur die gedruckte Literatur fast erschöpfend herbeigezogen ist, sondern daß auch Ungedrucktes zur Verwendung kam: man wird Stellen aus Goethes Briefen an Frau von Laroche und an Riemer angeführt finden; ungedruckte Briefe von Schlosser und von Höpfner sind benutzt. Herr von Loeper hat zum ersten Male das Schloß des Grafen Thorane nachgewiesen, zu dessen Ausschmückung die Frankfurter Maler engagirt waren; er hat über Goethes Straßburger Freunde neues Licht verbreitet; er hat gezeigt, daß Goethe 1775 zu Heidelberg mit einer Schwester des späteren Fürsten Wrede in Beziehung trat; er hat zuerst das Haus bezeichnet, aus welchem Goethe ebendaselbst nach Weimar abgeholt wurde u. s. w.

Auch in Reiffensteins 'Bildern' liegt eine philologische Leistung vor.*) Wird doch diejenige Thätigkeit vorzugsweise als eine philologische bezeichnet, welche mit peinlicher Gewissenhaftigkeit Thatsachen festzustellen sucht, ganz ohne Rücksicht darauf, ob sie in einem größeren Zusammenhange wichtig sind oder nicht. Nur ganz weniges von dem, was Reiffenstein uns vorführt, bot noch das heutige Frankfurt dar; manches konnte er in früherer Zeit, kurz vor der Zerstörung oder Veränderung fixiren; in vielen Fällen aber war er auf Forschung angewiesen.

So vor allem in dem wichtigsten Blatte, der Aussicht aus dem 'Gartenzimmer' in Goethes Vaterhaus, wo, wie Goethe sagt, als er heranwuchs, sein liebster, 'zwar nicht trauriger, aber doch sehnsüchtiger' Aufenthalt war. Er sah in die Nachbarsgärten und ihr geselliges Treiben, weiterhin über Stadtmauern und Wälle in die Ebene, auf den Taunus, in die untergehende Sonne ... Man kennt die Stelle, die mit den Worten schließt: 'So erregte dies frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht, das, dem von der Natur in mich gelegten Ernsten und

*) Wie sich diese Bilder zu den früheren 'Acht Denkblättern zu Goethes Jugendgeschichte von Reiffenstein' verhalten, welche (nach Volger, Goethes Vaterhaus S. 16. 17) im Frankfurter Conversationsblatt 1858 (16. November) besprochen sind, weiß ich nicht. Das vorliegende Bl. IX, das Theater im Junghof, findet man verkleinert schon dem Frankfurter Neujahrsblatte von 1872 beigelegt.

Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.'

Eine so große Wirkung schreibt Goethe diesem Platze zu: ein wesentliches Element seines Gemüthes soll dadurch bestimmt worden sein. Es war daher gewiß interessant zu erfahren, was ungefähr der Knabe damals vor Augen gehabt haben mochte. Jetzt ist alles verändert; die Gärten sind Bauplätze geworden; hohe Häuser benehmen jede Fernsicht; die neu angelegte Kaiserstraße durchschneidet die Gegend. Herr Reiffenstein hat die Aussicht, wie sie im Jahre 1755 gewesen sein mag, zu reconstruiren versucht. Wir blicken in den Garten des späteren von Cronstättischen Damenstiftes, sehen rechts die sogenannte Kaiserküche (1747 erbaut), dahinter in größerer Entfernung das Stammhaus der Familie Hassel, dessen Höfe und Gärten sich weit in das Bild hineinziehen, dann in ganzer Breite die Stadtmauern mit drei Thürmen, wovon der eine dem Galgenthore gehört: dahinter die Ebene, das Städtchen Höchst, den Taunus. Das Bild ist auch, rein landschaftlich genommen, interessant und hübsch.

Der Künstler legt in einem Texte, der leider noch nicht beigefügt ist, wovon er mir aber freundlichst Abschrift gewährte, Rechenschaft von seinem Verfahren ab. Ueberall zeigt sich, wie vertraut er mit der Baugeschichte seiner Vaterstadt bis in alle Einzelheiten, bis in die kleinsten Veränderungen ist, so weit sich diese aus Archivalien, alten Plänen und Ansichten, und sonstigen Documenten erkennen lassen. Wenn z. B. Goethe erzählt, daß er vom Gartenzimmer aus die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte, so hat Reiffenstein zu bemerken, daß sich an der Stadtmauer in der Nähe des Galgenthores ein Weingarten mit einer Kegelbahn, der nach dem Wirthe Mohr sogenannte Mohrengarten befand. Es können freilich noch andere Kegelbahnen in näheren Privatgärten vorhanden gewesen sein.

Mit welcher Gewissenhaftigkeit Reiffenstein in seinen Reconstructionen verfahren ist, mögen wenige Beispiele zeigen.

Innerhalb des eben besprochenen Blattes bezeichnet die Erläuterung ganz genau die Stelle in dem von Hasselschen Garten, wo 'jener denkwürdige Hasselbaum stand, der so groß war, daß Kaiser Leopold im Jahre 1651 mit seinem ganzen Hofstaate im Schatten desselben mehreremal Tafel gehalten hat. 'Er wurde leider' — fährt der Künstler fort — 'zwei Jahre vor der Geburt Goethes gefällt, und konnte somit nicht als noch bestehend aufgeführt werden.'

Das erste Blatt enthält Goethes Geburtshaus vor dem Umbau von 1755. Hier war natürlich das 'Gerämse' anzubringen, aus welchem der Knabe unter Ochsensteinischer Anleitung das Geschirr auf die Straße warf. Die genaue Form dieses bestimmten Gerämses war selbstverständlich nicht zu

ermitteln; aber den Erläuterungen ist eine kleine Notiz über diese Baueinrichtung im allgemeinen beigefügt, mit einigen Zeichnungen, woraus wir entnehmen, daß der Verfasser alle ihm in Frankfurt noch erreichbaren Formen studirt und daher seinem Bilde eine wenigstens an sich beglaubigte Gestalt des Gerämses einverleibt hat.

Dem 'Hof im neuen Hause' (Blatt IV) liegt die bekannte Aufnahme des Malers Rösel vom 28. August 1823 zu Grunde, welche Goethe mit den Versen 'An diesem Brunnen hast auch du gespielt' rc. an Klinger sandte. Reiffenstein hat mehrere auf sachlichen Erwägungen beruhende Correcturen angebracht und die auf Rösels Bild befindlichen Körbe mit Gemüse weggelassen. 'In Frankfurt wird nämlich' — erklärt er — 'während der Messen der größte Theil des Raumes auf dem Römerberge, welcher zum Marktplatz dient, durch die daselbst aufgeschlagenen Meßbuden weggenommen, weshalb der Markt auf den großen Hirschgraben und die anstoßenden Straßen verlegt wird. Die Sachsenhäuser Gemüseweiber bringen nun einen Theil ihrer Vorräthe häufig in den Höfen der nächstliegenden Häuser unter: was die Besitzer stets gerne gestatten.' Da nun der 28. August allerdings gewöhnlich in die Messe fällt, so fand der Schöpfer des Blattes auch in Goethes Vaterhause einen Theil der fraglichen Körbe untergebracht und stellt somit unbewußt seiner Arbeit ein unumstößliches Wahrheitszeugniß aus. 'Ich konnte natürlich' — schließt Reiffenstein — 'von dieser allerdings sehr wirksamen Staffage keinen Gebrauch machen, da es mir noch nicht gelungen ist, zu ermitteln, ob vor hundert Jahren der Markt während der Messen schon auf dem großen Hirschgraben sich befand.'

Bedarf es der Versicherung, daß wir solchen Fragen nicht den allergeringsten directen Belang für die Erkenntniß Goethes beimessen? Aber jedem Philologen wird das Streben nach der Wahrheit an sich, nach dem Echten, Ursprünglichen, Authentischen, eine Art von Sport, dem wir uns mit einem gewissen humoristischen Behagen hingeben. Und ich weiß manche vielbehandelte Fragen der Textkritik, die für die Wirkung und die Schätzung eines schriftstellerischen Kunstwerkes nicht wichtiger sind als die Körbe der Sachsenhäuser Gemüseweiber für die Auffassung von Goethes Jugendgeschichte.

Herr Reiffenstein hat uns zunächst nur zehn Blätter gegeben. Er hat noch andere liegen: den goetheschen Garten vor dem Thor, das Haus der Tante Melber, die schlimme Mauer, das schönemannsche Haus, die Gerbermühle, Jerusalems Grab. Wir werden ihm um so dankbarer sein, je weiter er seine Studien und Publicationen ausdehnt. —

So viel nun auch Goethes Selbstbiographie aufhellt und so viel zu ihrer Erklärung geschehen ist: zu Ende sind wir noch lange nicht mit unseren Aufgaben. Die Entwickelung Goethes, namentlich in den Jahren 1771—1775,

bietet selbst äußerlich noch die größten Schwierigkeiten dar, und wie viel fehlt noch innerlich! Wie viel fehlt noch beispielsweise zu einer vollständigen Geschichte seines Stils bis 1775. Ueber 1775 hinaus aber, welche Massen ungelöster Fragen!

Ist es angesichts eines solchen Standes der Forschung nicht verfrüht, schon eine Gesammtdarstellung von Goethes Leben zu versuchen?

Ich kann nur mit den Worten eines mir ziemlich nahestehenden Schriftstellers antworten: 'Verfrüht wäre jede Gesammtdarstellung, bevor nicht das Detail erschöpfend durchforscht ist; und doch kann die Erforschung des Einzelnen nicht gelingen, wenn nicht von Zeit zu Zeit Gesammtdarstellungen gewagt werden.'

Darf ich mich auf die Gesammtdarstellungen beschränken, welche in künstlerischer Absicht und mit künstlerischen Mitteln unternommen wurden, das heißt deren Verfasser frei über den Stoff schalteten, ohne sich durch das Streben nach einer gewissen Vollständigkeit innerhalb beschränkten Raumes zu binden, — so besitzen wir nur drei Biographien Goethes: eine englische, eine französische, eine deutsche — von Mr. Lewes, von M. Mézières, von Herman Grimm. Das Werk des Engländers ist das älteste und bei uns so eingebürgert, daß es mit seinen Tugenden und Fehlern als bekannt angesehen werden darf; das französische Buch ist erst nach dem Kriege erschienen; Herman Grimms 'Vorlesungen' zu Ende des abgelaufenen Jahres.

Gleich der Anfang charakterisirt die drei Biographen. Lewes beginnt mit dem Beweise, daß Goethe wirklich groß gewesen sei. Grimm sucht Goethes Einfluß auf seine Nation abzuschätzen, indem er ihn mit Homer, Dante, Shakespeare, Voltaire vergleicht. Mézières verbindet die Bemerkung, daß Goethes Werke ein nahes Verhältniß zu Goethes Leben haben, mit einer falschen Auffassung des Titels von Goethes Selbstbiographie.

Es zeigt sich bald, daß der Franzose merkwürdiger Weise der langweiligste von den drei Autoren ist. Herr Mézières kann offenbar am wenigsten bei seinen Lesern voraussetzen, er muß sehr viel Bekanntes wiederholen und hat nicht das Talent von Lewes, dies auf interessante Weise zu thun. Ich habe kein Urtheil über die Sprache: sie mag sehr rein und correct sein, aber fesselnd ist sie nicht. Daß es an bösen Seitenblicken auf den Krieg und auf die heutigen Deutschen nicht fehlt, kann man sich denken: da es uns nicht darum zu thun ist, diesen kleinen literarischen Nachkrieg fortzusetzen, so können wir über solche Stellen stillschweigend hinweggehen; daß sie auch durch Geschmacklosigkeit stören, läßt sich leider nicht leugnen. Goethe bildet natürlich einen wohlthuenden Gegensatz zu der gegenwärtigen deutschen Entartung. Freilich, gegen Mme. de Stael ist er nicht höflich genug gewesen, und er und wir bekommen dabei eine kleine Lection über Höflichkeit, die wir uns immer-

hin zu Herzen nehmen können. Goethes Beziehungen zu Frankreich, sein Verhältniß zur Revolution und zu Napoleon, alle diese Dinge nehmen begreiflicherweise einen großen Raum ein. Daß Goethe durch seine Bildung eigentlich auf Frankreich beruhe, ist eine alte französische Doctrin; aber er theilt dieses Loos mit vielen Deutschen des vorigen Jahrhunderts, und es kommt alles auf genaue Feststellung des Maßes an. Bei Herrn Mézières finde ich nichts Neues darüber. Goethes Verhältniß zu Voltaire z. B. ist nie sorgfältig untersucht worden, und doch muß der junge ehrgeizige Dichter zu dem größten Schriftsteller seiner Zeit irgend ein Verhältniß gehabt haben. Ist es ein Zufall, daß die wahrscheinlich ältesten Dramenpläne Goethes drei von Voltaire behandelte Helden betreffen: Cäsar, Sokrates, Mahomet? Und Voltaires vergessener Sokrates nimmt innerhalb der französischen Literatur eine ganz merkwürdige und, wie es scheint, niemals beachtete Stellung ein. Aber ich darf hierauf jetzt nicht länger verweilen ..... Das Buch von Mézières kann uns, so viel ich sehe, am meisten nützlich sein durch einzelne Bemerkungen über Goethes Werke. Goethe selbst hat die Urtheilsfähigkeit französischer Kritiker anerkannt durch die Sammlung von 'Urtheilsworten' in Kunst und Alterthum (I. 3. Seite 56. II. 2. Seite 117). Er hat ihrer hundertfünfundsechzig zusammengebracht. In einer französischen Stillehre des vorigen Jahrhunderts finde ich über anderthalbtausend qualités du Style alphabetisch aufgeführt. Das ist nicht bedeutungslos: wie die Franzosen viel mehr Farbenbenennungen haben, so besitzen sie auch einen größeren kritischen Wörterschatz. Eine von Generation zu Generation gepflegte Feinheit des Geschmackes spricht aus jedem literarischen Urtheil. Es ist ein wahrer Genuß, etwa eine Nummer des Figaro zu durchfliegen, die irgend einem Ereigniß auf dem Gebiete der Kunst, z. B. der ersten Aufführung von Dumas' Étrangère, gewidmet ist. Unter vier, fünf verschiedenen Rubriken des Blattes kommt man darauf zurück: das Stück wird analysirt und kritisirt; der Trägerin der Hauptrolle wird ein Leitartikel gewidmet; die Aufführung selbst mit ihren Zwischenfällen erzählt; jedes flüchtige Witzwort, das der Aufbewahrung werth scheint, verzeichnet; schließlich die Toiletten und ihre Urheber kurz erwähnt. Die armen deutschen Schriftsteller und Schauspieler, denen etwas Aehnliches nie zu Theil wird! Wir müssen durchaus Respect bekommen vor einer altüberlieferten Cultur, in welcher die Kunst als eine heilige Angelegenheit gefühlt wird. Und darum können wir von jedem literarisch feingebildeten Franzosen, wenn er über Goethes Werke spricht, vermuthlich einiges lernen. Aber ich gestehe, daß ich die Feuilletonisten des Figaro lieber lese, als den Akademiker Mézières. Gleichwohl, wie die Dinge einmal liegen, müssen wir alle, denen die friedliche geistige Wechselwirkung zwischen Deutschland und Frankreich am Herzen liegt, jedem Franzosen dankbar sein, der sich

mit Goethe beschäftigt und seine Landsleute zur Beschäftigung mit deutscher Literatur anleitet. Soll Goethe das Symbol des Friedens sein: wir können nichts Besseres wünschen. Und wie viel Er und wir alle den Franzosen an Geschmack, Kunst und Kunstverständniß danken, das wollen wir stets hochherzig genug bleiben, laut zu bekennen.

Ich habe nicht die Absicht, dem Werke des französischen Literarhistorikers das obengenannte deutsche als ein Gegenbild an die Seite zu stellen. Ich weiß, wie schwer es ist, über das Buch eines Freundes zu reden. Lobt man es, so scheint man parteiisch. Tadelt man, ja discutirt man nur; flugs sind die Gegner bei der Hand, die keinem Tüchtigen fehlen, und schlagen Kapital daraus: 'Selbst die besten Freunde des Verfassers müssen anerkennen (oder: müssen zugeben; oder: können nicht leugnen) daß' ... folgen die geäußerten Bedenken in schärferer Fassung.

Aber ich meine, man kann immer objectiv einige Eigenschaften nennen, die ein solches Werk besitzt. Ich kann sagen, ob Augen schwarz oder blau sind, ohne zu sagen, ob ich sie schön oder häßlich finde.

Grimms 'Goethe'*) ist aus Vorlesungen entstanden, welche zwei Semester lang einstündig publice in Berlin gehalten wurden. Dadurch war eine gewisse Kürze geboten. Alles Einzelne soll man vom Katheder deutlich und lehrreich besprechen, darum muß eine strenge Auswahl der Gegenstände stattfinden. Vollständigkeit ist unmöglich: natürlich kann man es dann keinem recht machen; jeder vermißt etwas, was ihm gerade lieb ist, was er sich darum als Hauptwerk anzusehen gewöhnt hat. Andererseits verlangt die Vorlesung nicht eine so strenge Einheit wie das Capitel, man kann je nach Bedarf zwei und drei Gegenstände hinter einander behandeln, auch in einer späteren Vorlesung fortsetzen, was früher begonnen und nicht ganz erledigt war. Grimm hat sich dieser Freiheiten nur wenig bedient. Seine 'Vorlesung' entspricht im allgemeinen einem 'Capitel', so daß in fünfundzwanzig Vorlesungen der ganze Stoff erledigt wird.

Bei Goethe so wenig wie bei Raphael verweilt Grimm auf der Entwickelungsgeschichte. Er verkennt gewiß nicht den Werth einer philologischen Thätigkeit, welche z. B. das Leipziger Liederbuch oder 'die Laune des Verliebten' oder 'die Mitschuldigen' oder die Friederikenlieder auf ihre Vorbilder zurückzuführen und das Maß der Selbständigkeit zu eruiren sucht, das sich etwa darin zeigen mag. Aber er kann sich seinerseits nicht darauf einlassen; er strebt denjenigen Werken zu, welche zumeist Goethes Ruhm begründet und befestigt haben. Die Höhepuncte von Goethes Schaffen bilden die Höhe-

*) Goethe. Vorlesungen, gehalten an der königlichen Universität zu Berlin von Herman Grimm. 2 Bde. Berlin, Wilhelm Hertz. 1877.

puncte seiner Darstellung. Im ersten Bande treten nur Götz und Werther; im zweiten Bande nur Iphigenie, Tasso, die Römischen Elegien, Egmont, Hermann und Dorothea, Wilhelm Meister, Wahlverwandtschaften, Faust in den Vordergrund; und auch diese nicht alle in gleichem Maße.

Viele Personen, die Goethes Weg gekreuzt, werden mit keiner Silbe erwähnt. Auch hier war Simplificiren geboten. Die großen Lebensbeziehungen dagegen sind mit Liebe dargestellt: so namentlich die zu Herder, zu Karl August, zu Schiller. Das Verhältniß zu Schiller sehen wir entstehen und dabei kommen alle Einzelheiten zur Sprache. Wir fühlen: es handelt sich um eine welthistorische Allianz; alle Motive müssen deutlich werden; alle Details, alle Wechselfälle der diplomatischen Verhandlungen haben Werth und Interesse. Die Großmachtstellung von Autoren ersten Ranges tritt bei Grimm überall hervor. Jeder hat seine auswärtige Politik, jeder hat sein diplomatisches Corps.

Dem entsprechend ist Grimm bemüht, möglichst scharf die geistige Machtsphäre Goethes abzugrenzen. Die Arbeit verfolgt mit Bewußtsein das Ziel, ihm den richtigen Hintergrund zu geben und ihn auf die richtige Höhe zu stellen. Und ebenso wird mit den wichtigsten Gestalten verfahren, welche Goethe geschaffen, insbesondere mit denen des 'Faust': auch sie haben ihre bestimmte Machtsphäre in dem Gemüth und in der Phantasie der Menschen. Selten wird Technisches erörtert. Der Verfasser beschreibt die Wirkungen, aber er sagt nicht, wie sie hervorgebracht werden. Doch steht überall im Hintergrunde die Frage nach der Art und Weise, wie Kunstwerke in der Seele des Urhebers entstehen. Und an mehr als einem Beispiele wird die große Bedeutung des Modelles für Goethes Poesie anschaulich.

Die wichtigen Wendungen von Goethes Leben werden mit großer Energie hervorgehoben und ins Licht gesetzt: der Uebergang nach Weimar; der Aufenthalt in Rom. Ueber Goethes Beziehungen zu Frauen redet hier ein unbefangener Mann, der Welt und Leben kennt und mit freiem Blick überschaut. Es ist eine wahre Wohlthat, das Capitel über Frau von Stein oder Christiane Vulpius zu lesen, nach allem, was darüber geklatscht und geschrieben — aber Verzeihung! ich falle aus meiner Objectivität.

Die Kunst sucht klare, einheitliche Wirkungen. Sie muß sorgen, daß nicht zwei Schönheiten dicht neben einander sich gegenseitig schlagen; sie fordert weise Vertheilung des Stoffes: jedes Element soll an seinem Orte mit ganzer Kraft sich geltend machen. Die Orte sollen geschickt gewählt, Verweisungen vermieden, jeder Gegenstand nur einmal behandelt sein. Goethe bietet darin viele Schwierigkeiten. Wie weit ist oft die Entstehung seiner Werke von ihrem Erscheinen getrennt; wie viele Wandlungen durchlaufen sie; in verschiedenen Epochen seines Lebens hat er ein verschiedenes Verhältniß dazu.

Jedermann denkt gleich an Faust. Grimm hat es, wie M. Mézières gewagt, den Faust nur an einer Stelle zu besprechen. In beiden Darstellungen sind ihm die letzten Capitel eingeräumt. Es wird dadurch ein großartiger Abschluß erreicht. Goethes Leben und Entwickelung zieht noch einmal an uns vorüber, symbolisch, als Leben und Entwickelung Fausts.

Und hiermit sei auch diesen Betrachtungen Einhalt geboten. Da es kaum gestattet wäre, lebende Mitforscher rücksichtslos zu charakterisiren; so müssen die vorstehenden kurzen Berichte genügen, um den Schattenriß der Goethe-Philologie, den ich an die Spitze stellte, doch ein wenig zu beleben.

„Neros lebende Fackeln.“

Von W. Lauser.

Seitdem Hans Makarts Prachtgemälde „Katharina Cornaro“ ausgestellt war, haben nicht solche Schaaren Neugieriger den Ehrensaal des Wiener Künstlerhauses erfüllt, wie vor einigen Wochen. Alle Welt wollte das Bild schauen, das der junge polnische Maler Siemiradzki aus Rom auf die Weltreise ausgesandt hat. Ein großer Ruf war demselben vorangegangen; Siemiradzki sollte jetzt, wie man uns verkündigte, statt Mateikos den Thron des polnischen Malerfürsten einnehmen. Er sollte der polnische Makart, ja mehr als dies sein; er sollte mit makartscher Farbengluth die sichere Zeichnung, die Gedankenfülle Pilotys und Kaulbachs vereinigen. Der junge Mann hatte außerdem in Rom die ehrenvollsten Auszeichnungen für sein Werk erhalten. Er hatte einen unerhört hohen Preis für dasselbe angesetzt. Und wenn man auf die Zeitungsstimmen hörte, die das Erscheinen seines Bildes in unserer Mitte begrüßten, so war dasselbe geradezu der Markstein einer neuen herrlichen Zukunft der Geschichtsmalerei.

Unser Künstler hat den Stoff seines Werkes aus derselben Fundgrube geholt, aus welcher gegenwärtig auch unsere Dramatiker zu schöpfen lieben, aus den Annalen des Tacitus. In dem vierundvierzigsten Capitel des fünfzehnten Buchs derselben berichtet bekanntlich der römische Geschichtschreiber, daß Kaiser Nero, um die Gerüchte über die Urheberschaft des Brandes von Rom niederzuschlagen, die verhaßten Christen als Brandstifter anklagen und theils kreuzigen, theils in seinen Prachtgärten unter theatralischen Aufzügen bei Nacht verbrennen ließ. Dies gab Siemiradzki die Idee der „lebenden Fackeln Neros“. Er begnügte sich jedoch nicht mit der einfachen künstlerischen

Darstellung dieses geschichtlichen Vorgangs, und auch nicht damit, wie Tacitus selbst schon gethan, uns zu verdeutlichen, daß hier bemitleidenswerthe unschuldige Opfer der Ruchlosigkeit und Verrücktheit eines Tyrannen fielen. Auf dem breiten Goldrahmen, der das Bild umschließt, steht mit großen Buchstaben geschrieben: Lux in tenebris lucet et tenebrae eam non comprehenderunt. Siemiradzki wollte also den Gesichtskreis ins Unendliche erweitern. Eine untergehende Welt, die eben noch in scheinbarer Macht ihre furchtbarste Orgie feiert, und eine neue Welt, der trotz des scheinbaren Untergangs die Zukunft gehört, sollten vor unser Auge treten, der Glanz und die Pracht Neros und seines Hofes als Finsterniß, das in seinen Blutzeugen dem schmählichen Tod geweihte Christenthum als das Reich des Lichtes. Wahrlich ein Gegenstand, wie er nicht großartiger und würdiger für einen Künstler gedacht werden kann, der zugleich von der hohen Idee der Menschheit in seinem Innern durchdrungen und fähig wäre, seine Gestalten ebenso mit sinnlichem Leben wie mit geistigem Gehalt zu erfüllen.

Seinem Grundgedanken entsprechend hat der Künstler, mit weislicher Berechnung der äußeren Wirkungsmittel die Darstellung des Ganzen geordnet. Auf den Goldpalast des Nero und auf den die Treppen und den Vorraum desselben füllenden kaiserlichen Hof, an der linken Seite und in der Mitte des in riesigen Verhältnissen ausgeführten Bildes, fällt noch der letzte Schimmer des niedergehenden Tages. Rechts in der Tiefe, wo das grausige Schauspiel sich vorbereitet, haben sich schon abendliche Schatten über die Cypressen des Gartens und über die hohen Richtpfähle der Christen gelagert. Hoch über dem Mittelpuncte des Bildes ragt, aus einer Reihe korinthischer Säulen von gelblichem Marmor gebildet, die Vorderseite des Kaiserpalastes, an welcher sich rechtshin aus weißschimmerndem Marmor ein kleiner Tempel schließt, gekrönt von einem in Marmor derselben Farbe gehauenen Viergespanne. In sanfter ruhiger Helle strahlen diese vornehmen Marmorbauten gleichsam das scheidende Licht der Abendsonne zurück, in wirksamstem Gegensatze zu dem unheimlichen nächtlichen Treiben im Garten zu ihren Füßen.

Die Marmorata in Rom scheint alle ihre bunten Schätze zu der linken Seitenwand des Palastes geliefert zu haben; dunklere und hellere Gattungen des edlen Gesteins sind hier zusammengefügt, und bringen einen Gesammteindruck hervor, wie unter den modernen Bauten, etwa die Vorderseite der Großen Oper in Paris, eine graulich glänzende Marmorwand, über deren Fries noch der Fuß eines goldenen Standbildes sichtbar wird, rahmt das Bild auf seiner linken Seite vollends ein. Die glatte Wand ist unterbrochen durch ein eingelassenes, mit Virtuosität entworfenes Basrelief, eine Gruppe von Pferden mit ihren Lenkern darstellend. Von überraschender Naturtreue sind noch durch den Regen hervorgebrachte Streifen von Metallrost in der

Wand, die sich von dem oben stehenden Standbilde herabziehen. Fast ein Bild für sich ist am Ende der Wand in der linken Ecke ein Brunnen, aus dem ein silberklarer Wasserstrahl in ein rundes Becken niederplätschert; der grüne Moosbart unter der wasserspeienden Maske und alle übrigen Einzelnheiten sind mit einer Liebe und Sorgfalt ausgeführt, als hätte der Künstler hier eine biblische Brunnenidylle vor uns zaubern wollen. Seitentreppen aus dunkelgrünen Marmorquadern, gegen die Brüstung der Haupttreppe ansteigend, erheben sich beim Rande des Brunnens. Und gerade aus von demselben breitet sich ein Boden von spiegelglatten dunkelfarbigen Marmorplatten. Von ihm aus steigt ein Dutzend weißer Marmorstufen hinan zu dem Absatze der großen Marmortreppe, welche, von einer durchbrochenen marmornen Brüstung eingefaßt, zunächst linkshin zu einem kleineren Absatze und sodann gerade auf zwischen korinthischen Prachtsäulen durch in die inneren Säle des Palastes führt. An den Ecken und Ausläufern der Treppe sind Sphinxe und kunstvoll gearbeitete Weihrauchbecken aufgepflanzt.

Kurz, der ganze architektonische Ausbau ist mit einem Geschmack, einer stolzen Pracht und mit einer Kenntniß aller Einzelnheiten antiker Baukunst angeordnet, die das rückhaltloseste Lob verdienen. Aber wenn man diesen Theil des Gemäldes vielleicht als einen gelungenen Versuch gelten lassen darf, Neros goldenes Haus zu restauriren, so ist eine andere Frage, ob der Künstler nicht durch diesen reichen architektonischen Apparat die Aufmerksamkeit zersplittert hat, die er hauptsächlich auf den von ihm dargestellten geschichtlichen Vorgang hätte vereinigen sollen. Es fragt sich, ob unser Auge nicht zu übermächtig von dem, was doch immer nur Beiwerk bleiben sollte, angezogen wird.

Immerhin hat der Künstler mit der Ordnung der großen Freitreppe und der an dieselbe gelehnten Seitentreppen sich zur Entwickelung des dem Palast entströmenden Festzuges einen Raum geschaffen, so günstig und so prächtig, wie es selbst einem Paolo Veronese kaum einmal gelungen. Während die hundertköpfige Masse des Gefolges von geputzten und blumenbekränzten Weibern und Männern sich langsam, wie es scheint vom üppigen Gelage mehr erschöpft als erheitert, die Stufen herabwälzt, ist die Spitze des Zuges schon auf dem letzten großen Treppenansatz angelangt, welcher eine freie Aussicht in den Garten herab gewährt. Links am Rande desselben steht ein Mann, der ein rothes Tuch in die Luft wirft, zum Zeichen der Eröffnung des schauerlichen Nachtfestes. Leider jedoch hat es der Künstler versäumt, durch irgend ein anderes Anzeichen die Spannung, den Ernst des Augenblicks hervortreten zu lassen! Der tolle Uebermuth der römischen Machthaber, Hohn über die, wie Tacitus sagt, dem ganzen Menschengeschlecht verhaßten Christen, Blutdurst, Mordlust, oder wenigstens erhöhte Aufmerksamkeit und Erwartung mußten sich, wie man denken sollte, auf den Gesichtern der Zu-

schauer malen. Nichts von allen dem. Kaum Einer aus dem Gefolge richtet den schläfrigen Blick auf das Schauspiel, das hier bereitet wird. Ueberfättigt von Schmaus und Trunk scheinen sie nur ins Freie zu taumeln, um frische Luft zu schöpfen. Und der Erfinder der grausigen Lustbarkeit selber, Nero, liegt faul und gleichgültig, Poppaea neben ihm, in goldener von Negersclaven getragener Sänfte. Damit die Hauptgestalt des Gemäldes dem Beschauer nicht verdeckt werde, hat der Künstler zwar die kaiserlichen Leibwachen nur an der linken Seite der Sänfte aufgestellt. Auf der rechten, von Nero an langem Bande geleitet, schreitet blos das Lieblingsthier des Wütherichs einher, ein gezähmter Tiger. Aber so fern gerückt sind uns Neros und Poppaeas Gestalten und Gesichter, und mit solchem Aufwand von kleinlicher archäologischer Treue und von peinlich genauer Ausführung aller Schmuckverzierungen ist die Prachtsänfte dargestellt, daß diese selbst weit mehr als der Cäsar den eigentlichen Mittelpunct des ganzen Gemäldes bildet. Wenn nun auch nicht in so aufdringlich declamatorischer Weise wie auf Kaulbachs Bilde, so mußte doch nothwendig, sollte die Grundidee unseres Künstlers zu einigermaßen richtiger Anschauung kommen, der hervorragendste Vertreter jener Macht der Finsterniß, die er uns in ihrer Feindschaft gegen das Licht des Christenthums vorführen wollte, die Mitte des Ganzen vorherrschend behaupten.

Hat Siemiradzki die Nothwendigkeit nicht gefühlt oder nicht verstanden, seinem Bilde einen lebendigen Mittelpunct zu geben, so hat er wie absichtlich die Aufmerksamkeit zerstreut durch die bunten Gruppen, welche in mehr oder weniger lockerem Zusammenhange mit dem Hauptvorgang den Vordergrund füllen. Woher dies Volk gekommen, darf man gar nicht fragen. Zum eigentlichen Gefolge Neros gehören sie nicht, denn dieses bewegt sich ja erst auf den Spuren seines Herrn zu der Schaustätte herab. Und doch weisen die Blumenkränze, die herrlichen Gewänder und die Weinseligkeit Einzelner wieder darauf hin, daß wir Festgenossen der kaiserlichen Tafel vor uns haben. Zumeist ist es freilich seltsames, häßliches, zu einem Hofstaat wenig passendes Gelichter, das auf den Stufen der Seitentreppen und neben denselben lagert oder steht. An der Ecke neben den Brunnen ist eine Schaar Histrionen aufgepflanzt, in fremdartige Verkleidungen gehüllt und zum Theile steif dastehend, wie Karyatiden, welche ganze Lasten von Kostümen und Rüstungen zu tragen haben. Wir vertragen die Zumuthungen, die ein Gérôme an unsere Alterthumskenntniß stellt, weil der französische Maler bei aller Pflege der geschichtlichen Treue uns seine Gestalten doch immer nur in lebendiger Bewegung und Handlung vorstellt. Aber die Figuren, die nur als Kleiderständer dienen, sind wohl etwa in einem illustrirten archäologischen Werke, nicht aber auf unserem Historienbild an ihrem Platze.

Hier hat sich eine Gruppe um ein Tischchen zusammengethan; lustig

rollen die Würfel, und in ihrer Leidenschaft scheinen die Spieler die Welt um sich her gänzlich vergessen zu haben. Dort wird lustig die Weinkanne geschwenkt; Verbuhlte treiben ungescheut ihr Wesen. Nur hier und da ragt aus der Masse nichtssagender Gesichter ein bedeutenderer ernster Römerkopf hervor; und blos ein Weib, das die Laute neben sich auf den Boden gelegt hat und vorne kauert, hat den mitleidsvollen Blick auf die christlichen Opfer gewendet, als sollte sie für sich allein des Tacitus Meldung bestätigen: miseratio oriebatur, tamquam non utilitate publica, sed in saevitiam unius absumerentur. Sonst entschädigt uns kaum eine wirklich schöne Gestalt für den Anblick des Menschenkehrichts, der auf den Treppen herumliegt, wie die verlotterten römischen Modelle auf der großen Treppe der Piazza di Spagna.

Der Mensch selbst, sein inneres Verhältniß zu der geschichtlichen That, die der Vorwurf des Künstlers ist, der menschliche Ausdruck in Geberde, Haltung und Gesicht ist offenbar mit ungleich geringerer Liebe zur Geltung gebracht, als aller der alterthümliche Kram, der vor uns ausgestellt ist. In erster Reihe sollen wir diese am Boden liegende mit Perlmutter eingelegte Laute, die pünctliche Copie einer in Rom aufgefundenen, bewundern. Und jener Zecher, der uns so krampfhaft seinen goldenen Weinpocal entgegenhält, will uns augenscheinlich nur ein ächtes Erzeugniß antiken Kunstgewerbes vorweisen. Aber wenn wir auch gestehen müssen, daß alle diese Geräthe, Würfelbecher, Würfel, Spieltische, Gewänder, Putzsachen, Rüstungen, Instrumente unzweifelhaft genau nach ächten Mustern wiedergegeben sind, so läßt uns dies doch ebenso kalt wie das Prunken der Meininger Schauspieler mit ächten Kostümen, die uns doch nimmermehr über den Mangel des Geistes und Lebens uns der künstlerischen Gestaltungskraft hinwegzutäuschen vermögen. Dieser ganze archäologische Plunder steigert vielmehr nur den Eindruck der Zerfahrenheit und des Mosaikartigen in diesem Theile des Siemiradzkischen Bildes.

Wenden wir uns nun zu den Christen, den lebenden Fackeln Neros! Wie hat der Künstler den großartigen Gedanken zur Anschauung gebracht, daß die hülflos Hingeopferten und nicht ihre Würger die wahren Sieger in dem Kampfe zwischen Licht und Finsterniß seien, daß die Sache, für welche sie den Märtyrertod erdulden, alle Macht und allen Glanz des Römerreiches und alle Verfolgungen überdauern werde? Dies war ja, wie sein Wahlspruch besagt, unseres Künstlers hauptsächliches Ziel; und ähnlichen Aufgaben sind vor ihm Andere gerecht geworden. Es hängt in einem wenig besuchten Saale des königlichen Museums zu Madrid ein Bild von einem mir unbekannten Meister, das erste Autodafé in Spanien darstellend, welches der fürchterliche Torquemada in Avila abhielt. Mit welcher einfachen Zurüstung hat der spanische Meister die volle Wirkung erzielt! Auf einem rohen Holzgerüste, das von einem Baldachin überdeckt ist, sitzt mit dem Rücken gegen eine Tep-

richwand auf erhöhtem Stuhle Torquemada, rechts und links von ihm und zu seinen Füßen Geistliche, die Einen mit dem Ausdrucke maßloser Herrschsucht, frommer Beschränktheit, die Andern mit demjenigen unerbittlichen Eigensinnes, einige auch mit demjenigen menschlichen Mitleids. Der spanische Maler war gewiß ein guter Katholik, aber er hat dem Ketzer, der eben, um seinen Hals zu retten, vor Torquemada seine Irrthümer abschwört, ein so elendes Armesündergesicht gegeben, und den Verurtheilten, die schon auf das Anzünden des Scheiterhaufens warten, oder sich auf dem Weg dahin von den letzten Bekehrungsversuchen der Dominikaner abwenden, einen solchen Zug von Entschlossenheit im Antlitz ausgeprägt, daß sie trotz der Narrenvermummung, die man ihnen angelegt, verehrungswürdig und als Vertreter einer Sache erscheinen, die keine ganz verlorene sein kann. Dem alten Meister haben ein paar den Opfern zu Füßen ausgebreitete Scheite Holz genügt, um die schauerliche Todesart der Verurtheilten anzudeuten. Ihm kam es eben vor allem auf den geistigen Ausdruck der von ihm dargestellten Menschen an. Anders verfährt Siemiradzki. Das oberste Gesetz ist für ihn geschichtliche oder vielmehr archäologische Treue. So pflanzt er denn ein Dutzend blumenumkränzte Pfähle von dreifacher Manneshöhe in einer Reihe auf, bindet am *oberen* Ende derselben pechgetränkte Wergsäcke fest, in welche die Christen bis an den Hals gesteckt sind. Die Erinnerung an Wickelkinder liegt so nahe, daß unfreiwillige Komik mit dem Grauen sich vermischt. Das aber wagen wir jedenfalls zu behaupten, daß ein wirklich großer Künstler niemals gegen Geschmack und gesunden Sinn sich so versündigt hätte, gerade die Gestalten, deren Haltung den ganzen idealen Gehalt des Werkes kundthun sollte, in einem Sacke lahm zu schnüren und dieselben außerdem so hoch zu rücken, daß, vielleicht von zwei übrigens auch sehr verschwommenen Gesichtern abgesehen, nicht einmal der stumme Gesichtsausdruck noch ein klares Zeugniß für die Sache ablegen kann, für welche sie sterben.

Doch, damit wir dem Künstler nicht Unrecht thun: er hat uns zwar ohne alle Andeutung darüber gelassen, was diese Christen begeistert, unerschrocken dem schrecklichsten Tod ins Angesicht zu schauen und bis zum letzten Athemzug ihrem Glauben treu zu bleiben. Aber er hat um so weniger versäumt, bei jedem Einzelnen pünctlich darzuthun, welches Verbrechens er von Nero bezichtigt und angeblich überwiesen worden. An jedem Pfahle ist ein langer Zettel angeheftet, auf welchem in lateinischer Sprache kundgegeben wird, daß dieser Christ wegen Brandstiftung in Rom den Tod verdient habe. Am unteren Ende des Zettels werden Christus am Kreuz und andere die Christen verhöhnende Symbole sichtbar, die wir aus den Ausgrabungen in Rom kennen. Aber indem wir auch hier die archäologische Aechtheit bestätigen, können wir uns doch nicht enthalten, zu bedauern, daß immer da, wo wir

den ideenreichen Künstler erwarten, der trockene Gelehrte sich einfindet, und diese Zettel auf eine Stufe mit dem naiven Kunstgriff der Maler der Vorzeit zu stellen, welche sich aus der Verlegenheit, ihre Conterfeie durch sich selber sprechen zu lassen, dadurch zogen, daß sie ihnen Zettel aus dem Munde hervorgehen ließen, auf welchen männiglich ihre Geburt, Hochzeit, Kinderzahl ihr Ende und ihre Tugenden lesen konnte.

Während an den übrigen Pfählen die auf Leitern stehenden Henkersknechte die Fackel zum Anzünden der Säcke bereit halten: ein technischer Kunstgriff, um durch das in der Ferne immer kleiner werdende Fackellicht die Perspective für die lange Reihe zu gewinnen, — sind drei nackte Gesellen in stumpfer Geschäftsmäßigkeit um den letzten, dem Beschauer des Bildes nächsten Pfahl bemüht. Der Eine langt von der Leiter mit der Hand nach der Fackel herab, die beiden Anderen bemühen sich, die Gluth im Aschenbecken, an der die Fackel entzündet wird, anzufachen. Diese nackten Gestalten sind so anspruchsvoll nach vorn gerückt, daß die Absicht des Künstlers, sich als Zeichner menschlicher Formen zu bewähren in die Augen springt. Leider sind die Gestalten aber anatomische Ungeheuer geworden. Der Eine kehrt uns einen Rücken zu, dessen Grat, bei Verfolgung der Linien unter das Lendentuch, in der linken Weiche herauskommen müßte; und der Andere stellt ein Bein vor uns auf mit einem nicht weniger unmöglichen Knie und Fuß. Ueberhaupt ist Siemiradzki in der Behandlung der menschlichen Gestalt entfernt nicht von derselben Sorgsamkeit und Gewissenhaftigkeit, wie in der Zeichnung architektonischer Formen. Um diese oder jene Farbenwirkung zu erzielen, bedenkt er sich nicht, hier eine Herkulesgestalt in prächtiger Toga aus der Menge ragen zu lassen, zu der wir keine Beine entdecken können, dort mit einem Gewandstück und einem Gesicht darüber eine Ecke auszufüllen, unter welchem sich kein leibhaftiger Mensch aus Fleisch und Knochen denken läßt.

Ebenso wenig als die Zeichnung Siemiradzkis können wir seine Farbengebung als meisterhaft anerkennen. Treten wir nur ein paar Schritte von dem Gemälde zurück, so fällt uns sogleich ein Uebelstand auf, der die Einheit des Ganzen völlig zerreißt. Den Vordergrund hat der Künstler, wie wir schon bemerkten, richtig abgetönt; nun steigt von hier die weiße Marmortreppe zu dem Absatz hinan, auf welchem Neros Sänfte hält, über welche wiederum die weißlichen Marmorbauten des Hintergrundes herschimmern. Jene weiße Treppe zwischen dem dunkleren Vordergrunde und dem Zuge Neros bildet so ein großes Loch in dem coloristischen Entwurfe des Ganzen. Unstet und unsicher wie das geistige Auge unseres Künstlers irrt auch sein Pinsel von einem Punct zum andern; er verweilt bald hier, bald dort mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt, läßt ohne Grund Dies und Jenes im Schatten; und nirgends sehen wir einen Anlauf des Künstlers, von den Einzelnheiten sich zu einer

das Ganze umfassenden coloristischen Conception aufzuschwingen. Statt einer Farbenharmonie, wie sie z. B. über Makarts Bilder ausgegossen ist, nehmen wir häufig Farbeneffecte wahr, die sich unter einander bekämpfen; Flecken von schreiender Farbe unterbrechen allüberall den Gesammtton und erscheinen wie wahllos verstreute Mosaikstücke. Siemiradzki treibt namentlich Mißbrauch mit einer glänzenden Goldfarbe, die er wo er nur immer kann, so dick aufträgt, daß man glaubt, es sei wie auf manchen mittelalterlichen Heiligenbildern wirkliches Metallgold aufgelegt. Dabei stört es ihn nicht, neben einem gold- und silberstrahlenden Gewand ein anderes in jenen trockenen Tönen zu malen, die etwa etrurischen Vasen eigenthümlich sind. Besonders charakteristisch ist die Art, wie er das Feuer der Fackeln und des Aschenbeckens behandelt hat. Fingerdick hat er hier Farben angesetzt, um uns zu überzeugen, daß diese Feuer wirklich brennen. Daß dieselben aber auch leuchten und wenigstens ihre allernächste Umgebung einigermaßen erhellen müssen, hat er nicht bedacht.

Das Unvermögen, jenen geheimnißvollen Einklang aller Farbentöne herzustellen und menschliche Gestalten mit dem Anschein der vollkommenen Naturwahrheit auszustatten, das Unvermögen, den Gegenstand geistig zu beherrschen, unsere Theilnahme um eine Hauptfigur zu vereinigen, alle Einzelnheiten dem Dienste der Grundidee zu beugen, kann uns Siemiradzki durch die berechnetesten äußerlichen Kunstgriffe auf die Dauer nicht verhüllen. Sein Bild ermangelt so der idealen Würde; es wirkt nicht sowohl wie ein Historienbild, als wie ein Decorationsbild, wie ein den grellen Effecten einer bengalischen Beleuchtung ausgesetztes lebendes Bild, wie die Apotheose am Schluß einer Feerie. Und dem künftigen Besitzer der „Lebenden Fackeln Neros“, der damit etwa seinen Festsaal zieren will, möchten wir rathen, einen Vorhang über den Theil zu legen, wo die Opferung der Christen abgebildet ist, damit der Beschauer sich nur noch dem wenigstens einheitlich abgeschlossenen, wenn auch von keinerlei Idee beseelten Bilde des neronischen Hoflebens gegenüber befinde.

Englisches Schulwesen.

Von W. H.

Sollen wir uns im neuen Reich nicht auch einmal rühmen dürfen? Warum sollten wir denn unablässig fortfahren, uns gegen das Ausland herabzusetzen, selbst auf den Gebieten, auf welchen man uns draußen einige Verdienste zuzuerkennen beliebt? Nun, wir hoffen, es werden sich schon Männer finden, die beispielsweise zeigen, daß die jüngst zu Stande gekom-

menen Justizgesetze uns einen neuen Vorsprung vor dem Ausland geben. Für jetzt constatiren wir etwas Anderes. Wie wir durch Gneist eine solche Kenntniß des englischen Verwaltungsrechts erlangt haben, wie sie von den englischen Bearbeitern, um Ernst Meiers Ausdruck zu gebrauchen, „auch nicht einmal angestrebt worden ist", so giebt uns L. Wiese eine Darstellung des englischen Schulwesens, wie sie kein Engländer geliefert hat und, wenn das unserer nationalen Bescheidenheit nicht zu bedenklich klingt, auch nicht geben kann, geschweige, daß ein Engländer fähig gewesen wäre, von unserem deutschen Schulwesen auch nur ein annähernd entsprechendes Bild zu entwerfen.

L. Wiese hatte vor fünfundzwanzig Jahren ein Bändchen: „Deutsche Briefe über englische Erziehung" geschrieben, die in großem pädagogischen Stil vorzugsweise die Lichtseiten der höheren englischen Schulen hervorhoben. Jetzt haben diese Briefe ihre Fortsetzung gefunden, wir können ebensogut sagen, ihren Abschluß, in einem selbständigen, für sich völlig verständlichen Werke*). Staatsmänner waren es, welche die werthvolle Natur jener ersten Briefe zuerst herausfanden; so insbesondere der damalige Oberpräsident von Flottwell. Das lag natürlich in einer Behandlung der Sache, die nicht in der statistischen Kenntniß des fremden Unterrichtswesens, sondern in der Veredlung des eigenen ihr letztes Ziel sah. Die neue Schrift giebt diese nationale Absicht nicht auf; aber auf einem reiferen Urtheil begründet hat sie weit öfter als früher Gelegenheit, unser deutsches Schulwesen den Fremden zu empfehlen, als das Umgekehrte zu thun. Unsern neuesten Entwickelungen, insbesondere den sanguinischen Projecten gegenüber, welche sich an das vorzulegende Unterrichtsgesetz knüpfen, hat sie einige Worte der Warnung, aber sie zeigen deutlich den tiefen Antheil, den der Verfasser auch jetzt noch, nachdem er sich aus seinem Amte zurückgezogen hat, an dem Entwickelungsgange des deutschen Erziehungswesens nimmt. Wie selten ist es, daß verdienstliche Männer so friedlichen und freudigen Sinnes in eine Zukunft schauen, in der mitzuregieren eine anders gewordene Zeit ihnen versagt hat!

Seit Wiese jene ersten Briefe nach längerem Aufenthalt in England geschrieben hatte, war er mit dem englischen Schulwesen in steter Verbindung geblieben. Die inzwischen angestellten amtlichen Untersuchungen über die englischen Universitäten, über die neun alten public schools wie Eton (1864), über die übrigen Mittelschulen, welche auf Stiftungen beruhten (endowed schools 1868, 9 Bde), Mädchenschulen, Volksschulen ꝛc. lagen ihm vor, ebenso die Versuche, durch Parlamentsbeschlüsse und Instructionen diesen Unter-

*) Deutsche Briefe über englische Erziehung von Dr. L. Wiese. II. 1876. Berlin, Wiegandt u. Grieben.

suchungen die praktischen Resultate zu sichern. Dazu kam, daß ihm durch seine persönlichen Verbindungen vielfach da Zutritt gewährt wurde, wo sich sonst, ganz gegen deutschen Brauch, die englische Schule sorgfältig nach außen abschließt. Wir haben also in diesen neuen Briefen, wiewohl sie scheinbar nur auf einem neuen viermonatlichen Aufenthalt in England (1876) beruhen, in der That eine äußerst vertrauenswürdige und zuverlässige Darstellung vor uns und brauchen nicht zu fürchten, daß zufällige Wahrnehmungen die Basis von allgemeinen Urtheilen geworden sind.

Es ist absurd, ein so großes Gebiet wie das Schulwesen eines Staates für sich und ohne Rücksicht auf die Nation selbst behandeln zu wollen. Unsere Schuleinrichtungen sind Sache der Landesregierungen und bilden erst seit einigen Jahren durch freie Uebereinkunft gewisse Dinge gleichmäßig aus, insbesondere unter dem Einfluß der militärischen Berechtigungen und der Anstellungsfähigkeit der Beamten im ganzen Reich. In Preußen bildete die Nothwendigkeit, bei einer so bedenklichen geographischen Gestalt des Landes die centrale Gewalt zu stärken, auch das Schulwesen nach der centralistischen Richtung hin aus. Seit Friedrich dem Großen und dem allgemeinen preußischen Landrecht steckt es uns Preußen im Blute, daß die Schulen Veranstaltungen des Staates sind, nicht der Familien, nicht der Städte, nicht der Kreise, nicht der Kirche ꝛc. Man hatte den Familienvätern und den Kirchen mit gutem Recht noch immer einen großen Einfluß auf die Schulen gestattet, aber erst zwang die materielle Unzulänglichkeit der Schulsocietäten und Kirchengemeinden den Staat, wieder mehr einzugreifen, dann nöthigten die staatsfeindlichen Einbildungen der Kirchen, diese völlig zurückzudrängen. Der Staat kann bei uns in diesem centralistischen Bildungsstreben nicht nachlassen, bis die Kirchen sich beruhigt haben; und auch die Selbstverwaltungskörper, welche durch das Gesetz in dem größten Theil des preußischen Staates zu fungiren berufen sind, werden nur Hülfsdienste in der Verwaltung der Schule zu leisten haben. Der Staat wird Schulherr in Preußen bleiben, bis ganz andere Zeiten dem normalen Zustande wieder näher zu kommen gestatten werden.

Ganz umgekehrt war die Entwickelung des Schulwesens in England. Der Staat hatte bis vor kurzem gar kein Recht über die Schule. Zuerst nun empfand die Nation das Bedürfniß, das Volksschulwesen dem Zufall der Kirchspiele ꝛc. zu entheben. Sehr vorsichtig, durch Unterstützung der Schulen, durch Gründung von Seminarien, durch Prämien ꝛc. suchte man die Schulen mehr und mehr unter den Einfluß des Staates zu stellen und es ist so nach und nach gelungen, ohne förmlichen Schulzwang, der die Engländer so reizt, wie die rothe Farbe gewisse Thiere, doch eine ziemlich allgemeine Elementarbildung zu erzielen. Der Staat wendet 35 Millionen Mark auf diese För-

derung, ohne die Inspectionskosten, die auch noch gegen 14 Millionen Mark betragen. Das ist natürlich noch lange nicht alles, was das Elementarschulwesen in England (Schottland und Irland) kostet; die ganze Summe übersteigt 106 Millionen Mark, darunter sind aus dem Schulgeld 22 Millionen Mark, aus der Schulsteuer 16 Millionen Mark. „Unzufriedenheit mit der Schulsteuer hört man oft, zumal da ihre Schraube allmählich tiefer geht, in London beträgt sie in diesem Jahre schon 4½ Procent (vom Werth des Hauses oder der Wohnung). Seit sie erhoben wird, haben die freiwilligen Beiträge immer mehr abgenommen." „Allgemein ein Schulgeld zu erheben, wurde auch von der Landesvertretung für zweckmäßig gehalten; man wollte vor allem mehr und fleißigeren Schulbesuch, und die Erfahrung lag vor, daß Unentgeltlichkeit des Unterrichts dazu kein Mittel ist. Es können, je nach dem Vermögen der Eltern, ein bis neun Pence wöchentlich (neun bis achtzig Pfennige) erhoben werden." Diese letztere Schulgeldzahlung könnte leicht denen zu denken geben, die bei uns, des bloßen Princips wegen, das Schulgeld allgemein verlassen wollen. Aber ein guter Deutscher giebt leichter die Vernunft preis, als sein Princip, wenn es volksfreundlich klingt.

Daß größte Hinderniß einer gesunden Entwickelung des englischen Elementarschulwesens liegt nach Wiese (S. 325) in der Rolle, die das Geld der Regierung in Bezug auf Belohnung der erzielten Resultate dabei spielt. „Das payment by results ist ein Sporn für Lehrer und Schüler, aber der Antrieb kommt von außen, nicht aus der Sache selbst. Wenn öffentlich gerügt werden muß, daß Geld das einzige Zeugniß (test) vom Erfolg im Elementarunterricht geworden ist, bedarf sicherlich noch etwas an diesem Organismus einer heilenden Hand."

Ganz eigenthümlich sind die Elementarschulen in Schottland (nicht alle natürlich, sondern viele). Dort unternehmen „studirte" Lehrer sehr häufig die Leitung von Parochial-, d. h. von Elementarschulen, nicht etwa um unsere Schulmeister durch pädagogischen Idealismus und eine brennende Liebe zu den Aermsten und Kleinsten zu beschämen, sondern wegen der guten Besoldungen, die zum Theil wohlthätigen Stiftungen verdankt werden (S. 275). Damit stimmt es denn überein, daß in vielen schottischen Schulen von Alters her neben dem gewöhnlichen Elementarunterricht auch Latein, ja nicht selten Griechisch, Mathematik, Technologie und Phrenologie vorkommen. In einer Dorfschule fand ein Schulinspector ein Mädchen, das, barfuß hervortretend, ein Kapitel aus Julius Cäsar gut übersetzte und eine geometrische Aufgabe mit Sicherheit löste; der beste Schüler eben derselben Dorfschule, der mit des Lehrers Erlaubniß gerade auf dem Acker arbeitete, wurde herbeigerufen. Man gab ihm eine Stelle aus dem Virgil und eine aus Xenophons Anabasis und er übersetzte sie frischweg zu des Inspectors Zufriedenheit. Etwas von dieser

„romantischen Unordnung" fand sich auch im Bergischen und am Niederrhein vor dreißig bis vierzig Jahren, besonders nach der Seite der Mathematik in den sogenannten Abendschulen. Jetzt wird das wohl alles „nach der Schnur" gehen. Sind doch auch jetzt überall Realschulen und andere Institute bereit, die weitergehenden Unterrichtsbedürfnisse zu befriedigen.

Weit mehr interessiren den Verfasser und uns die eigenthümlichen Einrichtungen der höheren Schulen in England, in denen sich die Natur der leitenden Stände ausspricht. Auch hier ist nach unserer Auffassung die hellste Unordnung vorherrschend. Kein Unterrichtsminister, kein Provinzialschulcollegium, keine amtlichen Abiturientenreglements, keine amtliche Controlle über die Eintrittsreife der Studenten u. s. w. Die meisten Schulen, die wir höhere Schulen nennen würden, sind alte oder neuere Stiftungen Einzelner oder Corporationen, jede für sich stehend unter Verwaltung von Privatpersonen (trustees, governing bodies etc.), die öfters weit verstreut wohnen. Die meisten sind Internate (Alumnate), wiewohl auch sogenannte Tagesschüler oder städtische Schüler (Externe) meist zugelassen werden. Als einst ein bedeutender englischer Schulmann uns in Berlin besuchte, fragte er, ob wirklich ein Minister seine Söhne in ein gewöhnliches Berliner Gymnasium schicken werde. In England muß ein kleiner Junge, aus dem ein vornehmer, adeliger Herr werden soll, recht bald nach Eton oder Harrow u. s. w. in irgend eine public school.

Beiläufig, es ist noch nicht ganz aufgehellt, wie es kommt, daß in England, dessen Natur ja nicht nur wesentlich germanisch ist, sondern sogar das Germanische bei seiner insularen Lage und verhältnißmäßig ungestörten Entwickelung noch schärfer ausgeprägt haben soll, weit mehr Sympathieen für Frankreich als für uns bestehen So ziemlich in allen Dingen, zumal aber im Schulwesen. Wir finden die Internate, wir finden, was ebenso charakteristisch ist, die lächerlichen Belohnungen des Fleißes und der tugendhaften Aufführung durch Geld, Medaillen, Bücher, deren Buchhändlerpreise oft mit abgedruckt sind; wir finden in der neuesten Zeit auch eine fast mehr chinesische als französische Manie für Examina, nur daß sie bei den Franzosen mehr amtliche, bei den Engländern „selbstgeschaffene Qualen" sind. Vielleicht kommt einer unserer „Völkerpsychologen" einmal auf eine annehmbare Erklärung dieses „Zwiespalts der Natur". Denn sonst haben die Engländer so Manches gerade auf diesem Gebiet, was unserer germanischen Natur wirklich zusagt.

Es sind die schönsten Stellen unseres Buches, in denen die erziehlichen Resultate der alten englischen Schulen gezeichnet sind. Wir sehen die jungen Leute vor uns: vorherrschend die Farbe der Gesundheit auf dem Gesicht, offenen Auges, festes Ganges, ohne eine Spur von eingeengtem Wesen; nirgend

ein pince-nez, wie es bei uns schon Tertianer tragen müssen. Wie oft ist schon gesagt worden, ob man nicht die schönen nationalen Spiele, die gewiß das Meiste zu der Gesundheit der englischen Jugend beitragen, nach Deutschland verpflanzen könne. Aber die gemachten Versuche sind vergeblich geblieben. Wir können eben den nationalen Hintergrund bei uns nicht künstlich herstellen. Es ist ein absurder Aberglaube, daß die Schule so etwas könne. Wir könnten nicht einmal durchsetzen, daß die Eltern unserer Schüler um der Spiele willen, so viele Stunden von ihrer täglichen Schulzeit aufopferten. Denn allerdings müßte dieses Opfer gebracht werden und unsere Forderungen an die Kenntnisse der Schüler müßten wesentlich herabgemindert werden. Dabei sehen in neuerer Zeit die englischen Schulen ihre Spiele nicht einmal als einen „besseren Ersatz“ für unser ehemals verachtetes Turnen an, sondern führen auch noch unser Turnen dazu ein. Auch dies ist für uns von Interesse.

In den alten public schools ist ein Hauptgesichtspunct (Seite 95), daß die jungen Leute sich gegenseitig erziehen sollen, der Charakter geschickt gemacht werde, die Stöße zu ertragen, denen Jeder im Leben ausgesetzt ist, Muth und Entschlossenheit zu zeigen und sich die Ehrenhaftigkeit eines esprit de corps anzueignen. Es herrscht, nach amtlichem Urtheil, in den besseren Schulen, die sich aus den Familien von gentlemen recrutiren, eine Lebensart und ein Ehrgefühl, wodurch die Nachtheile einer so frühen Verpflanzung aus dem Vaterhause den Kindern reichlich ersetzt werden. „Few boys can breathe such an atmosphere without being strengthened by it.“ Eine Schule wie Eton ist ein riesiges Institut; nicht weniger als 952 Zöglinge wohnen in ihrem Bereich, darunter 70, die eine Art Freistelle besitzen. Die Zöglinge sind in etwa 33 Pensionshäusern vertheilt, von denen 30 von den Lehrern gehalten werden müssen. Ein „Freischüler“ braucht in Eton immer noch seine 1000 Mark jährlich, ein gewöhnlicher Schüler das Vierfache. Die Lehrer sind entsprechend gestellt. Der Headmaster in Eton hat ungefähr 80,000 Mark jährliche Einnahme, in kleineren und mehr privaten Anstalten erheben sich die Zahlen nicht sehr über die deutschen, wenn man den verschiedenen Werth des Geldes in beiden Ländern berücksichtigt. Der Lehrplan der englischen alten Schulen ist sehr mannichfaltig gewesen und ist es noch, obschon sich eine größere Ausgleichung offenbar vollzieht. Im allgemeinen sind sie unseren Gymnasien gleichartig; Latein, Griechisch sind die centralen Fächer. Daneben haben aber viele Schulen eine modern side, wir würden sagen: eine Realabtheilung, und zwar so, daß das Lateinische auch in diesen realistischen Abtheilungen nicht ganz fehlt. Instinctiv halten die Engländer an dem Lateinischen fest, um die oberen Classen der Nation sich nicht zu sehr entfremden zu lassen. Sie fassen den Nutzen der Lehrobjecte für allgemeine Bildung, obwohl sie sich mit Pädagogik wenig befassen, mit mehr Einsicht ins Auge, als viele

Kreise bei uns. Aber freilich, viele Schulen sind nach den besten Beobachtern in einen Unterrichtsmaterialismus verfallen. Der Verkehr zwischen Lehrern und Schülern wird ein mechanisches Abhören und Repetiren des Lehrbuchs, ein Einpauken eines Schriftstellers bis zur fertigen Uebersetzung, ohne Einsicht in die Sprachgesetze, in die Logik und den Zusammenhang der Sätze. Es fehlt das Bewußtsein, wie es scheint, daß stets der zu erziehende Geist, seine Kraftentwickelung die Hauptsache ist, nicht das Object und wenn es das Beste wäre. Freilich diese Entwickelung der Kraft ist nicht so meßbar und nicht jeder Examinator ist im Stande, sie zu würdigen, während man Kenntnisse und Fertigkeiten leichter constatiren kann. Aber auch in positiven Kenntnissen leisten die Schulen in England nicht viel. Dr. Whewell sagte von den Auszeichnungsgraden, wie sie die englischen Universitäten zu vertheilen pflegen: Wir geben Universitätsehren für bloße Schuljungenleistungen, und ein anderer Universitätsprofessor sagt: unsere beiden ersten Universitätsprüfungen sind solche, die man von keinem Menschen machen lassen sollte, der schon zu den Jahren der Unterscheidung (years of discretion) gekommen ist. „Daß solche Prüfungen, die für einen Knaben von vierzehn Jahren zu leicht sein sollten, zu schwierig erfunden werden für eine große Zahl von Studenten, spricht nur wenig für die Erziehung, die unsere englischen Schulen bieten." Natürlich finden sich daneben auch ausgezeichnete Leistungen und als ob man fühlte, wie unvollkommen die Schuleinrichtungen im allgemeinen sind, begünstigt man geradezu, daß Einzelne sich mit Vernachlässigung anderer Fächer dem einen Gegenstande widmen, zu dem Lust und Begabung sie hinführen. Wieder ein Zug, der auf Frankreich hinweist. Und selbst das Motiv zu dieser Durchbrechung der allgemeinen Bildung wird mehr und mehr dem französischen ähnlich, durch die bedenklichste Entwickelung des englischen Schulwesens, die wir in dem modernen Prüfungswesen vor uns haben. (Seite 171 ff.)

England hat bekanntlich bis vor kurzem eine festländische Beamtenschaft nicht gekannt. Fast nur Subalterne und diese in großer Zahl. Examinirt wurden sie kaum. Die höheren Richter waren gentlemen, die nach ihrer Universitätszeit sich in einer Art von Innung zu ihrem Beruf vorbildeten, überhaupt wurde auch in der gelehrten Laufbahn, in Schulen und Universitäten das ruhige Studium in den schönen Collegien unter Leitung von private tutors durch Examina wenig gestört. Jetzt ist das alles anders geworden. Ueberall wird examinirt, für den indischen Civildienst, für die Post, für den Eintritt in ein sollicitor-Geschäft 2c. Die Schulen selbst, verlassen von der Führung des Staats, haben sich an die Universitäten gewandt mit der Bitte, man möchte doch ständige Examen bei ihnen einrichten. Dann bekommen sie an diesem Examen etwas Aehnliches, wie wir es an den Abgangsprüfungen haben. So sind denn die zahlreichen Universitätsmitglieder

(fellows etc.) fast beständig auf den Beinen, um für schweres Geld Localprüfungen abzuhalten, und die kleinsten Buben und Mädchen, sowie die ältesten Schüler werden schriftlich und mündlich von ihnen geprüft, bekommen points, wie die Franzosen und unsere Cadeten, erhalten Prämien, ehrenvolle Erwähnungen und dergleichen. Eine unsägliche Unruhe hat viele Schulen dadurch ergriffen. „Welch anderes Bild würden dieselben Jünglinge bieten, wenn sie unbeengt von solcher (Examen-) Sorge, frei um sich blicken und vorwärts streben könnten, ohne in jedem Gebüsch einen Examinator zu wittern (without fancying an examiner in every bush)“ Seite 184. Die Prüfungen sind dazu wesentlich schriftlich (durch speciell gefaßte papers), sie haben zuweilen den Schein sehr schwierig zu sein, aber die Prüfungsprogramme werden ein halb Jahr vorher, zum Theil noch länger vorher veröffentlicht, man kann sich also ziemlich genau darauf einrichten. Außerdem giebt es noch speculative Köpfe, die für die arme Jugend die Materialien sammeln und aus bester Quelle ungefähr voraussagen können, was nöthig sein wird, um durchzukommen, wie es in Berlin der bekannte Joseph den Juristen voraussagte, ein habiler Mann, der sich schon lange aus dem Geschäfte zurückgezogen hat. Wiese sagt Seite 185: In England achtet man fast allein auf den nachweisbaren schließlichen Ertrag. Wie eine Glocke schallt es von Zeit zu Zeit durch das Land: kommt laßt euch prüfen! Und sie kommen, die Knaben und die Mädchen, die jungen und die erwachsenen und haben gerafft, was sie konnten. Wie sie dazu gekommen, fragt man nicht, welcher Weg der beste, zeigt man nicht ... Man begegnet allerdings auch der Erkenntniß, daß es die Prüfungen schließlich doch nicht thun. Die Art der Prüfungen gebe durchaus keine Gewähr, daß der Grad von Bildung, nach dem man forsche, wirklich vorhanden sei: dreiste, resolute Naturen mit gutem Gedächtniß trügen oft den Gewinn davon vor denen, die ruhiger, aber mit mehr Ueberlegung und besserem Urtheil zu Werke gehen.“ „Ich zweifle nicht, daß auch unter den Lehrern in England sich mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn brechen wird, daß der gegenwärtige Zustand in dieser Hinsicht ein ungesunder ist, wobei sie denn vielleicht auch nicht mehr zweifelhaft sein werden, welches das größere Uebel sei, eine Schulverwaltung über sich zu haben oder in diesem Frohndienst von Prüfungen, außerhalb der Schule, zu stehen, bei dem eine ruhige und gedeihliche Arbeit der Schule unmöglich ist.“

Wir schließen unsere Mittheilungen, einestheils, um dem Genuß des Buches selbst nicht Abbruch zu thun, anderntheils weil Vieles, was wohl verdiente besprochen zu werden, zum Verständniß schon manche Detailkenntniß der englischen und deutschen Schuleinrichtungen voraussetzen müßte. Darum weisen wir desto lieber auf das wiesesche Buch selbst hin, das nicht leicht bei einem Leser den erfrischenden Eindruck verfehlen wird, den schon jene ersten Briefe machten.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Die Reichstagswahlen in Schwaben. — Schon unsere Landtagswahlen ließen voraussehen, daß die Wahlen zum Reichstag in Württemberg merklich anders ausfallen würden, als vor drei und vor sechs Jahren. Wie dort, so begünstigte auch hier das allgemeine Stimmrecht farblose, schwer zu classificirende Persönlichkeiten gegenüber solchen, die eine entschiedene Parteistellung im öffentlichen Leben eingenommen hatten. Von unseren bisherigen siebzehn Abgeordneten sind blos acht wiedergewählt, und die Qualität hat sich durch die vielen Neuwahlen keineswegs verbessert. Es sind gerade solche Vertreter beseitigt worden, denen ein besonderer Fleiß, eifrige Theilnahme an den Geschäften, parlamentarische Erfahrung nachzurühmen ist, und die sich in Folge hiervon auch eines gewissen Einflusses erfreuten. Dabei trifft der Verlust ausschließlich die nationalliberale Partei, so daß es auf den ersten Blick erscheint, als ob eine mächtige Reaction des Particularismus gegen den Reichsgedanken unseres Landes sich wieder bemächtigt hätte, trotzdem noch vor wenigen Monaten die Anwesenheit des Kaisers zu so festlichen Kundgebungen Veranlassung gab. Diese Reaction läßt sich auch gar nicht in Abrede stellen, sie kündigte sich schon bei den bekannten Verhandlungen in unserem Landtag über die Reichseisenbahnfrage und über die württembergische Gemeindejustiz an, die sich zu förmlichen Demonstrationen gegen die Reichsgesetzgebung gestalteten, an denen freilich ein Theil der deutschen Partei selbst sich mitbetheiligte. Nicht, daß man sich damals für Erhaltung des Eigenthumsrechts an den Eisenbahnen und den angestammten Eigenthümlichkeiten der Gemeindejustiz aussprach, war das Auffällige, wohl aber die Art, wie man es that, wie man an die schlimmsten Leidenschaften appellirte und diejenigen, die sich dem Geschrei des Haufens gegenüber eine selbständige Meinung wahrten, schlechtweg als Unitarier und Einheitsfanatiker verketzerte. Seit jenen Demonstrationen fühlte sich der Particularismus wieder ermuthigt, und wenn die Regierung auch weiter nichts gethan hätte, als daß sie damals die Losungsworte ausgab, wäre sie mitverantwortlich für die Stimmung, wie sie nun in den Wahlen zu Tage trat. Aber sie hat mehr gethan, sie hat unmittelbar dazu mitgewirkt, mit all den Hebeln, die sie bei Wahlen in Bewegung zu setzen pflegt. Zwar waren ihre Anstrengungen keineswegs gegen die Nationalliberalen insgemein gerichtet, sie wollte vielmehr eine Auswahl treffen zwischen dem ihr bequemen und dem ihr unbequemen Flügel, allein indem sie zur Bekämpfung des letzteren mit allen particularistischen Elementen ohne Wahl zusammenging, hat sie dem Nationalliberalismus überhaupt, und zum Theil

auch denjenigen Candidaten, die von ihr begünstigt wurden, zu einer Niederlage verholfen. Dabei sind höchst unerfreuliche Erscheinungen zu Tage getreten, die man sechs Jahre nach Gründung des Reiches kaum für möglich gehalten hätte. Die Energie, welche das Ministerium z. B. gegen die Wiederwahl des Dr. Elben, eines der verdientesten Mitglieder des Reichstags aus Württemberg, entwickelte, hat wieder ganz und gar an unsere berüchtigten Zollparlamentswahlen erinnern müssen. In welchem anderen Lande, als Württemberg, war es möglich, daß die Regierungsbeamten bis zum Steuereinnehmer und Wegmeister herab, die gemessene Weisung erhielten, den nationalliberalen Candidaten zu bekämpfen und für den Candidaten der Regierung zu wirken, der sich gleichzeitig als Candidat der Volkspartei einführte, so daß wiederum, wie vor zehn Jahren, die Regierungsbeamten gemeinsame Sache mit den Agitatoren der Volkspartei machten, die ihrerseits wiederum im Bund mit den Socialdemokraten stand. Und in welchem anderen Lande wäre es möglich gewesen, daß höhere Beamte der Regierung, Oberfinanzräthe und Regierungsräthe, in ihren Wahlreden ungescheut wider die Militäreinrichtungen des Reiches loszogen und dem bethörten Volk sogar die Herabsetzung der Präsenzzeit in Aussicht stellten! Das sind fürwahr schlimme Erscheinungen: für das Reich, für die Zusammensetzung des Reichstags ist freilich der Schaden nicht von Belang. Die klericalen Sitze haben aus Württemberg gar keine Verstärkung erhalten, die Volkspartei hat nur einen weiteren Sitz (eine Stichwahl steht noch aus) zu erobern vermocht; die Mehrzahl der nationalliberalen Sitze ging an „gute Württemberger" verloren, an particularistische Regierungscandidaten, die aber voraussichtlich der Reichspartei sich anschließen und dort unschädlich gemacht werden. Allein der Schaden trifft das eigene Land, und zwar in doppeltem Sinne: einmal sind diejenigen Abgeordneten beseitigt, welche von Einfluß waren und diesen Einfluß mehr als einmal den Interessen des Landes zuzuwenden in der Lage waren. Und dann sind auf einmal alle schlechten Leidenschaften wieder entfesselt, ja legitimirt, die alten Schlagwörter aus den Zeiten der „nächtlichen Axt" sind wieder hervorgeholt worden und haben ihre Wirkung gethan, das Vertrauen der conservativen und reichstreuen Kreise auf die Regierung ist erschütttrt, und zwar zu einer Zeit, wo die Socialdemokratie zwar noch keine Wahlsiege erfochten, aber als eine immer mächtigere und bedrohlichere Macht auch in unserem Lande sich erwiesen hat.

Aus Berlin. Nochmals die Wahlen. Das Ende der Conferenz. — Das Ergebniß der Wahlen zum Reichstage liegt noch immer nicht vollständig vor. Die Mehrzahl der Stichwahlen steht noch aus, auch hier in Berlin ist die zweite Wahlschlacht noch nicht geschlagen. Indeß haben die

bisher eingegangenen weiteren Nachrichten über den Ausfall der Wahlen durchaus das bestätigt, was wir schon vor acht Tagen auf die ersten Meldungen hin constatiren zu können meinten. Das conservative Element hat eine Stärkung erfahren, die Fortschrittspartei zeigt sich als im Rückgange begriffen, die nationalliberale Partei behauptet im Ganzen ihren Besitzstand oder erleidet doch nur geringe Einbußen, die Ultramontanen weisen ungefähr die gleiche Stärke auf wie früher und die Socialdemokraten endlich haben ein gewaltiges Zeugniß abgelegt von der Erweiterung ihrer Machtsphäre, wenn auch der Zuwachs ihrer Vertretung im Reichstage selbst ein so erheblicher nicht ist. Für die bei den Stichwahlen einzuhaltende Taktik hatten wir vor allem ein Zusammengehen der Nationalliberalen mit der Fortschrittspartei empfohlen. Aus zwei Gründen. Erstens erscheint es sehr wünschenswerth, daß, nachdem die Majorität des Volkes sich für die Nationalliberalen und gegen die Fortschrittspartei erklärt hat, die besonnenen Elemente der letzteren sich wieder in Einklang setzen mit der Majorität der Wählerschaften und zu diesem Zwecke den von jenen gewünschten Anschluß an die Nationalliberalen suchen und sodann ist diese Bundesgenossenschaft eins der wesentlichsten Vorbedingnisse für eine wirksame Bekämpfung des Socialismus.

Man durfte in dieser Hinsicht die Vorgänge bei der Präsidentenwahl im preußischen Abgeordnetenhause als ein günstiges Vorgehen ansehen. Als es sich um die Wahl des ersten Vicepräsidenten handelte, kamen die Nationalliberalen in richtiger Würdigung der allgemeinen politischen Lage der Fortschrittspartei sehr bereitwillig entgegen und erklärten sich bereit, einem fortschrittlichen Präsidentschaftscandidaten ihre Stimme zu geben, wofern dieser nicht eine speciell unangenehme Persönlichkeit sei. Die Fortschrittspartei ging auf das Anerbieten ein, und präsentirte den Abgeordneten Kloß für die Wahl, die dann auch wirklich erfolgte. So schien es, als ob die beiden liberalen Parteien sich wieder in ein befreundetes Verhältniß setzen würden und zwar bei entschiedenem Vorwiegen der von den Nationalliberalen verfolgten Politik oder eigentlich unter Führung der nationalliberalen Partei. In der Praxis würde dieses Verhältniß dann weiter dazu führen, daß die gemäßigten Elemente der Fortschrittspartei mehr und mehr zu den Nationalliberalen hinübergezogen würden und daß nur die extremen Elemente der Fortschrittspartei in der bisherigen Isolirung verharrten. Man sieht auf den ersten Blick, daß eine solche Gestaltung der Verhältnisse der Behandlung der parlamentarischen Geschäfte außerordentlich zu Gute kommen müßte und insbesondere ein consequentes Vorgehen gegen alle radicalen Elemente gestatten würde. Es ist nun zwar noch durchaus möglich, daß sich diese Hoffnungen im preußischen Abgeordnetenhause verwirklichen werden. Dagegen stehen außerhalb desselben die Chancen in dieser Beziehung sehr schlecht, wenigstens hier in

Berlin thun die Führer der Fortschrittspartei in den Wahlversammlungen alles, um den Gegensatz zwischen den beiden liberalen Parteien zu verschärfen. In den Wahlreden der letzten Woche ist der ganze Apparat von Phrasen, über den die Wortführer der Fortschrittspartei verfügen, gegen die Nationalliberalen in Bewegung gesetzt worden, und, wenn möglich, ist die Schärfe und Bitterkeit des Tones noch vermehrt, die Zahl der Verdächtigungen und Schmähungen noch gesteigert worden. Bei solcher Parteitaktik blüht freilich der Weizen der Socialdemokraten. Wenn ein fortschrittlicher Abgeordneter erklärt, ein Compromiß zwischen beiden liberalen Parteien würde ihn zur Niederlegung des Mandates veranlassen, dann haben die Socialdemokraten allerdings die beste Aussicht, über die Candidaten beider Parteien hinweg zu einem neuen Siege zu gelangen. Wir hoffen noch immer, daß diese unerhörte Schmach uns erspart bleiben wird, aber wir müssen gestehen, daß es bei dieser übeln Lage der Dinge der äußersten Anstrengungen der Liberalen bedarf, um das Schlimmste abzuwenden. Wir sind vorläufig lediglich auf die eigene Kraft angewiesen. Erst von der Zukunft können wir erwarten, daß sie Einsicht und Eintracht bringen wird.

Trotz aller Sorgen, welche die Wahlen und die innere Lage verursacht, ist es dringend nothwendig, auch die Dinge der auswärtigen Politik im Auge zu behalten, zumal sich auf ihrem Gebiete in den letzten Tagen recht folgenschwere Ereignisse vollzogen haben. Die Conferenz in Constantinopel ist auseinander gegangen, ohne die geringste Concession von der Pforte erreicht zu haben. Mehr und mehr stimmten der englische und der russische Wortführer ihren Ton herab. Anfangs verlangte man mindestens die Occupation Bulgariens, die Einsetzung christlicher Gouverneure und die Errichtung einer internationalen Controllcommission. Bald verschwand die Occupationsfrage von der Tagesordnung, man sprach nur noch von der Aufstellung einer internationalen Gendarmerie. Aus der europäischen Gendarmerie wurde dann sehr bald ein türkisches Polizeicorps. Die internationale Controllcommission verwandelte sich in eine aus Christen und Muselmännern bestehende Behörde. Punct für Punct gab die Conferenz auf, immer harmloser und nichtssagender wurden ihre Vorschläge, aber trotzdem setzten Safvet und Edhem Pascha jedem Antrage der Mächte ein starres Nein entgegen. Schließlich verabschiedete sich Ignatieff mit dem gutem Rathe, die Türken möchten sich wenigstens nicht einfallen lassen, Serbien und Montenegro weiter zu bedrängen. Diese drohende Mahnung war das Schlußwort Rußlands.

Jedermann ist mit Recht erstaunt über diese Wendung der Dinge. Die europäischen Mächte waren einig und blieben einig und trotz ihrer Einigkeit wich die Pforte keinen Schritt zurück. Man wußte wohl, daß die Pforte in keinem wesentlichen Puncte nachgeben würde. Wir selbst haben an dieser

Stelle stets hervorgehoben, daß die Occupation Bulgariens gleichbedeutend mit dem Ausbruche des Krieges sein würde und daß die Türken von der Ansicht ausgingen, daß selbst ein unglücklicher Krieg ihnen nicht mehr entreißen würde, als man heute von ihnen verlangte. Auf die ablehnende Haltung der Pforte also war man vorbereitet. Unerwartet dagegen war diese Herabstimmung im Tone der Vertreter der zunächst interessirten Mächte, insbesondere des Vertreters Rußlands. Man hatte erwartet, daß Rußland mindestens die Sprache beibehalten würde, die es vor der Conferenz führte und daß dem Scheitern der Conferenz der Beginn der kriegerischen Action alsbald folgen würde. Es kam anders. Rußland wurde immer kleinlauter und suchte mehr und mehr hinter England zurückzutreten. Jedermann verlangt die Lösung dieses Räthsels. Niemand kann sie zur Stunde geben. Man sagt, Rußland sei nicht genügend gerüstet. Dieser Umstand allein, seine Richtigkeit vorausgesetzt, kann die Haltung Rußlands nicht erklären. Rußland kann den Moment zum Angriffe beliebig hinausschieben und so ohnmächtig ist es wohl nicht, daß es bis dahin seine Rüstungen nicht zu completiren vermöchte, mithin könnte es aus diesem Grunde seine active Politik noch einstweilen aufrecht erhalten. Man sagt ferner, die Russen fürchten durch einen Angriff auf Bulgarien Constantinopel in die Hände Englands zu bringen. Diese Consequenz betrachtet man allerdings als unvermeidlich, aber sollte sie in Petersburg erst heute zur Erwägung gekommen sein? Wie gesagt, diese Dinge sind noch vollkommen undurchsichtig. Nur so viel ist klar, daß Rußland allein sehr ungern in einen Krieg geht. Aber ebenso sicher ist auch, daß es ihm nicht gelingen wird, eine Macht zur gemeinschaftlichen Action fortzureißen. Augenblicklich ist die russische Politik vornehmlich auf dieses Ziel gerichtet. Die russischen Diplomaten und die russischen Zeitungen suchen Europa einzureden, daß Europa durch die Pforte beleidigt sei. Aber Europa fühlt sich nicht beleidigt und die Russen bleiben bei einer kriegerischen Eventualität isolirt. Sicherlich darf man annehmen, daß Rußland Serbien und Montenegro nicht im Stiche lassen wird, wenn die Türkei zum Angriffe vorgeht. Dieser Fall ist nicht unwahrscheinlich und durch ihn ist dann der Ausbruch eines russisch-türkischen Krieges gegeben. Wir möchten daher noch keineswegs einer absoluten Friedenszuversicht Raum geben.

Für uns Deutsche ist bei dieser letzten Entwickelung der orientalischen Krisis insbesondere die feindselige Haltung von Interesse, welche Frankreich dabei gegen uns eingenommen hat. Die französischen Zeitungsorgane spielten auf directe gouvernementale Veranlassung folgendes Spiel. Zuerst überschwemmten sie die Welt mit optimistischen Nachrichten über das gedeihliche Wirken der Conferenz und dann erklärten sie plötzlich, der Haltung des deutschen Vertreters Herrn von Werther sei es zuzuschreiben, daß die Con-

ferenz zu keinem Resultate geführt habe. Der Zweck dieser Intrigue war, unser Verhältniß zu Rußland zu brouilliren. Man wollte den Russen einreden, die Haltung Deutschlands hätte sie um ihren Erfolg gebracht. Das Glück hat den französischen Bemühungen nicht zur Seite gestanden. Die deutsche Regierung hat sich glänzend gerechtfertigt. Die Franzosen entschuldigen sich bereits. Indeß ist eine gewisse Spannung zwischen beiden Mächten zu Tage getreten, welche mindestens als ein wichtiges Symptom der allgemeinen Lage sehr zu beachten ist. J.

Literatur.

Ein damascenischer Leuchter. Von Karabacek. Stuttgart, W. Spemann. — Im letzten Jahrzehnt hat man gelegentlich der Bestrebungen für Verbesserung der modernen Kunstindustrie, auch die betreffenden Arbeiten der Orientalen, welche auf den Weltausstellungen zu Paris und Wien in einer bis dahin in Europa nicht gesehenen, imponirenden Quantität und Qualität auftraten, auch in weiteren Kreisen eingehendere Aufmerksamkeit geschenkt und hat gefunden, daß dieselben in künstlerischer Beziehung oft von großem Werthe und in Rücksicht auf ihre meist hochvollendete Technik sogar vielfach sehr lehrreich und daher von hervorragendem Interesse sind. Sie wurden von vielen Seiten eifrig studirt, und schon jetzt, nach kurzer Zeit, ist der Einfluß der orientalischen, besonders der persischen Kunst auf unsere moderne Kunstindustrie vielfach bemerkbar. Die Fabrikanten von Teppichen und Geweben überhaupt haben, an orientalische Muster sich anlehnend oder nach den Principien der Orientalen neue componirend, schon bedeutende Fortschritte gemacht und in der Metallindustrie ist, ganz abgesehen von der Vermehrung der Motive für die Flächendecoration, die Anwendung lange Zeit vergessener oder vernachlässigter wichtiger Techniken, wie der Tauschirung, der Incrustirung, der Emaillirung ꝛc. zu neuem Leben erwacht.

Neben dieser praktischen Anwendung der orientalischen Kunstweise ist aber auch das wissenschaftliche Studium derselben angeregt worden. Wir wollen nicht nur wissen, was die Orientalen gemacht und auf welche Weise sie es gefertigt haben, sondern wir wollen auch die historische Entwickelung ihrer Kunstformen kennen lernen. Das hat nun für den Kunstforscher einem fast völlig neuen, nach Zeit und Ort sehr umfangreichen Gebiete mit Formen, welche von denen der Occidentalen in jeder Beziehung völlig abweichen, gegenüber, seine besonderen Schwierigkeiten, besonders auch deshalb, weil die orientalische Kunst so überaus conservativ war, ihren einmal angenommenen Formenkreis — der in den verschiedenen Landestheilen übrigens sehr verschieden ist — im allge-

meinen festgehalten und nur in kleinen, bei dem Reichthum an Formen und der scheinbaren Willkür derselben auch nur sehr schwer erkennbaren Nebendingen, sich verändert hat. Zudem entbehren die Kunstforscher ja fast sämmtlich der Kenntniß der orientalischen Sprachen und in gewissem Grade selbst der Kenntniß der politischen Geschichte und der allgemeinen Cultur des Orients. Die Orientalisten aber, welche sich die Erforschung der Sprachen und der Geschichte der orientalischen Völker zur speciellen Aufgabe gemacht haben, interessiren sich meist nicht für Technik und Kunstformen. Aus diesem Grunde war ein Fortschritt unserer Kenntniß in der Kunstgeschichte der orientalischen Völker bisher kaum möglich.

Eine rühmliche und für uns höchst dankenswerthe Ausnahme unter den Orientalisten macht Professor J. Karabacek in Wien, indem derselbe, neben seinem Studium der allgemeinen Geschichte der Osmanen, es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hat, auch die Entwickelung der Schrift in ihrer Verwendung als Ornament zu erforschen und auch den Erzeugnissen der Kunst und Kunstgewerbe im Orient besondere Aufmerksamkeit widmet. Die auf orientalischen Kunstwerken vielfach vorkommenden, oft sehr schwer lesbaren Inschriften enthalten zuweilen ein bestimmtes Datum für Anfertigung des betreffenden Gegenstandes und durch Kenntniß dieser Daten erhalten wir bestimmte feste Puncte in dem weiten Gebiete der Geschichte der orientalischen Kunst, an welche wir Anderes anknüpfen, von welchen aus wir rückwärts und vorwärts schließen können. Jedes neue sichere Datum an ausgeführten Werken ist mit besonderer Freude zu begrüßen. Und Professor Karabacek hat uns einen solchen Dienst schon wiederholt erwiesen. Wie er früher unter anderen die Inschriften auf allen aus orientalischen Stoffen gefertigten Kirchengewändern in der Marienkirche zu Danzig gelesen und dadurch Ort und Zeit der Entstehung derselben, gegenüber den bis dahin für richtig gehaltenen Annahmen, festgestellt hat, so hat er jetzt wieder in der obengenannten, kleinen Schrift einen besonders schönen, großen (0,38 M. hohen) Leuchter aus Bronce mit Silberornamenten incrustirt, im Besitz des Grafen Rudolf Hoyos in Wien, nach Form und Technik beschrieben und nachgewiesen, daß derselbe in der Zeit zwischen den Jahren 1345 und 1348 gefertigt und von dem mameluckischen Emir Seif ed-din Toku Timur († 1349) in die berühmte Omaijaden Moschee zu Damascus als Weihgeschenk gestiftet worden ist. Zugleich giebt der gelehrte Verfasser aus schwer zugänglichen, meist handschriftlichen Quellen eine historische Erläuterung, welche über mancherlei bisher dunkle Puncte neues Licht verbreitet. Von besonderem Interesse dürfte auch sein, was Karabacek über das an dem Leuchter angebrachte Wappen sagt. Die treffliche Abhandlung ist von schön und charakteristisch gezeichneten Holzschnitten begleitet.

R. Bergau.

Joh. Anton Leisewitz. Von Gr. Kutschera von Aichbergen. Wien. — Die vorliegende Schrift war eben als Doctordissertation bei der Wiener philosophischen Facultät eingerichtet worden, als den Verfasser derselben ein frühzeitiger Tod hinwegnahm. Herr Professor Tomaschek, in dessen Händen die Schrift zurückgeblieben war, hat dieselbe nun mit einigen Nachrichten über das Leben des jugendlichen Verfassers herausgegeben und zugleich einem Wunsche desselben noch entsprochen, indem er der Schrift die Worte voranstellte: „Zur Säcularfeier des Julius von Tarent." In der That ist Leisewitz' Julius von Tarent bedeutend genug, um auch heute noch in Erinnerung behalten zu werden und das Interesse an dem Dichter nicht verschwinden zu lassen, der nach seinem ersten vielversprechenden dramatischen Versuche in so auffallender Weise gänzlich verstummte. In der vorliegenden Schrift werden auf Grund des im Braunschweiger Stadtarchiv befindlichen Nachlasses von Leisewitz (dessen werthvollsten Theil Leisewitzens Tagebücher bilden), nicht nur die Lebensnachrichten über Leisewitz bedeutend vervollständigt und erweitert, sondern es wird auch ein Einblick in die Gemüthszustände des Dichters eröffnet, der vollständig hinreicht zu erklären, wie Leisewitz, der mit so großem Erfolge in die Reihe der deutschen Dramatiker eingetreten war, so rasch und so vollständig wieder aus derselben verschwinden konnte. Nicht der Mißerfolg bei der Bewerbung um den schröderschen Preis, für den ihn ja die anderweitige Anerkennung seines „Julius von Tarent" reichlich entschädigen konnte, hielt Leisewitz ab, seinem ersten Drama noch andere folgen zu lassen; nicht das Zusammentreffen mit Schiller schreckte ihn von der Veröffentlichung seiner (ganz anders als die schillersche angelegten) Geschichte des dreißigjährigen Krieges zurück, sondern seine hypochondrische Gemüthsart, der Mangel an Nachhaltigkeit bei seinen Entschließungen und an Geduld bei seinen Arbeiten, ein allzubedenkliches Zagen und Zaudern war Ursache, daß von seinen spätern Arbeiten nur wenige zu Ende kamen, aber keine mehr ans Licht. Zu diesem Hauptresultate der fleißigen und methodischen Arbeit kommen verschiedene Einzelheiten, im Ganzen allerdings nicht von großem Werthe. Wir notiren hier nur die nun auch durch eine directe Aeußerung von Leisewitz bestätigte Einwirkung Rousseaus auf den Dichter: Leisewitz schenkt 1779 seiner Braut einen Kupferstich, das Grabmal Rousseaus darstellend, und schreibt, „es mache ihm sehr viel Vergnügen, daß sie Rousseau interessire, da er auch sein Lieblingsschriftsteller sei, dem er tausend Verbindlichkeiten von allerlei Art habe." Man findet diese „Verbindlichkeiten" in ziemlicher Anzahl im Julius von Tarent, den der Verfasser, freilich ohne Rücksicht hierauf, im zweiten Buche seiner Schrift ausführlicher, als bisher geschehen ist, bespricht. —i—

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 25. Januar 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Denkwürdigkeiten Hardenbergs.

Von K. Reichard.

Das tiefe Wort, in dem der alte Weltweise die rastlose Beweglichkeit der Dinge schlagend aussprach, gilt in gleicher Weise von dem, was geschieht, wie von dem, was erkannt wird. Aber nicht nur Ereigniß und Erkenntniß „fließen", auch die Betrachtung beider steht im schwanken Fluß der Geschichte, auch das Erkennen des Erkannten „fließt". Und auch in dieser Rücksicht will uns dünken, als ob der Strom, durch offene und verborgene Zuflüsse geschwellt, zu Zeiten rascher und voller dem lauschenden Ohre vorüberrausche, als gewöhnlich. In einer so beschleunigten Bewegung ist augenblicklich die geschichtliche Ansicht der deutschen Befreiungszeit begriffen.

Scheint uns doch jetzt erst die ganze Zeit so recht historisch geworden und in diejenige Ferne gerückt, die unserer Sehkraft gemäß ist. Mit kühler Ruhe können wir heute jener Tage gedenken, und nur noch selten nimmt der Widerstreit der Traditionen eine persönliche Färbung an. Gerade das mag einer unbefangenen Würdigung zu Gute kommen, daß wir in jener Zeit nicht mehr die Glanzepoche unserer Geschichte erblicken dürfen, wie es vor einem Jahrzehnt noch der Fall war. Nicht als ob uns die Empfindung geschwunden wäre für die Schmach und die Leiden, welche die Nation erduldet hat, oder die freudige Anerkennung ihres pflichttreuen und gehobenen Thuns in so schwierigen Lagen: immerhin als die vornehmste Aufgabe aber erscheint unserem klareren Verständniß jetzt doch die, die nur vorbereitende Stellung auch jener Zeit innig zu begreifen? Willig öffnen sich nun die geheimen Schreine der Archive, ohne Sorge, das frische Leben der Gegenwart durch mißliche Erinnerungen zu stören: eine neue Ordnung der Dinge hat die Macht alter Gegensätze gebrochen, mit dem Bewußtsein, unklare Zustände überwunden zu haben, ist das Selbstgefühl gewachsen, mit dem Selbstgefühl der Muth, Irrthum und Schuld frei zu bekennen, nicht minder aber auch die frohe Zuversicht, die

auf der klaren Einsicht in die eigene Kraft begründet ist. Es wird die sittliche Wirkung jener geschichtlichen Erinnerungen nicht schwächen, wenn allmählich mehr und mehr die Erkenntniß Raum gewinnt, daß es schließlich eben nur in der Ordnung war, wenn unsere zu Boden getretene Nation all ihre Kräfte an die Wahrung ihrer Existenz setzte. Der schöne Ruhm, freiwillig das Nothwendige gethan zu haben, bleibt ihr demohnerachtet, und den wird ihr auch die Forschung nimmer rauben wollen, deren ernste Hand da und dort den Nimbus der Sage nachsichtslos zerstören muß.

Wer die jüngste Publication*) auf jenem Gebiet unserer Geschichte auch nur geblättert hat, wird gern zugeben, daß sie seit langem zugleich die bedeutendste ist. Ein Werk, an dem ein Staatsmann wie Hardenberg, ein Historiker wie Ranke gleichen Antheil haben, wäre an und für sich der höchsten Beachtung werth, auch wenn nicht, wie es doch in der That der Fall ist, ein hervorragendes stoffliches Interesse seitens der Leser dem Dargebotenen entgegenkäme. Bescheiden tritt der Geschichtschreiber hinter den Staatsmann zurück, den er als Schriftsteller zuerst uns zuführt; nicht ein Wort des Titels verräth seinen reichen persönlichen Antheil. Indem er uns die Denkwürdigkeiten Hardenbergs in ihrer authentischen Gestalt überliefert, zeigt er uns gleichzeitig die Resultate, die sich ihm selbst für die allgemeine Betrachtung daraus ergaben. Von den beschränkteren Kreisen, von denen Hardenberg ausging, geleitet Ranke seinen Helden bis zu dem Puncte, wo seine welthistorische Rolle einsetzt, bis zu seinem Eintritt in den Dienst des Staates, den an seinem gewichtigen Theile mit befestigt und wiederhergestellt zu haben sein unsterblicher Ruhm ist. Ueberwiegt bis dahin das persönliche Interesse, so tritt es von da ab vor allgemeineren Gesichtspuncten zurück, bis es ganz in ihnen aufgeht. Dem Historiker lag daran, in der Geschichte des preußischen Staates Frankreich gegenüber den welthistorischen Kampf der alten europäischen Ordnungen gegen die revolutionären Tendenzen bis zu einer Zeit darzustellen, wo sich als definitiv zu betrachtende Resultate ergeben, die preußische Politik seit dem Beginn des Jahres 1794 durch die Zeiten der Neutralität und die Tage der Schmach bis zum Beginne der nationalen Erhebung zu verfolgen. Einige Capitel geben sogar in gewaltigen Zügen ein Stück Weltgeschichte, wie es uns eben nur Ranke geben kann. Ihm stand außer den hardenbergischen Papieren noch ein reiches Sammelwerk Friedrich Schölls über die Epoche zu Gebote, außerdem Acten, welche von beiden nicht gekannt waren; er konnte nach mündlichen Mittheilungen des Prinzen Wilhelm und des Grafen Haugwitz berichten, und auch unser Kaiser hat ihm werthvolle Kunde überliefert.

*) Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Herausgegeben von Leopold von Ranke. 4 Bde. Leipzig, Duncker und Humblot.

So entstand ein großes Geschichtswerk, das an Umfang den mitgetheilten Memoiren gleichkommt, an literarischer Bedeutung sie weit übertrifft. Das seltene Talent des berühmten Autors zusammenzufassen und zu gruppiren erscheint in staunenswerther Frische, seine Gabe Menschen und Zeiten zu kennzeichnen in ungebrochener Kraft. In vielen Puncten ist natürlich eine ganz neue Auffassung gewonnen. Es kann nicht entfernt die Absicht dieser flüchtigen Skizze sein, sie auch nur anzudeuten; nur über die eigentlichen Denkwürdigkeiten selbst seien einige Bemerkungen gestattet, insofern sie auch jene Zufälligkeiten des persönlichen Lebens darstellen, von denen der Geschichtsschreiber nach seinem eigenen Geständniß abstrahiren konnte.

Hardenbergs Memoiren sind eine Frucht der unfreiwilligen Muße, welche der Abschluß des Friedens von Tilsit ihm aufzwang. Im Besitz eines Theils der diplomatischen Papiere, die er mit sich geflüchtet hatte, gestützt auf die Zuverlässigkeit sorgsam geführter Tagebücher, noch mit der ganzen Frische der Erinnerung und doch in der Meinung, schon am Ende seines Wirkens zu stehen, warf er im Sommer und Herbst 1808 in eben jenem Tilsit das merkwürdige Buch aufs Papier, das wir nun vor uns haben. Er selbst freilich war sich gleich im Anfang über die Mängel des Stils und der Composition klar; nicht mehr als ein Entwurf sollte es sein, der vielleicht später noch eine angemessenere Fassung finden könnte. Sind die vorliegenden Memoiren somit keineswegs eine abgeschlossene und fertige Leistung, so waren doch von vornherein auch künstlerische und literarische Impulse nicht unthätig, die Hoffnung auf einen großen Leserkreis war nicht ausgeschlossen noch auch die Aussicht auf Autorgewinn. Und in der That, auch wie sie sind, führen sie leicht von Seite zu Seite. Dem Stil mangelt weniger Kraft, als Feinheit; soviel er immer hie und da der Feile bedarf, im Ganzen liest er sich gut, wenn auch die Fülle der Beilagen das wandernde Auge des rein genießenden Lesers häufig aufhält. Denn die zahlreichen Lücken, welche dereinst bestimmt waren, kurze Auszüge aus Actenstücken aufzunehmen, sind nun dadurch ausgefüllt worden, daß man letztere ganz mittheilte. Indeß gerade dieser formale Mangel kommt der Wissenschaft zu Gute, der es so nun gestattet ist, die authentischen Urkunden selbst zu prüfen, in denen doch gerade ein Hauptverdienst der ganzen Mittheilung liegt.

Die allgemeinen Bildungselemente, die der Arbeit zu Grunde liegen, sind vorwiegend den römischen Autoren entnommen, doch wird als Autorität in sittlichen Fragen neben Tacitus Wieland herangezogen und auch Thuanus hat hin und wieder auf dem Schreibtisch gelegen. Gern citirt Hardenberg nach dem Geschmack der Zeit die Alten: Sallust und Horaz, vor allen Tacitus, in dessen düsteren Gemälden er eine Weissagung auf diese Zeiten fand. Ueberall, mag er nun den Zustand der Armee betrachten, die

Unentschlossenheit der maßgebenden Kreise, die Kriecherei vor der brutalen Gewalt, überall fließen ihm die Worte des alten Republikaners in die Feder: in Napoleon selbst fand er das treue Abbild seines Augustus. Auch die Oden des Horaz kommen oft zum Vorschein, mit ihrer resignirten Weltweisheit, deren höchstes Ziel die Muße ist; freilich mag uns ein Lächeln beschleichen, wenn wir einmal lesen, wie sich der glänzende, prachtliebende Mann mit dem Vivitur parvo bene, mit der mensa tenuis, dem mageren Menu, des alten Dichters ernstlich trösten will. Wie dem auch sei, diese antike Grundlage giebt der Darstellung etwas Gehobenes. Nicht sie freilich allein. Es treten noch Momente allgemeiner und persönlicher Natur hinzu, die diesen ihren Charakter noch mehr begründen, die Wirkung verstärken. Einmal liegt über dem Ganzen das trübe Dämmerlicht der Epoche überhaupt: es ist uns kein Buch bekannt, welches in so scharfen unvergeßlichen Zügen uns die tiefe Erniedrigung Preußens malte; sodann erhalten wir das Bild eines starken und redlichen individuellen Willens, der sich im unablässigen Kampf mit scheinbar unüberwindlichen Gewalten vergeblich abmüht. Die Darstellung zeigt das Pathos des Unglücks, wie es aus jenen Gegensätzen zu entspringen pflegt. Es fehlt ihr fast ganz das tröstliche Element, soweit es eben nicht in der weisen Einsicht und in dem reinen Wollen des Autors selbst liegt. Diese sind es allein, welche in der Fülle des Stoffes Hardenbergs Persönlichkeit hervortreten lassen, sonst geht sie in allgemeinen Dingen ganz auf, lebt und webt nur in den Gedanken des Staates. Und das unterscheidet die Schrift doch ganz bedeutend von dem, was man gewöhnlich sonst mit dem Begriff von Memoiren zu verbinden pflegt. Man erwarte nicht den amüsanten Hofklatsch Hamiltons oder St. Simons, nicht die nichtigen Berichte über Spielgewinn und Tafelfreuden, welche die Tagebücher eines Gentz füllen: Hardenberg wußte dies alles nicht minder zu würdigen, auch er gehörte zur Heerde Epikurs, aber der Ueberlieferung schienen ihm die Zufälligkeiten des Tages doch nicht werth. Daß er über ihnen steht, sich eins weiß mit den besten Ideen des Vaterlandes und sich verwachsen fühlt mit dem Allgemeinen, das hebt den Charakter des Mannes doch in ein reineres Licht als das war, in welchem man bis jetzt ihn zu sehen sich gewöhnt hatte, das enthebt ihn an und für sich schon dem Kreise gewöhnlicher Diplomaten und bringt ihn auch da, wo er die Feder ergreift, in die Nähe jener großen Staatsmänner, die ihre eigene Geschichte uns berichtet haben.

Ranke erinnert, natürlich mit aller Reserve, an die Memoiren, die auf den Namen Richelieus gehen, wenn sie auch nur zum Theil ihm verdankt werden. Er ging dabei von der Verbindung der historischen Erinnerung mit der politischen Anweisung aus, welche beide auszeichnet. Doch wird man die geniale Kürze und durchdringende Schärfe jener Avis au roi, die offenbar

der Cardinal selbst geschrieben hat, wenigstens literarisch über das Werk Hardenbergs setzen müssen, wenn auch nicht über die meisterhafte Denkschrift, in der er im Jahre 1807 den Plan einer Rettung des preußischen Staates zusammenfaßte. Mehr noch als an die Denkwürdigkeiten Richelieus möchten wir an die leider zu wenig bekannten Memoiren denken, in welchen der Marquis de Torcy die Nöthe der französischen Staatsleitung in den letzten Jahren Ludwigs XIV. auseinandersetzt, gewissermaßen als eine Rechtfertigung seiner holländischen Politik. Und auch darin würden beide übereinstimmen, daß sie dem Bedürfniß der Defensive entsprangen. Der Charakter der Vertheidigung, der sich bis zum Angriff steigert, herrscht auch in Hardenbergs Buche allenthalben vor, ein Charakter, welcher seine Zuverlässigkeit um so weniger beeinträchtigt, als sich letztere an der Hand der beigegebenen Urkunden, welche, wenn wir recht schätzen, über die Hälfte des Gesammttextes ausmachen, leicht controlliren läßt. Hardenberg selbst sagt, daß das Buch nicht Geschichte, sondern nur Beiträge zur Geschichte und zuverlässige Hülfsmittel zu derselben enthalten soll. Hier scheint uns neben den französischen Dingen der materielle Schwerpunct in der Klärung unserer Kunde über das Verhältniß Preußens zu Rußland zu liegen, während Oesterreich gerade in dieser Periode zwischen 1803 und 1808, welche Hardenberg uns vorführt, die preußische Sphäre noch nicht entscheidend berührt.

Im Uebrigen wurden die Denkwürdigkeiten geschrieben, um die Angriffe zu entkräften, welche Literatur und Presse gegen den Minister erhoben hatten, vor allem gegen die „Materialien" des Cabinetsraths Lombard, deren Zweck es war, die Staatsleitung des Grafen Haugwitz auf Kosten Hardenbergs zu vertheidigen. Sie wurden geschrieben, um Hardenbergs schwankende und unzulängliche Politik als eine von den Umständen gebotene zu erklären, dem Gerüchte eines englischen Einflusses auf ihn und die preußische Regierung zu widersprechen, die Schwierigkeiten darzuthun, welche in sachlichen und persönlichen Verhältnissen einer energischen Zusammenfassung der staatlichen Kräfte entgegenstanden. Man gewinnt einen tiefen Einblick in das Wesen eines Mannes, der an hoher Stelle doch der Freiheit der Bewegung entbehrt, welche zum Gedeihen jeder Arbeit nun einmal nothwendig ist. Immerhin mag einige Eitelkeit und gesteigertes Selbstgefühl, getäuschte Hoffnung und momentane Erregtheit ihn hie und da gewisse Charaktere und Vorgänge schroffer auffassen lassen, als gerechtfertigt erscheint: im Ganzen liegt doch seinen Schilderungen ein ernster und wahrhaftiger Sinn zu Grunde, und man wird nicht umhin können ihm beizupflichten. Denn die Aufgabe des Staatsmannes war ihm eine sittliche. „Die Moral der Staaten," schreibt er einmal, „kann freilich nicht die des einzelnen Menschen im gebildeten Zustande sein, weil keine Gesetze und Richter für sie stattfinden, und die ultima ratio regum, die Inschrift der alten

französischen Kanonen endlich unter ihnen entscheiden muß, aber es giebt eine Moral für sie, die ebensogut in das Herz eines jeden ihrer Häupter geschrieben ist, als jede andere Moral. Mit Festigkeit und Consequenz, mit Kraft und Thätigkeit kommt man bei Beobachtung guter moralischer Grundsätze auch in der Politik gewiß weiter und gründet für den Staat ein dauerhafteres Glück, als durch Untreue und Betrug." Im Bewußtsein seiner Aufgabe, seiner Kraft und seines Willens verstand er es freilich nicht, leise aufzutreten. Im fehlte das höfische Talent, ohne Murren die Launen des Tages zu tragen; er fühlte den Werth seiner Persönlichkeit und den Druck der Abhängigkeit von Leuten, die er doch übersah, die seinen redlichen Willen und seine Leistungen entweder beschränkt verkannten oder boshaft verkennen wollten, die die Frucht seiner Mühen sich anmaßten, die, wie die Haugwitz, Lombard und Beyme, heuchlerisch ihm schön thaten, um ihn hinterrücks in dem Urtheil des Königs und des Volkes herabzusetzen. Ungern beugte er sich vor dem Starrsinn Friedrich Wilhelms, dessen „beharrlich erklärtes System" der Neutralität ihn zwang, oft zu Maßregeln zu greifen, die er selbst als schwächlich verurtheilen mußte. Nur die Königin Luise hat ihn nie verkannt. Der Wiedereintritt Hardenbergs und seine Ernennung zum Staatskanzler warf noch ein Licht auf ihre letzten Tage. „Meine Freude ist unaussprechlich," schrieb sie, „daß dem König und dem Lande ein so kluger und so vortrefflicher Mann, dem nur Gerechtigkeit wiederfährt, wiedergegeben wird."

Hardenberg erklärt das System Friedrich Wilhelm III. aus seiner edlen Absicht seinen Staaten den Frieden zu erhalten. Indem er dieses Ziel lobt, hielt er die darauf verwandten Mittel gleichwohl für verfehlt. Mehr noch durch die Schwäche der Gegner als durch eigenes Genie schien ihm Napoleon emporgekommen und unter allen europäischen Mächten Preußen diejenige, durch deren schwache, schwankende und immer nur auf eigenes Interesse und augenblickliche Sicherheit kurzsichtig berechnete Politik das französische Uebergewicht hauptsächlich begründet war. Napoleon hatte eben Hannover besetzt, und Preußen nichts gethan dies zu verhindern, als Hardenberg zuerst als Stellvertreter des Grafen Haugwitz im August 1803 auf ein paar Monate die Geschäfte übernahm. Selbstverständlich, daß er in dieser kurzen Zeit das beliebte Schaukelsystem zwischen Frankreich und Rußland nicht durchbrechen konnte, welches Achtung und Einfluß Preußens täglich verringerte. Hatte er während dieser Zeit nur im Sinne des Grafen gearbeitet, so suchte er sich schon selbständiger zu stellen, als er im Frühjahr 1804 abermals für ihn vicarirte. Von da ab datirt seine eigentliche Theilnahme an den großen Geschäften.

Die Lage nach außen war die, daß die preußischen Erklärungen in der hannoverischen Sache die Mißachtung Frankreichs wie das Mißtrauen Rußlands

nur verstärkt hatten. Nach innen waren die Seele der Regierung der Cabinetsrath Lombard, von dem Haugwitz thatsächlich abhing, Beyme und das Factotum des Königs, der General von Köckeritz. In ihrem Einfluß und in ihrer Geschäftsleitung fand Hardenberg die Hauptursachen des Sturzes der preußischen Monarchie, wenn er sie auch nicht gerade böser Absichten oder der Käuflichkeit beschuldigen will. Klar und schlagend legt er die Mängel der Cabinetsregierung dar, die ohne bestimmte Ordnung, nur nach persönlichen Impulsen die Geschäfte versah. Doch glaubte er die Uebelstände noch überwinden zu können. „Unserer Politik wieder Charakter zu geben, dahin sollte mein Bestreben gehen," schreibt er, in vollem Bewußtsein freilich, daß bei der Gesinnung des Königs das Princip der Neutralität nicht aufgegeben werden könne. Ein geheimer Tractat mit dem Petersburger Hofe machte den Anfang, öffentlich spielte Preußen die gewohnte Vermittlerrolle zwischen Frankreich und Rußland weiter. Im Uebrigen begannen damals schon die Kabalen gegen Hardenberg zu spielen. Haugwitz, träg und apathisch, dachte sich seiner ganz nach Gutdünken bedienen zu können, betrachtete ihn weiter als seinen Vicar, während er doch die Geschäfte mit ihm „in Concurrenz" leitete. Was Hardenberg selbst anlangt, so suchte er nun, da er die Hände freier regen konnte, wenigstens die Nothwendigkeit einer starken Bewaffnung als Basis der Neutralität darzuthun, er erlangte auch, daß sich der König bei Napoleon für die Loslassung des aufgegriffenen Baron Rumbold verwandte. Aber im Uebrigen wollte Friedrich Wilhelm nichts vom Kriege wissen, er marquirt dies in einem Brief an Haugwitz ganz besonders. In der Gewährung der Bitte des Königs durch Napoleon fand Hardenberg übrigens ein Zeichen dafür, was Preußen durch Festigkeit verbunden mit Mäßigung vermochte und früher vermocht haben würde.

Mit dem Jahre 1805 wird die Darstellung voller. Napoleon rüstete sich zu einer Landung in England und bedrohte das ganze übrige Europa mit einer Invasion, er ließ die Worte fallen, „daß Frankreich dasselbe System gegen die Staaten des festen Landes anwenden könne, welches England in Indien gegen die Nabobs befolge". Der allgemeine Krieg schien bevorzustehen und die preußische Politik discutirte die dreifache Möglichkeit, entweder neutral zu bleiben oder sich mit Frankreich zu verbinden oder endlich sich einer antinapoleonischen Coalition anzuschließen. Im Ganzen blieb Hardenberg auch hier im Fahrwasser der haugwitzischen Politik der freien Hand, nur daß er sie genauer aussprach. Dagegen trat der persönliche Gegensatz zum Grafen freilich damals schon schärfer hervor, nicht minder zu Lucchesini, der meisterhaft charakterisirt ist, und zu Lombard. So nahe der Krieg schien, das System neutraler Isolirung ward nicht aufgegeben. „Die Feuersbrunst drohte allgemein zu werden, bei unseren Nachbarn brannte es schon auf allen Seiten,

statt löschen zu helfen, wollten wir erst unthätig abwarten, woher der Wind etwa die Flammen unserer Wohnung zutreibe, und dann sehen, ob wir noch löschen könnten, ja unsre unbrauchbaren Feuerlöschungsinstrumente setzten wir nicht einmal in Stand.“ Zu einem Anschluß an die Oppositionsmächte fehlte der Willen und das Vermögen, zu einer Verbindung mit Napoleon Muth und Consequenz. Hardenberg war der letzteren anfänglich nicht ganz abgeneigt, so sehr er kurz darauf ihr entgegen sich zeigte, aber das Gutachten von Haugwitz ging gegen eine solche Allianz. „Er wechselte die Farben wie ein Chamäleon,“ sagt Hardenberg von ihm. Man wollte beharrlich weder Allianz mit Frankreich noch mit seinen Gegnern. Da folgte der Einfall ins Ansbachische, der, wie wir hier erfahren, übrigens längst vorbereitet war. „Der Genius der Schwäche und Charakterlosigkeit, der so lange über der preußischen Politik gewaltet hatte, fürchtete jetzt das Ende seiner Herrschaft.“ Es folgten die Potsdamer Conferenzen zwischen Alexander von Rußland und dem preußischen König, die indeß nach Hardenbergs Ueberzeugung preußischerseits immer noch im alten Sinne des Zuwartens geführt worden sind. Ueber die berühmte Scene am Grabe des großen Friedrich hegt Hardenberg einige Zweifel, doch leugnet er im Hinblick auf Alexanders Charakter offenbar nicht die Möglichkeit derselben. Wiederholt nimmt er Gelegenheit, sich über die demi mesures der Cabinetspolitik auszusprechen. Der innere Contrast, in welchem er sich fühlte, und äußere Schwierigkeiten, welche durch die erneute Bedeutung hervorgerufen waren, die Haugwitz nach der Brünner Audienz bei Napoleon in der Gunst des Königs erlangt hatte, ließen ihn den Gedanken der Resignation fassen, mit dem er nicht zurückhielt. Als das Gerücht davon zu den Ohren des Hofes gekommen war, ergriff der König Hardenbergs Hand und sagte ihm in zutraulichem Tone: „Ich hoffe doch, Sie werden mich nicht verlassen“ und Luise schrieb ihm in einem Handbillet, daß sie sich freue, die Geschäfte in seinen Händen zu wissen „dans celles de l’homme le plus estimable, le plus pur qui existe.“ Hardenberg sprach schon damals aus, daß Napoleon einst seine Abberufung verlangen würde. Kurz darauf ward die Allianz mit Frankreich durch Haugwitz abgeschlossen, im Februar 1806. Auch Hardenberg unterzeichnete die Ratification, so widerwillig er war: die Unfertigkeit des preußischen Heeres den französischen Truppen gegenüber bewog ihn dazu. Er bemerkt, daß an dem Tage, da der König den Vertrag unterzeichnet habe, ein Sturmwind der Bellona, welche den Fenstern des königlichen Zimmers gegenüber auf dem Zeughaus stand, den Kopf heruntergeworfen habe. Trotz der französischen Allianz fuhr man indeß in Berlin fort, mit Rußland zu liebäugeln. Denn Haugwitz blieb seinem alten System auch jetzt noch treu.

Hardenberg gelang es bald darauf von der Leitung der auswärtigen Geschäfte

entbunden zu werden, im April 1806. Doch blieb er noch au courant der Geschäfte, leitete das Finanzdepartement weiter, wie er auch die Ansbacher und Bayreuther Angelegenheiten besorgte. Sein Austritt gab Anlaß zu allerlei Intriguen, in einer Audienz nahm er sich abermals vergeblich die Freiheit den Mangel einer Centralregierung dem Cabinetsregiment gegenüber tief zu beklagen. Friedrich Wilhelm hörte ihn wie immer gütig an, behielt aber wie immer seine alte Meinung.

Während Hardenberg auf seinem Gute Tempelberg und auf Reisen seine Muße genoß, richtete sich gegen Haugwitz und Lombard der allgemeine Haß. Zweimal wurden ersterem die Fenster eingeworfen; man vermuthete in dem Urheber des tollen Streiches den Prinzen Louis Ferdinand. Eine Caricatur ward angeschlagen, auf welcher der König zwischen Haugwitz und Hardenberg abgebildet war, wie Hardenberg ihm den Degen reichte, Haugwitz aber, ihn von hinten am Rock zupfend, ihm eine Nachtmütze zusteckte. Diese Aeußerungen der Verachtung waren der erste Zug der allgemeinen nationalen Kriegesregung gegen Frankreich. Durch geheime Verhandlungen im Frühling und Sommer kam es zu einem Einverständniß mit Rußland, an welchem Hardenberg den größten Antheil hatte. Ganz besonders für diese Verhandlungen bringen die Denkwürdigkeiten neues Material. Der Abschluß des Rheinbundes, die Nachrichten Lucchesinis über die Pläne Napoleons änderten vielleicht im Bunde mit dem Einfluß des russischen Einverständnisses den Curs der ministeriellen Politik. Auch mögen die militärischen Traditionen der friedericianischen Epoche mitgewirkt haben, möglicherweise auch das längst gefühlte Bedürfniß Popularität zu gewinnen. So kam es zum Kriege. „Haugwitz," sagt Hardenberg, „wollte es Allen Recht machen und Alle betrügen." Er sah im August den Grafen auf lange zum letztenmal, erst im Jahre 1820 hat er ihn wieder in Troppau getroffen, als alle Feindseligkeiten sich längst gelegt hatten. Er fand Haugwitz' Benehmen so unklug als möglich, auf der einen Seite zu vorschnell, auf der andern nachlässig, er selbst hegt Zweifel, ob Napoleon damals unbedingt entschlossen war, Preußen mit Krieg zu überziehen. „Haugwitz war ultraantifranzösisch," meinte er, „um sich in seinem Posten zu erhalten, sowie er vorher französisch gewesen war, um sich wieder in solchen hineinzudrängen." Mit Recht bemerkt er über den höchst interessanten Brief, den der König am 26. September 1806 von Naumburg aus an Napoleon schrieb, daß er, abgefaßt im Tone des Siegers, unklug im höchsten Grade war. Die Mittheilungen, die über den unglücklichen Verlauf des kurzen Krieges gemacht werden, die Schilderungen der militärischen Zustände Preußens sind äußerst werthvoll.

Bald war man eifrig auf Frieden um jeden Preis bedacht. Hardenberg, welcher der Königin auf ihren Wunsch nach Cüstrin gefolgt war, ward nicht einmal um

Rath gefragt; die öffentliche Meinung freilich auch nicht. In dem ehemaligen polnischen Oertchen Schönlanke im Netzedistrict umringten die Reisenden in der Nacht eine Menge Leute beim Anspannen, sie sagten, der König solle ihnen doch nur Waffen geben. Ein alter Brandenburger that sich, erzählt Hardenberg, auf diese Eigenschaft viel zu Gute, wurde aber von einem ehemaligen Polen mit der Aeußerung zurückgewiesen, daß sie alle ebensogut Brandenburger wären als er. Die Bedingungen, die Napoleon als Grundlagen des Friedens betrachtet wissen wollte, commentirten vortrefflich die schönen Phrasen seiner Antwort auf den Naumburger Brief: „Sire, je n'ai rien a gagner contre Vôtre Majesté. Je ne veux rien et n'ai rien voulu d'elle", und die Achtung, mit welcher er von Haugwitz sprach, bestärkt wenigstens den Verdacht, daß dieser eine doppelte Rolle gespielt hat. Haugwitz stimmte in Osterode für die Annahme des schimpflichen Waffenstillstandes „weil die Militärpersonen dieser Meinung wären". Bald darauf bat er um seine Entlassung. Wie ein schlechter Steuermann „verließ er das Schiff, das er auf den Strand setzte, im gefährlichsten Augenblicke und ging, mit Schmach und Verachtung beladen, durch Umwege auf seine Güter nach Schlesien", wo er, der Urheber des Krieges, mitten unter den Feinden lebte. Indeß der König verwarf den Waffenstillstand. Der Krieg war bekanntlich auch ferner unglücklich, aber der Geist der Treue und Vaterlandsliebe bewährte sich und ward auch von den Gegnern geachtet. Bei einem Mittagsmahl des General Regnier in Leipzig bat ein gefangener preußischer Officier um Erlaubniß, die Gesundheit des Königs ausbringen zu dürfen: „De tout mon coeur," sagte der General, „et de tous ceux qui lui sont restés fidèles."

Das Jahr 1807 begann mit der Flucht der königlichen Familie nach Memel, mit der Entlassung Steins. Hardenberg selbst ward hingehalten, fühlte sich aber verpflichtet, die äußersten Schritte noch auszusetzen. Er konnte sich mit Recht beklagen, daß man ihn fern hielt von den Geschäften, obwohl man dies von der beschuldigten Seite leugnete. Der alte Antagonismus gegen Beyme trat wieder mit besonderer Schärfe hervor. Indeß zeigte sich seitens des Hofes gegen Ende Februar wenigstens eine größere Annäherung an Hardenberg, der seinerseits sich nun auch mit Beyme vertrug. Die Annäherung wurde stärker, als Kaiser Alexander im April nach Memel kam und eingedenk seiner früheren Thätigkeit ihn noch besonders dem Könige empfahl. Gegen Ende des Monats kam denn auch eine Convention zwischen Preußen und Rußland zu Stande, der Gedanke einer allgemeinen Coalition nahm bestimmtere Gestalt an. Gleichzeitig ward Hardenberg definitiv mit dem Departement des Auswärtigen betraut. Auch hier war der Einfluß der Königin maßgebend, welcher übrigens ohne Hardenbergs Wissen im Stillen wirkte.

Indeß änderte der Tag von Friedland die Weltlage vollständig.

Das Ziel Hardenbergs, eine europäische Allianz gegen Napoleon zu Stande zu bringen, war diesmal gescheitert, da Alexander sofort nach der Schlacht den Waffenstillstand genehmigte. Am 14. Juni hatte die Niederlage statt, am 19. war Napoleon in Tilsit; in Memel machte man Anstalt nach Riga zu flüchten. Hardenberg sah, daß auch er bei den Verhandlungen als Opfer fallen müsse, er rieth dem König selbst dazu, ihn zu entlassen. Am 26. Juni war die bekannte Zusammenkunft der Monarchen auf der Mitte des Memelstromes. Die schön verzierten Hütten, welche auf den beiden Flößen die Fürsten und ihr Gefolge aufnahmen, waren mit den Namen Napoleon und Alexander geschmückt. Friedrich Wilhelm war weggelassen, er wurde überhaupt mit Geringschätzung behandelt. Der stolze Ueberwinder ließ ihn hart fühlen, daß er ihn weder fürchte, noch brauche. Vergebens suchte der König von Preußen Hardenberg für sich zu retten. „Baron Hardenberg," sagte Napoleon, „mag ein respectabler Mann sein, aber er hat mich und die französische Nation beleidigt." Er empfahl dem König Schulenburg, Zastrow, Stein als Ersatz. Im Uebrigen führte Napoleon seine Gäste täglich zu Pferde vor die Stadt und ließ seine Truppen, durch die sie besiegt worden waren, vor ihnen manövriren. „Der König," meint Hardenberg, „war durch seine Lage wohl gezwungen zu folgen, aber der Kaiser Alexander spielte eine seiner höchst unwürdige und unweise Rolle." Napoleon verhandelte mit Alexander stets allein. „Je serai vôtre secrétaire, Sire, et vous serez le mien," sagte er zu ihm, der eitel genug war, sich fangen zu lassen. Hardenberg versuchte noch einmal vergeblich den König zu einem heroischen Entschluß zu bewegen; als er dies nicht vermochte, rieth er ihm noch, Stein wieder in seine Dienste zu nehmen, als den einzigen Mann, von dem er etwa Hülfe erwarten könne. Es gelang ihm, den König von der Zweckmäßigkeit dieser Maßregel zu überzeugen. Gleichzeitig sagte er ihm zu, seine Meinung über die Wiedereinrichtung des Staates ihm mitzutheilen. Bald darauf reiste er ins Exil nach Riga ab. So sehr er eine gewisse Genugthuung darin fand, endlich einmal den Kabalen entronnen zu sein, mit denen er zu kämpfen gehabt, so waren es doch größere Gedanken, die ihn bewegten. „Was hätte nicht alles geschehen können, was könnte nicht täglich noch geschehen, wenn nicht der Geist des Großen und Edlen so ganz von uns gewichen wäre! Möchte er, wo er noch schlummert, doch endlich geweckt werden!" Es sind traurige Betrachtungen, mit denen die Denkwürdigkeiten schließen.

Wie konnte es auch anders sein unter dem Eindruck des schmählichen Friedens von Tilsit? Aber merkwürdig: gerade an jene trostlosen Zeiten der Verzweiflung knüpft der Beginn der großen inneren Reformen an, welche den preußischen Staat dann allmählich auf eine nie geahnte Höhe der Macht und der Wohlfahrt gehoben haben. Das eben war doch das Große in diesen

Männern, daß das Unglück sie nur veredeln konnte. Während der schlichte König den bittern Trank des Mißgeschickes bis auf die Hefe leerte, kam ihm Einsicht und Wille, von innen heraus den Staat zu kräftigen; kaum daß er es erwarten konnte, Hardenbergs Ansichten darüber zu vernehmen. Und dieser selbst, anstatt eitelen Träumen nachzuhängen, raffte sich männlich zusammen, schrieb im Exil jene merkwürdige Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates, die zum erstenmal rücksichtslos aussprach, was noththat. Divinatorisch enthielt sie schon die politischen und ethischen Grundsätze, die nach Jahren in so segensreiche Wirksamkeit treten sollten. Willig erkannte diese Staatsschrift die großen Resultate der Revolution an, sie durch Verständniß zu beherrschen schien ihr das Ziel zu sein. Sie wies auf die Kraft und Consequenz Napoleons als auf ein nachzuahmendes Beispiel, nur daß sie den Staat idealistisch auf sittliche Gedanken stellte. Aus der Erinnerung an den großen Kurfürsten schöpfte sie ihre Hoffnung. Sie verkannte nicht die Schwierigkeit der Aufgabe und jeder Selbstbetrug stand ihr fern. „Selbständigkeit und Independenz sind jetzt leere Namen". Kraft zu schaffen war ihr hauptsächlichster Zweck, Charakter zu zeigen galt ihr als eines der ersten Mittel dazu. Nur mit stolzer Genugthuung kann man heute noch das vortreffliche Schriftstück lesen. Ziemlich umfangreich, berührt es alle Sphären des staatlichen Lebens bis auf die Titulaturen hinab. „Das Prädicat 'Geheim', sagte sie beispielsweise da, „sollte weit seltener gegeben werden und nie an den Geheimen Oberhoftrompeter erinnern." Hardenberg hatte über einen Monat an der Schrift gearbeitet, als er sie am 7. September dem Könige sandte. Der offenherzige Brief, der sie begleitete, macht dem Schreiber wie dem König noch ganz besonders Ehre. Eindringlich warnt er nochmals, daß Preußen ja nicht dem Rheinbund sich zugeselle. „Hier bin ich ungern," schloß er, „und werde mich langsam dem Vaterlande wieder zu nähern suchen." Er fühlte nicht resignirt. Indeß, bejahrt wie er war, hatte er nach dem Zeugniß seines Tagesbuches keine Ahnung von dem großen Antheil, der ihm an den deutschen Geschicken noch beschieden war.

Ranke, um nochmals auf ihn zurückzukommen, gibt uns eine interessante Parallele zwischen Hardenberg und Stein. Er schließt sie in folgendem: „Ein altes Sprichwort sagt: jeder Mensch hat sein Aber. Und wer wüßte nicht, daß es auch von Hardenberg gilt. Aber gewiß ist doch: tiefer als Hardenberg hatte noch niemals ein Staatsmann seinen Namen in die ehernen Tafeln der preußischen Geschichte eingegraben." Er hat Hardenberg noch eine Strecke weiter begleitet als die Denkwürdigkeiten uns führen; der letzte, vielleicht wichtigste Theil von Hardenbergs Leben liegt aber freilich noch nicht klar vor. Indeß auch so hat sein Ruhm ganz entschieden gewonnen. Dem greisen Geschichtsschreiber aber, der uns in nestorischen Tagen noch mit dieser großen und schönen Gabe erfreut hat, gebührt in Wahrheit der vollwichtige Dank des deutschen Volkes.

Der Zustand des englischen Heeres.

In England, wo die hergebrachten Einrichtungen im häuslichen wie im öffentlichen Leben sich mit entschiedener Macht behaupten, ist auch dem Heerwesen ein unverkennbar alterthümlicher Anstrich und Charakter bewahrt geblieben. Wer dem Exercieren auf dem Casernenhof in St. James Park zuschaut, sieht Bewegungen, wie wir sie auf alten Bildern aus der friedericianischen Zeit mit achtungsvoller Pietät, aber auch nur mit dieser betrachten. Das Bedürfniß neuer Formen hat ja auch zu Versuchen zeitgemäßer Umgestaltung geführt und das aufmerksame Studium der jüngsten Feldzüge des Festlandes durch die fachmännischen Kräfte des Heeres hat dazu den Anhalt gegeben. Diese fachmännischen Kräfte sind indeß, beiläufig bemerkt, wohl bei weitem nicht gleichbedeutend zu nennen mit der Gesammtheit der dienstthuenden Officiere. Auch haben die Neuerungen bisher keine vollkommen sichere Feststellung und Abschließung gewonnen. Doch dürfte dieser Umstand immerhin wenig ins Gewicht fallen gegenüber den Grundzügen des englischen Heerwesens, welche dasselbe so durchweg verschieden von demjenigen der Staaten des übrigen Europas erhalten mußten. Das Werbesystem, welches die englische Armee ergänzt, bringt zwar nicht alle Härte und Schrecken mit sich, welche man in früheren Zeiten damit verbunden wußte, als dasselbe allgemein in Uebung war. Dennoch zeigen sich nach wie vor alle die alten Uebelstände und Mißverhältnisse von demselben unzertrennlich. Diese letzteren müssen sogar beständig zunehmen, da die Entwickelung des wirthschaftlichen und Verkehrslebens die Zahl und vor allem die Eigenschaften der Angeworbenen außerordentlich heruntersetzt. Nicht nur, daß es schwer ist, den Bedarf an Köpfen zu decken, auch der Stand der sittlichen und intellectuellen Bildung und selbst der körperlichen Tauglichkeit erniedrigt sich in auffallender Weise. Mehrfache Bestimmungen der Werbevorschriften lassen das nicht undeutlich erkennen. Außer den angestellten Agenten hat jeder englische Soldat die Befugniß, dem Heere Nachwuchs zuzuführen und erhält für den Kopf einen bestimmten Lohnsatz. Zwar soll das Anwerben in den Wirthshäusern möglichst vermieden werden, doch auf der anderen Seite geschieht viel, um die neu Ankommenden zu fesseln. Es wird Nachtquartier in den Casernen für sie bereit gehalten, um sie nicht mit Leuten in Berührung zu bringen, welche ihren Entschluß zur Annahme der Werbung schwankend machen könnten. Das Handgeld, welches die Geworbenen früher erhielten, noch vor der förmlichen Untersuchung durch den Arzt, sobald nur ihre Annahme überhaupt wahrscheinlich war, ist neuerdings abgeschafft.

Charakteristisch für das Werbewesen ist ferner die Abfassung der Aufrufe, welche zur Gestellung ermuntern und als Placate an belebten Straßenecken erscheinen. Da fordert z. B. die Artillerie junge Leute auf, sich zum Eintritt in ihr „noble corps" zu melden und setzt die Vortheile und Lohnverhältnisse auseinander. Bei diesen erscheint immer der „free kit" in fett gedruckten Lettern, das bedeutet die Lieferung aller kleinen Ausrüstungsstücke neben der Uniform. Bei dieser Art der Heeresergänzung tritt dann der Soldat einfach in das Verhältniß des Arbeitnehmers, und dies ist wohl auch die thatsächliche Auffassung auf beiden vertragschließenden Seiten. Die sehr mangelhafte Beschaffenheit der Mannschaft zeigt sich denn namentlich in den häufigen Desertionen. Nicht selten findet auch eine wiederholte Anwerbung vormaliger Deserteure statt. Einzelne Individuen wiederholen bis zu vier Malen dieses Spiel. Auch hat man es für erforderlich gehalten, eine Strafe zu setzen auf das geheime Einverständniß zwischen den Werbern und der Mannschaft in dem erwähnten Sinn. Trotzdem der englische Soldat in Sold, Kleidung, Nahrung außerordentlich gut steht, ist es eingestandene Thatsache, daß heut zu Tage der Bedarf an junger Mannschaft bei weitem nicht gedeckt wird, so daß die Stärke der Truppentheile stets erheblich unter dem Ansatz bleibt.

Selbstredend hat dieser Umstand, zusammengehalten mit der gesteigerten Entwickelung des Heerwesens auf dem Festlande, in England Versuche zu einer Abhülfe hervorgerufen. Das Uebel an der Wurzel zu fassen und durch Einführung einer Art der Wehrpflicht die scheinbar einfachste Lösung dieser Frage zu geben, ist vorgeschlagen worden. Ohne gewaltige Niederlagen ist indeß an eine Besiegung des Widerwillens der Nation gegen eine solche Neuerung nicht zu denken. Die Schwierigkeiten, welche die eigenthümlichen Verhältnisse des britischen Reichs einer Abschaffung des Werbewesens entgegenstellen, sind allerdings sehr mächtige. Während für die Landesvertheidigung der Insel eine verhältnißmäßig geringe Truppenzahl genügt und eine gleichmäßige Durchführung der Wehrpflicht in dem volkreichen Lande leicht entweder einen zu großen Friedensstand oder aber eine zu kurze Dienstzeit mit sich bringt, ist auf der anderen Seite für die Colonien ein geworbenes Heer nicht zu entbehren. Es liegt auf der Hand, daß es unthunlich sein würde, alljährlich ausgediente Mannschaften und Recruten zwischen Indien und dem Mutterlande auszutauschen. Bekanntlich beträgt der Turnus der Entsendung von Regimentern dorthin der Regel nach zwölf Jahre. Ein Dualismus im Heerwesen bliebe daher — den vorläufig undenkbaren Fall der Einführung einer Wehrpflicht angenommen — immer unvermeidlich. Die Verbindung beider Systeme würde indeß durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Das Officiercorps könnte trotzdem für die heimische, wehrpflichtige und für die

auswärtige, geworbene Armee eine einheitliche Verfassung sich bewahren. Auch würden in diesem Falle unter den ausgedienten Leuten der ersteren leicht sich solche finden, welche bei Aussichten auf guten Sold und Pensionen bereit wären, in die Colonialarmee überzutreten. Da der Eintritt in diese außerdem überhaupt von der Ableistung des Dienstes im Inlande entbinden müßte, so würde Mancher von Anfang an den auswärtigen vorziehen.

Doch es ist müßig, über die Ausführbarkeit dieses Problems Erwägungen anzustellen. Immerhin aber verdient hervorgehoben zu werden, daß in England selbst schon das Wort „allgemeine Wehrpflicht" überhaupt gefallen ist, und daß Einzelne den Muth fanden, die Unhaltbarkeit des jetzigen Systems schonungslos aufzudecken. Universal conscription, die einzige Antwort auf die Recrutirungsfrage, ist der Titel einer Arbeit des Capitän Hime, welche im Jahre 1875 im Druck erschienen ist. Dieselbe war als Lösung einer Preisaufgabe der united service institution, einer militärwissenschaftlichen Gesellschaft, geschrieben worden. Nur in China, heißt es in derselben, finden sich die bei uns herrschenden Unnatürlichkeiten überboten, wenn es überhaupt wahr ist, daß man sich auf den Galeeren vertreten lassen kann. Dennoch behaupten Politiker, daß nur auf diesem Wege dem hochentwickelten Gefühle unserer persönlichen Freiheit und unseres Selbstbewußtseins entsprochen wird. Armuth allein bewegt den Engländer, Soldat zu werden, und nur aus den niedrigsten Schichten des Volks ergänzt sich das Heer und dies heute, in einer Zeit, wo die Einführung der Hinterlader zum zerstreuten Gefecht zwingt und wo die Verhältnisse des Krieges Eigenschaften des Geistes und des Herzens in immer höherem Maße fordern.

Von den Gegnern allgemeiner Wehrpflicht wird dieselbe stets als eine Schädigung der Production und des Volkswohlstandes ausgegeben, doch stellt sich de[illegible] Kostenpunct in England für den einzelnen Mann auf hundert, in Preußen auf zweiundvierzig Doppelkronen, und diese Summe entspricht in England nu[illegible] dem Aufwande für die Personen der Soldaten, während in Deutschland ein [illegible]ßer Theil des Materials davon bestritten wird. Wodurch sich aber die Ko[illegible]nd die Einbußen in Folge der Dienstpflicht Aller wieder ausgleichen, n[illegible]ch durch Kräftigung und gesunde Erziehung der Generationen, wissen wir in Deutschland gut genug, und es wäre in der That bedenklicher wie je zuvor, den Kraft- und Geldaufwand für das Heer bemängelt zu sehen, heute, wo die Socialdemokratie von Neuem mit dem Ruf nach Milizeinrichtungen die Massen blendet.

Capitän Hime erklärt sich mit vollster Ueberzeugung für die allgemeine Wehrpflicht als einzige Abhülfe der Mängel in der Armee und erkennt ebenso klar, daß die neben dem Heere in England bestehende Miliz im Frieden eine Last, im Kriege ein dürftiger Schutz ist. Was nun gar die viel gefeierten

Volunteers betrifft, welche ein schonender Kritiker für einen harmlosen Scherz erklärte, so giebt er zu, daß dieselben einen Scherz bedeuten, einen harmlosen aber nicht. In der That ist es erstaunlich, wie nach den Erfahrungen, welche ungeschulte Truppen Frankreichs im jüngsten Kriege aller Welt vor Augen geführt haben, man in England dieser Spielerei auch nur irgend wie mehr als den Werth einer solchen beimessen kann. Es ist immerhin hübsch und gefällig, wenn eine große Anzahl kräftiger junger Männer an schönen Sommertagen sich auf den grünen Plänen von Wimbledon tummelt und vor den Augen eines schaulustigen heiteren Publicums soldatische Uebungen vornimmt, aber Werth für die Leistungen im Kriege haben diese Zerstreuungen ebenso wenig wie unser Turnen den Heeresdienst ergänzen kann. Wenn somit die erwähnte Schrift aus durchaus richtigen Angaben ihre Forderungen herzuleiten scheint, so unterschätzt der Verfasser offenbar eine weitere Schwierigkeit, die sich einer Umgestaltung des Wehrsystems in England entgegenstellt. Die Ausbildung eines Heerersatzes, welcher nur drei oder zwei Jahre im Dienste bleibt, erfordert eine weitaus angestrengtere Thätigkeit der Officiere, als sie gegenwärtig in England bei der langjährigen Dienstzeit aufgewendet wird. Einer Reorganisation des Heeres würde daher eine gründliche Aenderung der Lebensbedingungen des Officiercorps vorausgehen müssen, welche vielleicht ohne einen umfassenden Wechsel der Personen nicht durchführbar ist. Auch in Deutschland sah man einen großen Theil der kleinstaatlichen Officiere ausscheiden, als überall nach dem Jahre 1866 ein gesteigerter Dienstbetrieb eintrat.

Wie viel mehr würde das in England der Fall sein, wo die Ausbildung vielfach ausschließlich den Unterofficieren anheimfällt. Immerhin würde dies die geringste Schwierigkeit bei einer Reform bilden, denn an Officieren würde auch bei erhöhten Anforderungen kein Mangel sein.

Wenn nach den Erfahrungen des Krieges in Frankreich eine fundamentale Aenderung der britischen Heereseinrichtungen auch nicht eintrat und in der That kaum zu erwarten war, so führten die großen Leistungen der Deutschen doch jenseits des Canals zum Nachdenken über die eigene Wehrkraft, und man fühlte sich beunruhigt durch die Mängel der bestehenden Kriegsverfassung. Ueberhaupt zeigt schon ein Blick in die englischen Tagesblätter, welche überaus rege Theilnahme die Verhältnisse des Heeres erwecken.

Man versuchte daher wenigstens einige Züge dem deutschen Heerwesen zu entlehnen und auf das englische zu übertragen. Aehnlich der territorialen Gliederung des ersteren bildete man in England Bezirke (Subdistrict), innerhalb welcher Linien- und Milizbataillone (auch diese haben geworbene Mannschaft) sowie Armeereserve und Volunteers zu einem administrativen Verbande, „Brigade", geformt wurden. Diese Subdistricte begrenzen zugleich die Werbe-

kreise und sind daher ähnlich einerseits den „Cantonen“ des Königs Friedrich Wilhelm I. und den gegenwärtigen Landwehrbezirken. Der Subdistricts-commandeur ist aber außerdem auch für die Ausbildung der Truppen verantwortlich, eine Bestimmung, welche, wie es scheint, nicht consequent durchgeführt werden kann, weil die Linienbataillone nicht immer in dem zugehörigen Bezirk stehen. Brigadeverbände in unserem Sinn der festen Vereinigung der zugehörigen Truppentheile schon während des Friedens giebt es außer im Lager von Aldershot nicht.

Für die vorhandenen Streitkräfte des vereinigten Königreichs wurde dann auf dem Papier eine Heereseintheilung im Kriegsfall gefertigt, der vielbesprochene „Mobilisationsplan“, und darin die verwendbaren Truppen in acht Armeecorps gegliedert, deren Hauptquartiere und Versammlungsorte angegeben waren. Mit Ausnahme eines Corps, das nur reguläre Truppen enthält, sind in denselben Milizen mit der Linie vermengt. In dieser Eintheilung ist die Besetzung der Stäbe nur der Zahl nach ausgeworfen, die Personen der Commandeure u. s. w. werden erst im Mobilmachungsfall ernannt und sind daher ihren Truppen im Frieden fremd. Welche bedenklichen Uebelstände dies Verhältniß mit sich bringen kann, zeigte die französische Mobilmachung des Jahres 1870. Den Versuch einer solchen hat man nun in England im vergangenen Sommer nach vielen Vorbereitungen ins Werk gesetzt, indem zwei der Südküste zunächst stehende Corps auf den Kriegsfuß gebracht wurden. Den Vorbedingungen für eine entsprechende Füllung der Cadres war indeß nur unvollständig genügt.

Die Dienstzeit im englischen Heere beträgt grundsätzlich zwölf Jahre, Reserve gab es bis zu der erwähnten Reorganisation der Armee nach dem Kriege 1870 nicht, trotzdem der Mangel an solchen schon unter Wellington und in der „Crimea“ sehr empfunden wurde.

Man griff nun zu einer Aushülfe, indem man für eine kürzere Zeit, nämlich sechs Jahre, warb und die am Schlusse dieser Frist ausscheidenden Leute gegen einen jährlichen Sold von sieben Pfund zur Gestellung für den Mobilmachungsfall verpflichtete. Wer sich außer diesen auf „short service“ Geworbenen für zwölf Jahre bindet, um so besser. Trotzdem aber dieser Lohn in gewöhnlichen Verhältnissen keine Gegenleistung fordert, hat die Ziffer der auf diesem Wege als Reserve Verpflichteten acht Tausend Köpfe noch nicht überstiegen, während bekanntlich die Zahl der neueintretenden Recruten in den letzten Jahren sich vermindert hat. Auch diese Anfänge einer Reserveformation haben bei dem Mobilisirungsversuch ihre Probe zu bestehen.

Ein solcher kann den Anforderungen der Wirklichkeit nur genügen, wenn durch planmäßige Vorbereitungen die Ueberführung der Truppen auf den Kriegsfuß in möglichst geringer Zeit erfolgen kann. Für jedes Glied des

Heeres müssen alle Bestimmungen der Art getroffen sein, daß ein telegraphisches Signal, die Mobilmachung zu beginnen, den gesammten Organismus in selbstthätige Bewegung setzt. Wollte man daher das pünctliche Zusammenwirken aller Glieder prüfen, so durfte nicht vorher bekannt sein, an welche Truppen die Aufgabe schneller Kriegsbereitschaft herantrat, sondern die Vorarbeiten mußten für alle Armeecorps gleichmäßig abgeschlossen sein. Die beiden Corps aber, welche, wie erwähnt, die Probe durchmachen sollten, wußten lange vorher, zu welchem Zeitpuncte dieselbe bevorstand, wie aus Angaben der Zeitungen klar hervorgeht. Es ist daher nicht auffallend, daß einzelne Truppentheile bereits am ersten Mobilmachungstage nach dem Sammelpuncte ihres Corps in Bewegung gesetzt worden sind. Nach dieser Richtung hin verzichtete also der englische Mobilisirungsversuch von vornherein auf eine Darstellung der Wirklichkeit. Bei der Gruppirung der Truppen zu Corpsverbänden hatte man das Territorialsystem verlassen, indem Regimenter der verschiedensten Districte vereinigt wurden. Irische Bataillone waren wohl aus politischen Gründen den beiden südenglischen Corps zugetheilt, merkwürdiger Weise aber auch schottische. Aus diesen beiden Theilen des Reichs wurden die Truppen zu Schiff nach Portsmouth befördert und gelangten von dort, ebenso wie die englischen Regimenter von ihren Garnisonen aus, mittelst der Eisenbahn und durch Fußmarsch an den Sammelpunct. Die Beförderung der Truppen auf der Eisenbahn ging nicht ohne Reibungen und Stockung vor sich. Einerseits mochten durch die etwas complicirte Vertheilung der Truppen auf die Armeecorps Kreuzungen entstehen, andererseits fehlte es wohl der Bahnverwaltung an der nöthigen Gewandtheit, ein Umstand, der allerdings bei der Gewöhnung an einen rastlosen alltäglichen Betrieb erstaunlich ist. Allerdings war der allgemeine Verkehr nicht, wie er es in Wirklichkeit sein müßte, unterbrochen. Indessen auch den Truppen fehlte die Uebung in der Benutzung dieser Transportart. Es äußerte sich dies sowohl in mangelhafter Berechnung des Zeitpuncts der Einschiffung als in ungenügenden Anordnungen für die Beschleunigung der letzteren selbst.

Allein man könnte mit Fug und Recht sagen, daß der Mobilisirungsversuch bestimmt war, derartige Mängel kenntlich zu machen, damit man demnächst an ihrer Abstellung arbeiten könne. Bedenklicher indeß erscheint es, daß die Ergänzung der Truppenkörper auf die Kriegsstärke nicht gelang.

Von den vorhandenen Reserven waren einige Tausend zu einer Dienstleistung bei einem der beiden mobilen Corps einberufen. Die betreffenden Mannschaften waren auch bis auf einen nach englischer Auffassung geringen Procentsatz erschienen, trotzdem aber fehlten in den Bataillonen durchschnittlich noch über zweihundert Mann an der vollen Stärke (tausend Mann), obgleich einzelne bis zu dreihundert Köpfen aus der Reserve eingezogen hatten.

Bei dem anderen mobilen Corps, welchem keine Reserven zugetheilt worden waren, betrug die Zahl der am Etat fehlenden Mannschaft über fünfhundert Mann in den Bataillonen, so daß der ganze im Lande noch vorhandene Rest der Reserve diese Lücke nicht hatte ausfüllen können. Der Name Armeereserve für die Ersatzmannschaft ist daher im jetzigen Augenblick nicht zutreffend.

In ähnlichem Verhältnisse wies die Cavallerie Lücken auf und verfügt überhaupt fast noch über gar keine Reserven. Die nach dem Entwurf jedem Corps zustehende Zahl der Batterien war nur bei dem einen nahezu wirklich vorhanden; das andere Corps besaß dagegen nur eine einzige Batterie. Auch innerhalb der Batterien war die Sollstärke nicht erreicht. Noch schwächer war die thatsächliche Ausrüstung der Corps mit Ingenieuren und mit den etatsmäßigen Fahrzeugen der Trains, welche letzteren im Frieden überhaupt nur zum geringsten Theil fertig vorhanden sind. Ebenso wenig ist die nöthige Anzahl Pferde zur Bespannung sicher gestellt. Allerdings müssen wir hierbei in Berücksichtigung ziehen, daß es bei der Verschiedenartigkeit der möglichen Kriegsschauplätze außerhalb Englands störend sein könnte, alles Fuhrwesen nach einem Modell gearbeitet vorräthig zu halten. Immerhin ist es für einem Mobilisirungsversuch als solchen recht ungünstig, wenn der wichtige Zweig der Trains von der Prüfung ausgeschlossen bleibt. Nahrungsmittel und sonstige Bedürfnisse wurden den Truppen von den Lieferanten selbst ins Lager zugeführt und dennoch scheint der Mangel an eigenen Fahrzeugen zu einzelnen Zeitpuncten recht empfindlich gewesen zu sein. Soweit die reguläre Armee.

Die Miliz, welche einberufen war, füllte die Reihen bis zu einer Höhe von zwei Dritteln der Sollstärke durchschnittlich. Es blieb also auch nach dieser Richtung eine Lücke unausgefüllt, und gegenüber dieser Thatsache liegt die Frage nahe, aus welchen Quellen England im wirklichen Kriegsfall die Heeresergänzung auf die volle Stärke vornehmen will.

Wie erwähnt, beträgt die Zahl der vorhandenen Reserven noch nicht zehntausend Mann, eine Zahl, welche verschwindet gegenüber dem, was die Staaten des Festlandes an ausgebildeter Ersatzmannschaft besitzen. Trotzdem war man mit dem Ergebniß der diesjährigen Einstellung außerordentlich zufrieden, die Neuheit des Instituts, die ungewohnten Erscheinungen der Reservisten trugen dazu bei. Nicht nur die Zeitungen erkannten den Pflichteifer derjenigen, die erschienen waren, offenbar in übertreibender Weise lobend an, auch der Höchstcommandirende versprach ihnen, sie würden nur im Nothfall wieder einberufen werden. Eine solche Verzärtelung erscheint in der That für zukünftige Fälle mit Recht bedenklich, leicht könnte dann ein größerer Bruchtheil, als diesmal, es vorziehen, zu Hause zu bleiben.

Welcher Art demnächst die Stimmung bei der Miliz zu sein scheint,

erhellt aus dem Umstande, daß in Folge von Kriegsgerüchten zur Zeit der Mobilmachung Desertionen im größten Maßstabe vorkamen. Auch wird die Disciplin der Miliztruppen nicht günstig geschildert, und ein Uebertritt aus der Miliz in die Linie, auf den man bei diesem Anlaß gehofft, fand nur in äußerst bescheidenem Maße statt. Aus der sogenannten Milizreserve*) nun soll eventuell die Linienarmee nöthigenfalls ergänzt werden, doch würde die Kriegstüchtigkeit der letzteren hierdurch schwerlich gefördert werden. Im Falle einer wirklichen Mobilmachung, und zumal bei bevorstehender Verwendung des Heeres außerhalb des Landes, würden die mobilen Truppentheile wesentlich aus den zurückbleibenden Linienbataillonen verstärkt werden müssen. Dieser Rest würde daher wohl nicht mehr sehr werthvoll ausfallen, auch ergiebt sich leicht, welchen Zeitverlust eine solche Art der Mobilisirung haben muß.

Wenn sonach ein englisches Heer, auf dem Festland auftretend gedacht, gegenüber dem gesteigerten Zahlenverhältniß der europäischen Armeen kaum schweres Gewicht in die Wagschaale zu legen scheint, so hat der vorjährige Mobilisirungsversuch auch andere Mängel aufgedeckt. Die Ausrüstung und Durchbildung der Linientruppen ist eine gute, wenngleich es immerhin einer Erwägung werth ist, ob der so überaus gesteigerte Dienstbetrieb fast aller übrigen Armeen nicht eine größere Anspannung der englischen, zumal eine intensivere Verwendung und Schulung der Officiere erfordert. Die Ungewohnheit, große Truppenkörper versammelt und in Bewegung zu sehen, trat, wie die Berichte erkennen lassen, mehrfach in den Dienstzweigen des Generalstabes und der Intendantur hervor. Dabei sind die höheren Stäbe überaus zahlreich besetzt und ihnen fällt manche Thätigkeit zu, welche in anderen Armeen den Truppenstäben überlassen bleibt. Auch fehlt, nach einigen Aeußerungen zu urtheilen, die wohl Officierkreisen entstammen, doch zuweilen eine klare Vorstellung von den Verhältnissen des großen modernen Krieges, es betrifft dies z. B. den Vorschlag, das Gepäck der Infanterie stets zu fahren und ebenso auch das Pferd des Cavalleristen bis auf ein Minimum zu entlasten.

Die englische Armee hat eben in den letzten Generationen stets unter außergewöhnlichen Verhältnissen und mit kleinen Truppenmassen Feldzüge geführt. In Abessinien und an der Goldküste traten anerkennenswerthe Leistungen zu Tage, aber einen Maßstab für europäische Feldzüge geben jene Expeditionen nicht. Dasselbe gilt nahezu auch vom Krimfeldzug. Auch die Verwöhnung der Soldaten durch die den Troß vermehrenden Zelte und die fehlende Uebung der Truppen, sich im Bivouak einzurichten, fällt unter diesen Gesichtspunct. In Bezug auf die Verpflegung zeigten sich besonders die

*) Geworbene Mannschaft außerhalb der Miliz.

Milizen äußerst wählerisch und schwer zu befriedigen. Schließlich ist der Uebungen zu gedenken, welche mit den versammelten Truppen vorgenommen wurden. Bis zum vergangenen Jahre gab es eine abschließende Instruction für die Fechtweise der Infanterie nicht, in den bestehenden Vorschriften war nur von Schützengefecht als solchem die Rede. Die damit zusammenhängenden Formationen und Bewegungen wurden vielfach von den einzelnen Commandeuren für ihre Truppen angeordnet, bei einer Versetzung der ersteren also eventuell auch gewechselt. Nunmehr besteht allerdings ein Reglement, welchem die Compagniecolonnentaktik zu Grunde liegt, doch ist der Unterschied des englischen Bataillons, welches im Felde acht Compagnien, von dem deutschen Bataillon, das bei gleicher Stärke nur vier dieser Unterglieder besitzt, schwerlich genau gewürdigt worden. Dies eingehender zu erörtern, ist hier nicht der Platz.

Die Miliz nun, welche doch in den neuen Formen hätte geschult werden müssen, fand bei der geringen Zahl der Uebungstage hierfür die Zeit nicht. Auch wurde aus übergroßer Rücksicht auf das zuschauende Publicum in einem Falle die „Parade" erst am Nachmittag abgehalten, worüber es dann für ein Manöver mit gemischten Waffen zu spät wurde. Die Milizen mußten überdies zunächst in den gewöhnlichen Dienstzweigen unterrichtet werden. Die Mischung von Milizbataillonen unter die regulären Corps, welche doch schließlich in dem immerhin möglichen Fall fremder Invasion der Insel in erster Reihe den Kampf führen müßten, scheint daher nicht zweckentsprechend.

Nach den vorliegenden Angaben hat der Mobilisirungsversuch vollends die Nothwendigkeit dargethan, das englische Heerwesen zum Theil von Grund aus umzuwandeln; andere Zweige bedürfen wenigstens einer energischen Vervollständigung. Wenn in der Nation und im Parlament sich diese Ansicht verbreitete, so würde das gewonnene Ergebniß ja sehr günstige Folgen bewirken können.

Einzelne Elemente eines tüchtigen Heerwesens sind in England vielleicht besser vorhanden, als in irgend einem anderen Lande. Die Menge junger rüstiger vermögender Leute aus guten Familien, welchen jetzt der Dienst und nebenbei der Titel der militärischen Stellen eine solche Lockung gewährt, daß sie in großer Zahl wenigstens auf einige Jahre dem Heere angehören, werden zu jeder Zeit die Ergänzung eines guten Officiercorps sicher stellen. Die gesunden Kräfte der Nation würden zweifellos in einem Kriege zum Heere strömen und das Volunteerwesen würde der Armee in solchem Fall Nahrung zuführen. Diese Erstarkung der Armee würde aber dann erst durch den Krieg sich herausbilden, ähnlich wie wir selbst die militärisch fast gänzlich unvorbereiteten Staaten Nordamerikas während der Secessionskämpfe zu festen und theilweis recht tüchtigen Heereskörpern gelangen sahen.

Es würde Unbilligkeit und Ueberhebung sein, anzunehmen, daß ähnliche Nackenschläge, wie das Unionsheer sie erlitt, unvermeidlich seien, um Englands Landkräften eine durchaus zuverlässige Leistungsfähigkeit zu verleihen. Der englische Soldat hat sich auf Schlachtfeldern aller Welttheile mit vorzüglicher Ausdauer geschlagen, und es ist kein Grund vorhanden, von den gegenwärtigen Linientruppen nicht dieselbe Tapferkeit zu erwarten. Nichtsdestoweniger muß ein unbefangener Beobachter gegründete Zweifel hegen, ob das englische Heerwesen dem der übrigen Großmächte in jeder Beziehung gleichsteht. Es scheint, als ob die öffentliche Meinung, so gern sie selbst den Einzelheiten der militärischen Einrichtungen nachforscht, diesen Zweifel nicht theilt, oder wenigstens da, wo sie bedenklich werden könnte, sich durch das Bewußtsein ungeheuerer materieller Hülfsmittel leicht beruhigen läßt. Allerdings scheint ja die Gefahr, die Landmacht des britischen Reichs auf eine ernstliche Probe gestellt zu sehen, auch heute noch fern zu liegen. Eine feindliche Landung würde sich stets zeitig genug ankündigen, um von englischer Seite die nöthigen Kräfte zur Abwehr sammeln und mit Hülfe der Verkehrsmittel der Neuzeit an die bedrohte Stelle werfen zu können. Außer Landes wird die Flotte wohl stets einen wesentlichen Theil der Arbeit übernehmen, um so mehr, als schwerlich eine Heeresmasse größer wie dreißig bis vierzig Tausend Mann gleichzeitig und im Anfang eines Krieges zu Schiff befördert werden könnte. Ein mächtiges Staatswesen wird aber stets bestrebt sein müssen, dem Heer eine Verfassung zu geben, welche dasselbe allen Kriegsfällen gegenüber gleichmäßig gewachsen macht.

Am Hofe Louis Philipps.

Von einem alten Diplomaten.

Mein Besuch in der Seinestadt im Jahre 1840 fiel in die Zeit, da das Beckerlied zwar noch stark am Rhein ertönte, und die Aufregung durch Vinzer und dessen musische Gattin in Köln poetisch aufgefrischt wurde, da jedoch die kriegerische Stimmung jenseits des Stromes — wie sie von den Ultramontanen von Zeit zu Zeit zu Rheingelüsten angefacht wurde — von der weiseren Regierung schon gründlich gedämpft war, obwohl der Enthusiasmus für die heroische Kaiserzeit allerdings hell aufloderte, als die Asche Napoleons durch die Belle Poule dem Triumphzuge nach dem Invalidendome entgegengeführt wurde. Es war indeß eine andere kriegerische Krise um den schon alternden friedlichen König in Scene gesetzt worden. Palmerston, grollend ob

der spanischen Heirathspläne, von denen nur einer erfüllt wurde, trug einen unauslöschlichen Haß im Busen wider den König, der, ungeachtet selbst Gründer der Entente cordiale, derselben untreu wurde, indem er sich dem sine qua non des britischen Cabinets widersetzte. Ganz Frankreich fühlte sich durch den übermüthigen Einfluß Englands in der orientalischen Frage, als gegen seinen Schützling Mehemet und dessen Sohn Ibrahim in Syrien gerichtet, empfindlich verletzt und unbequem isolirt. Unter Beeinflussung des Declamators Thiers und unter dem Getöse des Bombardements von Beirut war die Stimmung ansteckend kriegerisch geworden. Louis Philipp, übel berathen allerdings, — denn acht Jahre später entwickelte sich aus diesen Ursachen sein Sturz — wollte den Krieg nicht, wählte Guizot an Thiers Stelle, und conspirirte mit den Vollblut-Tories, um Palmerston und die Hitzköpfe beiderseits lahm zu legen.

In dieser aufregenden Zeit ward eines Tages eine große Receptionscour Abends in den Tuilerien angesagt, in welcher der Minister jeglichen Staats seine ihm angehörigen Besucher zu präsentiren hatte. Der Mecklenburger von Koß war dänischer Gesandter geworden in Folge einer schlauen Antwort, die er dem Conseilspräsidenten Thiers einst auf die Frage gegeben: „ob er in Paris bleibe". Er entgegnete nämlich, den bürgerlichen Stolz des eiteln Schriftstellers empfindlich piquirend: „Leider wohl nicht; mein Name ist nicht aristokratisch genug; es wird mich wohl ein Ahnenjunker ersetzen," worauf der bürgerliche Premier, hohnlächelnd über die Adelsprätension, ihm sagte: „Laissez moi faire; j'arrangerai cela"; und den nur als chargé d'affaires fungirenden Wiener Secretär sich als Gesandten erbat, und erhielt, bis er später, zum Leidwesen der dänischen Finanzen, in Schulden versumpfte. Koß also, dieser parvenirende, halb orientalische Diplomat, hatte außer mir — der seit mehr als zwanzig Jahren die Kammerjunkerhoflivrée getragen, und also ein jus quaesitum zur Präsentation hatte, — zwei Notabilitäten, den jetzigen Oberpräsidenten der beiden Herzogthümer, Baron Karl von Plessen, und einen Marineconstructeur, Svendsen, den Scharen von Leuten aus zwanzig Staaten, von denen der englische allein hundertunddreißig Köpfe sein nannte, ein- und beizufügen, was er denn auch in einer bescheidenen Thür- und Fensterecke fertig machte. Den achtzig Ellen langen Saal umstand das glanzvolle Heer an allen Wänden, wir in der nordöstlichen Ecke, ich, von kleiner Statur, natürlich voran. Der König begann die Paraderonde vom südlichen Ende längs der östlicher Fensterreihe, die Matadore, England und Amerika, im Westen lassend, und ging, gleich einer lispelnden, wallenden Welle langsam sich fortbewegend, gen Norden, sich mehr verbeugend als anredend, nur hin und wieder ein: „Monsieur, d'où êtes vous, charmé de vous voir à Paris" ꝛc. vorbeihauchend. Hinter ihm kam die hehre Königin, im Abstand nachschleichend,

und freundlich grüßend; so nach ihr die duchesses und ducs, alle imposanten Namens, die Nemours, Aumale, Joinville, Montpensier u. s. w. So wälzte die fürstliche Prachtwoge sich langsam daher, bis der König in unsere Ecke gerieth, und ich als Spitze von Koß ihm entgegengedrängt wurde. Ich gebe das Wechselgespräch zwischen dem König und meiner Wenigkeit in den eigenen Worten französisch:

De quel pays est-ce-que vous venez, Monsieur?

Du pays de Holstein, V. M.

Ah, je le connais bien; c'est un beau pays, je m'en souviens avec plaisir.

L'on s'y souvient aussi fort bien de V. M. et de vôtre séjour en différents lieux, Sire, aussi en Slesvig.

Ah, vous me rappelez Friderichstadt sur l'Eider et ses environs, — und hiermit fing der König sichtlich an, sich halb träumend in seine Vorzeit zu versenken. Er erwähnte die flüchtigen, jedoch goldenen Tage seiner Jugendwanderung seit 1793, und fuhr fort: Il y a là un lieu où j'ai entendu jouer de l'orgue tellement à merveille, que les sons me sont actuellement présents. Jamais de ma vie je n'ai entendu jouer comme-ça. Où donc est-ce que c'était? quel est donc le lieu?

Je ne saurais le dire, V. M. Si c'est peut-être en Ditmarse, il-y-a là Meldorp, Heide, Weslingburen — —

Ah, c'était bien ça; c'était à Wesleburen. Il y avait là un organiste qui jouait l'orgue comme je n'en ai jamais entendu jouer de ma vie. Ne sauriez vous pas, par hazard, le nom de cet homme extraordinaire? je lui ai même donné une montre en souvenir; je désirerais bien savoir s'il y existe encore ou quelqu'un de sa famille?

Je ne saurais dire son nom, V. M. Je m'en informerai; mais ce qui est bien sûr, c'est que s'il apprend, lui ou sa famille, que V. M. se souvient d'eux, avec la vivacité d'un souvenir de jeune homme, ils doivent s'en sentir très heureux et très honorés.

— — Tiens, rief Louis Philipp froh aus und lachte vergnügt, — c'est bien Aunesorg qu'il s'appellait; son nom me revient; c'est bien ça.

En tout cas, Sire, c'est un nom bien fameux par le temps qui court. Heureux qui peut être sans soucis!"

Vous avez bien raison, sagte er fein lächelnd, vaudrait bien porter ce nom maintenant.

Nach freundlichem Kopfnicken verließ der König die Ecke, auf welche indeß die binocles von allen Enden her gerichtet waren; natürlich, denn zehn Minuten statt zwei Secunden konnte Seine Majestät sich doch nur mit einem

Staatsmanne ersten Ranges unterhalten! Kaum war die Glanzwelle vorübergewogt, um sich dem westlichen Gestade zu nahen, so flüsterte die Excellenz Koß mir schon bedenklich zu: „Wie, Herr Baron, Sie haben eine besondere Mission Seiner Majestät König Christian VIII. an Seine Majestät hierselbst, und Sie erwähnten mir nichts davon?“ Vergeblich versicherte ich, es sei nur von politisch gleichgültigen Dingen die Rede gewesen. „Ließ sich nicht,“ meinte er, „an den lebhaften Worten, Mienen, Gesten des Königs ersehen, welch hohes Gewicht er auf das lange Zwiegespräch legte?“ Und daß auch Königin und Prinzessin länger als gewöhnlich sich mit dem vermeintlichen Politiker en mission extraordinaire unterhielten, machte die Sache noch klarer.

Aber wie erstaunte der Gesandte und fand seine diplomatische Hypothese bestätigt, als ich zwei Tage später zur Familientafel des Königs angesagt wurde. Dergleichen war noch keinem Gesandten passirt, es sei denn bei besonderer Veranlassung. Selbst lud nun Koß mich zum Diner bei sich, die würdige Frau Gesandtin, eine Tochter Passwan Oglus, mir als Tischdame beigesellend, mit der allerdings mißlichen Aufgabe, den wirklichen Gegenstand der geheimen Mission aus dem zugeknöpften Diplomaten herauszulocken. An des Königs Tafel, von einer Hofdame zu Tisch geführt, erhielt ich Sitz neben der ältesten Dame des Hofes, der Vertrauten der Königin, und konnte daher Manches erfahren und lernen. Ein der Herzogin von Nemours nach Tisch geleisteter Kammerjunkerdienst brachte mich in die Nähe des Königs, der gerade mit einem der gewiegten Häupter englischer Friedenspolitik die Situation eifrig besprach und nicht darauf achtete, ob ich wohl sein classisch gesprochenes Englisch ebensogut verstünde wie sein Französisch. Ich schlürfte gelassen meinen Mokka, während der vorsichtigere Britte stets sehr bedenklich nach mir hinunterschielte. Und wirklich war die vertrauliche Unterredung so anzüglich und ließ sich über den Präsidenten Sauzet und die Wallungen und Umtriebe in der Deputirtenkammer und unter den Ministern selbst so eingehend und frei aus, daß, wenn ich der damals so gewöhnlichen publicistischen Indiscretion Raum gegeben und die Worte des arglosen Monarchen dem Journal des Herrn Thiers verrathen hätte, die Sache wohl nicht ohne einen bedenklichen Zwischenfall abgelaufen wäre.

Wahlbetrachtungen.

Ganz so weit sind wir zwar noch nicht, um alles übersehen zu können, was nach den Wahlen sich entwickeln wird und was wir zu thun haben, denn das Gesammtresultat der zahlreichen Stichwahlen, das den Charakter

des Reichstags wesentlich beeinflussen wird, läßt sich noch nicht übersehen. Aber vieles läßt sich doch schon überblicken und die Mahnungen, die der Verlauf dieser Wahlen an uns richtet, sind so dringend und wuchtig, die Zahl der Gegner des Reichs zeigt sich so überraschend groß, daß man unter dem frischen Eindruck des Geschehenen wie der Feldherr nach der Schlacht anfangen muß, das Schlachtfeld zu besichtigen, um die Art des Kampfes recht zu erkennen und daraus zu lernen für die folgenden Kämpfe. Abschließende Urtheile und Entschlüsse werden sich noch wenig gewinnen lassen, aber Deutschland wird nöthig haben, auf das Thema, das diese Wahlen so vernehmlich gepredigt haben, noch sehr oft zurückzukommen.

Ein Resultat der Wahlen läßt sich bereits sicher übersehen, mögen die Stichwahlen, soweit deren Resultat noch unbekannt ist, ausfallen wie sie wollen: die gemäßigten Parteien im Reichstag haben eine Schwächung, die extremen eine Stärkung erfahren, noch nicht so, daß die dem Reiche feindselig gegenüberstehenden Elemente die absolute Majorität hätten, aber doch so, daß sie ihr nahe kommen und daß bei den widernatürlichen Allianzen, die wir sich anbahnen sehen zwischen Fortschritt, Centrum und Socialdemokratie, leicht einmal dem Reich geradezu feindselige Beschlüsse die Mehrheit erlangen können. Die sichere Stetigkeit unserer Entwickelung ist gefährdet, noch einmal solche Wahlen und sie ist wirklich verloren und eine wirklich feindselige Majorität vorhanden. Und woher diese auffallende Erscheinung, daß Deutschland, innerhalb der letzten zehn Jahre zu ungeahnter Machtentwickelung und in Besitz der meisten Wünsche und Träume der Nation gelangt, unter der Regierung eines Kaisers, der die begeisterte Verehrung der ganzen Nation genießt, unter der Leitung eines Kanzlers, der von einer kaum dagewesenen Popularität getragen wird, nirgends unmittelbar bedroht von einer neuen innern oder äußern Verwickelung und eben erst bereichert durch die kostbare Weihnachtsgabe der seit Menschenaltern umsonst erstrebten Rechtseinheit — es waren ja nur einige Wenige, die in knabenhafter Unart schrieen und flennten, weil sie an der schönen Weihnachtsgabe ein paar Flecken zu bemerken vorgaben — wie kommt es, sagen wir, daß dieses geeinte Deutschland mitten in der Erfüllung seiner Wünsche, mitten in seiner gedeihlich fortschreitenden Entwickelung, sich so unzufrieden, so ungeberdig zeigt, so geneigt, sich unter einander zu zanken und zu raufen, daß die unzufriedenen, verneinenden Elemente, geneigt alles Aufgebaute wieder zu zertrümmern, nahe daran sind, die Mehrheit zu gewinnen? Ein großer Theil des Publicums ist sehr geneigt, allen Grund dieser Erscheinung in der Krankheit der Socialdemokratie zu suchen und deshalb fassen sich die meisten Recepte für die nothwendige Heilung, die natürlich jetzt massenweise feilgeboten werden, in Maßregeln gegen die Socialdemokraten zusammen. Wir können diese Recepte nicht für ausreichend halten, weil wir

die Diagnose für falsch halten, die den Grund der Krankheit nur in der Socialdemokratie zu finden meint. Nicht als ob wir die Socialdemokraten unterschätzten und für minder gefährlich hielten; im Gegentheil, wir erkennen in der Socialdemokratie eine der gefährlichsten Epidemieen, die periodenweise im geistigen Leben ähnlich auftreten wie im körperlichen, eine Epidemie, die gegenwärtig sichtlich noch in der Ausbreitung und Steigerung begriffen ist, die zu einer furchtbar drohenden Gefahr für uns geworden ist und die ganze Wachsamkeit und Thätigkeit der Nation gegen sich herausfordert. Aber wir würden irren, wenn wir den ungünstigen Verlauf der Wahlen nur in der Socialdemokratie suchen wollten und die nächsten Wahlen würden auch nicht besser ausfallen, wenn wir die Abhülfe nur im Kampf gegen die Socialdemokraten sähen. Zwölf Reichstagssitze haben sich die Socialdemokraten errungen, vielleicht erreichen sie in den heute noch unbekannten Stichwahlen noch ein oder zwei, das sind dreizehn oder vierzehn unter dreihundertsiebenundneunzig Abgeordneten. Einen Sauerteig von drei bis vier Procent des ganzen Brodes werden wir wohl als unschädlich verarbeiten können. In dieser Zahl der errungenen Mandate liegt also die Hauptgefahr nicht, aber in den großen Minoritäten und vor allem in dem sichtbaren Wachsthum dieser Minoritäten, in der sichtbar zunehmenden Größe der absoluten Ziffer derer, die für Socialisten gestimmt haben, darin erkennt man und zum Theil mit Recht die große Gefahr. Wir sagen nur zum Theil, denn für diese großen Ziffern haben noch andere Factoren mitgewirkt. Sehen wir doch zurück, was seit etwa Jahresfrist zur Vorbereitung für die Wahlen geschehen ist. Die von oben her begünstigten Versuche, eine conservative Partei wieder neu zu gründen, die der Reichsregierung zur Stütze dienen könnte, zeigten sich bald als vollständig verfehlt und aussichtslos, schlugen nach ganz anderer Richtung um und erzeugten schließlich die neuen Parteien der Agrarier und Deutschconservativen, die unter verschiedenen Namen doch ziemlich die gleichen Ziele verfolgten und wie sie ohne etwas gelernt oder vergessen zu haben im wesentlichen nur eine veränderte Ausgabe der durch ihre Unfähigkeit untergegangenen früheren conservativen Partei waren, so auch ihre wesentliche Aufgabe darin fanden, alles seit dem Verlust ihrer Herrschaft Geschaffene als verderblich zu bezeichnen, unsere ganzen Zustände als heillos und unerträglich, Deutschland in Folge dessen am Abgrund befindlich (eine häufige und sehr beliebte Wendung conservativer Wahlreden) und nur durch schleunigste Umkehr und Einlenken in die gerade entgegengesetzten Bahnen zu retten. So ist der ganzen deutschen Nation vorgepredigt worden seit Jahresfrist in einer Million Flugblätter, die allein die Agrarier versandt haben, in zahlreichen großen Preßorganen der conservativen Partei, in einem großen Theil der von ihr beherrschten Localpresse, in unzähligen Versammlungen, Wahlreden und

Flugblättern; so ist ihr zum Theil auch vorgepredigt worden von den Kanzeln des orthodoxen Lutherthums und die Männer, die das predigten, waren zum Theil solche, die auf einen größeren Kreis Einfluß zu üben gewohnt sind, vielfach Männer in einflußreichen Stellungen, den Regierungskreisen theils nahe stehend, theils darin stehend. Wer sich die Mühe genommen hat oder nachträglich nehmen will, die für die Massen so überaus einflußreiche Localpresse in ihren Leitartikeln, (angeblichen) Correspondenzen und Eingesandts und Flugblättern in einzelnen Wahlkreisen aufmerksam zu verfolgen, der wird zugeben müssen, es ist von dieser Seite nichts unversucht geblieben, um die allgemeine Unzufriedenheit mit allen gegebenen Zuständen auf das Höchste zu steigern und zur Leidenschaft zu entflammen, an allem, was seit zehn Jahren geschehen, ist kein gutes Haar gelassen, alles ist als verderblich hingestellt und vor allem der Popanz des „Preußischwerdens" dem Volke mit schrecklichen Farben vor die Seele gestellt. Und zu der Aufreizung von dieser Seite glaubten nun plötzlich in den Tagen, die für lange Zeiten Festtage der deutschen Nation bleiben werden, weil sie mit den Justizgesetzen uns die Rechtseinheit gaben, einige Führer der Fortschrittspartei, hoffend durch ein frivoles Wahlmanöver die Nationalliberalen zu überrennen, in ächt französischer Weise, von der sie überhaupt in der Herrschaft der Phrase so viel entlehnt haben, das Geschrei „Verrath" hinzufügen zu müssen und wie ein plötzliches Hagelwetter entlud sich nun über den von conservativer Seite schon genug aufgereizten Massen eine Fluth von Schmähungen über Feigheit, Preisgebung von Volksrechten, hereinbrechende Reaction u. s. w. und wie die schönen Phrasen alle heißen, die Gebildete bis zum Ekel oft wiederholt hören mußten, und die der gläubigen Masse das bischen Glauben an die Erträglichkeit unserer Zustände, das die Hetzereien von anderer Seite ihr allenfalls gelassen hatten, vollends rauben und ihre Unzufriedenheit steigern mußten. Und diese Hetzereien von ganz entgegengesetzten Seiten fielen in eine Zeit, wo die Massen begreiflicher Weise besonders empfänglich sein mußten für die Aufforderung zur Unzufriedenheit, für die Predigt, daß alles schlecht sei und alles anders werden müsse, in eine Zeit, leider können wir noch nicht sagen in das Ende, einer langdauernden Geschäftsstockung, deren verderbliche Wirkungen beinahe ausnahmslos auf allen Bevölkerungsclassen lasten und zu Einschränkungen und Entbehrungen zwingen, die die Gemüther den Aufforderungen zur Unzufriedenheit sehr geneigt und zugänglich machen. Es ist ein erschreckendes Zeichen von dem Umfang der nothwendigen Einschränkung, wenn selbst der Bäcker klagt über verminderten Verbrauch des einfachen Weizen- und Roggenmehls. Wir theilen diese Geschäftsstockung mit fast allen Culturländern und ihre mannichfachen, im Wechselspiel der Gesetze des Güterlebens schwer erkennbaren Ursachen vollständig klar zu legen, ist noch Niemand ge-

lungen. Aber die Massen, die darunter leiden, suchen nach einem greifbaren Grunde, was Wunder, wenn die ewige, von so verschiedenen Seiten, von socialistischer, conservativer und fortschrittlicher Seite kommende Predigt willige und gläubige Gemüther fand, daß alle unsere Zustände schlecht seien, und daß an diesen schlechten Zuständen die feigen, die Volksrechte verrathenden Parteien schuld seien, die jetzt den meisten Einfluß hätten und deren schlechte Gesetze, Gewerbeordnung, Freizügigkeit, Capitalherrschaft, Arbeiterausbeutung, Civilehe, Militarismus, Classenherrschaft, Wanderlager, confessionslose Schulen, Zeugnißzwang, Eisenzölle u. s. w. u. s. w. Denn dieser Krautsalat durch einander ist als fortgesetzte stimulirende Speise der Masse der Wähler dargereicht worden und wenn keine harmonische Wirkung daraus hervorgehen konnte, eine mußte daraus hervorgehen, eine allgemeine Unzufriedenheit mit allem Bestehenden.

Dieser eine Effect ist allerdings gründlich erreicht, freilich nicht durchgehends in dem Sinne, wie die Urheber es wollten. Die Fortschrittspartei hat von der Verblendung, womit sie sich lostrennte von ihren mit beinahe allzugroßer Nachsicht sie protegirenden Nationalliberal-Verbündeten und „Verrath" in die Welt hinaus schrie, keinen Vortheil, sondern nur empfindliche Verluste, vielleicht eine tödtliche Wunde davon getragen. Die Conservativen haben unzweifelhaft etwas gewonnen, aber zu ihrem Schrecken sehen sie, daß die Socialisten fast ebenso viel gewonnen, wenn auch nicht an Reichstagsitzen, aber doch an Stimmen, also an aufsteigender, zukunftverheißender Macht. Und man berechnet diese aufsteigende Macht der Socialisten an der Zahl der ihrem Candidaten zugefallenen Stimmen und das letztere eben ist es, was wir durch unsere vorstehende Darlegung bestreiten wollten. Wir meinen, es ist ein großer Irrthum, alle den socialistischen Candidaten zugefallenen Stimmen als socialistisch zu bezeichnen und darnach die bedenkliche Zunahme der Socialdemokraten zu bemessen. Wir bezeichnen allerdings die Socialdemokratie als eine geistige Epidemie, während der Herrschaft starker Epidemieen aber treten andere Krankheitsformen zurück und alles Ungesunde tritt in der Form dieser Epidemie zu Tage. So hat sich jetzt bei den Wahlen ein großer Theil alles Unbehagens, aller Unzufriedenheit in der Abstimmung für socialistische Candidaten ausgedrückt, ohne daß die so Abstimmenden nur im mindesten socialistisch denken, fühlen und hoffen. Und das ist sehr erklärlich. Die Unzufriedenheit habt Ihr nach Kräften genährt und geschürt, ja bis zur Leidenschaft entflammt, wundert Ihr Euch nun, daß die so aufgereizte Masse die Heilung da sucht, wo sie ihr auch in den blendendsten Farben versprochen wird, wo ihr verheißen wird, daß alles anders werden, daß alles Uebel aufhören, kein Hunger und Durst unbefriedigt bleiben, jeder glücklich sein soll?

Mit unerbittlicher Nothwendigkeit mußte diese vielseitige Aufstachelung

zur Unzufriedenheit dahin führen, dieser extremsten Partei mit den erlogensten Verheißungen eine Menge Stimmen zuzuführen und darin liegt der wesentliche Grund des Anwachsens der Socialdemokratie. Nicht die Macht der Wahrheit ihrer Ideen, sondern unsere, das heißt die Verblendung der Ordnungsparteien hat ihre Reihen verstärkt, die fortgesetzten Aufhetzungen zur Unzufriedenheit aus diesen Kreisen haben eine Menge Stimmen ins extremste Lager getrieben. Oder meint Jemand, die beinahe 11,000 Stimmen, die Bebel zum Vertreter der sächsischen Hauptstadt erkoren haben, seien lauter socialistische Stimmen? Bebel hatte bei der ersten Wahl beinahe 7000, bei der Stichwahl beinahe 11,000 Stimmen. Woher diese Zunahme von nahezu 4000 Stimmen binnen 14 Tagen? Die Socialisten sind zu musterhaft organisirt, als daß 4000 ihrer wirklichen Anhänger bei der ersten Wahl unthätig zu Haus geblieben wären. Dies Plus von 4000 Stimmen ist also zum größten Theil wenigstens aus andern Kreisen hinzugekommen. Aus welchen? Wir wissen leider, daß es auch unter den Conservativen und Kirchlichorthodoxen eine Schattirung von Pessimisten giebt, die mit der vollen Ueberzeugung von der Verwerflichkeit und Gemeinschädlichkeit der socialistischen Tendenzen einen so leidenschaftlichen Haß gegen das Reich und seine Institutionen verbinden, daß sie in der Leidenschaft dieses ihres Hasses sich freuen über jede Verschlechterung unserer Zustände, hoffend, daß die äußerste Verschlechterung zuletzt zu einer Vernichtung des verhaßten Reichs führen müsse, und nicht ahnend, daß eine Vernichtung des Reichs vor allem eine gänzliche Vernichtung der Einzelstaaten in sich schließen müßte. Daß diese Pessimisten eine Reihe Stimmen für Bebel hinzugefügt haben, wird kaum bezweifelt werden können, wie sehr sich auch das Gefühl sträubt, für diese erbärmlichste und nichtswürdigste Handlungsweise eine größere Anzahl von Schuldigen anzunehmen. Aber das Gros dieser Stimmenvermehrung ist anderwärts zu suchen, das ist zu suchen unter der großen Masse von Unzufriedenen, die Eure Hetzereien aufgestachelt haben. Warum sollte auch der ehrliche Mann, der von den verschiedensten, hochangesehenen Seiten so zur Unzufriedenheit aufgehetzt ward, Anstand nehmen, für einen Socialisten zu stimmen? Ist es doch Niemandem ein Geheimniß, wie in hochangesehenen Kreisen offen und freudig erklärt ward, daß man für den Socialisten stimmen würde, erklärten doch Führer der Fortschrittspartei wiederholt, daß sie politisch mit den Socialisten auf einem Programm ständen und nur wirthschaftlich von ihnen verschieden seien; gab doch das in Tausenden von Exemplaren verbreitete, im feinsten Boudoir wie in der letzten Winkelkneipe zur unentbehrlichen Tagesspeise gehörige Blatt, „Dresdner Nachrichten", seinen Sympathien für den trefflichen Volksmann Bebel seit Wochen einen unverhüllten Ausdruck und predigte täglich und laut, daß der Socialist dem verhaßten Nationalliberalen unbedingt vorzuziehen

sei, erklärten doch bis in die allerletzten Tage hinein conservative Aufrufe, daß der Nationalliberale auf gleicher Stufe der Gemeinschädlichkeit mit dem Socialisten stehe, daß man daher bei der Stichwahl keinem den Vorzug vor dem Andern geben und höchstens „anheimgeben" könne, für wen man stimmen wolle. Wir wissen, daß die Welt nicht von der Presse regiert wird, aber es hieße doch ihren Einfluß weit unterschätzen und vor allem die Leitungsbedürftigkeit verkennen, die unsere Volksmassen in hohem Grade haben, wenn man diese vereinten Einwirkungen als wirkungslos betrachten wollte. Sie haben ihre ganz natürliche und unvermeidliche Wirkung geübt, nämlich alle verneinenden unzufriedenen Elemente der extremsten Partei zuzuführen, die alles Bestehende am meisten verlästerte und die schönsten Verheißungen für die Zukunft machte. Diese nothwendige Wirkung konnte man bei einiger Menschenkenntniß voraussehen und daran konnten die energischen Bemühungen unserer Partei, denen sich in letzter Stunde die gemäßigten Elemente der Conservativen in dankenswerther Weise anschlossen, nichts mehr ändern. So hat der häßliche Hader in den eigenen Reihen der Ordnungsparteien, die Aufhetzereien aus diesen Reihen selbst eine große Zahl von Stimmen dem socialistischen Candidaten zugeführt und diesem zum Siege verholfen. Selbstverständlich rechnen die Socialdemokraten alle diese Stimmen ihrer Partei zu und bemessen deren Stärke nach der erreichten Stimmenzahl und dadurch gewinnen sie viel, denn die Massen lassen sich durch den Erfolg bestechen und strömen der aufsteigenden Macht zu. Aber nicht die Socialdemokraten haben diesen Erfolg herbeigeführt, sondern die Pessimisten und Unzufriedenen und Faulen unter den Ordnungsparteien und außerdem, und nicht zum geringsten Theil, die Trägheit des Philisterthums, denn circa 8000 Wähler in Dresden schlummerten sanft trotz aller Erregung der Bevölkerung, trotz aller Mahnungen und Bitten, für die Bedrohung gesicherter Zustände doch wenigstens zu der einen Mühewaltung sich aufzuraffen, zu dem kurzen Weg an die Wahlurne. Der unverantwortliche Stumpfsinn dieser trägen Masse, die sich leider nach Tausenden berechnet, trägt einen großen Theil der Schuld an dem Wahlsieg der Socialisten, der ihre Macht nun größer erscheinen läßt, als sie wirklich ist. Wie viel diese pflichtvergessene Trägheit verschuldet, wird deutlich erkennbar aus den Erfolgen, die ein thatkräftiges Zusammenwirken anderer Wählerschaften erreicht haben.

Berlin ist doch wahrlich ein der Socialdemokratie günstigerer Boden als Dresden; dennoch hat es, erschreckt über die Folgen seiner Trägheit bei den ersten Wahlen, wenigstens bei den Stichwahlen, weiterer socialistischer Siege sich erwehrt und in vielen Wahlkreisen mit überwiegender Arbeiterbevölkerung hat die rührige Thätigkeit der Wählerschaften — es waren freilich ganz vorzugsweise nur Nationalliberale, die den Kampf gegen die Socialdemokraten

aufnahmen — die Socialdemokraten zurückgeschlagen, so daß bis heute nur zwölf definitive Wahlsiege für sie bekannt sind. Sachsen, das ungefähr den siebzehnten Theil der Bevölkerung des Reichs bildet, hat den zweifelhaften Vorzug, mehr als die Hälfte hiervon (7) in den Reichstag zu schicken, dasselbe Sachsen, in welchem die Unzufriedenheit und der Haß gegen unsere heutigen Zustände vielleicht mit den stärksten Aufhetzereien genährt worden ist. Liegt nicht darin ein Beweis für unsere Behauptung, daß keineswegs in der Socialdemokratie allein das Uebel zu suchen ist, sondern in der sehr starken Unterstützung, die sie gefunden hat in unserem eignen unseligen Hader, in unserer Trägheit, zum Theil auch in dem traurigen Pessimismus Einzelner? Ist es doch selbst in Sachsen der energischen Thätigkeit der Wähler gelungen, den Socialisten zwei Wahlkreise, die sie bisher inne hatten, abzunehmen und in den beiden Wahlkreisen, die die Hauptführer Bebel und Liebknecht bisher beinahe unangefochten inne hatten, haben dieselben sich diesmal nur mühsam gegen sehr starke Minoritäten zu behaupten vermocht. Ueberall vor einer festgeschlossenen, ausdauernden Thätigkeit des Bürgerthums, die sich freilich nicht blos in Abgabe des Stimmzettels äußern darf, sondern in fortgesetzter thätiger Theilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten, in persönlicher Theilnahme am Kampf durch Widerlegung der Irrthümer, Belehrung u. s. w. weicht die Socialdemokratie überwunden zurück und verduftet wie der Nebel vor der Sonne: und überall, wo sie dem Hader und den Aufhetzereien anderer Parteien und dem Stumpfsinn und der Trägheit gegenübersteht, da wuchert sie empor und erreicht Machtverhältnisse, die zuletzt uns Alle gefährden.

Wenn also nach unserm Dafürhalten es falsch sein würde, aus dieser ersten flüchtigen Begehung des Schlachtfeldes, das uns für den Wahlkampf diente, die Socialdemokratie als das einzige oder wesentlichste, die künftigen Operationen bestimmende Moment herauszugreifen, so folgt daraus, daß wir auch die Gegenmaßregeln nicht auf diesem einseitigen Gebiete suchen können. Als eine der verderblichsten würde uns erscheinen die Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts. Die socialistischen Führer, die wie der Mensch zum Leben den Sauerstoff so für die Existenz der Socialdemokratie die Erregung und Unruhe und Angst in den Gemüthern der Massen brauchen, erheben in ihrem Amtsblatt „Vorwärts" schon den Angstruf: das allgemeine Stimmrecht in Gefahr, obwohl greifbare Symptome für bestimmte Absichten in dieser Richtung noch nicht vorliegen. Und wir hoffen, daß sie auch nicht vorliegen werden. Solch äußerliches Mittel würde uns nur eine Begünstigung unserer Trägheit scheinen, womit in der Sache selbst gar nichts gebessert, sondern nur geschadet würde. Die Krankheit der Socialdemokratie selbst würde dadurch nicht im mindesten berührt, wohl aber würde uns das beste Mittel genommen, den Stand der Krankheit zu erkennen und ihr entgegenzutreten.

Die Agitation, die jetzt ein ergiebiges Feld in den Wahlen findet, würde dann, verschärft und erbittert durch das Geschrei über Beraubung, ein nicht minder ergiebiges Feld in dem Streben auf Wiedergebung des allgemeinen Wahlrechts finden und würde unsere weitere Entwickelung viel gefährlicheren Schwankungen aussetzen, würde dem Centrum ein herrliches Mittel darbieten, die Massen für sich zu gewinnen, indem es für das allgemeine Wahlrecht einträte. Es ist ja sehr natürlich, daß die grollenden äußern Feinde des deutschen Reichs in unserer Nachbarschaft unserer innern Verwickelungen sich freuen, dieselben wohl auch zu nähren suchen und es sollte uns nicht wundern, wenn diese Tendenz sich auch im jetzigen Wahlkampf in der einen und andern Weise durch Unterstützung der dem Reiche feindlich gegenüberstehenden Parteien bethätigt hätte. Welch bequemes Agitations- und Hetzmittel würde auf diesem Felde sich darbieten, wenn nach Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts dessen Wiedergewinnung als ein den Massen ungemein verständliches Feldgeschrei ausgegeben werden könnte, das ein schönes Band der Einigung um Fortschritt, Centrum, Polen, Socialdemokraten und Protestler knüpfte. Und welches Wahlrecht an seine Stelle? Etwa das preußische? Ist etwa das daraus hervorgegangene preußische Abgeordnetenhaus für eine ruhige, stetige Fortentwickelung des Staatslebens geneigter und geeigneter als der aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Reichstag mit seinem Dutzend Socialisten?

Die Einführung des allgemeinen Wahlrechts hat uns nicht als ein besonders glücklicher Griff erscheinen wollen, wir haben es aber eingeführt, und zwar ohne daß damals irgend eine Partei einen ernsthaften Widerstand dem entgegengesetzt hätte, und es ist jetzt festgewachsen in unserem Volksleben. Es jetzt aufzuheben, würde uns ein großer Mißgriff scheinen, der nicht den mindesten Vortheil, sondern nur Nachtheil hätte, der die Socialdemokratie fortwuchern ließe, ohne daß sie so deutlich erkennbar wäre wie jetzt, und der das Philisterthum in seiner stumpfen Trägheit nur befestigen würde. Also dort suchen wir die Abwehr gegen die Wiederkehr einer solchen Wahlcampagne, wie die jetzige, nicht, aber da suchen wir sie, wo wir jetzt die Fehler erkannt haben. Das allgemeine Stimmrecht ist kein Kinderspielzeug, es ist eine zweischneidige Waffe, mit der ein Volk recht umzugehen erst lernen muß, und so lange nicht die Ueberzeugung eine allgemeine geworden ist, daß es nicht minder ein Recht wie eine Pflicht in sich schließt und zwar eine heilige Ehrenpflicht, deren Versäumniß ohne dringende Hinderungsgründe allgemein als unehrenhaft gelten muß, so lange wird es ein gefährliches Mittel in der Hand aller unzufriedenen und negirenden Elemente im Volke sein. Und es wird andererseits nicht nur unschädlich, sondern ein treffliches Sicherheitsventil sein, ein sicheres Barometer für alle Bewegungen in der Luft der

öffentlichen Meinung, ein Erkennungsmittel für alle Krankheitssymptome, eine Ableitung ungesunder Säfte, sobald das Volk seine Schuldigkeit thut und das Recht sich dadurch wahrt, daß es als eine heilige Pflicht es ausübt, den Säumigen aber brandmarkt. In dieser Richtung liegt nach unserem Dafürhalten die sichere Heilung, und in dieser Ueberzeugung möchten wir unsere dringende Mahnung vereinigen mit der aller Vaterlandsfreunde und sie immer und immer wiederholen: es ist eine Schmach, ohne triftige Behinderung sein Wahlrecht für den Reichstag nicht auszuüben! Wenn erst Jeder so denkt, dann wird es auch an der vorbereitenden Thätigkeit nicht fehlen, denn mit der Ausübung des Wahlrechts steigert sich auch in Jedem das Interesse für die Sache und der Trieb, dies zu bethätigen. Mit dieser vermehrten Thätigkeit des Einzelnen Hand in Hand gehen muß und wird sich zum Theil als Folge davon ergeben, eine andere Stellung der Parteien zu einander. Der leidenschaftliche Krieg der Ordnungsparteien unter einander muß aufhören, die gemäßigten Elemente der verschiedenen Parteien müssen auf dem einen oder anderen Wege eine Annäherung suchen und finden. Die gegenseitigen Beschuldigungen und Hetzereien müssen ein Ende nehmen. Die Conservativen müssen aufhören zu beschuldigen, daß die Nationalliberalen die Existenz der Einzelstaaten bedrohen und sie zu vernichten streben und ebenso muß die Beschuldigung verstummen, daß die Conservativen das Reich zu vernichten drohen. Die Pessimisten werden nicht zu heilen sein, die mögen sich los trennen: wenn aber die gemäßigten Elemente unter den conservativen und liberalen Parteien — wir verstehen unter den letzteren auch die gemäßigten Elemente aus der sich zersetzenden Fortschrittspartei — nicht eine Annäherung, einen modus vivendi ohne gegenseitige Verketzerung, ein Zusammenwirken ermöglichen können, dann wird wiederholt eine Partei nach der anderen geschlagen werden von denen, die zwar in verschiedene Parteien zertheilt, aber von einer gemeinsamen Triebfeder beseelt sind, von leidenschaftlichem Haß gegen das deutsche Reich. Das Hauptresultat der Wahlen ist Schwächung der gemäßigten, Stärkung der extremen Parteien im Reichstag. Folglich ziehen wir daraus die hauptsächliche Mahnung: die gemäßigten Parteien müssen ihren inneren Hader vergessen und Annäherung an einander suchen, ein Zusammenwirken ermöglichen, ein Zusammenwirken, das wir uns nicht denken in der Gestalt der Neubegründung einer Partei, aus disparaten Elementen mühsam zusammengeschweißt, wohl aber im Aufgeben des leidenschaftlichen Kriegs unter einander und im Zusammengehen in den vielen Fällen, wo die Interessen und Ueberzeugungen im großen Ganzen völlig gemeinsame sind. Gemeinsam möge man kämpfen gegen die jede Cultur vernichtenden, jedes edleren, idealen Zuges entbehrenden Irrlehren der Socialdemokratie, die durch ihre exacte Organisation, durch ihren streng durchgeführten Grundsatz des blinden Gehorsams

der Massen gegen ihre Führer bereits eine staatsgefährliche Macht geworden ist, aber nicht durch solche äußerliche Mittel, wie Aufhebung des allgemeinen Stimmrechts, die die Krankheit nur verdecken aber nicht aufheben, sondern durch ehrlichen Kampf mit offenem Visir, durch unausgesetzte thätige Theilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten, durch Widerlegung der socialistischen Irrthümer auf der Tribüne des Reichstags und in anderen Versammlungen. Und möge diese Tribüne wie jede andere bewahrt bleiben vor der Herrschaft der Phrase und vor der orthodoxen Rechtgläubigkeit, die auf die Unfehlbarkeit der Glaubensartikel eines Parteiprogramms schwört und die große politische Entschlüsse nur abzuwägen versteht nach solchen Katechismusartikeln und nach dem selbstischen Interesse einer Fraction, anstatt nach der realen Lage der Verhältnisse und dem Bedürfniß der Gesammtheit.

Wir haben den uns zugemessenen Raum wohl schon über das Maß in Anspruch genommen. Nur eine Bemerkung sei uns noch gestattet. So sehr wir einer Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts widerstreben, dessen wirkliche Ausübung wir so zur Ehrenpflicht jedes Einzelnen erhoben zu sehen wünschen, daß Niemand sich ohne Schaden an seiner Ehre der Ausübung dieses Rechtes enthalten kann, so sehr halten wir doch auch für nöthig, daß die freie Erfüllung dieser Pflicht nicht allzusehr erschwert wird durch die zu häufige Wiederkehr. Die dreijährige Wiederkehr ist ein unnöthiger Luxus und ein Luxus, den sich Deutschland nicht gestatten kann. Der Aufwand, den eine so lebhafte Wahlcampagne, wie die eben abgeschlossene, der Nation verursacht, ist ein ganz enormer, wir meinen nicht die unmittelbaren Wahl- und Agitationskosten, obwohl dieselben auch schon auf einige Millionen Mark sich beziffern werden, aber wir meinen die Störung und Unterbrechung der Production, welche dadurch im gesammten wirthschaftlichen Leben der Nation hervorgerufen wird. Es wird nicht zu viel gesagt sein, wenn wir behaupten, daß eine Wahlcampagne wie die letzte bei Zusammenrechnung aller der kleinen und großen Unterbrechungen der wirthschaftlichen Thätigkeit Deutschland im Ganzen einige Tage der Gütererzeugung kostete. Das sind Verluste von vielen Millionen. Abgesehen von anderen hieran sich reihenden Uebelständen trittt dazu noch die andere Wirkung, daß, je häufiger das allgemeine Wahlrecht ausgeübt werden muß, es um so schwerer wird, eine allgemeine Betheiligung herbeizuführen, es hört also auf, ein möglichst getreuer Ausdruck der allgemeinen Volksstimmung zu sein, es wird eine Vertretung von Minoritäten und zwar, nach der Natur der Menschen und der menschlichen Dinge, weniger der stetigen, besonnenen, intelligenten Elemente, als der unsteten, unruhigen, unzufriedenen Elemente. Deshalb bitten wir jetzt nach den Wahlen wiederholt und dringend: gebt fünfjährige Wahlperioden anstatt der dreijährigen!

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Die Berliner Stichwahlen. Socialdemokratisches. Der Orient. — Endlich liegen die Wahlen völlig hinter uns. Die aufregenden Kämpfe der Stichwahlen sind vorüber. Auch in Berlin ist die zweite Wahlschlacht geschlagen. Aus ihr sind drei Fortschrittsmänner als Sieger hervorgegangen, der Candidat der Nationalliberalen wie der der Socialdemokraten ist unterlegen. Berlin entsendet mithin vier fortschrittliche und zwei socialistische Vertreter in den Reichstag. Es könnte hienach scheinen, als ob die Fortschrittspartei, abgesehen von den Verlusten, die ihr die Socialdemokraten beibrachten, ihre Stellung in Berlin behauptet hätte. Indeß zeigen die Verhältnisse, unter denen die Wahlen statthatten, deutlich, daß dem nicht so ist, daß die Herrschaft der Fortschrittspartei in Berlin vielmehr einen bedenklichen Stoß erhalten und daß die nationalliberale Partei sich vielfach in sehr entschiedener Weise der von der Fortschrittspartei früher inne gehabten Positionen bemächtigt hat. Schon bei den Wahlen am 10. Januar entwickelte die nationalliberale Partei eine Macht, deren sie sich früher in Berlin nicht zu berühmen hatte, oder deren sie sich wenigstens nicht bewußt geworden war. Bei den Stichwahlen hat sich ein weiteres Anwachsen der liberalen Strömung in der Hauptstadt ergeben. Wahrscheinlich ist der Sieg der Fortschrittspartei nur durch die ihr seitens der Socialdemokraten gewordene Hülfe errungen worden. Die Socialisten waren vor den Stichwahlen in einer nationalliberalen Wahlversammlung erschienen und hatten das Wort verlangt, wahrscheinlich um ein Bündniß ihrer Partei mit der nationalliberalen in Vorschlag zu bringen. In richtiger Würdigung der allgemeinen nationalen wie der besonderen Parteiinteressen weigerte sich aber der Präsident der Wahlversammlung, dem Vertreter der Socialdemokraten überhaupt das Wort zu ertheilen. Er manifestirte dadurch, daß zwischen der liberalen Partei und der socialistischen Umsturzpartei nie und nimmer überhaupt irgend welche politische Verbindung existiren könne und dürfe. Wahrscheinlich ist dieser Zurückweisung seitens der Nationalliberalen die Unterstützung der Fortschrittspartei durch die Socialdemokraten und der Sieg der ersten zuzuschreiben. Indeß ist selbst diese momentane Niederlage der nationalliberalen Partei kein zu hoher Preis für die offene fundamentale Feststellung des unvertilgbaren Gegensatzes der staatserhaltenden und staatszerstörenden Parteielemente des Reiches. Zwischen den Nationalliberalen und Socialisten giebt es keinen Pact, keine Verständigung, sondern nur Kampf und Krieg, und wer dies noch nicht wußte, der hat es jetzt erfahren. Sicherlich wird diese entschiedene Haltung dem Wachsthum der nationalliberalen Partei zugute kommen. Wenn sie zu entschlossenem

Kampfe gegen den Socialismus vorgehen wird, werden ihr Alle zufallen, die sich mit ihr in dem Bewußtsein der Nothwendigkeit dieses Kampfes schon jetzt innerlich verbunden fühlen, ohne äußerlich bereits zu ihr zu gehören.

Dagegen möchten wir bezweifeln, daß es der Fortschrittspartei Segen bringen wird, daß sie sich diesmal der Unterstützung der Socialdemokratie erfreute. Sie ist zwar fern davon gewesen, eine förmliche Verbindung mit der letzteren einzugehen. Insofern trifft sie kein Vorwurf. Aber die Socialisten haben ihr indirect durch die Thatsache ihrer Parteinahme für sie ein wenig schmeichelhaftes Zeugniß ausgestellt, indem sie dadurch deutlich zu erkennen gaben, daß sie sie für einen ungefährlichen Gegner halten. Gewiß werden auch noch andere Leute als die Socialdemokraten diese Entdeckung machen und ebenso gewiß wird diese Wahrnehmung der schon wankendenden Herrschaft der Berliner Fortschrittspartei weitere Einbußen zufügen. In dieser Hinsicht kann die augenblickliche Niederlage der nationalliberalen Partei der Partei nur Gutes bringen. Aber auch sonst ist diese Niederlage unter Umständen erfolgt, die verheißen, daß die Kämpfe der Zukunft siegreich für die Partei ausfallen werden, und ohne Zweifel hat die nationalliberale Partei es schon jetzt zu einer sehr achtunggebietenden Stellung in Berlin gebracht. Der Aberglaube, daß die Hauptstadt des deutschen Reiches für immer zur Nachbetung der fortschrittlichen Glaubenssätze verurtheilt sei, ist dahin. Die liberale Bewegung hat ihn widerlegt. Die Zukunft gehört den Nationalliberalen. Man muß bedenken, daß die nationalliberale Partei hier in Berlin nur sehr ungenügend organisirt in den Wahlkampf ging und den sehr alten und festgefügten Organisationen der Fortschrittspartei und der Socialdemokraten gegenüberstand. Was die Nationalliberalen erreicht haben, fällt daher um so mehr in das Gewicht, da es lediglich ein Resultat der Kraft ist, die dem liberalen Parteiziele selbst innewohnt. Es kann nicht fehlen, daß diese Kraft, wenn sie gefechtsmäßig geschult und verwendet wird, weit größere Erfolge erzielen wird.

Im allgemeinen hat der Ausfall der Stichwahlen im deutschen Reiche keine wesentliche Veränderung in den bereits festgestellten Stärkeverhältnissen der Parteien hervorgebracht. Wir verweisen daher in dieser Beziehung auf die bereits früher mehrfach an dieser Stelle gemachten Angaben. Nur sei hier noch ausdrücklich hervorgehoben, daß es die Socialdemokraten nicht auf die Zahl von fünfzehn Vertretern im Reichstage gebracht haben. Diese Thatsache ist wichtig, denn sie verwehrt den Socialisten im Reichstage, selbständige Anträge zu stellen, und das ist hocherfreulich. Denn wenn wir auch nicht befürchten, daß die socialistischen Gesetzvorschläge auf irgend welches Entgegenkommen im Hause zu rechnen gehabt hätten, so wäre es doch sehr peinlich gewesen, wenn in den Sitzungen des Reichstages die Herzenswünsche

der Socialdemokraten in der Gestalt formeller Anträge vor aller Welt fort und fort laut geworden wären und das Haus gezwungen worden wäre, die socialistischen legislatorischen Ausschreitungen jedesmal durch einen formellen Beschluß von der Tagesordnung verschwinden zu lassen. Es hätte einen sehr unerfreulichen Eindruck gemacht, zu sehen, daß die Socialdemokraten den Reichstag nöthigten, sich beständig ihrer gegen den Staat selbst gerichteten Angriffe zu erwehren. Auch wäre ein solches Schauspiel ohne Analogie in den großen parlamentarischen Körperschaften anderer Länder gewesen. Sorgen wir dafür, daß es uns auch in Zukunft erspart bleibt.

Bezüglich der auswärtigen Politik und der Dinge, die sich auf ihrem Gebiete in Zukunft entwickeln werden, gehen die Meinungen noch immer wirr durcheinander. Die Einen sehen den Krieg vor der Thür, die Andern glauben fest an die Erhaltung des Friedens. Die Ersten erklären es für unmöglich, daß Rußland jetzt vor der Türkei zurückweichen könne und werde, die Anderen beurtheilen die russischen Zustände in einer Weise, welche die Möglichkeit einer kriegerischen Action Rußlands ausschließt. Beweise können Beide nicht beibringen, Behauptung steht gegen Behauptung, Gewicht gegen Gewicht. Niemand kann sich hier zur Stunde eine wirklich begründete Meinung über die nächsten oder weiteren Ziele der russischen Politik bilden, Niemand weiß, ob die augenblickliche Inactivität Rußlands ein Symptom der Schwäche oder ein weiterer diplomatischer Zug in dem orientalischen Intriguenspiel ist. Vielleicht ist sie weder das Eine noch das Andere, sondern lediglich die Folge einer in Petersburg selbst zur Zeit herrschenden Divergenz der Meinungen in den leitenden Kreisen. Inzwischen fährt die russische Presse fort, sich an dem Beweise abzumühen, daß Europa von der Türkei beleidigt sei und daß Europa im Bunde mit Rußland sich Genugthuung verschaffen müsse. Europa aber bleibt ungelehrig. Die russischen Organe sind in ihren Bemühungen so eifrig und so productiv, daß es einigen erfindungsreichen Köpfen bereits gelungen ist, den von den russischen Federn zusammengetragenen politischen Stoff zu einer russischen Circularnote zu gestalten, die allen Cabineten mitgetheilt sein und in der Rußland die Mitwirkung aller Mächte oder die des Dreikaiserbundes oder wenigstens einer Kaisermacht bei der Durchführung seiner orientalischen Politik verlangen soll. Eine solche Note existirt bis jetzt nicht. Was man über ihren Inhalt spricht und schreibt, ist nichts anderes als eine Reproduction jener vielfachen Erörterungen in der Presse.

Sicher in allen diesen Dingen ist nur das Eine, daß die Pforte sich sehr beeilt, mit Serbien und Montenegro den Frieden abzuschließen. Man setzte bisher bei der Türkei nicht so friedliche Dispositionen voraus. Die Pforte verfolgt bei diesem Friedensschlusse offenbar ein doppeltes Ziel. Erstens will sie vor Europa ein weiteres Zeugniß ihrer Souveränetät ablegen, indem

sie den Frieden mit ihren Vasallen kraft eigener Entschließung und eigener Macht ohne Dazwischenkunft der Mächte herstellt und sodann wünscht sie durch den Friedensschluß Rußland in voraus jede Handhabe zu weiterer Einmischung in die türkischen Angelegenheiten abzuschneiden. Die Mächte schauen diesem Spiel in reservirter Haltung zu. Unter ihnen wieder ist Niemand zurückhaltender als Deutschland. Die jüngsten Verdächtigungen, denen die deutsche Politik in so grundloser und planmäßiger Weise ausgesetzt wurde, wie die Gefahren, welche die augenblickliche große Unsicherheit der Situation in sich birgt, erklären wohl zur Genüge diese Haltung, die auch allein den Interessen Deutschlands entspricht. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Beethoven. Von Ludwig Nohl. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Verlagshandlung. Wenn man die etwas bedenkliche Vorrede des Buches, welche es „dem Meister der Meister" widmet, weise überschlägt, so ist es nicht ohne Verdienst. Nohl hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in den ästhetischen und musikalischen Preßorganen unserer Väter den oft vergessenen Spuren des Eindrucks nachzugehen, welchen die Kunst wie die Persönlichkeit Beethovens auf die Zeitgenossen gemacht haben. Er hat die lobenswerthe Entsagung geübt, die kritischen und erzählenden Besprechungen in ihrer authentischen Gestalt dem Leser zu übermitteln, der nun bequem das bunte Bild überschauen kann: eine Lebensbeschreibung in Mosaikstiften. Natürlich, daß viel Bekanntes mit unterlaufen muß, im Ganzen aber wird doch das Buch auch denen zu empfehlen sein, welche die Zukost, durch welche der wagnertrunkene Verfasser seine Zusammenstellung schmackhafter zu machen suchte, billig verschmähen. In selbem Verlage hat Hermann Uhde die Selbstbiographie von H. A. O. Reichard herausgegeben und mit einigen sachlichen Noten begleitet. Sie umfaßt die Jahre 1751—1828 und schildert das Leben des Geheimen Kriegsraths Ottokar Reichard in Gotha, der als Bibliothekar und Geheimsecretär Herzog Ernst II., als Director des ersten deutschen Hoftheaters, als Freimaurer und endlich auch als Schöpfer weitverbreiteter Reisebücher mit vielen Celebritäten der Zeit in Berührung kam. Die literarischen und socialen Zustände der kleinen Residenz unter Ernst II. und seinem wunderlichen Sohne August treten uns anschaulich vor Augen, vor allen die Persönlichkeiten der Fürsten selbst, gegen welche der Autor aus wirklicher Neigung eine loyale und pietätvolle Gesinnung hegt, welche neben den Worten des „königlichen Freimaurers" Salomo: „Alles ist eitel — ja wohl ist es das: alles, alles eitel!" gewissermaßen das geistige Band ausmacht, welches eine Fülle von Anekdoten und kleinen Persönlichkeiten verknüpft. Das Wesen der geheimen Verbindungen am Hofe, wie sie Luise

Dorothea eingeführt, das Treiben räthselhafter Abenteurer in der Stadt, die von Sentimentalität überkleisterte Sittenrohheit der Gesellschaftskreise, die thränenselige Freundschaftsduselei und das Spielen mit platonischen Neigungen erscheint auf der Bildfläche: der ganze gesellschaftliche Charakter der Epoche tritt gewissermaßen in nuce an dem kleinen Orte hervor. Unter den Personen, welche Reichard streifte, nennen wir die beiden Gotter, den Grafen und den Dichter, den Baron Grimm, den er sowohl in Paris wie in Gotha schildert, Graf Lehrbach, der dem Verfasser von der politischen Versatilität des Grafen Haugwitz erzählte, den alten Thümmel. Dazu kommt der ganze literarische Personenkreis der Zeit, der uns in allen derartigen Memoiren begegnet, Goethe erscheint nur als Benutzer der Bibliothek, neben Lessing und Herder. Nicht ohne Interesse sind auch allerlei Notizen und Ansichten, welche die Reisen der Verfassers durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich ergeben. Reichard sah noch das Paris vor der Revolution, er ward, da man ihn und die Seinen für Engländer hielt, von einigen Herren „hohen Geblütes" im Petit Trianon der Marie Antoinette herumgeführt und Grimm freute sich über die ausgesuchte politesse seiner Franzosen. Im übrigen machte ihm Paris bei aller Pracht, die er besonders in der Oper bewundert, einen schmutzigen und kleinstädtischen Eindruck. Die Schönheit der Schweizerberge fand an ihm einen begeisterten Bewunderer, er ließ es sich nicht nehmen, dort seinem geliebten Herzog Ernst eine Gedenktafel zu stiften, wie er denn auch einmal später, vielleicht der einzige Privatmann, auf seine Fürsten eine Medaille prägen ließ. Auch die Darstellung der deutschen Zustände während der Befreiungskriege bietet manchen charakteristischen Zug, das Wüthen der Russen und auch der Franzosen, die Schilderung der angstvollen Tage, da Napoleon in Gotha weilte, nicht übel Willens, den Friedenstein in eine Festung umzuwandeln. Wir erfahren, wie nach der Schlacht bei Leipzig Murat in phantastischem Putz durch die Stadt ritt, überall mit lachendem Munde erzählend: „Nous sommes battus, complètement battus!" Aber auch an Lesefrüchten fehlt es nicht. Gelegentlich der Einrichtung der Landwehr weist der Verfasser auf den alten Plan eines Landsturmes hin, welchen der hessische Oberst von Wallhausen im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts in seiner defensio patriae ausgesprochen habe. Wallhausen ist uns sonst als tüchtiger militärischer Schriftsteller wohlbekannt: er verdiente in dieser Richtung doch einmal genauer geprüft zu werden. Auch bringt Reichard eine Nachricht, welche sich auf das zweideutige Verhalten des Herzogs von Lauenburg beim Tode Gustav Adolfs bezieht. Der geschnittene und auffallend verzierte Stein, welchen Gustav Adolf aus dem Schatze der schwedischen Kronkleinodien allein mit nach Deutschland genommen und auf seinen Feldzügen beständig an einer goldenen Kette bei sich getragen habe, soll sich zu seiner Zeit in Rom im Besitz der Familie eines italienischen Großen befinden, in welche er durch eine Heirath aus der Hinterlassenschaft des Herzogs von Lauenburg gekommen sei. Die Wahrheit dieser Angaben wäre freilich noch zu untersuchen, da weder Quellen noch Namen genannt sind. So bietet unser Buch nach vielen Seiten hin eine Menge kleiner Notizen, welche den verschiedensten Interessen dienen können, wenn auch die Persönlichkeit des Verfassers, der übrigens ein kluger Beobachter und ein guter Mann war, ein tieferes Interesse nicht wird einflößen können.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 1. Februar 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Erblichkeit der Geisteskrankheiten.

Von C. Burger.

Erblichkeit ist die Fähigkeit der Organismen, ihre individuellen Eigenschaften durch Fortpflanzung auf ihre Nachkommen zu übertragen, Vererbung ist die thatsächliche Ausübung dieser Fähigkeit, die wirkliche Uebertragung. Erblichkeit und Vererbung sind ein Grundgesetz der organischen Natur, eine der wesentlichsten Bedingungen des Bestehens derselben. Ueberall in der Natur sehen wir aus Gleichem Gleiches sich entwickeln, oder besser, da zwei absolut gleiche Organismen nicht existiren, Aehnliches aus Aehnlichem. Wir sehen, daß die Kinder nicht nur in Gestalt und Gesichtsbildung ihren Eltern ähnlich sind, oft auch vererben sich viel unwesentlichere Dinge von Generation zu Generation. So sehen wir meist die Farbe des Haares und der Augen, die Bildung des Ohres, die Beschaffenheit der Haut in allen Individuen einer Familie wiederkehren. Bekannt ist eine Familie Lambert aus dem vorigen Jahrhundert, die von dem Leipziger Arzte Tilesius beschrieben worden ist, in der durch drei Generationen hindurch die Glieder derselben eine eigenthümliche monströse Beschaffenheit der Haut zeigten, die man wegen der Aehnlichkeit mit der Haut des Stachelschweines mit dem Namen Hystricismus bezeichnet. Auch andere Eigenthümlichkeiten vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht. Eine spanische Familie zeichnet sich durch Generationen hindurch dadurch aus, daß ihre Glieder einen überzähligen sechsten Finger haben. Dasselbe ist von einer asiatischen Herrscherfamilie bekannt, in der die Thronfolge an diese Ueberzahl der Finger geknüpft war. Doch sind es nicht nur körperliche Eigenthümlichkeiten, die sich von den Eltern auf die Kinder vererben, ganz in derselben Weise übertragen sich die geistigen Eigenschaften. Es ist das eine alltägliche Erfahrung. Ich erinnere nur an die Juden mit ihrer Vorliebe für den Handel und sonstigen charakteristischen Eigenschaften, an die durch die

Geschichte feststehenden Charaktereigenthümlichkeiten einzelner Herrscherfamilien, an die Grausamkeit und Lasterhaftigkeit der Julier und Claudier, an die Kunstliebe der Medicäer, an die Lüsternheit und Gourmanderie der Bourbonen.

Wir sehen in anderen Familien, durch Generationen hindurch, immer wieder einzelne Glieder derselben sich durch hervorragende Leistungen auf einem bestimmten Gebiete der Kunst oder der Wissenschaft auszeichnen. Es giebt Familien, die sich durch bedeutende Befähigung in der Mathematik, in der Dichtkunst, in den Naturwissenschaften hervorthun, andere, die durch ihre Fähigkeiten auf dem Gebiete der bildenden Kunst oder der Musik glänzen. In der Familie Bach sind nicht weniger als zweiundzwanzig musikalische Talente bekannt. Wer sich einmal mit diesen Fragen beschäftigt, der weiß, daß die Erziehung, die man ja immerhin gerade in solchen Familien mit in Betracht ziehen muß, den allerkleinsten Antheil an der Entwickelung solcher Geistesthätigkeiten hat. Sie entwickeln sich auch ohne eine darauf gerichtete Erziehung und oft genug trotz der Erziehung.

Mir scheint eine derartige Vererbung geistiger Eigenthümlichkeiten durchaus nichts Auffallendes oder gar Wunderbares zu haben. Ist man doch in der Naturwissenschaft längst von der dualistischen Auffassung zurückgekommen und kann die Naturwissenschaft den Geist nur als eine Eigenschaft, als eine Bewegungserscheinung der Materie auffassen. Wenn aber in der organischen Natur für die Fortpflanzung und Entwickelung der Materie, des Substrates der Seele, das Gesetz der Heredität so maßgebend ist, so muß dasselbe auch nothwendig für die Function derselben, für die seelische Thätigkeit, dieselbe Gültigkeit haben. Unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Seelenthätigkeiten und die Geisteskräfte des Menschen nur stufenweise erworben und allmählich entwickelt werden konnten, und eine solche Entwickelung für das gesammte Menschengeschlecht ist eben nur denkbar durch die Vererbung. Erkenntnisse, welche ursprünglich auf rein empirischer Wahrnehmung beruhen, also rein sinnliche Erfahrungen, werden, wenn sie durch eine Reihe von Generationen hindurch vererbt worden sind, bei den späteren Geschlechtern als angeborene, aprioristische auftreten. Die Tragweite des Hereditätsgesetzes erstreckt sich nicht nur auf die normalen Eigenschaften des lebenden Organismus, auch die krankhaften Zustände desselben werden ebenso auf die Nachkommen übertragen. Sind doch Krankheiten keine außerhalb der Natur stehenden Zustände, wie man vor nicht allzu langer Zeit annahm, sondern natürliche Veränderungen, natürliche Lebenserscheinungen, die nur durch ungünstige abnorme Existenzbedingungen hervorgerufen werden. Daß solche krankhafte Zustände auf die Nachkommen übertragen werden, ist ein wichtiger Beweis für die Allgemeingültigkeit des Hereditätsgesetzes.

Von einer großen Reihe von Krankheiten steht es fest, daß sie in hohem Grade erblich sind, ich erinnere nur an die Syphilis, die Tuberkulose, die Skrophulose, die Gicht.

Vor allem aber hat man den Geisteskrankheiten von jeher einen besonders hohen Grad von Erblichkeit zugeschrieben, und es ist vielleicht darin der Grund zu suchen, daß die meisten Familien, in denen diese unglückliche Krankheit einmal auftritt, eine solche Scheu vor dem Bekanntwerden derselben hegen und daß sie das Vorkommen derselben sorgfältig zu verheimlichen suchen. In diesem Bestreben, derartige Krankheiten zu verleugnen, liegt aber auch zugleich ein Grund, weshalb die statistischen Angaben über die Erblichkeit, die schon seit langer Zeit mit viel größerer Sorgfalt aufgenommen werden, wie für irgend eine andere Erkrankung, zu so abweichenden Resultaten führen. Ich will einige Angaben der bewährtesten Autoritäten anführen. Esquirol hat drei Statistiken aufgestellt, auf die ich gleich zurückkommen werde.

In der einen nimmt er 13,3 Procent,
" " anderen " " 31,3 "
" " dritten " " 34,8 "

Guislain nimmt	30	Procent
Jessen	65	"
Damerow	24	"
Webster 1848 zu Bedlam . . .	32	"
Morel	20	"
Moreau	90	"
Deportes für Bicêtre	10	"
— für die Salpêtrière . . .	13	"
Grainger Steward	49,6	"
Jacobi	11	"
Flemming über	20	"
Brierre de Boismont	50	"
Dagonet	25	"
Jarvis in nahezu 100,000 Fällen	4	" an.

Nach der Statistik von Rouen . . .	kommen auf	570 Fälle	16	Procent,
" " " " Bordeaux	"	265 "	10	"
" " " " Lyon	"	503 "	12	"
" " " der Vereinigten Staaten "	"	196 "	10	"
" " " von Turin	"	150 "	16	"
" " " " Palermo	"	306 "	7	"

Wir sehen, das numerische Verhältniß schwankt zwischen 4 Procent und 90 Procent.

Für diese außerordentlichen Schwankungen kann das absichtliche Verschweigen der Angehörigen nur in beschränktem Maße zur Erklärung herangezogen werden. Es giebt noch einige andere, viel wichtigere Gründe dafür. Der Hauptgrund ist wohl darin zu suchen, daß diese Statistiken in den Anstalten aufgenommen werden, in denen der größere Theil der Kranken den ärmeren, ungebildeten Klassen der Bevölkerung angehört, die kaum Auskunft über ihre Eltern, geschweige denn über Angehörige zu geben wissen. Je größer daher die Zahl der Kranken, nach denen das Verhältniß bestimmt wird, um so geringer wird es sich herausstellen; daher in den 100,000 Fällen von Jarvis nur 4 Procent. Esquirol hat, wie ich oben erwähnte, drei Statistiken aufgestellt, die eine von Salpêtrière, in der alle Kranken unentgeltlich aufgenommen werden, und die, wie Esquirol angiebt, oft den Namen ihrer Eltern vergessen haben, die andere von Charenton, in der besser situirte Kranke gegen einen gewissen Pensionssatz verpflegt werden, und die dritte aus dem Asyl von Ivry, in dem der Arzt durch sein Verhältniß zur Familie der Kranken sich jede mögliche Auskunft verschaffen kann. Für die erste Classe der Kranken findet er nun die Erblichkeit in 13 Procent der Fälle, für die zweite in 31,3 Procent, für die dritte in 34,8 Procent.

Ein anderer Grund liegt in der Schwierigkeit, die eigentliche Abstammung der Kranken festzustellen, denn der Statistiker betrachtet natürlich als Vater, quem justae nuptiae demonstrant, der doch häufig genug ganz unschuldig an der unglücklichen Uebertragung des pathologischen Keims, und dieser Factor ist nicht so unwichtig bei der Bevölkerung der Anstalten.

Vor allem aber lassen sich diese Verhältnißzahlen deshalb nicht als gleichberechtigt neben einander stellen, weil eben jeder Statistiker unter Erblichkeit etwas anderes versteht. Die einen nehmen nur dann Erblichkeit an, wenn die directen oder unmittelbaren Ascendenten an Geistesstörung litten, während die Andern auch die Krankheit der Großeltern oder der Urgroßeltern und auch der Seitenverwandten mit berücksichtigen. Man sieht, wie die Statistik heutzutage überhaupt noch eine sehr unsichere Wissenschaft ist, eine genaue Angabe der erblichen Geisteskranken ist nicht möglich, doch führen alle die erwähnten Umstände dazu, den Procentsatz der Erblichkeit herabzudrücken und die Statistik wird in ihren Angaben eher unter als über dem wirklichen Verhältnisse bleiben. Nach den sehr gewissenhaften und sorgfältigen Untersuchungen, welche Thurnam und Hugh Grainger Steward in neuester Zeit angestellt haben, beträgt die Erblichkeit der Geisteskrankheiten zwischen 40 und 50 Procent und nach meinen Erfahrungen ist selbst diese Zahl zu niedrig gegriffen. Es ist das um so mehr begreiflich, wenn man bedenkt, daß es eine Menge von Zuständen giebt, die der Laie nicht als krankhaft erkennt, die er als sonderbar, eigenthümlich oder als originell bezeichnet, die jedoch für das

geübtere Auge des Psychiaters als vollkommen pathologisch erscheinen und ihm einen genügenden Anhaltspunct für die Erblichkeit der Krankheit der Descendenten bieten.

Es sind jedoch nicht allein diese zweifelhaften Zustände von Geistesstörung, die in dem Descendenten sich zur ausgesprochenen Krankheit entwickeln. Um die Erblichkeit der Geisteskrankheiten in ihrem vollen Umfange zu würdigen, müssen wir die Beziehungen der Neuropathien zu den Psychosen, wie sie erst in der neueren Zeit bekannt und festgestellt worden sind, mit in Rechnung ziehen. Die Nervenkrankheiten im Großen und Ganzen, die Geistesstörungen mit einbegriffen, bilden eine große Krankheitsfamilie, deren Glieder in innigem Zusammenhang unter einander stehen und in der jedes einzelne Glied in Bezug auf Uebertragung und Erblichkeit ganz den gleichen Werth beansprucht. Der Zusammenhang der schweren Nervenstörungen unter einander und mit den Geisteskrankheiten ist schon längst anerkannt. Daß Epilepsie und Geistesstörung nahe verwandt und in einander übergehen können, ist eine allgemein bekannte Thatsache. Epileptische werden oft geisteskrank, und wie die Geisteskrankheit, so führt auch die Epilepsie in ihrem Endresultate zum Untergang der Geistesfähigkeit, zum Blödsinn. Epileptische haben geisteskranke Nachkommen und Geisteskranke epileptische Kinder. Die Hysterie ist wieder einerseits sehr nahe verwandt der Epilepsie, andererseits der Geisteskrankheit. Hysterische Mütter vererben ihr Nervenleiden als Epilepsie und Geisteskrankheit auf ihre Kinder. Dasselbe gilt von der Hypochondrie, und zwar sind diese Begriffe so weit als möglich zu fassen von jenem schwer zu definirenden Zustande nervöser Reizbarkeit und Aufregung, den man status nervosus oder nervöse Kachexie benannt hat und der eine Zwischenstufe zwischen Krankheit und Gesundheit bildet, bis zu den schwereren Formen, die in der That schon zu den Geistesstörungen gehören. Was von diesen schwereren Formen der Nervenstörungen feststeht, gilt in höherem oder geringerem Maß auch von den andern Nervenaffectionen, und eine Migräne, eine Neuralgie des Trigeminus, eine Intercostalneuralgie, das Bestehen des Diabetes mellitus ist ein ausreichendes, ätiologisches Moment für die Vererbung schwerer Störungen des Nervensystems und der Psyche auf die Descendenten, wie umgekehrt diese Affectionen so häufig ihren Grund in schweren Nervenleiden und Psychosen der Ascendenten haben. Brown Sequard hat auf experimentellem Wege diese Thatsachen zu begründen versucht. Er erzeugte bei Meerschweinchen durch die verschiedensten Verletzungen des Nervensystems, des centralen, wie des peripheren, Epilepsie. Er durchschnitt den Thieren das Rückenmark entweder ganz oder nur einzelne Stränge desselben, oder den Nervus ischiadicus — immer mit demselben Erfolge. Wenige Tage nach der Durchschneidung des Ischiadicus nimmt an einer gewissen Partie des Kopfes und des Halses auf

derselben Seite, auf welcher der Nerv durchschnitten, die Empfindlichkeit ab. Kneipt man nun nach einiger Zeit ein solches Thier an dieser Stelle, die Zone epileptogène genannt wird, so werden vollständige epileptische Anfälle hervorgerufen mit Bewußtlosigkeit und nachfolgendem soporösem Zustande. Diese Thiere, die auf diese Weise einmal epileptisch geworden, übertragen nun diese Krankheit auf ihre Nachkommen, was um so auffallender, als noch niemals spontan bei Meerschweinchen Epilepsie beobachtet worden. Außer der Epilepsie finden sich auch andere Störungen im Gebiete des Nervensystems, namentlich Lähmungserscheinungen der Extremitäten. Westphal und vor kurzem Obersteiner haben diese Experimente mit demselben Erfolge wiederholt. Die Epilepsie kann nun bei den Thieren wieder ausheilen und doch übertragen sie dieselbe noch nach der Heilung auf ihre Jungen. Diese Experimente sind ein Beweis für die schon längst bekannte Thatsache, daß durch Verletzung peripherer Nerven Epilepsie hervorgerufen werden kann und daß die so erworbene Epilepsie auf die Nachkommen übertragen wird, ferner aber, daß anstatt der Epilepsie auch andere Nervenstörungen auftreten können. Gleichen Werth mit den Nervenstörungen hat der chronische Alkoholismus in Bezug auf das Auftreten von Geistesstörungen bei den Descendenten. Wie die Trunksucht selbst in einer großen Anzahl von Fällen auf psychopathischer Disposition beruht, so verursacht der chronische Alkoholismus bei vorher gesunden Individuen eine Reihe von Erscheinungen, die die physische und psychische Existenz derselben in hohem Maße beeinträchtigen und die der Ausgangspunct psychischer Erkrankungen bei den Descendenten werden. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß der acute Rausch während des Zeugungsactes bei einem sonst gesunden Individuum von Einfluß auf die Erzeugung centraler Störungen bei den Descendenten sein kann. Demeaux, Dehaut und Vougier haben sehr überzeugende Beobachtungen mitgetheilt, nach denen Kinder, die in vorübergehender Alkoholintoxication erzeugt, geisteskrank und idiotisch wurden. Vielleicht war es diese Beobachtung, die das Gesetz der Carthager hervorgerufen, welches am Tage der ehelichen Zusammenkunft jedes andere Getränk außer Wasser verbot.

Wir stehen erst am Anfange unserer Kenntnisse der Erblichkeit, die noch sehr der Entwickelung bedürfen, es giebt jedoch eine Reihe von Gesetzen, nach denen sich die Vererbung vollzieht, die schon jetzt eine allgemeine Gültigkeit beanspruchen dürfen, und die in den Gesetzen der organischen Natur, wie sie von Darwin und seinen Nachfolgern aufgestellt worden sind, ihre Analogie finden. Unter welchen Bedingungen diese Gesetze in Kraft treten, warum bald das eine, bald das andere seine Wirksamkeit entfaltet, darüber haben wir kaum Vermuthungen.

Wie in der Entwickelungsgeschichte der organischen Natur, so giebt es auch bei der Vererbung der Geistesstörungen eine erhaltende, conservative und eine fortschreitende, progressive Vererbung. Die conservative Vererbung überträgt schon überkommene Störungen auf die Nachkommen, die progressive pflanzt erworbene krankhafte Eigenthümlichkeiten auf die Descendenten fort, sie fixirt den Krankheitskeim in den Nachkommen und wird in denselben wieder zur conservativen Vererbung, daher die Gesetze derselben nicht wesentlich verschieden sind.

Das erste Gesetz ist das von der ununterbrochenen, continuirlichen Vererbung, wo also in ununterbrochener Reihenfolge vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf den Enkel die Krankheit übertragen wird. Es sind dies hauptsächlich jene nicht seltenen unglückseligen Formen, die Morel berechtigten, die Geisteskrankheiten unter die häufigsten Degenerescenzen des Menschengeschlechts einzureihen und wo in Folge der continuirlichen Uebertragung die Familie in wenigen Generationen ausstirbt. Es gehören dazu convergirende Factoren, erbliche Anlagen von beiden Eltern. Ich werde später noch einmal darauf zurückkommen.

Das zweite Gesetz ist das der unterbrochenen oder latenten Vererbung. Es zeigt sich darin, daß die Geistesstörung sich nicht direct vom Vater auf den Sohn überträgt, der Sohn zeigt keinerlei psychopathische Anlage, im Enkel jedoch tritt die Krankheit wieder zu Tage. Es wird also immer eine, gelegentlich auch mehrere Generationen übersprungen. Es ist dies analog dem Atavismus in der Entwickelung der Organismen und am auffallendsten in der bekannten Erscheinung des Generationswechsels, der im Jahre 1819 von dem Dichter Chamisso zuerst bei den Salpen entdeckt wurde. Diese Salpen sind cylindrische, glasartig durchsichtige Mantelthierchen, welche auf der Oberfläche des Meeres schwimmen. Sie kommen in zwei ganz verschiedenartigen Zuständen vor, die einen leben vereinzelt, die andern in Colonien, in Rotten aneinandergereiht. Die einzeln Lebenden sind viel größer und erzeugen auf ungeschlechtlichem Wege eine gänzlich verschiedene kleinere Generation. Die Individuen dieser kleineren Generation erzeugen auf geschlechtlichem Wege wiederum ein Individuum der ersten größeren Generation, so daß also eine solche Salpe niemals weder ihrer Mutter, noch ihren Söhnen, sondern immer ihrem Großvater und ihren Enkeln gleicht. Wir finden sehr häufig etwas Aehnliches in Familien in der äußeren Erscheinung und auch in Bezug auf geistige Eigenschaften der Kinder, die ihren Eltern durchaus unähnlich, dagegen dem Großvater oder der Großmutter durchaus gleichen.

Diese Art der Vererbung der Geistesstörungen ist nicht ganz selten. Man hat neben dieser atavistischen Vererbung noch eine andere Art der Uebertragung aufgestellt, die man die indirecte oder collaterale nennt. Man ver-

steht darunter diejenigen Fälle, in denen ein Individuum die geistigen Eigenschaften von Seitenverwandten zeigt, z. B. ein gesunder Vater hat zwei Brüder, welche geisteskrank sind, ihre Ascendenten zeigten keine Geistesstörung, aber die Kinder jenes gesunden Vaters sind sämmtlich psychisch alterirt. Oder ein Individuum, dessen directe und indirecte Ascendenten gesund sind, hat geisteskranke Vettern und wird selbst irre. Ich möchte glauben, und es giebt wohl kaum eine andere Erklärung dafür, daß diese collaterale Vererbung nur eine Abart der atavistischen ist, bei der eben mehr als eine Generation übersprungen wird.

Erklärend für diese Verhältnisse scheint mir ein Fall von erblicher Taubstummheit zu sein, den ich der „Lancet" entnehme. Die großen Buchstaben bedeuten Männer, die kleinen Frauen. Die mit * bezeichneten sind taubstumm.

A* heirathet b

C* d mit E

f* g* mit H* J mit k

L M*

In der Entwickelungsgeschichte der Organismen giebt es ein Gesetz der sexuellen Vererbung, nach welchem jedes Geschlecht auf seine Nachkommen desselben Geschlechtes Eigenthümlichkeiten überträgt, welche es nicht auf die Individuen des anderen Geschlechtes vererbt, so sind z. B. Körpergröße und Hautfarbe bei den verschiedenen Geschlechtern vieler Arten verschieden. Ich möchte glauben, daß ein solches Gesetz, wenngleich in beschränktem Maße, auch bei den psychischen Störungen statt hat. Es giebt gewiß krankhafte Geistes- und Gemüthszustände, die fast nur auf die Nachkommen desselben Geschlechtes übertragen werden, ohne daß sich bei den Nachkommen des anderen Geschlechtes ein entsprechendes krankhaftes Aequivalent dafür finde. Ich glaube z. B., daß hysterische Zustände der Mutter mit Vorliebe auf die Töchter übertragen werden, ohne daß eine entsprechende Belastung, um mich des bezeichnenden Ausdrucks Griesingers zu bedienen, die Söhne trifft. Andere krankhafte Dispositionen, z. B. die Trunksucht, werden dafür vom Vater mehr auf die Söhne vererbt, ohne die Töchter entsprechend zu belasten. Baillarger hat sogar den Satz aufgestellt, daß nicht nur einzelne krankhafte Zustände, sondern jede Geistesstörung des Vaters für die Söhne um etwas gefährlicher sei, als die der Mutter, während die der Mutter doppelt so gefährlich für die Töchter sei. Andere, wie Cullen und Burrow, glauben, daß die Kinder von demjenigen Theile der Eltern am ersten ihre Geisteskrankheit überkommen, dem sie am ähnlichsten sind, während Moreau das gerade Gegentheil behauptet,

daß nämlich ein Kind, welches von dem einen Theil die äußere Erscheinung annimmt, von dem anderen die geistigen Eigenschaften überkommt. Goethe scheint ähnlicher Ansicht zu sein, wenn er von sich selbst sagt:

„Vom Vater hab ich die Statur, des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabuliren.“

Das scheinen mir ziemlich willkürliche Annahmen. Sicherere Anhaltspuncte haben wir über die Frage, ob Vater und Mutter in gleicher Weise ihre Krankheiten übertragen, oder ob ein Theil das zweifelhafte Vorrecht besitzt, seine krankhaften Störungen mit mehr Sicherheit zu übertragen. Baillarger hat darüber eine Statistik aufgestellt, nach welcher der krankhafte Einfluß der Mütter in einem Drittel der Fälle überwiegt und die Beobachtungen von Thurnam, Brigham und andere stimmen damit überein. Das würde analog der Annahme sein, daß das Genie meist von der Mutter übertragen wird, in der That haben die größten Geister meist ausgezeichnete Mütter gehabt. In einem scheinbaren Widerspruche mit diesem Gesetze der sexuellen Vererbung steht ein anderes, das der gemischten, amphigonen Vererbung, welches das erstere beschränkt. Es ist das ein sehr wichtiges Gesetz und von den weittragendsten Folgen für die Vererbung. Man versteht darunter die Thatsache, daß die Nachkommen Eigenthümlichkeiten von beiden Eltern annehmen und daß die Eigenthümlichkeiten derselben sich gegenseitig beeinflussen, theils im negativen, theils im positiven Sinne. Durch dieses Gesetz wird die individuelle Verschiedenheit der Geschwister hauptsächlich bedingt. Es beruht darauf die glückliche Chance, daß krankhafte Dispositionen des einen Theils sich durch die gesunden Eigenschaften des Anderen compensiren und verloren gehen. Es beruht aber auch auf diesem Gesetze die Cumulation der krankhaften Bedingungen und die weitere Entwickelung des krankhaften Keims, wenn zwei Individuen von gleicher pathologischer Anlage sich verbinden, also bei convergirenden Factoren. Wir sehen deshalb als Regel bei Verbindungen zwischen blutsverwandten Individuen sowohl körperliche als geistige Krankheiten bei den Nachkommen sich entwickeln.

Daher die auffallend große Zahl von Geistesstörungen bei Beschränkung der Ehe auf eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Familien, wie wir das bei den Juden, bei hohen Adelsfamilien und unter anderen ähnlichen Verhältnissen beobachten können. Esquirol hat nachgewiesen, daß das Verhältniß der Geisteskranken in den regierenden Häusern zu denen der gewöhnlichen Sterblichen sich verhält wie 60 : 1. Es ist bekannt, daß unter den Katholiken Englands, wo ähnliche Verhältnisse obwalten, psychische Störungen auffallend häufig vorkommen, ebenso unter den Quäkern in Amerika. Dieselben Folgen, welche bei den Verbindungen zwischen Blutsverwandten auftreten, entwickeln

sich natürlich allüberall, wo ähnliche krankhafte Dispositionen zusammentreffen. Je länger nun krankhafte Eigenthümlichkeiten, sei es in einzelnen Individuen, sei es in der Familie, bestanden haben, um so sicherer werden sie auf die Nachkommen übertragen, es ist dies das Gesetz der befestigten oder constituirten Vererbung.

Zwei Gesetze, welche die Grundbedingung der Embryologie und der Ontogenie bilden, treten auch bei der Vererbung der Geisteskrankheiten auf, sind jedoch hier nicht von dem bestimmenden Einflusse, den sie auf die Entwickelung des Individuums ausüben. Das eine ist das Gesetz der gleichzeitigen oder homochronen Vererbung, das Gesetz der Vererbung im correspondirenden Lebensalter, das andere das Gesetz der homotypen Vererbung, vermöge dessen dieselben Eigenthümlichkeiten, also dieselben Krankheiten auf die Nachkommen übertragen werden.

Die Fälle von Vererbung der Krankheiten im correspondirenden Lebensalter sind nicht selten. Esquirol führt eine Reihe von Beispielen an. Eine Frau erkrankt nach ihrem Wochenbett im fünfundzwanzigsten Lebensjahre. Die Tochter wird ebenfalls im fünfundzwanzigsten Jahre nach dem Wochenbett geisteskrank. Ein Herr durch die Begebenheiten der ersten französischen Revolution entsetzt, bleibt während zehn Jahre in seinem Zimmer eingeschlossen. Seine Tochter verfällt in demselben Alter in einen gleichen Zustand und weigert sich, ihr Zimmer zu verlassen. In einer Familie tödteten sich Vater, Sohn und Enkel gegen das fünfzigste Jahr.

Daß die gleiche Krankheit auf die Nachkommen übertragen wird, ist weniger häufig, doch kommen genug Fälle der Art vor. Ich habe wiederholt Mutter und Tochter in genau demselben tobsüchtigen oder melancholischen Zustande gleichzeitig beobachtet. Ein frappantes Beispiel solcher homotypen Vererbung sah ich bei Frau und Tochter eines bekannten Elsasser Bildhauers, eines sonderbaren, aber genialen alten Herrn. Mutter und Tochter sahen sich auffallend ähnlich, hatten dieselbe Sprache, dieselben Manieren, dieselben Bewegungen, dieselbe tobsüchtige Erregung und producirten fast dieselben Ideen in ihrer Ideenflucht. Es giebt eine Geistesstörung, die in eminentem Maße den homotypen Charakter zeigt, das ist der Selbstmordtrieb. Wir sehen ganze Familien durch Generationen hindurch durch Selbstmord zu Grunde gehen. Gall erzählt von einer Dame, deren Mutter und Schwester durch Selbstmord endeten. Sie hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, der Sohn erhängte sich, die Tochter versuchte sich ums Leben zu bringen. Es giebt unzählige derartige Beispiele. Aber Regel ist diese homotype Vererbung nicht, als Regel müssen wir an dem Satze festhalten, daß die Krankheiten bei der Vererbung sich umwandeln, daß sie andere Formen annehmen, ohne daß ihr Wesen sich ändert. Sehen wir doch in demselben Individuum die

Krankheit ihre Form ändern. Der Tobsucht geht meist ein melancholisches Stadium voraus, die Tobsucht selbst kann in fixe Ideen, in Wahnsinn übergehen und das gemeinsame Endstadium aller Geisteskrankheiten ist der psychische Schwächezustand, der Schwachsinn und der Blödsinn. Der Paralytiker kann alle mögliche Formen von Geistesstörung zeigen, Melancholie, Manie, Monomanie, Dementia, und doch bleibt er immer Paralytiker. So bleibt auch die Geisteskrankheit in der Familie in ihrem Werthe, besonders in Bezug auf die Erblichkeit, sich vollkommen gleich, welche Form sie auch immer annehmen mag. Wie wir gesehen haben, sind es aber nicht die Krankheiten des Geistes allein, die bei der Vererbung als gleichwerthige Factoren auftreten, sondern die ganze Familie der Nervenstörungen von der Neuralgie an bis hinauf zu den schweren Formen der convulsivischen Neurosen, der Chorea und der Epilepsie, von jenem noch innerhalb des Normalen sich bewegenden Zustande leichter Reizbarkeit und Exaltation bis zu Hysterie und Hypochondrie.

Es ist aber ein allgemeines Gesetz der organischen Natur, daß Charaktere, die Generationen hindurch übertragen werden, sich nicht einfach in der ursprünglichen Form vererben, sondern daß sie bei günstigen Bedingungen fortwährend gehäuft und gestärkt werden, bis sie schließlich den Generationen einen ganz anderen Typus verleihen, als die ursprüngliche Stammform hatte. Das Gesetz gilt in hohem Maße von der Vererbung der psychischen Krankheiten und der ihnen gleichwerthigen Nervenstörungen. Auf diesem Gesetze beruht die Lehre von den Degenerescenzen, welche von Morel aufgestellt worden ist. Morels Degenerescenzen sind krankhafte Abweichungen vom primitiven Typus. Diese krankhaften Abweichungen resultiren aus einem physischen oder psychischen anormalen Einflusse. Sie werden unter ungünstigen Verhältnissen auf die Nachkommen fortgepflanzt, wachsen in der Vererbung und führen zum Untergang der betroffenen Geschlechter. Morel begreift mit Recht die Geisteskrankheiten unter die Degenerescenzen. Wie das Individuum unter dem Einflusse der Geisteskrankheit in ihrer weiteren Entwickelung psychisch und physisch zu Grunde geht, so wird auch die Familie, das Geschlecht durch Vererbung der psychischen Krankheit und ihrer Aequivalente dem psychischen und physischen Untergang entgegengeführt. Ich will hier mit wenigen Worten einen Stammbaum einer solchen Familie mittheilen, der uns diese Verhältnisse erklärt. Der Stammbaum ist Doutrebente entlehnt. Der Vater ist sehr intelligent, wird aber von Hypochondrie mit Verfolgungswahn befallen und stirbt in einem Anfall von Tobsucht. Die Mutter ist nervös, erregt, besonders in Folge der Befürchtungen, welche sie wegen ihres Gatten hegt. Aus dieser Ehe entsprossen zehn Kinder. Drei davon starben plötzlich zur Zeit der Pubertät. Die älteste Tochter ist hypochondrisch, aufgeregt und hegt religiöse Skrupel. Eine andere Tochter, das fünfte Kind, ist geisteskrank und

seit dem zwanzigsten Jahre in einem Asyl. Eine dritte Tochter, das sechste Kind, ist schwachsinnig. Eine vierte Tochter, das siebente Kind, leidet am Verfolgungswahn und hat sich das Leben genommen. Das achte Kind, ein Sohn, ist schwachsinnig. Das neunte Kind, ebenfalls ein Knabe, ist mißtrauisch und hypochondrisch, nach seiner Verheirathung wollte er nie mit seiner Frau zusammenleben. Das zehnte Kind, ein Sohn, ist hypochondrisch. Die älteste Tochter hatte zehn Kinder, fünf davon starben im frühesten Kindesalter, drei andere männliche Kinder zeichneten sich durch ihre Intelligenz aus, ihre Kinder starben jedoch alle in zartem Alter. Ein anderes Kind ist excentrisch, ausschweifend, verkommen. Das zehnte Kind ist geisteskrank. Von der schwachsinnigen Tochter der zweiten Generation, dem sechsten Kinde, stammt ein imbecilles Kind. Die wahnsinnige siebente Tochter hat drei Kinder, ein intelligenter Knabe stirbt früh an Apoplexie, ein Knabe ist imbecill und Kleptomane, das dritte Kind ist sehr sonderbar, wird Künstler, ist ausschweifend. Von dem achten schwachsinnigen Sohne stammt ein Knabe, der an Tobsucht stirbt, und von dem zehnten ein imbeciller Junge. Mit der dritten Generation ist die Familie erloschen. Man glaube nicht, daß solche Fälle zu den Seltenheiten gehören, dem sorgfältigen Beobachter werden sie oft genug begegnen, und wenn Sie sich unter ihren eigenen Erfahrungen umsehen, so werden Sie sich gewiß der einen oder anderen Familie entsinnen, die ein ähnliches Schicksal hatte. Ich will für viele andere noch ein Beispiel einer solchen in Dégénérescence begriffenen Familie mittheilen. Gehen wir nicht allzuweit zurück. Der Vater war ein wunderlicher, eigenthümlicher Herr und dem Trunke ergeben, die Mutter vielleicht hysterisch. Von drei Söhnen starb der eine im Irrenhaus, nachdem er wiederholt geisteskrank gewesen. Der andere war ein höchst sonderbarer, geiziger, mißtrauischer Herr, der allgemein nur unter dem Namen der verrückte Peter bekannt war. Der dritte war ein bedeutender Gelehrter und Dichter, der aber auch in gewissen Zwischenräumen sein ruhiges Studirzimmer mit der Einsamkeit der Irrenanstalt vertauschte.

Von den Kindern der drei Brüder war der größere Theil geisteskrank, idiotisch, fürs Leben unbrauchbar, verkommen, einer endete durch Selbstmord. Fast alle zeigten dabei einseitige Fähigkeiten, vielleicht eine große Begabung für Musik. Wir finden das nicht selten, daß in solchen zur Geisteskrankheit disponirten Familien große Talente nnd selbst Genies auftreten. Es giebt eine bekannte Familie, die eine Reihe von ausgezeichneten Dichtern, Künstlern und Gelehrten aufzuweisen hat, daneben finden wir noch häufiger Geisteskrankheit, Epilepsie und Blödsinn.

Betrachtet man doch das Genie selbst als einen abnormen Geisteszustand, der der Krankheit nahe verwandt ist. Moreau thut das z. B. und viele andere

bedeutende Irrenärzte. Die Lehre von der Degenerescenz führt uns auf den Einfluß der Vererbung der Geistesstörungen in den Descendenten, also auf die Folgen der Vererbung, während wir uns bisher hauptsächlich mit den Ursachen der Vererbung in den Ascendenten beschäftigt haben. Individuen, welche unter dem Einflusse der Vererbung von Geistesstörungen stehen, haben ihre eigenen Kennzeichen, ihre eigene Charakteristik, an denen sie nicht unschwer zu erkennen sind. Diese Charakteristik findet sich theils in körperlichen Eigenthümlichkeiten, theils auf intellectuellem, theils auf affectivem und moralischem Gebiete. Die körperlichen Eigenthümlichkeiten, Stigmata der Heredität genannt, beziehen sich hauptsächlich auf Mißbildungen des Schädels, auf Anomalien des Gesichtes, namentlich Assymetrie desselben, auf Verbildung der Ohrmuscheln, auf Anomalien der Zähne und des Gaumens und vor allem auf Störungen der Function der Geschlechtsorgane, Griesinger behauptet, auch auf Eigenthümlichkeit der Augen, die nichtsdestoweniger sehr schön sein können; ferner auch Störungen in Bezug auf die Innervation motorischer und sensitiver Nerven.

Die Intelligenz der erblich Belasteten ist im allgemeinen wenig gestört, ja sie können sogar glänzende, geistige Eigenschaften bekunden, namentlich zeigen sie vielfach einseitige Fähigkeiten. Allein es ist ein eigen Ding um ihre Intelligenz, sie ist anders, als bei anderen Menschen, es ist schwer zu sagen, worin diese Verschiedenheit liegt. Vor allem ist es ein Mangel an Urtheil, der ihnen innewohnt, ein Mangel an Kritik. Sie erfassen irgend eine Idee, sie hängen ihr begeistert nach, ohne sich klar über dieselbe zu werden, und wenn man sie auf die Irrthümlichkeit derselben aufmerksam macht, so suchen sie dieselbe durch die unhaltbarsten Gründe zu stützen. Sie sind excentrisch, phantastisch, sind Anhänger aller ungesunden Ideen und Lehren, sind Verbesserer der Menschheit und Volksbeglücker. Ferner fehlt ihnen jede Tiefe, sie treiben alles nur oberflächlich, jede Energie mangelt ihnen, heute beschäftigen sie sich mit diesem, morgen mit jenem, nichts treiben sie gründlich. Es ist ihnen nicht möglich, ihre Aufmerksamkeit dauernd auf etwas zu richten, ihr Denken geht mehr sprungweise vor sich und sie erinnern an die Ideenflucht der Tobsüchtigen. Sie sind eitel und von sich eingenommen, urtheilen über alles und verstehen nichts, haben die Sucht aufzufallen und eine große Vorliebe für alles Sonderbare. Höchst charakteristisch für sie ist, daß ihre Intelligenz ebenso unzuverlässig, als sie selbst, die geringste Veranlassung wirft sie um. Sie haben eine auffallende Neigung zum Deliriren, ein kleines Fieber, ein geringe Krankheit, eine Erkältung bringt ein Deliriren bei ihnen zum Ausbruch. Damit steht im Zusammenhang, daß sie häufig keinen Alkohol vertragen, die geringsten Quantitäten machen sie betrunken.

Viel auffallender und tiefer sind die Störungen auf affectivem und mo-

ralischem Gebiete. Alle besseren Gefühle mangeln ihnen, der Sinn für Moral fehlt ihnen, sie sind schlechte Kinder, schlechte Väter, schlechte Gatten, schlechte Bürger. Sie kennen nur sich selbst, sie lieben nur ihr eigenes Ich, das darum besser als jedes andere sein muß. Egoismus und Hochmuth sind ihre hervorragendsten Charakterzüge. Schon in ihrem Gange spricht sich das aus. Sie gehen immer erhobenen Hauptes, mit anmaßender Miene und, wie sie glauben, majestätischer Haltung einher. Ihre Miene fordert Bewunderung. Ihre Sprache ist großartig, sie sind absprechend und müssen immer das letzte Wort haben. Sie sind äußerst launisch, ihre Neigungen wechseln ungemein und tragen immer das Gepräge des Unmotivirten. Das Triebartige in ihren Neigungen und namentlich auch in ihren Handlungen charakterisirt sie am meisten. Da ihnen jeglicher Sinn für Moral mangelt — sie haben ihn eben nicht, wie andere keinen Verstand —, so werden sie in ihren Handlungen nur durch ihren Vortheil und mehr noch durch ihre Leidenschaften bestimmt. Sie lügen, sie stehlen, sie verleumden mit Vorliebe. Sie sind grausam und ebenso feige, schon als Kinder zeichnen sie sich durch Grausamkeit und Gefühllosigkeit aus. Sehr häufig fallen sie in die Hände der Criminaljustiz. Fast alle unmenschlichen und schändlichen Mordthaten werden von solch erblich belasteten Individuen begangen. Chorinsky war ein solch erblich Belasteter, der später auch geisteskrank gestorben; Timm Thode ist ein solch erblich disponirter Mörder.

Auch die ausgesprochene Geisteskrankheit der erblich Belasteten hat ihre charakteristischen Symptome und Verlauf. Im allgemeinen läßt sie sich dahin charakterisiren, daß sie eine bis zur ausgebildeten Krankheit gesteigerte Entwickelung der eben erwähnten Eigenschaften ist, verhältnißmäßig geringe Störung der Intelligenz bei völligem Mangel der geistigen Energie und Willenskraft gegenüber den krankhaften Trieben, die sich in verkehrten Handlungen offenbaren. Die Folie raisonnante, die Moral insanity, die Folie à double forme sind solche erbliche Geistesstörungen.

Ich denke, der Leser ist mit mir überzeugt, daß die Erblichkeit eine hervorragende, vielleicht die hauptsächlichste Rolle bei der Entstehung der Geisteskrankheiten spielt. Von welch eminenter Bedeutung und Tragweite diese Thatsachen für die Familie, für den Staat sind, bedarf wohl keiner Erörterung. Man hat immer wieder von Seiten der Irrenärzte betont, daß der Staat Vorkehrungen zur Verhütung der erblichen Geistesstörungen treffen solle. Ich habe es wiederholt in psychiatrischen Versammlungen aussprechen hören, daß der Staat Gesetze gegen die Heirathen Geisteskranker erlassen solle. Ich bezweifle, daß der Staat das Recht hat, die Freiheit seiner Bürger in dieser Weise zu beschränken, abgesehen von den andern Schwierigkeiten der Ausführung, und überdies würde er die Fortpflanzung dieser Individuen da-

durch etwa beschränken? Ich möchte eher das Gegentheil glauben. Besser als alle Gesetze ist das Bewußtsein des Rechten im Volke selbst, das durch die Erziehung, durch die Belehrung geschaffen wird.

Uarda.*)

Von E—e.

Bei seinen Versuchen, sich das Thun und Treiben der Vorfahren zu vergegenwärtigen, muß das lebende Geschlecht allemal einen dem wirklichen Verlauf der Dinge entgegengesetzten Weg zurücklegen; von der Vertrautheit mit den nächstliegenden Ereignissen dehnt es seine Kenntniß allmählich zu den früheren aus. Ebenso geht es der Menschheit im Großen und Ganzen mit ihrer Geschichte. Die Griechen gaben sich erst in verhältnißmäßig später Zeit von dem Zusammenhange ihrer Cultur mit derjenigen der morgenländischen Völker genauere Rechenschaft. Nach dem Sturme aber, der über das römische Reich und seine hellenistische Bildung dahinbrauste, war das Gedächtniß der älteren Vorzeit so gut wie ganz geschwunden; erst mit dem Restaurationszeitalter begann die Wiedereroberung jenes alten Culturgebietes, und zwar ließ sie zunächst die griechische Welt zu neuem Leben erstehen und zieht nunmehr im Verfolg der großen geistigen Bewegungen des achtzehnten Jahrhunderts auch die orientalischen Anfänge der menschlichen Gesittung wieder in ihre Kreise. Mit den Resultaten einer solchen Wiederentdeckung des Lebens der Vorzeit ist es jedoch auf dem großen Schauplatze der Geschichte kaum anders bestellt als mit denen, zu welchen der Einzelne gelangt, wenn er sich des Ganges seiner Entwickelung bewußt zu werden, wenn er die Rechnung seines Lebens aufzumachen versucht. Wie nämlich dieser nicht über einen gewissen Punct hinaus zurückzudenken vermag und jenseits desselben keinen festen Boden mehr findet, so wird es auch der ganzen Menschheit mit ihren Untersuchungen über die ersten Schritte ihres Geschlechtes ergehen müssen, ja wie im Leben des Einzelnen nur aus denjenigen Regungen der Kindheit, in denen sich schon eine bewußte Beziehung zur umgebenden Welt offenbarte, eine Nachwirkung fortzubestehen pflegt, so wird auch wahrscheinlich das Culturleben der morgenländischen Völker, mit Ausnahme des jüdischen, immer eine geringere Bedeutung für die heutige und die spätere Welt haben als das der-

*) Uarda. Roman aus dem alten Aegypten von Georg Ebers. 3 Bde. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger.

jenigen beiden Nationen, welche wir als die classischen zu bezeichnen gewohnt sind. Natürlich gilt das nicht von den tausend indirecten Einflüssen, wie sie die orientalische Welt z. B. schon allein durch ihre Beziehung zu dem griechischen Volk ausgeübt hat, sondern nur von jenen unmittelbaren Wirkungen, die noch heute und in der Folge von ihr ausgehen könnten. Denn, wenn sich auch durchaus nicht übersehen läßt, welche Schätze noch zu Tage gefördert und welche Quellen noch eröffnet werden können, so werden doch schwerlich so werthvolle Erscheinungen ans Licht kommen, daß sie direct zu einer wesentlichen Vertiefung unserer Bildung zu dienen und die heutigen Grundlagen eines höheren Geisteslebens bei Seite zu schieben oder zu ersetzen vermöchten. So glänzende Triumphe die Wissenschaft auf diesem Felde gefeiert hat und fernerhin feiern mag, der unmittelbare Gewinn für das praktische Culturinteresse der modernen Welt wird aller Wahrscheinlichkeit nach verhältnißmäßig unerheblich sein. Augenblicklich ist entschieden eine gewisse Gefahr vorhanden, daß der absolute Werth der bedeutenden wissenschaftlichen Ausbeute, welche die Erforschung der orientalischen Geschichte liefert, überschätzt werde, und doch braucht man z. B. nur von Dunckers meisterhafter Darstellung in der „Geschichte des Alterthums" Kenntniß zu nehmen, um sich von der Berechtigung, ja Nothwendigkeit einer unbefangeneren Würdigung zu überzeugen.

Wohl aber wird man gerade von einem solchen Standpuncte aus für den Genuß einer künstlerischen Darstellung aus dem Leben des Orients erst recht empfänglich; im Lichte der Dichtung gewinnt alles das, was an und für sich als nicht so werthvoll erscheint, ein anderes, lockenderes Aussehen. Der Dichter vermag in einer poetischen Verleiblichung die einzelnen zusammenhangslosen Trümmer zu einem wirkungsvollen Gesammtbilde zu vereinigen und für die nicht vorhanden gewesenen oder verloren gegangenen originalen Abspiegelungen jenes Lebens einen Ersatz zu bieten. Zumal der historische Roman kann ein Ganzes herstellen, wo die Geschichte nur dürftige Einzelheiten giebt, kann in concreten Bildern versinnlichen, was die Geschichte im günstigen Falle auf dem Wege der combinirenden Abstraction wieder herzustellen sucht. Freilich ist es nicht der Zweck einer Dichtung, ein Culturbild zu liefern; dieses letztere soll nur das äußere Gewand für die Fabel und für die Idee sein und bei der Wahl des Stoffes muß, so sehr sie durch den gewöhnlichen Geschmack des Dichters, seine Vorliebe für diese oder jene Zeit und seine größere Vertrautheit mit derselben bedingt sein mag, doch die Ueberzeugung den Ausschlag geben, daß sich auf diesem oder jenem Boden eine bestimmte Ideenreihe am besten zum Ausdruck bringen lasse. Indessen, so unzweifelhaft es ist, daß der Dichter einen desto dauernderen Erfolg erzielt, je mehr er seinen Stoff der Idee dienstbar macht, gerade der Verfasser eines historischen Romans wird immer bei seinen Lesern ein großes Interesse am

Stoff und das Verlangen nach einer Befriedigung dieses Interesses voraussetzen müssen, die Leser aber werden ihrerseits bei aller Freude über die Dichtung als solche auch für die ihnen gewordene Belehrung um so dankbarer sein, je weiter die behandelte Zeit zurückliegt und je weniger sie die Möglichkeit oder Neigung haben, sich auf dem mühsamen Wege des Studiums selbst ein Bild jenes untergegangenen Lebens zu schaffen.

Eine hohe Befriedigung wird man aber vollends dann empfinden, wenn ein Mann, der dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten gleich vertraut ist, die Führung in das fremde Land und die ferne Zeit übernimmt, wenn uns Georg Ebers in seiner „Uarda", wie früher in seiner „ägyptischen Königstochter", in die Wunderwelt des alten Aegyptens einführt. Auch bei seiner Erzählung kann man das Interesse am Stoff unmöglich unterdrücken; je weniger Leser an eine Controlle desselben denken können, um so mehr werden lernen und mit Vertrauen und Vergnügen lernen. Allerdings erklärt Ebers mit Recht, der bekannten und oben berührten Theorie von der Aufgabe des historischen Romans entsprechend, in seinem Vorwort ausdrücklich, „es solle in dieser Dichtung keine Geschichte gelehrt, es solle in ihr auch nur in zweiter Linie ein in culturhistorischer Beziehung der Wahrheit möglichst nahe kommendes Bild der Zeit des Sesostris gegeben werden," und weiter, „das vorliegende Buch sei nichts als ein Roman, eine Dichtung, in der er den aus der Geschichte geschöpften Stoff und das den Denkmälern nachgebildete Kostüm als nebensächlich, die Bewegungen des inneren Lebens der handelnden Personen aber als dasjenige betrachtet zu sehen wünsche, worauf es ihm ankomme." Da ist denn zunächst zu constatiren, daß der Dichter die in den letzten Worten ausgesprochene Absicht, eine rein künstlerische Leistung zu bieten, beinahe vollständig erreicht hat und sich nur einige wenige Bedenken von geringerer Erheblichkeit geltend machen lassen. Dennoch aber bieten die so entlegene Zeit, die uns so fremde Cultur dem Leser schon an und für sich so viel Neues, daß er sich dessen wenigstens bei der ersten Lektüre noch stark bewußt bleibt, und ferner hat der Dichter auch gar nicht umhin gekonnt, wenn er anders verständlich sein wollte, das Schiff seiner Dichtung mit einem größeren Ballast von Stoff zu füllen, als es sonst eigentlich in einem poetischen Werke zulässig sein dürfte. Es wäre meines Erachtens sehr thöricht, ihm daraus einen Vorwurf machen zu wollen, zumal da die beschreibenden oder schildernden Ausführungen kaum jemals den Gang der Erzählung hemmen und fast immer in vorsichtiger Weise als einleitende Bemerkungen auftreten. Sodann liegt in der Art, wie sie vorgebracht werden, und in den Wirkungen, welche Ebers mit ihnen zu erreichen weiß, selber ein nicht geringer poetischer Reiz; sie sind nicht nur an den betreffenden Stellen nothwendig und ordnen sich der künstlerischen Oekonomie des ganzen Werkes in angemessener Einfügung unter,

sondern sind auch für sich allein schon kleine poetische Bilder, die in ihrer Farbenpracht und in ihrem reichen Wechsel eine höchst anschauliche und zweckmäßige Ausmalung des Untergrundes geben. Von noch höherem Werthe, und selbstverständlich nicht bloß in stofflicher, sondern auch in ästhetischer Beziehung, ist die Darstellung der Personengruppen, aus denen sich das ganze Gemälde zusammensetzt. Die Hauptfiguren erscheinen bei der vortrefflichen Schärfe, mit der sie gezeichnet sind, als typische Vertreter der Lebensgebiete, denen sie angehören, und ihre plastische Gestaltung und innere Wahrscheinlichkeit sind höchst geeignet, dem Leser einen klaren Einblick in die geschilderte Zeit und in das geschilderte Volk zu gewähren und ihm den dargestellten Kampf zwischen den vorhandenen großen Gegensätzen begreiflich zu machen. Vor Allem aber ist die Kunst zu bewundern, mit welcher die Verbindung zwischen den einzelnen Gruppen hergestellt und ihre freundliche und feindliche Berührung fast ohne allen Zwang und beinahe ohne jede Spur von Absichtlichkeit für die Verkörperung der leitenden Idee verwandt ist.

Zwei Handlungen sind es, in denen sich die Fabel der Dichtung aufbaut, und zwar gehen dieselben, durch mannichfaches Beiwerk bereichert und verbunden, anfänglich parallel neben einander her, im dritten Bande aber schließen sie sich zu einer Einheit zusammen, welche auch äußerlich durch die erst hier auftretende Gestalt des Königs repräsentirt wird. Ihren Ausgang nehmen die Erzählung und speciell die Haupthandlung von dem Unfalle Uardas; durch ihn werden Bent-Anat und Pentaur zusammengeführt. Die Entwickelung dieses Verhältnisses verläuft zunächst in vier deutlich hervortretenden Stadien, in den Begegnungen vor dem Setihause, in der Hütte des Paraschiten, im Hathortempel und wieder vor dem Paraschitenhause am Abend des Festes des Thales. Pentaur, gleich unfähig, sich den Forderungen der starren Orthodoxie, wie sie Septah vertritt, zu beugen und den hierarchischen Gelüsten Amenis zu dienen, wird von Stufe zu Stufe innerlich freier und findet unter dem Einfluß der Liebe immer mehr die Kraft, der reinen Gottes- und Weltanschauung, welche zuerst mehr schlummernd in ihm vorhanden ist, Raum und Ausdruck zu geben; Bent-Anat wird gleichfalls durch ihre persönlichen Erlebnisse und durch ihre Liebe zu größerer Klarheit geführt und auch ihre edle Natur empört sich mit wachsender Sicherheit gegen den Zwang von Satzungen, deren Werth sie nicht mehr anzuerkennen vermag. Die Abführung Pentaurs nach den Mafkatgruben und die Abreise Bent-Anats zum Tempel der Smaragden-Hathor, welche ziemlich gleichzeitig zu Anfang des dritten Bandes erfolgen, schließen diesen Theil der Erzählung ab. Die zweite, umfangreichere, aber für die Idee der Dichtung nicht ganz so wichtige Handlung spielt hauptsächlich in den Palästen am rechten Nilufer. Paaker kennt kein höheres Ziel, als die Liebe Neferts wiederzugewinnen und

sich an ihrem Gatten Mena rächen zu können, und kommt dadurch in eine enge Verbindung mit Katuti und Ani, welche auf den Sturz des Ramses sinnen und darin von Ameni unterstützt werden; diese Pläne sollen durch Paaker in Syrien zur Ausführung gelangen und sein Aufbruch dorthin geht schon einige Tage eher als der der Gefangenen und Bent-Anats vor sich. Indem alsdann Pentaur durch Bent-Anat befreit und in den Stand gesetzt wird, rechtzeitig auf dem Schlachtfelde von Kadesch zu erscheinen und der Verrätherei Paakers entgegenzutreten, vollzieht sich hier die Vereinigung der bisher getrennten beiden Hauptströme der Handlung. Der Sieg des Königs über den Verrath nicht minder, als über die Feinde, ist zugleich der Sieg der von Pentaur vertretenen Anschauung, und dieser Thatsache gegenüber sind alle Vorgänge nach der Schlacht nur ein Nachspiel, welches die innerlich bereits gegebene Lösung auch äußerlich zur Erscheinung kommen läßt. Dem geplanten Verrath sind durch die zwischen Ani und Ameni um Pentaurs willen eingetretene Erkaltung und durch den Sieg des Königs bereits die Giftzähne ausgebrochen und, so drohend auch die Gefahr ist, die noch in Pelusium über dem Könige schwebt, ein unglücklicher Ausgang erscheint kaum noch als möglich, da der König und seine Freunde zu fest zusammenstehen, um jetzt noch unterliegen zu können; namentlich mit dem Wiederauftreten Pentaurs ist beim Leser jeder Gedanke an eine solche Möglichkeit geschwunden.

Alles, was außerhalb dieser beiden Hauptfäden und ihrer schließlichen Zusammenfügung liegt, ist für den allgemeinen Gang der Handlung weniger wichtig, doch ist es deshalb keineswegs überflüssig, ja für die fortwährende Verknüpfung der Hauptmomente und für die farbenreichere Ausgestaltung der Charakteristik gar nicht zu entbehren. Besonders hervorspringend ist die Bedeutung der Paraschitenhütte und ihrer Bewohner: Uarda, Pinem, Kaschta greifen alle drei zu verschiedenen Malen mit ihrem Leiden oder Thun in sehr entscheidender Weise in den Gang der Ereignisse ein; durch sie erhalten die Gestalten Rameris und Nebsechts allein das rechte Licht und diese dienen wieder in hohem Grade dazu, die Charakteristik des ganzen Setihauses, sowie Pentaurs und Bent-Anats zu vervollständigen. Die Höhlenbewohnerin Hekt ferner ist ein vortreffliches Gegenstück des Paraschiten, während sie andererseits sowohl durch ihre frühere That der Vertauschung der beiden Knaben als auch durch ihre im Rahmen der Erzählung selbst entwickelte Thätigkeit einen starken directen Einfluß ausübt. Ebenso erwecken fast alle anderen Figuren, wie z. B. Nemu oder Scherau oder Gagabu oder Nefert oder Setchem, nicht bloß ein culturhistorisches Interesse, sondern sind ersichtlich aus dem gelungenen Bestreben des Dichters hervorgegangen, seinem Bilde die wünschenswerthe Fülle und seinen Hauptpersonen die nöthigen Reliefs zu geben.

So etwa wird man sich die constructiven Bestandtheile der Erzählung

zurechtlegen müssen, wenn man sich der Schönheiten der Composition, der Sauberkeit und Folgerichtigkeit der dichterischen Arbeit in Ebers' Buche bewußt werden will. Nur an ein paar Puncten wird man dabei Anstoß nehmen und in ihrer Behandlung den Verfasser hinter seiner Intention zurückgeblieben finden. Gleich der Titel erregt Bedenken, weil er in dem Leser Erwartungen hervorruft, welche späterhin nicht befriedigt werden; sollte irgend ein Name den Titel des Buches bilden, so konnte kein anderer als der Pentaurs gewählt werden. Wenn auch Uardas Unfall den ersten Anlaß zu dem Zusammentreffen von Pentaur und Bent-Anat giebt und das Mitgefühl für die Leidende der grundlegende Factor für viele späteren Vorgänge wird, so spielt sie doch selbst keine eigentlich maßgebende Rolle und ist auf keinen Fall die eigentliche Heldin der Dichtung. Als eine unumgängliche Consequenz dieser ersten Verschiebung der thatsächlichen Verhältnisse ist es dann aber auch anzusehen, daß sich noch an später Stelle, wo das Interesse des Lesers dafür so ziemlich erloschen ist, ein ganzes Capitel ausschließlich mit ihr und ihrer Abstammung beschäftigt und die letzten Zeilen des Buchs ebenfalls ihrem Geschick gewidmet sind; das thut beinahe dem rührenden und liebenswürdigen Eindruck, den diese Gestalt sonst macht, Eintrag. Bei ihrer Genealogie ist übrigens wohl eine kleine Ungenauigkeit mit untergelaufen: nach einer Stelle (III., 217) ist ihre Mutter Xanthe die Schwiegertochter, nach drei anderen (ebenda Seite 218. 219. 220) die Tochter des Danaerfürsten. Von allgemeinerer Bedeutung ist die Art, wie der Dichter den Stoff vertheilt hat: während sich dieselbe bis zum Anfang des dritten Bandes gerade durch ihre Straffheit auszeichnet, scheint die Oekonomie von da ab schwächer und lockerer zu werden. In den ersten beiden Bänden und in den ersten drei Capiteln des letzten durchmessen wir einen Zeitraum von etwa vierzehn Tagen und sind beständig in einer der Städte an den beiden Ufern des Nils, nachher aber ändert sich der Schauplatz und wechselt, wenn man auch die verschiedenen Stationen der Reise als eine Scene rechnet, dreimal; allerlei neue Personen treten auf und nicht jede ist dazu so berechtigt, wie der König und Mena, mit denen wir von den früheren Ereignissen her schon in gewisser Weise vertraut sind; bei einer dieser Gestalten, bei der des Mesu (Mose), empfindet man ein lebhaftes Bedauern, daß sie eine episodische bleiben mußte. Der Erzählung der Ereignisse nach der Schlacht von Kadesch könnte man sich trotz ihres Nachspielcharakters immerhin ohne allen Rückhalt freuen, wenn es sich der Dichter nicht namentlich in den Schlußcapiteln allzusehr angelegen sein ließe, den Leser von dem endlichen Geschick seiner Helden und Heldinnen bis auf den Gärtner, den sonst nicht zum Vorschein kommenden Vater Paakers, herab in Kenntniß zu setzen, und wenn nicht der Tod dabei eine so reiche Ernte hielte.

Im übrigen entrollt uns die Dichtung eine Reihe von prächtigen und anschaulichen Bildern, in denen eine Fülle von Ideen niedergelegt ist. Ueberall triumphirt das natürliche menschliche Gefühl über die Satzung und, so eng und formenreich die Verhältnisse auch sein mögen, schließlich werden die Schranken durch die lauteren Regungen der Menschlichkeit gesprengt; in dem endlichen Siege Pentaurs ist auch der einer reineren und höheren Weltanschauung, als die Engherzigkeit und der Egoismus der Priester und Hofleute, die Befangenheit der Masse sie kennen, ausgesprochen. Die verschiedensten Seiten des Lebens kommen ungesucht zur Darstellung. Wir sehen die gedrückte Lage der Niederen und Geächteten, die Abhängigkeit und Kleinlichkeit der bürgerlichen Schichten, den zum Theil so kalten und leeren Prunk der Großen, den über alle Gebiete des Lebens sich erstreckenden und oft segensreichen, öfter noch unheilvollen Einfluß der Priester, die schonungslose Despotie des Regiments und ihre Milderung durch die liebenswürdige Größe des Ramses und der Seinen. Die seltsamsten Gegensätze stehen neben einander: die reichste Cultur und das jämmerlichste Elend, der höchste Gedankenflug und der stumpfsinnigste Aberglaube, der Kampf um die Freiheit des Geistes und die Absicht der Knechtung unter den Bann des Werkdienstes, die Schwäche und die Stärke des Königthums. Hier werden die Künste des Friedens, dort die des Krieges geübt; hier wird das Richtschwert, dort das Messer des Arztes gehandhabt; hier ertönen die Zauberformeln der Hexe, dort der Vortrag des Lehrers und das Lied des Sängers. Mit dem Reichthum der Erfindung hält, von den oben erwähnten kleinen Ausnahmen abgesehen, die Kunst der Ausführung gleichen Schritt. Die Handlung bewegt sich in lebendigem Tempo und die mannichfachen Gespräche stehen im Dienste dieser Entwickelung oder der Charakteristik; niemals fallen die Personen aus ihrer Rolle und selbst, wo sich die Erörterung den höchsten Regionen des Denkens zuwendet, reden sie in einem Tone, der den übrigen Theilen des Werkes gemäß ist; tausend kleine Züge sind so kunstvoll in das Gewebe der Erzählung hineingeflochten, daß das Bild als ein einheitliches vor uns steht und wir fast niemals aus der Illusion gerissen werden. Mag uns auch das ganze Colorit noch so fremdartig vorkommen, an den einzelnen Zügen desselben zu mäkeln kommt uns kaum in den Sinn und wir glauben eher einen Bericht aus jener alten Zeit selbst als einen modernen Roman vor uns zu haben.

Diese Auffassung steht mit einer Bemerkung, die ich oben in anderem Zusammenhange gemacht habe, nicht in Widerspruch. Wenn ich dort sagte, daß Ebers dem starken stofflichen Interesse, welches der Leser dem historischen Roman entgegenzubringen pflege, in sehr reichlicher Weise entsprochen habe und gerade bei seinem Gegenstande habe entsprechen müssen, so legte ich auch schon zugleich Gewicht darauf, wie sehr der Verfasser trotzdem die Gesetze der

künstlerischen Oekonomie zu wahren und den Stoff als Mittel für den höheren dichterischen Zweck zu verwenden gewußt habe. An derselben Stelle habe ich ferner auf die Schwierigkeit der Controlle in diesem Falle hingewiesen und gestehe hier ausdrücklich, nicht zu den Wenigen zu gehören, welche vermöge einer eigenen und nicht aus zweiter oder dritter Hand entlehnten Kenntniß des altägyptischen Lebens dazu befähigt sind. Will man es deshalb als eine Vermessenheit auslegen, daß ich mich dennoch an eine Besprechung des Buches gewagt habe, so muß ich mir das gefallen lassen, doch glaube ich zu meiner Vertheidigung geltend machen zu können, daß der Dichter doch jedenfalls sein Werk nicht blos für die wenigen Aegyptologen, sondern für ein größeres Publicum geschrieben hat und daß ihm daran liegen wird, gerade aus diesem einen Widerhall zu vernehmen und möglichst motivirte Zeugnisse von dem ästhetischen Eindruck zu bekommen. In Bezug auf die historischen und culturhistorischen Unterlagen der Dichtung enthalte ich mich also nothgedrungen jeder eigentlichen Kritik und beschränke mich darauf, ein paar Zweifel laut werden zu lassen, die sich mir unwillkürlich aufgedrängt haben. In dem Berichte des Herodot (II, 107), welchen Ebers in seinem Vorwort als die eine Grundlage der Erzählung bezeichnet, ist wohl von einem Verrathe des Statthalters, aber nicht von einer Verbindung desselben mit irgendwelchen Priestern die Rede, aber eben dies letztere Moment, das auf den hierarchischen Gelüsten der Priester des Setihauses beruht, ist einerseits in der „Uarda" so sehr in den Vordergrund gestellt und würde andererseits für die inneren Zustände des Reiches des Ramses und des Aegyptens jener Zeit überhaupt so wichtig sein, daß man schwerlich annehmen darf, daß der Dichter es nur aus künstlerischen Rücksichten erfunden habe; sollte das Letztere doch der Fall sein (und aus dem Schweigen Dunckers, den ich allein citiren kann, möchte ich es beinahe schließen), so würde man darin eine kaum statthafte Veränderung der historischen Thatsachen sehen müssen. Ferner wird zu wiederholten Malen Anis Verrath unter anderem damit motivirt, daß der Statthalter von dem ächten Königsgeschlecht abstamme, welches durch den Großvater des Ramses gestürzt sei, und daß in Ramses' Adern von väterlicher Seite semitisches Blut fließe und seine Ahnen unter den Häuptlingen der Hyksos zu suchen seien. Nun ist bei Herodot der Verräther der Bruder des Sesostris, so daß dort ein solches Motiv überhaupt nicht vorhanden ist, aber auch davon scheinen unsere Quellen nichts zu wissen, daß die Dynastie, welcher Ramses-Sesostris angehört, durch Gewalt zur Herrschaft gelangt und semitischer Abkunft gewesen sei. Gewiß sind diese Aenderungen, zumal auf einem so unsicheren Gebiete, durchaus gestattet, aber vielleicht überflüssig, und außerdem macht Ebers selbst, wie es scheint, mit allem Bedacht, den aus Anis väterlicher Abstammung hergeleiteten Beweis eines höheren Rechts durch den wiederholt (I, 167 und III,

29) als ägyptisch bezeichneten Rechtsgrundsatz, daß die Mutter die Herkunft bestimme, hinfällig.

Was speciell die culturhistorischen Verhältnisse betrifft, so hat der Verfasser nicht blos, wie er es mit gutem Recht konnte, an das Vertrauen zu seiner Kenntniß und Sorgfalt appellirt, sondern auch in den zahlreichen Anmerkungen auf die Quellen und Belege für seine Darstellung verwiesen. Aus der genauen Wiedergabe vieler kleiner Züge und aus ihrer Verflechtung zu einem Ganzen entspringt das, was man als das Zeitcolorit zu bezeichnen pflegt, und wenn man dem Verfasser in Betreff der einzelnen Factoren Vertrauen schenkt, so muß man auch das aus ihnen hervorgegangene Product auf Treu und Glauben annehmen, sobald Ton und Farbe desselben einen so harmonischen Eindruck machen, wie es in der „Uarda" der Fall ist. Etwas Anderes ist es schon, wie der Dichter im Vorwort selbst bemerkt, mit den „Aeußerungen des Gemüthslebens", bei denen „mancher Anachronismus mit unterlaufen, Vieles modern erscheinen und die Färbung unserer christlichen Empfindungsweise zeigen werde." Hier wird sehr viel von dem individuellen Geschmack des Lesers und den Vorstellungen, mit welchen er an das Werk herantritt, abhängen; bei mir persönlich überwiegt, wie ich schon mehrfach angedeutet habe, das Gefühl, daß der bestechende und fesselnde Gesammteindruck kaum einen Zweifel am Einzelnen aufkommen lasse, und, wo er sich dennoch regen will, beruhige ich mich bei der ebenfalls im Vorwort gegebenen und aus vielen Analogieen so annehmbaren Versicherung, daß „wirkliche Menschen, wie sie das Leben der Gegenwart zeugt, keine nach einem heiligen Kanon vermessene Schablonenfiguren, wie sie die Denkmäler zeigen, am alten Nilstrom gelebt haben". Die meisten Bedenken dürften gegen manche Aeußerungen in Sachen der Religion und Philosophie (z. B. II, 18. 165. III, 73 ff. 227) erhoben und die Möglichkeit bestritten werden, daß sich die Menschen des vierzehnten Jahrhunderts vor Christo bereits zu jener Höhe des Bewußtseins emporgearbeitet hätten, wie sie namentlich aus den begeisterten Worten Pentaurs so oft wiederklingt. Daß der Dichter in dieser Beziehung nicht manches Mal die Grenze der Wahrscheinlichkeit überschritten habe, wage ich nicht zu behaupten, wohl aber möchte ich auf die Consequenz in seinem Verfahren und auf die große Kunst hinweisen, mit der er alle derartigen Erörterungen von den festen Boden der ägyptischen Religion ausgehen und sich an die in ihr vorhandenen Vorstellungen anlehnen läßt. Hierfür sind das stille Selbstgespräch Pentaurs und seine darauf folgende Unterredung mit Mesu besonders bezeichnend; in ihnen entwickelt der junge Priester Gedanken, wie sie ein geistig hochstehender Aegypter jener Zeit haben mußte, wenn diese Zeit überhaupt schon eine solche Tiefe der Reflexion gestattete; dabei wird

durch Mesus Aeußerungen sehr scharf die Schranke fixirt, welche die ägyptische Anschauung von der höheren israelitischen trennte.

Auf alle Fälle haben wir in der „Uarda" Gestalten von Fleisch und Blut vor uns und neben dem nichtigen oder verwerflichen Thun der Einen leuchtet das zweckvolle und hohe Streben der Anderen um so heller hervor. Die äußeren Formen, in denen ihr Leben sich bewegt, sind enger und gebundener als die des heutigen Daseins und ihrem inneren Wesen nach sind diese Menschen einfacher und naiver und verfolgen näher liegende und sinnlichere Ziele als wir. So will es wenigstens uns Kindern des neunzehnten Jahrhunderts erscheinen und wir selber dünken uns manchmal viel weiter fortgeschritten zu sein, als es wohl wirklich der Fall ist, denn in Wahrheit „wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün" und in alter Zeit ist schon ebensogut „um der Menschheit große Gegenstände gerungen" wie heutzutage. Es darf daher einen Dichter wohl reizen, uns solche echt menschlichen Kämpfe ohne die Gefahr einer tendenziösen Beleuchtung in objectiverer Ferne vorzuführen. Das fremde Costüm hat somit auch aus ästhetischen Gründen seine volle Berechtigung. Freilich erwächst dem Dichter aus der Wahl desselben eine schwierige Aufgabe, aber bei einer glücklichen Lösung hat er dafür auch die Genugthuung, seine Leser mit einem doppelten Zauber umfangen und ein Werk geschaffen zu haben, dessen Bestand von den Neigungen des Tages weniger abhängig ist. Einer solchen Wirkung kann meiner Ueberzeugung nach auch Georg Ebers bei seiner „Uarda" gewiß sein.

Internationale Seegesetzgebung.

Daß das Verlangen nach einer internationalen Gesetzgebung am ersten und drängendsten da hervortritt, wo der Einzelne sich weniger im Zusammenhange mit seiner Nation, vielmehr als Glied des großen Gesammtbundes aller Völker fühlt, ist leicht erklärlich. Das Meer, das die Völker verbindet, das auf seinen großen Straßen alle Flaggen der Welt fahren sieht, mußte naturgemäß den seefahrenden Nationen den ersten Anstoß zu einer internationalen Gesetzgebung geben. Schon das Consolato del mar, eine Sammlung von Seegesetzen aus der Zeit der Kreuzzüge, enthält einige wichtige völkerrechtliche Bestimmungen über den Verkehr auf dem Meere, die zum Theil später von dem Hansabunde weiter ausgebildet wurden. Wenn nun seitdem

die internationale Seegesetzgebung fast vollständig gefeiert hat, so hat das seinen Grund in dem Bestreben jeder einzelnen Nation, ihre Macht und ihr Ansehen zum Nachtheil aller anderen Völker geltend zu machen. Wir befinden uns noch gar sehr unter den Einfluß jener egoistischen Tendenzen, aber der Fäden des Welthandels laufen zu viele von einer Küste zur anderen, die Beziehungen der Völker, wie sie der wechselseitige Verkehr geschaffen, sind zu innige geworden, als daß ein Zustand der Isolirung der Einzelvölker, wie er sich mit den heutigen Culturanschauungen unmöglich verträgt, noch länger andauern sollte.

Im Aller-Gedächtniß sind noch die beiden schrecklichen Katastrophen, welche kurz nacheinander die deutschen Dampfer „Deutschland" und „Franconia" betroffen haben. Die Capitäne beider Schiffe mußten sich der Jurisdiction englischer Gerichtshöfe unterwerfen. Im Falle der „Franconia" erklärten sich allerdings die englischen Gerichte wegen Unklarheit über das Souveränetätsrecht in Betreff des Gebietes, auf dem sich der Unfall ereignet hatte, für incompetent; der Capitän des „Deutschland" jedoch wurde vom englischen Gerichte verurtheilt. Als nun gleich darauf derselbe Fall bei uns selbst zur Untersuchung kam, wurde auf Grund derselben Thatsachen, welche das englische Gericht bestimmt hatten, den deutschen Capitän für schuldig zu erklären, derselbe vom deutschen Gericht vollständig freigesprochen. Man hatte deutscherseits nichts anderes als einen verurtheilenden Spruch der englischen Gerichte erwartet, denn das Benehmen der englischen Richter und Sachverständigen, während des ganzen Untersuchungsverfahrens, zeigte eine solche Animosität gegen die „fremden" Angeklagten, daß an eine objective Beurtheilung der Thatsachen gar nicht zu denken war. Derartige Fälle dürfen nicht wiederholt werden, sie treffen den Einzelnen mit unverdienter Härte und schaden der Würde des Volkes sowohl, dem der Verurtheilte angehört und das seinen Angehörigen schutzlos einem fremden Verdict preisgeben muß, wie dem Ansehen des Volkes, das aus mißverstandenem nationalen Eifer sich hinreißen läßt, die ersten Pflichten des Rechts- und Billigkeitsgefühles zu vergessen. Sollten nun auch wirklich in nächster Zeit Reichsämter zur Untersuchung von Seeunfällen geschaffen werden, so wäre damit dem beregten Uebelstande noch immer nicht abgeholfen, da die Seeunfälle, die sich auf fremdem Gebiet ereignen, denn immer noch vor fremdem Gerichte zur Aburtheilung kommen werden. Zwar erklärten sich die englischen Gerichte angesichts der Angelegenheit der „Franconia" für incompetent, weil durch keine Antecedentien erwiesen sei, daß das englische Criminalrecht innerhalb der Dreimeilenzone auf ausländische Schiffe anwendbar gemacht werden könne; aber bei der Aufregung, in welche dieser Ausgang das englische Volk versetzt hat, ist nicht daran zu zweifeln, daß binnen Kurzem ein Parlamentsbeschluß

diese Lücke, die sich hier unerwarteter Weise zeigte, zu Gunsten Englands ausfüllen wird, so daß für die Zukunft die Competenzfrage erledigt sein wird.

Es ist demnach die höchste Zeit, daß derartige Zustände durch völkerrechtliche Abkommen geregelt werde, die in ihrem Endresultat den Satz aufstellen, daß jeder Seemann, wenn er bei der Untersuchung von Seeunfällen nicht vor sein heimisches Gericht gestellt werden darf, der Jurisdiction eines internationalen Gerichts zu unterwerfen ist. Dasselbe wird besonders auch in den Fällen geboten sein, wo es sich, wie z. B. in Folge der jetzt leider so oft vorkommenden Schiffscollisionen, bei der Untersuchung um Angehörige verschiedener Nationalitäten handelt. Die Parteilichkeit, mit welcher in England die Franconiauntersuchung geführt wurde, ist noch in zu frischem Gedächtniß, als daß die Nothwendigkeit der internationalen Schiedsgerichte weiter motivirt werden dürfte. Nur einem solchen Gerichtshofe, aus erfahrenen Männern aller seefahrenden Nationen zusammengesetzt, würde man überall das Vertrauen der vollsten Unparteilichkeit und Objectivität entgegenbringen.

Einige Male nur, jedesmal nach einem schrecklichen Unglücksfalle, ist der Ruf nach Schaffung dieser so nothwendigen Tribunale laut geworden. In Frankreich gab die furchtbare Katastrophe, welche das französische Dampfschiff „Ville du Havre" am 22. November 1874 auf offener See ereilte, der französischen Nationalversammlung Anlaß, sich mit dieser Angelegenheit zu befassen, und es forderte damals der Admiral Jaurès die Bildung eines internationalen Tribunals, welches bei Unglücksfällen zur See prüfen solle, ob die betreffenden Officiere ihre Schuldigkeit gethan hätten. Der Antrag wurde aber in den Commissionen begraben. Als ferner im Frühjahr 1874 das Auswandererschiff „Northfleet" von dem „Murillo" in Grund gebohrt wurde und der Capitän des letzteren nicht den geringsten Versuch machte, die Unglücklichen zu retten, sondern ruhig seine Fahrt fortsetzte, forderte man in England selbst von der Regierung, daß sie Verhandlungen mit den übrigen Mächten betreffs Verhinderung derartiger Unglücksfälle, welche in den meisten Fällen durch irgend welche Nachlässigkeit herbeigeführt werden, anknüpfe. Earl Granville ging auf diesen Antrag ein und forderte in einer Circulardepesche die Regierungen auf, ihre Vorschläge in dieser Angelegenheit darzulegen, — um schließlich die ganze Sache auf sich beruhen zu lassen; denn England ist kein Freund eines internationalen Seerechts, wie dies erst wieder die Gesetzgebung der jüngsten Zeit bewiesen hat.

Als vor einigen Jahren die Unfälle in der englischen Flotte in schreckenerregender Weise überhand nahmen, und als das Parlamentsmitglied Plimsoll auf die furchtbaren Mißbräuche im Seewesen aufmerksam machte und zeigte, wie von leichtsinnigen Rhedern seeuntüchtige, hochversicherte Schiffe ausgeschickt und dabei Schiff und Mannschaft in zahlreichen Fällen dem sicheren Unter-

gange geweiht wurden, wurde das englische Parlament von der mächtig anwachsenden Agitation bewogen, eine Commission niederzusetzen, welche die eingerissenen Uebelstände auf das Genaueste untersuchen und Mittel zur Abhülfe angeben sollte. Diese Commission ist ihrer Aufgabe mit der ganzen, ungemeinen Sorgfalt und Gründlichkeit nachgekommen, wie sie eben nur englischen Enquêtecommissionen eigen ist. Viele Hunderte von Zeugen und Sachverständigen sind von ihr über die verschiedensten Materien des Seewesens vernommen und das so gewonnene äußerst reichhaltige und lehrreiche Material der Regierung vorgelegt worden. Unter anderem wurde in diesem Bericht auf die große Gefahr der Decksladungen hingewiesen. Massenhafte Unglücksfälle ergaben sich aus der Beladung des Decks mit großen, schweren Bauhölzern, hauptsächlich aus den Häfen Nordamerikas. Durch diese Aufschichtungen auf Deck wird natürlich das Centrum der Gravität gestört; bei heftigen Stürmen und hochgehender See neigt sich dann das ungleichbeladene Schiff auf die Seite, ohne sich wieder aufzurichten; es kentert und reißt seine Besatzung in die Tiefe. Die Regierungscommission erkannte diese Calamität in ihrem vollen Umfange an, erklärte es aber gleichzeitig nicht für gerathen, Schritte zur Abhülfe des Uebelstandes zu thun, da, wie sie meinte, durch einschränkende Bestimmungen, welche die Regierung den englischen Schiffen auferlegte, das gesammte Geschäft den fremden Schiffen zugetrieben werden würde. Hier war also England durch die Verhältnisse fast gezwungen, die Initiative zu einer internationalen Vereinbarung in einem Puncte zu treffen, der hauptsächlich seine Interessen berührte; aber es zog vor, einen anderen Weg einzuschlagen, indem es einfach Gesetze in Betreff der Deckladung für die britischen Schiffe erließ und gleichzeitig die Schiffe aller anderen Nationen nöthigte, sich diesen Zwangsmaßregeln zu unterwerfen. Es konnte nicht Wunder nehmen, daß sofort, als dieses neue britische Handelsschiffahrtsgesetz, die Merchant shipping act von 1876, publicirt wurde, die interessirten Kreise der übrigen Völker auf das heftigste gegen dieses rücksichtslose einseitige Vorgehen der Engländer opponirten. Wir wollen gerade nicht zugestehen, daß, wie dies von vielen Rhedern verlangt wird, Bestimmungen betreffs der Deckladung außerhalb Englands überhaupt unnöthig wären. Gewisse einschränkende Bestimmungen werden sich in diesem Puncte für die Sicherheit von Gut und Menschenleben gewiß sehr heilsam erweisen, nur müssen hier überall die Eigenthümlichkeiten, die bei den einzelnen Ländern obwalten, berücksichtigt werden. So heben die deutschen Rheder in ihrer Petition an das Reichskanzleramt hervor, daß ihre Schiffe ganz anders construirt und stärker gebaut sein, als die englischen Fahrzeuge, die den Holztransport besorgen. Nicht minderen Widerstand findet das neue Gesetz bei anderen Nationen. So kam der nautische Verein in Christiania dahin überein, „daß es an der Zeit

sei, durch eine Vorstellung bei der Regierung im Interesse der norwegischen Schiffahrt, den Unzuträglichkeiten und großen Verlusten, welche eine stricte Befolgung der Bestimmungen des Gesetzes in Betreff des Anhaltens der Schiffe zur Untersuchung ihrer Seetüchtigkeit der Strafregeln für mangelnde Seetüchtigkeit und der Vorschriften für Deckladungen für die norwegische Schiffahrt mit sich bringen könnte, entgegenzutreten."

Bei den leichteren Hölzern des nördlichen Europas ist die Gefahr des Kenterns der Schiffe schon deswegen minder drohend, weil man durch einen größeren Aufwand von Ballast das Centrum der Gravität leichter wiederherstellen kann. So ist es in den skandinavischen Ländern Brauch, die gleichzeitig Eisen und Tannenholz produciren. Eine im Boden des Schiffes verladene Partie Eisen bildet dann Gegengewicht gegen die Deckslast. Kurz es zeigt sich in diesem Puncte in evidenter Weise, wie viel Sondereigenthümlichkeiten zu berücksichtigen sind, wenn ein Gesetz erlassen werden soll, welches die Schiffe aller Nationen treffen soll, und daß nur durch internationales Uebereinkommen Ungerechtigkeiten vermieden werden können, wie sie hier von der englischen Regierung begangen sind. Welches völkerrechtliche Chaos würde sich dann herausbilden, wenn die Regierung jedes einzelnen Staates auf gleiche Weise wie England vorgehen und unbekümmert um die anderwärts herrschenden Verhältnisse Gesetze erlassen wollte, denen sich die Fahrzeuge der anderen Völker zu fügen hätten? Sehr richtig bemerkte ein Abgeordneter im deutschen Reichstage: Wie wäre es z. B., wenn wir unsere Dampfkesselrevisionen in jedem deutschen Hafen auf die fremden Dampfschiffe anwenden wollten?

Aehnlich wie bei den Deckladungen sind noch verschiedene andere sehr wichtige Puncte in dem neuen englischen Gesetze vorhanden, durch welche die ganze internationale Schiffahrt in Mitleidenschaft gezogen wird. So lautet z. B. der §. 13 des Gesetzes: „Wenn ein fremdes Schiff in einem Hafen des Vereinigten Königreichs eine ganze Ladung oder einen Theil seiner Ladung an Bord genommen hat und während es in jenem Hafen liegt, durch Ueberladung oder unzweckmäßige Beladung seeunsicher wird, so sollen die Vorschriften des gegenwärtigen Gesetzes in Beziehung auf die Zurückhaltung von Schiffen ebenso auf dieses fremde Schiff angewendet werden, als ob es ein britisches Schiff wäre." Der Ausdruck „seeunsicher" oder „Seeuntüchtigkeit" ist aber wiederum ein so unbestimmter, enger Begriff, daß er allen möglichen Deutungen Raum giebt; nur ein völkerrechtliches Abkommen ist im Stande, demselben eine solche Fassung zu geben, daß das Hervortreten einseitiger Interessen dabei vermieden werden kann.

Um jedoch nicht ungerecht zu sein, muß man der englischen Presse zugestehen, wie sie wiederholt darauf hingewiesen hat, daß die Vorschriften des Gesetzes dem internationalen Charakter der Schiffahrt nicht entsprechen und

mit der Theorie des Free trade wenig harmoniren. Ja man muß sogar sagen, der oben erwähnte Bericht der Regierungscommission ist weit entfernt davon, den engherzigen Standpunct einzunehmen, wie er sich später in dem Gesetze documentirte. An verschiedenen Stellen bei Fragen von einschneidender Bedeutung erklärt die Commission die einzige radicale Abhülfe für die zu Tage getretenen Uebelstände in dem Abschluß internationaler Verträge zu erblicken. So z. B. heißt es in dem Bericht: „Es ist erwiesen, daß eine Menge Seeunfälle dadurch entstehen, daß englische Schiffe in Folge von Desertionen der Matrosen in fremden Häfen häufig genöthigt sind, ihre Heimkehr mit schwerer Ladung ohne genügende und fähige Mannschaft anzutreten. Die Schwierigkeit, den Desertionen vorzubeugen und in fremden Häfen Disciplin zu erzwingen, scheint groß zu sein, und sind die Rheder aufs Eifrigste in uns gedrungen, um internationale Conventionen zur Bekämpfung dieses Uebels anzubahnen." Dies ist auch in Wirklichkeit ein Punct, der die Schiffe aller Nationen in gleichem Maße auf das Höchste interessirt. Die Untersuchungen der Seeunfälle, besonders bei den häufigen Collisionen, haben ergeben, daß ein schlechter Ausguck- oder die Vernachlässigung eines anderen wichtigen Dienstes seitens der ungenügenden und daher durch vielen Dienst erschöpften Mannschaft Ursache des Verlustes war.

In dem Bericht wird weiter von einer hervorragenden Autorität, die als Zeuge vernommen war, über den Mangel an mit den auswärtigen Regierungen abgeschlossenen Conventionen in Betreff des Strandrechts geklagt, indem Zeuge zu der Schlußforderung kam, das, was man gemeiniglich „Strandrecht" nenne, was aber nichts anderes als „Plünderungsrecht" sei, gänzlich abzuschaffen. Für uns Deutsche wäre es von besonderem Interesse, die geordneten Verhältnisse, wie wir sie an den deutschen Küsten durch die neue Strandordnung geschaffen, unseren Schiffen durch internationale Verträge auch in fremden Ländern anerkannt zu sehen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch noch eines für die gesammte Handelsschiffahrt höchst wichtigen Umstandes gedenken, nämlich der Verschiedenartigkeit der Grundsätze, nach welcher bei den Gerichtshöfen der einzelnen Staaten der Bergelohn zugemessen wird. Die Mittheilung eines Vorfalles, der seiner Zeit viel von sich reden machte, mag genügen, um zu beweisen, wie groß hier die Differenzen sind und zu welchen Unzuträglichkeiten sie führen. Im Jahre 1874 wurde bekanntlich der französische Postdampfer „Amérique" auf hoher See von der Besatzungsmannschaft verlassen und später von drei Schiffen nach einem englischen Hafen gebracht. Der Dampfer nebst Ladung repräsentirte einen Werth von 190,000 Livres, und den drei Schiffen, die an der Bergungsarbeit betheiligt gewesen, theilweise sogar bedeutende Beschädigungen dabei erlitten hatten, wurde vom englischen Admiralitätsgerichts-

hofe die Summe von 30,000 Livres Bergelohn zugesprochen. Diese Summe steht sicher in keinem normalen Verhältnisse zu dem colossalen Werthe, den die drei Schiffe vor völliger Zerstörung bewahrt hatten, und der Urtheilsspruch des Admiralitätsgerichts erregte einen förmlichen Sturm des Unwillens und der Mißbilligung bei allen an der Schiffahrt Englands interessirten Kreisen. Dieses Mißverhältniß tritt aber noch krasser hervor, wenn man hier auf den Unterschied zwischen englischem und französischem Gesetz achtet, worauf bei dieser Gelegenheit der Präsident jenes höchsten englischen Gerichtshofes für Streitigkeiten im Seehandelswesen selbst aufmerksam machte. Würde nämlich dieser Bergungsproceß vor einem französischen Gerichtshofe verhandelt worden sein, — welcher Fall eingetreten wäre, wenn die drei bergenden Schiffe die „Amérique" in einen französischen Hafen gebracht hätten, — so würde die als Bergelohn anerkannte Summe eine mehr als doppelt so große gewesen sein, nämlich 63,333 Livres.

Analoge Fälle haben sich in letzter Zeit in England in unangenehmer Weise gemehrt, indem die englischen Gerichte oft mit einer hier sehr unheilvollen Sophistik den Bergedienst, der der Natur der Sache nach als wirklicher Hülfs- und Rettungsdienst in Seegefahr angesehen werden mußte, nur als Bugsirdienst gelten ließen und danach die Höhe des Bergelohns bestimmten. Diese Vorkommnisse, die in der gesammten englischen Presse die schärfste Verurtheilung fanden und an deren Folgen jede seefahrende Nation gleich stark betheiligt ist, brachten es so weit, daß mehrere Rheder ihren Capitänen den stricten Befehl zugehen ließen, sich in ähnlichen Fällen nur mit der Rettung von Menschenleben zu befassen und von jedem anderen Dienst abzusehen. Die Rheder motivirten dieses Vorgehen noch mit einem anderen Umstand, der bereits zu verwickelten Processen Anlaß gegeben hat. Es ist nämlich vorgekommen, daß die hülfeleistenden Schiffe bei dem Rettungswerke und als sie das fremde Fahrzeug nach einem naheliegenden Hafen bugsirten selbst Schaden litten, wobei dann die Rheder Gefahr liefen, die ihnen von der Versicherungsgesellschaft zukommende Entschädigungssumme zu verlieren, weil der Rettungsdienst als ein in der Police nicht vorgesehenes Abweichen von der Tour angesehen wurde.

Hierbei kommen wir auf ein anderes Gebiet des Seewesens, auf das Versicherungswesen, welches seiner ganzen Beschaffenheit nach einen so internationalen Charakter trägt, daß eine einseitige Regelung seiner die Interessen aller Nationen berührenden Verhältnisse gar nicht möglich erscheint. Auch dies hat die englische Regierungscommission in seiner ganzen Bedeutung anerkannt. In dem Commissionsberichte heißt es wörtlich: „Es würde uns widerstreben, die vollständige Revision unseres Seeassecuranzsystems zu unternehmen, da es uns aus vielfachen Rücksichten wichtig erscheint, die fremden

Nationen zu veranlassen, mit uns gemeinsam ein neues Gesetzbuch für Seeassecuranz auszuarbeiten und zu adoptiren. Wenn wir in dem englischen Seeassecuranzgesetze weittragende Aenderungen vornähmen, so würden wir das Assecuranzgeschäft in die Hände der Fremden hinüberspielen, und da werden so viele fremde Assecuranzen in England, dagegen so viele englische Assecuranzen auswärts geschlossen, daß es in der That wünschenswerth wäre, eine internationale Gesetzgebung anzubahnen." Die Logik der Thatsachen ist eben eine so überwältigende, daß sie zu keinen anderen Schlußfolgerungen führen kann; aber wir fürchten nach den gemachten Erfahrungen, die schönen Worte werden, wenigstens englischerseits, ohne die gewünschte Wirkung bleiben. Wir konnten oben schon bei der Resolution über die Decktadungen einen ähnlichen Gedankengang wie hier, beobachten, und doch kam es, anstatt zu einer völkerrechtlichen Vereinigung, zu einem alle fremden Interessen verletzenden Particulargesetze.

Wohl ist man in England in den interessirten Kreisen nicht unempfindlich für die Gefahren geblieben, welche durch diesen Mangel eines Zusammenhandelns der seefahrenden Nationen den eigenen Handelsinteressen erwachsen, und es ist zu verschiedenen Zeiten dort agitirt worden, um diesem Uebelstande abzuhelfen. So hatten sich im Jahre 1860 zu der in Glasgow stattfindenden Versammlung der „National Association for the Promotion of Social Science", auf deren Einladung Delegirte aus den Vereinigten Staaten, Holland, Belgien, Dänemark, Hamburg und Bremen eingefunden, um über eine einheitliche Gesetzgebung betreffs der Havarie grosse zu berathen. Die Discussion über den eben so wichtigen wie schwierigen Gegenstand wurde auf dem Londoner Congresse im Jahre 1862 fortgesetzt; aber diese Bemühungen blieben ohne jede ernstliche Unterstützung seitens der englischen Regierung.

Außerhalb Englands haben die deutschen Seestädte und besonders die deutschen nautischen Vereine mehrfach Schritte zur Erzielung eines internationalen Seegesetzbuches gethan und bei der Reichsregierung um Beihülfe zu diesem Zwecke petitionirt. Sehr eingehend wurde die Nothwendigkeit eines internationalen Seerechts und die große Mangelhaftigkeit der bestehenden bezüglichen Zustände von den berufensten Sachverständigen der verschiedenen Nationen auf dem im vorigen Jahre in Bremen abgehaltenen Congreß der Gesellschaft für Reform und Codification des Völkerrechtes discutirt. Die verschiedensten Materien des Seewesens wurden besprochen, und das Endresultat aller dieser Berathungen war die Erkenntniß der gänzlichen Unzulänglichkeit der bestehenden Verhältnisse. Vorläufig einigte man sich zur Niedersetzung einer Commission, welche auf Grund der diesmal gefaßten Resolutionen dem nächsten Congreß Vorschläge für ein internationales Havarie

grosse-Recht und Seeversicherungsgesetz machen solle. In Betreff der gegenwärtigen Gesetzgebung zur Verhütung der Schiffscollisionen zur See faßte der Congreß folgenden Beschluß: „Es ist Ansicht dieser Conferenz, daß das bestehende Gesetz zur Verhütung von Zusammenstößen auf See sich in einem ungenügenden Zustande befindet und daß es wünschenswerth, daß die Regierungen der Seestaaten nach gemeinsamer Verständigung Maßregeln ergreifen sollten, um das Gesetz zu einem allen Bedürfnissen entsprechenden umzugestalten."*)

Wir glauben, daß dieser letzterwähnte Punct der nächste sein wird, der zu einer völkerrechtlichen Vereinigung führen wird. Das moderne Seestraßenrecht trägt allerdings einen internationalen Charakter, nicht in Folge einer zwischen den Seestaaten abgeschlossenen Convention, sondern weil die in den Jahren 1860—1862 in England von Delegirten der Admiralität, des Handelsamtes und des Trinityhauses festgestellten „Regulations for preventing collisions at sea" auch von den andern Völkern allgemein acceptirt worden sind; jedoch haben sich die darin gegebenen Bestimmungen, wie auch in obiger Resolution ausgedrückt, in der Praxis so mangelhaft bewiesen, daß sich die Collisionsfälle in schreckenerregender Weise von Jahr zu Jahr vermehrten. Nach den Berichten des britischen Handelsamtes haben allein an den Küsten des vereinigten Königreichs in der Zeit von 1861—1870 3734 Collisionsfälle stattgefunden, bei denen 931 Menschen ums Leben kamen; und die letzten Jahre haben diese traurigen Vorkommnisse eher vermehrt als vermindert.

Wenn man bedenkt, wie viele Millionen an Eigenthum und, noch mehr, welch große Anzahl von Menschenleben auf dem Spiele steht, so scheint es kaum glaublich, daß die Bestimmungen, welche zur Verhütung der Collisionen gegeben, in einer so beispiellos nachlässigen Weise abgefaßt worden und daß die einzelnen Regierungen diese traurigen Zustände Jahre lang mit aller Ruhe ansehen konnten, ohne zu versuchen, durch gemeinsames Vorgehen Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen zu sichern. Sowohl in englischen wie in deutschen nautischen Kreisen ist auf diesen so verhängnißvollen Versäumnißfehler oft genug hingewiesen und in Einzelnheiten sind Mittel zur Abhülfe angegeben worden. So hatte der Deutsche nautische Verein auf seinem Vereinstage vom Jahre 1875 einen Antrag an das Reichskanzleramt dahin beschlossen: „Daß die Reichsregierung mit allen Schifffahrt treibenden Nationen Verhandlungen einleite, um die allgemeine Einführung eines neuen gleichmäßigen Steuercommandos herbeizuführen, bei welchem die Commandos „Backbord" und „Steuerbord"

*) Auch die vor einigen Wochen in Berlin zu demselben Zweck tagende Commission ging mit dem Wunsche auseinander: „Die deutsche Regierung möge baldigst Veranstaltung zu einer internationalen Verständigung der Seemächte in Betreff der Vorschriften zur Verhütung von Schiffscollisionen treffen".

diejenige Seite bezeichnen, nach welcher das Schiff gehen und nicht die Stellung, welche der Pinne gegeben werden soll." Es existirt nämlich in Wirklichkeit bei den verschiedenen Schifffahrt treibenden Nationen eine Ungleichmäßigkeit des Steuercommandos, die natürlich oft genug die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen muß. Ein englisches Fachjournal sagte einst bei dem Bericht eines Seeunfalls, der sich in Folge der erwähnten Ursache ereignet hatte: „In den kritischen Momenten, in denen Schiffe zu collidiren drohen, bleiben meist nur wenige Minuten übrig, die richtigen Ordres zur Vermeidung der drohenden Gefahr zu geben. Bei der vorherrschenden Confusion aber in den nothwendigsten allgemeinen Bestimmungen müssen die Unglücksfälle zur Regel werden."

Gleich unzulänglich und auf den Schiffen der einzelnen Nationen verschieden gehandhabt, sind die Bestimmungen über das Führen von Lichtern. Mit der größten Bestimmtheit müßten die Vorschriften darüber gegeben sein, an welchem Ort des Schiffes die Laternen angebracht sein sollen. Leider ist dies nicht der Fall, der Spielraum, den hier die Vorschriften lassen, ist ein so großer, daß von zwei Schiffen, die sich Nachts treffen und die beide ihre Signallaternen reglementmäßig angebracht haben, wegen dieser Ungenauigkeit der Bestimmungen jedes Fahrzeug den gesteuerten Kurs des andern irrig bezeichnen kann. Wie oft es bei so verhängnißvollen Irrthümern bei Nachtzeit zu Collisionen kommen muß, ist leicht denkbar.

Eine weitere Ursache der häufigen Zusammenstöße liegt darin, daß die einander auf See begegnenden Schiffe, sowohl bei Tage als bei Nacht, keine Mittel in Händen haben, sich ihre gegenseitigen Absichten kundzugeben. Ermöglichte man es den Schiffen, sich durch einfache Lichtsignale, eins für den Tag, eins für die Nacht, einander zeitig zu verständigen, so wäre manches Uebel verhütet worden.

Ein anderer, leider zu häufig vorkommender Grund der Collisionen ist das rücksichtslose Jagen der Dampfer in finsterer Nacht und besonders auch bei dichtem Nebel. In letzterem Falle ist allerdings langsameres Fahren vorgeschrieben, aber theils sind diese Bestimmungen ungenügend, theils werden sie durch die Concurrenz der verschiedenen Dampferlinien unbeachtet gelassen, welche es jedem Kapitän zur ersten Bedingung macht, so schnell als möglich, oft unbekümmert um die Vorsichtsmaßregeln für Schiff und Mannschaft, das Ziel der Fahrt zu erreichen. Von fachkundiger Seite ist die Festsetzung eines Maximums der Fahrgeschwindigkeit bei Nebel und in stark besuchten Gewässern auf sechs Knoten in der Stunde vorgeschlagen worden. In der Praxis ist eine mehr als doppelt so große Geschwindigkeit üblich. Der „Schiller" lief vor der Katastrophe, die noch frisch in unserem Gedächtniß ist, drei Tage lang unter Dampf und Segel vierzehn Knoten per Stunde, und zwar noch

zu einer Zeit, da der Kapitän wußte, daß er sich in der Nähe der englischen Küste befand. Dabei hat der Kapitän gewiß nicht gegen seine Instructionen gehandelt und ist nur einem durch die Gewohnheit und durch egoistische Interessen sanctionirten Gesetze gefolgt.

Wir sagten eben, es ist kaum glaublich, daß offen daliegende Mißstände so lange Jahre unbeanstandet fortdauern konnten, es ist eine Schmach für unsere hochgerühmte Civilisation, daß die Regierungen diese Zustände zum unberechenbaren Nachtheil für Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen fortbestehen ließen, ohne sich zu einer durchgreifenden Reform zu einigen. So viel wird aus der obigen Hervorhebung nur weniger Puncte auch dem Laien klar und verständlich sein, daß jede einseitige Regelung der Verhältnisse die bestehenden Uebel eher verschlimmern als verbessern kann.

Was endlich die Frage des Privateigenthums zur See anlangt, so gilt der alte Seerechtsgrundsatz, „daß feindliches Privateigenthum gute Prise ist", auch heute noch, dagegen hat das moderne Völkerrecht den Grundsatz sanctionirt, daß die neutrale Flagge auch das feindliche Gut gegen die kriegführende Macht deckt. Es gilt für neutrale Schiffe die Regel: „frei Schiff, frei Gut", während es für feindliche Schiffe bei der alten Regel bleibt: „unfrei Schiff, unfrei Gut". Schon Napoleon I. proclamirte den Grundsatz: „die Flagge deckt die Ladung" (le pavillon couvre la cargaison). In der Conferenz zu Paris vom 16. April 1856 haben die meisten Seemächte als völkerrechtlichen Grundsatz angenommen: „die neutrale Flagge schützt die feindliche Ladung, mit Ausnahme von Kriegscontrebande". Jedoch zur Anerkennung des feindlichen Privateigenthums im Seekriege konnten sich die Mächte nicht einigen. Außerdem ist der Begriff „Kriegscontrebande" ein so dehnbarer, daß er, wie es auch die Praxis in vielen Fällen gezeigt hat, auf alle Verbrauchsgegenstände angewendet werden kann.

Wir übergehen die verschiedenen Versuche, die von den Regierungen der bedeutendsten Staaten, mit Ausnahme von Frankreich und England, gemacht worden sind, um das Princip der Unverletzlichkeit von Privateigenthum zur See im Kriege unter die Sanction sämmtlicher Mächte zu stellen. Auch im preußischen Landtage, im Abgeordnetenhause wie im Herrenhause, wurde im Jahre 1860 der Antrag gestellt, die Regierung zu ersuchen, mit allen gesetzlichen Mitteln dahin zu wirken, daß der Grundsatz der Unverletzbarkeit der Person und des Privateigenthums zur See zur völkerrechtlichen Anerkennung gelange, und ebenso hat der norddeutsche Reichstag im Jahre 1868 einen dahin gehenden Beschluß gefaßt. Bekannt ist ferner, daß im letzten deutsch-französischen Kriege die deutsche Flotte dies Princip durchzuführen gedachte, durch das fortgesetzte Raubsystem Frankreichs aber daran gehindert wurde.

Geben wir uns auch keinen Illusionen hin. Jener rohe Act des Zerstörens von Privateigenthum, welcher der niederen Stufe eines unentwickelten Culturzustandes entspricht, wird noch auf lange Zeit seine Sanction durch völkerrechtliches Gesetz behalten, denn alle Bemühungen, denselben zu beseitigen, werden an dem energischen Widerstand Englands scheitern, das bisher allen dahinzielenden Bestrebungen aus dem Wege gegangen ist, ja, sie vielmehr zu vereiteln versucht hat. Wir erwarten in dieser Beziehung durchaus nichts von einer Willfährigkeit Englands, sondern setzen unsere Hoffnung höchstens darauf, daß die Vereinigung der übrigen Mächte sich einst fest und stark genug erweisen wird, den Willen des neunzehnten Jahrhunderts gegen die Weigerung eines einzigen Staates durchzuführen, der so wenig seine Mission als erste seefahrende Nation der Welt versteht, daß er nicht einmal die Initiative zur Anbahnung internationaler Bestimmungen ergreift, welche auch zur Friedenszeit seinen eigenen Söhnen im täglichen Kampfe mit dem wildem Meere Schutz und Sicherheit bringen sollen. Es wird eine dankbare Aufgabe des jungen deutschen Reiches sein, wenn es seinen Machteinfluß zur Schaffung der völkerrechtlichen Gesetze geltend macht, wie sie dem Geiste der Gesittung, der Humanität und des Rechts- und Billigkeitsgefühles entsprechen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Nach den Stichwahlen. — Nachdem die Karlsruher Wahl die eigentliche Spannung vorweggenommen, konnten die Stichwahlen nicht mehr die volle Theilnahme erregen, obschon in Pforzheim kein geringerer als Herr Jolly in Frage kam. Leider bot diese Wahl ein widerwärtiges Bild. Herr Moritz Müller, vielfach und rühmlich genannt, hatte die Gelegenheit ersehen, um seinen persönlichen Rachegefühlen gegen den früheren Staatsminister Befriedigung zu verschaffen, und es ist ihm wirklich geglückt, dem deutsch-conservativen Gegner zum Siege zu verhelfen. Das ist ein Pyrrhussieg. Herrn Moritz Müllers Verhalten kann nicht scharf genug verurtheilt werden. Der gute Geist unseres Volkes wird solche anekelnde Dinge nicht einreißen lassen. Sollte Herr Moritz Müller aber etwa zur Erholung „nach dieser Tage Last" den Kölner Carneval besuchen wollen, dann wäre ihm doch der Rath zu geben, seine schätzenswerthe Anwesenheit vorher nicht allzu laut zu verkündigen, damit ihm die biederen Kölner das selbsterfundene (freilich nicht einmal alliterirende!) Weiala „Jolly nie!" nicht gar so unsanft in die Ohren — sagen.

Die Einwirkung der Wahlen auf das Land und seine inneren Verhältnisse ist nicht abzusehen. Herr Turban hat die Feier zu Ehren des neuen Reichstagsabgeordneten für Karlsruhe zu einer trefflichen Rede benutzt, die die Mannheimer noch übertraf und dem Staatsminister auch in gegnerischen Kreisen manche Zustimmung eingetragen hat. Indeß ist das Verhältniß zwischen Land und Ministerium immer nicht völlig geklärt. Wird erst der Landtag im nächsten Herbste diese Klärung bringen? Diese Lage des Ministeriums würde wesentlich umgestaltet, wenn dasselbe sich durch Erfolge auf dem Gebiete der Reichspolitik einen Rückhalt im Volksbewußtsein schüfe. Entschlösse sich Herr Turban zu schöpferischem Vorgehen in der Eisenbahnfrage, wer will die Entwickelung der Dinge im Voraus bestimmen? Vielleicht fände der Staatsminister im Bundesrathe sofort Anklang und Zustimmung. Und wenn sein gesetzgeberisches Programm nicht unmittelbar Billigung erführe, könnte es nicht der Ausgangspunct wichtigster, entscheidender Unterhandlungen werden? Könnte Fürst Bismarck den Augenblick nicht gekommen glauben, um aus seiner obwartenden Stellung herauszutreten und eine der bedeutsamsten Reichsaufgaben ihrer Lösung zuzuführen? Aber selbst wenn diese Voraussetzungen nicht zuträfen, wenn Herr Turban wider aller Wahrscheinlichkeit im Bundesrathe allein bliebe, würde sein Vorgehen darum erfolglos sein? In weiten Kreisen würde man anerkennen und schätzen, daß der Staatsminister Badens der Erste war, der den auf den Eisenbahnbestrebungen liegenden Bann löste und den Versuch machte, der gewiß Nachfolge hätte. Der Fall des Mißlingens ist jedoch in hohem Grade unwahrscheinlich, man möchte fast sagen, unmöglich. Die Zeit des Handelns scheint in der Eisenbahnfrage gekommen und wie immer wird die Lorbeern pflücken, wer sie frisch zu fassen weiß.

Aus Berlin. Die auswärtige Lage. Socialistische Politik. — Die von der Presse bereits längst angekündigte und schon vor ihrem Erscheinen, ja schon vor ihrer Existenz von den Sensationspolitikern detaillirt analysirte russische Note ist denn nun endlich an das Tageslicht gekommen. So viel schöne und pikante Dinge, als die erfindungsreiche Journalistik von ihr im voraus zu berichten wußte, enthält sie nun freilich nicht, indeß giebt sie immerhin einige Aufschlüsse über die augenblickliche Richtung der russischen Politik. Die russische Regierung vindicirt sich in der Note das Verdienst, das Einvernehmen der europäischen Mächte in der orientalischen Frage zuerst angebahnt zu haben. England habe dasselbe zwar durch die Ablehnung des Berliner Memorandums zeitweilig gestört, später aber sich beeilt, das Einverständniß auf einer neuen Basis wiederherzustellen. Die Mächte seien darauf einig geblieben und hätten gemeinsam und in voller Uebereinstimmung

der Pforte auf der Conferenz die Forderungen vorgelegt, deren Erfüllung sie für unabweislich hielten. Die Conferenz habe zwar nicht zu der Annahme dieser Forderungen durch die Pforte geführt, sei aber dennoch keineswegs resultatlos geblieben. Vielmehr glaube die kaiserliche Regierung, daß die einmüthige Haltung der europäischen Mächte auf der Conferenz an sich ein zwiefaches Ergebniß darstelle, denn erstens hätten die Mächte dadurch bewiesen, daß sie sich lebhaft für die Erhaltung des Friedens im Orient interessirten und sodann ginge aus ihrem Verhalten hervor, daß sie es für ihr Recht und ihre Pflicht hielten, an diesem Friedenswerke mitzuwirken. Schließlich erklärt das russische Cabinet, daß es auch in dieser neuen Phase der orientalischen Frage die Einigkeit der Mächte aufrecht erhalten sehen möchte und daß es ihm wünschenswerth wäre, zu erfahren, was die anderen Regierungen angesichts der oppositionellen Haltung der Pforte zu thun gedächten.

Diese Wißbegierde theilt die russische Regierung gewiß mit dem ganzen europäischen Publicum, noch mehr aber dürften sich alle Politiker in Europa gegenwärtig mit allen Cabineten in dem Wunsche geeint fühlen, ihrerseits nunmehr die Intentionen Rußlands kennen zu lernen. In einer Beziehung allerdings ist die Absicht Rußlands durchsichtig genug. Man wünscht in Petersburg mindestens die eine oder die andere europäische Macht für weitere Operationen gegen die Pforte zu engagiren. Ueber die Art und Weise aber, in der die russische Politik dieses Ziel zu erreichen gedenkt, spricht sich die Note nicht aus, sondern erwartet vielmehr, daß die Mächte ihrerseits Rußland vorerst dazu eine Handhabe bieten werden. Man darf billig zweifeln, daß die europäischen Cabinete in diesem Puncte eine große Bereitwilligkeit zeigen werden, zumal die derzeitige Situation es ihnen außerordentlich leicht macht, der russischen Anfrage auszuweichen oder dieselbe mit einer Gegenfrage zu erledigen. Schwerlich wird also der bevorstehende Notenwechsel zu einer Klärung der Situation führen. Der demnächstige Ablauf des serbisch-türkischen Waffenstillstandes wird dies jedenfalls in viel einfacherer Weise herbeiführen, denn die Friedensverhandlungen, welche die Serben und die Türken in Wien führen, berechtigen zu keinen sonderlichen Hoffnungen, da die Pforte ihre anfänglich gestellten Forderungen, welche auf Wiederherstellung des status quo ante bellum abzuzielen schienen, durch weitergehende Ansprüche, welche die bisherige staatsrechtliche Stellung Serbiens alteriren, überboten hat. Die Pforte muß also wohl die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten wieder in ernstere Erwägung gezogen haben. Andererseits hat auch sie sich zu dem Erlaß einer Circulardepesche bewogen gefühlt, über deren Inhalt noch wenig bekannt ist, über deren Form und Sprache aber bereits angegeben wird, daß sie außerordentlich provocirender Art sei und ein nicht unbedenkliches Selbstgefühl zur Schau trage. Wie ein schlechter Witz klingt endlich die türkische

Erklärung, daß die hohe Pforte die Bezahlung ihrer Schulden von der Genehmigung ihrer parlamentarischen Reichsvertretung abhängig machen müsse. Indeß es erscheint durchaus nicht unmöglich, daß die türkische Regierung ihre schöne Verfassung auch in dieser Richtung nutzbar machen und ihre Unlust oder ihr Unvermögen zum Bezahlen durch einen neuen prächtigen Rechtstitel privilegiren könnte, zumal dieses Vergnügen im Grunde doch ein sehr harmloses ist, denn bezahlt wird ja doch in keinem Falle.

Soweit nun auch die Extravaganzen gehen mögen, welchen sich die hohe Pforte in ihrer Freude über den Abzug der Botschafter aus Constantinopel überlassen zu können glaubt, keinesweges hängt von ihnen in erster Linie die Entwickelung der orientalischen Krisis ab, vielmehr ist hierfür doch nach wie vor die Kraft oder Ohnmacht Rußlands maßgebend. Ein Theil der russischen Presse, statt sich der objectiven Erwägung dieser Frage zu widmen, hat es inzwischen für angemessen gehalten, das französische Beispiel nachzuahmen und Deutschland für das Scheitern der Conferenz verantwortlich zu machen. Die publicistischen Organe der deutschen Politik sind die Antwort nicht schuldig geblieben und wiesen die gänzlich ungerechtfertigte Anschuldigung mit derselben Energie zurück, mit der sie kurz zuvor die von der französischen Presse versuchte Verdächtigung Deutschlands abgefertigt hatten. Bekanntlich ist diese ganze Intrigue, auf die wir bereits hingewiesen haben, von Paris aus zu dem Zwecke inscenirt worden, Deutschland und Rußland zu entzweien und letzteres zu Frankreich hinüberzuziehen. Die Beziehungen der deutschen zur russischen Regierung sind durch dieses Treiben natürlich nicht alterirt worden. Die Sprache des Petersburger „Golos“ und anderer russischer Organe beweist indeß, daß die französischen Machinationen in großen und einflußreichen Schichten der Petersburger politischen Welt nicht ohne Erfolg gewesen sind. Deutschland kann seinerseits in völliger Ruhe abwarten, ob diese erregte Strömung sich behaupten oder ob sie einer besonneneren weichen wird. Aber selbst wenn sie, was im ganzen nicht wahrscheinlich ist, noch länger andauern sollte, so liegt es selbstverständlich keinesweges im deutschen Interesse, irgend etwas zu ihrer Beruhigung zu thun. Deutschland hat Rußland bei seiner politischen Action freie Hand gelassen, glauben sich manche Politiker in Petersburg berechtigt, mehr von Deutschland zu verlangen, so bedauern wir sie um ihrer herben Täuschung willen, können aber keinesweges ihr Leid mildern. Lärmen sie darob weiter, so werden wir ihnen in geeigneter Weise erwidern, beruhigen sie sich, desto besser, aber wohlverstanden für sie, nicht für uns, denn wir haben niemals unser wahres Interesse aus den Augen verloren, wohl aber hat, wie es scheint, so Mancher jenseits der östlichen Grenze vergessen, was Rußland frommt, und wird auch erst die Beruhigung der Gemüther die Wohlthat der vernünftigen politischen Einsicht

dort wiederbringen können. Wir haben gar keine Veranlassung, die weitere Entwickelung der politischen Strömungen in Petersburg mit Wünschen oder Befürchtungen zu begleiten, wir möchten aber den Politikern, die dort so scharf mit uns in das Gericht gehen, in ihrem eigenen Interesse rathen, auf die guten Beziehungen zu ihren Freunden die erforderliche Rücksicht zu nehmen.

Nach allem, was hierüber wie über die allgemeine Lage überhaupt hier gesagt worden ist, ist es fast überflüssig zu bemerken, daß die Dinge verwickelter liegen denn je, und daß die Zukunft vollkommen undurchsichtig ist. Natürlich ist die allgemeine Stimmung in solchen Momenten eine sehr gedrückte, und ist namentlich die Geschäfts- und Handelswelt in einer sehr üblen Verfassung. Die Klagen der Industriellen, obwohl sie in den letzten Jahren schon stets laut genug ertönten, lassen sich jetzt in doch noch sehr gesteigertem Maße vernehmen. In der Kohlen- und Eisenindustrie befürchtet man allgemein das unvermeidliche Hereinbrechen einer größeren Katastrophe. Die unbehagliche Stimmung wird noch vermehrt durch die Erscheinungen, welche die Wahlen zu Tage gefördert haben. Das erwiesene bedrohliche Anwachsen der Socialdemokratie birgt in sich nicht nur eine sehr große politische Gefahr für die Zukunft, sondern hat auch bereits ein großes wirthschaftliches Unglück in der Gegenwart herbeigeführt. Es ist bekannt, daß die Agitation der Socialdemokraten an sich zunächst die Arbeitsfähigkeit und Productionskraft der Arbeitnehmer und dadurch in weiterer Folge auch die der Arbeitgeber in erschreckender Weise eingeschränkt hat. Der Zeit- und Kraftaufwand, den dem deutschen socialistischen Arbeiter seine agitatorischen Zwecke kosten, hat eine sehr große Minderung seiner Production in Hinsicht der Qualität wie der Quantität zur Folge gehabt und ist auch zum wesentlichen Theile Schuld daran, daß die deutsche Industrie die Concurrenz mit dem Auslande in so schwieriger und ungenügender Weise besteht. Durch die socialistische Agitation gehen die Kenntnisse und Fähigkeiten des Arbeiters allmählich geradezu verloren, aus dem einfachen Grunde, weil die fortwährende Beschäftigung mit politischen Allotria die fachgemäße Ausbildung und Uebung unmöglich macht.

Aber die oberste Leitung der socialdemokratischen Bewegung ist darauf bedacht, die Production in Deutschland auch noch durch eine besondere Maßregel herabzumindern, indem sie von ihrer Centralstelle in London aus schon seit Jahren die unheilvolle Parole ausgegeben hat, wenig zu arbeiten, damit man hohe Löhne erziele! Diese Ordre ist schon seit langer Zeit von den Unterbefehlshabern des Londoner Strategen den deutschen Arbeitern auf das Genaueste eingeschärft und von diesen auf das Pünctlichste befolgt worden. Man redete den Arbeitern ein, dies sei der sicherste Weg, um hohe Löhne zu erreichen, und wenn auch der Zweck auf diesem Wege nicht durchgesetzt wurde,

und nicht durchgesetzt werden konnte, was kümmerte es die Agitatoren! Waren sie doch sicher, daß die Arbeiter die Irrlehre so bald noch nicht gewahr werden würden und hatten sie doch vor der Hand erreicht, was sie wollten, niedrige Löhne, unzufriedene Arbeiter und gefügige Werkzeuge ihrer diktatorischen Agitation. Sehr beschämend ist dabei für den deutschen Arbeiter, daß er allein es ist, bei dem derartige socialistische Irrlehren noch verfangen. Seine Collegen in England und Frankreich hüten sich sehr wohl, einer so verkehrten Parole zu folgen. Dort hat man längst erkannt, daß Einschränkung der Thätigkeit nicht den Lohn steigert, wohl aber den Arbeiter selbst schädigt, und ein Agitator, der derartiges predigen wollte, käme übel an. Nur Deutschland genießt noch den Vorzug, ein brauchbares Versuchsfeld für den persönlichen Egoismus und den wirthschaftlichen Wahnsinn der socialistischen Herren abzugeben. Es ist traurig, daß alle Kreise der Nation die Kosten dieser Experimente tragen müssen. Hoffen wir, daß sie bald der Vergangenheit angehören. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Der Golf von Neapel. Von Wilhelm Heß. Leipzig, J. J. Weber. — In ganz vorzüglicher Ausstattung wird dem Leser hier ein Buch geboten, welches ihn über die classischen Denkmale und Denkwürdigkeiten jener reichgesegneten Landschaft in ansprechender Form genügend orientirt, so daß ihm Genuß und Verständniß gesteigert werden mögen. Der Verfasser hat seine Notizen mit liebevollem Fleiß zusammengestellt und bietet neben den Schilderungen der Gegenden und des modernen Lebens ein verständiges Bild des antiken Lebens, zu dessen Betrachtung ja das Terrain vorwiegend auffordert. Man wird es kaum als einen Mangel empfinden, daß das Alterthum ausschließlich berücksichtigt ist, da die meisten der dargestellten Orte vollständig im Alterthum aufgehen. Indeß hätte etwas Oekonomie auch die Hereinziehung der mittelalterlichen und neueren Ereignisse möglich gemacht, ohne das Buch allzusehr anzuschwellen. Da überall die Rücksicht auf ein größeres Publicum festgehalten ist, wird im Ganzen nichts Neues geboten. Indeß auch über breitere Stellen führt die überall sichtbare Neigung des Verfassers zu seinem Stoffe hinweg. Vielleicht ist etwas zu viel citirt worden in einem Buche, das auf Gelehrsamkeit ja keinen Anspruch macht, das es nicht nöthig hat, sich mit der Notennoth zu plagen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 8. Februar 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Salomon Hirzel.

Es wird allmählich still und öde im alten deutschen Walde. Gar arg schmilzt die Schaar der Ehrenmänner zusammen, die sich in ihrer Jugend den idealen Sinn und den politischen Muth nicht hatten rauben lassen, so trostlos auch die öffentlichen Zustände erschienen, und bis in ihre spätesten Jahre den guten Glauben an unser Volk und die höchste Achtung der sittlichen Mächte sich unversehrt bewahrten. Verschwunden sind beinahe alle die alten Kämpfer, welche uns als Vorbild dienen konnten, nicht kleinmüthig zu werden in schlimmen und nicht übermüthig und in den Pflichten lässig in glücklichen Tagen, und nahezu schon als ausgestorben müssen wir die lebendigen Vertreter und Vermittler der guten alten Traditionen im Leben des Staates und der Wissenschaft beklagen. Einen neuen herben Verlust haben wir heute einzuzeichnen. Salomon Hirzel verschied am 8. Februar. Er starb in hohem Alter und dennoch unerwartet und für alle Freunde viel zu früh. Wer unter uns es auf siebenzig Jahre und darüber gebracht, ist ein Zeuge großer Ereignisse gewesen. Kein reiches Leben allein, auch ein tiefes Leben durfte Salomon Hirzel von sich rühmen. Viele der besten Männer unseres Volkes nannte er seine Freunde, mit ihnen zusammen hat er gewirkt, daß ihre Gaben dem Volke sich fruchtreich erweisen, mit rastlosem Eifer und bestem Erfolge besorgt. Von seiner Schweizer Heimat her war Hirzel an eine freie, frische Luft gewöhnt. Als Familienerbe brachte er in sein neues Vaterland ein reges Interesse für das deutsche Geistesleben am Schlusse des vorigen Jahrhunderts und eine warme Theilnahme an allen politischen Ereignissen mit. Sein glücklicher Stern fügte es, daß er auf deutschem Boden unsere Art und Sitte gleich anfangs von der reinsten und vornehmsten Seite kennen lernte. Reimers Haus in Berlin nahm den jungen Mann gastlich auf. Er holte sich aus demselben nicht allein

die lieblich sanfte Gefährtin, sondern auch den Verbündeten im Berufe. Mit seinem Schwager Karl übernahm er 1830 die Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig und entfaltete unter dieser Flagge, wie auch, als er später den eigenen Namen als Fahne aufhißte, die ehrenvollste, segensreichste Thätigkeit. Keine bedeutendere Wandlung in unserem Leben kann genannt werden, die sich nicht in Hirzels Verlag wiederspiegelte. Keine entscheidende Wendung in dem Schicksale unseres Volkes ging vor sich, an welcher nicht Hirzel persönlich innig theilnahm, die er nicht in seinem Berufe entweder vorbereitete oder kräftig wiederhallen ließ. Als der König von Hannover 1837 zum schmachvollen Rechtsbruche noch brutale Gewalt fügte und die protestirenden sieben Göttinger Professoren vom Amte entsetzte, ja drei derselben sogar aus dem Lande jagte, da gehörten Hirzel und sein Schwager Reimer nicht allein zu den eifrigsten Förderern des Göttinger Vereins, dessen Stiftung ein ewiges Ruhmesblatt in Leipzigs Geschichte bilden wird: die „Weidmänner" waren es auch, welche sich daran erinnerten, was alle deutschen Regierungen in ihrer blassen Furcht vor dem groben Welsenfürsten vergaßen: daß es eine Schmach wäre, so große wissenschaftliche Kräfte brach liegen zu lassen. Sie forderten die Brüder Grimm auf, das deutsche Wörterbuch in dieser Zeit unfreiwilliger Muße auszuarbeiten. Das war eine nationale That. Nicht geringeren Dank des Volkes erwarb sich Hirzel, als er einige Jahre später Dahlmann bewog, die Geschichte der englischen und französischen Revolution weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Mögen auch [illegible] beiden B[illegible] die Dahlmann auf Hirzels fleißiges Mahnen nie[illegible] der strengen historischen Forschung nicht mehr genügen, auf die politische Erziehung des Volkes haben sie segensreich eingewirkt, und daß wir in den folgenden Sturmjahren nicht Maß und Ziel völlig aus den Augen verloren, wesentlich mit vorbereitet. Der grausame Bruch unserer Hoffnungen 1848 berührte Hirzel auch in seinen nächsten persönlichen Verhältnissen. Die Universität Leipzig hatte in den vierziger Jahren durch einen seltenen Glücksfall in nahe verwandten Fächern drei Kräfte ersten [illegible]nges gewonnen. Haupt, Jahn, Mommsen wurden Hirzels beste F[illegible]. Fröhliche Stunden wurden in diesem Vereine verlebt, gar manche [illegible] Scherze, die in die Nähe und Ferne trafen, ausgesonnen, schöne [illegible]pläne entworfen, vor allem aber eine eifrige politische Thätigkeit im nationalen Sinne entfaltet. Natürlich galt dieselbe der siegreichen Reaction als Verbrechen. Hirzels Freunde verloren ihr Amt, verließen Leipzig. Die Lücke im persönlichen Verkehr wurde nur schwer und langsam ausgefüllt; doch schärften die schlimmen Zeiten nur den Sporn, die nationale Bildung zu fördern und jedes gediegene, freie, wissenschaftliche Streben zu unter-

stützen. So reifte der Plan, die Entwickelung der europäischen Staaten in unserem Jahrhundert dem Volke in großen Zügen vorzuzeichnen, damit es sein eigenes Schicksal daran erkenne, so fand alles, was dazu diente, die Vergangenheit zu erhellen, die Gegenwart bei gutem sittlichen Muthe zu erhalten, die gedeihliche Zukunft anzubahnen bei Hirzel werkthätige Theilnahme. Zwischen dem Dichter, welcher das lässig und trübsinnig gewordene Volk bei der fröhlichen Arbeit suchte, und es großartige Ahnenbilder in reinem Spiegel schauen ließ, zwischen dem Historiker, der mit erztönender Stimme den Beruf Deutschlands verkündete, zwischen dem Politiker, welcher markig und eindringlich vor Irrpfaden warnte und den rechten Weg wies und zwischen unserem Hirzel bestand nothwendig warme Freundschaft, für sie alle war der Weg zu Hirzel gleichsam von der Natur gewiesen. Hirzel war ihnen und uns allen, die mit ihm verkehrten, aber mehr als der befreundete Verleger. Er war unser eifrigster, unser wichtigster Mitarbeiter. In der liebenswürdigsten Weise drängte und mahnte Hirzel, war einmal ein literarischer Plan festgestellt, bis er endlich seine Verkörperung erreichte. Jacob Grimm hat das einmal in unnachahmlicher Weise geschildert: „Hirzels Briefe tropfen schon Jahre lang anhaltend auf denselben Fleck, zwar mit feinster Schonung, doch so, daß, wie wenn Frauen schreiben, dasselbe Anliegen immer darin enthalten ist und auch falls ich sie nicht läse, ich doch wüßte, was darin steht.“ Und Hirzel hatte Recht, wenn er drängte. Denn wir lieben unsere Schriften a[illegible]sten im h[illegible]fertigen Zustande, wir scheuen uns, sie in feste Formen zu bannen, [illegible] auch feste Grenzen bedeuten und würden, wenn es nach uns ginge, [illegible] Pläne und Entwürfe selten herauskommen. Er hatte aber noch aus einem anderen Grunde Recht. Wir hätten ihm eigentlich alle unsere Schriften widmen können, denn fast an allen hatte er lebendigsten Antheil genommen, für alle, wenn es Noth that, Hülfen herbeigeholt. Geradezu rührend war sein Eifer, mit welchem er den Fortgang eines Werkes verfolgte. Konnte man an ein seltenes Buch nicht gela[illegible], war man wegen irgend einer Auskunft in Verlegenheit, gewiß s[illegible] Hirzel Rath und half die Hemmnisse beseitigen. Und das that er [illegible] allein in den Fächern, die ihm persönlich am Herzen lagen, in welche[illegible] selbst als allgemein verehrte, hoch angesehene Autorität angerufen wurde. Welcher Gelehrte, der in der deutschen Literaturgeschichte gearbeitet, wäre nicht Hirzel zu vielseitigstem Danke verpflichtet? Ihm war Goethe nicht Gegenstand des bloßen Sammeleifers, sondern der Mittelpunct eindringlicher umfassender Studien; sein Goethecultus, weil er wahr und ehrlich war, sein ganzes Wesen erfüllte, erhöhte nur seine Empfänglichkeit für das gesammte Geistesleben, wirkte belebend und

befreiend auf ihn wie auf seine ganze Umgebung zurück. Darum war der Umgang mit dem vornehmen gediegenen Gelehrten, als den wir alle Hirzel achteten, so genußreich. Niemals belastete er den Freund mit eigenen Sorgen, niemals stellte er seine eigene Persönlichkeit in den Vordergrund. Zierliche Bescheidenheit schmückte ihn, mit einer angenehmen Beimischung eines feinen ironischen Zuges. Immer war er bereit, sich in die Interessen des Freundes zu vertiefen und in selbstloser Weise den besten Rath zu ertheilen. Kein Wunder, daß namentlich in dem ihm verwandten Gelehrtenstande die Zahl der Freunde und Verehrer sich von Jahr zu Jahr mehrte, fast alle deutschen Universitäten ihn heimathlich berührten. Er kam oft und gern zum Besuche und allemal war es eine Herzensfreude, ihn zu begrüßen, allemal die Förderung irgend eines wissenschaftlichen oder literarischen Interesses in gewisser Aussicht. Eine kleine Universitätsrundreise, ein kurzer Ausflug in sein Geburtsland waren ihm in früheren Jahren die beste Sommerfreude. Dem guten alten Freunde Horner in Zürich, mit dem er so oft das Schweizer Land durchstreift und verborgene Bibliotheksschätze aufgestöbert, sind gewiß auch in diesen Tagen die Augen feucht geworden, als läge etwas Bissiges in der Luft und erscheint das Sonnenlicht gar trübe. Uns allen geht es nicht anders. Wir wissen recht gut, daß die Natur noch unendlich viele trefflich ausgeprägte Gestalten zu schaffen vermag, uns war aber eben Hirzels Gepräge lieb und werth geworden und darum trauern wir und werden ihn schwer vermissen. Erhebend wirkt nur der Gedanke, daß unter den zahllosen Kränzen, die seinen Sarg schmückten, obenan der schönste Kranz prangte, den ein Mann begehren kann, der Kranz unversehrter reiner Ehre.

Anton Springer.

Berlin oder Leipzig?

Zur Reichsgerichtsfrage.

Die Frage nach dem Sitz des Reichsgerichts ist durch die dem Bundesrathe von Seiten der Reichsregierung gemachte Vorlage der Entscheidung nahe gerückt. Wenn überhaupt bei der Entscheidung öffentlicher Fragen die Sonderinteressen dem Wohle des Ganzen sich unterzuordnen haben, so ist dies vor Allem der Fall bei der Entscheidung der vorliegenden Frage. Es ist natürlich, daß der Sitz des Reichsgerichts den Gegenstand einer mehr oder minder lebhaften Wettbewerbung der verschiedensten deutschen Städte bildet. Es handelt sich hier nicht nur um eine ausgezeichnete Ehre, sondern auch um einen großen Vortheil. Schon der materielle Gewinn, welchen der Sitz des Reichsgerichts mit sich bringt, ist für die Verhältnisse mancher Stadt nicht gering anzuschlagen. Viel höher aber wiegt der Vortheil der geistigen Befruchtung, welche von einer Anzahl ausgezeichneter Männer, wie sie in dem obersten Gerichtshof des deutschen Reiches vereinigt sein werden, nothwendigerweise ausgehen muß. Aber, wie gesagt, auf die Interessen der einzelnen Städte, welche den Wunsch hegen, diesen Gerichtshof in sich aufzunehmen, kommt es nicht an. Das Entscheidende ist das Wohl des Gerichtshofes selbst. Dem Reichsgericht soll keine Stadt als Sitz angewiesen werden, in der sich nicht die Bedingungen zu einer gedeihlichen Entfaltung seiner Thätigkeit in vollem Maße verwirklicht finden. Es ist nicht möglich, sich von der Höhe und Wichtigkeit der Aufgabe des Reichsgerichts eine zu große Vorstellung zu machen. Die Rechtssprechung des Reichsgerichts ist unser Recht. Man wende nicht ein, daß das Reichsgericht, wie jedes Gericht, nach dem vorhandenen Rechte zu sprechen, nicht Recht zu machen habe. Kein Satz kann wahrer sein als dieser; nur deckt er nicht das Bedürfniß. Der Laie denkt sich den Proceß der Rechtsprechung wohl so, daß der Richter einfach den fertigen Satz auf den zu entscheidenden Fall zu legen habe; damit sei das Urtheil von selbst gegeben. Wäre dies richtig, so würde die Jurisprudenz auszustreichen sein aus der Reihe der Wissenschaften, sie würde sich auflösen in Gedächtnißwerk. Der Kundige weiß, daß das Verhältniß ein ganz anderes ist. Nicht nur bedürfen die vom Gesetzgeber aufgestellten Sätze der Auslegung im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sie müssen auch aus-, fertig- und weitergedacht werden. Alles menschliche Denken ist nur ein Versuch, ein mehr oder minder, nicht oft ganz gelingender Versuch, die Gedankenbilder einzufangen, welche dem Denkenden vorschweben. Noch nie hat ein Gesetzbuch durch sich selbst geleistet, wozu es bestimmt war. Ein wesentlicher, oft der beste Theil seiner Action ist ihm gegeben worden durch die ihm zur Seite stehende Jurisprudenz, und es ist kein Pa-

radoxon, daß mit einem technisch unvollkommenen Gesetzbuch und einer guten Jurisprudenz weiter zu gelangen ist, als mit einem technisch vorzüglichen Gesetzbuch und einer schlechten Jurisprudenz. Nun wohl, die Jurisprudenz eines jeden Landes und Volkes findet ihren letzten und höchsten Ausdruck in den Sprüchen seines obersten Gerichtes, und so ist es wörtlich wahr, daß in diesen Sprüchen das Recht sich darstellt, welches ein jedes Land und Volk wirklich hat. Es ist daher geradezu ein Lebensinteresse der Nation, daß die Männer, welche diese Sprüche zu fällen berufen sind, in eine Umgebung gebracht werden, welche es ihnen ermöglicht, ihres Amtes in der fruchtbarsten Weise zu warten. Und man täusche sich nicht über die Schwierigkeit der Aufgabe, welche sie zu lösen haben. Es ist nicht bloß eine extensiv sehr große Arbeit, welche von ihnen gefordert wird, sondern auch eine sehr complizirte. Auf der einen Seite sollen sie im Besitz sein einer großen Menge von Kenntnissen, die nur durch eindringliches, gelehrtes Studium zu erwerben sind. Unser Rechtszustand ist kein einfacher und wird durch keine Anstrengung zu einem einfachen gemacht werden können. Wir sind eben Epigonen, und wie wir die Frucht der geistigen Arbeit genießen, die vor uns gethan worden ist, tragen wir ihre Lasten. Das gilt für das Recht, wie für alle andern Gebiete des geistigen Lebens. Dann soll der Jurist, und das Mitglied eines obersten Gerichtshofes vor Allem, im Besitz scharfer, dialectischer Kraft sein, im Besitz der Fähigkeit, die Begriffe, mit denen er zu thun hat, in ihre feinsten Elemente zu zerlegen, und ihre gegenseitigen Einwirkungen durch alle Verschlingungen mit unbeirrtem Auge zu verfolgen, zu rechnen, wie man es oft ausgedrückt hat, mit seinen Begriffen, wie der Mathematiker mit seinen Größen rechnet. Und niemals endlich soll bei dieser zersetzenden, das reale Leben secirenden und zu einem Begriffsextract sublimirenden Thätigkeit der Jurist die Totalanschauung für den zu entscheidenden Fall verlieren; dieser Fall soll ihm in seiner ganzen concreten Individualität vor Augen stehn, gleichsam mit seiner ganzen körperhaften Fülle auf ihn drücken. Denn nur hierdurch wird eine Garantie dafür geschaffen, daß an dem Falle nichts übersehen werde, was auf rechtliche Beachtung Anspruch machen kann, nur hierdurch wird Sicherheit dafür gewonnen, daß der gefällte Spruch ein wahrhaft gerechter sei. Die praktische Jurisprudenz in ihrer idealen Gestalt ist eine der schönsten Blüthen des menschlichen Geistes, und es hat seinen Grund, weswegen vor derjenigen Jurisprudenz, in welcher das Ideal zur Wirklichkeit geworden ist, soweit die Menschheit Ideale zu verwirklichen vermag, die Jahrhunderte bewundernd und fast staunend stehen.

Die Vorlage der Reichsregierung bringt als Sitz des Reichsgerichts Berlin in Vorschlag. Sind die Verhältnisse Berlins von der Art, daß von denselben die Mitglieder des Reichsgerichts eher Unterstützung oder eher

Hemmung in der Vollziehung ihrer, im Vorstehenden geschilderten, hohen und schwierigen Aufgabe zu erwarten haben? Wir stehen nicht an, diese Frage im Sinne der letzteren Alternative zu beantworten.

Wer das Leben Berlins auch nur annähernd kennt, weiß, in welchem Maße dasselbe die Kräfte in Anspruch nimmt. Gewiß ist die Atmosphäre Berlins eine geistig anregende, aber auch eine aufreibende. Sammlung zu gewinnen ist in Berlin schwieriger, als in einer anderen unserer größeren Städte. Der Wellenschlag des Lebens ist so gewaltig, daß er auch die bei Seite Stehenden in seine Kreise zieht. Die Klage über Zeitmangel ist nirgends lauter als in Berlin. Die Verhandlung der Tagesinteressen, durch so viele Köpfe getragen, wird zu einer Macht, die über die Bedeutung des Verhandelten oft weit hinaus geht. Das ist nicht die Luft, in welcher die Eigenschaften und Geistesthätigkeiten gedeihen, deren Vereinigung den ausgezeichneten Juristen ausmacht. Man verstehe uns nicht falsch. Wir sind weit entfernt von der thörichten Behauptung, daß die Entfaltung juristischer Kraft in Berlin unmöglich sei. Der bedeutende Mensch erreicht überall sein Ziel, unabhängig von Gunst und Ungunst der Umstände. Aber bei aller Achtung vor dem deutschen Juristenstande, darf man darauf rechnen, daß alle Mitglieder des obersten Gerichtshofes, oder nur die meisten von ihnen, außergewöhnliche Menschen sein werden? Wird man nicht auch hier wie überall die Einrichtung auf den Durchschnitt berechnen müssen? Für den Menschen mittlerer Art aber ist die Umgebung, in welche er gestellt wird, ein Faktor von entscheidender Wichtigkeit.

Die Richter des künftigen Reichsgerichtes werden nicht zu feiern haben. Es ist kein Geheimniß, daß die Mitglieder des jetzigen Reichsoberhandelsgerichts mit Arbeit überladen sind. Wenn auch gewiß die Reichsregierung die Zahl der Mitglieder des künftigen obersten Gerichtes Deutschlands in liberalster Weise normiren wird, so liegt doch die Gefahr einer zu großen Geschäftslast der Reichsrichter viel näher, als die umgekehrte. Nun denke man sich einen Zustand, wie er kaum zu vermeiden sein wird, in welchem der Richter ohnehin nur mit Mühe im Stande ist, in der Bearbeitung der ihm zugewiesenen, in kürzester Frist zu erledigenden, Spruchsachen den Anforderungen, welche die Sache und er selbst an sich stellen, gerecht zu werden, und dazu den Abzug von Zeit, Kraft, Sammlung, welchen eine Stadt wie Berlin nothwendigerweise mit sich bringt: wird man das für einen wünschenswerthen Zustand halten?

Noch ein ganz Aeußerliches kommt hinzu. Ein ganz Aeußerliches und doch so Bedeutendes. Ich meine die Frage der materiellen Mittel. Die materiellen Mittel schaffen keine Kraft, aber sie bedingen die Kraft nur zu sehr. Namentlich wenn, wie es doch regelmäßig der Fall ist, der Mann nicht nur für sich zu sorgen hat, sondern auch für Frau und Kinder. Nun aber ist das Leben Berlins nicht

nur zehrend, sondern auch theuer. Es ist uns von Personen, die zum Urtheil competent sind, versichert worden, daß zur Herstellung eines gleichen Maßes von Lebensbehaglichkeit und Lebensgenuß in Berlin ein Drittel mehr erforderlich sei, als z. B. in Leipzig. Das wäre nun freilich zunächst nur ein Umstand, der die Reichsregierung bestimmen sollte, für den Fall, daß Berlin wirklich der Sitz des Reichsgerichts würde, die Gehaltsverhältnisse der Richter in der ausgiebigsten Weise zu ordnen. Und wir würden nichts freudiger begrüßen, als wenn dies überhaupt geschähe. Bietet man eine reiche Besoldung, so darf man darauf rechnen, die Blüthe des deutschen Juristenstandes für das Reich zu gewinnen, während man im entgegengesetzten Fall, da eigenes Vermögen die Ausnahme bildet, auf vielfache Ablehnungen gefaßt sein muß. Dem Opfer einer Mehrausgabe von vielleicht nicht einer Viertelmillion Mark jährlich steht ein idealer Gewinn von unberechenbarer Tragweite gegenüber! Aber wir wissen nicht, ob das Wünschenswerthe sich verwirklichen wird; offen gestanden halten wir es nicht für wahrscheinlich. Dann aber hat man einen neuen Grund gegen Berlin als Sitz der obersten Gerichts.

Wenn Berlin nicht gewählt wird, so kann ernstlich wohl nur Leipzig in Frage kommen. Leipzig besitzt jetzt das Reichsoberhandelsgericht; nicht Sitz des Reichsgerichts zu werden, ist für jede andere Stadt Entgang eines Gewinnes, für Leipzig eine Zurücksetzung. Freilich wäre g e g e n Leipzig entschieden, wenn es sich sagen müßte, daß es den Anforderungen nicht genügen könne, welche die Motive des Vorschlags der Reichsregierung so sehr mit Recht an den Sitz des künftigen Reichsgerichts stellen, daß die zu wählende Stadt den Mitgliedern des Gerichtshofes die Möglichkeit und Gelegenheit gewähre, mit dem ganzen wissenschaftlichen Leben der Nation in Berührung zu bleiben, daß sie ihnen eine geistig angeregte und belebte Atmosphäre biete. Aber wir meinen, daß Leipzig in ruhiger Zuversicht sich mit diesem Maßstabe kann messen lassen. Wenn es möglich wäre, die Mitglieder des jetzigen Reichsoberhandelsgerichtes Mann für Mann darüber abzufragen, ob ihre geistigen Bedürfnisse in der angegebenen Beziehung unbefriedigt geblieben sind, wir sind überzeugt davon, daß das Resultat die Versicherung des Gegentheils sein würde.

Es wird nicht selten unter den Gründen, welche gegen die Wahl Berlins als Sitz des Reichsgerichts sprechen, auch die Gefahr angeführt, welche die Unparteilichkeit des Gerichtes unter dem Einflusse der Regierung leiden könnte. Wir denken viel zu hoch von dem deutschen Richterstand, als daß wir von dieser Gefahr auch nur reden möchten. Eher hat es Grund, wenn darauf aufmerksam gemacht wird, daß auch schon das ein Uebel sei, wenn an ein richterliches Urtheil sich nur der Verdacht des Beeinflußtseins anhänge, und daß dieser Verdacht sich um so leichter ausbilden werde, je unmittelbarer die

räumliche Beziehung zwischen Reichsgericht und Reichsregierung sei. Und sodann möchten wir auch noch darauf hinweisen, daß immer noch ein Unterschied ist zwischen Unparteilichkeit und Unbefangenheit. Die Gefahr aber des unbewußten Bestimmtwerdens durch Auffassungen oder Meinungen des Tages ist in Berlin bei der großen Energie, mit der sich dort, wie in jeder Großstadt, die öffentliche Meinung geltend macht, bedeutender, als in einer Mittelstadt. Wenn andererseits zu Gunsten Berlins in der Vorlage der Reichsregierung geltend gemacht wird, daß durch die Verlegung des Gerichts nach Berlin die Möglichkeit gewonnen werden würde, die Mitglieder des Reichsgerichts für den Dienst des Reiches anderweitig zu verwenden, so erscheint uns das als ein Vortheil sehr bedenklicher Art. Umgekehrt möchten wir der Meinung sein, daß jede Ableitung der Mitglieder des Reichsgerichts von ihrer eigentlichen Berufsthätigkeit im Interesse gerade dieser Thätigkeit möglichst vermieden werden sollte.

Die Frage, ob es sich empfiehlt, alle Organe der Reichsgewalt in Berlin zu vereinigen, ob es nicht im Interesse der Gegenwart angemessener und im Interesse der Zukunft wünschenswerther ist, auch der Peripherie einige Theilnahme an dem Wirken der Reichsgewalt zu gönnen, soll hier nun berührt werden. Aber der Wunsch möge noch einmal ausdrücklich ausgesprochen werden, daß, wie auch die Entscheidung falle, sie getroffen werden möge aus sachlichen Gründen und in vollster Kenntniß aller der Gesichtspuncte, welche hier maßgebend sind. In der Presse fängt die vorliegende Frage erst jetzt an, eingehender behandelt zu werden; es wäre zu wünschen, daß bis zum Zusammentritt des Reichstages die verschiedenen Auffassungen, von welchen in Betreff derselben wohlmeinende und um das Heil des Reichs besorgte Männer ausgehen können, der sorgfältigsten Erörterung unterzogen werden mögen.

Die Reichsstadt Frankfurt und die französische Republik.*)

Von H. Hinze.

Mitte Juni 1796 hatte Jourdan an der Spitze der Maas- und Sambrearmee den Rhein überschritten, das deutsche Reichsheer zurückgeworfen und drang über den Main und durch Franken hindurch nach der Donau vor. Die freie Reichsstadt Frankfurt am Main, welcher schon 1792 durch Custine

*) Nach bisher unbenutzten Papieren des Frankfurter Stadtarchivs.

2,000,000 Gulden Contribution aufgelegt worden waren, wurde von Jourdan natürlich nicht außer Acht gelassen, zumal die Stadt als souveräner Stand des deutschen Reiches, wenn gleich gegen ihren zu Basel klar ausgesprochenen Willen, im förmlichen Kriege gegen die französische Republik begriffen war. Jourdan war daher vollständig berechtigt, bei seinem Vordringen vom Rhein nach der Donau, Frankfurt mit einer Contribution zu belegen, die allerdings mit ihrer Auflage von 8,000,000 Livres sehr hoch ausfiel, während z. B. der Stadt Livorno nur eine Million, dem Herzogthum Württemberg nur vier Millionen aufgelegt worden waren.

Eine so unverhältnißmäßig hohe Contribution, welche den Wohlstand der Stadt stark schädigte, mußte die Regierung derselben veranlassen, zunächst alle Schritte zur Ermäßigung derselben zu thun, und da hierzu nur directe, selbständige Verhandlungen mit dem französischen Heerführer, oder noch besser mit dem französischen Gouvernement selbst führen konnten, so lag es nahe, diese unschuldig scheinende Geldangelegenheit zu benutzen, um ganz im Geheimen auch politische Unterhandlungen, zur Erreichung des anderwärts vergeblich angestrebten Friedens, oder doch wenigstens der Neutralität, zu pflegen. Unmittelbar nach der Auflage der Contribution hatte man in Frankfurt nur die Absicht, sich bittweise an Jourdan zu wenden, und es wurde zu diesem Zweck schon am 20. Juli eine Instruction für ein zu bevollmächtigendes Rathsmitglied ausgearbeitet, welches vornämlich versuchen sollte dahin zu wirken, daß die geforderten, sehr kurzen, Zahlungstermine wesentlich verlängert würden. Die Absendung dieses Deputirten unterblieb jedoch, da man über die Möglichkeit der Innehaltung der Zahlungstermine, welche man anbieten wollte, selbst noch nicht klar orientirt war. Inmitten dieser Zweifel regte ein Einwohner der Stadt, der preußische Hofrath Dettmar Basse von Iserlohn, der sich längere Zeit in Paris aufgehalten hatte und der auch zugleich in Frankreich einen Besitz hatte, auf welchem sich zur Zeit seine Familie aufhielt, ein Mann, welcher die französischen Verhältnisse aus eigener Erfahrung kannte und eine lebhafte Verbindung mit Paris unterhielt, die Idee einer directen Negociation mit der französischen Republik an. Ein flüchtiges Exposé, welches Basse darüber dem Stadtsyndikus Seeger, zum Vortrage in geheimer Rathssitzung gab, befreundete den Rath sofort mit diesen Gedanken. Seine Kriegsdeputation arbeitete schleunigst in diesem Sinne eine Instruction aus, die später auch in Wirksamkeit getreten ist. Diese Instruction suchte zunächst eine Minderung der Contribution zu erlangen, dann aber strebte sie Friede mit der Republik an „vollkommene Neutralität" unter Garantie der Verfassung durch die französische Republik, Schutz des Frankfurter Privateigenthums in den occupirten Provinzen, wie Schutz des Frankfurter Handels überhaupt durch die Revolutionsgenerale.

Würden diese Bedingungen gewährt, so sei man im Nothfalle auch nicht abgeneigt, die Contribution zu erlegen.

Mehr Schwierigkeiten wie die Abfassung dieser Instruction, machte die der Vollmacht; sie verursachte viel Kopfzerbrechens und zwar vornämlich in Bezug auf die nationale Qualification der Bevollmächtigten, aus deren verschiedener Nutzungsfähigkeit man von vorn herein einen möglichst günstigen Eindruck auf das Directorium machen wollte. Der erste Vollmachtsentwurf war ausgestellt „— au citoyen françois, Dettmar Bassé, natif d'Iserlohn en Prusse, domicilié dans la commune de Massy, Canton Lonjumeau"; gegen diese Bezeichnung und die nächsterfundene „sieur Dettmar Bassé, conseiller prussien" erhob Basse Widerspruch, den er damit begründete, daß er in einem Exposé sagte „ich weiß nicht, ob ein französischer Bürger sich mit einer fremden Mission derart chargiren darf — ein Bürger Frankfurts erscheint in dieser Angelegenheit nicht mit der ihm gebührenden Würde, — mit Preußen können schnelle Veränderungen vorgehen, — ich halte es aus diesen Ursachen für dienlicher, wenn die Vollmacht nur für Dettmar Basse, natif d'Iserlohn en Prusse ausgestellt wird. — —"

Wenn nun gleich der Rath ungern einsah, daß die Qualification als Frankfurter Bürger wenig Werth beim französischen Directorium haben dürfte, so wollte er doch nicht officiell bekennen, daß er eine Qualification als Preuße für werthvoller anerkenne, und so einigten sich die regierenden Häupter der Stadt dahin, jede Nationalitätsbezeichnung ihres Gesandten fallen zu lassen und denselben einfach zu deputiren als sieur Dettmar Basse; so konnte derselbe sich bald als Frankfurter, bald als Preuße, ja selbst als Franzose declariren, je nachdem die Strömungen im Laufe der Verhandlungen ihn in diese oder jene Nationalität hineintreiben würden.

Die endschließlich ausgefertigte Vollmacht ertheilte das Recht:

„au Sieur Dettmar Basse, de réclamer près du Directoire exécutif de la république française, pour nous et en nôtre nom, la paix et neutralité pour nôtre ville et son territoire, de traiter et d'arrêter les articles et conditions y rélatives avec la république française et son gouvernement; de même que de solliciter sa garantie et protection, pour la conservation intacte de la liberté politique et de l'independance constitutionelle de nôtre ville."

Noch am 30. Juli übernahm Basse Instruction und Vollmacht, bat aber, ihm als Beistand noch Herrn C. E. Oelsner mitzugeben, ohne diesen jedoch, wenigstens vorläufig, als Gesandten zu accreditiren. Am 31. reisten beide Herren im größten Geheimniß ab, einmal weil die Bürgerschaft vorerst noch nichts von diesem diplomatischen Schritte erfahren sollte, dann aber auch, um den Intriguen in Paris zuvorzukommen, welche von Cassel aus,

mit Hülfe des dort residirenden französischen Gesandten Rivals, eingeleitet worden waren, um Frankfurt in den Besitz des Landgrafen Hessen-Cassel zu bringen.

Der Landgraf von Hessen-Cassel hatte in der Bank von England ganz bedeutende Summen baar deponirt; es waren dies die Kaufgelder für die früher an England gelieferten Unterstützungstruppen. Frankfurt war durch die Höhe der Contribution, und vornämlich wegen der kurzen Zahlungstermine, in schwerer Geldverlegenheit; der Landgraf bot nun der Stadt an, die zur Tilgung der Contribution erforderlichen Mittel ihr baar und sofort zu leihen, während er auf der anderen Seite den bei ihm bevollmächtigten französischen Gesandten bewog, die mit der Eintreibung der Contribution beauftragten Commissäre zur Unnachgiebigkeit gegen jede Bitte um Erleichterung und zur härtesten Eintreibung anzuhalten; durch dieses Doppelspiel hoffte er die Stadt so zu ängstigen, daß sie sich ihm unter allen Bedingungen verschulden würde, und daß er später mit Hülfe Frankreichs von Frankfurt Besitz ergreifen würde. Durch das plötzliche Herausziehen seines ganzen Depots aus der Bank von England hoffte er diese, indirect dadurch auch die englische Regierung, in Geldverlegenheit stürzen zu können und sich hierdurch Frankreich besonders geneigt zu machen.

Diese versteckten Absichten des Landgrafen waren seit kurzem dem Rathe der Stadt Frankfurt nicht mehr fremd; er hatte von zuverlässiger Seite erfahren, daß schon vor Annäherung der Franzosen an den Rhein, also Anfang Juli, der hessische Minister von Waiz seinem Legationsrath Jordis in Frankfurt den vertraulichen Auftrag ertheilt hatte, dahin zu wirken, daß die Stadt sich unter hessischen Schutz begeben möge; zu dieser Schutzgewährung sei Hessen eigentlich von Alters her verpflichtet und auch berechtigt, da die Grafen von Hanau früher als Großvögte von Frankfurt functionirt hätten. Bald nach diesen heimlichen Anträgen war von dem preußischen Geschäftsträger der Kriegsdeputation im Vertrauen eröffnet worden, daß der Landgraf die ganz bestimmte Absicht der Acquisition Frankfurts dem Könige von Preußen mitgetheilt habe, daß dieser aber von der Ausführung der Absicht abgerathen habe; als nun aber gleich nach dieser Mittheilung der König von Preußen in Cassel zum Besuch verweilte, schien es, als ob derselbe doch dazu vermocht worden wäre, wenigstens eine bedingte Einwilligung zu den hessischen Plänen zu geben, die durchzuführen dem Landgrafen so angelegen war, daß derselbe den Zutritt einer Frankfurter Deputation zum König zu verhindern wußte. Mit vielen Schwierigkeiten konnte aber dennoch ein Schreiben das Rathes an den König noch in Cassel übermittelt werden, auf welches hin der König auch in den allgemeinsten Ausdrücken zusagte, daß er sich späterhin, in gegebenem Falle, für die Stadt verwenden würde.

Mittlerweile war zur geheimen Unterstützung der hessischen Pläne am 30. Juli, der Secretär der französischen Gesandtschaft in Cassel, Simon, in Frankfurt eingetroffen, und seine Emissäre suchten in den von dem niedrigen Volke besuchten Wirthshäusern Propaganda für die Idee zu machen, daß man von Seiten der Stadt die pecuniäre Hülfe Hessens unbedingt annehmen müsse. Die hessisch-französischen Maulwürfe fanden aber gerade in diesen Volksschichten einen festen, undurchwühlbaren Boden, während, wie späterhin zu Tage trat, in den besitzenden und am höchsten gestellten Classen der Gedanke an eine Geldnegociation mit dem Landgrafen ab und zu Eingang fand, vielleicht wohl ohne das klare Bewußtsein, daß hinter diesem Geldgeschäft der Verlust der Unabhängigkeit der Stadt drohte.

Der mit der Eintreibung aller Contributionen, welche Jourdan auflegte, beauftragte Generalcommissär Dubreton hatte als Specialcommissär nach Frankfurt Huignier gesandt, welcher vollständig in Abhängigkeit von der Gesandtschaft in Cassel war. Derselbe erklärte denn auch am 6. August sich so wenig befriedigt von der Fortsetzung der Zahlungen, daß er, um eine Pression auszuüben, noch an demselben Tage weitere siebzehn Geißeln, darunter acht Herren des Raths, aushob und nach Frankreich spedirte, so daß die Frankfurter Geißelgesellschaft in Givet auf fünfundzwanzig Köpfe anwuchs, darunter die angesehensten Mitglieder der ältesten Patrizierfamilien. Nachdem durch diese Gewaltmaßregel die Gemüther der Bürger stark geängstigt worden waren, traf am 7. schon der französische Gesandte Rivals in der Stadt ein, und nahm beim hessischen Legationsrath Jordis Quartier. Noch an demselben Tage theilte Jordis der Stadt officiell mit, daß der Landgraf gesonnen sei, der Stadt die Contributionssumme zu leihen.

Rivals war nur erschienen, um allein schon durch seine Anwesenheit eine Pression auf Frankfurt auszuüben. Es lag damals im Interesse Frankreichs, so viel und so rasch wie möglich Geld zur Erhaltung seiner Armeen zu bekommen; es war ihm vollständig gleichgültig, woher es dasselbe erhielt, und da es die rascheste Zahlung der Frankfurt auferlegten Contribution durch ein hessisches Darlehn erkannte, so protegirte es dieses Anerbieten, ganz gleichgültig gegen das etwa daraus entstehende politische Geschick der Stadt.

Durch alles dieses hatte der Rath sehr wohl erkennen müssen, daß die Erhaltung der politischen Unabhängigkeit der Stadt scharf bedroht und zunächst abhängig sei von ihrer Zahlungsfähigkeit, und so entschloß er sich rasch, der Bürgerschaft die Sachlage mitzutheilen. Eine am 9. erlassene Proclamation forderte alle Bürger auf, ihre Werthe innerhalb vierundzwanzig Stunden dem Rathe zur Abzahlung auf die Contribution zur Disposition zu stellen, widrigenfalls die politische Unabhängigkeit des Staatswesens in ernsteste Gefahr gerathen würde. Dies wirkte; die überraschten Bürger schafften herbei,

was zu schaffen war, so daß bis zum 21. August effectiv drei Millionen Livres baar und zwei Millionen in Naturalleistungen, die auf Stadtcredit geliefert worden waren, in Huigniers Cassen und Magazine übergeführt waren; außerdem bevollmächtigte der Rath unterm 15. August, J. W. Metzler zu selbständigen Unterhandlungen mit der französischen Generalität, den Commissären, oder mit wem es ihm immer nothwendig erscheinen sollte, um auch auf diesem Wege zur Herstellung eines Friedens- und Neutralitätsvertrages mit Frankreich und zur Minderung der Contribution, respective Verlängerung der Zahlungsfristen zu gelangen; für den Negociateur, natürlich nur für den französischen, war eine Summe von 4—500,000 Livres ausgesetzt, zahlbar nach der Ratification des zu erstrebenden Vertrages. Man mußte damals im Rathe der Stadt doch die Ueberzeugung haben, daß dieser oder jener stolze Bürger der jungen Freiheits- und Gleichheitsrepublik nicht unzugänglich für den Werthbegriff einer halben Million Francs sein würde; kurzum, eine uralte Republik rechnete gegenüber einer ganz jungen Republik mit Mitteln, welche in die Grundbegriffe republikanischer Freiheit und Gleichheit gar nicht hineinpassen. Im übrigen sei hier schon vorgreifend erwähnt, daß die metzlerschen Unterhandlungen zu keinem Resultat geführt haben.

Mittlerweile waren nun die geheimen Bevollmächtigten Basse und Oelsner am 8. August in Paris angekommen und trafen dort zunächst im allgemeinen eine Stimmung gegen Frankfurt vor, aus welcher sie entnehmen konnten, daß von einer Minderung der Contribution vorläufig gar nicht geredet werden dürfe, wenn man überhaupt die Aussicht auf die officielle Entgegennahme der Bitten der Stadt sich erhalten wolle; die öffentliche Meinung beschäftigte sich naturgemäß mit der politischen Stellung Frankfurts gar nicht, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß Frankfurt für ein ähnliches Schicksal bestimmt sei, wie Hamburg, Lübeck und Bremen, deren Incorporirung in respective Preußen, Dänemark und in den Besitz des Hauses Oranien, von Frankreich in feste Aussicht genommen zu sein schien, zumal den hessischen Absichten auf Frankfurt noch kein Hinderniß in den Weg gelegt worden war, dieselben vielmehr noch stark gefördert worden waren durch den Einfluß, welchen der in Paris sich aufhaltende Prinz Carl von Hessen-Cassel auf hervorragende Mitglieder des Directoriums hatte.

Diese Ungunst der Situation hatte Basse nicht nur aus den Stimmen der öffentlichen Meinung erkannt, sondern auch bestätigt gefunden bei einer Unterredung mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Delacroix, welcher ihm erst am 18. August eine Privataudienz bewilligt hatte. Die unmittelbare Folge dieser Audienz war die Genehmigung der brieflichen Ueberreichung der Vollmacht, und hiermit war der erste Schritt auf der officiellen Bahn geschehen. Allzugroßes Zutrauen auf die Möglichkeit, ihr Ziel auf diesem einen

Wege zu erreichen, hatten die Gesandten aber nicht; sie lernten bald erkennen, daß das Directoire mehr wie jede andere Regierung von der öffentlichen Meinung beeinflußt war, und daß es zunächst nothwendig war, diese öffentliche Meinung umzustimmen, zu Gunsten eines Verständnisses für die politische Stellung Frankfurts und daraus resultirend der Erhaltung der politischen Unabhängigkeit der Stadt.

Oelsner verfaßte daher eine kleine Broschüre, welche ungefähr am 20. August erschien, während eine andere Broschüre, deren Verfasser wir nicht genau ermitteln konnten, den wir aber mit der größten Wahrscheinlichkeit in Basse zu suchen haben, Ende August veröffentlicht wurde; diese Veröffentlichungen geschahen nicht nur in Form von Separatbroschüren, sondern auch in Abdrücken derselben in allen Pariser Zeitungen. Ihr Plan gipfelte in der Schöpfung eines ohnmächtigen deutschen Föderativstaates zu Gunsten Frankreichs.

Es ergreift uns heut noch ein Gefühl tiefer Trauer bei dem Lesen dieser schmachvollen Beweise des Verfalls nationaler Würde, dieser Ausgeburten des engherzigsten Particularismus, wenn auch die Schuld weniger den Einzelnen, als das große Ganze treffen mag.

Die beiden Frankfurter Bevollmächtigten hatten die schwache Seite des französischen Nationalcharakters, die Nationaleitelkeit, als die Handhabe erkannt, vermittelst welcher sie die öffentliche Meinung und durch diese, wenigstens indirect, auch das Directorium für sich gewinnen konnten; die sehr weise vertheilten Broschüren begannen wirklich in sehr kurzer Zeit die öffentliche Meinung für die politische Stellung Frankfurts zu interessiren und allmählich zu seinen Gunsten umzustimmen. Das Interesse an der Erhaltung eines republikanischen Staatswesens lag ja naturgemäß in dem Gefühle jedes französischen Republikaners; ferner mußte die vorgeschlagene Erhaltung und Förderung der Uneinigkeit der deutschen Staaten als richtig im Interesse Frankreichs anerkannt werden. In Bezug auf die letzteren Vorschläge erhielten die Frankfurter Bevollmächtigten — Oelsner war mittlerweile auch accreditirt worden — Ende August noch Verbündete, welche nach gleichem Ziele strebten, in den Gesandten des fränkischen Reichskreises, während die des schwäbischen, zu gleichem Zweck, täglich erwartet wurden; diesen Gesandten schlossen sich die Frankfurter zu gemeinschaftlicher Arbeit an, wohl fühlend, daß eine gemeinschaftliche Action, schon durch die Vermehrung des durch sie repräsentirten Volksgewichtes, rascher wirken könne, wie die nur leicht wiegenden Einzelactionen. Es war daher auch ein naturgemäßes Bestreben der Frankfurter Bevollmächtigten ihr eigenes, so geringes Gewicht, noch dadurch vermehren zu wollen, daß sie sich bemühten, als Bevollmächtigte des oberrheinischen Kreises, zu welchem Reichskreise ja Frankfurt gehörte, auftreten zu dürfen.

Basse schreibt vom 29. August unter anderem:

„Wir sind mit den fränkischen Bevollmächtigten eins geworden, so constitutionsmäßig zu verfahren, als nur immer möglich ist; man hofft sogar und erwartet täglich die Einwilligung des Kaisers zu allen beliebigen Schritten des fränkischen und schwäbischen Kreyßes. Der Wiener Hof ist geneigter, die Unabhängigkeit derselben, als ihre Hingabe an Hessen und Preußen, anzuerkennen. — Die drei (oberrheinischer, schwäbischer und fränkischer) Kreyße, mit einander verbunden, von Frankreich geschützt, sind im Stande, die ungerechten Anmaßungen der großen Fürsten abzuhalten. Geschieht dieses nicht, so ist Nichts gewisser, als daß Preußen und Hessen sich in die Länder, außer Sachsen, theilt. Dies kann Oesterreich ohnehin nicht zugeben und so bleibt unsere Gegend ein ewiger Schauplatz des Krieges und des damit verbundenen Unglücks."

Während diese Dinge sich in Frankfurt und Paris entwickelten, lediglich auf der Grundlage des Glaubens, daß die Armeen der Republik stets und überall siegreich sein und bleiben würden, verschob sich im letzten Drittel des Monats August diese Grundlage bei der Armee der Sambre und Maas, welche bis zur Regnitz vorgedrungen war, vollständig. Jourdan sah sich nach den Niederlagen Moreaus, nach seiner eigenen Schlappe vor Würzburg zum Rückzug gezwungen. Es war unter diesen Umständen selbstverständlich, daß die französische Besatzung nunmehr auch Frankfurt räumte; die Räumung begann am 4.; am 6. war nur noch ein kleines Detachement zum Schutz der zuletzt abziehenden Contributionscommissäre dageblieben, und in der Nacht vom 7. zum 8. verließen die letzten Franzosen die Stadt, welche vier Stunden darauf schon die ersten österreichischen, leichten Truppen aufnahm.

Während der letzten Tage des August war wohl die Kunde von dem Beginn der rückgängigen Bewegung Jourdans in Frankfurt angelangt; Huignier drängte daher immer stärker auf den Rath der Stadt, die Contribution voll auszuzahlen; der Rath that sein Möglichstes, theils aus Furcht vor Gewaltmaßregeln, zu deren Ausführung der Commissär ja noch immer die Gewalt besaß, theils aus politischen Rücksichten, nach welchen er das französische Gouvernement sich für die Zukunft geneigt erhalten wollte. Trotz alles Fehlschlagens verschiedener Versuche, hessische Gelder auf Privatwechsel zu erhalten, — diese Versuche wurden alle zurückgewiesen, mit dem Bedeuten, daß nur Geld für die officielle Stadt da sei, — brachte der Rath noch eine Million Livres auf, welcher er in den Tagen vom 24. August bis 2. September, und zwar die stärksten Raten am 1. und 2. September zahlte; er wollte hierdurch gerade zeigen, daß er seinen Verpflichtungen loyal nachkommen wolle, und es ist sicher, daß dieses Verhalten ihm in Paris auch auf das günstigste angerechnet worden ist.

Je näher der Rückzug der Franzosen an Frankfurt kam, desto gefügiger wurden die Commissäre, und am 3. September vereinbarten dieselben mit dem Rath, daß für die noch ausstehenden vier Millionen zwei Wechsel von der Stadt auszustellen seien à zwei Millionen, zahlbar der eine nach einem Jahre, der andere nach zwei Jahren; diese Wechsel wurden am 3. Nachmittags dem Generalcommissär Dubreton übergeben, wofür dieser wiederum versprach, bei seinem Gouvernement dahin wirken zu wollen, daß die von der Stadt auf Specialrequisitionen geleisteten Naturalien, deren Werth auf rund einundeinhalb Million Livres angenommen wurde, auf diese Wechsel in Anrechnung gebracht würden. Der Werth der Lebensmittel, welche bis dahin auf Grund der Generalrequisition Jourdans für seine Armee geliefert worden waren, und deren Anrechnung auf die Contribution unstatthaft war, betrug bis zum 1. September rund 3,000,000 Livres.

Einen besonderen Druck haben die Commissäre, seit dem 2. September, auf den Rath nicht mehr ausgeübt, und ihre Trennung von Stadt und Bürgerschaft erfolgte demnächst auf freundschaftlichste Weise; der Rath ließ sich sogar, als Schutzbriefe für die Zukunft, ein Wohlverhaltungsattest von den Generalen Duvignot und Marceau ausstellen.

So war die Situation, welche der Rath am 7. September, vermittelst Courierbriefes, seinen Bevollmächtigten in Paris schilderte, mit genauer Angabe aller Geld- und Naturalleistungen, welche bis zur Stunde geschehen waren; aus dieser Situation erklärt sich auch der zugleich ertheilte abschlägige Bescheid zu dem Ansuchen der Bevollmächtigten, sich an den schwäbischen und fränkischen Kreis anschließen zu dürfen, weil „der Schritt das Ansehen einer Coalition mit den Ständen jener Kreyße haben würde, mit welchem doch Frankfurt in keinem politischen Verbande steht;“ der Rath fand, „daß diese Coalition entweder gegen den König von Preußen, dessen Verwendung wir doch beim französischen Gouvernement erbetten und zugesichert erhalten haben, oder als gegen den Kaiser gerichtet zu seyn schienen, und zu einer Zeit, wo unsere Stadt von kaiserlichen Truppen besetzt wäre, die gefährlichsten Folgen haben könnte.“ „Die Zurückberufung unseres Contingents ist,“ hieß es weiter „eine hauptsächliche Rücksicht; sie mit Gewalt durchzusetzen ist uns unmöglich; alle Wege der Negoziation, um dahin zu gelangen, werden aber unfehlbar von uns angewendet werden, und das Unvermögen der Stadt, solches länger im Felde zu unterhalten, ein starkes Motiv seiner Zurücksendung werden können.“

Die Gründe für die Zurückberufung des Contigentes schienen aber dem Reichsfeldmarschall, Erzherzog Karl von Oesterreich, welcher seit dem 11. September sein Hauptquartier in Windecken, zweiundeinhalb Meilen östlich von Frankfurt, aufgeschlagen hatte, keineswegs einzuleuchten, denn er schlug das diesbezügliche Gesuch des Raths am 12. rund ab. Eine noch größere Unan-

nehmlichkeit zog sich aber aus demselben Hauptquartier gegen Frankfurt zusammen; das erste Anzeichen derselben — das nachfolgende Schreiben — setzte die Herren Senatoren in arge Angst und Verlegenheit.

„Edle und Ehrsame, Besonders Liebe! Da der Feind wegen den der Stadt Frankfurth angesetzten und zum Teile noch rückständigen Kontribuzionen die von da weggeführten Geißeln noch immer zurückbehält; so muß ich die Herren als kommandirender Kaiserlicher und Reichs General Feldmarschall in Bezug auf die existirenden Reichs Gesetze, die in das Reich erlassenen Kaiserlichen Edikten, und die darauf gegründete Proklamazion des Kaiserlichen und Reichs General Armee Kommandos ernstlich warnen, weder an baarem Geld, noch durch Wechsel, oder auf eine sonstige Art um so weniger irgend etwas zur Auslösung oder Unterstützung der abgeführten Geißeln in die von dem Feinde besezten Länder zu übermachen, als in einem dergleichen Betrettungsfalle nach Militärischen Grundsätzen zu Werke gegangen, und nicht nur die hiezu bestimmten Summen in Gemäßheit der vorhandenen Gesetzen konfiszirt, sondern auch derjenige — der solche Zahlungen leistet oder dabei mitwirkt — zur Erstattung des Doppelten angehalten, und nach bewandten Umständen mit persöhnlichem Arreste und nahmhafter Strafe belegt werden wird.

Ich beharre mit vorzüglicher Werthschätzung der Herren

gutwilliger

Ehz. Carl. F.M.

Hauptquartier Windecken
den 11ten des Herbstmonats 1796."

Auf dieses üble Schreiben beschloß der Rath — nicht zu antworten, hoffend, daß der Erzherzog die Ausstellung der zwei Wechsel überhaupt nicht erfahren werde; das Geheimniß derselben muß aber doch nicht ganz gut gewahrt worden sein, denn am 25. September, recht früh zeitig, wurde der consul senior durch einen etwas lauteren Donner unsanft aus seinem Schlummer gerissen; eine Estaffete überbrachte folgendes Schreiben:

p. p.

„Ich laß in den Zeitungen, daß die Französischen Kriegskommissaire sich vier Millionen Livres als den Rückstand der ausgeschriebenen Kontribuzion in Handlungs Papieren hätten auszahlen laßen.

Ich ersuche demnach die Herren mir unverzüglich und umständlich an Handen zu geben, worin diese Papiere bestanden seyen, und was für

eine Bewandniß es überhaupt damit habe? Ich erwarte ohne Zeitverlust die deshalbige ausführliche und bestimmte Rückäusserung mittels Esstafette und harre indeßen mit besonderer Zuneigung der Herren

gutwilliger

Carl. F.M."

Die hierauf erfolgende Antwort erklärte dem Erzherzog, daß zu Beginn des Rückzugs der französischen Truppen die Kriegscommissaire solche erbarmungslose Drohungen *) zur sofortigen Auftreibung der noch rückständigen vier Millionen gethan hätten — wie Haussuchung mit den strengsten Zwangsmaßregeln, Wegnahme und öffentlicher Verkauf aller Waaren aus den Läden und Magazinen u. s. w. —, daß dieses große Unglück nur hätte vermieden werden können durch Abgabe „zweier städtischer au porteur gestellten in resp. ein und zwei Jahren zahlbaren mit 4 per cent verzinslichen Obligationen."

Daß der Erzherzog mit dieser ungenügenden und ausweichenden Antwort nicht zufrieden gestellt sein würde, war vorauszusehen; unterm 27. ersuchte er daher den Rath, „ihm zur genaueren Kenntniß, sobald als möglich eine Abschrift derselben **) sammt einer beigefügten Erläuterung, und zugleich die Mittel an Handen zu geben, durch die sie allenfalls jetzt noch unwirksam gemacht werden können."

Durch diese Anforderung wurde der Rath in eine nicht geringe Verlegenheit gesetzt; er stand zwischen zwei Feuern; wurden die Obligationen durch den Erzherzog annullirt, so war zunächst von einer Befreiung der Geißeln nicht die Rede, und das Schlimmste, die Unmöglichkeit, Frankreich zur Abschließung des geheimen Tractats zu bewegen, stand in sicherster Aussicht. Die geheimen Unterhandlungen mit Frankreich durften unter keinen Umständen dem Erzherzog mitgetheilt werden, und so stellte denn der Rath in einer äußerst gewundenen Erklärung, unterm 30., dem Erzherzog vor, daß die Obligationen, ohne besondere Cession, vom französischen Gouvernement schon hätten an irgend beliebig Andere abgegeben sein können, welche Andere nunmehr in ihren Rechten gekränkt werden würden, daß aber etwa, trotzdem noch anzuwendende, Mittel der Strenge nur zur Folge haben würden, daß die Freilassung der Geißeln in unabsehbare Ferne würde hinausgeschoben werden; unter diesen Geißeln befänden sich aber auch fünfzehn Mitglieder des Rathes, deren baldigste Rückkehr für die geordnete Verwaltung der Stadt

*) Wir halten es nicht gerade für unwahr, daß solche oder ähnliche Drohungen mündlich ausgestoßen worden sein mögen, irgend welche Notiz von der Wirklichkeit derselben haben wir jedoch in den Acten nicht zu finden vermocht.

**) Der Obligationen.

aber von äußerster Wichtigkeit sei; endlich würde, im Annullirungsfalle, sich das französische Gouvernement dadurch bezahlt machen, daß dasselbe das Eigenthum der Frankfurter Bürger, welches diese vermittelst Handlungsverkehrs oder durch andere Erwerbungen in Frankreich besitzen, an sich nehmen würde; aus allen diesen Gründen sei eine gütliche Uebereinkunft jeder Maßregel der Strenge vorzuziehen.

„Nur höchst ungern“ — schreibt die Kriegsdeputation desselben Tages den Bevollmächtigten in Paris, mit gleichzeitiger Uebersendung des Auftrages, die Correspondenz zwischen der Stadt und dem Erzherzog dem Directorium secret vorzulegen, wenn es sein müßte — „mußten wir uns zur Mittheilung der verlangten Abschriften unserer Verbriefungen an den Erzherzog entschließen, und wir thaten es nicht anders, als unter den triftigsten Vorstellungen, daß doch unsere Stadt und das Schicksal unserer Geißeln durch unwirksame Maßregeln zur Vernichtung jener Verbriefungen nicht compromittirt werden möge. Ueber den Argwohn, zu dem Gegentheil ins Geheime cooperirt zu haben, sind wir hoffentlich erhaben.“

Doch noch in derselben Rathssitzung, in welcher diese beiden Schreiben berathen worden waren, kam deutlich das Mißtrauen zum Ausdruck, welches man in die Wirkung der Antwort an den Erzherzog setzen mußte; man ventilirte die Absendung eines Specialgesandten ins Hauptquartier, fertigte für denselben am 3. October eine Instruction aus, nach welcher der Gesandte, Oberst von Planitz, zunächst mündlich beim Erzherzog all die Gründe noch einmal vortragen sollte, welche in dem nochmals erstatteten Bericht enthalten waren, deren Hauptinhalt aber der war, den geheimen Secretär von B . . . . e für die Interessen der Stadt zu gewinnen. Es war in diesem Theile der Instruction ganz genau vorgeschrieben, wie dieser Herr Geheimsecretär vorsichtig durch die Hindeutung auf eine „reelle Erkenntlichkeit“ angelockt, und in welchem Falle demselben diese wirklich angeboten, und endlich ausgezahlt werden sollte.

Planitz kam am 6. October in Rastatt gerade zur Audienz ins Vorzimmer des Erzherzogs, als Herr von B. eben dort auf den Ruf zum Vortrag wartete, in welchem er den Befehl zur öffentlichen Annullirung der beiden Wechsel unterschreiben lassen wollte. Die Beredtsamkeit Planitzens erwirkte zunächst die Verschiebung der Vorlage des Befehls zur Vollziehung; eine Privatbesprechung in Bs Wohnung, gleich nach der Audienz, wurde verabredet, und der gnädigen, wenn auch keineswegs aussichtsvollen, Audienz folgte eine Einladung Planitzens zur Tafel.

Während der Tafel schlug nun der Wind fühlbar zu Gunsten der Stadt um; nach der Tafel wurde noch eine längere Conferenz in der Wohnung des Geheimsecretärs abgehalten, welche damit endete, daß als Antwort des Erz-

herzogs an die Stadt dem Oberst unter anderem Nachstehendes in die Feder dictirt wurde:

„Die Gesinnungen Sr. Königl. Hoheit gehen dahin, daß die Obligations über die 4 Millions in Pappier durch eine öffentliche Proclamation in allen Zeitungen annullirt werden; dieses wird jedoch erst geschehen, wenn die Unterhandlungen der Stadt Frankfurt um Ruckerhaltung der Geißeln völlig beendigt sind.“

Während das anfänglich so drohend aussehende Gewitter in Frankfurt sich verzogen und schließlich in hellen Sonnenschein umgewandelt hatte, schwebte das Schifflein der geheimen Unterhandlungen in Paris unstät und mit immer geringeren Aussichten auf die glückliche Erreichung des Friedenshafens hin und her. Die zu Ende August günstig gewordene Stimmung war nämlich auf einmal wieder umgeschlagen; die hessischen Intriguen hatten an den maßgebenden Stellen die Zahlungsfähigkeit Frankfurts überhaupt, und vornehmlich den guten Willen zur Zahlung, stark discreditirt; der preußische Gesandte unterstützte das Vorhaben Hessens dadurch, daß er die öffentliche Meinung in den Glauben setzte, daß Frankfurt keine „Freie Stadt“, sondern eine „Kaiserliche Stadt“ sei, so daß die Bevollmächtigten im Anfang September sich einem Widerstand gegenüber fanden, welcher ihnen noch stärker erschien als der, welchen sie bei Anfang ihres Beginnens vorgefunden hatten.

Zu außerordentlich gelegener Zeit erhielten nun die Bevollmächtigten unerwartet eine neue Unterstützung, und zwar, wie so oft in der Politik, durch eine schöne Frauenhand. Madame Treutell, auf einem Landgut bei Paris wohnhaft, hatte intime, freundschaftliche Beziehungen zu der Familie eines Mitgliedes des Raths in Frankfurt; dieser Senator hatte sich nun privatim an seine Freundin mit der Bitte um Unterstützung durch Rath und That für die Bevollmächtigten gewendet, und diese Frau war es, welche wiederum durch ihren Freund, den Deputirten zum conseil des cinq-cents, Dentzel, den Frankfurter Bevollmächtigten einen Canal ins directoire exécutif eröffnete, durch welchen sie endlich zu ihrem Ziele gelangen sollten. Madame Treutell schreibt nach Frankfurt über die Qualificationen ihres Freundes Dentzel:

„mir fiel“ — nämlich im Laufe der ersten Unterredung mit Oelsner — „der Deputirte Dentzel ein, der mir mehrmals mit Wärme das Versprechen gethan und neulich wiederholt hatte, daß er mir in allen Angelegenheiten als wahrer Freund dienen würde. Er hat einen langen Arm, reicht auf der einen Seite zum Minister, auf der anderen ins directoire und ist im conseil sehr geschätzt: also ist er der Mann, den wir brauchen, wenn er seinem Versprechen Ehre machen will.“

Dentzel wurde nun von Madame Treutell und Oelsner besucht; sie

schreibt hierüber weiter: „Dentzel entsprach ganz unserer Erwartung: er that das heilige Versprechen, daß er Alles thun würde und daß er gegründete Hoffnung durchzusetzen, weil Ihre Forderung sich auf Billigkeit begründe, daß er sich ganz dafür verwenden wolle und sogar glaube, in acht bis zehn Tagen das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen. Diese unerwartete Hoffnung brachte Herrn Oelsner so ausser sich vor Freude, daß er beim Wegfahren im Wagen so hoch in die Höhe sprang, daß ich mehreremals fürchtete, er spränge mir noch zur Kutschenthüre hinaus". Aus dieser einfachen Erzählung ist klar zu erkennen, wie hoffnungslos Oelsner vor diesem Besuch gewesen sein muß.

Am 14. September langte der, am 7. aus Frankfurt abgegangene, Courier mit dem oben erwähnten Bericht über die Situation dort in Paris an, und schon am 17. nahm der Minister der auswärtigen Angelegenheiten einen erneuten Antrag der Bevollmächtigten als discutirbar entgegen, in welchem verlangt wurde: 1. Freilassung der Geißeln; 2. Neutralität, im Fall die französischen Truppen das Gebiet der Stadt wieder besetzen wollten; 3. die Versicherung der französischen Regierung, nicht zuzugeben, daß eine auswärtige Macht über Frankfurt, ohne Bewilligung seiner Einwohner, disponiren dürfe.

Für die eventuelle Gewährung dieser drei Puncte verpflichteten sich die Bevollmächtigten, den rückständigen Theil der Contribution in beschleunigten Terminen und Lieferungen zu bezahlen, wozu, um das Geschäft nach Möglichkeit abzukürzen, Basse sich persönlich verpflichtete, den ersten Wechsel über zwei Millionen schon nach drei Monaten einzulösen.

Die jedenfalls auffallende persönliche Uebernahme eines so bedeutenden Wechsels durch Basse hatte folgende Begründung. Das französische Gouvernement hatte Kenntniß von den Maßregeln des Erzherzogs Carl erhalten, welche für die Annullirung dieser Wechsel eingeleitet worden waren; das Gouvernement bedurfte aber vor allen Dingen Geld, und immer wieder Geld, und nur dies war sein augenblickliches Hauptziel bei allen seinen Friedensunterhandlungen; waren die Wechsel einmal annullirt, so erhielt es vor der Hand Nichts, es verlangte daher, daß die Wechsel des von der Stadt Frankfurt ihnen gegebenen officiell politischen Charakters möglich rasch entkleidet und in gewöhnliche Handelswechsel mit kurzen Fristen umgewandelt wurden. Basse kam dieser, sehr dringend gestellten, Cardinalforderung nach kurzem Ueberlegen durch Uebernahme des ersten Wechsels entgegen, dessen größten Werththeil, drei Viertel, das Gouvernement nun seinerseits sich wieder bereit erklärte, in Militärtuchen, das vierte Viertel nur in Baar anzunehmen; die Lieferung dieser Tuche übernahm die Pariser Firma Torrent & Comp.

Zur Erklärung des Dazwischentretens einer Pariser Firma in diese rein politische Action müssen wir eine kleine Abschweifung aus dem officiellen in

das private Gebiet machen, und zunächst Herrn Dettmar Basse seiner officiellen Mission entkleiden; nach diesem Kleiderwechsel erscheint er uns als Theilhaber der Firma C. D. von der Beeke in Iserlohn, eines Handlungshauses, welches vornehmlich en gros-Geschäfte in — Militärtuchen machte. Was war natürlicher, als daß der Theilhaber dieser sehr leistungsfähigen Firma die Zeit, welche ihm der Frankfurter Diplomat übrig ließ, im Interesse seines Hauses verwendete, und so gelang es diesem Theilhaber schon am 2. September mit Torrent & Comp. ein Geschäft abzuschließen, nach welchem das Iserlohner Haus dem Pariser 282,700 Ellen verschiedener Militärtuche zum Preise von 2½ Millionen Livres verkaufte; was war ferner natürlicher, als daß, da der französische Kriegsminister für den ersten Frankfurter Wechsel zum Theil Tuche haben wollte, der Diplomat, dem dieses Verlangen gestellt worden war, den Kaufmann in sich zu Rathe zog, sich mit sich selbst einige Mal mischte, daß in Folge dessen C. D. von der Beeke am 26. October mit Torrent & Comp. ein zweites Geschäft abschloß, in welchem Ersterer dem Letzteren für 2 Millionen Livres Militärtuche verschiedener Art zu liefern hatte, wofür Torrent den ihm vom Kriegsminister übergebenen Wechsel von 2 Millionen in Zahlung gab.

Diese Doppelqualification des Herrn Bevollmächtigten, deren Vorhandensein und so gelegentliches Erscheinen ein Berufsdiplomat, und vielleicht auch noch mancher andere harmlosere Mensch, nicht mit den wohlwollendsten Blicken zu betrachten das Recht haben dürfte, hat ja effectiv in der Folge der Stadt Frankfurt einen großen Nutzen geschaffen, aber zu der Zeit, als diese Stadt die lakonische Meldung erhielt, daß Basse „um das Geschäft abzukürzen, den ersten Wechsel binnen 3 Monaten einlösen würde" verwunderte der Rath sich höchlichst über dieses eigenmächtige, persönliche Auf- und Eintreten seines Bevollmächtigten, muthmaßte im Stillen, daß diesem hohen Grade von Aufopferungsfähigkeit doch wohl im Verborgenen irgend ein persönlicher Nutzen zu Grunde liegen würde, erkannte, daß derselbe auf schriftlichem Wege wohl kaum würde entdeckt werden können, und schickte in Folge dessen am 25. October ein Mitglied des Raths, Herrn Mylius, nach Paris, mit der Vollmacht, Einsicht von allen und jeden Verhandlungen des Bevollmächtigten zu nehmen. Wie schon dargestellt, waren dort am 17. September die Verhandlungen wieder aufgenommen worden; sie blieben im vollen günstigen Zuge; die Grundzüge des Tractats, in welchem außerdem noch nachgegeben worden war, daß 1,400,000 Livres für Naturalleistungen auf den zweiten Wechsel in Abrechnung gebracht wurden, waren am 8. October vom Directorium definitiv festgestellt und von den Bevollmächtigten angenommen worden. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte an demselben Tage den Befehl zur Formulirung und zum Abschluß des Tractats erhalten, und trotzdem wurden

et après avoir échangés leurs pouvoirs respectifs, les dits Plenipotentiaires sont convenus de ce, qui suit:

Article 1. A compter de ce jour toutes hostilités cesseront avec la ville de Frankfort et son territoire, elle sera traitée comme les pays neutres, il ne pourra être levée aucun contribution nouvelle, ni sur elle, ni sur les individus, qui habitent dans son ressort, ni sur leurs propriétés

Art. 2. Les armées françoises pourront néanmoins traverser la dite ville et son territoire, y séjourner et y occuper au besoin les postes militaires.

Art. 3. Les ôtages pris pour servir de caution du payement des contributions précedement imposés [illegible]ent mis en liberté aussitot après l'échange des ratifications [illegible] Les passeports nécessaires po[illegible] retourner dans leur [illegible] délivrés.

Art. 4. Il sera donné main-levée de tout séquestre, qui auroit pu être mis sur les marchandises et les créances des habitans de Frankfort et son territoire tant en France, que dans les pays occupés par les armées françoises. Les ordres, à ce nécessaires, seront expediés.

Art. 5. La République françoise consent que dans le cas de la prise ou reddition de Mayence, les troupes, formant le contingent de la ville de Frankfort, puissent librement retourner dans leurs foyers.

Art. 6. La République françoise promet à la ville libre et Impériale de Frankfort ses bons offices pour qu'elle conserve son indépendence constitutionelle et tous les droits, dont elle a joui jusqu'à présent. Et réciproquement la ville de Frankfort s'engage à séconder de tout son p[illegible]oir la République françoise dans les arrengements, qu'elle a à prendre avec l'empire Germanique.

Art. 7. Les deux billets au porteur, l'un de deux millions de livres Tournois payable dans un an, et l'autre de pareille somme payable dans deux ans, seront aquittés dans les délais et dans la forme ci-après stipulés.

Art. 8. Les députés de la ville de Frankfort engageront leur garantie personelle envers la maison de Torrent et compagnie pour le payement du billet de deux millions de livres payable dans un an, et réciproquement la dite maison de commerce s'obligera sous la garantie de dites députés à fournir à la République françoise, qui l'accepte, pour quinze cents mille livres de draps, propres aux uniformes de ses troupes, dans le délai de huitaine et pour cinq cents mille livres dans le délai de trois mois, à compter de ce jour.

Art. 9. Le billet au porteur de deux millions, payable dans deux ans, sera annullé et remis à la ville de Frankfort, au moyen de quoi elle s'oblige à délivrer à la trésorerie nationale pour une somme de six cents mille Francs en lettres de change payables ainsi qu'il suit: à 3 mois 50,000 Francs, à 4 — 50,000, à 5 — 50,000, à 6 — 50,000, à 7 — 50,000, à 8 — 50,000, à 9 — 50,000, à 10 — 50,000, à 11 — 100,000, à 12 — 100,000, total 600,000 Francs. Ces lettres de change seront tirées par de negocians sur les places de Hambourg, Amsterdam, Basle et Paris, elles seront acceptées par d'autres negocians et passées à un ordre au blanc, elles ne porteront aucunes caractères, qui puissent les distinguer d'un effêt ordinaire de commerce, elles seront fournies dans les 21 jours, qui suivront la signature de la présente convention.

Art. 10. Au moyen de l'arrengement, porté en l'article précédent, la ville Impériale de Frankfort déclare le République françoise quitte de tout ce qu'elle pourroit lui devoir pour contributions, fournitures, indemnités et toutes autres répetitions jusqu'au jour de l'échange des ratifications de la présente convention;

s'obligeant, même à garantir la République françoise de tout répetition, que ses habitans pourroient former contre elle pour les mêmes causes.

Art. 11. Il sera remis à la ville libre et Impériale de Frankfort une déclaration portant, que la République s'est determinée à lui accorder la neutralité et à mettre ses ôtages en liberté, par égard pour la bonne conduite, qu'elle a tenue envers l'armée de Sambre et Meuse, pendant elle occupait son territoire.

Art. 12. La presente convention secrète sera ratifiée et les ratifications èchangées dans quarante jours pour tout délai et plutot s'il est possible.

à Paris le sept Brumaire an cinq de la Rèpublique françoise une et indivisible.

(sig.) Ch. Delacroix. Dettmar Basse. Conrad Engelbert Oelsner.

Le directoire exécutif, arrête et signe la présente convention secrète avec la ville libre et Impériale de Frankfort sur le Main, négociée an nom de la République françoise par le Ministre des relations extérieures chargé de ses instructions à cet effet.

Fait au Palais national du directoire exécutif, le huit Brumaire an cinq de la République françoise une et indivisible.

Pour l'expédition conforme
Le président du Directoire exécutif
(sig.) P. Barras.

Le ministre des relations extérieures.
(sig.) Ch. Delacroix.

Par le Directoire exécutif
Le secretaire general.
(sig.) Lagarde.

Die Stadt Frankfurt hatte also Alles erreicht, was in ihren Wünschen lag, sie stand unter dem geheimen Schutz des von ihr für allmächtig gehaltenen Frankreichs, sie hatte ihr Deutschthum verkauft für 1,400,000 Francs!

Die Aufklärungen, welche Basse in Frankfurt nach Uebergabe der Convention über sein persönliches Eintreten für die ersten zwei Millionen abgab, wurden genügend gefunden, am 12. wurde der Vertrag ratificirt, am 14 und 15. wurde die finanzielle Seite des Geschäfts, für deren ganze Erledigung Basse nunmehr eintrat, durchgearbeitet und dahin abgeschlossen, daß Basse von der Stadt erhalten sollte, mit der Einlieferung der ersten Obligation: 1 Million baar, 1 Million in gewöhnlichen Stadtobligationen, zu vier Procent verzinslich, au porteur und auf sechs Jahre ausgestellt und mit einer Vergütung von zwei vom Hundert; zur Einlieferung der zweiten Obligation erhielt er Wechselbriefe auf 600,000 Livres. Nachdem er diese Sicherheiten und Fonds erhalten, reiste Basse am 16. wieder ab, traf am 26. in Paris ein, und zwar gerade noch zur letzten Stunde zurechtkommend, um das ganze mühselige, der Vollendung so nahe geführte Werk von einem jähen Untergange zu retten.

Die Vertretung der hessischen Interessen hatte, trotz des Tractates, nicht aufgehört zu wirken, hatte versucht ihren letzten Trumpf auszuspielen, und

zwar, so unglaublich es klingt, durch Vermittelung eines Frankfurter Bürgers; wir verschweigen absichtlich seinen Namen, um der heute noch in Frankfurt als hoch angesehen wohnenden Familie eine unangenehme Erinnerung zu ersparen; vermuthlich weiß sie sogar nichts von den damaligen Vorgängen. Dieser Frankfurter Bürger hatte — wie er selbst erklärte in der Hoffnung, bei diesem Geschäft „sein Glück" zu machen — durch den gewöhnlichen Bestechungsmodus der unteren und dann der höheren Beamten — unter anderem hatte ein Beamter der trésorerie nationale 4000 Louisdors erhalten — Eingang in die Ministerien des Krieges und der Finanz enerhalten; die Folge davon war, daß auf einmal von seiten der Maas- und Sambrearmee dringend die beiden Frankfurter Obligationen verlangt wurden, „da dort Gelegenheit sei, solche ganz und ohne alle Bedingungen bezahlt zu erhalten." Ins Ministerium des Aeußeren war eine falsche Nachricht eingedrungen, daß Frankfurt den Vertrag nicht ratificiren werde. Diese Machinationen scheiterten füglich nur an der Festigkeit des Ministers Delacroix, welcher erklärte, erst die Rückkehr Basses abwarten zu wollen, dessen schleunigste Rückkehr er, Oelsner gegenüber, allerdings auch für äußerst wünschenswerth bezeichnete. Am 26. erschien der heißersehnte Basse; für den 29. war der Termin zum Austausch der Ratificationsurkunden angesetzt. Da trat in der Tags vorher stattgehabten Audienz der Bevollmächtigten bei Delacroix noch ein kleiner, unangenehmer Zwischenfall ein. Delacroix drückte sein Verwundern darüber aus, daß die Stadt Frankfurt nicht ein besonderes Dankschreiben an das Directorium und an ihn mitgeschickt habe; das Versehen wäre irreparabel gewesen, wenn nicht Oelsner geistesgegenwärtig erklärt hätte: statt der Schreiben sei sogar ein Mitglied des Rathes mit Basse eingetroffen, welches um die Ehre bitte, mündlich den Dank der Stadt ausdrücken zu dürfen.

Wohl oder übel mußte denn am 29. Mylius als redender, officieller Diplomat auftreten. Wir geben das Wesentliche dieser Anrede ans Directorium, und die Gegenrede Barras' hier wieder, als vollgültige und die Situation charakterisirende Zeichen ihrer Zeit.

Mylius sagte nach den üblichen Einleitungsschmeicheleien:

„Niemals hat die öffentliche Meinung Frankfurts sich verbunden mit den Feinden Frankreichs. Wir haben Euren großartigen Arbeiten zugejubelt, weil in ihnen die Hoffnung der Weisen ausgeführt wurde. Die Emigranten haben wir aus unserem Weichbilde ausgewiesen, und die constituirende Assemblée beehrte uns mit einem Zeugniß ihrer Anerkennung hierfür. In der Folge eingeschlossen in das Gebiet der gegen Frankreich coalitionirten Mächte, haben wir nicht unterlassen, gegen den Krieg zu protestiren, und unsere Stimme für den Frieden erschallen zu lassen. Die französische Republik ist mittlerweile der Gegenstand der Bewunderung und der Schrecken derjenigen Mächte

geworden, welche gegen dieselbe alle Vorurtheile Europas unter die Waffen gerufen hatten, aber diese Republik — sie ist eine ungeheure Eiche geworden, deren festes Schutzdach alle friedfertigen Nachbarn aufsuchen.

„Bürger Director! Ihr habt mit Wohlwollen Euren Blick auf die Grundlage der Verfassung meines Landes geworfen, und auf die zahlreichen Handelsbeziehungen desselben zu Frankreich, und während Ihr die mächtigsten Monarchen Europas entthrontet, unterstützt Ihr die politische Existenz einer von Alters her unabhängigen und freien Stadt. Dieser Act der Gerechtigkeit wird eingetragen werden in die Annalen Eurer Siege. — —“

Barras erwiderte hierauf: „Das ausführende Directorium empfängt mit Genugthuung die Versicherungen der Dankbarkeit und Ergebenheit, welche Sie Namens der Stadt Frankfurt der Republik geben; das Directorium versichert Ihre Mitbürger seines Wohlwollens und seiner Anhänglichkeit; sagen Sie ausdrücklich, daß die Franzosen keinen anderen Wunsch haben, als mit allen Regierungen in Frieden zu leben, daß aber die freien Völker stets besondere Rechte auf die Freundschaft Frankreichs haben werden, und daß sich dasselbe dazu beglückwünscht, Frankfurt in der Zahl seiner Freunde rechnen zu können. — —“

Die unmittelbaren Folgen des Vertrages bestanden in der am 30. verfügten Befreiung der Geißeln, und in der Aushändigung eines am 3. December ausgestellten Regierungsbeschlusses, durch welchen die Respectirung der Neutralität Frankfurts für alle Franzosen verbindlich gemacht wurde. Die Veröffentlichung dieser Verfügung von Seiten des Directoriums unterblieb jedoch zur Aufrechterhaltung des Geheimnisses des Vertrages, sie wurde aber der Stadt Frankfurt vollständig anheimgegeben, und hiermit endete die Negociation, als solche, in Paris. Das Nachspiel zu derselben bestand darin, daß alle bei den Unterhandlungen betheiligt gewesenen Beamten mit allerunterthänigsten Dankschreiben werthvolle Ehrengeschenke erhielten und auch annahmen, vom Minister bis zum Canzlisten; daß der Deputirte Dentzel und Madame Treutell noch besonders bedacht wurden, war selbstverständlich. Mylius, welcher officiell nun nichts mehr zu thun hatte, schloß noch rasch einige vortheilhafte Privatgeschäfte ab, und reiste erst am 13. December, mit seinen politischen Schätzen beladen, nach der alten Mainstadt ab.

Dort waren unterdeß am 12. „zwar unter privater herzlicher Antheilnahme“, aber zum größten Diensterstaunen des kaiserlichen Obersten und Commandanten Mylius, ganz unvermuthet die Geißeln aus Givet angekommen; derselbe forderte vom Rath einen Bericht über dieses ganz unerklärbare Ereigniß, welchen er an den Erzherzog Carl abschicken wollte. Diesem Bericht beeilte sich der Rath durch ein Schreiben an den Geheimen Secretär von B . . . . e zuvorzukommen, in welchem auseinander

gesetzt wurde, daß ebenso unvermuthet wie die Geißeln, zugleich ein Beschluß des französischen Gouvernements beim Rath eingetroffen sei, nach welchem Frankreich die Stadt von nun an als neutral behandeln wolle. Der Rath könne nun beides sich nicht anders erklären, als daß das französische Gouvernement die Schwere der der Stadt aufgelegt gewesenen Contribution nunmehr anerkenne, und daß dasselbe, zur Belohnung für den redlichen Willen beim Aufbringen derselben, und für ihr stets gutes Verhalten im allgemeinen, die Geißeln freigegeben und die Neutralitätserklärung erlassen habe. Herr von B. zeigte sich geneigt, an diese außergewöhnliche Gutmüthigkeit der französischen Republik zu glauben, und so zog endlich, nach vielen Wochen schweren Kummers, helle Freude in den Rathssaal des alten Römer ein, in dessen wohlverwahrtes Archiv der ängstlich geheim gehaltene Schatz versenkt wurde.

Achtzig Jahre lang, wenig gestört und nie durchsichtet, ruhte im festen Archiv des Römer, umgeben von den papiernen und geschriebenen Zeugen seiner Entstehung, der geheime Tractat. Die Recherchen des Verfassers nach kriegsgeschichtlichem Material aus der Revolutionszeit führten zur Hebung des alten Schatzes; die vom heutigen Magistrat zuvorkommend gewährte Erlaubniß zur Durcharbeitung desselben führte zur Schaffung dieses kleinen historischen Genrebildes, dessen Stoff der Specialgeschichtsforschung bisher unentdeckt geblieben war.

Deutschlands Verhältniß zur Schweiz.

Daß die Schweiz ihre Existenz als besonderer Staat einer Losreißung vom deutschen Reich verdankt, ist bekannt genug und doch gerade in neuester Zeit nicht genug bedacht worden, wenn es sich um Erklärung einer gewissen kühlen Stimmung der Schweiz gegenüber der Neugestaltung des Reiches handelte. Freilich war das Reich, von dem sich die Schweiz losriß oder vielmehr allmählich ablöste, von dem neuerstandenen sehr verschieden: es war das Reich in der Periode einer zunehmenden inneren Auflösung, und es war nicht das damals selbst noch wenig bekannte Preußen, sondern Oesterreich, unter dessen Führung das Reich den Abfall der Schweiz erleben mußte. Andererseits steht zwar die Schweiz in Stammverwandtschaft Oesterreich näher als dem nördlichen Deutschland; aber sie hatte ja mit dem habsburgischen Fürstenhaus, welches alte Ansprüche auf schweizerisches Gebiet nie ganz aufgeben wollte, eben darum einen besonderen Zwist auszufechten. Aus jenen Zeiten, wo die Schweiz im Kampfe für Selbständigkeit auf Kosten des Reiches

anderen Gliedern desselben voranging und wo es mehrmals nahe genug stand, daß oberdeutsche Staaten oder wenigstens Städte, mit den Eidgenossen zusammen einen größeren Bund schlossen, dessen Zustandekommen und Fortbestand der ganzen folgenden Geschichte eine andere Wendung gegeben hätte, — aus jenen Zeiten rührt wohl oder auf dieselben bezieht sich eine etwas räthselhafte Prophezeiung, welche in Süddeutschland ziemlich verbreitet gewesen sein muß.

In Agricolas Sprüchwörtern 389, 390 steht: Man hat gesagt, bei Menschen Gezeiten her und Niemand weiß, von wem es ausgekommen ist: „es soll der Schwanberg noch mitten in Schweiz liegen“, das ist, ganz Deutschland wird Schweiz werden. Diese Sage ist gemein und ungeachtet. — J. Grimm, Deutsche Sagen, I., 293 weiß nur von einem Schwanberg in Steiermark, der hier schwerlich gemeint sein kann; aber Rochholz (Naturmythen Seite 52) nennt aus deutscher Quelle einen Schwanberg bei Wertheim in Franken, dessen Versetzung mitten in die Schweiz eine Ausdehnung der freien Gemeindeverfassung bis an den Main bedeuten sollte. An der angeführten Stelle erwähnt der genannte Gelehrte auch eine Sage aus Tirol, daß die Schweizer bis dorthin vordringen und daß man das Horn von Uri bis nach Wien hören werde; ferner einen Tannenbaum im Schwarzwald, der, wenn einst die rothe Kuh brüllen werde, mitten in der Schweiz stehen soll; endlich eine Sage, daß das Brüllen einer Kuh auf dem Bussenberg in Schwaben mitten im Schweizerland gehört werden soll. Mit dem Brüllen der Kuh als Signal eines gewaltigen Ereignisses finden wir uns nun freilich aus der Geschichte des Mittelalters heraus und mitten in uralte Mythologie versetzt; denn es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die rothe Kuh ursprünglich die von Rochholz angenommene Beziehung hat, zunächst auf die Gewitterwolke und den aus ihr erschallenden Donner, später auf das Hornsignal zu jenem Endkampf der germanischen Götter mit feindlichen Naturgewalten, der eine neue Weltordnung herbeiführen sollte. In Deutschland ist bekanntlich an die Stelle des alten Gottes, der im Winter unterliegend sich in die Erde verbirgt, der in einen Zauberschlaf versunkene Kaiser getreten, der, wenn seine Zeit gekommen sein wird, aus dem Berge hervorbrechen und in einer großen Schlacht siegen soll. Der Volksglaube an eine bevorstehende Entscheidungsschlacht, vor oder nach welcher der Held, seinen Schild an einen dürren Baum aufhängend, diesen zum Grünen bringen werde, lebte in der Schweiz so gut wie in Deutschland, an verschiedene Orte angeknüpft und zu verschiedenen Zeiten erneuert, nur daß der siegreiche Held hier natürlich nicht als Kaiser aufgefaßt wurde. Was aber die Kuh betrifft, deren ursprüngliche Bedeutung längst verblaßt war, so ist zu bedenken, wie geläufig gerade zur Zeit der schweizerischen Freiheitskämpfe die Darstellung der Eid-

genossen unter dem Bilde von Kühen, z. B. in den Liedern aus dem Schwabenkriege, war. Dann aber ist auch die oben angedeutete Beziehung der ganzen Sage auf die politische Lage jener Zeit nahe genug gerückt, und etwas unklar, für die Hauptsache freilich nicht gleichgültig, bleibt dann nur noch, von welcher Seite die Annexion zwischen Süddeutschland und der Schweiz ausgehen, ob Deutschland in der Schweiz aufgehen oder das Umgekehrte eintreten sollte. Auch steht ja der Sinn der Sage, der auf eine Wiedererstarkung des Reiches durch die Schweiz zu zielen scheint, in Widerspruch mit der thatsächlichen Schwächung des Reiches. Aber die Sage wird eben aus einer etwas früheren Zeit stammen, wo jene Umgestaltung der gesammten Verhältnisse von Süddeutschland mit Einschluß der Schweiz noch möglich war. Als die Geschicke sich dann in der anderen Richtung erfüllt hatten, verlor die Sage ihren Sinn und erstarrte in jener räthselhaften Fassung.

Aber wir brauchen nicht in das Zwielicht der Sage, das bis zur Götterdämmerung hinaufreicht, weiter einzutreten, um Erinnerungen an die alte Zugehörigkeit der Schweiz zum deutschen Reiche zu finden.

Osenbrüggen, Alamannisches Strafrecht Seite 5—6 sagt: Die Eidgenossen hörten auch während und nach Erringung ihrer Selbständigkeit nicht auf, sich als Glieder des Reiches und insbesondere den Kaiser als Quell der hohen Gerichtsbarkeit zu betrachten. Noch jetzt heißt daher in Appenzell der Staatsanwalt „Reichsvogt“ und ebenso anderswo der hohe Beamte, der zu Pferde den Hinrichtungen beizuwohnen hat. Diese selbst fanden Statt an offener freier „Reichsstraße“ und „Reichskammer“ gilt noch für Obergericht überhaupt u. s. w. Aus dem Civilrecht gehört hieher der Ausdruck „Reichsschloß“ für: amtlicher Verschluß der Fahrhabe eines Schuldners. (Osenbrüggen, Rechtsgeschichtl. Studien 83, Seite 81, 313).

Zuletzt freilich entweicht aus solchen Benennungen auch der letzte Rest von Bewußtsein der ihnen zu Grunde liegenden Thatsache und es bleibt nur eine versteinerte Redensart. Ein Beispiel davon ist die in der Schweiz noch übliche Ausdrucksweise: „ins Reich hinaus bauen“, das heißt über die Grenze des Privateigenthums hinaus auf den Boden der Gemeinde oder des Staates, dem die öffentlichen Straßen gehören. Der Ausdruck wird z. B. gebraucht, wenn eine vor einem städtischen Privathause angelegte Treppe zu weit auf das Trottoir oder die Straße hereinragt; denn „die Straße ist Reich“ lautet ein Rechtssprichwort. Scherzhafte Anwendung gewinnt die Redensart, übertragen auf einen Menschen, der an Wohlbeleibtheit merklich zunimmt. Ob dieselbe auch in Deutschland noch gilt, ist mir nicht bekannt; dagegen will ich hier noch ein Beispiel davon anführen, daß, abgesehen von der Gemeinschaft altgermanischen Rechtes, welches in der Schweiz bekanntlich und begreiflich eine festere Zuflucht als in Deutschland selbst gefunden hat, auch in einzelnen

Redensarten zuweilen Geistesverwandtschaft an entlegenen Orten hervorbricht. Als ich im Jahrgang 1872 Nr. 35 dieser Zeitschrift die Notiz fand, daß bei der Feier der Laischaften (Weidegenossenschaften) in Osnabrück der Ruf ertöne: alle use! (unser), bezüglich auf die Güter, welche die Bauern dem Klerus abgerungen, fiel mir ein, daß bei politischen Kämpfen in Bern, z. B. nach Wahlen, eine Partei ihren Sieg mit dem Ruf verkündet: alls üses! (alles unser!) Ich weiß nicht, ob beide Rufe eine Uebertragung des paulinischen Spruches (1. Cor. 3, 21) „Alles ist euer!" vom geistlichen auf das weltliche Gebiet und von der zweiten auf die erste Person ist; der Sinn hätte sich jedenfalls sehr verändert!

Aber im Laufe der Zeit ändert sich ja Alles und so wird heute von der Möglichkeit einer Rückkehr der Schweiz zum Reiche beiderseits schwerlich in vollem Ernste gesprochen. Bei einem Bankett, welches zum Abschied eines von Zürich nach Straßburg berufenen Professors gegeben wurde, sprach der Dichter G. Keller allerdings ein Wort von jener Möglichkeit, aber er nahm sie erst für eine Zeit in Aussicht, wo das Reich auch freiere Regierungsformen ertragen gelernt haben würde; einstweilen, meinte er, wäre ein Streit darüber ganz eigentlich ein Streit „um des Kaisers Bart". Wenn einst das Elsaß sich in seine Rückkehr zum Reich ganz gefunden haben, wenn Preußen noch mehr als bisher „im Reich aufgegangen" und wenn vielleicht auch noch Deutschösterreich demselben wieder näher gekommen sein wird, dann möchte ja wohl eine Zeit anbrechen, wo auch die mit Straßburg seit alter Zeit befreundete Schweiz sich dem Centrum der deutschen Nation wieder mehr zuneigen dürfte, freilich nur soweit die romanischen Bestandtheile der Eidgenossenschaft eine solche Annäherung als überhaupt möglich erscheinen lassen. Wollte man davon jetzt schon im Ernste sprechen, so bekäme man in Bern wahrscheinlich zur Antwort: nein, so schnell schießen die Preußen nicht! das heißt, so leicht wird das nicht gehen. Diese Redensart ist in der Schweiz aufgekommen, als nach dem Kriege von 1866 der Sieg der Preußen allgemein aus ihrer Schußfertigkeit erklärt wurde. Vorher hatte man sich um Preußen wenig bekümmert, aber daß eine gewisse Kunde vom preußischen Militärwesen schon früher in die Schweiz gedrungen war, beweist die eigenthümliche appellative Bedeutung, welche das Wort „preußisch" seit längerer Zeit hier zu Lande hat, obwohl dieselbe vielleicht auf einer Verwechselung oder Vermischung mit einem anderen Worte beruht und auf keinen Fall eine adäquate Vorstellung des preußischen Wesens verräth. Thatsache ist nämlich, daß „preußisch" nicht selten im Sinne von „barsch, stolz, schroff" im Benehmen besonders zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, gebraucht wird; ja das Wort kann, vom Verhalten des letzteren gegen den ersteren gebraucht, sogar den Sinn von „trotzig, rebellisch" annehmen. Das klingt nun freilich gar

nicht preußisch, da das Verhalten preußischer Bürger gegen die Regierung und noch mehr das der Soldaten gegen die Officiere als ein Muster von Gehorsam und Ehrerbietung gilt. Wohl aber könnte der Ton, den preußische Beamte und Officiere gegen ihre Untergebenen gelegentlich oder sogar durchschnittlich anschlagen sollen, die zuerst angegebene Bedeutung des Wortes veranlaßt haben, welche auf das andere Glied des Verhältnisses übertragen werden konnte, weil eine Behandlung „von oben herab“ zuweilen Empörung verursacht. Jedenfalls ist die im preußischen Heere herrschende strenge Zucht und stramme Haltung, der dasselbe ohne Zweifel einen Theil seiner Erfolge verdankt, in der schweizerischen Milizarmee kaum vom Hörensagen bekannt und mit den republikanischen Institutionen schwer vereinbar, also etwas Fremdartiges. Aber gerade „preußisch“ wäre jenes Benehmen darum doch nicht genannt worden, wenn nicht zwei ähnlich lautende Wörter mitgewirkt und eine sogenannte Volksetymologie veranlaßt hätten. Das eine ist das schweizerdeutsche „brütsch“, welches „stolz, spröde“ und auch „aufbrausend, jähzornig“ bedeutet, das andere das französische brusque, welches vielleicht auf dasselbe altdeutsche Wort zurückgeht, wie „brütsch“, nämlich bruttisc, finster, grimmig, schreckhaft. Seltsam genug wäre es, wenn das preußische Wesen in der Schweiz durch Vermittelung eines zunächst französischen Wortes bezeichnet würde, da gerade die Franzosen in neuester Zeit die Früchte jenes Geistes der preußischen Armee zu kosten bekommen haben!

Napoleon I., der bekanntlich auch für die deutsche Literatur sich einigermaßen interessirte, soll einmal Verwunderung darüber ausgesprochen haben, daß Schillers „Wilhelm Tell“ in Deutschland so großen Anklang finden konnte, da das Stück doch die Losreißung der Schweiz von Deutschland verherrliche. Der Kaiser urtheilte hier freilich über ein Kunstwerk vom einseitig politischen Standpunct aus; er war eben als Franzose unfähig, den allgemein germanischen Geist zu erkennen, den jene Dichtung athmet und den die deutsche Schweiz mit Deutschland theilt. Hätte er etwas tiefer gesehen, so hätte er eher darüber sich ein wenig verwundern dürfen, daß die Schweiz, deren politische Eigenthümlichkeit er jedenfalls besser kannte, als die deutsche Literatur, den schillerschen „Wilhelm Tell“ als Ausdruck ihres eigenen Geistes anerkennen und feiern konnte. Denn das ist er in der That eigentlich nicht: er ist zu allgemein menschlich und ideal gedacht, er enthält zu viel Reflexion, zu wenig Leidenschaft, und die Schilderung der Oertlichkeiten athmet mehr Naturtreue als die der Personen. Vor Schiller haben nicht nur französische, sondern auch schweizerische Dichter den Stoff behandelt, aber wenn die letzteren vielleicht eher als Schiller im Stande waren, den Localton zu treffen, so fehlte ihnen die höhere Begabung für alles übrige, und daß nach Schiller keiner mehr an dem Gegenstand sich versucht hat, ist begreiflich.

In literarischer Beziehung ist das Verhältniß der Schweiz zu Deutschland ein wesentlich anderes als in politischer; der in diesem Sachverhalt liegende Widerspruch ist aber nur einer von denen, welche die Geschichte überhaupt erzeugt und zu ihrer Belebung bedarf. Auf literarischem Gebiet herrscht seit hundertundfünfzig Jahren zwischen Deutschland und der Schweiz ein ununterbrochener Verband und Verkehr. Die Schweiz hat activ und passiv an allen Strömungen der deutschen Nationalliteratur Theil genommen, so weit eine Theilnahme auf so engem Gebiet sich vollziehen und nachweisen läßt. Denn wir haben nicht blos die romanische Schweiz hier abzurechnen, sondern auch denjenigen Theil der deutschen Kantone, der, im Gebirge gelegen, des zur Erzeugung höherer Cultur nothwendigen Wohlstandes und Verkehres entbehrt. Das übrig bleibende Gebiet, dessen Bevölkerung dann nicht viel mehr als eine Million beträgt, hat zu allen Zeiten auch verhältnißmäßige Leistungen in Kunst und Wissenschaft hervorgebracht. Die Leistungsfähigkeit dieses Gebietes ohne weiteres mit derjenigen von dreißig bis vierzig Millionen Deutscher zu vergleichen, widerspricht den einfachsten Grundsätzen der Statistik, geschweige den Rücksichten der Billigkeit. Will man eine Vergleichung anstellen, so nehme man irgend ein Stück von Deutschland, an Umfang, natürlicher und socialer Beschaffenheit dem vorhin abgegrenzten Gebiete der Schweiz gleich, (nur dürfen nicht gerade viele größere Städte in demselben liegen) und man zähle dann auch, wie viel ein solches Stück zum Gemeinbesitz der deutschen Cultur durch hervorragende Männer oder Bildungsanstalten beigetragen hat und noch beiträgt. Die Summe vergleiche man mit dem, was das entsprechende Stück der Schweiz in denselben Richtungen aufzuweisen hat, und man wird finden, daß die letztere auf keinem Hauptgebiete der Cultur hinter jenem Bruchtheil von Deutschland zurücksteht. Sterne erster Größe werden allerdings nicht aufzuweisen sein, aber sind sie denn in Deutschland allenthalben hervorgetreten? Man zeige uns doch dasjenige Stück deutschen Gebietes von gleicher Größe wie die nördliche Schweiz, welches gleich viele höhere Lehranstalten, wissenschaftliche und künstlerische Sammlungen besitzt und für Bildungszwecke denselben Aufwand von Staats- und Privatmitteln sich erlaubt! Daß für drei Universitäten auf so engem Raume einheimische Kräfte nicht ausreichen, ist abermals nach statistischen Verhältnissen zum voraus anzunehmen; auch das entsprechende deutsche Gebiet wird seine höchsten Lehrstellen nicht mit lauter Landeskindern besetzen. Uebrigens hat sich auch an den Universitäten das Zahlenverhältniß der Docenten aus beiden Ländern seit vierzig Jahren wesentlich verändert, indem jetzt die einheimischen überwiegen. Die unzweifelhafte Abhängigkeit der Schweiz von Deutschland in geistiger Beziehung ist keine andere als die jedes deutschen Gebietstheils von allen übrigen, und ebenso richtig oder vielleicht noch richtiger würde man Abhängigkeit des

Ganzen von jedem seiner Theile behaupten. So lange Werke wie noch im letzten Jahre die „Geschichte der protestantischen Flüchtlinge in der Schweiz" von Mörikofer, die „Geschichte der Bibelübersetzungen in der Schweiz" von Metzger, der historische Roman „Jenatsch" von C. F. Meyer und die „Neuen Zürcher Novellen" von G. Keller rasch hinter einander erscheinen, ist auch auf literarischem Gebiete die Ehre noch nicht verloren. Wirklich schwach erweist sich die schweizerische Productivität nur auf dem Gebiete der Musik und des Theaters; die bildende Kunst hat immer weit mehr Vertreter gefunden, wenn dieselben auch oft genöthigt waren, ihre Werkstatt in einer Residenz des Auslandes aufzuschlagen, wie z. B. die in den letzten Jahren verstorbenen Kupferstecher Amsler und Merz in München, deren Werke europäischen Ruf haben.

Aber was soll schließlich eine kleinliche Abgrenzung zwischen Deutschland und der Schweiz auf diesem Gebiete, da sogar auf dem politischen, trotz aller Unterschiede, in den letzten zehn Jahren ein unverkennbarer Parallelismus der Entwickelung diesseits und jenseits des Rheines sich geltend macht. Die Verschiedenheit monarchischer und republikanischer Verfassung gestattet allerdings keine unmittelbaren Vergleiche deutscher Einzelstaaten mit schweizerischen Kantonen, aber die Gestaltung des Bundesstaates, trotz der monarchischen Spitze, die er in Deutschland annehmen mußte, bietet mehrere Berührungspuncte. Mit der Umgestaltung des Staatenbundes in einem Bundesstaat ging die Schweiz dem deutschen Reiche um zwanzig Jahre voraus; der Sonderbundeskrieg von 1847 und der preußisch-österreichische Krieg von 1866, der freilich zunächst nur einen norddeutschen Bund zu Stande brachte, waren beides Bürgerkriege. Der Deutsche führte dann aber den noch viel gewaltigeren Krieg mit Frankreich herbei, der in der Schweiz keine Parallele findet; darum ist auch die seitherige Entwickelung der Bundesgesetzgebung in beiden Ländern nicht in gleichem Maße vorwärts gegangen. In Deutschland war der durch den äußeren Feind geweckte und durch den Sieg über ihn genährte Nationalgeist so mächtig, daß er im ersten Anlauf größere Forderungen auch an eine nationale Gesetzgebung stellte und bereits ein schönes Stück derselben zu erfüllen vermocht hat. In der Schweiz stellte sich dem bei der ersten Bundesrevision von 1872 laut erhobenen Rufe „ein Recht und eine Armee!" nicht blos der Particularismus der Kantone, sondern der schwerer zu überwindende Dualismus der deutschen und romanischen Nationalität entgegen, und es kam zu dem Compromiß von 1874, der jene Forderungen abschwächte. Die militärische Einheit wurde zwar in der Verfassung ziemlich vollständig ausgesprochen, aber die Ausführung des neuen Gesetzes, welches erhöhten Kosten- und Zeitaufwand für die Instruction verlangt, stößt auf Schwierigkeiten. Es ist möglich, daß die neue Organisation des Militärwesens allzusehr unter der Nachwirkung des Krieges von 1870 entworfen und daß dabei dem Muster

des deutschen Heerwesens in einem Maße nachgestrebt wurde, welches über die Leistungsfähigkeit einer kleinen Republik hinausgeht. In diesem Puncte wird also zwischen dem deutschen Reiche und der Schweiz ein Abstand bleiben, der durch die Einführung einer „Personalwehrsteuer" in Deutschland nach Art des schweizerischen „Militärpflichtersatzes", nicht ausgeglichen wird. Ein anderer Unterschied betrifft das Verfassungsleben. Daß Compromisse zu Zeiten unvermeidlich sind, hat man in der Schweiz selbst erfahren; hier sind es aber parlamentarische Parteien, welche sich zu Compromissen gegen einander herbeilassen, während in Deutschland der Reichstag und die im Bundesrath vertretenen Regierungen, in letzter Instanz der Wille des Kaisers, sich gegenüberstehen. Der deutsche Bundesrath entspricht weder dem schweizerischen noch dem Ständerath, denn dieser ist gerade so gut Volksvertretung wie der Nationalrath und keineswegs ein conservatives, retardirendes Element; dieses liegt vielmehr im Volke selbst, wenn es von seinem Rechte zur Abstimmung über Gesetzesvorlagen in negativer Weise Gebrauch machen will. Die Schweiz ist durch ihre Geschichte und Bestimmung darauf angewiesen, gegenüber monarchischen Staaten, also auch gegenüber dem deutschen Reich, nicht blos das Was, sondern auch das Wie des Zustandekommens von Gesetzen im Auge zu behalten. Auch für den Unterschied zwischen Monarchie und Republik kommt es im Grunde nicht darauf an, daß die Regierung dort durch einen erblichen Fürsten, hier durch die einen gewählten Rath oder Präsidenten geführt wird, sondern darauf, ob sie eigenmächtig verfahre oder sich berathen lasse. Der Präsident der Vereinigten Staaten (wenn er einmal definitiv gewählt ist!) kann so monarchisch regieren wie der König von Preußen und dieser so republikanisch wie der schweizerische Bundesrath.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Wahlen. Theilung. — Hat sich die politische Physiognomie der Provinz Preußen durch die Reichstagswahlen wesentlich verändert? Wesentlich kaum, aber verändert doch, wenn Zahlen von Bedeutung sind. Constant geblieben ist nur die Zahl der Abgeordneten, welche im Centrum ihren Sitz nehmen. Das katholische Innland hat, jetzt, wie früher, zwei Klericale gewählt, und dabei wirds wohl auch noch längere Zeit bleiben. Die Altkatholikenbewegung macht eben auf diesem Gebiet gar keinen oder wenigstens keinen irgend bemerkenswerthen Fortschritt; selbst in Königsberg ist sie nach einem ersten kräftigen Anlauf, der freilich das Ziel traf, zum Stillstand gekommen. In Westpreußen haben die Polen einen Sitz verloren, erst bei der Stichwahl und nach sehr hartem Kampf. Sie sind dadurch von vier auf drei Vertreter herabgesetzt. Die Fortschrittspartei hat einen Sitz gewonnen; da aber die ihr nahestehende „Gruppe Löwe" einen verloren hat, so ist die Zahl nun für beide gleich geblieben. Dagegen ist die Zahl der nationalliberalen Abgeordneten von acht auf sechs herabgegangen. Endlich sind die drei von den Polen und Nationalliberalen einge-

büßten Sitze von den Conservativen, zu denen auch ein Mitglied der deutschen Reichspartei gezählt wird, erobert. Bei so geringen Schwankungen innerhalb der übrigen Parteien will dieser Zuwachs von drei Stimmen schon etwas bedeuten. Er vertheilt sich übrigens gleichmäßig auf drei Regierungsbezirke, und bei einer allgemeinen Gegenüberstellung der Liberalen und Conservativen beträgt der Verlust der ersteren in Wirklichkeit nur zwei Stimmen, da die dritte den reichsfeindlichen Polen entzogen ist. Aber auch dieser Verlust von zwei Stimmen ist ernstlich zu beklagen. Er verstärkt sich dadurch, daß die conservativen Minoritäten fast überall gewachsen sind, so daß also möglicherweise bei der nächsten Wahl der Kampf zwischen den beiden Hauptrichtungen zu noch geringeren Stimmdifferenzen, in einzelnen Kreisen wohl auch zu anderen Stimmresultaten führen kann. Im Ganzen hat die Provinz ihren liberalen Charakter bewahrt, indem sie fünfzehn Liberale gegen zehn Conservative in den Reichstag schickt. Schließen sich Polen und Klericale den letzteren an, so ist freilich das Verhältniß völlig gleich. Zu bemerken möchte noch sein, daß von den sechs Nationalliberalen fünf auf Westpreußen kommen, wo die Partei den Polen, Klericalen und Conservativen gegenübersteht und so ziemlich alle fortschrittlichen Elemente in sich aufgenommen hat, und daß auch der eine Abgeordnete zu Gruppe Löwe dorthin gehört; während andererseits Ostpreußen die sämmtlichen Fortschrittsmänner bis auf einen gestellt hat, die hier hauptsächlich die Conservativen gegen sich haben. Die beiden liberalen Parteien haben also in unserer Provinz ganz gesonderte Gebiete und eine wesentlich verschiedene Gegnerschaft. Es scheint danach sehr ungesund, wenn sie einander bekämpfen, da ihr Streit nur den Conservativen und Reichsfeindlichen zum Vortheil gereichen würde. Ernstlich ist dieser Streit auch nur in Königsberg durchgeführt, wo ein Verlust der liberalen Stimme nicht zu befürchten war. Hier war der nationalliberale Gegencandidat sehr geschickt gewählt: ein entschieden freisinniger, allseitig hochgeschätzter, um die Stadt verdienter Mann; während unser alter Fortschrittsmann, vielleicht wegen seiner etwas kühlen patriotischen Bethätigung oder auch wegen seines zu starren Festhaltens an principiellen Auffassungen, bei einem Theil der eigenen Partei persönlich nicht auf Sympathie rechnen konnte. Die auffallend starke Betheiligung der Socialdemokraten machte eine Stichwahl nothwendig und bei dieser siegte nun die Fortschrittspartei bei einer sicher kaum nennenswerthen Unterstützung durch die eigentlichen Demokraten (die Socialdemokraten enthielten sich der Abstimmung) mit circa 6600 Stimmen über die circa 3800 Stimmen der vereinigten Nationalliberalen und Conservativen aller Schattirungen, ein deutliches Zeichen, daß die Parteidisciplin noch nicht gelockert ist. Auffallend war auch hier die starke Vermehrung der Socialdemokraten, die für Bebel eintraten, der sich nicht lange vorher seinen Gesinnungsgenossen präsentirt, durch seine Wahlrede aber schwerlich für sich Propaganda gemacht hatte. Auch hier giebt es beim Rückgang der Fabriken ein großes Arbeiterproletariat, das nur in einer Umwälzung aller wirthschaftlichen Verhältnisse für sich die Besserung seiner Lage verhofft; dazu kommen Führer, denen es an Energie und Organisationstalent nicht gebricht, und der Name Johann Jacoby zieht Männer in diesen Kreis, die sich durch Bebel und Liebknecht schwerlich imponiren lassen würden, wohl auch nur so lange folgen, als ihnen die demokratische Gährung wünschenswerth scheint. Wie die Dinge in Königsberg liegen, scheint es jedenfalls nicht politisch, an einer weiteren Zersetzung der Fortschrittspartei zu arbeiten, dem die liberale Mittelpartei, so gern sie sichs ein-

redet, hat keine Aussicht an ihre Stelle zu treten, die Conservativen werden aber diese ihnen sehr unliebsame Bundesgenossenschaft sofort aufgeben, wenn die Fortschrittspartei schwach wird, und sich nöthigenfalls sogar mit deren Hauptgegner, den Socialdemokraten, vereinigen, um ihren Einfluß zu brechen. Sind die letzteren wirklich eine Gefahr für den Staat, so hat die Staatsregierung selbst kein gegründetes Interesse, an dieser Stelle die Schwächung einer Partei zu wünschen, die ihr zwar in vielen Fragen Opposition macht und deshalb unbequem ist, die aber aufrichtig dem Reiche anhängt und, hier wenigstens, auch durchaus preußisch-patriotisch gesinnt ist, wie sich bei jeder Gelegenheit zeigt.

In Ostpreußen ist man nicht angenehm durch die Wahrheit überrascht worden, daß die Theilung der Provinz nicht nur von neuem zu einem Gegenstand der Agitation gemacht, sondern bei der Regierung bereits so gut wie entschieden ist. Denn das wird man doch annehmen müssen, wenn sie einen Gesetzentwurf ausgearbeitet hat. Wie heimlich die Sache diesmal betrieben ist, geht am besten daraus hervor, daß von den Vorbereitungen nicht eher die Rede war, bis es sich um die fertige Vorlage handelte. Zieht man in Erwägung, daß das Abgeordnetenhaus vor kaum zwei Jahren sich gegen die Theilung mit erheblicher Majorität aussprach, und der Provinziallandtag entschieden dagegen protestirte, die Regierung aber bis dahin diese Beschlüsse zu billigen schien, so muß diese plötzliche Wandlung und entschiedene Stellungnahme auffallen und zu der Vermuthung führen, daß sich noch andere Einflüsse geltend machen, als die sich öffentlich bekämpfen lassen. Richtig ist, daß Westpreußen mit Ausnahme von Elbing im Anschluß an Danzig die Trennung wünscht, ebenso richtig aber auch, daß Ostpreußen von derselben nichts wissen will. Die Gründe dort und hier sind verschiedener Natur. Abgesehen von rein persönlichen Rücksichten, die leider eine große Rolle spielen, glaubt Danzig in seinem Handelsinteresse günstiger gefördert zu werden, wenn es ein Oberpräsidium in seinen Mauern hat, und für die ländlichen Kreise ist die Befürchtung entscheidend, daß bei dem größeren Bedürfniß der östlichen Bezirke die Geldmittel der Provinz in unverhältnißmäßigem Betrage dort beansprucht und bei dem Uebergewicht der Ostpreußen im Landtage auch dort zur Verwendung gebracht werden möchten. Die Behauptung, daß der Verwaltungskörper zu groß und das Oberpräsidium zu sehr belastet sei, um seine Aufmerksamkeit gleichmäßig allen Theilen zuwenden zu können, dürfte mehr vorgeschoben als ernst gemeint sein. Es fehlt diesen Beschwerden an jeder thatsächlichen Grundlage, und daß die allerdings starken Schultern eines Mannes die Last tragen können, beweist der jetzige Oberpräsident von Horn, von dem nicht bekannt ist, daß er, trotz seiner siebzig Jahre, schon eine Erleichterung gewünscht hat. Für die Ostpreußen sind dagegen hauptsächlich politische Gründe maßgebend. Die Nähe von Rußland ist ihnen unheimlich; sie fürchten, daß die Grenzverhältnisse noch trauriger werden, wenn nicht von einem starken Mittelpuncte aus auf Beseitigung der dringlichen Beschwerden gearbeitet wird, oder wenn gar die Rivalität der beiden großen Handelsstädte auch die Oberpräsidien gegen einander in Spannung setzt und eine kräftige Vertretung der Provinz im Ministerium hindert. Eine Theilung Schlesiens hätte in dieser Hinsicht nicht entfernt dieselbe Bedeutung. Zur Erwägung kommt auch, daß die polnischen Elemente in Westpreußen, die in dem großen Verwaltungskörper fast verschwanden, in dem um mehr als die Hälfte verkleinerten einen nicht unwichtigen Einfluß üben werden. Die polnischen Blätter geben

sich zwar die Miene, als sei den Polen die Frage der Theilung ganz gleichgültig, und im Gegentheil eher das Zusammenbleiben mit Ostpreußen ihr Wunsch, weil sie von der größeren Körperschaft eine gerechtere Behandlung erwarten könnten, als von der beschränkteren, auf das Niederhalten des polnischen Elementes angewiesenen. Aber es fragt sich doch, ob es sich bei dieser Art der Meinungsäußerung nicht zunächst nur um einen ganz geschickten politischen Schachzug handelt, um der Regierung das Eintreten für die Theilung zu erleichtern. Die Polen, die im jetzigen Provinziallandtage sich kaum bemerkbar machen, würden im westpreußischen Landtage eine sehr zu beachtende Minorität sein, mit der bei allen wichtigeren Fragen an erster Stelle gerechnet werden müßte. Daß endlich die Ostpreußen, nachdem bei der Staatsverwaltung Westpreußen stark begünstigt worden, nun bei der Selbstverwaltung nicht allein gestellt und auf unzulängliche Mittel angewiesen sein wollen, wird man ihnen schwerlich verdenken können. Wir glauben auch noch nicht daran, daß die Gesetzvorlage im Abgeordnetenhause eine Majorität erlangen wird.

Aus Berlin. Edhem Pascha. Zu den Berliner Wahlen. — Der türkische Ministerwechsel, der Sturz Midhat Paschas und die Erhebung Edhem Paschas zum Großvezier haben die ganze politische Welt in die lebhafteste Erregung versetzt, alle bisherigen Combinationen über den Haufen geworfen und die Cabinete Europas vor eine vielleicht völlig veränderte, jedenfalls aber bis jetzt vollkommen undurchsichtige Situation gestellt. Sicher scheint, daß die Beseitigung Midhat Paschas der agressiven Tendenz, welche die türkische Politik in der letzten Zeit verfolgte, Einhalt thun wird, denn sein Nachfolger Edhem Pascha, obwohl ebenfalls ein consequenter und schneidiger Verfechter der unabhängigen politischen Stellung der Pforte, ist doch sicherlich keinesfalls ein Anhänger der unbedingten Kriegspartei. Für Berlin hat übrigens die Erhebung Edhem Paschas zum Großvezier noch ein ganz besonderes Interesse, da er bekanntlich in der letzten Zeit seine Regierung am hiesigen Hofe als Botschafter vertreten hat. Obwohl er nicht lange in unseren Mauern geweilt hat, so war er doch von Vielen gut gekannt und die Muthmaßungen, die man über seine demnächstige Politik hier anstellt, haben jedenfalls einige Berechtigung, da sie sich auf persönliche eigene Eindrücke stützen. Edhem Pascha liebte es schon im Aeußeren, den Alttürken hervorzukehren, nie sah man ihn ohne Fez, Begrüßung und Verabschiedung seines Besuchs erfolgte in muselmännischer Weise. Er sprach gern von den kriegerischen Fähigkeiten seines Volkes und es geschah das nicht, um in diplomatischer Weise falsche übertriebene Vorstellungen von der Wehrkraft der Türken zu erzeugen, sondern Edhem behandelte dieses Thema aus Leidenschaft und mit Leidenschaft. Seine feinen und angenehmen Züge, die sonst eine gewisse Abspannung verriethen, belebten sich dann in überraschender Weise, seine sonst etwas gebückte Haltung verschwand, seine blitzenden Augen und sein ganzes Wesen verriethen eine ungeheure, fast wilde Energie. Die Lebhaftigkeit seines Gesprächs erhielt einen ganz besonderen Reiz durch den feinen Humor und die scharfe Ironie, die ihm beide in großem Maße zu Gebote stehen, auch liebte er es, seine Kenntnisse der abendländischen Literatur und Geschichte zur Geltung zu bringen. Es ist durchaus glaublich, daß er auf der Conferenz die Klagen der europäischen Diplomaten über die bulgarischen Gräuel mit einer Aufzählung der Schandthaten, welche Europa von der Bartholomäus-

nacht an bis heute auf sich geladen, beantwortet hat. In ähnlicher Weise gab er hier sehr oft seiner Abneigung gegen die Politik der Mächte Ausdruck. Von Rußland sprach er stets im Tone bittersten patriotischen Hasses. Er beklagte sich heftig über die Anforderungen, welche die Mächte an die Türkei stellten und über die Politik der Mächte, welche der Action Rußlands Vorschub leisteten. Daß ein solcher Mann von großer Energie, leidenschaftlichem Temperament, schroffem Nationalstolze und patriotischem Feuer keine Politik treiben wird, welche die Türkei in die Arme Rußlands führt oder auch nur den Forderungen der Mächte entgegenkommt, ist klar. Andererseits können wir aber nur unsere schon vorhin angedeutete Ansicht wiederholen, daß Edhem Pascha eine eigentlich agressive Politik nicht treiben, sondern höchstens darauf hinarbeiten wird, daß die orientalische Krise möglichst resultatslos verlaufe. Daß ihm dieses gelingen wird, ist freilich zu bezweifeln, weil die Ereignisse schon zu weit gediehen sind. Die Heere diesseits und jenseits des Pruths stehen kampfgerüstet einander gegenüber und die Hoffnungen auf Erhaltung des Friedens, welche die englischen Staatsmänner in der ersten Sitzung des Parlaments ausdrückten, klangen so bescheiden und waren so reservirt und verclausulirt, daß sie den Glauben an den bevorstehenden Ausbruch des Krieges nur verstärken konnten. Hier wenigstens herrscht dieser Glaube.

Ein trauriges Beispiel der Zerfahrenheit unserer Parteiverhältnisse und des Mangels politischer Einsicht liefern die Zustände im dritten Berliner Wahlbezirk. Aus kurzsichtigem Egoismus und einseitiger Berücksichtigung ihrer Parteizwecke hat die Fortschrittspartei es für gut befunden, den dort gewählten fortschrittlichen Candidaten Herz die Wahl ablehnen zu lassen und in noch rücksichtsloserer und selbstsüchtigerer Weise hat es ihr beliebt, dort den anderwärts durchgefallenen Herrn von Saucken aufzustellen, welcher nach seinen jüngsten öffentlichen heftigen Angriffen gegen die Nationalliberalen für diese ein geradezu unannnehmbarer Candidat ist. Natürlich steigen bei einem solchen Verhalten der liberalen Parteien die Chancen der Socialdemokraten, welche sie in diesem Falle in schlauester Weise noch dadurch zu verbessern gewußt haben, daß sie Johann Jacoby als Candidaten aufgestellt haben, für den sie viele fortschrittliche Stimmen zu gewinnen hoffen dürfen. Vermuthlich wird dieses Verfahren mindestens den Nachtheil bringen, daß dem dritten Berliner Wahlbezirk eine abermalige Stichwahl, also eine vierte Reichstagswahl, auferlegt werden muß.

J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Gedichte von Julius Lichtenstein. Weimar, Böhlau. — Kleine Dichtungen, nach dem Tode des Verfassers, von dessen regem Bildungstrieb, hohem Streben, ehrenhaftem Wirken und tragischem Ende der Vorbericht ein ergreifendes Bild entwirft, von Weimarer Freunden herausgegeben. Neben manchen unbedeutenden Blättchen finden sich anmuthige Gelegenheitsgedichte voll Sinn für Natur, Familienleben und Freundschaft, knappe gereimte Gnomen, und die ernsten Gesänge zeigen, wie die Poesie dem gedrückten Gemüth erquickende Beruhigung und glücklichen Aufschwung verlieh.

Er. Sch.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 15. Februar 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ein Mädchenleben vor 120 Jahren.

Aus Familienpapieren mitgetheilt

von F. Eberty.

Im Jahre 1809 feierte in Breslau der angesehene Kauf- und Handelsherr, Herr Christian Gottlieb Kopisch, in der Mitte eines weiten Kreises von Kindern und blühenden Enkeln nach fünfzigjähriger überaus glücklicher Ehe das Fest seiner goldenen Hochzeit.

Mit innigem Danke gegen Gott gedachte die Jubelbraut an diesem Tage ihrer traurigen, kummervollen Jugend, und der wunderbaren Fügung, durch welche ihr nachher ein reiches und gesegnetes Lebensloos zu Theil werden sollte. Oftmals hatte sie den Ihrigen von jenen längstvergangenen Tagen erzählt, und in ihrem siebzigsten Jahre beschloß sie, zur Erinnerung für Kinder und Kindeskinder die Geschichte ihres Jugendlebens und ihrer Jugendliebe aufzuzeichnen.

Der Herausgeber hat die Erlaubniß erhalten, diese Memoiren den Lesern mitzutheilen. Nur die allernothwendigsten sprachlichen Aenderungen und Abkürzungen wurden vorgenommen, und sorgfältig alles vermieden, was die Züge des kleinen Rococcobildes abschwächen oder verändern könnte.

Anno 1740 den 9. October bin ich geboren, in Schlichtingsheim, in einem polnischen Städtchen, drei Meilen von Groß-Glogau. Mein Vater, Herr Caspar Heyn, war daselbst erster Prediger, hatte aber sehr wenig Einnahme, da er mit einem Anderen einige Jahre theilen mußte. Meine Mutter, Frau Anna Maria geb. Frost, war ohne Vermögen die Gattin meines Vaters geworden. Auch mein Vater, eines armen Zimmermanns Sohn, besaß nicht das Geringste, und seine Aeltern waren außer Stande, etwas auf seine Erziehung zu verwenden. In seiner Jugend hatten noch die Katholiken in jener

Gegend die Oberhand, und duldeten auf keinem Dorfe eine evangelische Schule. Der Gutsherr, welcher bemerkte, daß der Knabe außergewöhnlichen Trieb zum Lernen hatte, wirkte für denselben freie Schule in Glogau aus. Dahin mußte er nun täglich zu Fuße wandern, und nahm Brod und Grütze mit, um seinen Hunger zu stillen; dabei trug er noch immer ein kleines Clavier auf dem Rücken, und, um auch zu Hause des Abends üben zu können, brachte er dasselbe nebst den nöthigen Büchern täglich wieder zurück.

Bei seinem erstaunlichen Fleiße überholte er in kurzer Zeit seine Mitschüler, und erwarb sich Ruhm und Liebe bei seinen Vorgesetzten und andern Menschen, die ihm dann nach und nach zu Stipendien verhalfen, so daß er auf Universitäten gehen und Theologie studiren konnte. Oftmals hat er erzählt, wie mühevoll er sich drei Jahre lang hat durchhelfen müssen, und wie segensreich es für ihn gewesen, daß er in Glogau durch Hin- und Hertragen des Claviers so viel gelernt, um Musikunterricht geben zu können, wenn andere Studenten müßig und liederlich ihre kostbare Zeit verschwendeten.

Als er nach beendeten Studien zurückgekommen, hat er nichts in der Tasche gehabt, auch keine Condition, doch hat er sich mit Unterricht der Jugend in Breslau mühsam durchgeholfen, dennoch aber einige kleine Schulden machen müssen, die er nicht alle bezahlen konnte. Einen Herrn, der ihm fünfzig Thaler vorgeschossen, mußte er ohne Zahlung und Abschied verlassen, mit schmerzlichem, aber redlichem Vorsatz, sobald als möglich ihm gerecht zu werden, was denn auch, als er eine Pfarre erhalten, durch strengste Oekonomie geschehen ist. Die Sparsamkeit soll im Hause meiner Aeltern so weit gegangen sein, daß die von zwei Kühen erzielte Butter verkauft wurde, und meine beiden ältesten Geschwister nur Brod und Salz bekamen. O wie schön ist es, ehrlich zu bezahlen! Der Vater hat von der Schuld, die er nothgedrungen machen mußte, meiner Mutter niemals ein Wort gesagt.

Nach einigen Jahren reiste er mit den zusammengesparten fünfzig Thalern in Begleitung meiner Mutter nach Breslau, um, wie er ihr sagte, deren Verwandte und seine Bekannte zu besuchen. An einem Morgen gehet er allein in Breslau aus, kommt zu dem Freunde, dem er die Summe schuldig war, begrüßt ihn und fragt nach seinem Befinden. Der kann sich nicht sogleich auf ihn besinnen; da legt der Vater ihm das Geld hin, dankt ihm für seine Hülfe, und bittet sehr um Verzeihung, daß er damals im Geheimen abgereist. Der Freund ist erstaunt, will das Geld nicht nehmen, und bittet beide Aeltern zu sich zum Essen. Da hört meine Mutter mit Freuden den ganzen Vorfall. Der Freund dringt ihr fast mit Gewalt das Geld als Geschenk auf, denn er hatte eine große Verehrung für sie gefaßt, als ihm mein Vater erzählte, wie mühsam sie, ohne es zu wissen, dazu beigetragen, daß die Summe zusammengekommen.

Im Jahre 1742 bekam mein Vater die Vocation nach Carolath, der Residenz des Fürsten von Schönaich, als der erste wiedereingesetzte lutherische Prediger, nachdem die Kirche daselbst durch den Haß der Katholiken 72 Jahre lang verschlossen gestanden. Ich war kaum zwei Jahre alt, als meine Aeltern Schlichtingsheim verließen. Mein Vater fand eine ihn liebende und ehrende Gemeinde. Für ein Pfarr- und Schulhaus war nicht gesorgt, weil die Herrschaft sich zur reformirten Religion bekannte, deshalb mußten meine Aeltern sich viele Jahre mit ein Paar Stuben behelfen, die der fürstliche Amtmann Heppe ad interim abtrat. Nach und nach wurde durch einige Wohlthäter und durch Collecten so viel zusammengebracht, daß der Anfang zum Bau eines Pfarrhauses gemacht werden konnte.

Von dieser Periode an beginnt der Anfang meiner jugendlichen Rückerinnerungen, denn ich kann mich noch deutlich darauf besinnen, wie wir Kinder den Grundstein zu diesem Gebäude haben legen sehen, und wie meine fromme Mutter an demselben Abend mit uns knieend zu Gott gebetet, und Glück und Segen für uns, und für Alle erfleht hat, die nach uns dieses Haus bewohnen möchten, welches der Vater durch mühselige Sammlung und manches selbstersparte Scherflein hatte aufrichten helfen.

Man verzeihe mir, wenn ich hier etwas anführe, was abergläubisch scheint, aber ich kann es, bei Gott, als reine Wahrheit bezeugen. Einige Zeit nämlich nach Legung des Grundsteins, als der Bau schon ziemlich avancirt war, reisten Zigeuner durch Carolath, ein ältlicher Mann mit seiner Frau. Diese ließen meine Aeltern um Erlaubniß bitten, sie zu besuchen, weil sie unsere Familie vor etwas warnen wollten; aber mein Vater, eingedenk seiner geistlichen Würde, verbot das aufs Strengste, und auch meine Mutter durfte die Zigeuner nicht sehen. Dieselben gingen nun zu unserem Nachbar, einem ehrlichen Zimmermann, und prophezeiten, daß dem Geistlichen und seiner Frau und Kindern in dem neuen Hause großes Unglück widerfahren würde, weil feindlich gesinnte Menschen (womit sie wahrscheinlich die Katholiken meinten) unvermerkt etwas unter den Grundstein gelegt hätten, was den Bewohnern schaden würde. Wenn die Aeltern es erlaubten, so wollten sie neben dieser Stelle verschiedene Kräuter und Wurzeln vergraben, die das Uebel unschädlich machen sollten. Natürlich gab meine religiöse Mutter das nicht zu, obgleich die anscheinend treuherzigen Zigeuner erklärten, keine Bezahlung zu verlangen, weil sie nur aus Mitleid für uns zu ihrer Warnung bewogen seien.

Nun ist es merkwürdig genug, daß wir in der That nicht viel Freude in dem neuen Hause erlebt haben! Die Einnahmen wurden geringer, weil bald mehrere lutherische Kirchen in der Umgegend entstanden, und mein guter Vater, wenn er zu Armen und Kranken kam, lieber gab als nahm. Meine

Mutter verfiel bald nach jener Prophezeihung in ein böses hitziges Fieber, von welchem ihr längere Zeit eine so große Melancholie zurückblieb, daß sie sich nicht würdig hielt, in die Kirche, viel weniger zur Communion zu gehen, und daß immer jemand bei ihr sein mußte, um sie zu behüten. Mein Vater litt viel durch die Gemüthskrankheit der Mutter, und durch die Schwere seiner vielen Arbeiten, denn er hatte das ganze Kirchen- und Schulenwesen einzurichten. Unter seiner Leitung wurde auch ein Schulhaus erbaut, in welchem ich und meine fünf Geschwister (wir waren vier Schwestern und zwei Brüder) den ersten Unterricht empfingen.

Als ich etwa zwölf Jahr alt war, ereignete sich ein Vorfall, dessen ich mich noch wie heute erinnere. Es war eine kalte Winternacht, draußen stürmte und schneite es, da wurde heftig an die Thür gepocht, und mein Vater zu einem Kranken gerufen. Der Vater war schon mehre Tage nicht wohl gewesen, und lag gerade in heftigem Schweiße. Das wurde dem Boten vernünftig vorgestellt, worauf derselbe sich entfernte, aber bald zurückkam und sagte, der Kranke würde den Morgen nicht erleben. Da mußte nun mein armer Vater in Sturm und Schnee sehr weit im Orte hinunter an der Oder entlang gehen, und seine Pflichten erfüllen. Der Kranke ist nachher besser geworden, und hat noch zwölf oder fünfzehn Jahr gelebt, meinen Vater aber rührte etliche Tage nach diesem nächtlichen Gange der Schlag, als er in der Kirche vor dem Altar stand, und das Abendmahl austheilte. Er verlor die Sprache, und den Gebrauch seiner Glieder, und blieb in diesem Zustande sieben Jahre lang bis an seinen Tod. Wir Kinder mußten ihn führen, und ihm jeden Bissen schneiden. Die ersten Jahre hindurch konnte er sich noch schriftlich mit uns unterhalten, aber nach und nach nahm die Schwäche so zu, daß er seine Zuflucht zu der Fingersprache nehmen mußte, die wir Kinder bald erlernten. Weil ich von meinen Schwestern die kräftigste war, so trug ich in den letzten Jahren den Vater mit Hülfe der Köchin auf einem Stuhle, auch habe ich aus eigenem Antriebe die aus Schwäche verunreinigte Wäsche oft im Geheimen gewaschen, getrocknet und gemangelt, damit das bäurische Gesinde sich nicht darüber aufhalten, und es in der Gemeinde erzählen sollte.

Das waren traurige Jugendjahre!

Da mein Vater erst fünfzig Jahr alt war, als ihn das Unglück traf, so hofften wir immer noch auf seine Genesung, und trotz unserer geringen Einkünfte wurden alle Mittel, auch die kostbarsten, angewendet, um ihn wieder herzustellen. Sogar eine Reise nach Karlsbad unternahmen wir, wohin ich ihn in meinem dreizehnten und mein Bruder in seinem fünfzehnten Jahre nebst der Mutter begleiteten. Wir Kinder mußten unterwegs und in Karlsbad alle Pflege und häusliche Arbeit verrichten, damit nicht Fremde bezahlt

zu werden brauchten. Die Aeltern hatten trotz ihrer sparsamen Einnahmen, und den vielen Ausgaben bei sechs Kindern doch fünf- bis sechshundert Thaler auf Interessen gelegt; davon mußten dreihundert Thaler gekündigt werden, um die Aerzte, die Medicin und die Reisekosten zu bestreiten, und der Rest war also der einzige Nothpfennig für die Mutter und uns Geschwister, wenn der Vater starb.

Die Reise nach Karlsbad war äußerst beschwerlich und traurig. Jeder Groschen, der ausgegeben werden mußte, ängstete uns um so mehr, weil der Erfolg doch sehr unsicher war, denn sonst hätten Mutter und Kinder ja gern das Letzte hingegeben, um das Elend des Vaters zu mildern. Auch der gebrechliche Wagen, in dem wir fuhren, machte uns viel Sorge, denn als es von dem Griesberge, nahe vor Teplitz, abwärts ging, glaubten wir, er müßte in Stücke brechen. Die Mutter mußte sitzen bleiben, um den schwachen Vater zu halten, und mein Bruder und ich gingen hinter dem Wagen. Selten oder nie mag wohl ein Reisender diesen Berg so mit gefalteten Händen und thränenden Augen hinabgewandelt sein, und dabei so eifrig zu Gott gebetet haben, wie ich an jenem Tage; besonders einmal, als ich einen großen Stein im Wege liegen sah, über den der Wagen hinwegmußte. Ich kniete nieder, und bat Gott, meinen Vater vor Unglück zu bewahren; denn, zerbrach ein Rad, wie hätten wir den schweren kranken Vater fortbringen sollen!

Wir kamen aber glücklich in Karlsbad an und mietheten ein kleines Logis bei dem Kaufmann Becher, dessen Hinterhaus an die, durch die Stadt fließende Tepel stieß. Da, wo bei uns die Keller sind, befanden sich drei kleine Bäder, in deren jedem etwa sechs Personen baden konnten. Eine Rinne leitete den heißen Sprudel vorbei, so daß man durch Ziehung eines Zapfens soviel Wasser wie nöthig einlassen konnte; doch mußte dasselbe vierundzwanzig Stunden lang auskühlen, bis mein Vater es gebrauchen konnte. Auch hat er nur sechs Mal gebadet, weil es ihn zu sehr angriff.

Vier traurige Wochen verlebten wir in Karlsbad, denn statt des guten Erfolgs bekam der Patient verschiedene Male solche Schwächezustände, daß wir kaum hofften, ihn lebend wieder nach Hause zu bringen. Ich einfältiges Mädchen vergoß oft bittre Thränen, wenn ich daran dachte, daß uns außer dem Verlust unseres Vaters auch noch die Schande drohte, daß er nicht auf dem Kirchhofe, sondern vor der Stadt mußte begraben werden; denn zu jener Zeit waren die Katholiken noch nicht so tolerant wie jetzt! (nämlich 1809).

Ich vertrat die Stelle einer Köchin und eines Stubenmädchens, und der Bruder die des Bedienten. Er holte den kochenden Sprudel zur Suppe, und ich rührte Eier und Butter ein, und goß den Sprudel über die eingeschnittene Semmel. O wie schmeckte Allen dies Frühstück nach dem Brunnentrinken; aber welchen Hunger litten wir beiden Kinder nachher, bis zur Zeit des

Mittagessens! und dazu hatten wir aus unsern Fenstern einen Bäckerladen mit schönem Brod, Semmeln und Kuchen vor Augen, was eine große Versuchung war; doch unterlagen wir derselben nur ein einziges Mal, indem wir die Bäckerin baten, jedem von uns eine Semmel zu geben, die wir am nächsten Tage zu bezahlen versprachen; allein wir konnten unser Versprechen nicht halten; und ich kann nicht beschreiben, mit welcher Angst ich am folgenden Morgen Semmel und Brod zum allgemeinen Frühstück holte, welches immer gleich bezahlt wurde. Den ganzen Tag ängstete mich die gemachte Schuld, bis ich es der Mutter gestand, die mir einen Verweis gab, und mich dann mit dem Geld zur Bäckerin schickte.

Ein einziges Mal wurde uns Kindern erlaubt, mit einer Bürgerstochter bis auf das nächste Dorf spazieren zu gehen. Da zeigte man uns in einem Hause, wo wir einkehrten, eine Bibel, die in einem Versteck über der Stallthür aufbewahrt wurde. Die Leute waren katholisch, und mochten durch Zufall in den Besitz des heiligen Buches gekommen sein, in welchem sie auch aus Neugier gelesen hatten, aber zu ihrem augenscheinlichen Nachtheil; denn wer in der Jugend nicht gehörigen Unterricht erhalten, kann die Bibel nicht mit Nutzen lesen. Die katholischen Geistlichen würden ihnen, wie sie versicherten, das Buch fortgenommen haben, wenn sie um die Sache gewußt hätten. Das Alles war mir neu, und setzte mich in großes Erstaunen.

Des Vaters Gesundheit besserte sich leider durch diese Karlsbader Reise gar nicht, und wir kehrten traurig und niedergeschlagen zurück, stimmten aber doch mitten in unserm Kummer Lob- und Danklieder an, als wir den Vater zuletzt noch lebend nach Hause gebracht hatten.

In demselben Jahre ging ich zum ersten Male zur heiligen Communion. O Gott, mit welchen seligen Empfindungen! Ich hätte gewünscht, wie ich den Altar verließ, zu sterben. Die festen Vorsätze, Gott zu lieben, und der Religion und der Tugend treu zu bleiben bis in den Tod, belebten mich ganz und gar, und mit Wahrheit darf ich, wie vor Gottes Angesicht bezeugen, daß ich die folgenden sieben Jahre bis zu meiner Verheirathung alle meine Kindespflichten, nicht aus Zwang, sondern aus eigenem Triebe aufs Genaueste erfüllt habe.

Wiederum traf uns ein neuer Kummer, indem meinem Vater wegen seines gebrechlichen Zustandes ein Substitut gesetzt wurde, welcher Wohnung im Pfarrhause, und den dritten Theil aller unserer Einkünfte erhielt, so daß für uns wöchentlich kaum zwei bis drei Thaler, und in seltenen Fällen, wenn es hoch kam, mitunter vier Thaler blieben, und davon sollte der kranke Vater, die Mutter und sechs Kinder und eine Köchin erhalten, und noch der Arzt und Medicin bezahlt werden. Man kann sich denken, in welcher Angst uns die Tage vergingen! Oft konnte das Brod nicht bezahlt werden; Fleisch

bekamen wir sehr selten, doch darbten wir Kinder gern, wenn nur der Vater versorgt wurde und die arme Mutter. Die Aerzte hatten täglich wenigstens zwei Gläser Wein verordnet. Du lieber Gott! Das hielt schwer. Ich ging alle Wochen zwei Mal zu Fuß bis nach Beuthen, um ein Quart zu holen; da es aber nicht bezahlt werden konnte, so bat ich um Nachsicht, die mir auch Herr und Frau Hadrian, die Weinhändler, freundlich gewährten. Sie gewannen mich wegen meiner kindlichen Vorsorge für den Vater so lieb, daß sie mich dann und wann zum Essen behielten, und sogar gegen einen Dritten geäußert haben sollen, sie würden gar nichts dagegen haben, wenn ihr einziger Sohn, sobald er von Universitäten käme, mich zu seiner Frau machen wollte. Davon hatte ich aber keine Ahnung, und jedes Mal, wenn ich nicht Geld mitnehmen konnte, ging ich schweren Herzens mit meiner leeren Flasche nach Beuthen, und bat oftmals auf meinem Wege den lieben Gott, er möchte sich doch meiner erbarmen, und nur Eins von den Kindern versorgen, damit meinen Aeltern eine Erleichterung verschafft werden könnte. Wenn jetzt mein guter Mann mir täglich Wein giebt, so danke ich Gott und ihm, und denke, daß Gott mich dieses bis in mein siebenzigstes Jahr genießen läßt, weil ich einst keinen Weg noch Wetter gescheut, um meinen Vater mit einer Erquickung zu versorgen.

Meine älteste Schwester war die eigentliche Pflegerin des Vaters, und handelte sehr zärtlich gegen ihn; — ich nahm mich der Wirthschaft an, stand früh auf, ging in die Gartenlaube, und verrichtete knieend mein Gebet. Wenn ich dabei den Berg herab meilenweit die Gegend übersehen konnte, so dachte ich mit vieler Rührung: Du allmächtiger, gütiger Vater! Wie groß ist doch die Erde; Du wirst doch auch einen kleinen Raum für unsre arme, sehr bekümmerte Familie haben! Unser Leid wäre gar zu groß, wenn der Vater stürbe, und Keines von uns versorgt wäre! Beruhigt ging ich dann zurück in das Haus, machte Ordnung, kehrte selbst aus, und kochte der kränklichen Mutter ein halbes Loth Kaffee, welchen ich, oftmals auch ohne Geld, bei einem Krämer holte, obgleich es die Mutter aus ménage nicht wollte. Wenn sie dann aufstand, fand sie alles in Ordnung und fertig. Auch das lohnt mir Gott, indem ich Kaffee bis an mein Ende trinken kann. Dies Alles schreibe ich nicht aus Ruhmsucht! Nein, allen guten Kindern zur Nachahmung; denn augenscheinlicher Segen ruht auf Kindern, die ihre Aeltern ehren und lieben.

Für uns aber ging damals ein neuer Kummer an. Mein Bruder, der zwei Jahr älter war als ich, wollte die Baukunst erlernen; weil wir aber gar keine Bekanntschaften hatten, so faßte meine Mutter den schweren Entschluß, nach Breslau zu reisen, und einen Lehrherrn für ihn zu suchen. Sie hatte dort Verwandte, nämlich den Schulherrn Kopisch, der später mein

Schwiegervater wurde, und dessen Frau, und deren Bruder, den Goldarbeiter Muche. Weshalb sie mich auf dieser Reise mitnahm, davon weiß ich keine Ursach; — Gott mußte es schon so regiert haben, weil das in der Folge mein Glück ward. Wir kamen mit der Glogauer Landkutsche an einem Sonnabend früh an, und stiegen im Gasthaus „Zur schönen Stube" ab. Nachmittags führte uns die fromme Mutter in die Kirche, um Gottes Segen zu der Versorgung des Bruders anzurufen. Sie kniete andächtig in der Bank. Ich aber muß bekennen, daß meine Andacht dadurch gestört wurde, daß man ein Kind zur Taufe brachte. Das reiche stoffene Taufzeug, die mit einem blauen grosdetournen Kleide schön geputzte Jungfer Pathe, der Geistliche mit dem großen Kragen — das waren mir ganz neue Gegenstände, und doch erregte Alles das mein Erstaunen nicht so sehr, wie der Herr Gevatter, der eine große, wohlgewachsene und von Gesicht sehr hübsche Mannsperson war, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, weiß und roth, und freundliche, blaue Augen. Dieser junge Mann brachte mich so in Verwirrung, daß ich für nichts Anderes mehr Sinn hatte. Ich zog meine Mutter auf die Seite und fragte, wer denn dieser sei? ich glaubte ihn zu kennen. Die Mutter antwortete etwas ärgerlich, ich sollte nicht so unklug sprechen, denn wo wollte ich in einer so großen fremden Stadt ihn kennen! Ich ließ mich nicht abhalten, dem Taufzuge bis an den Altar und zurück zu folgen, und drang auch in meinen Bruder, er möchte sich doch besinnen, wo wir doch diesen Fremden schon gesehen hätten, vielleicht in Karlsbad oder in Dresden? Mein Bruder aber wies mich zur Ruhe, und nannte mich ein läppisches Landmädchen. Ich ließ mich aber dadurch nicht abhalten, noch einige Leute, die in der Kirche waren, nach dem Unbekannten zu fragen, aber vergebens.

Nach der Kirche besuchten wir den Herrn Vetter Muche, von dem wir sehr freundlich aufgenommen, und auf Sonntag zum Essen gebeten wurden. Des Abends gingen wir Kinder mit der Mutter um den Ring, und ich einfältiges Ding blickte in alle Gewölbe, wo Licht war, und glaubte, ich müßte absolut den Fremden entdecken; auch in der Nacht, wenn ich aufwachte, zerbrach ich mir den Kopf, wo ich ihn wohl schon gesehen hätte. Am nächsten Morgen, Sonntag, gingen wir in die Magdalenenkirche, wo ich gerade unter der Kanzel meinen Platz bekam. Nachdem der Geistliche ein Brautpaar aufgeboten hatte, ließ er das Papier mir gerade auf den Kopf fallen, wodurch alle Augen auf mich gerichtet wurden und ich ziemlich erschrak. Man scherzte darüber bei Tische, und meinte, das bedeute, daß ich auf dieser Kanzel aufgeboten werden würde. Man lachte (ich war erst vierzehneinhalb Jahr alt) — aber in der Folge ist es wirklich so geschehen! Als wir uns zu Herrn Muche zum Essen begaben, der auf der Jüdenstraße wohnte, sah ich unterwegs auf der Kupferschmiedestraße unsern Vetter Stiller mit meinem lieben

Unbekannten im Gespräche stehen. Ich rief ganz laut: das ist ja der, den ich kenne, nun werden wir Alle erfahren wie er heißt.

Als wir zu Muches ins Zimmer traten, war auch Vetter Stiller dort, ebenfalls zu Gaste. Ich lief sogleich ohne alle Complimente auf ihn zu, und fragte: „Wer war denn der, mit dem Sie sprachen?“ Antwort: „Der Vetter Kopisch! Er kommt auch her.“ Da stand ich bestürzt da, weil ich mich geirrt, freute mich aber, daß er kommen würde; und wirklich, als wir beinahe mit dem Essen fertig waren, trat er ein. Ich saß neben Stiller. Dem Vetter Kopisch wies man seinen Platz neben der Schwester der Frau Muchen, einer reichen Demoiselle Doringer an, weil zwischen beiden eine Heirath gestiftet werden sollte. Stiller erzählte mir das, und fragte, wie mir der Liebhaber gefalle? Ich sagte: „Gar nicht! Denn wenn er mein Geliebter wäre, müßte er nicht so hölzern dasitzen, wenn auf die Gesundheit der Inclination getrunken würde!“ Für ein vierzehnjähriges Mädchen naseweis genug.

Nach Tische drängte sich Kopisch zu mir, und drückte mir verstohlen eine Citrone in die Hand. Ach, welch ein Geschenk! Ich nahm sie mit nach Carolath, conservirte sie im Keller, und besuchte sie täglich, bis sie verfault war. Man erkläre mir das von einem vierzehn und einem halben Jahre alten Mädchen, — das war doch wohl Regierung Gottes, und nicht eitles Verlieben, denn ich war noch ganz unschuldig und natürlich.

Gegen Abend besuchten wir die Aeltern von meinem Freunde Kopisch, und wurden von diesen würdigen Verwandten mit großer Freundlichkeit aufgenommen; da aber meine Mutter nach diesem Tage krank wurde, sind wir nicht mehr oft zu ihnen gekommen.

Für meinen Bruder wollte sich, aller Mühe ungeachtet, kein gewünschter Platz finden, und wurde er zuletzt, sehr gegen seine Neigung, zu einem Zuckerbäcker in die Lehre gethan. Einmal führte uns auch Herr Stiller und Herr Muche in die Komödie, wo der politische Kannengießer gegeben wurde; man kann sich denken, wie mich da alles, was ich sah, in Erstaunen setzte, auch hatte sich das Stück so fest in mein Gedächtniß geprägt, daß, als wir nach Hause kamen, ich alle Figuren aus Papier ausschnitt, auf dem Tische aus alten Büchern ein Theater aufbaute, und die Possen meinem alten Vater und den Geschwistern vorspielte, die sich vor Lachen darüber ausschütten wollten.

Die Mutter reiste bald nach jenem Komödienabend mit mir von Breslau ab, betrübt, weil mein Bruder das gewünschte Ziel nicht erreicht hatte, und mir war so bange Breslau zu verlassen, daß ich gern bei einer Dame geblieben wäre, die viel Liebe für mich bezeigte, und keine Kinder hatte. Vor dem Tage unserer Abreise paßte ich ängstlich ab, bis die Leute alle aus der Magdalenenkirche heraus waren, dann schlich ich mich hinter den Altar, kniete

nieder, und bat Gott mit heißen Thränen, er möchte es doch in dieser großen Stadt meinem Bruder wohl gehen lassen, und auch für Eins von uns Geschwistern hier einen Weg zu unserem Fortkommen zeigen. Ich hatte immer das Vorgefühl, daß mein Gebet erhört werden würde, und so trat ich im Vertrauen auf Gott die Rückreise an. Oft, sehr oft dachte ich an Alles zurück, was ich gesehen und gehört, am meisten aber an Kopisch, meinen so lieben Vetter.

Bei unserer Heimkehr fanden wir zu Hause alles so wie wir es verlassen hatten. Der liebe Vater war von meiner ältesten Schwester aufs Liebevollste verpflegt und die Haushaltung aufs Pünctlichste besorgt worden, so daß alles wieder seinen gewohnten kummervollen Gang weiter ging. Der Substitut hätte sich gern mit meiner ältesten Schwester verheirathet, aber es war ihm bange, daß nach des Vaters Tode ihm die Wittwe und die Kinder beschwerlich werden dürften; da unterblieb es denn. Nun wollte er aber nicht mehr mit dem Drittheil der Einnahmen zufrieden sein, sondern verlangte die Hälfte. Da wir das unmöglich zugestehen konnten, so wurden viele Eingaben an das Consistorium in Glogau gemacht, die ich dann persönlich dem Consistorialrath Cudovius abgeben, und mit meinen rührenden Bitten begleiten mußte. Ein paar Jahre später ging nun die Sorge mit dem jüngsten Bruder an. Ihn in die Stadtschule zu bringen und Pension zu zahlen war ganz unmöglich. Da erinnerte sich meine Mutter einer nahen Anverwandten, die in Berlin an den Oberhofpostmeister Jordan verheirathet war, sie beschrieb derselben ihre traurige Lage und bekam auch immer schöne Antworten, sonst aber nichts. In der beständigen Furcht den Vater, und mit ihm zugleich die geringen Einnahmen zu verlieren, die uns noch geblieben waren, faßte meine gute Mutter den Entschluß, mich als Fürsprecherin für meinen jüngsten Bruder nach Berlin zu schicken, wo ich auch dahin wirken sollte, daß wir zwei Drittel unserer Einnahmen behielten. Die Reise sollte zu Wasser geschehen, und ich wurde einem Schiffer Namens Rosinke anvertraut, der auch seine Frau mitnahm. Es war immer viel hardiesse von einem Mädchen von fünfzehn Jahren! Die Fahrt ging ohne besondere Ereignisse von statten; in der letzten Nacht, ehe wir Berlin erreichten, überfiel mich aber eine große Bangigkeit, als ich in meiner Hütte auf dem Schiffe erwachte. Kniend bat ich unter Thränen den lieben Gott, daß er die Reise für die Meinigen möchte gesegnet sein lassen, und mit Furcht und Zittern verließ ich das Schiff, und folgte dem Schiffer und dessen Frau, die mich zur Post geleiteten, wo unsere Verwandte ihre Wohnung hatte. Ich wurde angemeldet und freundlich empfangen, aber ich empfand große Verlegenheit vor so vornehmen Freunden zu erscheinen, und noch mehr, weil ich mich gleich mit der Gesellschaft zu Tische setzen mußte. Doch behandelte man mich mit

Nachsicht. Nur eine Verwandte des Hauses, die auch mit uns speiste, musterte mit spöttischen Blicken meinen Anzug, der mir heute selbst lächerlich vorkommt, wenn ich daran zurückdenke. Ich trug über einem ganz kleinen Reifen von Fischbein einen schwarzen grosdetourseidenen Rock, und einen Contusch von rosa Taffent, ein Halstuch von Flor, fest unter dem Kinn zugesteckt, und kein bloßes Fleckchen zu sehen. Die Haare hatte ich über eine steife Wulst stramm gekämmt, stark gepudert, und eine Haube mit grünem Bande; — es mußte einen Abstich machen! Die Frau hatte das schönste durchnähte Negligée von blauem Atlas an, die andere Dame trug ein feines weißes Kleid, und eine schwarze taffentne Schürze. Trotz meines einfältigen Anzuges merkte ich doch, daß die Herren, die mich sahen, mich nicht verspotteten, obgleich die geputzte Dame sie dazu verleiten wollte, vielmehr gaben sie deutlich zu verstehen, daß meine jugendliche Figur, mein roth und weißes unschuldiges Gesicht, und mein sittsames Betragen das Fehlende des Anzuges ganz ersetzte, worüber jene Dame sich zu ärgern schien. Auch mochte sie mir wohl in der Stille geschadet haben, denn als ich nach einigen Tagen mit meiner Tante, die auch abreiste, zurückgeschickt wurde, erhielt ich von Frau Jordan außer zehn Thalern kein Kleid oder anderes Andenken. Das Postgeld hatte man bezahlt, und ich kam wieder nach Hause ohne unterweges etwas Bemerkenswerthes erlebt zu haben. Erwähnen muß ich noch, daß ich in Berlin bei meinen Verwandten erfuhr, daß der Vetter Kopisch auf Reisen gewesen, und auf der Rückkehr acht Tage vor mir durch Berlin gekommen war. Es betrübte mich sehr, daß ich diesen Verwandten dort nicht getroffen, ohne daß ich sagen könnte warum? Später hat mir Vetter Kopisch selbst erzählt, daß jene erwähnte geputzte Dame sich sehr bemüht habe, diesen hübschen Mann an sich zu ziehen. Sie war im höchsten Grade coquet, und sprach sogar, zu meinem größten Verdruß, sehr familiär mit den Bedienten.

Meine Reise hatte, Gott Lob, wenigstens den guten Erfolg, daß meine Eltern zwei Drittel ihrer Einnahmen behielten, und daß mein Bruder in das Joachimswaisenhaus aufgenommen wurde. Wie groß auch diese Wohlthat war, so blieb es für uns doch eine schmerzhafte Trennung, denn es war in jener Anstalt Gesetz, daß der Vorsteher alle Briefe las, die den Schülern geschrieben wurden, und daß keiner von denselben ohne Erlaubniß einen Denar von Hause erhalten durfte. Ueberhaupt wurde dort zu strenge mit so jungen Kindern verfahren, was auf meinen Bruder die Wirkung übte, daß derselbe, als er später in seinem siebzehnten Jahre zu mir nach Breslau kam, ein menschenscheues furchtsames Benehmen hatte, so daß er kaum zum Sprechen zu bringen war, und es nur mit Mühe gelang, ihn bei einem angesehenen Kaufmanne in die Lehre zu bringen. Mein guter Mann hat ihn dann später

in Waldenburg etablirt, doch ist es ihm niemals gut ergangen, und er auch früh gestorben.

Auch der ältere Brüder war in Breslau nicht glücklich, sein Beruf sagte ihm nicht zu, und wir bemühten uns vergebens, durch unsere Verwandten etwas anders für ihn zu ermitteln. Da wurde beschlossen, daß meine älteste Schwester und ich nach Breslau reisen, den Bruder zur Geduld ermahnen, und versuchen sollten, mit Hülfe der Verwandten etwas Schickliches für ihn zu ermitteln.

Wie gern reiste ich nach diesem lieben Ort! Wir erhielten Wohnung und Kost bei einem Buchbinder und seiner Frau im Hause „zu den drei Kornähren". Der Mann war aus unserer Gegend, und beide Eheleute meinen Eltern als brave religiöse Menschen bekannt. Wir hielten mit ihnen des Morgens und Abends Betstunden, lebten ganz still und arbeiteten, wenn wir nicht zu Verwandten eingeladen waren. Ich kam nun wieder zuweilen mit Herrn Kopisch in Gesellschaft, und war seelensvergnügt, wenn ich ihn nur sehen konnte. Eines Tages sagte er, wir möchten ihn doch auch einmal besuchen (er wohnte im Hause zu den sieben Kurfürsten). Ich sagte: Ja! und lachte, denn ich war immer lustigen Temperaments, meine Schwester dagegen übertrieben ernsthaft und strenge. Sie gab mir Verweise, daß ich versprochen, einen jungen Menschen zu besuchen. „Ei was würde es denn schaden? er ist ja Bräutigam," antwortete ich lachend, und in der That war Herr Kopisch mit einer Tochter des Pastor Jüngling verlobt, die er, wie man sagte, von Jugend auf geliebt hatte. Als meine Schwester aber ganz entschieden erklärte, sie würde einen so unpassenden Besuch niemals gestatten, schwieg ich still. Wir waren auf dem Wege zu meinem Bruder, der in der Neuschestraße wohnte; ich führte die Schwester durch die sieben Kurfürsten, und als sie bemerkte, das wäre nicht der rechte Weg, sagte ich ihr, wir wollten durch das Rathhaus gehen, wobei sie sich beruhigte, weil sie sich in der fremden Stadt niemals zurecht fand. Als wir in den Hausflur der sieben Kurfürsten traten, kam Kopisch, der uns bemerkt hatte, aus seiner Stube, meine Schwester lief davon, ich aber ließ mich sogar in sein Comptoir führen, wo seine Diener waren. Hier bin ich nun mir selbst schuldig zu versichern, daß, wenn ich nicht gewußt hätte, daß er Bräutigam wäre, ich ihn gewißlich nicht besucht hätte. Sonderbar! er führte mich an die Gewölbethür, damit mich die Leute sehen sollten, und als ich mich schämte, sagte er: „O, treten Sie doch hin, die Leute werden Sie für meine Braut halten!" Ich fühlte, daß mich eine Röthe überfing, und konnte mich nicht erwehren, zu denken: „Ach, wäre es doch so!" Von der Schwester erhielt ich nachher nicht unverdiente starke Verweise.

Nachmittags besuchten wir Verwandte, und am Abend begleiteten uns

Stiller und Kopisch nach unserm Logis. Kopisch wollte mich beim Abschiede küssen, ich widerstrebte, aber er küßte mich doch. Ich that als wäre ich sehr böse darüber, da sagte er: Wenn Sie den Kuß nicht behalten wollen, so geben Sie ihn mir wieder; — ich weiß nicht, wo ich die hardiesse hergenommen, aber ich gab ihn gern zurück. Es war der erste Kuß in meinem ganzen Leben, und niemals auch hat eine andere Mannsperson einen Kuß von mir erhalten. Kopisch hat später, als er schon mit mir verheirathet war, oft mit Vergnügen erzählt, daß ihm dieser Kuß das Signal der Liebe gewesen, und daß ihn das später, als er in die Lage kam, sich zum zweiten Male zu vermählen, dazu bestimmt habe, mich zu wählen. Wie unbedeutend auch alle diese Kleinigkeiten erscheinen, sie ereigneten sich nicht von ungefähr, sondern nach der besonderen Regierung Gottes; denn wie jung und munter ich auch war, so kann ich doch mit Wahrheit versichern, daß ich gegen Mannspersonen äußerst zurückhaltend war, so daß ich nach der Abreise mich selbst darüber wunderte, und es gar nicht begreifen konnte, daß ich Kopisch geküßt hatte, und doch bereute ich es nicht.

Meinen Bruder mußten wir in der Stelle lassen, wo er sich so wenig gefiel, aber wir hatten Hoffnung, daß sich seine Lage durch die Hülfe unserer Verwandten etwas verbessern würde. Wir reisten mit einem uns bekannten Schiffer aus Carolath zurück, und trafen Eltern und Geschwister zu Hause ganz so wieder, wie wir sie verlassen hatten. Da ich niemals Anspruch darauf machen konnte, mit Kopisch verbunden zu werden, so fühlte ich auch keinen Neid gegen das gute Mädchen, die seine Gattin werden sollte; im Gegentheil dachte ich, da Gott diese arme Predigertochter so glücklich macht, kann ja der Allmächtige auch für unsere Familie sorgen; zuweilen kam mir sogar der Gedanke, daß, wenn Kopisch verheirathet wäre, seine Frau mich vielleicht zu sich nehmen, und für mich sorgen könnte: doch das war nur so ein augenblicklicher Einfall, den ich schnell wieder unterdrückte.

In dieser Zeit fanden sich bei uns nach einander zwei Liebhaber ein, die mich heirathen wollten, ein Geistlicher, den ich wohl hätte annehmen mögen, aber er war arm, und man schlug ihm eine reiche Amtmannstochter vor, die er auch heirathete. Er lebte indessen unglücklich mit ihr, weil sie auf einen zu hohen Ton gestimmt war, und ihr das einsame Leben auf dem Lande nicht gefiel. Der andere war eines reichen Oberförsters Sohn, der eine kleine Landwirthschaft hatte. Diese gefiel mir wohl, aber nicht der Liebhaber, denn er war ein einfältiger Mensch, und hatte eine lahme Hand; und doch, Gott weiß es, hätte ich ihn vielleicht genommen, um meiner Familie eine Stütze zu werden, allein, als er an einem Pfingsttage mit dem Freiwerber in die Stube trat, überfiel mich eine solche Angst, daß ich im Nebenzimmer zum Fenster hinausstieg, und in die Kirche lief, wo ich zu Gott betete, er möge

doch mein Herz beruhigen, und mich regieren, daß ich meiner Familie willen mich entschlösse, ja zu sagen. Ich ging auch mit dem festen Vorsatze, das zu thun, aus der Kirche, aber Gottlob, meine Mutter, die wohl merkte, wie es mit mir stand, hatte den Freier inzwischen mit vernünftigen Gründen soweit gebracht, daß er versprach, mit seiner Werbung noch ein Jahr zu warten. Etwas später liebte mich ein Justiziarius Groß, auf dem königlichen Amte Neusalz; ein guter moralischer Mensch, der uns dann und wann besuchte. Dabei hat er uns einmal an einem Sonnabend recht geängstigt. Er kam erst gegen Abend, und schien Lust zu haben, bei den Eltern zu übernachten, wir aber hatten gerade diese Woche eine sehr schlechte Einnahme gehabt, und es war weder Fleisch, noch Butter, noch Eier im Hause; erst morgen am Sonntag sollten die Leute aus den anderen Dörfern Victualien bringen; denn in Carolath war weder ein Fleischer noch ein Bäcker, weil der fürstliche Hof selbst Bäcker und Fleischer hielt, die aber nicht verkaufen durften. Groß wollte sich immerfort mit mir unterhalten, und ich promenirte mit ihm im Garten, hatte aber dabei keinen anderen Gedanken, als wo das Abendessen herkommen sollte; denn bei allen häuslichen Angelegenheiten war ich es immer, die Rath schaffen mußte. Endlich führte ich meinen Verehrer zu meinen schwachen Vater, und bat ihn denselben ein wenig zu unterhalten. Da überzeugte ich mich denn zu meiner großen Erleichterung, daß man ein Abendbrod, aus Suppe, Eierkuchen und gutem Flaschenbier bestehend, zurecht gemacht hatte. Es wurde ein kleiner Tisch für sechs Personen im Garten gedeckt, und nachdem wir ganz vergnügt mit einander gespeist hatten, ging Herr Groß spät Abends bei Mondenschein nach Hause. Er mochte wohl gemerkt haben, wie wenig wir auf Wohnbesuch eingerichtet waren.

So verstrich ungefähr ein Monat, — an Abwechselung fehlte es nicht; denn es gab für uns immer neuen Kummer und neue Verlegenheiten. Ich konnte es nicht lassen, zuweilen an Kopisch zu denken, aber da mein Bruder in seinen Briefen ihn niemals erwähnte, so erfuhr ich nichts aus Breslau, auch konnte es mir ja nicht entfernt einfallen, einige Hoffnungen in dieser Beziehung zu hegen. Eines Tages kam eine hübsche Bauerntochter zu uns, die etwas auszurichten hatte; als ich sie erblickte, rief ich Mutter und Schwestern, und fragte, ob das Mädchen nicht dem Vetter Kopisch gleiche. Sie fanden es auch, aber nicht so sehr wie ich; ich aber wurde dem Mädchen recht gut. Das war doch alles unschuldige Anhänglichkeit, denn er war ja verheirathet.

Man denke sich nun mein Erstaunen, wie mein Bruder uns eine Ankündigung von der Gattin des Kopisch schickte, die nach neunmonatlicher glücklicher Ehe zugleich mit ihrem neugeborenen Kinde gestorben war. Ich bedauerte sein Schicksal aufrichtig, es kam aber bei Gott kein Gedanke an Verbindung in

meine Seele, denn die Entfernung, und mein Verhältniß mit Groß ließen mir so etwas unmöglich erscheinen. Ich führte mit den Meinigen das alte kummervolle aber ruhige Leben weiter, und stand mit Groß auf einem sehr honetten Fuß, denn er bewies mir viel Liebe, aber auch Delikatesse. So vergingen mehrere Monate. Eines Tages, es war ein Montag, kehrte ich gerade die Treppe, und sang dabei andächtig das Lied: „Ein neuer Tag, ein neues Leben," da kommt meine jüngste zwölfjährige Schwester und schreit: „Schwester, komm herauf, es ist ein Brief aus Breslau gekommen, Du sollst Dich verheirathen!" Ich wurde unwillig und sagte: „Für solchen Spaß setze Dich lieber an die Arbeit!" Nun aber ließen mich Vater und Mutter rufen und gaben mir einen Brief zu lesen, den meine nachmalige würdige Schwiegermutter geschrieben. Sie schilderte auf eine mütterliche, zärtliche und rührende Weise den herben Verlust, den ihr guter Sohn erlitten, und daß sie ihn nicht anders aus seiner Melancholie herauszureißen vermöchte, als durch eine neue Liebe. Von einer Fremden könnte dabei nicht die Rede sein; da sie aber aus dem Munde des Sohnes immer viel Gutes von mir gehört, und auch selbst gesehen, daß ich ihm gefalle, so glaubte sie, als eine nahe Verwandte keine Fehlbitte zu thun, wenn sie, die Mutter eines guten Sohnes sich an die Mutter einer guten Tochter wendete, und den Vorschlag machte, daß wir nach Breslau kämen. Freilich würde es unschicklich sein, wenn ihr Sohn das verlangte, aber eine Mutter an die andere könne das wohl thun. Dieser Brief war so ehrlich und so überzeugend, daß die Aeltern einwilligten. Mir aber wurde doch der Entschluß erstaunlich schwer, denn der Gedanke, ich könnte ihm, wenn ich hinkäme, nicht gefallen, und er würde mich dann vielleicht aus Schonung doch ohne Liebe nehmen wollen, marterte mich bei Tag und Nacht; aber meine jahrelang still verborgene Liebe überwand alles. Wir reisten Anfang November 1758 nach Breslau und kamen am 16. desselben Monats dort an, und auf Anrathen meiner guten Mutter betete ich sachte das Lied: „Befiehl du deine Wege" als wir zum Thore hineinfuhren.

Wie blieben die Nacht auf der „Schönen Stube" in der Odergasse, und früh wollten wir uns so gut wie möglich anziehen, und erst zur Kirche gehen, bevor wir unseren Besuch machten und unsere Ankunft meldeten. Plötzlich entsteht auf der Straße ein Lärmen; ich sehe mit bloßem Kopfe, heruntergekämmten Haaren und bloßen Armen heraus (denn ich wollte mich eben ankleiden), da wurde ein Soldat zum Tode geführt. Es erschütterte mich außerordentlich, wie ihm der Feldprediger laut vorsprach: „Jetzt, nachdem er seine Sünde bereut und um Christi Willen Vergebung erhalten, solle er seinen Todesgang als die Leiter Jacobs betrachten, auf welcher ihn die Engel nach dem Himmel begleiten würden." Der arme Mensch aber zitterte so stark, daß ich den Anblick nicht aushielt, sondern den Kopf zurückzog, — aber

welche Ueberraschung! Mein lieber Kopisch trat herein, er hatte mich am Fenster gesehen. Ich erschrak entsetzlich, und kroch hinter den Ofen, von wo ich aber, wie ich war, wieder hervor mußte. Der liebe Vetter bestand darauf, daß wir ohne alle Umstände noch diesen Vormittag zu seiner Mutter kommen, und bei derselben essen und wohnen sollten, was denn auch geschah. Die liebe Mutter empfing uns mit sichtbarer Rührung und Freude, dankte uns, daß wir gekommen, und bat dringend, wir möchten als Verwandte alle Ceremonien bei Seite setzen, und wenn ich ihren Sohn liebte, es ohne alle Einwendungen sagen, denn sie könne auf ihr Gewissen versichern, daß ich die einzige Person wäre, die ihn für seinen Verlust trösten könnte; sie hätte ihn genug geprüft, und da wir uns schon seit einigen Jahren kennten, und nahe verwandt wären, so mache sich das alles viel leichter. Ich äußerte meine Furcht, ob ich ihm auch genug gefallen könnte, wurde aber deshalb mit großem Eifer beruhigt. Nachdem wir etwa eine Stunde mit einander gesprochen, kam der, der mein einziges Liebstes auf der Welt war. Die Mütter setzten sich zusammen, die Schwester von Kopisch arrangirte Kaffee und Semmel, und nun denke man sich an meine Stelle! In derselben Stunde noch wurde ich Braut. Es war am 16. November. Da gingen alle Ahnungen, alle Träume auf einmal in Wirklichkeit über, — ich war von innerlicher Freude wie betäubt, und oft habe ich mich nachher geärgert, daß ich in meinem Betragen gar zu zurückhaltend war, und zu verschämt, meine Liebe zu zeigen. Es wurde verabredet, daß unser Verlöbniß zuerst noch geheim bleiben sollte. Meine gute Schwiegermutter wollte mich sogleich in Breslau bei sich behalten, aber ich konnte meine bekümmerte Mutter nicht allein reisen lassen, und da ihr geträumt, es hätten in Carolath zwei Lichter auf der Kanzel gestanden, das eine wäre ausgelöscht, und heruntergefallen, so hatte sie keine Ruhe, und wir reisten nach einigen Tagen ab. Mein Geliebter hatte mir einige Kleinigkeiten ohne Werth geschenkt; die Mutter wollte sie mir in den Koffer legen, — aber Nein! Alles, was von seinen lieben Händen war, behielt ich bei mir in der Tasche, und alle Augenblicke nahm ich es heraus, um es zu betrachten und auch wohl zu küssen. Wir hatten schlechtes Reisewetter, und bei der Abreise so starken Nebel, daß ich meinen Geliebten, der neben dem Wagen ging, kaum sehen konnte; — ich bat ihn zurückzugehen. Während der ganzen Reise ängstete sich meine Mutter über ihren Traum, und glaubte sie würde den Vater todt finden. Wir kamen spät Abends in Beuthen an, es war schon Grundeis in der Oder, und wir konnten keine Fuhre bekommen. Man bat die Mutter dringend über Nacht zu bleiben, aber ihre Angst war zu groß. Wir ließen uns bei stockfinsterer Nacht auf einem Kahne übersetzen, und gingen dann, von einem Führer geleitet, zu Fuß. An einer Stelle, wo das Wasser übergetreten war, mußten wir bis über die Knöchel hindurchwaten.

Was thut man nicht alles aus Liebe und Angst! und unsere Angst stieg aufs Höchste, als meine Mutter den Schiffer fragte, wie sich der alte Herr Pastor in Carolath befände, und dieser geradezu sagte: „Wenn er nicht schon todt ist, so wird er wohl nicht den Morgen erleben; zwei Mal haben sie heut den Doctor von hier geholt." Die arme Mutter ist die halbe Meile nicht gegangen, sondern gerannt. Um halb elf kamen wir an, getrauten uns aber nicht zu klopfen, sondern horchten an den Fenstern, wo wir die schweren Athemzüge des Vaters zu vernehmen glaubten. Als wir eintraten, weinten alle vor Freude, daß wir wieder da waren.

Der Vater wurde immer schwächer, und starb am 29. November 1758, also drei Tage nach unserer Zurückkunft. Mir ist es immer als eine große Wohlthat erschienen, daß ich meinem sterbenden Vater noch mein Glück verkünden, und ihm versprechen konnte, ich würde für meine Mutter und meine fünf Geschwister ein Joseph sein, und mein Vater ist voll Dank aus der Welt geschieden, weil Gott ihn noch die Freude und den Trost erleben lassen, eins seiner Kinder versorgt zu sehen. Er drückte mir die Hand, legte seine Hand auf meine Stirn, und segnete mich mit sichtbarer Rührung. Mit Worten konnte er es nicht, aber mit zum Himmel gerichteten Augen und mit Seufzen. Ich betete ihm vor, und drückte ihm, als er entschlafen war, die Augen zu. Am 1. December wurde er unter vielen Thränen und unter ansehnlicher Begleitung auf dem Kirchhofe beerdigt!

Mit dieser Trauerscene endigen leider die Aufzeichnungen der alten Dame. Es war der Schluß einer Jugendzeit voll Mühe und Entbehrung. Ihr war vergönnt, auch nach der goldenen Hochzeitfeier noch eine Reihe von glücklichen Jahren an der Seite ihres braven Gatten zu verleben; bis beide Eheleute dann kurz nach einander in den Jahren 1816 und 1817 von dieser Erde abberufen wurden, auf der sie viel Gutes gewirkt und viel Gutes genossen hatten.

Zum Gedächtniß Spinozas

an seinem zweihundertjährigen Todestage.

Von M. Heinze.

Am 21. Februar 1677 ist Benedictus de Spinoza im Haag einsam aus dem Leben geschieden. Nur sein Arzt und Freund Ludwig Meyer war während seiner letzten Augenblicke zugegen. Zwei Jahrhunderte sind seitdem ver-

gangen, und trotz der langen Zeit hat sich ein feststehendes Urtheil über Werth oder Unwerth seiner Lehre noch nicht bilden können. Wie schon Zeit seines Lebens und kurz nach seinem Tode stehen sich noch heutigen Tages Freunde und Feinde Spinozas gegenüber, die einen häufig ihn bis zum Himmel erhebend, die andern ihn oft verwünschend in den Abgrund der Hölle.

Kaum ein zweiter unter den bedeutenden Philosophen hat im Laufe der Zeiten der Parteien Gunst und Haß in gleichem Maaße erfahren als der von seinen rigorösen jüdischen Glaubensgenossen Gebannte und Verstoßene, der es auch nicht mit seiner Ueberzeugung vereinigen konnte, sich zum Christenthume zu bekennen und demnach außerhalb eines jeden religiösen Verbandes stand. Schon bei seinem Leben galt das eine Werk, das er veröffentlicht hatte, und in dem er seine wahre Ueberzeugung über das Verhältniß von Philosophie und Theologie zu erkennen gab, für so frevelhaft und alle Sittlichkeit und Religion vernichtend, daß sogar seine näheren Freunde, die doch schon mit seinen Ansichten etwas vertraut waren, ihn zur Vorsicht in Betreff künftiger Publicationen ermahnten, und als er sodann kurz vor seinem Tode nach Amsterdam kam, um seine Ethik drucken zu lassen, lehnten sich die Theologen dagegen auf und beschworen den Statthalter, den Druck des Buches, in dem die Existenz Gottes geleugnet würde, nicht zu gestatten, und sogar die Anhänger der cartesianischen Philosophie verwahrten sich bestimmt dagegen, daß Spinoza zu ihnen gerechnet würde, um nicht ihre Schule in den Verdacht des Atheismus zu bringen. Spinoza wurde auch wirklich dadurch bewogen, von der Herausgabe seines Werkes Zeit seines Lebens abzustehen, nicht etwa als wäre er irre geworden an der Wahrheit seiner Lehre — glaubte er auch nicht die beste Philosophie gefunden zu haben, so war er doch davon überzeugt, daß er die wahre entdeckt habe —, auch wohl nicht weil er Furcht hatte vor etwaigen Angriffen gegen ihn, und ihm der Muth gemangelt, für seine Ueberzeugung einzustehen, sondern offenbar, weil er es für ziemlich gleichgültig hielt, ob jetzt oder später seine Hauptschrift veröffentlicht würde, überzeugt davon, daß sie sich doch mit der Zeit Bahn breche. Der Wahrheit aber komme es nicht darauf an, ob sie heut oder morgen gewußt werde.

Seitdem sind nun die bittersten Anklagen in den wegwerfendsten Ausdrücken gegen Spinoza geschleudert worden, besonders ist er des Atheismus und des Materialismus häufig beschuldigt worden, freilich höchst seltsame Anklagen, wenn man bedenkt, daß sein erstes Werk handelt von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit, und daß seines letzten vollendeten Werkes erstes Buch schon in der Ueberschrift anzeigt, daß es Gott zum Gegenstande hat, und daß eben dieses Werk mit der intellectuellen Liebe zu Gott schließt; wenn man ferner bedenkt, daß er als eines der beiden das Wesen Gottes constituirenden Attribute, die überhaupt von uns erkannt werden können, das

Denken bezeichnet. Ich habe nicht die Absicht, die gehässigen Beschuldigungen gegen Spinoza hier zu registriren, will nur noch darauf hinweisen, daß er von dem Kanzler Kortholt zu den drei großen Betrügern gerechnet wurde in der Schrift de tribus impostoribus magnis nebst Hobbes und Herbert von Cherbury, und daß selbst die lobende Erwähnung Spinozas kurz nach seinem Tode gefährlich erschien. Hätte doch Tschirnhausen, der bekannte, philosophisch geschulte, Mathematiker und Naturforscher, hinlänglich Gelegenheit gehabt, in seinen Schriften Spinoza zu nennen, zumal er mit diesem in freundschaftlichem Verkehr gestanden hatte. Er thut es aber offenbar geflissentlich nicht, so daß wir erst in der letzten Zeit durch Auffindung der Originalbriefe über die engen Beziehungen zwischen beiden Männern aufgeklärt werden mußten, und wenn Leibniz, der sich sonst mit einer gewissen Vornehmheit über die Parteien zu stellen liebt und wenigstens sehr ruhig zu urtheilen gewöhnt ist, den Spinoza erwähnt, dem er selbst für seine philosophischen Ansichten viel verdankt, so geschieht dies mit einer ihm sonst fremden Bitterkeit, ja einer Art Gehässigkeit, die man sich nur erklären kann aus der Stimmung, die damals überhaupt gegen Spinoza herrschte. Schon die Berührung Spinozas galt für gefährlich und eine anerkennende Bemerkung konnte den Verdacht der Ansteckung durch den Atheismus erwecken.

Diese Ansichten änderten sich freilich mit der Zeit, und so ungerechtfertigt die früheren Anschuldigungen erscheinen müssen, so überschwenglich sind nun auch zum Theil die Lobeserhebungen, die er seit Ende des vorigen Jahrhunderts zu erfahren hatte. Es ist bekannt, wie namentlich Johann Heinrich Jacobi, der Glaubensphilosoph, der innerlich sich also auf einen ganz anderen Standpunct als den spinozistischen stellte, wesentlich zu der allgemeineren Beschäftigung mit Spinoza und dessen Hochschätzung beigetragen hat. Sprach er es doch offen aus, wenn man überhaupt einer Gedankenphilosophie huldige, müsse man Spinozist sein. Und wie Jacobi den Spinoza anredete als den großen Heiligen, so nennt ihn auch Schleiermacher in wirklicher Begeisterung für ihn den heiligen, verstoßenen, der allein und unerreichbar dastehe, der voller Religion und voll heiligen Geistes gewesen sei, ein Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Zunft, und sogar Herder stellt ihn als den ohne Zweifel noch göttlicheren neben den heiligen Johannes. Die sogenannten großen Philosophen des letzten Jahrhunderts urtheilen verschieden über Spinoza. Kant, der doch wohl in innigerem Zusammenhange mit dem Spinozismus steht, als eine oberflächlichere Kenntniß der kritischen Philosophie zu sehen pflegt, und er selbst namentlich zugeben will, ist der Ansicht, daß der Spinozismus zur Schwärmerei führe, und daß es kein anderes sicheres Mittel gäbe, die Schwärmerei mit der Wurzel auszurotten, als die kritische Grenzbestimmung des reinen Vernunftvermögens.

Bei Fichte, Schelling und Hegel fand Spinoza weit mehr Anerkennung und die letzteren beiden sind sich bewußt, daß sie zum großen Theil mit ihren Dogmen auf den Schultern des so vielfach Verachteten ruhen. So hart auch Schelling bisweilen über Spinoza urtheilt, so spricht er es doch geradezu aus, daß keiner wohl hoffen könne, zum Wahren und Vollendeten in der Philosophie fortzuschreiten, der nicht einmal wenigstens in seinem Leben sich in den Abgrund des Spinozismus versenkt habe, und ebenso sieht Hegel es als den wesentlichen Anfang alles Philosophirens an, Spinozist zu sein, und nach ihm ist Spinoza ein solcher Hauptpunct der modernen Philosophie, daß man in der That sagen könne: „Du hast entweder den Spinozismus oder gar keine Philosophie." Bis in die neueste Zeit hinein wird Spinoza nicht selten als der einzige wahre Philosoph gerühmt und besonders unter solchen Naturforschern, die ein philosophisches Bedürfniß haben und diesem nachgehen, zeigt sich eine große Hinneigung zu dem ausgesprochenen Vertreter des Monismus.

Zwar wiegen diese mehr äußerlichen Zustimmungsbezeigungen nicht gar viel, aber sie geben doch ungefähr das Maaß der Schätzung an, dessen sich der Spinozismus in diesem Jahrhundert erfreute und noch erfreut. Hierzu kommt noch, daß in der eigentlich philosophischen Welt es kaum mehr solche giebt, die nur ein Urtheil der Verwerfung über Spinoza haben, sondern höchstens bei den Theologen wegen religiöser Bedenken sich noch manche sträuben, irgend ein bedeutendes Verdienst Spinozas anzuerkennen. Und ich meine, es ist zum Gedächtniß dieses großen Philosophen nicht unangemessen, die Stimmen einiger der bedeutendsten seiner Nachfolger über ihn zu hören.

Von größerem Werthe wird es jedoch sein, die Fragen zu beantworten: Was hat denn dieser so verschieden Beurtheilte wirklich Bleibendes gedacht und geschaffen, und verdient er es auch, in der Achtung der Denkenden wieder so hoch zu steigen, wie es neuerdings den Anschein hat? Wenn ich auf Beantwortung dieser Fragen kurz eingehe, so will ich zunächst ein Gebiet berühren, daß der Philosophie ziemlich fern zu stehen scheint, das aber, näher besehen, doch mit ihr enger verbunden ist, indem es die Vorbedingungen für das freie Denken zum Theil zu liefern hat, nämlich das der biblischen Kritik. Spinoza hat bekanntlich in seinem theologisch-politischen Tractat Grundsätze der biblischen Kritik und Hermeneutik aufgestellt, durch die er das Entsetzen der damaligen Welt erregte, und zugleich auch die Kritik angewandt. Zwar können seine hermeneutischen Grundsätze kaum heutigen Tages sich des Beifalls noch erfreuen, dagegen hat er im Großen schon die Probleme für die biblische Kritik richtig hingestellt, mit außerordentlich scharfem Blick für die ganze kritische Frage. Gleichzeitig mit Spinoza wurde allerdings freie Kritik getrieben von dem ihm in Vielem ähnlichen Hobbes und von Peyrerius, aber am bedeutendsten und nachhaltigsten wirkte doch er in dieser Beziehung, und

zwar giebt er dreierlei an, was man besonders ins Auge fassen müsse: erstens bei jedem einzelnen Buche sei zu erforschen, von wem als Verfasser es herrühre, welches die Lebensumstände desselben, zu welcher Zeit und auf welche Veranlassung er dasselbe geschrieben habe; zweitens müsse ermittelt werden bei jeder Schrift, welche Gestalt sie bei ihrem ersten Erscheinen gehabt, in wessen Hände sie zuerst gekommen, und welche Verschiedenheiten der Lesarten sie gebe; drittens sei bei jedem Buche zu untersuchen, von wem es in die Sammlung der heiligen Schriften aufgenommen sei, und dann im Allgemeinen, wann und wie diese Sammlung, der sogenannte Kanon, überhaupt entstanden sei.*)

Wir finden hier die drei Hauptaufgaben schon gestellt, an denen noch heutigen Tages die biblische Kritik besonders arbeitet, nämlich die Geschichte der Entstehung der einzelnen Bücher, die Kritik und Geschichte des Textes und die Kritik und Geschichte des Kanons. Wenn man die durch Offenbarungsgläubigkeit gebundene theologische Wissenschaft der damaligen Zeit dagegen betrachtet, so ist einmal der Muth, derartiges öffentlich auszusprechen, und dann das Vorausgreifen der Probleme, die erst in den neueren Zeiten als die einzig richtigen erkannt worden sind, auf das höchste zu bewundern, und es zeugt dies letztere für die musterhafte Sicherheit und Klarheit des Denkens bei Spinoza. Hat er so die Regeln für die biblische Kritik aufgestellt, so ist er in seinen eigenen kritischen Untersuchungen allerdings nicht durchaus ebenso glücklich gewesen, aber er ist auch sogar derentwegen als „Vater der biblischen Kritik" zu bezeichnen, da er in dem Pentateuch und den übrigen historischen Büchern die Widersprüche und Lücken so bündig aufgezeigt, daß sie dadurch als Erzeugnisse späterer Zeit erkannt werden mußten, und auch die uns überlieferten prophetischen Schriften als unvollständige, mit manchem Unächten versetzte Sammlungen älterer Fragmente erwiesen hat. Sind auch diese Grundsätze und Resultate nicht sogleich allgemeines Eigenthum der gelehrten Welt geworden, so lassen sich doch wohl die Spuren von ihrer heutigen Anerkennung bis zu Spinoza zurück verfolgen, und dieser hat dadurch angefangen von den Geistern einen Bann zu nehmen, der ihre freie Bewegung auf dem Gebiete des Denkens stark hindern mußte.

In demselben theologisch-politischen Tractat giebt Spinoza sogleich auf dem Titel als eigentlichen Zweck an, zu beweisen, daß die Freiheit zu philosophiren nicht nur ohne Schaden für die Frömmigkeit und den Frieden des Staates eingeräumt, sondern sogar nur mit Zerstörung dieses Friedens und der Frömmigkeit aufgehoben werden könne. Er vertritt hier seine Ueber-

*) Vgl. besonders darüber: Siegfried: Spinoza als Kritiker und Ausleger des Alten Testaments. Progr. der Landesschule Pforta, 1867.

zeugung in Betreff des Verhältnisses der Philosophie zur Religion, des Denkens zum Glauben, die sich auf die von ihm selbst gemachten Erfahrungen gründete. Die Religion zielt auf Gehorsam und nicht auf Wahrheitserkenntniß, und deshalb darf sie ihrer Autorität nicht die natürliche Erkenntniß unterwerfen. Der Staat darf nicht dulden, daß die Religion ihn selbst angreift, ihn selbst in seinem Bestehen untergräbt, etwas als selbständiges Recht in den Staat einführt und etwas gegen die geltenden Gesetze thut. Andererseits muß aber den Menschen die Freiheit gegeben werden, das, was sie denken, auch zu sagen. Wenn diese Freiheit nicht gewährt wird, und wenn sich die Religion in den Streit der Meinungen mischt, so ist sogleich der Haß der Parteien entstanden und damit der staatliche Friede untergraben, damit aber auch das, was die Religion als letztes Ziel im Auge hat, d. h. Frömmigkeit und Liebe, unmöglich gemacht. Es ist unzweifelhaft, daß Spinoza mit diesen Ansichten als einer der ersten Vertheidiger der unbeschränkten Freiheit des Denkens und Redens aufgetreten ist und wir haben an diesem seinen Verdienst nichts zu schmälern durch die Ueberlegung, daß er selbst durch seine Ausstoßung aus der jüdischen Gemeinschaft äußere Veranlassung hatte, für diese Freiheit mit seiner Schrift einzukommen. Zugleich weist er aber auch die Individuen mit ihrer religiösen und wissenschaftlichen Ueberzeugung dem Staate gegenüber in die nöthigen Schranken zurück, und es zeugt von seinem richtigen Sinn für die Bedeutung des Staats, wenn er diesem seine Rechte der Selbsterhaltung gewahrt wissen will, so daß der Staat zwar den Ueberzeugungen freien Lauf lassen, die Handlungen aber zur Einstimmigkeit bringen soll. Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, wie neuerdings in den hochgehenden Wogen des Culturkampfes diese Ansichten auch praktisch zur Geltung gekommen sind, und wie demnach auch in der Bestimmung dieser Verhältnisse Spinoza noch für die Gegenwart eine große Bedeutung hat.

Gehen wir nun auf das speciell philosophische Gebiet über, so ist es zunächst das eine Große, was ihm nicht nur noch für die Gegenwart, sondern sogar für alle Zeiten eine hervorragende Stellung in der Geschichte der Philosophie erhält und erhalten wird, nämlich die monistische Weltanschauung, die er eingeführt hat, ich will nicht sagen, endgültig erwiesen hat. Freilich war dieselbe keineswegs neu in der Entwickelung des philosophischen Gedankens, da schon die alten Eleaten einer exclusiven Einheitslehre huldigten, abgesehen von den ihnen vorausgehenden und gleichzeitigen ionischen Physiologen. Es litt aber diese eleatische Philosophie, mit der die Lehre Spinozas häufig in Verbindung gesetzt wird, an dem einen großen Mangel, daß sie die Welt der Erscheinungen gar nicht abzuleiten wagte, sondern geradezu für Schein erklärte. Auch bei den Stoikern und bei den Neuplatonikern treffen wir Einheitsbestrebungen. Es kam jedoch bei den Einen der noch nicht überwundene Gegensatz von

Stoff und Form, von bildendem und leidendem Princip deutlich zu Tage, und bei den Anderen gelangte die Materie nicht zu ihrem vollen Rechte. Die, welche in der Regel als die bedeutendsten der griechischen Philosophen bezeichnet werden, huldigten einem ausgesprochenen Dualismus, und dieser Dualismus machte sich, nur in etwas anderer Form, geltend bei Descartes. Ausdehnung und Denken stehen sich einander gegenüber, ohne daß sie vermittelt werden außer durch einen deus ex machina. Sie haben nichts mit einander gemein, und der menschliche Geist befindet sich rathlos ihnen gegenüber und sieht sich eben zu gewaltsamen Hülfsmitteln gezwungen, um nicht in diesem Widerspruch stehen zu bleiben. Spinoza konnte sich nun nicht damit zufrieden geben, das Eine in das Andere aufgehen und gewissermaßen einen Kampf zwischen den beiden Principien in mythologischer Weise aufführen zu lassen, worauf ja im Grunde die Anschauungen mancher bedeutender Philosophen hinausgehen, bei ihm galt das Ansehen des Sokrates, des Platon und des Aristoteles wenig. Auch genügte es ihm nicht, das eine Princip aus dem andern hervorgehen zu lassen, also etwa die Ausdehnung oder die Körperlichkeit vor die Kraft und den Gedanken zu stellen im Sinne der atomistischen Materialisten, oder die Kraft und die Gedanken vor die Materie wie die Neuplatoniker. Jedes von beiden, als total different von dem Anderen, konnte eben nach seiner Ansicht nicht auf das Andere zurückgeführt werden, so blieb ihm denn nur die Möglichkeit übrig, diese beiden, Ausdehnung und Denken, als Attribute an dem einen unendlichen Sein, die das Wesen desselben, das Wesen der Substanz für unser Auffassungsvermögen ausmachen, zu betrachten. So werden sie nicht in innere causale Beziehung zu einander gesetzt, und doch sind sie enger mit einander verbunden, als je Ursache und Wirkung es sind, da sie parallele, ja identische Seiten an einem und demselben, der Substanz, bilden. Was in dem einen Attribut geschieht, davon findet sich das Gegenbild auch in dem anderen, die Ordnung und der Zusammenhang der Dinge in dem Attribut der Ausdehnung ist ebendieselbe wie die Ordnung und der Zusammenhang der Vorstellungen.

Man kann Spinoza vorwerfen, er habe diese Identität nicht bewiesen, oder seine Beweise für dieselbe seien wenigstens ungenügend, trotz des mos geometricus, nach dem seine Deductionen in der Ethik geführt werden, aber wenn man diesen Vorwurf erhebt, muß man sich daran erinnern, daß die Grundlagen für die sonst möglichen Weltanschauungen ebenso unsicher sind. Man kann auch den sehr nahe liegenden Einwand gegen Spinoza erheben, daß die Ausdehnung nicht dieselbe Berechtigung habe auf Realität wie das Denken oder Vorstellen, da die Ausdehnung zunächst selbst nur in der Vorstellung bestehe und als real uns unmittelbar nicht gegeben sei. Dabei ist aber zu erwägen, daß man mit diesem Einwand eigentlich gezwungen ist, in dem Bereich

der subjectiven Vorstellung des Individuums zu bleiben, und daß man bei der strengen Betonung desselben überhaupt nicht zur Außenwelt, nicht einmal zu anderen vorstellenden Wesen gelangt. Es ist dies aber eine zwar durchaus consequente Ansicht, mit der sich jedoch nur wenige zufrieden geben werden, und Schopenhauer nennt solche geradezu reif für das Tollhaus. Wird aber überhaupt dann eine Außenwelt erreicht, so geschieht dies nur durch einen Sprung oder sonst einen gewaltsamen Act des Denkens oder durch Glauben, und der Unterschied ist dann nicht so gar groß, ob man die Ausdehnung, die Körperlichkeit, dem naiven Vorstellen gemäß ohne Reflexion annimmt, oder ob sie durch das reflectirende Denken, aber schließlich auf Grund der naiven Ansicht, der man nicht widersprechen kann und will, angenommen wird. Man mag nun darüber urtheilen wie man will, und den Spinoza wegen zu leicht geführter Argumentation tadeln, man mag auch gegen seine Anschauung noch diese und jene berechtigte Einwendungen machen, z. B. die, daß es ihm nicht möglich gewesen ist, die Erscheinungswelt auf deren Erklärung es dem Philosophen am meisten ankommen mußte, aus seinem Princip abzuleiten. Jedenfalls tritt die spinozistische Weltanschauung als eine der möglichen und berechtigten gegenüber den anderen auf, und gewährt dem denkenden Geiste, der in seiner Bewegung die Richtung zur Einheit einschlägt, und keine Ruhe hat, bis er die Einheit findet, vielleicht größere Befriedigung als andere Systeme, bei denen die Einheit nicht so streng gewahrt ist.

Es mag hinterher einfach und leicht erscheinen, diesen Gedanken zu fassen, namentlich nachdem die Philosophie Descartes' vorhergegangen war, aber er mußte zum ersten Male doch gefaßt und ausgesprochen werden, und das Verdienst dabei ist groß genug und fällt Spinoza zu.

Es liegt nicht in meiner Absicht, diese monistische Anschauung von der Welt nun zu verfolgen in ihrer ganzen Entwickelung bei Spinoza, ich will ihr nur mit einigen Schritten auf ein Gebiet nachgehen, das sich neuerdings unter den philosophischen Disciplinen stark in den Vordergrund drängt, wenn es nicht gar droht, sich ganz von der Philosophie loszulösen und in die Reihe der naturhistorischen Disciplinen einzutreten, ich meine auf das der Psychologie. Ist man, was das Verhältniß der sogenannten seelischen Vorgänge zu denen des Körpers anlangt, nicht neuerdings auf die Spuren Spinozas wieder zurückgekommen, nachdem schon Kant öfters die Ansicht hatte durchblicken lassen, daß Leib und Seele identisch seien, nur in verschiedener Weise aufgefaßt? Man hat es trotz aller Anstrengung der Materialisten noch nicht erreicht, das Bewußtsein mit seinen ganzen Erscheinungen zurückzuführen auf die mechanischen Molecularbewegungen des Körpers. Man nimmt an, daß jede psychische Regung allerdings begleitet ist von einem solchen Vorgange im Körper, wenn derselbe auch noch nicht überall nachgewiesen werden kann,

aber der mechanische Vorgang läuft in seiner Causalreihe für sich ab, ohne daß die seelische Bewegung sich aus ihm ableiten ließe. Und ebenso wenig wie dieser Nachweis den Materialisten gelungen ist, haben die Spiritualisten darthun können, daß etwas Psychisches auf das Physische einwirkt. So bleiben eben die beiden Reihen nebeneinander als einander Heterogenes, und viele der besonnenen Forscher, die sonst keineswegs dem Spinozismus huldigen, erkennen es an, daß seelische und leibliche Vorgänge dasselbe seien, nur von verschiedener Seite gesehen. Ich erinnere hier an den neuerdings vielfach gefeierten Friedrich Albert Lange, der sich im Ganzen auf den Standpunct Kants stellt, ich erinnere auch an den Engländer Alex. Bain, der die geistigen und leiblichen Processe gleichen Schritt miteinander halten läßt wie untrennbare Zwillinge. Nicht der Geist ist nach ihm Ursache des Körpers, noch der Körper Ursache des Geistes, sondern Geist-Körper ist Ursache des Geist-Körpers. Für diese zwiefache Ursächlichkeit auf beiden Seiten, die freilich wieder innigst verbunden ist, lassen sich Thatsachen aufführen als Beweise, für die Wechselwirkung der beiden Processe auf einander nicht. Es ist nicht zu leugnen, daß diese spinozistische Ansicht ihre Schwierigkeiten hat, aber sie ist leichter mit allen Erscheinungen in Uebereinstimmung zu bringen, als jede andere, besonders braucht man bei ihr nicht mit der mythologisch-metaphysischen Seelensubstanz zu operiren, und doch kann man Spinozas Lehre mit größerem Erfolge gegen den gewöhnlichen seichten Materialismus geltend machen als etwa die unerwiesenen spiritualistischen Dogmen.

Nur fragt es sich, ob, wenn man in dieser Beziehung von Physischem und Psychischem den Parallelismus und die Identität anerkannt hat, man nicht leicht den Schritt vom Besondern zum Allgemeinen wagen kann, um überhaupt die Identität von Natur und Geist, oder von Denken und Ausdehnung, also die spinozistische Metaphysik zu adoptiren. Gerade von diesem, den Menschen behandelnden Gebiete aus, das man so gern benutzt, um die übrige Welt zu erklären, ließe sich vielleicht ohne allzugroßen Sprung in das Metaphysische hinüberkommen. Doch sei hier von mir nur so viel gesagt, daß wenigstens die allgemeine Weltanschauung Spinozas als äußerst fruchtbar erkannt werden muß, da sie in der speciellen Frage, die uns am nächsten liegt, die Antwort, wenn auch nicht vollständig sicher, so doch am leichtesten giebt.

Mit der Lehre von dem Parallelismus des Denkens und der Ausdehnung steht bei Spinoza in enger Verbindung seine Ansicht von dem streng causalen Zusammenhange, sowohl der Dinge als der Vorstellungen, und er ist damit der hauptsächliche Vertreter der mechanischen Weltanschauung für die neuere Zeit geworden, wenn man von dem gleichzeitig lebenden Hobbes absehen will, der aber strenger Materialist war, und von Descartes, der die

Natur mit ihren Organismen auf rein mechanische Art erklärte, aber diesen Mechanismus nicht mit hinübernahm n das Seelenleben, und seine Gottheit erst recht von ihm ausgenommen wissen wollte. Mit diesem Mechanismus war nun von Spinoza zugleich der Zweck verworfen, und berühmt ist sein Anhang zu dem ersten Buche der Ethik, in welchem er die teleologische Weltanschauung, indem er freilich dabei den Zweck etwas äußerlich faßt, als eine durchaus anthropomorphische verwirft. Er tritt hiermit dem gegenüber, was man auch das Ethische in der Metaphysik nennen könnte, und will nur das Physische gelten lassen. Die Strenge seiner mathematischen Methode veranlaßt ihn dazu, auch nur mathematisch nach Grund und Folge zu verfahren. Wie das Dreieck nicht zu dem Zwecke da ist, damit irgend welche Sätze aus ihm abgeleitet werden können, sondern die Sätze folgen aus dem Dreieck, weil das Wesen des Dreiecks derartig ist, geradeso ergiebt sich in seinem System und der Welt der Dinge Alles aus dem Grunde oder aus den Ursachen, die stets den logischen Gründen identisch gesetzt werden. Spinoza ist gerade wegen dieser Ansichten häufig angegriffen worden, und auch Männer, die sonst in ihren pantheistischen Neigungen dem Spinoza sich zuwenden möchten, werden von dieser streng abgeschlossenen Weltanschauung doch abgestoßen. Man rettet sich eher zu Platon und Aristoteles, bei denen das Gute eine metaphysische Bedeutung hat, und Alles dem Ziele der Gottheit oder des Guten entgegeneilt. Es erkennen natürlich die Verehrer des Zwecks auch die bewegenden Ursachen an, aber diese sind bei ihnen in einen höheren Dienst getreten, in den des Zwecks; es soll so der ganze Zusammenhang von Ursache und Wirkung eine bestimmte Richtung erhalten, während ohne diese Richtung nur eine blinde und planlose Bewegung existirte. Es läßt diese Anschauung den Theilen das Ganze vorausgehen, das Einzelne wird gebildet aus der Idee des Ganzen heraus, die schon vorher feststehen muß, aus der Idee des Zieles heraus. Es wohnt dann dem, was bewegt wird, das Bewegende und Richtende inne.

Es ist natürlich, daß sich mit dieser Ansicht über die Welt auch die Ansicht von einer vorausschauenden Intelligenz verbindet, einer Intelligenz, welche die Zwecke in sich zusammenfaßt und der ganzen Welt des Mechanismus nach diesen Zielen die Richtung giebt, woran sich dann leicht die Meinung knüpft, daß Alles für den Menschen, als das vollendetste Product der von uns zu überschauenden Welt, angelegt sei. Es ist noch nicht lange her, daß dieses stoische Dogma von sogenannten Philosophen getheilt und sogar im Einzelnen noch zu größeren Absurditäten, als dies bei den Stoikern geschehen war, geführt wurde. Das Zweckmäßige, das in der Welt anerkannt werden mußte, schien ohne die innewohnenden Zweckformen nicht erklärt werden zu können. Es ist entschiedenes Verdienst nun von Spinoza, dem gegenüber nur die

Macht der zwingenden Ursachen geltend gemacht zu haben, und Alles durch sie erklären zu wollen. Fördernd muß es stets für die Wissenschaft sein, die Consequenz des einen Princips geltend zu machen und zu erproben, stoßen die Folgerungen auf anderweit feststehende Sätze oder Thatsachen, so ist eben das Princip in seiner alleinigen Geltung widerlegt und muß sich eine Einschränkung gefallen lassen.

Der Streit zwischen der mechanischen und der teleologischen Weltanschauung ist bekanntlich heutigen Tages noch nicht ausgefochten, doch läßt sich nicht leugnen, daß sich die strenge Wissenschaft mehr und mehr der ersteren zuwendet, also dem Spinozismus, und nachdem man neuerdings wenigstens den Versuch gemacht hat, auch das Zweckmäßige in der Welt, das besonders darin besteht, daß die einzelnen thierischen und pflanzlichen Organismen angepaßt erscheinen in ihrer Structur an die äußeren Verhältnisse, daß also Eins für das Andere mit Absicht gemacht scheint, auch auf mechanische Weise zu erklären, ein Versuch, der sich bekanntlich der Beistimmung Vieler erfreut, und wenn er auch nach allen Seiten noch nicht als gelungen zu betrachten, so doch auf bestem Wege ist, sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen, seitdem ist erst der volle Werth des Spinozismus anerkannt worden. Der Zweck wird mehr und mehr in seiner Fassung als bewegendes und richtendes Princip aus der wissenschaftlichen Betrachtung der Welt verbannt, man bezeichnet ihn als eine anthropomorphe Anschauung für die Natur, und wenn er wissenschaftlich noch Geltung haben soll, so darf er nichts weiter sein, als das in dem Früheren ruhende Spätere, das sich mit mathematischer Nothwendigkeit aus der Anlage des Einzelnen und den äußeren Umständen entwickeln muß, und das demnach auch mathematisch ausgerechnet werden könnte, wenn man nur die Formel dafür gefunden hätte. Eine andere Gültigkeit kann der Zweck mit der Zeit nur noch in Privatsystemen haben, die sich auf das Bedürfniß, auf Forderungen des Gemüths oder Gefühls gründen und so für den Einzelnen wohl überzeugende Kraft mit sich führen, aber den Anspruch auf Allgemeingültigkeit nicht erheben können und so sich von der strengeren Wissenschaft ausschließen.

Spinoza war allerdings ein Mann des klaren, nüchternen Verstandes; er kannte Rücksichten auf das Gefühlsleben, auf früh eingepflanzte und angewöhnte Vorurtheile, welche dieses Gefühlsleben in der Regel constituiren, nicht; deshalb schneidet er heutigen Tages bisweilen noch tief und verletzend ein. Wie Manchem mögen nicht schon die Ideale, die so eng mit dem Reich der Zwecke verbunden sind, durch die ernstere Beschäftigung mit der mathematisch deducirten Ethik Spinozas geschwunden sein oder sich wenigstens wesentlich modificirt haben!

Selbst der Mensch mit seinen Affecten, Willensacten und Handlungen wird nach diesem consequenten Denker nicht ausgeschlossen von dem strengen

Causalzusammenhang, was ganz natürlich erscheint, wenn man bedenkt, daß Spinoza alles Einzelne nach seiner Methode aus dem Vorhergehenden glaubt ableiten zu können. Der Mensch bildet keinen besonderen Staat im Staate der Natur, sondern hat sich den allgemeinen Gesetzen zu fügen. Es ist hinlänglich bekannt, welche Verdienste sich Spinoza durch seine feine Erforschung des Wesens der Affecte und ihrer gegenseitigen Verhältnisse um diese Lehre erworben hat; sogar von einem der bedeutendsten Physiologen dieses Jahrhunderts sind dieselben hinlänglich gewürdigt. Freilich ist oft gesagt worden, daß Spinoza durch diese Einfügung des Menschen in das Ganze der Natur eine Ethik unmöglich mache, da nach ihm die Handlungen des Menschen mechanisch bedingt seien, während man zu einer Ethik den freien Willen des Menschen verlange. Es kommt bei dieser Frage vor Allem darauf an, was man unter Ethik versteht. Jedenfalls würde, wenn der Determinismus eine Ethik unmöglich machte, derselbe Vorwurf sicher viele Philosophen ebenso wie Spinoza treffen. Spinoza hat aber gerade sehr großen Werth auf die Ethik gelegt, indem er nicht nur sein Hauptwerk, worin er zugleich seine Metaphysik, Psychologie und Erkenntnißlehre giebt, Ethik nennt, sondern auch in anderen Werken auf dasselbe ethische Ziel losarbeitet. Schon in seiner ersten Schrift, der sogenannten kleinen Ethik, hat er als Zweck die menschliche Glückseligkeit, in dem er ebenso wie in dem späteren Hauptwerke die Lehre von Gott und dem Menschen vorausschickt, und sogar wenn er eine Abhandlung darüber schreibt, wie der menschliche Verstand zu verbessern sei, so schwebt ihm doch als letzter Zweck, zu dem er diese Untersuchung anstellt, vor, das höchste oder wahre Gut des Lebens. Nachdem er gesehen habe, sagt er zu Anfang dieser Schrift, daß Alles, was das gewöhnliche Leben biete, nichtig und eitel sei, habe er beschlossen, zu untersuchen, ob es ein wahres Gut gebe, ob es etwas gebe, durch dessen Gewinnung eine fortwährende und höchste Heiterkeit erlangt werden könne, und dieses Gut ist ihm die Erkenntniß des Wahren, oder wird wenigstens nur durch diese Erkenntniß erworben. Spinoza hat demnach alle Theorie in den Dienst des Ethischen gestellt, indem er sie nur darauf hinauslaufen läßt, den Menschen Glück und Seligkeit zu verschaffen.

Wollte man ihm dies zum Vorwurf machen, daß er dem Theoretischen als solchem keinen Werth zuerkennt, so ist zunächst auf den Satz hinzuweisen, mit dem schon Aristoteles seine Metaphysik beginnt, daß der Mensch von Natur nach dem Wissen strebt, daß der Mensch also, wenn er auf das Wissen loszielt, seinem Triebe nachgeht, und daß die Erfüllung dieses Triebes, mag sie sogar sonstige Interessen verletzen, doch Befriedigung und Ruhe des Geistes mit sich führt, daß demnach mit der Erreichung des Ziels im Denken stets das praktische der Glückseligkeit eng verbunden ist.

Spinoza knüpft in seiner Ethik an das Gesetz an, daß jedes Ding, soweit es kann, sich in seinem Sein zu erhalten sucht. Dieser Trieb treibt den Menschen, da er auch in ihm der bewegende ist, die Dinge zu begreifen; es gehört zum Wesen des Geistes, die adäquate Erkenntniß der Dinge zu erreichen. Auf diese Weise begreift der Mensch auch Gott, und aus dieser Erkenntniß entspringt seine höchste Seligkeit, das, worauf die Ethik abzielt.

Es ist diese Gründung der Ethik auf den Naturtrieb und ebenso das Ziel derselben dem Spinoza häufig vorgeworfen worden: das Eine soll ethischer Naturalismus sein, das Andere Eudämonismus. Man glaubt aber vielfach, eine wahre Ethik nur dann herstellen zu können, wenn man diese beiden Richtungen aus ihr verbannt, und es wird dann die kantische rein formale Sittenlehre der materialen Spinozas als die höhere entgegengestellt. Es scheint ja die erstere allerdings erhabener zu sein, indem sie den Menschen ganz von seinen eigenen Neigungen losreißt, ihn ganz aus dem Naturzusammenhang herausnehmen und in das Reich der Freiheit emporheben will, in das Reich der Freiheit, das jenseit und über der Natur steht, und des Menschen eigentliche Heimath ist, sobald er als Ding an sich betrachtet wird. Allein einmal ist dieses Reich der Freiheit, aus dem das Vernunftgesetz herüberragen soll in die Welt der Erscheinung, etwas Unerwiesenes, und die Wissenschaft hat wenigstens nichts mit demselben zu thun, und sodann wird für die Formel des Gesetzes, wenn dieses sogar als allgemeingültig angenommen werden soll, ein Inhalt nicht gefunden, ohne diesen aus der Welt der Erscheinungen herüberzunehmen. Es wird demnach, um das Allgemeine auch praktisch zu machen, doch Rücksicht auf die Natur des Menschen und auf die Entwickelung des Menschengeschlechts genommen werden müssen, so daß der Naturalismus aus der Ethik nicht zu verbannen ist. Da ferner der erste und mächtigste Trieb des Menschen darauf geht, sich selbst zu erhalten und sich selbst zu befriedigen, wird auch der Eudämonismus, derselbe nur in edlem Sinne verstanden, von der Ethik nicht fern gehalten werden können.

Die Sittenlehre der Alten in ihrem Gipfelpuncte Aristoteles gründete sich auf die Natur des Menschen und lief in Eudämonismus aus, hat also insofern Aehnlichkeit mit Spinozas Ethik. Soweit man sich nun nicht mit dem Formalismus befriedigen kann, wird man stets auf die Sittenlehre der Alten oder Spinozas zurückgehen müssen. Diese Ethik wird wenigstens den Vorzug haben, daß sie nicht Uebermenschliches verlangt, weil sie die Natur des Menschen nicht ignorirt, und sie wird ferner das vor der andern für sich in Anspruch nehmen können, daß sie sich auf dem, was den Grund für jegliche Philosophie bilden muß, mag diese rein theoretisch sein, oder auf das Praktische sich beziehen, nämlich auf der Erfahrung aufbaut. So wird denn auch Spinoza für die Ethik seine hohe Bedeutung beibehalten.

Die Erkenntniß der Dinge gipfelt nun bei Spinoza in der Einsicht, daß Alles nothwendig ist, und mit dieser Erkenntniß gewinnt die Seele Macht über die Affecte, von denen beherrscht sie im Stande der Knechtschaft steht; die Traurigkeit z. B. über ein verlornes Gut mäßigt sich, sobald der Mensch, der es verloren hat, erwägt, daß es auf keine Weise erhalten werden konnte. Die Natur ist Ursache von Allem, und diese ergebungsvolle Einsicht in den Gang der Natur, vermöge deren sich der Mensch nur als Glied des Ganzen fühlt, oder anders ausgedrückt, die Einsicht in den Willen Gottes, ist die intellectuelle Liebe zu Gott, ist die Religion des Spinoza. Er selbst war in diesem Sinne voller Religion, voller Liebe zu Gott und verräth sogar hierbei einen Zug zur Mystik. Auch Spätere, z. B. der religiös gestimmte Lichtenberg, huldigten dieser Art von Religion. Dieser nahm an, wenn die Welt noch eine unzählbare Zahl von Jahren stehe, werde die Universalreligion geläuterter Spinozismus sein. Es scheint gewagt, einer derartigen Prophezeiung beizustimmen, aber jedenfalls prägt sich die Klarheit und Ruhe des Geistes, der volle Friede, das Höchste, was auch dem Christen verheißen wird, in den Schriften Spinozas so deutlich aus, daß auch der Leser an dieser geläuterten und befriedigten Stimmung unwillkürlich Theil nimmt. Sogar Goethe, der sich eigentlich von dem Philosophen, welcher dichterische Producte für nichts als Possen (nugae) ansah und einen dichterischen oder rhetorischen Anflug nie zeigte, hätte abgestoßen fühlen müssen, neigt bekanntlich sehr zu ihm hin und sagt, daß sein Zutrauen auf Spinoza auf der friedlichen Wirkung, die er in ihm hervorbrachte, beruht habe.

Es ist diese einsichtsvolle Ergebung in den Weltlauf freilich keine neue Lehre in der Geschichte der Philosophie; sie war schon bei den Alten nicht ungewöhnlich, sie kann auch bei Spinoza vielleicht in Verbindung gebracht werden mit dem Orientalismus, aber etwas ist allerdings eigenthümlich bei Spinoza und kommt bei hervorragenden Philosophen der neueren Zeit sonst kaum vor, daß er nämlich seine Lehre in sich selbst, in seinem Leben darstellte. Seine Philosophie hat in seiner Individualität concrete Gestalt bekommen, und seine Persönlichkeit gewinnt dadurch noch besondere Bedeutung für uns. Wir pflegen einer Lehre um so eher Ueberzeugungskraft beizulegen, je mehr sie an dem sie Vortragenden selbst sich bethätigt, soweit sie überhaupt praktisch eingreifen kann. Nun, Spinoza war der reine und lautere Spiegel seiner Lehre: Vollkommen Herr seiner Leidenschaften, nie über das Maaß fröhlich oder traurig, im Verkehr mit Andern, auch solchen, die nicht im Stande waren, ihn nur annähernd zu verstehen, mild und voller Wohlwollen, über die Sucht nach äußeren Ehren und äußerem Besitz erhaben, ein Mann von außerordentlich wenig Bedürfnissen und doch nicht asketisch gesinnt, sein ganzes Leben der Erkenntniß widmend, stets klar und ruhig denkend, so steht er vor

uns als Musterbild eines Weisen. Und wenn Persönlichkeiten auf Persönlichkeiten auch in die Ferne der Zeiten direct einzuwirken, ethisches Leben zu erzeugen im Stande sind, so vermag gerade die Persönlichkeit Spinozas solchen Einfluß in der Gegenwart und auch für die ferne Zukunft auszuüben.

Zwar sollen wir und die künftigen Zeiten durch ein dauerndes Denkmal, das man an dem Orte, wo Spinoza starb, ihm zu errichten im Begriff ist, äußerlich daran gemahnt werden, eine wie hohe Stellung dieser Mann im Reiche der Geister einnimmt, aber auch ohne dies äußere Zeichen würde das Andenken Spinozas nicht verlöschen. Giebt es auch kaum solche, die seiner Methode und allen seinen Ansichten unbedingt huldigen, so finden sich die Spuren seines Geistes doch auf das Zahlreichste nicht nur bei Fachphilosophen, sondern auch in weiteren Kreisen, und kein ernster Denkender kann vor Spinoza ganz vorübergehen. So wird sein Geist in uns und in der Nachwelt fortleben und fortwirken. Wenn es nicht leicht wird, seine Lehren durchweg zu verstehen, oder die Erkenntniß, wie er sie haben will, zu erlangen, oder endlich ihm als Weltweisen im Leben nachzukommen, so müssen wir uns an die Worte erinnern, mit denen er selbst seine Ethik schließt: Omnia praeclara tam difficilia quam rara sunt.

Landshut in Niederbaiern.

Von F. Lampert.

Im Sommer des vorigen Jahres ward ich mit einigen meiner politischen Freunde eingeladen, einer Versammlung des „liberalen Vereins“ in Landshut anzuwohnen. Eine solche Versammlung, ein solcher Verein in der Hauptstadt des finsteren Niederbaiern, am Fuß der Trausnitz, da Meister Jörg, der Führer der klericalen Mehrheit des baierischen Abgeordnetenhauses, siedelt. Wer hätte sie je für möglich gehalten! Im October 1875, als nach jener bekannten Adreßberathung in der baierischen Kammer die energischen Worte der königlichen Proclamation durch das Land flogen, flogen sie auch nicht nur, wie das freilich auch hier und da der Fall war, über Landshut hin, sondern sie fielen dort wie ein gutes Saatkorn in willig empfängliche Herzen. Wenige wackere Männer unterzogen sich der Mühe, dies Saatkorn in den Boden einzupflügen, der doch immer für steril galt, und gründeten jenen Verein. Schon konnten wir nun zu der stattlichen Zahl von einem halben Tausend freisinnig, echt deutsch gesinnter Männer reden, immerhin ein nicht verächtliches Zeichen.

Aber nicht nur der Politik, auch der Stadt selbst, die uns gastlich geladen, gehörten einige Stunden jenes Tages.

Wie ich vom Bahnhof her die Brücke überschritten hatte und am Eingang der Altstadt die prächtige lange „breite Straße", wie die Hauptstraße heißt, und in ihr an den merkwürdigen, hochgegiebelten, so unverfälscht mittelhochdeutsch redenden Häusern hinaufsah, an deren Ende der grüne Burgberg der Trausnitz hereinschaute, in deren Mitte die herrliche Martinskirche mit ihrem Riesenthurm aufstieg — da mußte ich unwillkürlich an Danzig denken: ein solches Gegenbild der Stadt an der Weichselmündung habe ich im Süden sonst nirgends gefunden. Aber freilich nur auf diese eine Hauptstraße Landshuts läßt sich dieser Vergleich anwenden: das Eigenthümliche der alten Herzogsstadt tritt bald genug hervor. Dies gipfelt selbstverständlich in der Herzogsburg, die ihr zu Häupten liegt. Auch diese, die Trausnitz, hat mich förmlich eingenommen. Auch ihr kann Aehnliches schwer entgegengestellt werden. Wenn sie das Eine nur hätte: die prächtige Aussicht über Stadt und Land, die weiten Isarauen bis hin zur Horizontgrenze der Alpen und des baierischen Waldes — es wäre genug des Reizes, aber nun ihr Inneres auch und die Geschichte, deren Geister in diesem festen Hause walten! Aventin nennt Otto von Wittelsbach, um 1180, als den Erbauer der Burg, die später seines Geschlechts Lieblingssitz werden und von diesem des Glanzes und fürstlicher Herrlichkeit viel empfangen sollte. Hier ward der letzte Hohenstaufe geboren und erzogen, von hier trat er, nachdem seine Mutter, die verwittwete Königin Elisabeth, sich zu ihrem Bruder hierher zurückgezogen hatte, über Hohenschwangau jenen unglücklichen Zug nach Italien an. Und als Ludwig der Baier dem Gegenkaiser Friedrich entgegenzog, war es die Feste Trausnitz, der er sein Theuerstes, seine Gemahlin Beatrix mit seinen jüngeren Söhnen Stephan und Otto anvertraute, bis die Schlacht bei Ampfing seinen Sieg entschied. Hier saß von seinem eigenen Sohne Ludwig VIII., „dem Höcker", gefangen gehalten Ludwig der Bärtige bis zu seinem Lebensende, da er nicht vermochte, um Gnade zu betteln. Fülle der Freude aber und des Glanzes faßte die Trausnitz, als die von ihrem Reichthume beibenannten lebensfrohen Herzoge Heinrich, Ludwig und Georg hier Hof hielten, bis der letzte (1503) die Reihe der Herzoge von Baiern-Landshut beschloß. Aber war die Burg von da ab auch nicht mehr ausschließlich Residenz, so blieb das stolze Haus doch immer noch ein auch von den nachfolgenden, nun über Gesammtbaiern herrschenden Fürsten oft besuchter Lieblingsort. So ließ namentlich Albert V. dessen Verschönerung sich sehr angelegen sein und die Südseite des Schlosses in italienischem Stil herstellen. Wie er an der Burgmauer einen Löwenzwinger anlegen ließ, so fügte Herzog Wilhelm V. einen Damhirsch- und Kaninchengarten hinzu, wie dieser denn auch anfing,

seine und seiner geliebten Gemahlin Renata Gemächer mit jenen Fresken zu schmücken, die heut noch die nun freilich leeren und verfallenden Gemächer des Mittelstockes zieren und von ihrer Farbenfrische und den graciösen Conturen ihrer Zeichnung wenig verloren haben. In einem dieser Prunkzimmer stand auch des „großen" Kurfürsten Maximilian Wiege. So hatte in dieser Fülle historischer Erinnerungen die Trausnitz gewissermaßen eine Berechtigung darauf, auch jetzt noch der Geschichte und ihrer Erforschung zu dienen, indem nun ein Theil ihrer Räumlichkeiten einem der großen Landesarchive zugewiesen ist, dessen Hüter und Verwalter eben der Herausgeber der „historisch-politischen Blätter" ist, der seine Einsiedelei auf dem Burgberg an der Isar nur verläßt, um seine schwarze Schaar ab und zu im Land- oder Reichstag, nach seinem Willen immer zu großen Siegen, in der Wirklichkeit aber stets zu eclatanten Niederlagen zu führen.

Nähern wir uns von der Stadt aus dem ungefähr dreihundert Fuß hohen Berge, auf welchem die Burg sich aufbaut, so werden wir unwillkürlich wieder an eine landschaftliche Aehnlichkeit gemahnt, welche die Bewohner Landshuts mit Vorliebe und nicht ganz mit Unrecht hervorheben, — an die mit Heidelberg. Aber nur die Zusammengehörigkeit von Berg und Thal, von Schloß und Stadt ermöglicht auch hier den Vergleich. Das Aeußere der beiden die dort wie hier ganz in Grün gehüllten Höhen krönenden Bauten ist natürlich total verschieden. Dort jene wunderbare Ruine, die in ihrer Zerstörung zauberischer wirkt, als es je der in seiner vollen Unversehrtheit schimmende Fürstensitz vermocht hatte; hier die alte, trotzige, in ihrem ganzen Umfang noch so wohlerhaltene Burg mit ihren Mauern, Thürmen und Zinnen, die heut noch dem Feinde den Zugang lange wehren könnten, wie sie dies einst gethan. Nur nach und nach gelangt man, wenn man auf einem der drei zu ihr führenden Berge aufwärts steigt, in das Innere jener: erst durch verschiedene Vorwerke, Bogendurchgänge, Mauergewinde und Hofräume, welche Punct für Punct vertheidigt werden konnten und einzeln genommen werden mußten, ehe die Hauptburg selbst angegriffen werden konnte, zu welcher noch erst ein Thorweg unter einem hohen starken Gebäude und eine doppelte Zugbrücke den Eintritt öffnet. Aus einem Guß, nach einem Stil ist die Burg freilich nicht erbaut; gerade dieses In- und Durcheinander aller möglichen Formen ist es, was das heutzutage so vielfach an die Schablone gewöhnte Auge entzückt, was die Trausnitz, man mag sie von jeder Seite betrachten, so malerisch erscheinen läßt. Den abgeschlossensten, eigenartigsten Eindruck macht der Innenhof mit den ihn umlaufenden offenen Söllern und Altanen, aus welchem eine neuerbaute große Prunktreppe in die alten und neuen Fürstengemächer leitet. Denn auch neue sind vorhanden. Im Schloß seiner Ahnen hat sich König Ludwig II. von Baiern eine Reihe Zimmer ein-

richten lassen, Räume, wie der kunst- und prachtliebende Fürst es liebt, voll überschwänglichen, verschwenderischen Glanzes, und doch traurig und nüchtern, weil man weiß, daß der, für den sie geschaffen, noch nie seinen Fuß in sie gesetzt hat, vielleicht niemals sie besuchen wird. Es ist vielleicht schon vergessen worden, daß man einmal den Befehl gegeben hat, die Trausnitz wieder wohnlich zu machen. Es ist freilich ein anderer Ausblick, als der dem König von seinen inmitten der Alpenwelt gelegenen Lieblingshäusern aus gewohnte, welcher hier sich bietet: keiner auf großartige Formen, hochgewaltige Scenerien. Aber diese Isarlandschaft, der breit sich hinschlängelnde Fluß, die reichen ihn umlagernden Felder, der waldige Hügelkranz, welcher diese wieder umzieht, im Geleite der malerischen Stadt die große Zahl nachbarlicher Dörfer — all das eint sich zu einem unwiderstehlich fesselnden Reiz. Am meisten wird man wohl dessen inne, wenn man das sogenannte „rote Sallet" betritt, eine offene Halle mit fünf Bogenwölbungen, davon jede den Rahmen eines in sich abgeschlossenen prächtigen Landschaftsbildes abgiebt. Aus ihnen sah einst Gustav Adolf zur eroberten Stadt nieder und verschonte sie, der Sage nach, ob solchen Schönheit willen mit dem ihr zugedachten Strafgericht.

Treten wir noch einen Augenblick in die Schloßcapelle, auch sie ist interessant, weil sie sich so ganz einfügt in den Charakter des alten Herzogsschlosses. Ernst und streng wie dieses, erhebt sie sich im Spitzbogenstil mit massiven Steingewölben und starken Gurten durch zwei Stockwerke hindurch, und dem einfach derben Charakter des Kirchleins wieder entspricht auch sein Inneres: der steife Stil der Crucifixe und des Standbildes des heiligen Georgs, dem die Capelle geweiht ist, das Holzgetäfel, die alterthümlichen Altäre mit Flügelkästen, die Gemälde auf Holz- und Goldgrund mit Leimfarbe, wie das Sacramentshäuschen, das in dem durchbrochenen Steinpfeiler steht.

Auch des von Albert V. gebauten, grandiosen, hochgewölbten, tempelartigen Kellers dürfen wir nicht vergessen, der einer solch großen und gastlichen Burg nicht fehlen konnte: neun kolossale Pfeiler und massive Schwibbögen stützen sein Gewölbe, bequeme Treppen führen zu ihm hinab, in dessen Mitte einst zwei Fässer lagen, deren eines, weil ja das Schloß ein ander Heidelberg sein sollte, auch dem berühmten Faß alldort ziemlich nahe an Größe und Umfang kam. Konnten doch die Herzoge dasselbe auch mit selbstgebauten Weine füllen: am Südabhang des Burgberges hatte Herzog Heinrich († 1393) ein stattlich Gelände mit Burgunderreben angelegt. Ob sich diese aber so des steten Gedeihens freuten, wie die Pflanzung eines anderen Herzogs, des philosophischen Wilhelm, welcher durch den berühmten Hofgartenintendanten Schett den prächtigen „Hofgarten" um die Trausnitz heraum anlegen ließ, steht dahin. Wenigstens weiß man heute nichts mehr von Landshuter Wein oder würde wenigstens gerechtes Bedenken tragen, solchen zu

trinken — aber an diesem „Hofgarten", an dem Wechsel der An- und Aussichten, der Schönheit und dem Reichthum der Bäume, Zierpflanzen und Blumen dieses unvergleichlichen Parkes, den frisch grünenden Matten, den kunstvoll verschlungenen, immer zu neu überraschenden Puncten leitenden Wegen kann man sich heute noch erfreuen und erquicken.

Auf einem dieser Pfade kehren wir zur Stadt zurück, an manchem alten Haus, an dem eine Tafel die einstige Wohnung eines Professors der ehemaligen Universität nennt, vorbei, zur Martinskirche, der berühmtesten und prächtigsten der zehn Kirchen, welche Landshuts gutkatholischen Glauben verkünden. Aber, so Interessantes auch ein Theil dieser Zehnzahl in sich birgt, sie verschwinden alle vor der Schönheit ihres Münsters. Aeußeres und Inneres streiten um den Preis. Hier sinds die hochstrebenden, wunderbar graciösen Pfeiler, welche, nur drei Fuß Durchmesser habend und allen Regeln der Baukunst zu spotten scheinend, in einer kühnen Schlankheit ohne Gleichen emporsteigen, und in Verbindung mit dem leichten Netzgewölbe, das sie spielend überspannt, zu einem wundersam phantastischen Eindruck sich zusammen thun. Und dort kündet der himmelstürmende Thurm, daß es nur wenige seiner Gesellen auf Erden noch giebt, die seine Höhe erreichen. Nur die Kuppel der Peterskirche in Rom, die neuen Domthürme in Köln und der Straßburger Münster überragen die 454 Fuß des Martinsthurms von Landshut. Steht man vor der Kirche oder sieht man auch nur im Vorüberfahren diese einsame Riesensäule sich über die Dächer der Stadt erheben, so erscheint einem diese Größe und Höhe selbstverständlich ungemein imposant, aber doch noch nicht in ihrer vollen Wirkung. Dieser wird man erst bewußt, wenn man gleichsam mit dem Thurm selbst höher steigt, auf dem Dach der Trausnitz steht und nun noch den Kranz und das Kreuz des Thurmes von S. Martin erblickt, der selbst weit die Herzogsburg überragt.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Orientalisches. Der Kaiser. Inneres. — Wenn auch das Gerücht von der Absetzung Edhem Paschas durch das Dementi der türkischen Botschaft in Wien vorläufig kalt gestellt ist, so ist doch eine lange Dauer seiner Amtsführung, wenn wir recht unterrichtet sind, kaum zu erwarten. Man denkt sogar an eine Rückberufung Midhat Paschas, die uns gewiß kaum mehr überraschen würde als die Einsetzung jedes andern. Denn der Personenwechsel, welcher Art er auch immer sei, wird augenblicklich in keinem Falle eine Aenderung des bis jetzt von der Pforte eingeschlagenen

Weges mit sich führen. Alle persönlichen Intriguen, die sich im türkischen Serail abspielen, brechen sich an der tiefen und unerschütterlichen Einsicht, daß ein russischer Krieg eines der Hauptfächer im Examen rigorosum der „jungen" Türkei bilden wird. Früher oder später werden sich die Rivalen messen müssen, das weiß man in Constantinopel ebensogut wie anderswo, auch in dem Falle, daß der voraussichtliche Frieden mit den Clientelstaaten zum gedeihlichen Abschluß kommen sollte. Und dazu haben wir einige gegründete Hoffnungen. Was Serbien anlangt, so weiß man, daß vor allem England sich befleißigt, hier auf eine friedlichere Gesinnung hinzuwirken, was aber Montenegro betrifft, so scheint auch hier die Hauptschwierigkeit, welche in dem hohen Bewußtsein lag, welches Fürst Nicolaus von seiner Stellung hatte, beseitigt. Wenn man auch kaum den Wiener Telegrammen trauen darf, welche bereits eine Annahme der türkischen Propositionen seitens des Fürsten constatiren, so darf man doch so viel als gewiß ansehen, daß Montenegro bereits ein paar Delegirte behufs weiterer Verhandlungen nach Constantinopel gesandt, daß man also den so lange mit Hartnäckigkeit festgehaltenen Passus, nur Wien als den Ort der Conferenzen zu acceptiren, aufgegeben hat. Die Möglichkeit also, daß eine friedliche Vereinbarung noch vor Ablauf des Waffenstillstandes zu Stande kommen kann, erscheint in freundlicherem Lichte, wenn auch jeder Tag noch Unerwartetes bringen kann. Diese mildere Lage der Dinge, welche Rußland den Boden eines Angriffs auf die Türkei mehr und mehr entzieht, äußert bereits ihre Wirkungen auf das Verhältniß der Pforte zu den Mächten, die durch die Conferenz verletzt worden waren. Wenigstens will man in Constantinopel wissen, daß nach Abschluß des Friedens die verlassenen Gesandtschaftshotels ihre Bewohner wieder zurückerhalten werden. Die ablehnende oder zuwartende Stellung, die die Mächte gegenüber der russischen Circularnote einnehmen, steht vielleicht in Beziehung zu dieser freundlicheren Gesinnung gegen die Pforte, welche ihrerseits, wenn sie durch einen von ihr selbst und ohne fremde Hülfe und Autorität bewirkten Friedensschluß ihrem Souveränetätsbewußtsein Genüge gethat hat, ganz von selbst eine gefälligere Miene annehmen wird. Schon in der Ernennung Edhem Paschas wollte man eine Annäherung des Sultans an die Mächte erblicken. Ueber die Intentionen Rußlands für die nächste Zukunft läßt sich auch heute noch nichts sagen, natürlich wußte die Wiener „Presse" bereits von einem Zusammenstoß türkischer und russischer Vorposten am Kaukasus zu erzählen. Jedenfalls werden die Interessen des deutschen Reichs, welcher Art immer die nächste Zukunft des Orients sei, nicht unmittelbar berührt werden. Das Geschrei sowohl der französischen wie der russischen Presse, welche Deutschland zum Sündenbock in dieser Phase der orientalischen Frage machen wollten, kann kaum irgend einen andern Eindruck auf uns machen, als den,

daß wir noch einmal so wachsam ruhig unserer Stellung warten. Eine Alteration irgend welcher Beziehungen ist dadurch nicht bewirkt worden.

Nicht mehr Einfluß hat die Frage auf die innere Gestaltung der englischen Dinge, obwohl das Verhalten der englischen Regierung der Opposition im Unterhause die Handhabe zu einem starken Angriff darbieten sollte, den der Kriegsminister Hardy bis jetzt leidlich parirt hat. Gladstone trug natürlich abermals seine Friedensseligkeit, der er als Minister bis zur Entwürdigung des englischen Namens gehuldigt hatte, geflissentlich zur Schau; er that dar, daß der Pariser Vertrag von 1856 die Signatarmächte nicht dazu zwinge, Krieg für die Türken zu führen, wenn Rußland den Krieg erklären würde; die Garantieverträge gäben zwar das Recht zur Intervention, wie schon Palmerston ausgeführt habe, involvirten aber keine Verpflichtung dazu. Er fragte dann geradezu, ob die Regierung im Fall eines russisch-türkischen Krieges eine materielle Theilnahme für obligatorisch erachte. Hardy antwortete, er hoffe, daß die moralische Pression Englands nicht ohne Wirkung sein werde. Wir meinen, Lord Derby wird kaum anders antworten und die Untersuchung der Regierungspolitik im Unterhause, auf welches Lord Northcote „die Blicke Europas gerichtet" sieht, wird zu gegenseitiger Zufriedenheit friedlich genug verlaufen.

Allgemeine freudige Theilnahme haben die Worte gefunden, mit denen der greise Kaiser am 9. Februar den Eintritt seines Enkels, des Prinzen Wilhelm von Preußen, in das erste Garderegiment zu Fuß begleitet hat. Nicht nur das Berliner Publicum, sondern auch weitere Kreise, nehmen an den persönlichen Ereignissen der Herrscherfamilie einen natürlichen lebhaften Antheil. Mehr als in einem andern deutschen Lande stehen bei uns die Thüren des Königshauses offen, und nichts zeigt mehr von den festen Wurzeln, welche die Monarchie bei uns geschlagen hat, als dieses Interesse rein gemüthlicher Art. Vielleicht nur noch in England wird es übertroffen, wo noch vor einigen Jahren eine schwere Krankheit des Prinzen von Wales, der persönlich nicht einmal beliebt war, der „most gracious queen" zu liebe den lauten Schall radicaler Strömungen im Lande dämpfte. In kurzen Worten gab der hohe Herr dem lauschenden Enkel die Geschichte der hohenzollernschen Familie als eines Geschlechtes von Tapfern, dessen Erfolge auf der Armee beruhten; selbst Friedrich Wilhelm IV. „bildete die Armee zeitgemäß fort" und Friedrich I. wußte wenigstens, „daß er seine Erhebung zum König mit den Waffen vertheidigen konnte". „Im Dienst ist nichts klein", sagte der Kaiser in dieser patriarchalischen Rede, welche aus dem sicheren Bewußtsein hervorging, daß die Dinge durch die Mittel erhalten werden, durch die sie geschaffen sind. Auch diese Rede zeugte wieder von dem schlichten Pflichtbewußtsein, welches die Brust des ersten deutschen Mannes erfüllt.

Was die Errichtung des Reichsgerichts anlangt, so wenden sich die Chancen jetzt bedeutend zu Gunsten Leipzigs, für welche letztere Stadt nicht nur Sachsen und die thüringischen Staaten, sondern auch Baiern und Württemberg eintreten werden, so daß die bisherige Annahme, daß der Bundesrath Berlin seine Zustimmung ertheilen werde, nicht so unbedingt mehr statthaft ist. Im Uebrigen das größte Interesse nimmt augenblicklich neben den Verhältnissen des Reichshaushaltsetats, zu dessen Ausgabedeckung, wie man schon jetzt weiß, eine Erhöhung der Matricularbeiträge in der Höhe von 28 Millionen Mark nothwendig ist, der Gesetzentwurf wegen Theilung der Provinz Preußen in Anspruch, dessen erste Lesung den Beschluß einer zweiten Lesung im Plenum ergab, wodurch also die Vorlage gesichert erscheint, obwohl die Gegner, Herr von Saucken-Tarputschen an der Spitze, das Ihre thaten, die Sache im Sande verlaufen zu lassen. Offenbar hat die Rede Miquels diesen Ausgang zum großen Theil mit hervorgerufen. Er wies auf die divergirenden Interessen der Provinz hin, die eigentlich nie geleugnet worden sind, aber doch vergessen waren, vor allem aber auf die finanziellen Wirren, die aus einer weiter dauernden Vereinigung der beiden Landestheile hervorgehen würden, letzteres ein ganz besonders wirksames Argument.

Literatur.

Hans Holbein des Aeltern Silberstiftzeichnungen. Nürnberg. S. Soldan. — Es gewährt einen großen und eigenthümlichen Reiz, in die Werkstatt eines bedeutenden Künstlers zu schauen, ihn bei seiner Arbeit zu beobachten, zu sehen, wie seine Werke entstehen, welche Hülfsmittel der Künstler dabei anwendet, welche Vorstudien er macht u. s. w. Solches zu sehen reizt uns schon bei einem modernen Künstler; wie viel größer wird unser Interesse aber einem hochberühmten Künstler aus alter Zeit gegenüber! In früheren Jahrhunderten war ja Manches anders als heute. Und einen solchen Einblick in die Werkstatt eines Künstlers gewähren uns seine Handzeichnungen, Skizzen und Studien. Daher das große Interesse, welches Handzeichnungen und Skizzen, selbst die flüchtigsten, von der Hand bedeutender Meister bei allen Kunstfreunden finden. Sie gewähren uns Einsicht in den Gedankengang der Künstler, sprechen uns von ihren ersten Ideen und Entwürfen, welche sie in solchen Zeichnungen, nicht beengt durch die Mühe der Ausführung, die Schwierigkeiten der Technik, durch Ort und Zeit und die Launen der Besteller, frei aussprechen konnten. Sie zeigen uns ihre Vorstudien für Ausführung bekannter größerer Werke, haben zu dem, ganz abgesehen von ihrem Kunstwerthe, einen großen allgemeinen culturhistorischen Werth und sind von der größesten Wichtigkeit für kunstgeschichtliche Forschungen. Daher sind schon seit Jahrhunderten, neben Gemälden, Kupferstichen und ausgeführten Zeichnungen, auch Studien und Skizzen bedeutender Künstler eifrig begehrt. Große, noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt und ausgenutzte Sammlungen der Art sind uns erhalten.

Da Originalzeichnungen natürlich schwer zu erlangen sind, haben auch gute Reproductionen ein stets dankbares Publicum gefunden. Man wendet dafür zuerst den Kupferstich, dann die Lithographie, dann den Holzschnitt, endlich die Photographie — jeder Kunstforscher erkennt dankbar den großen

Nutzen an, welche Brauns (in Dornach) Photographien nach Handzeichnungen alter Meister aller Sammlungen ihm gewährt haben — und in der neuesten Zeit, weil alle diese Techniken an Zuverlässigkeit, Treue und zugleich Billigkeit übertreffend und sie daher in den Schatten stellend, den Lichtdruck (die Zeichnung der Platten wird durch Photographie hergestellt), welchen neben anderen Meistern dieses Faches, besonders A. Frisch in Berlin in vortrefflicher Weise ausführt.

Und zu den schönsten Publicationen älterer Handzeichnungen, welche in den letzten Jahren erschienen sind, gehört das oben bezeichnete Werk der Hofbuchhandlung S. Soldan in Nürnberg, welche sich schon so manche Verdienste um Popularisirung classischer Werke unserer älteren deutschen Kunst erworben hat.

Hans Holbein der Vater, geboren um das Jahr 1460 zu Augsburg, war, wie erst die allerneueste Forschung nachgewiesen hat, ein sehr bedeutender Meister, gehörte zu denjenigen, welche die Blütheperiode der deutschen Kunst am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts geschaffen haben. Er lebte bis zum Jahre 1517 in Augsburg, mußte dann aber auswandern und starb 1524 in der Fremde. Aus seiner besten Zeit, seinem Wirken in Augsburg in den Jahren 1500 bis 1516 sind uns zwei Skizzenbücher erhalten, welche in dem alten, um 1580 geschriebenen Inventar der amerbachschen Sammlung zu Basel, erwähnt werden. Das eine, ältere, mit der Jahreszahl 1502 auf seinem letzten Blatte, befindet sich im Museum zu Basel. Das andere, vorzugsweise Portraitstudien enthaltend, ist schon vor längerer Zeit zerschnitten und seine Theile sind zerstreut worden. Neun Blätter davon befinden sich im königlichen Kupferstichcabinet zu Kopenhagen und sind nebst einer Anzahl Zeichnungen von Hans Baldung Grün photographisch vervielfältigt worden. Achtzehn Blätter sind im Museum zu Basel und sind von A. Braun in Dornach photographirt worden. Elf Blätter befinden sich in der Bibliothek zu Bamberg, drei im großherzoglichen Museum zu Weimar, einige auch in Paris und der größeste Theil derselben endlich, neunundsechzig Blatt, im Kupferstichcabinet des königlichen Museums zu Berlin, wohin sie durch Erwerb der großen Sammlung des Generalpostmeisters von Nagler, der sie angeblich aus der imhoffschen Sammlung in Nürnberg erhalten haben soll, gekommen sind. Einige derselben sind schon früher, in Holzschnitt nachgebildet, in Woltmanns Holbeinbiographie und, in Photographie reproducirt, in desselben Verfassers Holbeinalbum publicirt. Jetzt erscheinen sie zum ersten Mal vollständig in der Originalgröße, in treuem Facsimile in der vorliegenden mustergiltigen und des Meisters würdigen Publication.

Es sind kleine Blättchen, durchschnittlich 8—15 Cm. hoch, 7—10 Cm. breit, mit dem Silberstift, zum Theil auf grundirtem Papier, unter Anwendung von Röthel, gelegentlich auch Tusche, sehr sorgfältig gezeichnet, die Lichter auf Weiß aufgesetzt. Die meisten Köpfe sind mit Beischrift, ihren Namen oder Anderes enthaltend, zum Theil von der Hand des Künstlers, zum Theil von einer Hand vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts versehen. Sie erscheinen auf den ersten Blick wie flüchtige Skizzen, sind jedoch unter Anwendung sehr sparsamer Mittel mit größter Sorgfalt und Liebe, jedoch keineswegs ängstlich, sondern mit vollendeter Sicherheit, Schärfe, Feinheit und Leichtigkeit gezeichnet und überraschen durch ihre große Individualität, Lebendigkeit und Naturtreue und eine Wiederspiegelung des Charakters der dargestellten Personen, wie sie nur ein Künstler ersten Ranges zu geben vermag.

Dabei ist nichts künstlich Gemachtes daran, sondern Alles volle und reine Natur.

Sie galten früher für Werke Albrecht Dürers; später wurden sie dem jüngeren Holbein zugetheilt und sind erst kürzlich als Arbeiten des älteren Holbein erkannt worden. Ein genaues Verzeichniß aller dieser Köpfe giebt Woltmann im zweiten Bande seines Werkes „Holbein und seine Zeit".

Dieser eigenthümliche Portraitcyclus versetzt uns bei seiner Betrachtung mitten in das Leben zu Augsburg am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Hohe und Niedrige, Weltliche und Geistliche, Männer, Frauen und Kinder treten uns mit ihren ausdrucksvollen Gesichtern entgegen, so wahr und ungekünstelt, wie sie der Künstler im Leben gesehen und wie er sie, zum Theil wohl ohne Wissen der Dargestellten, weil sie ihn aus irgend einem Grunde interessirten, zu gelegentlicher Benutzung auf seinen Bildern, in sein Studienbuch gezeichnet hat. Gar mancher einfache Bürger ist dabei, von welchem sonst keine Kunde erhalten ist. Ueber einige derselben erhalten wir Auskunft, wenn wir die Chroniken der Stadt Augsburg oder die Annalen der Klöster durchstöbern. Aber es sind auch Viele dabei, von welchen die Weltgeschichte spricht.

Da finden wir zuerst des Künstlers Bruder Sigmund, seine Söhne Ambrosius und Hans, den großen und berühmten Meister, im Alter von vierzehn Jahren, dann den „groß Kayser maximilian" zu Pferde, seinen Enkel „Hertzog Karl von burgundy", später Kaiser Karl V., ausnahmsweise nicht nach dem Leben, sondern nach einem jetzt auf der Stadtbibliothek zu Trier aufbewahrten, alten niederländischen Portrait, und auf der Rückseite des „Kaisers Falk", dann Kunz von der Rosen, Maximilians lustigen Rath, den Bürgermeister Artzt, dessen Schwiegersohn Jacob Fugger „den Reichen", dessen Neffen Raimund Fugger und seinen Bruder Anton, deren Vetter Ulrich Fugger und dessen Frau, dann die Gräfin Thurzo, Tochter von Ulrich Fugger und deren Gemahl Graf Georg Thurzo und sogar „Martin, der Fugger Diener". Ferner Junker und einfache Bürger, wie „Hans Schwartz Stainmetz", „maystar burgkart Engelberg Stainmetz werkmaister f vlrich kirch hie", sogar Anna Lomenitlin, eine Betrügerin, welche um 1511 in Augsburg ihr Wesen trieb, dann mehrere Mönche aus dem berühmten St. Ulrichkloster, den Abt Mörlin, dessen Nachfolger Johann Schrott, dann Hans Gresser, Lienhart Wagner und viele Andere, welche hier zu nennen zu weit führen würde. Alles charaktervolle, nicht nur für den Künstler, sondern auch für uns interessante Gestalten!

Vor mir liegt das erste Heft dieser schönen Publication, vierzehn Köpfe und einen halben Bogen Text (mitten in einem Satz abbrechend) von der bewährten Hand des bekannten Holbeinbiographen Professor A. Woltmann enthaltend. Der Prospect verspricht neunundsechzig Blatt.

Sehr erwünscht wäre, wenn die Publication mit den angezeigten neunundsechzig Blatt nicht abgeschlossen würde, sondern daran auch die dazu gehörenden dreiundvierzig Blatt Zeichnungen in Kopenhagen, Basel, Weimar, Bamberg und Paris, in gleicher Weise vervielfältigt, angeschlossen würden.

R. Bergau.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 22. Februar 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Pädagogische Seminarien auf Universitäten.

Das zu erwartende Unterrichtsgesetz hat bereits für das höhere Schulwesen eine Reihe mehr oder minder einschneidender Reformvorschläge an die Oeffentlichkeit gerufen. Während die meisten dieser mahnenden Stimmen die Organisation der Schule selbst einer Kritik unterziehen, hat sich daneben eine Richtung geltend gemacht, welche den Grund alles Uebels in der mangelhaften, zum Theil sogar verkehrten Vorbildung der unterrichtenden Lehrer zu erkennen glaubt. Wird doch, so sagen die Vertreter dieser Richtung, Niemand an einer Volksschule angestellt, der nicht vorher auf dem Seminar durch praktische Anleitung und fortgesetzte Uebung einiges Geschick im Unterrichten sich erworben hat. Der Gymnasial- und Realschullehrer dagegen tritt sein Amt an, ohne irgendwelche pädagogische Vorbildung für dasselbe genossen zu haben. Mag er als Student in den Collegien und den sogenannten Seminarien der Professoren gelernt haben, was er will; keinenfalls hat er auf der Universität zu lehren gelernt, und das sollte doch füglich das Erste und Wichtigste sein. So steht der Schulamtscandidat am Beginn seiner Laufbahn unsicher und sich selbst überlassen da; denn auch das Probejahr, welches er unter Aufsicht des Directors seiner Anstalt abzulegen hat, ist eine so wenig zweckentsprechende Einrichtung, daß es in den meisten Fällen zum bloßen Namen herabsinkt. Kein Wunder also, daß ein solcher Candidat von vornherein seine Aufgabe verkehrt anfaßt, ja, daß überhaupt das ganze Geschlecht unserer Oberlehrer den wesentlichsten Anforderungen seines hohen Berufes sich nicht gewachsen zeigt. Soll dies in Zukunft anders und besser werden, so muß denen, welche sich dem höheren Lehrfache widmen, Gelegenheit zu praktischer Ausbildung geboten werden. Dies läßt sich allein dadurch erreichen, daß für die Studirenden der alten und neueren Philologie, der Geschichte, der Mathematik, der Naturwissenschaften ein pädagogisches Seminar errichtet wird, welches sie gleich von ihrem Eintritt in die Universität regelmäßig zu

besuchen haben. Die Leitung einer solchen Anstalt ist selbstverständlich nicht einem einseitig gelehrten Professor, sondern einem erfahrenen Schulmann anzuvertrauen. In etwa zwei bis vier Stunden wöchentlich werden hier die Studenten zunächst theoretisch mit der gesammten Erziehungs- und Unterrichtslehre bekannt gemacht; sodann aber — und das ist der Hauptzweck des Seminars — erhalten diejenigen Mitglieder, welche in der zweiten Hälfte ihrer Studienzeit sich befinden, praktische Anweisung im Unterrichten, und zwar in der Classe durch eigene Uebung vor den Schülern selbst. Zu diesem Behuf sind auf Anordnung des Staates der betreffenden Universität eine oder auch mehrere höhere Lehranstalten des Ortes zur Verfügung zu stellen, in deren unteren Classen die Seminaristen neben den Classenlehrern den Unterricht übernehmen. Um den üblen Folgen, welche aus dem Ungeschick dieser Anfänger sich ergeben könnten, vorzubeugen, ist in diesen Stunden Anwesenheit und Aufsicht des Seminardirigenten erforderlich.

Derartige Vorschläge werden unstreitig für Viele auf den ersten Blick etwas Verlockendes haben; ob sie auch vor einer ernsteren Prüfung sich als stichhaltig erweisen, möge aus den nachfolgenden Zeilen sich ergeben.

Zuvörderst ein Wort über die Voraussetzung, von der solche Reformvorschläge ausgehen. Sind denn die Leistungen unserer höheren Schulen in der That so gering, daß man gegen den ganzen Stand ihrer Lehrer den schweren Vorwurf der praktischen Untüchtigkeit erheben darf? Bisher glaubten wir Preußen, wie auf unsere Volksschule, so auch auf unsere gelehrten Anstalten stolz sein zu dürfen und rühmten die wissenschaftliche Gründlichkeit, sowie den gesitteten und selbständigen Geist, den wir unsrer Jugend einpflanzten. Sind dies alles nur Phrasen oder ist es jetzt anders geworden, weil es den berufenen Männern heutzutage mehr als früher an dem nöthigen Geschick gebricht? Fraglich könnte es allerdings sein, ob die Collegien unserer Gymnasien noch in demselben Maße, wie früher, Männer von hervorragendem Gelehrtenrufe aufweisen. Das ist es ja aber nicht, was beklagt wird; man tadelt im Gegentheil, daß zu Gunsten der Gelehrsamkeit die praktische Seite des Lehrerberufes vernachlässigt werde. Nun wäre es doch aber auffallend, wenn unsere so vorwiegend auf das Praktische gerichtete Zeit gerade auf einem für den Staat so wichtigen Gebiete bisher noch keine Schritte zur Besserung gethan hätte. Man vergleiche z. B. das jetzige Reglement für das Staatsexamen mit den älteren Bestimmungen. Während bis zum Jahre 1831 die an einer preußischen Universität vollzogene Doctorpromotion allein schon zur Bekleidung eines höheren Schulamts berechtigte, wurde von da ab die Dissertation nur als schriftliche Arbeit anerkannt, und daneben eine mündliche Prüfung vom Staate angeordnet, welche mit den Jahren immer strenger gehandhabt, und immer mehr auf das für die Schule erforderliche Wissen gelenkt

jetzigen Gymnasien seien durchweg so unvollkommen, daß der die Hochschule beziehende Abiturient aus ihnen nur ungünstige Eindrücke und verkehrte Vorbilder für seinen künftigen Lehrberuf mitnehmen könne.

Derartige Erwägungen, die dem Unbefangenen wahrlich nahe genug liegen, werden von den Reformagitatoren deswegen gar nicht angestellt, weil sie im begeisterten Hinblick auf die gerühmte Seminarbildung der Elementarlehrer von vornherein dem, was die bestehenden Zustände rechtfertigen könnte, sich verschließen. In der That ist der Hinweis auf die Seminarien der Volksschullehrer das bedeutendste Argument, welches sie für ihre Sache vorbringen. Ob nun das auf den Seminarien erworbene Lehrgeschick bei der Mehrzahl der Elementarlehrer so über allen Zweifel erhaben ist, daß sich die studirten Lehrer daran ein Muster nehmen können, ist eine an sich mißliche Frage, die ich für diese Betrachtung zum Glück ganz unerörtert lassen kann. Ich nehme vielmehr im Einverständnisse mit den Gegnern an, daß die Volksschule und ihre Lehrer ihre Aufgabe vollkommen lösen, während die gelehrten Schulen und ihre Vertreter hinter ihrer Aufgabe zurückbleiben. Sollte dies jedoch nicht vor allem daran liegen, daß eben die eine Aufgabe höher und darum schwerer zu bewältigen ist als die andere? Kindern lesen und schreiben zu lehren, ist offenbar etwas wesentlich anderes als in Jünglingen das Verständniß für griechische Sprachform und für die Gedanken eines Sophokles und Plato zu wecken. Wenn man zugestehen müßte, daß die Berufsthätigkeit eines Oberlehrers von der eines Elementarlehrers nur dem Grade nach, das heißt nur nach dem Umfange des zu verarbeitenden Lehrstoffes sich unterscheide, dann wären wir allerdings mit unsern höheren Bildungsanstalten gründlich auf dem Holzwege und schleunige Umkehr wäre erforderlich. Der größere Theil der philosophischen Facultät wäre alsdann in ein Seminar für gelehrten Unterricht umzugestalten, oder die Professoren müßten wenigstens ihre gelehrten Vorträge aufgeben und eine Art Schulmethode mit Frage und Antwort, mit Präpariren, Corrigiren und Repetiren sich aneignen. Auf diesen letzteren Vorschlag, der seinerzeit von Diesterweg gemacht wurde, hatte damals Professor Leo in Halle mit einer Broschüre geantwortet, deren Inhalt er in seiner derben Weise durch das Motto: „Schuster bleib bei deinen Leisten" kennzeichnete. Ohne dem von mir so hochgeschätzten Stande der Volksschullehrer irgendwie nahe treten zu wollen, scheinen mir an dieser Stelle doch folgende Erwägungen unerläßlich.

Die seminaristische Vorbildung ist deshalb für die Elementarlehrer so zweckentsprechend, weil sie alle zu ihrem Berufe genau dasselbe zu lernen haben. Für die studirten Lehrer scheiden sich bekanntlich je nach der Wahl der Hauptfächer von vornherein die Wege, und da die Pädagogik als Unterrichtslehre eng mit dem Gegenstande, in dem man zu unterrichten hat, ver-

knüpft ist, so läßt sich hier, wenn man nicht bei allgemeinen Theorien stehen bleiben will, eine einheitliche Vorbildung nach Art der Seminarien auf keine Weise erzielen. Von Bedeutung ist es ferner, daß der Elementarlehrer auf dem Seminar nur dasjenige lernt, was er später zu lehren hat, während der Oberlehrer hinter den Anforderungen seines Amtes weit zurückbleiben würde, wenn sein Wissen sich auf das für die Schule Nöthige beschränkte. Und zwar gilt dies mindestens schon für die Mittelstufen einer gelehrten Schule. Ein Lehrer der Tertia, dessen Latein z. B. nicht über Cäsar hinausginge, würde oft genug in die Lage kommen, vor seinen Schülern sich zu blamiren. Geradezu ein Unding aber wäre es, den sprachlichen Unterricht in der Prima von einem Manne sich geleitet zu denken, der nicht durch gründliches und wirklich wissenschaftliches Studium in die daselbst gelesenen Autoren eingedrungen ist; ja noch mehr, der nicht auch einmal einen selbständigen Gedanken seinem Stoffe gegenüber zu haben vermag und diesen als Schriftsteller zu produciren befähigt ist. Hier und gerade hier scheidet sich der wissenschaftliche Lehrer vom Routinier. Es giebt nur wenige Menschen, die auf die Dauer sich receptiv verhalten und doch vorzügliche Lehrer sind und bleiben, die alles nur für die Schule thun. Das sind echt pädagogische Naturen, die höchst selten sich finden und durch kein pädagogisches Seminar gebildet werden. Die Anderen können sich nur durch gelegentliches wissenschaftliches Arbeiten frisch und zum höheren Unterricht fähig erhalten. Dieser hohen Bedeutung der eigenen wissenschaftlichen Arbeit gegenüber ist es ein verschwindender Nachtheil, wenn es geschehen kann, daß der von der Universität kommende Candidat gerade über das, was er unmittelbar für den Schulunterricht gebraucht, nicht völlig orientirt ist; wenn er z. B. die längst in ihrer Formulirung vergessenen lateinischen Genusregeln mit seinen Sextanern von neuem erst sich einprägen muß. Aehnliches ist im Elementarfache allerdings unmöglich. Hier muß dem Lehrer nicht nur alles, was er lehrt, in jedem Augenblicke gegenwärtig sein, sondern genau auch die Form, in der er es zu lehren hat. Ja die Methode beherrscht hier gänzlich das Wissen, welches rein als Sache des Gedächtnisses auftritt. Ein tieferes Eindringen in den Zusammenhang und die Begründung des Gelernten ist von dem Elementarlehrer an sich nicht zu verlangen. Daß Einzelne und vielleicht verhältnißmäßig Viele durch Privatstudien zu wissenschaftlich gebildeten, sogar zu wissenschaftlich productiven Männern sich gemacht haben, ist selbstverständlich eine Sache für sich. An den Oberlehrer wird dagegen von Amtswegen in erster Linie die Forderung wissenschaftlicher Tüchtigkeit gestellt, und er trüge in der That mit Unrecht den Namen eines wissenschaftlichen Lehrers, wenn er nicht die Wissenschaft auch über die Bedürfnisse seines Amtes hinaus durch eigenes Studium liebgewonnen hätte. Ist dies nicht der Fall, so fehlt seinem

Unterrichte der beseelende Hauch, der auch im Herzen der Schüler die Lust zu ernster Geistesarbeit anzufachen vermag; es fehlt die ideale Grundlage, ohne welche jede noch so eifrig und systematisch betriebene Anstrengung des Gedächtnisses auf die Dauer unfruchtbar und geisttödtend sein muß.

Wer nun trotz dieser nicht zu leugnenden Unterschiede beider Berufsarten für die studirten Lehrer eine dem Elementarfache analoge Vorbildung verlangt, welche die Universität wenn auch nicht ersetzen, so doch wesentlich ergänzen soll; der darf sich nicht verhehlen, daß mit dieser Maßregel eine nicht unerhebliche Gefahr für die fernere Entwickelung unseres höheren Schulwesens verbunden ist. Denn angenommen, der Staat könnte die nöthigen Unterrichtsmittel für die pädagogische Vorbildung der Studirenden auf Universitäten beschaffen — was er nicht kann —, so würde ohne Zweifel an die Stelle eines wissenschaftlich und gesellschaftlich gebildeten höheren Lehrerstandes sehr bald ein Ersatz von viel tieferem Niveau treten. Daß junge Männer aus sogenannten besseren Familien und mit einigen Geldmitteln diesem neuen Stande sich widmen sollten — und man glaubt doch jetzt schon eine Abnahme in dieser Richtung zu beobachten und beklagt sie —, das ist kaum denkbar. Oder es müßte ein pädagogischer Feuereifer über das künftige Geschlecht kommen, wie zu den Zeiten Fichtes und Pestalozzis hier und da wahrgenommen wurde. Auf jeden Fall würde aber aus einer solchen Abnahme des gesellschaftlichen Ansehens eines Standes, der die höhere Bildung berufsmäßig verbreiten soll, eine Schwächung der Wirksamkeit und Leistungsfähigkeit seiner Vertreter unmittelbar sich ergeben.

Und jetzt entscheide man, ob die Universität in der That der rechte Ort zur Anlegung pädagogischer Seminarien ist, oder ob dieser Wunsch unserer Zukunfspädagogen besser unerfüllt bleibt.

Der Gedanke, für die praktische Vorbereitung auf das höhere Lehramt mehr als es bisher geschehen, Sorge zu tragen, hat seit langer Zeit allen denen, die für die Schule ein Herz haben, nahe genug gelegen. Allein die durch ihre Sachkenntniß und amtliche Stellung am meisten dazu berufenen Männer haben im Bewußtsein der Schwierigkeit und Gefährlichkeit derartiger Experimente noch zu keiner eingreifenden Aenderung des alten Verfahrens sich entschließen können. Und dies, wie ich glaube, mit Recht. Allerdings läßt es sich nicht leugnen, daß der Mangel an praktischer Vorbildung ein Uebel ist. Je ernster man aber über diesen Punct nachdenkt, desto mehr gelangt man zu der Ueberzeugung, daß dies Uebel auf keine Weise gänzlich zu beseitigen ist. Einen linkischen, ungebildeten und noch dazu wenig begabten Tölpel, der dem Schulfache aus irgendwelchen Nützlichkeitsrücksichten sich gewidmet hat, den wird kein Seminar zum guten Gymnasiallehrer machen können. Wo dagegen Pflichttreue und Liebe zum Beruf mit wissenschaftlicher

Tüchtigkeit sich vereinen, da wird das erforderliche Geschick im Unterrichten und in der Behandlung der Schüler, wenn auch nicht von vornherein, so doch mit der Zeit sicherlich sich einfinden. Es bleibt also die Alternative: Entweder sociale Herabsetzung des ganzen Standes, Gleichmacherei und Aufhören der Wissenschaft, oder wissenschaftliche Lehrer, wie wir sie bisher gehabt, mit allerlei Mängeln, von denen die einen nicht zu beseitigen sind, weil sie in der Unvollkommenheit alles Menschlichen ihren Grund haben; von denen ein großer Theil aber auch ohne gewaltsame Neuerungen allmählich beseitigt werden kann.

So kann, um nur einiges hier zum Schlusse noch anzudeuten, jede philosophische Facultät in erster Linie darauf bedacht sein, ihren Studirenden gediegene und auf die Anforderungen des Schulfaches berechnete Vorlesungen über Pädagogik und Psychologie zu bieten; und in den philologischen Seminarien können die Uebungen weniger auf gelehrte Kritik als auf methodische Erklärung der Schriftsteller gerichtet sein. Hat der Student in dieser doppelten Hinsicht die Universität mit Erfolg besucht, so ist es kaum denkbar, daß er als Candidat seinen Beruf mit auffallendem Ungeschick anfasse. Außerdem ist nun nach bestandenem Examen für den Schulamtscandidaten die rechte Zeit gekommen, wo er in seiner praktischen Thätigkeit allerdings durch Theilnahme an einem pädagogischen Seminar wesentlich unterstützt und gefördert werden kann. Derartige Seminarien bestehen bereits an mehreren Orten. In Berlin haben wir neben dem königlichen pädagogischen Seminar, dessen Mitglieder als Probecandidaten an den verschiedenen Gymnasien der Stadt beschäftigt werden, ein Seminar für den mathematischen Unterricht und eins für neuere Sprachen; das erstere ist mit dem königlichen Friedrich Wilhelmsgymnasium, das letztere mit der friedrichstädtischen Realschule in der Weise verbunden, daß ein Lehrer der Anstalt (Professor Schellbach — Professor Herrig) zugleich Dirigent des Seminars ist. Ebenfalls in Verbindung mit einer höheren Lehranstalt des Ortes stehen die in Göttingen, Breslau, Königsberg und Stettin eingerichteten Seminarien. Daß hier für die pädagogische Anleitung und Ausbildung der Schulamtscandidaten zum Theil Vortreffliches geleistet wird, ist unzweifelhaft. Wo es noth thut, muß hier das Bestehende in dem Geiste, in dem es gegründet wurde, neu belebt werden; vor allem aber muß darauf hingewirkt werden, daß diese auf einer so gesunden und naturgemäßen Grundlage beruhenden Institute dem Umfange wie der Zahl nach bedeutend erweitert werden. Dazu gehört Geld, und wenn man bedenkt, daß z. B. im Jahre 1873 in Preußen nicht weniger als 400 Candidaten für das höhere Schulamt examinirt worden sind, so muß man einsehen, daß eine auch nur annähernde Deckung des Bedürfnisses nicht erreichbar ist. Bei einiger Bereitwilligkeit von Seiten des Staates und der Gemeinden kann

auf diese Weise jedoch viel geschehen, um die praktischen Interessen des Lehramtes wesentlich zu fördern. Auch wäre kaum das Bedürfniß nach solchen Seminarien so dringend, wenn es gelänge, das Probejahr zweckentsprechender und fruchtbringender zu gestalten. Weshalb muß z. B. der Probandus jedesmal dem Director der Anstalt, der doch wegen seiner auf das Ganze gerichteten Thätigkeit weniger dem Einzelnen sich widmen kann, überwiesen werden? Neben den Directoren giebt es doch offenbar auch Lehrer die zu solcher Anleitung vor andern befähigt sind. Sollte es nicht möglich sein, daß das Schulcollegium sich mit der speciellen Zuweisung der jeweiligen Candidaten an die einzelnen Anstalten befasse und dabei an sämmtliche Lehrkräfte, die ihm als besonders tüchtig bekannt sind, appellire? Jedenfalls würde durch diese Maßregel in die jetzt meistens so vernachlässigte Institution des Probejahres neues Leben hineinkommen. Auch nach der definitiven Anstellung im Amte läßt sich für die weitere pädagogische Ausbildung des Einzelnen viel gewinnen, wenn, wie es an manchen Orten der Fall ist, die Lehrer eines Collegiums untereinander beim Unterrichte hospitiren, wo dann der Eine vom Andern die fruchtbarste Anregung zur Ausbildung seiner Lehrmethode empfängt. Ueberhaupt wird jeder Sachkundige zugeben, daß die Schule demjenigen, der es ernstlich will, Mittel und Wege genug bietet, das, was ihm zunächst an praktischer Tüchtigkeit abgeht, allmählich immer sicherer sich anzueignen. Dagegen läßt sich in einem Berufe, der mehr als irgend ein anderer die stetige Verbindung von Theorie und Praxis erfordert, der fehlende gute Wille durch bloße Dressur niemals ersetzen.

Unsere Zeit hat auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens so großartige Neuerungen entstehen sehen, daß man sich nicht wundern darf, wenn auch für das Schulwesen zahlreiche und weitgehende Reformgedanken auftauchen. Dabei bedenke man aber wohl, daß heutzutage das Interesse für die politischen und socialen Tagesfragen im Volke weit reger und allgemeiner ist als der Sinn für die stille Pflege der Bildung des Geistes. Wie leicht kann hier auch in der wohlmeinendsten Absicht unersetzlicher Schaden angerichtet werden, wenn nicht mit der gewissenhaftesten Prüfung und der größten Behutsamkeit vorgegangen wird. Nichts Geringeres steht dabei auf dem Spiele als die Erhaltung jenes auf das Ideale gerichteten Sinnes, den wir Deutsche als das köstlichste unter allen nationalen Gütern von unsern Vätern ererbt haben. Möge die Schule, welcher Gestaltung sie auch entgegen gehe, als die treue Hüterin und Pflegerin dieses Schatzes in alle Zukunft sich bewähren.

Sturmflut.*)

Von E—e.

Die Sturmflut, welche am 13. November 1872 die Ostseeküsten heimsuchte, und die andere moralische Sturmflut, welche durch Laskers „Rede gegen Wagener" vom 7. Februar 1873 über das Gründungsunwesen heraufbeschworen wurde, bilden die Einschlagsfäden zu dem kunstvollen Gewebe, welches Friedrich Spielhagen in seinem neuesten Roman mit bekannter Virtuosität hergestellt hat; Berlin und die Insel Rügen sind die Schauplätze, auf denen die beiden Ereignisse ihre Verheerungen anrichten, und das Geschick aller hervorragenden Gestalten der Dichtung ist in irgend einer Weise in die sich vollziehenden Katastrophen verflochten. Natürlich ist die moralische Sturmflut für den Verlauf der Dinge von erheblich größerem Belang; das Naturereigniß dient vorzugsweise zur Exemplification und zugleich liefert die Landschaft, in der es vor sich geht, jenen bereits aus anderen Romanen Spielhagens bekannten wundervollen Untergrund, der auch hier wieder mit glücklicher Kunst behandelt und benutzt ist. In den letzten beiden Büchern sammeln sich alle Hauptpersonen auf der Insel und werden je nach der Haltung, welche sie jener moralischen Flut gegenüber beobachtet haben, ein Opfer der natürlichen oder bleiben gnädig von ihr verschont.

Mit dem gleichen Geschick, wie es sich in dies. 'erflechtung der Ereignisse im Ganzen und in der Hinausführung derselben zu einem gemeinsamen Ziele offenbart, sind auch die einzelnen Abschnitte der Dichtung zu kleinen in sich geschlossenen Ganzen gestaltet, in denen sich die verschiedenen Stadien der Entwickelung darstellen. In dem ersten Buche wird nicht bloß durch die Prophezeiung der beiden Sturmfluten der Grund zu dem gesammten Bau gelegt, sondern auch die Begegnung von Reinhold und Else, welche im Vordergrunde der Handlung stehen, bis zu einem Puncte geführt, bei dem der Leser die Ueberzeugung von der Wahrscheinlichkeit einer dauernden Vereinigung gewinnt; in der Schilderung der anderen Personen, besonders des Generals und des Grafen Golm, liegt daneben der Hinweis, daß dem jungen Paare ernste Kämpfe bevorstehen, ehe es zum Ziele gelangt, und daß in diesen Kämpfen gewichtige Fragen von allgemeiner und principieller Bedeutung mit zur Entscheidung kommen werden. Das zweite Buch, das auf dem reicheren Boden Berlins spielt, bringt eine Fülle von neuen Gestalten, welche theils

*) Sturmflut. Roman in sechs Büchern von Friedrich Spielhagen. 3 Bände. Leipzig, Staackmann.

zu dem Schiffskapitän, theils zu dem Fräulein von Werben in näherer Beziehung stehen und deren freundliche oder feindliche Haltung diesen beiden gegenüber zu einer Art von Kriterium ihres eigenen sittlichen und socialen Werthes wird; diejenigen, welche noch nicht Partei ergreifen, hängen auch weniger unmittelbar mit ihnen zusammen, vervollständigen aber das farbenreiche und belebte Bild. Die beiden so verschiedenen Lebenskreise, denen der bürgerliche Schiffskapitän und das adelige Fräulein angehören, haben jeder seinen eigenthümlichen Werth; in beiden herrscht eine einseitige, aber im innersten Grunde gediegene Auffassung des Lebens und beide machen in gleicher Weise Front gegen die Erscheinungen des Schwindels und der moralischen Zerrüttung, welche die Grundlagen der Gesellschaft und speciell auch dieser Häuser zu zerstören drohen. Unter diesem Gesichtspuncte erscheinen die adeligen und bürgerlichen Gründer, die Socialdemokraten, die Personen der Halbwelt als die gemeinschaftlichen Feinde des aristokratischen Generals und des demokratischen Marmorwaarenfabrikanten und derer, die sich zu ihnen halten, und neben das Paar, welches sich in einer edlen Ansicht von den Aufgaben des Lebens eins weiß, tritt in Ottomar und Ferdinande ein zweites, bei dem der Leichtsinn und die vollständige Verkennung der tieferen Grundlagen des Daseins wenigstens einen der Ausgangspuncte seiner Beziehungen bilden. Vom dritten Buche an übernehmen die unheilvollen Elemente immer mehr die Führung und bringen es zunächst zu einem Conflict zwischen denjenigen Gestalten, welche bei aller äußeren Verschiedenheit doch innerlich am meisten einander verwandt sind und von entgegengesetzten Anschauungen aus demselben Ziele edler Menschlichkeit zusteuern; die Scene, in welcher die Geister des Generals und des Onkel Ernst auf einander platzen, stellt so zu sagen den Höhepunct der Dichtung dar und rückt, so wenig sie direct damit zu thun hat, auch die Vereinigung von Reinhold und Else in weite Ferne. Im vierten Buche könnte man, wenn man den Vergleich mit einer Tragödie fortsetzen wollte, die Darstellung des tragischen Moments sehen; das Auftreten der Baronin von Warnow und ihres Giraldi scheint zunächst den Knoten unlösbar zu schürzen und die Herrschaft des Schwindels und des Truges für lange Zeit zu befestigen; solcher Ueberzeugung verleihen die Aeußerungen des Präsidenten im Schlußkapitel dieses Buches Ausdruck und fast der einzige Lichtpunct ist der Bund, welcher zwischen Justus Anders und Mieting von Strumia geschlossen wird. Indessen bringt bereits das nächste Buch die Katastrophe für jenen einen Theil der unsauberen Gesellschaft, welche der Dichter in so kunstvoller und lebendiger Weise in den Prachtsälen des Philipp Schmidt zu versammeln weiß; für den anderen Theil wird sie durch das offene Zusammenstehen von Reinhold und Else und durch die Loslösung der Baronin von Giraldi in ihren Geständnissen an die Nichte vorbereitet;

dem Grafen Golm und Carla, den hervorragendsten Vertretern der Frivolität aus den höheren Schichten der Gesellschaft, sind freilich auch jetzt noch nicht die Augen geöffnet für den Abgrund, an welchem sie stehen. Mit diesem fünften Buch hat sich der Dichter übrigens aller derjenigen Personen entledigt, deren Beziehung zur Haupthandlung eine weniger unmittelbare ist; im sechsten handelt es sich fast ausschließlich um das Schicksal der Häuser Schmidt und von Werben oder der beiden Paare Ottomar und Ferdinande, Reinhold und Else, denen die beiden anderen, Justus und Mieting, Golm und Carla, nur zur Folie dienen. Hier erfüllt sich nun jenes doppelte Verhängniß, welches bereits im ersten Buche verkündigt ist; neben der moralischen Sturmflut, welche Ottomar, Giraldi und Golm vernichtet, bricht die natürliche herein und, indem sie bei Ottomar, Giraldi und Antonio zu dem moralischen Sturze den Tod hinzufügt, welchem auch Ferdinande verfällt, ist in ihr auch jene Lösung und Sühnung des Unheils gegeben, aus welcher eine volle Verständigung zwischen dem General und dem alten Schmidt erwächst und das ungestörte Liebesglück von Reinhold und Else emporblüht; die politischen und socialen Gegensätze verschwinden vor dem Bewußtsein einer Solidarität der Interessen gegenüber der Welt der Lüge und des Scheins.

Wenn man sich so den reichen Inhalt der spielhagenschen Dichtung vergegenwärtigt, treten einem die glänzenden Eigenschaften derselben klar entgegen: die vortreffliche und planvolle Oekonomie des Stoffes, der ungemeine Farbenreichthum sowohl in der Ausmalung des landschaftlichen und elementaren Untergrundes als auch in der Schilderung einer aus den verschiedensten Gesellschaftsclassen zusammengesetzten Menschenwelt, die Schärfe der Charakteristik bei einander verwandten nicht minder als bei diametral entgegengesetzten Naturen, die Fülle der einander lebhaft bekämpfenden Ideen. Doch au[ch] einige Bedenken von geringerer oder größerer Erheblichkeit regen sich. In Betreff der Gesammtanlage mag man es bedauern, daß Reinhold und Else verhältnißmäßig zu wenig hervortreten. Freilich konnte der Dichter innerhalb der einmal gewählten Form schwerlich anders verfahren. Die Hindernisse, welche sich der Vereinigung des Paares entgegenstellen, sind zu Anfang nicht allzu bedeutend; die edlen Menschen, in deren Hand die Entscheidung darüber ruht, müßten auch ohne die harte Schule des Unglücks, welche sie durchzumachen haben, zu einer Verständigung kommen, aber im Interesse seiner Idee muß dem Dichter allerdings daran liegen, seinen Lesern statt eines kurzen innerlichen Processes, durch welchen der alte Schmidt und der General zu einer freieren Anschauung gelangen könnten, einen weiter angelegten und durch mancherlei retardirende Momente hindurchgehenden äußerlichen vorzuführen, in welchem die abstracten Gegensätze eine concrete Verkörperung enthalten. Alles das, was die beiden Alten an Ottomar und der Baronin, an

Ferdinande und Philipp erleben, wendet sich mit der schneidendsten und tragischsten Ironie gegen ihr bisheriges Verhalten und demonstrirt ihnen die Unzulänglichkeit ihrer Anschauung in denkbar handgreiflichster Weise. Reinhold und Else aber stehen als in sich fertige Charaktere dem ganzen Treiben fern und müssen doch darunter leiden, müssen für ihr eigenes Schicksal, ohne selbst etwas thun zu können, die Thatsachen wirken lassen; unwillkürlich sehen sie sich zur Rolle von Zuschauern verurtheilt und diese Passivität ist für sie ein trauriges und schweres Loos. In dieser Beziehung weicht diese neueste Schöpfung Spielhagens stark von seinen früheren Dichtungen und von der auch sonst vorzugsweise üblichen Darstellungsweise ab und am stärksten ist vielleicht der Contrast der „Sturmflut" mit „Hammer und Ambos", in welchem letzteren Werke bekanntlich der Held in eigener Rede seine allmähliche Entwickelung, sein Ringen und Kämpfen darstellt; dort nimmt der Leser einen lebhaften Antheil an dem stufenweisen Fortschreiten des Charakters, hier mag er sich des einheitlicheren und knapperen Rahmens freuen, innerhalb dessen die Handlung sich gestaltet.

Die Lebendigkeit der Schilderung und die Fähigkeit, große Massen zu mischen und doch aus einander zu halten, sind Spielhagen von jeher eigenthümlich gewesen, doch geht er mitunter über das Maß hinaus und zerstört sich dadurch selber die Wirkung. So sind auch hier z. B. einzelne Scenen, in denen Antonio oder Giraldi oder beide zusammen auftreten, weniger wirklich effectvoll, als daß sie ein Streben nach dem Effect verrathen; so werden, indem große Massen erscheinen oder ein schon reiches Bild noch mehr gefüllt wird, einzelne Fäden angeknüpft, deren Weiterspinnung nachher doch unterbleiben muß oder vielleicht gar nicht beabsichtigt war; dahin gehören unter anderem die Einführung der socialdemokratischen Bewegung gegen den alten Schmidt und die Hereinziehung des Culturkampfes sammt der einmaligen Vorführung der kleinen Excellenz in dem Empfangszimmer Giraldis. Jene Agitation, deren Bedeutung für die Charakterisirung des Fabrikanten nicht bestritten werden soll, mußte doch, wenn sie einmal herangezogen werden sollte, über das Episodische hinausgehoben oder wenigstens zu einem merklicheren Abschlusse gebracht werden; die Erwähnung der Betheiligung Giraldis am Culturkampf soll zwar unzweifelhaft auch zur Charakteristik dienen, aber in diesem Falle ist die Absicht weniger gelungen als in jenem anderen und für die Handlung erfolgt die Sache zu beiläufig und in einer ihrer Wichtigkeit zu wenig entsprechenden Weise, ja es entsteht dadurch ein Widerspruch mit der sonstigen Ideenwelt des Romans, der zwar manche politische Dinge und besonders den Gegensatz zwischen den beiden Alten erwähnt, sich übrigens aber in seinen Thatsachen allein auf dem socialen und ethischen Boden bewegt und jede specifisch religiöse oder politische Tendenz fernhält.

Bei der Zeichnung seiner einzelnen Gestalten pflegt sich Spielhagen nicht gerade mit besonderer Liebe in den psychologischen Werdeproceß zu vertiefen, mit um so größerer Sicherheit führt er das Gewordene vor und, wenn er uns seltener in ein gemüthliches Verhältniß zu seinen Personen bringt, so läßt er doch andererseits an der Richtigkeit seiner Auffassung kaum einen Zweifel aufkommen. Allerlei kleine Züge, namentlich auch Eigenthümlichkeiten in der Sprechweise, werfen bezeichnende Schlaglichter und stellen charakteristische Unterschiede her; ganz vortrefflich sind z. B. hier in der „Sturmflut" die verschiedenen Officiere und Bedienten individualisirt und bei ihnen oder bei Justus Anders oder Carla oder der Baronin Kniebreche nimmt man einige Uebertreibungen oder die zu häufige Wiederkehr desselben Ausdrucks gern mit in den Kauf. Von Reinhold und Else, welche beide mit ihrer gesunden und edlen Empfindungsweise den wohlthuendsten Eindruck machen, ist schon oben als von fertigen Charakteren die Rede gewesen; bei den anderen im Vordergrunde stehenden Personen findet mehr eine mit dem Fortgang der Handlung in Wechselwirkung stehende Entwickelung statt. Ferdinandens Wesen hat wenig Sympathisches; um so anziehender ist der Gegensatz, den Cilli zu ihr bildet. Was an dieser letzteren psychologisch unwahrscheinlich erscheinen könnte, findet wohl größtentheils in ihrem körperlichen Gebrechen seine Erklärung; nur die Zeichnung ihres Vaters möchte man auch um ihretwillen um eine Linie anders wünschen; man denkt ihn sich gern als einen Mann von schlichtem und einfältigen Herzen und traut ihm leicht allerlei Wunderlichkeiten in Bezug auf den Socialismus und die Sundia-Wissower zu, aber man sieht ihn ungern in so karrikirter Erscheinung, wie er sich zu Anfang des dritten Buches vor seinem Principal zeigt; darin liegt ein Mangel an Uebereinstimmung mit seiner sonstigen Stellung und dadurch wird die feine Bildung und Haltung Cillis weit weniger wahrscheinlich. Der alte General von Werben ist mit sichtlicher Liebe geschildert und bei ihm hat man am meisten einen Einblick in die inneren Vorgänge, aus denen seine Entschlüsse und Thaten hervorgehen, während der Onkel Ernst auch dem Leser gegenüber seine Schroffheit und Unzugänglichkeit in gewisser Weise bis zuletzt bewahrt. Von den Nebenfiguren sind der Präsident von Sanden, Tante Sidonie und vor Allem Tante Rikchen allerliebste Cabinetsporträts von sauberster Ausführung. Die wenigsten Sympathien werden Antonio und Giraldi erwecken; der Erstere scheint anfänglich nur zur Illustration von Ferdinandens Eitelkeit oder Liebesbedürfniß, wie man es nennen will, da zu sein, später secundirt er seinem Vater in der Intriguantenrolle, welche der Dichter diesem mit einem Aufwand von allerlei drastischen Mitteln zugewiesen hat; Giraldi, ohnehin schon nicht sehr natürlich, erscheint vollends seltsam in der geheimnißvollen Höhe eines kirchenpolitischen Agenten, zu der er emporgeschraubt ist, ohne daß dazu

eine Nöthigung vorhanden wäre und ohne daß durch diese einzelne und ungebunden dastehende Thatsache seine Charakteristik oder der Hintergrund der Handlung gewönnen.

Der ethischen Anschauung, welche am Ausgang der Erzählung in so ergreifender Weise zum Siege gelangt, wird man nur zustimmen können. Fraglich ist es dagegen, ob es überall nöthig war, das Laster in der stark realistischen Manier zu schildern und es so unmittelbar auf die Scene zu bringen, wie es z. B. in dem letzten Capitel des zweiten Buches und durch die spätere Verwendung Bertaldens zu einer so einflußreichen Thätigkeit geschieht. Allerdings erhalten dadurch gewisse Nachtseiten des vornehmen Lebens eine Beleuchtung, welche uns die innerliche Leere mancher Personen um so eher begreifen und die Vertreter einer edleren Lebensanschauung um so mehr lieb gewinnen läßt. Zweifelhaft ist mir ferner die Stellung, welche der Dichter zum Selbstmorde einnimmt; in der Theorie scheint er ihn geradezu als den gebotenen Ausweg für der Schuld verfallene edlere Naturen hinzustellen, in der Praxis verhilft er Ottomar zu einem rühmlicheren Ende und schafft nur den Gründer auf diesem Wege bei Seite; sollte es nicht auch nach den Principien des Onkel Ernst edler sein, wenn sich Herr Philipp Schmidt, sobald er sich einmal rettungslos verloren sieht, seinen Richtern stellte und für die begangene Schuld auch die Sühne auf sich nähme? Bei dem jetzigen Ausgange wird der alte Schmidt seinen Grundsätzen ungetreu und es sieht so aus, als ob in dem Selbstmorde Philipps eine ähnliche Connivenz gegen die Anschauungen des Generals läge, wie in der doch nur aus solchem Gesichtspuncte zu betrachtenden Erhöhung des Lootsencommandeurs zum vortragenden Rath. Die Ausgleichung der Differenzen zwischen den beiden alten Herren wird überhaupt etwas diplomatisch behandelt und ist am wenigsten in der Grabrede des Onkel Ernst gegeben; dazu bewegt sich die letztere viel zu sehr auf einem allgemeinen Gebiete, ja setzt unversehens an die Stelle der aus den Thatsachen hervorgehenden Idee eine andere, welche sich aber auf einen viel breiteren Hintergrund stützen müßte, wenn man sie als die Gesammtidee des Romans gelten lassen sollte.

Freilich hat wohl, wie sich aus manchen, zum Theil bereits erwähnten Anzeichen schließen läßt, eine solche weitere Fassung wirklich in der Absicht des Dichters gelegen; es hat wohl das ganze sociale Leben der Gegenwart in den Kreisen der höheren bürgerlichen und adeligen Gesellschaft, ja selbst in dem der Arbeiter den Hintergrund der Dichtung bilden, es haben die socialen Zustände nach der Constituirung des neuen deutschen Reiches in ihren verschiedenen Strahlenbrechungen geschildert werden sollen. Nun läßt sich gewiß nicht leugnen, daß Spielhagen in der That ein höchst anziehendes Culturbild geschaffen hat, in welchem theils direct, theils indirect bei Gelegenheit der

Gespräche fast alle wichtigeren Fragen der Zeit berührt und viele derselben in einem einheitlichen und meistens unbefangenen, zugleich poetischen und philosophischen Sinne beantwortet werden, und dabei ist noch besonders anzuerkennen, daß auch in den Gesprächen jene Objectivität waltet, welche Spielhagen selbst in seiner Abhandlung „über Objectivität im Romane" („Vermischte Schriften" I, 174 ff.) gefordert hat, daß im Großen und Ganzen die Bemerkungen im gegebenen Falle (selbst bei Giraldi, wenn er einmal ein politischer Agent sein soll) zur Sache gehören und als ein natürlicher Ausfluß der Stimmungen und ein nothwendiges oder doch wünschenswerthes Moment für die Zeichnung der Charaktere oder die Schilderung der Situationen erscheinen. Aber einmal erfolgt diese Beantwortung keineswegs bei allen der aufgeworfenen Fragen, namentlich nicht bei den politischen, und so groß z. B. die Gestalt des Reichskanzlers hingestellt wird, ganz kommt sie in den sich widersprechenden Aeußerungen doch nicht zu ihrem Recht; auch finden Bemerkungen, wie die des Grafen und des Generals I, 91 f. oder des Onkel Ernst I, 147 f., nicht die gebührende Berichtigung, beziehentlich Abfertigung. Zweitens aber handelt es sich hierbei um einen Punct von allgemeinerer Bedeutung. Jener Hintergrund kann überhaupt nicht blos durch gelegentliche Aeußerungen oder die nackten Thatsachen der Handlung geschaffen, er muß vom Dichter ausdrücklich als etwas für sich Bestehendes behandelt werden und, wenn es auch schwierig sein mag, darin das rechte Maß zu halten und die Handlung darüber nicht zu kurz kommen zu lassen, die Forderung an und für sich ist doch wohlbegründet und unabweisbar. Um sich davon zu überzeugen, braucht man sich nur zu fragen, ob Spielhagens „Sturmflut" ohne einen Commentar auch noch nach fünfzig Jahren vollkommen verständlich sein werde. Wer das unbedingt bejahen wollte, müßte annehmen, daß der spätere Leser ebenso gut wie der heutige die allgemeine Atmosphäre der Jahre 1872/73 kennte, daß er ebenso gut wie der heutige wüßte, in welchem Verhältniß zu jener Zeit die politischen Parteien zu einander standen, welche Aufgabe damals Lasker übernommen hatte, welchen Einfluß die Milliarden übten, welche Persönlichkeiten zu den Bildern des Grafen Golm oder des Geheimraths Schieler gesessen hätten u. s. w. Genug, dem späteren Leser werden eine Menge Voraussetzungen fehlen, die der heutige aus seiner sonstigen Kenntniß zu der Lectüre des Romans mitbringt, und selbst das Verständniß der Scenerie wird ihm Schwierigkeiten machen, wenn er nicht auch die übrigen Werke Spielhagens gelesen hat und mit des Dichters Vorliebe für die Insel Rügen, Sundia-Stralsund, Grunwald-Greifswald u. s. w. bekannt ist. Aus alledem ist doch kein anderer Schluß zu ziehen, als daß in diesem Verzicht auf eine ausdrückliche und um ihrer selbst willen erfolgende Ausmalung des Hintergrundes, in dieser Annahme,

es bedürfe einer solchen Ausmalung nicht und jener weitere Hintergrund sei auch ohne dieselbe genügend gezeichnet, ein Mangel liegt, der zwar von dem heutigen Leser weniger empfunden wird, aber dem allgemeinen Kunstwerth der Dichtung Eintrag thut.

Dieser Mangel, der sich ja übrigens keineswegs nur in Spielhagens Schöpfungen findet, scheint mir bei ihm nicht, wie bei manchem anderen, vorzugsweise daraus hervorzugehen, daß das Können hinter dem Wollen zurückbliebe, sondern vielmehr auf der Theorie zu beruhen, welche sich der Dichter vom Roman gebildet und eigens in der schon erwähnten Abhandlung und in einer der „Vorlesungen über Goethe" („Goethe als Epiker": „Vermischte Schriften" I, 98 ff.) entwickelt hat. Danach erkennt er überhaupt nur den sogenannten Zeitroman als berechtigt an und ist geneigt, den historischen Roman für „einen Widerspruch in sich selbst" zu halten. „Das Epos," sagt er (a. a. O. Seite 122 f.), „ist ein Versuch, durch Erzählung einer Begebenheit ein möglichst vollkommenes Bild des Menschenlebens zu geben, so daß aus diesem Bilde die ewige Idee der Menschheit überzeugend greifbar heraustritt. Dieses Bild vermittelt sich dem Epiker, wie wir sahen, durch die Betrachtung, durch die Beobachtung der unzähligen großen und kleinen charakteristischen Züge, die er sämmtlich gegenwärtig haben muß, mit einem Worte, durch die intimste Detailkenntniß seiner Zeit. Nun aber ist, wenn auch die Idee der Menschheit im Grunde stets dieselbe bleibt, die Erscheinung dieser Idee in jedem Jahrhundert, ja fast in jedem Jahrzehnt eine andere. Wie will der Dichter schildern, was er nicht selber sah? Bei jedem Schritt und Tritt wird er sich sagen müssen, daß die mächtigste Intuition den Mangel wirklicher Beobachtung nicht ersetzt, daß der Epiker die Menschheit nur in der Erscheinung, die er kennt, die er beobachtet hat, schildern kann. Und so dürfen wir denn wohl als ein zwingendes Gesetz aufstellen: der Epiker kann nicht weiter zurückgreifen, als seine individuelle Erfahrung reicht, respective eine reiche, die Deutlichkeit der Wirklichkeit fast erreichende Tradition. Geht er weiter, so verliert er den Boden unter den Füßen und wird phantastisch oder trocken, giebt uns Märchen oder Abstractionen." Im Zusammenhange hiermit verlangt dann Spielhagen an anderer Stelle (a. a. O. Seite 181 ff.), daß der epische Dichter nach jener vollständigen Objectivität strebe, wie sie im homerischen Epos vorhanden sei, und sieht in den modernen Romangebilden nur starke Verletzungen dieser Forderung. „Da muß," heißt es Seite 187, „der Eine (der sein Werk einen historischen Roman nennt) einen halben oder einen ganzen Bogen mit der Analyse dieser oder jener geschichtlichen Situation füllen, als ob er nicht einen Roman, sondern eine Doctordissertation schriebe . . . . ." Zwei Gesichtspuncte sind es also, die in diesen Auseinandersetzungen aufgestellt werden: erstens: der Dichter kann nur seine Zeit schildern

und der historische Roman ist deshalb ein Unding; zweitens: mit dem historischen Roman ist auch der Uebelstand verknüpft, daß der Dichter unter Verletzung der Objectivität Dinge vorzutragen genöthigt ist, welche mit der Dichtung nichts mehr zu thun haben. Man sieht, wie der letztere Gedanke für das von Spielhagen thatsächlich in seinen Romanen beobachtete Verfahren maßgebend geworden ist, aber nicht minder leuchtet ein, daß er aus richtigen Prämissen falsche Schlüsse gezogen hat und seine sonst in hohem Grade treffenden Erörterungen in den erwähnten, sehr lesenswerthen, Abhandlungen in diesem einen Puncte hinfällig sind. Indem ich mich anschicke, diese Behauptung etwas ausführlicher zu begründen, mache ich als einen besonderen Beweggrund noch den Umstand geltend, daß sich Spielhagen auch in der „Sturmflut" wieder ausdrücklich zu seiner früheren Theorie bekennt, und zwar in einer Aeußerung, deren ganzer Ton etwas Provocirendes hat und zu dem Versuche einer Widerlegung reizt. Er läßt nämlich am Schlusse des vierten Buches den Präsidenten von Sanden bei einer allgemeinen Klage über die kranke Zeit unter anderem auch sagen (II, 391): „Dafür ... gehen unsere Dichter bei den Franzosen in die Schule, um zu lernen, wie man bis ins Herz frivol und unanständig sein kann, ohne die Dehors zu verletzen, oder wühlen, armselige Gesellen, mit ihrer Bettlerkrücke im Schutte der Jahrhunderte und möchten uns weis machen, daß die Staubwolken, die sie aufrühren, Gestalten von Fleisch und Blut sind." Reinhold, gegen den diese Bemerkung gemacht wird, erwidert nichts darauf und man muß sie also, zumal wenn man die sonstige Anschauung des Dichters kennt, für seiner eigenen Auffassung entsprechend halten; die Objectivität hat er freilich gut zu wahren gewußt, da der erregte Ton wie der Inhalt der Worte mit der augenblicklichen, sehr begreiflichen Stimmung des Präsidenten durchaus im Einklang stehen; im übrigen aber ist diese Aeußerung noch bestreitbarer als jene früheren, zumal sie ohne den Versuch eines Beweises nur eine schroffe Behauptung hinstellt.

Der Romandichter will eine Begebenheit aus der Wirklichkeit schildern, aber in dieser seiner Schilderung die Dissonanzen aufheben, welche sich in der Regel im wirklichen Dasein geltend machen; die ewigen Ideen, welche in dem Leben der Endlichkeit nur selten zu einem reineren Ausdruck gelangen, sollen in der Dichtung zum Siege geführt werden. Schon aus diesem Grunde kann er nicht bei der Schilderung des einzelnen Menschen und der einzelnen Begebenheit stehen bleiben; sein Held bedarf des Kampfes, seine Idee der Verwickelung; erst an den Vielen erhält der Einzelne sein Maß und nur demjenigen seiner Zeitgenossen gegenüber kann sich sein Thun abheben und verständlich werden. So ergiebt sich die Nothwendigkeit des Hintergrundes, so erhebt sich der Roman über die Novelle und wird aus der Darstellung eines einzelnen

spannenden Ereignisses zum Bilde einer ganzen Zeit. Die Wirkung dieses Bildes wird aber eine um so reinere sein, je weniger wir von dem Erzähler selbst merken, je mehr sich jeder einzelne Zug aus seinem Zusammenhange mit den übrigen erklärt, je objectiver die Darstellung ist. Bis zu diesem Puncte bin ich mit Spielhagen vollständig einverstanden, aber ich kann es unmöglich als eine Consequenz der Forderung der Objectivität ansehen, daß der Dichter keine „Analyse dieser oder jener geschichtlichen Situation" geben dürfe, und nur das zugeben, daß allerdings in der Ausmalung des Hinter- und Untergrundes Maß zu halten und die Grenze zwischen dem Erlaubten und Unerlaubten möglichst zu beachten sei. Alles, was zur Exposition eines Dramas erforderlich ist, muß man auch von dem Roman verlangen; indem der Dichter eine allgemeinere Kenntniß der behandelten Zeit voraussetzt, hat er zugleich die Pflicht, die specielleren Momente, von denen er in dem einzelnen Falle ausgeht, genau darzulegen, und als Grenze muß er die Möglichkeit eines vollen Verständnisses der Handlung ansehen. Sobald daher die Analyse der Situation nichts mehr mit der Handlung zu thun hat, sondern sich um ihrer selbst willen breit macht, ist sie vom Uebel; sobald der Dichter sich nicht mehr blos den für seine Handlung erforderlichen Boden schafft, sondern ein Culturbild als solches giebt, fällt er aus seiner Rolle und liefert in der That mehr eine „historische Monographie" als eine Dichtung. Auf Homer aber durfte sich Spielhagen um so weniger berufen, als dieser bekanntlich nicht nur in Betreff der echten Objectivität als ein unerreichbares Muster dasteht, sondern auch auf die Darstellung der thatsächlichen Voraussetzungen der Erzählung die allergrößte Sorgfalt verwendet. Diese Verpflichtung also, die Handlung verständlich zu machen, hat der Roman überhaupt, auch der Zeitroman, und sie ist keineswegs nur ein unbequemes und unpoetisches Erforderniß des historischen Romanes, so daß er um dieses Erfordernisses willen aus der Reihe der poetischen Schöpfungen gestrichen werden müßte. Wenn in dieser Beziehung mitunter ungeschickt verfahren ist (und gewiß ist das selbst von den berühmtesten Verfassern historischer Romane geschehen), so ist das ebenso wenig ein Grund gegen die principielle Richtigkeit der Forderung, als der Umstand, daß manche Zeitromane, die, wie z. B. die goetheschen, der wünschenswerthen Klarheit und Vollständigkeit des Hintergrundes entbehren, trotzdem in vielen anderen Stücken mustergültig sind. Will man dagegen ein schlagendes Beispiel anführen, welchen Werth gerade die epische Zeitdichtung durch die gebührende und doch maßvolle Behandlung des Hintergrundes erhalten kann, so braucht man nur Goethes „Hermann und Dorothea", ein Gedicht, welches Spielhagen um ebendeswillen kaum ganz richtig als eine „Novelle in Versen" bezeichnet (a. a. O. Seite 194/5), zu nennen; von einer

Verletzung der Objectivität im richtigen Sinne ist dabei wahrlich auch nichts zu spüren.

Ferner soll der Dichter nur seine eigene Zeit zu schildern im Stande sein. Mit dieser Behauptung wird der dichterischen Phantasie eine unerhörte Schranke gesetzt, wird eine große Gefahr, die in einer solchen Beschränkung liegt, vollständig verkannt. Und merkwürdigerweise stellt Spielhagen seine Forderung nur für den Epiker auf, während gar kein Grund ersichtlich ist, weshalb dem Dramatiker eine größere Freiheit gestattet sein sollte, und doch müßten, wenn man jenes Princip im Ernst zum Maßstab für den künstlerischen Werth machen wollte, die herrlichsten Erzeugnisse der dramatischen Poesie ohne Schonung auf den Index gesetzt werden; eine Consequenz, die meines Erachtens allein schon die Unhaltbarkeit jener spielhagenschen Theorie darlegt. Aber dieselbe ist auch aus mehr als einem innerlichen Grunde anzufechten. Schon bei der Besprechung von Ebers' „Uarda" habe ich mir darauf hinzuweisen erlaubt, daß das historische Kostüm den Dichter in einer Hinsicht freier macht, daß er durch dasselbe mehr gegen die Versuchung geschützt ist, ein tendenziös gefärbtes Bild zu geben. Dazu läßt sich noch hinzufügen, daß das Urtheil über die wirklich bedeutenden und für die Gestaltung der Zukunft maßgebenden Triebkräfte einer Zeit um so sicherer und objectiver ist, je weiter dieselbe zurückliegt, und daß die großen und wesentlichen Züge der Entwickelung bei solcher Beleuchtung weit schärfer hervortreten. Spielhagens „Sturmflut" gegenüber kann der, welcher ein volles Bild der Zeit verlangt, z. B. kaum umhin zu fragen, ob die Gründerepoche, für sich allein und ohne ihre Mitschuld an der socialdemokratischen Bewegung genommen, auch in späterer Zeit als eine so gefährliche Krise für das neue deutsche Reich erscheinen werde, zumal wenn dann die mancherlei idealistischen Gegenströmungen mehr ins Auge fallen, und ob ferner gerade die am meisten charakteristischen Elemente jener Epoche zur Darstellung gekommen seien. Nun ist es ohne Zweifel dem Dichter vollständig gelungen, in dieser ganzen Gründergesellschaft eine der Verkörperungen jener Welt der Lüge und des Scheins hinzustellen, wie sie für die Durchführung seiner Idee nöthig waren, und es könnte unbillig scheinen, von ihm deshalb, weil diese Gestalten zufällig, dem allgemeinen Charakter der zu Grunde liegenden Zeit gemäß, im Gründerkostüm auftreten, auch noch zu verlangen, daß er das angeschlagene Thema vollständig absolvirt haben solle. Dennoch hat Julian Schmidt bei der Beleuchtung der thatsächlichen Unterlagen der Erzählung mit Recht hervorgehoben, daß die Herren Lübbener und Genossen doch eigentlich recht gewöhnliche Subjecte seien und die mehr dämonischen Helden des Gründerthums, die sich nicht minder getrieben als treibend in dem Traume einer plötzlichen Beglückung der Menschheit wiegten und nicht blos aus den allerniedrigsten egoistischen Motiven

handelten, keine rechte Vertretung gefunden hätten. Jedenfalls wird, auch wenn man in dem Verfahren des Dichters keinen bedeutenderen Compositionsfehler sieht, durch den Hinweis auf dasselbe eine der Schwierigkeiten bezeichnet, mit denen auch der Zeitroman, wenn er alle Erwartungen der Leser befriedigen will, zu kämpfen hat. Der Schöpfer eines solchen ist viel mehr als der eines historischen von subjectiven Urtheilen abhängig und in der Abschätzung des Werthes der einzelnen Erscheinungen weit mehr gehindert, weil ihm selber die volle Unbefangenheit fehlt und er die Dinge häufig noch nicht aus der richtigen Perspective zu sehen vermag. Was er an Frische der Auffassung voraus haben kann, reicht noch nicht hin, um jenen Uebelstand vollständig aufzuwiegen, in allem übrigen aber hat jeder Dichter bei seinen Versuchen, in eine Zeit einzudringen, den gleichen Proceß durchzumachen. Selbstverständlich muß man dabei voraussetzen, daß sich Niemand an die poetische Darstellung einer entlegeneren Periode wagt, der sie nicht vorher mit allen Mitteln der historischen Wissenschaft durchforscht hat und in ihr beinahe mehr als in der Gegenwart zu leben gewohnt ist; ist das der Fall, so kann ihm die ferne Zeit ebenso verständlich als die eigene sein. Auf demselben Wege der Intuition und Anempfindung, den der Verfasser des Zeitromans wandelt, wird er zu den allererfreulichsten, weder phantastischen noch trockenen, weder märchenhaften noch abstracten Schöpfungen gelangen können; denn daß „die Idee der Menschheit im Grunde stets dieselbe bleibt," giebt ja auch Spielhagen zu, die wechselnde Erscheinungsform dieser Idee aber vermag nicht immer gerade der am richtigsten aufzufassen und am frischesten wiederzugeben, der ihr zeitlich am nächsten steht.

Daß sich übrigens auch dem, der seinen Stoff einer längst vergangenen Zeit entnimmt, große Hindernisse entgegenthürmen, ist klar genug, doch muß ich es hier unterlassen, darauf näher einzugehen oder etwa die Frage zu erörtern, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln jene Hindernisse überwunden werden können. Dafür, daß sie schon oft in glänzender Weise überwunden sind und daß der historische Roman keineswegs, wie es nach der heftigen Auslassung des Herrn von Sanden den Anschein haben könnte, eine Erfindung des neuen deutschen Reiches ist, bietet die Literaturgeschichte der verschiedensten Völker die reichsten Belege und der Herr Präsident würde sich auch sicherlich nicht zu einer so starken Aeußerung verstiegen haben, wenn ihm sein Eifer nicht die Erinnerung an einige mit Recht gefeierte Namen unserer älteren und unserer heutigen deutschen Literatur, deren beschämende Namhaftmachung man ihm ersparen kann, benommen hätte. Er sieht in dem historischen Roman eine ganz moderne Krankheitsform und wirft sie deshalb mit einigen anderen Erscheinungen zusammen, bei denen die Symptome einer Krankheit auch von mancher anderen Seite als vorhanden angenommen werden;

der Beweis für die Berechtigung einer solchen Zusammenstellung ist nicht erbracht und auch der für das Gegentheil würde, wie zugegeben werden muß, von jener falschen Annahme, es handle sich auch beim Roman um etwas ganz Neues, abgesehen, im Augenblick noch schwer zu erbringen sein; einstweilen, glaube ich, darf man sich bei der thatsächlichen Entscheidung beruhigen, welche so viele urtheilsfähige Leser unter den Gebildeten unserer Nation gefällt haben.

Nimmer aber wollen wir uns durch eine subjective Vorliebe für diese oder jene Richtung und für diesen oder jenen Dichter die Fähigkeit rauben lassen, das Schöne zu genießen, wo und in welcher Form es uns entgegentritt. Für einen Dichter ist gewiß nichts nothwendiger, als daß er seine Schöpfungen immer wieder an der Theorie messe, und ebenso soll sich das Publicum nicht durch eine glänzende Erscheinung so weit bestechen lassen, daß es den Schein über den echten Gehalt setze, andererseits darf sich der Erstere nicht durch seine Theorie in spanische Stiefeln einschnüren lassen und das Letztere nicht verlangen, daß Alles nach einer Schablone gemacht sei. Durch seine „Sturmflut“ hat Friedrich Spielhagen aufs neue bewiesen, daß er in der ihm zusagenden Form die höchsten dichterischen Ziele verfolgt und mit unseren besten Meistern um die Palme des Sieges zu ringen weiß. Auch im Reiche des Schönen giebt es viele Wohnungen und die mannichfaltigsten Formen stehen gleichberechtigt neben einander, sobald sie nur den einen, niemals zu verleugnenden Trieb in sich tragen, in der künstlerischen Vereinigung von Form und Idee ein Ganzes sein zu wollen, das sich selbst Zweck ist und dessen einzelne Theile ihre Richtschnur nur von den in dem Ganzen waltenden Gesetzen empfangen.

Das Deutschthum in den Südalpen.

Wenn man die Bevölkerungsverhältnisse Tirols ins Auge faßt, so fallen einem zwei Gruppen auf, von denen aus die deutsche Besiedelung des Landes vor sich ging. Vom Norden aus drangen ums Jahr 600 über den Brenner in das menschenarme Land die Baiern und verleibten es ihrem bairischen Heerkönigreich (oder Herzogthum) bis an die Stelle, wo der Ulzbach (Nocebach) von Westen und der Avisio (deutsch Fleimserbach) von Osten in die Etsch sich ergießen und wo sie ihr südlichstes Gericht „Königsberg“ gegenüber von Deutsch-Metz errichteten, ein. Vom Süden dagegen drang in das heutige Tirol der Ausläufer der, in der Po-Ebene damals noch zahlreich sitzenden,

Germanenstämme (Gothen, Longobarden und Allemannen) ein. Zwischen beiden Elementen zog sich ein schmaler Streif ladinischen Blutes hindurch; und ebenso saßen in den entlegenen Thälern und selbst mitten unter den beiden Germanenstöcken noch Reste rein römischen und rhätisch-ladinischen Stammes.

Im Laufe des vorigen Jahrtausends mag sich die deutsche Bevölkerung, die aus jenen südlichen Stämmen hervorging, nicht bloß vermehrt, sondern auch instinctiv, um Fühlung mit den Volksgenossen zu gewinnen, nach dem Norden gezogen haben. Wir finden wenigstens, daß viele Orte Südtirols von Deutschen gegründet wurden, die von weiter unten herkamen und ebenso finden wir noch später, daß Tiroler oft zur Ehe schritten mit aus dem heutigen Italien geholten Bewohnern der dreizehn und sieben Gemeinden. Im Anfang unseres Jahrtausends treffen wir das ganze linke Etschufer bis an die heutige Grenze in deutschen Händen, d. h. von Deutschen bewohnt, und auf dem rechten Etschufer zeigen sich damals, trotz der mangelhaften Ueberlieferung für unsere heutige Forschung, überall noch Spuren von einstiger deutscher Bevölkerung in Gegenden, wo heute kein deutscher Laut mehr erschallt und wo alle mondscheinberauschten Novellisten oder reisetrunkenen Touristen nichts als urrömischen Typus finden! Nach langjährigem Herumtreiben in jenen Thälern muß ich behaupten, daß ich nur sehr selten, vielleicht unter tausend Fällen einmal, einen Kopf zu Gesicht bekam, welchen man ansprechen konnte als römischer Abstammung. Alle anderen paßten ebensogut nach Westphalen oder sonst einem Theil Deutschlands. Nur brauner waren sie und lüderlicher, oder wie man es nennt, interessanter. In Riva (dem alten longobardischen Reif) auf dem Gartensee fuhren mich Abends bei warmer Sommerluft zwei Ruderknechte; sie wiesen auf das Ledrothal hin und erzählten prahlend, „wie sie unter Garibaldi da hervorgebrochen und auf die Fremden eingestürmt seien; das nächste Mal würde es besser gehen". Keine Spur von römischem Typus boten die beiden Ruderknechte dar. Reine germanische Schädelbildung. Sie mochten etwa aus Malcesine sein, einem Ort an Gartensee, der, wie ein Cimber vor drei Jahrhunderten schreibt, seinen Namen von der deutschen „Malstätte" hat. Der nämliche Cimber sagt auch, daß ums Jahr 1400 noch zahlreiche Leute seines Stammes, d. h. Deutsche, auf dem linken Seeufer gewohnt hätten. Wer waren aber die „Fremden" von denen die Ruderknechte sprachen? Es waren die Krieger Oesterreichs, hauptsächlich deutsche Tiroler, mit denen die beiden verwälschten Prahlhänse doch die gleiche deutsche Abkunft hatten. Der Nobile und der Proletarier schrieen sich heiser, als unser Kaiser den Besuch des Königs Victor Emmanuel in Berlin durch einen Besuch in Mailand erwiederte und in Trient, im Zuge, hielt: „daß Trient zu Italien wolle". Freilich zeigte Kaiser Wilhelm damals deutlich, daß ihn das zur Schau getragene Wesen verletze; aber ändert das vor der

Hand etwas an dem tollen Streben der 300,000 Wälschen, die in Südtirol wohnen? Nur der Bauer, der Hofbesitzer, will nichts wissen vom Anschluß an Italien; ihm, dem verwälschten Nachkommen des freien Longobarden oder Gothen, ist die wälsche Zertrümmerung der Güter und sind die wälschen Steuern zuwider. Er weiß genau, daß Südtirol Schaden leiden würde durch den Anschluß an Italien. „Was wir produciren in Südtirol," sagte damals ein hoher wälscher Beamter, „producirt Italien alles viel besser und billiger; wir würden an Italien kein Absatzgebiet haben, nicht einmal für unsere überschüssigen Hände. Dagegen würde, wenn die Zollschranke und die Grenze zwischen Tirol und dem deutschen Reich fiele, unser Land durch den Absatz unserer, in Deutschland nicht vorkommenden, Producte einen unermeßlichen Aufschwung nehmen, ja es würde in jeder Weise aufgesucht und bevorzugt werden."

Trotz alledem tönt fort und fort das Geschrei der Wälschen, „daß das Trentino an Italien abgetreten werden müsse". Es ist nun schon in verschiedenen Tiroler Schriften nachgewiesen worden, daß es ein Trentino im historischen Sinne gar nicht gegeben hat, daß dies eine Erfindung des Herrn Frapporti ist und daß, wenn das Trentino nach dem Geschmack der Wälschen, d. h. bis an den Brenner, an das Königreich Italien abgetreten würde, dabei mindestens 150,000 Deutsche an Italien fielen. Allein solche Tiroler Schriften sind in Deutschland nicht bekannt und die deutsche Presse nimmt leider an diesen Dingen keinen Antheil.

Es ist Zeit, daß die deutschen Elemente Südtirols zusammengefaßt und gestärkt werden, daß sie Muth bekommen, eben so laut zu rufen, wie die Italianissimi: „wir wollen deutsch bleiben". Feldmarschall von Khuën, der frühere Kriegsminister, hatte mit seinem weitblickenden Auge die Wichtigkeit dieser Sätze erkannt. Er, ein kerndeutscher Mann, war einer der Wenigen, der den vor ein paar Jahren nur erst leise von den Deutschen gehegten Seufzer freundlich und voll Verständniß aufnahm. Er richtete damals sein Augenmerk besonders auf die deutschen Dörfer am Kopf des Nonsberg. „Wer den Kopf des Nonsberg hat, hat den ganzen Nonsberg und wer den Nonsberg hat, hat das ganze Tirol da unten."

Sehen wir aber zu, wie nicht bloß in eben diesem Nonsberg auf dem rechten Etschufer, sondern auch, und zwar hauptsächlich, im Gebirgslande des linken Etschufers, die deutsche Nationalität bis vor zwei oder drei Jahren sich seit den Urzeiten gemindert hat!

Man muß unterscheiden zwischen dem langsam nagenden Verlust, den das Deutschthum in Italien und Tirol seit der Zeit der Franken erlitt und den einzelnen wohlgeplanten, stoßweisen Unterdrückungen, die ganze Gruppen in kurzer Frist ihrer alten Sprache entführten. So wurde das theilweise

von Romaunschen (Nachkommen der romanisirten Rhätier) bewohnte obere Thal der Etsch, das noch mit den Stammesgefährten im Lande Graubünden zusammenhing, schleunigst germanisirt, weil damals das evangelisch gewordene Churrätien auch diesen in Tirol wohnenden Ladinern die Ketzerei bringen zu wollen drohte. Das war der eine, der westliche Theil von dem Streifen romanischen Blutes, welcher sich zwischen dem südlichen und dem nördlichen Streifen germanischer Ansiedlung quer durch Tirol hindurchzog. Der andere, welcher sich zwischen dem bajuvarischen Königsberg und dem longobardisch-allemannischen Gemeinden von Fersen oder Persen (jetzt auf wälsch Pergine), Kalkreuth (Calseranica), Vielgereut oder Fällgreid (Folgaria) ꝛc. im Fleimserthale durchzog gen Osten, wurde hingegen schnell italianisirt, als wiederum von Norden in die deutschen Thäler das Lutherthum herabzusteigen drohte. Solch gewaltsamen Sprachwechsel, der entweder von einzelnen Priestern, oder von den betreffenden Bischöfen, oder auch weltlichen Herren ausging, treffen wir auch unserem Volke gegenüber. So wurde die venetianische Herrschaft seit 1416 für die Deutschen von Riva, Roveredo und die Val Sugana verhängnißvoll; gerade die Val Sugana hat eine wichtige Rolle gespielt in unserer deutschen Geschichte: der Koselpaß an der Brenta im Gebiet der sette communi bot unsern Herrn oft ein schwer Stück Arbeit dar, z. B. gegen den wälschen Aufruhrkönig Arduin unter Kaiser Heinrich II. schlossen die deutschen Bewohner des Thales ein Bündniß mit Vicenza ab und begehrten voll Nationalbewußtsein noch im Jahre 1166 ihr ungestörtes Weiterleben in der alten Weise; in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts finden wir aber dort schon doppelte Pfarrerwahlen; für eine Gemeinde zwei Geistliche, einen deutschen und einen wälschen, z. B. in Burg (heute Bergo). Heutzutage ist in dem schönen Thale, unten in der Tiefe, unsere Sprache ganz erloschen; nur auf den Bergen oben in einsamen Höfen und Dörfern hat sie sich erhalten.

Wie die einzelnen Thäler, Chiese- und Sarcathal, Val di Sol und Paznaun und viele andere ihrer alten Sprache von Bischofswegen beraubt wurden, so halfen auch einzelne Männer, und hier wiederum Priester, gerade unser deutsches Sprachgebiet schädigen; so verbrannte im Anfang dieses Jahrhunderts ein wälscher Priester zu Lusern, südlich von Levico, die uralten, deutschen Gemeindeacten; sein Vorhaben, die Gemeinde zu zwingen, daß sie die Sprache der Väter aufgäbe, mißlang. Jetzt reden die tapfern Germanen erst recht ihren, durch deutsche Priester und Lehrer endlich gehobenen Dialekt! Besser gelang es jedoch andern wälschen Priestern; so wird z. B. über das Thal Terragnuolo, östlich von Roveredo, mit Ruhm von wälschen Schriftstellern erzählt, daß der Priester Leonhard Zanella (sichtlich auch ein verderbter deutscher Name) seine Gemeinde nach jahrzehntelangen Kämpfen endlich dahin

gebracht habe, durch Eide und durch Beichte, daß sie ihre alte rohe Sprache aufgäben und die wälsche, wie sie schon in Roveredo geredet wurde, annähmen.

Daneben trat aber auch in dem südlichen Tirol der langsam nagende und umgestaltende Einfluß der mächtig entwickelten italienischen Literatur und der weltlichen Cultur auf die vereinsamten und führerlosen Germanengemeinden in Thätigkeit. Nehmen wir als Beispiel die Stadt Trient. Daraus, daß das ums Jahr 1000 geschriebene Stadtrecht Trients in deutscher Sprache abgefaßt ist, ersehen wir, daß damals deutsch die Sprache der Bürger war: noch im Jahre 1182 nennt Kaiser Friedrich I. in einem zu Wimpfen erlassenen Schreiben Trient eine Stadt, „wie die andern deutschen Städte auch". Und im Kapitel der Domherren des Trientiner Bisthums wurden bis zu Papst Sixtus IV. (starb 1484) nur Deutsche gewählt, ein Beweis, daß die deutsche Bevölkerung in Stadt und Bisthum die maßgebende, daß sie die zahlreichere war. Von Sixtus an herrschte noch das Gesetz, daß von achtzehn Domherren mindestens zwölf ex utroque parente Germano geniti, also Deutsche sein mußten! Gänzlich verlassen und verrathen muß der deutsche Genius in der Stadt gewesen sein, daß in den kurzen Jahrhunderten nicht blos dieser oben bewiesene Germanismus gänzlich aussterben, sondern auch aus der Nachkommenschaft unserer einstigen Volksgenossen unserer Sprache die grimmigste Feindschaft erwachsen konnte. Eine Stadt, die deutschen Sinn und deutschen Laut mehr haßt als Trient, giebts nicht; die Stadtverordneten tauften aus lauter Haß den Namen der Straße contrada tedesca in contrada de suffragio um und verboten, daß auf dem Friedhofe einem Verstorbenen eine Grabschrift in deutscher Sprache gesetzt werde. Russisch, Portugiesisch rc. sind erlaubt! Sehen wir uns aber die Namen dieser wüthenden Deutschenfresser an! Benutzen wir dazu die Wählerliste von Trient aus den sechziger Jahren. Wir finden da die nicht undeutsch klingenden Namen „Altemburgher, Bachmann, Baibl (Waibl), Beber (Weber), Campregher, Cloch, Dangl, Eberle, Echer, Echnauser (Eckenhauser), Folgeraiter, Franch, Garberi (Gerber), Gottardi, Hallier, Moar (Maier)" und andere. Das sind die noch unverwälschten Namen, nur zum kleinsten Theile angeführt! Andere Namen, die dem italientrunknen durchreisenden Deutschen vollauf den Eindruck des Urwälschen machen, sind doch alle nichts als verstümmelte, umgetaufte Namen und Bezeichnungen aus unserem eigenen Sprachschatze.

Nicht blos aber unten unter den Nachkommen der Gothen und Longobarden und Allemannen in den südlichsten Thälern Tirols, sondern auch im Herz des Landes unterhalb des Brenners, da, wo die Nachkommen der entferntesten baierischen Graffschaft wohnen: in dem Bezirk von Botzen, Brixen, Meran und Neumark hat sich das Wälschthum überraschend ausgebreitet.

Der deutsche Tiroler Bauer ähnelt in der Armuth an Kindersegen dem deutschen Sachsen in Siebenbürgen. Die Wälschen dagegen vermehren sich sehr zahlreich. Theils nach und nach nisteten sich die Italiener als Arbeiter in den knechtearmen deutschen Dörfern und Städten ein, theils erwarben sie, wie auf Commando, seit Ende der dreißiger Jahre Hof auf Hof. So war z. B. das Dorf Burgstall, zwischen Meran und Botzen, nur von Deutschen bewohnt. Da kaufte im Jahre 1838 ein Wälscher in demselben den vereinigten Lahn- und Innerbachler Hof. Im Jahre 1840 kam der zweite, im Jahre 1846 der dritte Hof in die Hände von Wälschen. So gings fort bis zum Jahre 1858, wo der schönste Hof, also der sechste respective siebente, in wälschen Besitz überging. Seitdem aber ermannte sich wieder, ein Spiegelbild der politischen und volksthümlichen Verhältnisse, das deutsche Element, und heute sind alle Höfe bis auf drei Anwesen in deutsche Hände zurückgekehrt. Das italienische Element konnte nämlich hierin seine schwache Seite nicht verbergen: kaum hatte es die Höfe, so zertrümmerte es dieselben, Trumm um Trumm, und so kehrten die einzelnen Theile ebensogut wie die ganzen Höfe bis auf jene drei kleine Reste in die Hände der deutschen Bauern zurück. Wie gefährlich dieses Eindrängen von Wälschen in deutsche Bauerngemeinden ist, zeigte übrigens auch die sofort beginnende Agitation dieser Burgstaller Wälschen, daß sie die Zertheilung des Gemeindebesitzes an die vierundzwanzig Lehenträger heischten. Zum Glück widerstanden die Deutschen. Hätten sie nachgegeben, so wäre die Gemeinde jetzt um ihren Gemeindebesitz. Ebenso nisteten sich aber auch, wie auf politisches Commando, wälsche Bauern in den deutschen Dörfern Lana, Gargazon, Tramin, Margreid, Buchholz (bei Salurn), Aichholz, Pfatten u. a., ein. Einzelne, wie das letztere, welches die Wälschen in Pladena umgetauft haben, sahen den deutschen Laut im Laufe der Jahrzehnte bald ganz oder fast ganz erstickt und merkwürdiger Weise kam nicht bloß der Klerus, sondern auch die Regierung diesem Ueberwuchern des wälschen Elementes mit Eifer entgegen. Statt daß man die paar eingedrungenen Familien anhielt, ihre Kinder in die deutsche Ortsschule zu senden und statt daß man es für genügend fand, wenn die Erwachsenen der Messe eines deutschen Priesters zuhörten, beeilte man sich, ihnen wälsche Lehrer und Priester anzustellen und förderte auf diese Weise, während man isolirten deutschen Gemeinden nur wälsche Priester zutheilte, von Lehrern überhaupt bei ihnen gar nicht zu reden, geflissentlich die Entgermanisirung des Landes und die Vorbereitung für den Anfall an Italien.

So haben wir nun in kurzem nachgewiesen, wie der größte Theil von dem sogenannten historischen Trentino früher bloß von Deutschen bewohnt war und heute noch von deren Nachkommen bewohnt wird. Ebenso haben wir an einzelnen Beispielen gezeigt, wie raffinirt auf der einen Seite die

Italianisirung des Landes betrieben und wie unvernünftig von der andern Seite dieselbe gestattet wurde.

Es bleibt uns noch übrig, in kurzem die Thäler und Orte aufzuführen, in welchen bis heute die deutsche Sprache sich noch unverdrängt erhalten hat. Zuerst finden wir auf der rechten Etschseite, auf dem Kopf des Nonsberg, vier uralte unbestritten deutsche Gemeinden: Proveis, unsere liebe Frau im Wald, St. Felix und Laurein. Der Adel auf dem ganzen übrigen, früher romanischen, jetzt italienischen Nonsberg war und ist von Urzeiten her deutsch, z. B. die Grafen Thun in Kastelpfund, die Grafen Kuën auf Castel-Bellari, die Greifenstein auf Castel Vallèr. So war es von jeher in Südtirol: die Edlen des Landes, die Geschlechter auf den Burgen, mußten nach altem Brauche Deutsche sein, so die Arco, die Lodron, die von Besseno u. dgl., so wälsch auch ihre Namen klingen.

Im Fleimserthale hat sich eine Gemeinde deutsch erhalten: Altrei. Dann stoßen wir von Norden nach Süden schreitend auf den einst romanischen, später verwälschten Streifen Volkes, von Salurn bis Trient in seiner Breite hinabreichend. Von dort aus haben wir auf dem rechten Etschufer zwar überall Spuren, daß die, heute noch total deutschen Typus tragende, Bevölkerung vor langer Zeit als deutsche das Land bewohnte; aber wirklich deutsche Gemeinden trifft man dort nirgends mehr. Dagegen haben wir auf dem linken Ufer deren noch verschiedene aufzuzählen. Zuerst die fünf deutschen Dörfer in dem Vierhöfner oder Fierozzothal bei Pergine. In den Gemeinden Palu, einst Palaw, in Gereut oder Gareit, in Eichlait oder Oachlait, und in Vierhof sammt verschiedenen kleinen Weilern wohnen noch gegen 4000 Deutsche. Jahrhunderte lang ohne jede Bildungsmittel ist es ein Wunder, daß die Leute nicht mehr verkamen und ihre deutsche Sprache ganz verloren. Seit ein paar Jahren haben die Gemeinden, Alles in Allem, einen deutschen Geistlichen und Lehrer zugleich durch die Mittel der deutschen Schulgesellschaft zu Innsbruck erhalten! Hoffentlich mehren sich die Bemühungen und die Kräfte, welche bis jetzt den armen Gemeinden zur Seite standen. Ein günstiger Erfolg kann dann nicht ausbleiben!

Halb deutsch ist noch die Gemeinde Lafraun, südlich von Levico. Ganz deutsch ist die Gemeinde Lusern (800 Einwohner), südöstlich vom vorigen. Ferner wird noch deutsch gesprochen in der Gemeinde Folgaria und ebenso in der Pfarrei Trambileno. Auch in manchen der einzelnen Höfe, wie sie die Deutschen von jeher zerstreut zu bewohnen liebten, wird noch die germanische, uns freilich schwer verständliche, Mundart am häuslichen Heerde gesprochen. Schule, Gericht und Gottesdienst sind hier meistens wälsch; nur im deutschen St. Sebastian, das wir noch hinzufügen müssen, war bisher ein deutscher Geistlicher, hauptsächlich für die Schule, angestellt. Jetzt ist auch diese Ge-

meinde verwaist und die Bildung derselben in der Sprache ihrer Väter unterbrochen.

Alles in Allem. Das Trentino ist ein deutsches Land und muß deutsch bleiben!

Zu der Einbuße, die unsere Nation aber ferner noch in den österreichischen Landen erlitt, gehören die sogenannten VII Comuni vicentini und die XIII Comuni veronesi, in denen wir es mit einem Gemisch von vorzugsweise Allemannen (nach der Schlacht bei Zülpich von Theodorich dort angesiedelt) und Gothen- und Longobardenresten zu thun haben.

Denn das hat sich mit Bestimmtheit herausgestellt, daß die deutsche Bevölkerung Oberitaliens noch im Jahre 1480 bis über Verona und Vicenza hinausgereicht habe. Noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ließen die Gemeinden zu Barbaran, zu Feinon, zu Montegaldella und andere sich nach altem Brauche ihre Priester aus dem Lande der Deutschen kommen; von einem Pfarrer Theodosius von Grüneberg, der vierzig Jahre in Citadella wirkte, wissen wir sogar, daß er mit den deutschen Trevisanern in regelmäßigem priesterlichen und socialen Verkehr stand. Freilich während sich da unten die Bevölkerung der Bürger und Bauern noch deutsch erhielt, machte in ihrem Rücken, besonders in den einst ganz deutschen Städten Vicenza und Verona, die Verwälschung starke Fortschritte. Aber noch werden in dem Vicentinergebirge, da wo jetzt längst der deutsche Laut verklungen ist, allüberall deutsche Priester mit Namen aufgeführt, z. B. in Posina, ein deutscher Priester Johannes Weiß 1428 und 1480 ein desgleichen Odorich oder Heinrich de Alemannia alta; in Arsiero, wo nach Caldagno noch ums Jahr 1600 deutsch gesprochen wurde, Laurentius de Alemannia und 1444 Jakobinus de Marpolia in Alemannia.

Es ist dieser germanische Stock von Süden nach Norden vorgedrungen und nicht umgekehrt, wie man irrthümlich vermuthen könnte.

Es ist nichts gethan worden diesen Verwälschungen entgegenzutreten und es wird nichts gethan dafür. Vor Jahren versprach ein Gelehrter aus Tirol, ein Mann von deutschem Herz und Sinn, eine kleine Grammatik, als Dolmetsch für Cimbrisch-Hochdeutsch auszuarbeiten. Wir wollten sie dann vertheilen in den Hochgebirgsdörfern und erwarteten uns guten Erfolg. Allein theils die Tiroler Aengstlichkeit, theils der Gedanke an die erwachsenden Kosten hielten den Mann, der vor der Hand wohl der einzige ist zu solcher Arbeit, von der Ausführung ab. Warum aber macht sich nicht einmal ein Germanist aus dem deutschen Reiche auf und zieht auf ein paar Wochen zum freundlichen Gastwirth Eugen Gaulle zu Revolta bei Gliezen und studirt da am frisch pulsirenden Leben der altdeutschen Zunge?

Aus dem deutschen Reichstag.

I.

Die übergroße Vervielfältigung unserer parlamentarischen Thätigkeit in Deutschland läßt uns noch immer nicht dahinkommen, eine verständige Eintheilung zu finden, bei der nicht ein Parlament über das andere stolpert, eines das andere hemmt und beeinträchtigt. So durchkreuzt sich jetzt bei Eröffnung des Reichstags wieder in gleicher Weise, wie es schon mehreremal geschehen, in störender Weise die gleichzeitige Thätigkeit der preußischen Kammern und des Reichstags, was um so fühlbarer wird, je größer die Zahl der Mitglieder ist, die beiden Vertretungen gleichzeitig angehören, ein Verhältniß, welches hier störend wirkt und das doch auf der anderen Seite für uns ganz unentbehrlich ist, denn ein Aufhören dieser Homogenität in der deutschen und der preußischen Vertretung würde die ohnehin schon schwierige Auseinandersetzung deutscher und preußischer Interessen nur noch mehr erschweren. Dem preußischen Landtag ist es nicht gelungen, das nothwendige Pensum der Etatsberathung bis zur Eröffnung des Reichstags fertig zu stellen, die Berufung des letzteren konnte nicht weiter hinausgeschoben werden, da er bis 1. April den Haushaltsplan für das Reich erledigt haben muß, wofür also nur eine knappe Frist bemessen bleibt. Im preußischen Landtag hat es an hingebender Thätigkeit nicht gefehlt, um den Etat rechtzeitig zu erledigen, lediglich der Culturkampf war es, der auch hier verwirrend und schädigend in unsere deutsche Entwickelung sich eindrängte, denn an jede denkbare Etatsposition knüpfte das Centrum die ganze Litanei seiner hundertmal gehörten Beschwerden an, weil Preußen im eigenen Lande noch immer nicht die Herrschaft an Rom abtreten will. Dadurch sind die preußischen Etatsberathungen in einer so endlosen Weise hinausgeschleppt, die Geduld der Abgeordneten so aufs äußerste gemißbraucht und erschöpft worden, daß man ernstlich dem Gedanken einer Abänderung der Geschäftsordnung hat nahe treten müssen, um solchen Mißbrauch seitens einer einzelnen Partei für die Zukunft zu verhindern. Die alleräußerste Anspannung der Thätigkeit der preußischen Abgeordneten hat dem klericalen Redefluß, der unerschöpflich scheint wie der Ocean, noch immer nicht genügen können; außer den mehrstündigen Morgen- und Abendplenarsitzungen müssen viele Mitglieder in den Zwischenzeiten sich noch in langen Commissionssitzungen abquälen, für welche die endlosen Reden des Centrums im Plenum nur so unbequeme Zeit übrig lassen, daß jetzt die Budgetcommission ihre Sitzung früh acht Uhr beginnen mußte, sage früh acht Uhr, wo der größte Theil von Berlin noch nachtschlafende Zeit hat. Kein

Wunder, wenn bei solcher Ueberspannung der Kräfte und der parlamentarischen Thätigkeit viele preußische Abgeordnete mit erschöpfter Geduld und abgespannt in den Reichstag treten. Und solche Stimmung ist kein günstiger Anfang und wirkt leicht ansteckend. Für die ersten acht bis zehn Tage aber, so lange die preußischen Kammern noch tagen müssen, bleibt die Arbeit des Reichstags sehr gelähmt und unfruchtbar. Denn gleichzeitig zu denselben Tagesstunden können beide Körperschaften nicht tagen; das aber kann man den preußischen Abgeordneten doch nicht zumuthen, daß sie wiederholt an einem Tage an mehrstündigen Sitzungen der preußischen Kammern und dann noch des Reichstags sich betheiligen sollen. Man hofft, daß die preußischen Kammern vielleicht bis zum 3. März ihre Endschaft erreichen können, vorausgesetzt, daß das Herrenhaus den Etat rasch cursorisch erledigt und daß die so unerquickliche Differenz wegen der Berlin-Dresdner Bahn nicht allzuviel Zeit beansprucht. Es ist zu hoffen, daß dieses störende Nebeneinandertagen von preußischen Kammern und Reichstag mit der Verlegung des Etatsjahrs vom 31. December auf den 1. April uns jetzt zum letztenmal beschieden ward. Aber auch wenn, wie wir hoffen, dieser Uebelstand für die Zukunft vermieden wird, ein Uebelstand bleibt doch, der tiefer liegt: Deutschland hat zu viel parlamentarische Versammlungen, unser Parlamentarismus ist in Gefahr an Hypertrophie unterzugehen. Doch dies Capitel würde hier zu weit führen. Für jetzt ist für die Thätigkeit des Reichstags eher von Atrophie die Rede, bis die preußischen Kammern zu Ende sein werden, also etwa bis zum 3. März; und wenn es erlaubt wäre, den Vertretern des deutschen Volks gegenüber von Erziehungsgrundsätzen zu reden, so würde man sagen können, vom Erziehungsstandpuncte aus sei es nicht gut, die neu eingetretenen gleich in den ersten Tagen in die fatale Stimmung halber Unthätigkeit zu bringen. Indeß für diesen neugewählten Reichstag haben einige Tage der Sammlung und Vorbereitung doch auch ihr Gutes und ihre Berechtigung. Es kommt gar viel darauf an, daß bei der großen Anzahl ganz neuer Mitglieder die Personen, die zusammenwirken sollen, sich einigermaßen kennen lernen und näher treten, es kommt um so mehr darauf an, je mehr diesmal die Parteistellung eine veränderte ist, theilweise noch in der Umbildung und in der festen Gestaltung begriffen. Unbeschäftigt übrigens ist der Reichstag nicht. Er hat gleich bei seinem Zusammentritt das im Herbst nicht erledigte Gesetz über die Seeunfälle vorgelegt erhalten, sowie das ebenso kurze als zukunftsreiche Gesetz, wonach Landesgesetze für Elsaßlothringen mit Zustimmung des Bundesrathes und ohne Mitwirkung des Reichstags vom Kaiser erlassen werden können, wenn der Landesausschuß denselben zugestimmt hat. Es wird hiermit der Versuch gemacht, die Function als Factor der Landesgesetzgebung, welche bis jetzt der deutsche Reichstag für Elsaßlothringen mit auszuüben hat, von diesem auf das geeignetere Organ der particularen Landesvertretung zu übertragen, und so das „Reichsland" einer erwünschten Selbständigkeit entgegenzuführen. Wir nennen das Gesetz einen Versuch, denn seine kurze Bestimmung ist zur Zeit nicht obligatorisch, sondern beschränkt sich darauf, daß Gesetze in diesem Wege erlassen werden können. Ob der Versuch gelingt und ob dieses „Können" allmählich bis zur festen Regel des Müssens erhoben werden kann, wird lediglich davon abhängen, ob die Bewohner des Reichslandes das Entgegenkommen, das Deutschland ihnen zeigt, erwidern und ob sie lernen werden, sich wirklich als vollberechtigte und vollverpflichtete Glieder des deutschen Reiches zu betrachten und als solche ehrlich mitzuarbeiten an

der Leitung der Angelegenheiten ihres Landes, wie des deutschen Reichs. Außerdem sind dem Reichstag die meisten Theile des Reichshaushalts vorgelegt, so daß völlig ausreichender Stoff vorliegt zu mehr als einwöchenlichem Studium und ebenso langer Verhandlungen der Reichsboten. Dazu kommt, daß allemal in der ersten Session die Wahlprüfungen ein wichtiges und zeitraubendes Geschäft sind und gegenwärtig um so mehr, als diesmal neue Parteien auf den Kampfplatz traten und der Wahlkampf ein überaus erbitterter war, so daß voraussichtlich diesmal mehr Wahlanfechtungen zu erwarten sind, als sonst. Die Abtheilungen sind denn auch sofort am Tage nach ihrer Constituirung in das Geschäft der Wahlprüfung eingetreten, so daß bis zum ersten Plenum, welches auf die Präsidentenwahl folgt, Dienstag, den 27. Februar, wohl schon über die Hälfte der Wahlen als genehmigt wird gelten können. Eine neue Bestimmung der Geschäftsordnung über die formelle Behandlung der angefochtenen Wahlen wird sich in ihrem Werth oder Unwerth erst zu erweisen haben. Während nämlich früher alle Wahlen gleichmäßig durch Verloosung den sieben Abtheilungen zur Prüfung und Begutachtung überwiesen wurden, soll dies zwar im allgemeinen bestehen bleiben, bezüglich der angefochtenen Wahlen aber wird die Prüfung und Begutachtung einer einzigen, hiermit zu beauftragenden Commission überwiesen. Eine größere Gleichmäßigkeit in der Behandlung der angefochtenen Wahlen kann hierdurch allerdings herbeigeführt werden, möglicherweise aber auch eine solche Ueberbürdung dieser Commission, daß die Entscheidung wegen angefochtner Wahlen in einzelnen Fällen ein paar Sessionen hindurch verzögert werden kann, so daß ein Abgeordneter, dessen Wahl schließlich cassirt werden muß, ein paar Sessionen hindurch mit Unrecht sein Mandat ausüben kann, ein Fall, der kürzlich erst in dem Grade eintrat, daß der ungültig Erwählte bis wenige Tage vor dem Schluß der ganzen Legislaturperiode sein Mandat ausüben konnte. Sollte übrigens in dieser Commission einmal eine bestimmte Parteirichtung ein ganz entschiedenes Uebergewicht haben, so könnte der Werth der erreichten Gleichmäßigkeit in der Behandlung angefochtener Wahlen ein höchst zweifelhafter werden.

Abgesehen von der Störung, die der Beginn des Reichstags durch das gleichzeitige Tagen der preußischen Volksvertretung erleidet, standen seinen ersten Stunden und Tagen günstige Auspicien zur Seite. Die in solchem Grade noch nie dagewesene Vollzähligkeit der Mitglieder ließ einen günstigen Schluß ziehen auf den Ernst, die Hingebung und den Pflichteifer der Erwählten, die eine so wesentliche Voraussetzung für alles Gelingen parlamentarischer Arbeit ist. Die Eröffnungsfeierlichkeit im weißen Saale durch den Kaiser war wohl selten oder vielleicht noch nie so zahlreich besucht, wie diesmal; sogar 2 Mitglieder der 95 Klericalen zeigten sich unter den Anwesenden. Die Aeußerlichkeiten waren unverändert die bisherigen, nur war ein kleiner Beisatz kirchlicher Weihe hinzugefügt durch große Candelaber mit brennenden Wachslichtern, an beiden Seiten des Thrones aufgestellt. Es ist eine löbliche Sitte, an den feierlichen Formen solcher Staatsactionen möglichst wenig zu ändern, sie sind auch denen werth und lieb, die wenig geben auf äußere Formen, und sie sind wohl geeignet, dem Volksvertreter, der mit kritischem Sinn und mit einem gewissen Gefühl des Fremdlings in seine hiesige Berufsarbeit tritt, das pietätsvolle Gefühl zu geben, daß seine Aufgabe der Kritik doch immer der Heimath, dem eigenen deutschen Herde gilt. Aber ungleich mehr als dies Unveränderte der äußeren Form erfreute doch, daß

ein Anderes noch unverändert war: daß der ehrwürdige Kaiser, in den nächsten Tagen das achtzigste Jahr erfüllend, so völlig mit ungeschwächter Kraft erschien und neben ihm der Kronprinz als Bild der vollsten männlichen Kraft und neben diesem, zum erstenmal dessen kürzlich volljährig gewordener ältester Sohn, der künftige Thronerbe, so nebeneinander Deutschlands feste Gegenwart und Stolz und Deutschlands Hoffnung für die Zukunft.

Und nicht minder unverändert wie des Kaisers äußere Haltung zeigte sich der Geist seiner Regierung in der Thronrede. Im einfachsten Geschäftston gehalten, frei von jeder Phrase, spricht aus der Rede der klare, ein dringende, von keinem Vorurtheil getrübte Blick in die Lage der Verhältnisse und in die Bedürfnisse der Nation, die Mäßigung und Besonnenheit und die ihrer Ziele sich bewußte Festigkeit, die die Leitung unsrer großen Politik in so hohem Grade auszeichnet. Die ruhige Ueberlegenheit der deutschen Politik als sicherste Stütze des europäischen Friedens tritt hiermit wieder einmal klar zu Tage. Nicht minder bedeutsam erscheint uns aber die Stelle, die den Charakter der inneren Politik bezeichnet. Im hitzigsten Wahlkampf war seit beinahe einem Jahre die Quintessenz des conservativen Ansturms gegen die bisher maßgebenden Parteien der Gedanke: der wirthschaftliche Nothstand ist herbeigeführt durch die schlechte Gesetzgebung der Nationalliberalen, deshalb fort mit dieser Partei, Umkehr von diesen Wegen und Zurückführung der Gesetzgebung nach conservativen Recepten. Und dies Kampfgeschrei, das wir nun seit Monaten in allen Tonarten täglich wiederholt hören mußten, erhält von der Thronrede eine ruhig feste Abfertigung; an das Bedauern wegen Fortdauer der gedrückten Geschäftslage „bei uns wie in anderen Ländern" knüpft die Thronrede die Erklärung, „daß unausgesetzte Erwägungen mir nicht die Ueberzeugung gegeben haben, daß die inneren Zustände des deutschen Reichs einen wesentlichen Antheil an den Ursachen der Uebelstände haben, die in allen anderen Ländern gleichmäßig gefühlt werden." Das heißt also nicht principielle Umkehr unserer inneren Politik, wie es mit so unendlichem Geschrei im Parteikampf gefordert ward. Der anarchischen Bestrebungen, die der Sicherheit und der regelmäßigen Entwickelung unserer Rechtszustände etwa Gefahren bereiten könnten, geschieht eine vorübergehende Erwähnung mit dem Ausdruck der Zuversicht, daß die Organisation des Reichs und der gesunde Sinn des deutschen Volkes eine starke Schutzwehr dagegen bilden. Deutschland kann stolz sein auf dies Vertrauen seines Kaisers auf den gesunden Sinn des Volks, nur wird es darauf ankommen, daß man nicht die Nachtmütze über die Ohren zieht, sondern diesen gesunden Sinn thatkräftig bewährt, damit nicht eine künftige Thronrede andere Schutzwehren gegen die jetzt nur angedeuteten anarchischen Bestrebungen für nöthig erklärt, da der gesunde Sinn des Volkes, auf den man vertraut, sich nicht thatkräftig bewiesen habe. Als wesentliche Aufgaben des neuen Reichstags werden bezeichnet der Haushaltplan, Patentgesetz, Gesetz über den Rechnungshof und über den künftigen Sitz des Reichsgerichts. Verminderung der Matrikularbeiträge durch Beschaffung eigner Einnahmen des Reichs und Reform unsres Zoll- und Steuersystems wird als eine demnächstige Aufgabe bezeichnet. Die Thronrede ward mehrfach von Beifallsbezeugungen der Anwesenden begleitet. Bei der Vollzähligkeit der Mitglieder — der erste Namensaufruf ergab 262 Anwesende, so viel wir wissen bis jetzt die höchste in der ersten Sitzung erreichte Ziffer — konnte die definitive Constituirung des Reichstags gleich am andern Tage erfolgen. Die Präsidentenwahl vollzog sich ohne die

schweren Geburtswehen, die man nach dem hitzigen Wahlkampf befürchtet hatte. Nationalliberale und Freiconservative einigten sich ohne jede Schwierigkeit über die beiden bisherigen vollbewährten ersten Träger des Präsidiums, von Forckenbeck und von Stauffenberg, beide den Nationalliberalen angehörig, sowie darüber, daß die dritte Stelle (bisher dem Fortschritt eingeräumt und von Dr. Hänel eingenommen) den Freiconservativen einzuräumen sei, die ihrerseits hierzu den allseitig hochgeachteten Fürsten Hohenlohe-Langenburg, die sichere Stütze der Nationalen in Württemberg, präsentirten. Die Conservativen traten sofort diesem Abkommen bei, damit war die Mehrheit gesichert und die ganze Präsidentenwahl, bei der man einen ersten ernsten Parteikampf gefürchtet hatte, vollzog sich somit wie im Handumdrehen mit überraschender Ruhe und Leichtigkeit. Der Fortschritt stimmte in Ermangelung eines eigenen Candidaten durch unbeschriebene Zettel gegen Forckenbeck, weil derselbe es unternommen, in Berlin eine Candidatur gegenüber einem Fortschrittscandidaten anzunehmen, jedoch für Stauffenberg „aus persönlicher Hochachtung", und musterte dann bei der Wahl des zweiten Vicepräsidenten seine Schaaren durch Stimmenabgabe für Hänel, die eine Zahl von einunddreißig Mitgliedern des Fortschritts ergab, wie das Centrum bei der ersten Vicepräsidentenwahl eine gleiche Musterung über die seinigen hielt durch Abgabe von vierundachtzig Stimmen für von Frankenstein. Mit dieser Wahl des Präsidiums, aus zwei Nationalliberalen und einem Freiconservativen zusammengesetzt, ist dem Reichstag die Signatur gegeben, die ihm in der That zukommt und wir wollen nur wünschen, daß der darin liegende Gedanke auch für die Zukunft festgehalten wird, daß für unsere ruhige Entwickelung demnächst ein möglichstes Zusammengehen dieser beiden tonangebenden Parteien das erwünschteste ist. Im übrigen ist die Stellung der Parteien augenblicklich noch zu sehr in der Entwickelung, als daß sich schon bestimmtes darüber melden ließe. Die Wahlen der Vorsitzenden in den Abtheilungen geben keinen Maßstab dafür, da die Nationalliberalen dieselben dem Parteikampf entzogen wissen wollten und aus freien Stücken jeder Partei hierbei Plätze einräumten und für sich selbst weniger beanspruchten, als ihrer Zahl nach ihnen zukam! Schwieriger und ungleich wichtiger ist es, für die Commissionswahlen sich über ein richtiges Verhältniß der Parteien zu vereinbaren; die Verhandlungen darüber schweben noch, es wäre zu beklagen, wenn eine Vereinbarung nicht zu Stande käme, so daß dann bei jeder Commissionswahl der Parteikampf sich erneuern müßte. Große Befriedigung erregt, daß die Elsässer Autonomisten sich ernstlich an den Geschäften betheiligen zu wollen scheinen und sie dürfen wohl hierbei von allen Parteien das freundlichste Entgegenkommen zu erwarten haben. Die Gruppe Löwe scheint ihre Selbständigkeit behalten zu wollen, ihre Fühlung aber mehr nach den Nationalliberalen hin als nach dem Fortschritt zu nehmen. Annähernd, aber in der That nur annähernd, wird sich das Zahlenverhältniß der Parteien ungefähr so stellen: Nationalliberale 130, Gruppe Löwe 10, Centrum 95, Polen 14, Socialisten 13, Freiconservative 38—40, Conservative 40 (denen bis jetzt von Kleist-Retzow, eine Partei für sich, fern zu bleiben scheint), Fortschritt 31—33, Elsässer Autonomisten 8, unbestimmt 12—16. Indeß, wie gesagt, diese Ziffern, die im großen Ganzen eine Verstärkung der conservativen Elemente um circa 20 Mitglieder auf Kosten der Liberalen gegen den vorigen Reichstag ergeben, stehen noch nicht fest und erleiden jedenfalls noch Veränderungen. Von den auf conservative Benennung gewählten 7 Sachsen sind 3 (von Schwarze, Günther, Richter) den Frei-

conservativen treu geblieben, die andern 4 sind zu den Conservativen getreten. Die Württemberger, die angeblich mit den Sachsen zusammen eine eigene Partei bilden sollten, sind den Freiconservativen beigetreten. Die Frage über den Sitz des Reichsgerichts ist zur Zeit noch ganz unentschieden, da weder im Bundesrath eine Einigung darüber erfolgt ist, noch im Reichstag auch nur einigermaßen eine feste Meinung sich darüber gebildet hat. Nur eines tritt bei maßgebenden Mitgliedern des Reichstags bis jetzt erkennbar hervor, nämlich Mißbilligung der übertriebenen Heftigkeit, mit der die Frage von einigen Seiten behandelt worden ist und die die rein sachliche und unbefangene Entscheidung nur erschwert. Bis jetzt legt man der Sache solche principielle Wichtigkeit weder im Reichstag noch in der Reichsregierung bei.

M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Vom Hof und vom Landtag. — Ein trauriges und ein fröhliches Ereigniß haben in den jüngsten Wochen nacheinander den Hof und mit ihm das lebhaft theilnehmende Volk beschäftigt. Der plötzliche Hingang des Herzogs Eugen, der erst wenige Wochen zuvor nach seinem neuen Garnisonsort Düsseldorf übergesiedelt war, ist der königlichen Familie um so näher gegangen, als der Herzog mit der Großfürstin Vera, der Nichte und Pflegetochter der Königin Olga, vermählt war und das innigste Verhältniß zwischen dem Königspaar und dem jungen Herzogspaar bestand. Aber auch in der Bevölkerung hatte sich der Herzog beliebt zu machen gewußt, er war der populärste Prinz des Hofes und die Tausende von Schützenbrüdern, welche vor zwei Jahren das deutsche Schützenfest in Stuttgart besuchten, werden sich gerne an das gewinnende Wesen des damaligen Festpräsidenten erinnern. Viele prophezeiten ihm noch eine bedeutende Zukunft. Ein Enkel des heldenmüthigen Siegers von Kulm, soll er gleichfalls durch eine nicht gewöhnliche militärische Begabung sich ausgezeichnet haben, und diese noch weiter auszubilden, hatte er sich eben in eine preußische Garnison versetzen lassen. Sein jäher Tod, den man hier eher erfuhr als seine Erkrankung, hat nicht verfehlt, die mythenbildende Phantasie des Volkes gewaltig in Bewegung zu setzen. Man wollte nicht glauben, daß es bei dem unerwarteten Ende mit rechten Dingen zugegangen sei. Jetzt sind die albernen Gerüchte wieder verstummt; es ist kein Zweifel, daß eine jugendliche Unvorsichtigkeit der zarten Constitution des Prinzen tödtlich gewesen ist. Wenn übrigens dieser Todesfall nicht gewöhnliches Aufsehen gemacht hat, so rührt dies auch daher, daß der Herzog Eugen bei den heutigen Verhältnissen des königlichen Hauses der Thronfolge ziemlich nahe stand. Jetzt ist er ohne männliche Leibeserben gestorben, und da die weiterhin folgenden Prinzen theils ältere, unverheirathete, theils unebenbürtig vermählte Herren sind, so stand das württembergische Volk mit einemmal vor der nicht sehr entfernten, aber keineswegs erwünschten Aussicht die Thronfolge eines Tages auf eine katholische, mit den Habsburgern und den Orleans verwandte Seitenlinie übergehen zu sehen. Um so willkommener ist es nun, daß sich eben in diesen Tagen auch ein freudiges Ereigniß am Hofe begeben hat, nämlich die Vermählung des präsumtiven Thronfolgers, des neunundzwanzigjährigen Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Marie von Waldeck. Schon der Umstand, daß der Prinz seine Gemahlin aus einem deutschen Hause geholt hat, findet freudige Zu-

stimmung. Große, prunkvolle Festlichkeiten, wie sie in früheren Zeiten bei derlei Anlassen veranstaltet wurden, schienen zwar nicht beabsichtigt zu sein, aber man hat das jugendfrische Paar herzlich willkommen geheißen, und Geschichtskundige erinnern daran, daß auch im vorigen Jahrhundert einmal das württembergische Regentenhaus nur noch auf wenigen Augen stand, bis dann die glückliche Ankunft von nicht weniger denn acht fürstlichen Brüdern der drohenden Prinzennoth wieder für lange Zeit ein Ende gemacht hat.

Unser Landtag ist vierzehn Tage versammelt gewesen, um seine Constituirungsarbeit vorzunehmen. Eigentliche Geschäfte lagen ihm nicht vor, mit Ausnahme der Genehmigung einer erhöhten Apanage für den Prinzen Wilhelm, die natürlich keiner Schwierigkeit begegnete. Wohl aber war man begierig darauf, wie nach den Neuwahlen das Parteiwesen sich gestalten werde, und hier sind denn auch einige wenn auch nicht erhebliche Veränderungen vor sich gegangen. Die deutsche Partei und die Regierungspartei, die sich nunmehr den verschämten Namen: deutsche Landespartei beigelegt hat, erscheinen so ziemlich wieder in der alten Stärke, die erstere etwas geschwächt, die letztere verstärkt; daß gerade von den Neugewählten so viele der Regierungspartei beigetreten sind, ist bezeichnend für die vorherrschende Tendenz der jüngsten Wahlen und zugleich eine eigenthümliche, nicht eben beabsichtigte Frucht der großen Anstrengungen der Volkspartei. Wie bisher beherrschen jene beiden Parteien das Feld, beide reichsfreundlich, beide aber zugleich stark ministeriell gefärbt, nur daß die deutsche Partei die Farbe des Herrn von Mittnacht, die Landespartei die Farbe des Herrn Sick trägt. Eine Volkspartei hat sich nicht gebildet, da Niemand Lust hatte, sich Herrn Karl Mayer zuzugesellen, die „gemäßigte Linke“ vielmehr für gut fand, sich ausdrücklich ohne Zuziehung des Führers der württembergischen Demokratie zu constituiren. Vermuthlich war es die Absicht der Leiter der neuen Partei, alter wohlmeinender Demokraten aus dem Jahr 1848, sich ein ernsthaftes und staatsmännisches Ansehen dadurch zu verschaffen, daß sie Herrn Mayer von sich fernhielten, dem sie doch Alle ihre Sitze verdanken; denn das Wiederaufleben der im Jahre 1870 beseitigten Demokratie in unserm Lande ist durchaus das Werk der persönlichen Beredtsamkeit und Agitation dieses begabten Demagogen, der jetzt gute Miene zum bösen Spiel macht und als in der Wolle gefärbter Intransigenter mit seiner Isolirung kokettirt. Auch die Ultramontanen befinden sich in ziemlich mißlicher Lage. Bekanntlich sind sie bei den letzten Wahlen, und zwar auch bei denen zum Landtag, als eigene Partei aufgetreten und haben der in den katholischen Landestheilen mit ihnen concurrirenden Demokratie schwere Verluste beigebracht. Nun hat aber Bischof Hefele, der die schöne Fiction des kirchlichen Friedens nicht fahren läßt und, was in seinen schwachen Kräften steht, die gute Freundschaft zwischen der Regierung und den Katholiken aufrecht hält, die Bildung einer eigenen katholischen Fraction im Landtag ernstlich widerrathen. Württemberg soll als Land der confessionellen Eintracht ausdrücklich unterschieden werden vom Reich, zu dessen Vertretung auch die württembergischen Katholiken selbstverständlich Parteimänner des Centrums absenden. Dieses bischöfliche Verbot hat nun die Führer der Partei zu dem sinnreichen Plane vermocht, ihre Untergebenen zu vertheilen und die eine Hälfte bei den Demokraten, die andere bei der Regierungspartei unterzubringen, um so bei diesen beiden Parteien Einfluß zu gewinnen, ja unter Umständen eine Mehrheit gegen die verhaßten Nationalliberalen zu Stande zu bringen. Probst sollte die Einen der Demokratie, sein Schwager Streich

die Anderen dem Regierungsclub zuführen. Der schöne Plan ist aber mißglückt, da weder die eine Partei noch die andere Lust hatte, sich faule Eier ins Nest legen zu lassen. Die beiden Schwäger konnten sich erzählen, daß der eine hier, der andere dort sich einen Korb geholt habe. Freilich fehlt es, obwohl die Ultramontanen so zur Rolle von Wilden verurtheilt sind, weder bei den Demokraten noch bei der Regierungspartei an Anknüpfungspuncten für sie, von denen sie bei Gelegenheit Gebrauch machen können. Für jetzt haben sich die Parteien eben nur bei den Wahlen des Vorstandes und der Commissionen messen können. Daß mit diesen Formalitäten die Kammer zwei volle Wochen ausgefüllt hat, beweist denn doch, daß es in Deutschland glücklicherweise auch noch Stätten giebt, wo der Beruf eines Abgeordneten nicht eine grausame Hetzarbeit, sondern ein gemüthlicher Zeitvertreib ist. Freilich ist es immer noch besser, als wenn diese Zeit mit unnützen politischen Debatten ausgefüllt worden wäre. Unsere Demokraten hatten ursprünglich große Dinge vor, von denen sie nur dadurch abgebracht wurden, daß sie die Stimmung den mäßigen Demonstrationen gänzlich abgeneigt fanden. Sie wollten eine Adresse auf die Thronrede beantragen; aber schwerlich hätte das den Weltenlauf im allgemeinen geändert, noch im besonderen die Gründung des deutschen Reiches rückgängig gemacht. Sie wollten auch eine Lanze für Leipzig als den Sitz des obersten Reichsgerichts einlegen; aber vermuthlich hätte das den Leipzigern geringen Nutzen, ja nicht einmal Freude verursacht.

Literatur.

Vom Büchertisch. Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. Neu herausgegeben von Heinrich Merkens. Würzburg, Stuber. — Es war ein erfreulicher Gedanke, das berühmte Pamphlet gegen Napoleon, welches die Ermordung des Buchhändlers Palm veranlaßte, einem größeren Publicum zugänglich zu machen. Denn nur in wenigen Exemplaren dürfte es überhaupt noch zu finden sein, da die rasche Procedur der französischen Politik schon damals seinem Erscheinen eine weitere Verbreitung unmöglich machte. Seine Bedeutung liegt nicht in ihm selbst. Einmal ward es eben rasch beseitigt, ehe es irgend welche Wirkungen äußern konnte, sodann ist es an und für sich betrachtet ein sehr mittelmäßiges Product, dem es an Geist, Herz und Kenntniß fehlt, wenn es auch immer denkwürdig bleiben wird, daß gerade in Baiern und gerade damals jemand auszusprechen wagte, was so Viele dachten. Die Schrift verräth noch ganz die Spuren der sentimentalen Gefühlsweise, die es Gott allein überließ, das Vaterland zu retten. „Ohne Rührung," heißt es da, „kann freilich ein Deutscher die Erniedrigung seines Vaterlandes nicht einmal ansehen, viel weniger persönlich empfinden und öffentlich davon reden." Und nicht zum Kampfe wird das Volk aufgefordert, sondern zu Thränen. „Weine laut auf," ruft der Autor, „edler biedrer Deutscher, dessen ruhige Hütte von den edlen Fürsten ungeschützt den Heeren des allgemeinen Friedensstörers zum Aufenthalt dienen muß." Die Schrift ist fast eben so sehr gegen die Fürsten des Rheinbundes, an ihrer Spitze Baiern, gerichtet, wie gegen Napoleon. Sie tadelt letzteren wegen seiner unersättlichen Herrschsucht, mehr noch wegen seines Benehmens gegen seine Verbündeten, sie tadelt diese, daß sie sich drücken lassen, sie verurtheilt Preußens Zaudern und Oesterreichs Prahlereien und findet schließlich in Friedrich August, „dem weisen und beglückten Herrscher der Sachsen," die Incarnation der Staatsklugheit. Mit diesem letzteren Urtheil ist sie wohl genügend ge-

kennzeichnet. Wenn es auch an einzelnen Ausfällen der Uebertreibung nicht fehlt, der Gesammtton der Schrift ist zahm und mild und sie selbst macht sich ein Verdienst daraus. Auch überwiegt die moralische Verurtheilung Napoleons den politischen Zorn des Verfassers, der nur einmal und auch da in übertriebener Weise pathetisch aufflammt. Gelegentlich der Besetzung von Ansbach durch Bernadotte heißt es: „Welcher Landesvater kann bei dem sichtbaren Untergang seiner treuen Unterthanen unempfindlicher sein, als der König von Preußen? Wem können die Rechte der Menschheit weniger gelten als eben diesem Monarchen. Wer hat den Schlüssel zu allen deutschen Provinzen dem übermüthigen Napoleon in die Hände geliefert? Rede du, heilige Wahrheit! Ist es nicht Friedrich Wilhelm III.?“ In dieser lebhaftesten Stelle des Buches verräth der Autor eine persönliche Animosität, welche ihn in nahen Beziehungen zu dem ansbachischen Lande erscheinen läßt, wozu auch seine oft ausgesprochene Begeisterung für Hardenberg zu stimmen scheint. Was die Zeit anlangt, so möchten wir die Abfassung in den Mai 1806 setzen, wenn man die Stelle Seite 102, wo von der vor sieben Monaten verbreiteten Kunde von der Zustandsetzung eines preußischen Heeres die Rede ist, auf die Gerüchte von den praktischen Wirkungen der Potsdamer Conferenzen bezieht. Was den Verfasser anlangt, so bezeichnet der Herausgeber noch den Grafen Julius von Soden, der als Verfasser auf dem Exemplar der Münchener Hofbibliothek genannt wird. In einem Aufsatz „Zur Geschichte des Kriegsgerichts von Braunau“ in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 15. und 16. Juni 1874, der auf noch unedirten höchst interessanten Papieren beruhte, habe ich unter anderem auch diese Annahme zu widerlegen gesucht und die Wahl gelassen zwischen dem Finanzrath Konrad von Yelin in München und dem früheren Gräflich Rechternschen Consistorialrath Yelin von Winterhausen bei Würzburg. Die Herausgabe hütet sich auf alle kritischen Fragen näher einzugehen, die Einleitung wie die Noten beschränken sich nur auf allgemeine und nicht ursprüngliche Quellen, wie Schlosser, Eberty und dergleichen. Die Geschichte des Büchleins ist ungenau und summarisch behandelt, nicht minder die des palmschen Prozesses; eine kritische Zusammenstellung wäre hier wohl am Platze gewesen. Daß S. 5 der 25. August statt des 26. als Palms Todestag genannt wird, ist wohl nur ein Flüchtigkeitsfehler. Die Verhaftung des Kaufmanns Schoderer von Donauwörth ist nicht, wie hier nach den üblichen Quellen berichtet wird, auf unsere Flugschrift zurückzuführen, sondern auf ein Manuscript mit dem Titel „Genealogie der kaiserlichen Majestäten und Hoheiten“, welches Schoderer dem Pfarrer Sonnenmeir zu Mettingen im Ries mittheilte, wo die französische Einquartirung es entdeckte, eine Geschichte, die alsbald auf Palm und das von ihm verlegte „Deutschland“ fälschlich übertragen ward. Auch die Verhaftung des Weinhändlers Merkle von Neckarsulm kommt nicht auf Rechnung unseres Schriftchens, sondern auf die der unbekannten „Genealogie“. Palm kam nicht am 22. August, sondern am 23. ganz früh in Braunau an. Schoderer ward entgegen der Angabe Merkens' allein durch Berthiers Einsicht gerettet, und dergleichen mehr. Auch möchte man wohl zu wissen wünschen, welcher Abdruck der neuen Ausgabe zu Grunde lag. Immerhin aber wird man mit Interesse ein Stündchen dem beredten Zeugniß jener Trauertage lauschen, gewiß nicht ohne allerlei heilsame und förderliche Gedanken.

Rd.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 1. März 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ein Jahr demokratischer Regierung in Italien.

Von W. Lang.

In kurzem jährt es sich, daß Italien von einem Ministerium der Linken, oder, wie sie sich jetzt nennt, der Fortschrittspartei, regiert wird. Für eine Probe immerhin ein nicht allzuknapper Zeitraum. Ohne Erschütterung hat sich der Umschwung vollzogen, keine Schwierigkeiten sind der neuen Regierung gemacht worden, die nicht eine jede auf ihrem Wege finden würde. Die Wahlen haben ihr eine erdrückende Mehrheit im Parlament verschafft, die gestürzte Partei ist nach eigenem Geständniß ohnmächtig. Nach außen zeigt sich keinerlei Gefahr: Niemand bedroht das geeinigte, fertige Reich, Niemand drängt ihm unerbetenen Rath auf. Die einzige ernstliche Gefahr, die im Innern aufgetaucht ist, die Ueberhandnahme der öffentlichen Unsicherheit in einzelnen Theilen des Reichs, ist wieder beschworen, wenigstens so weit es sich um ein acutes Uebel handelte. Unter diesen Umständen ist die Regierung Depretis—Nicotera durch nichts gehindert worden, zu zeigen, was sie zu leisten vermag. Man darf jetzt billigerweise fragen: was ist geleistet worden? Wie befindet sich Italien unter der neuen Regierung?

Die Umwälzung vom 18. März vorigen Jahres war so plötzlich als durchgreifend. Die Partei, die von Cavour gegründet bei allem Wechsel in den Personen seit sechzehn Jahren am Ruder sich erhielt, sah sich mit einem Male gestürzt, ja vernichtet. Ihre Stelle nahm die Opposition ein, die ihre Stärke in den südlichen Provinzen hatte, und aus der man bisher wohl zuweilen einzelne Mitglieder herauszog, die aber niemals im Ganzen als eine ernsthafte, regierungsfähige Partei galt. Das eingeschränkte Wahlrecht pflegte der bis dahin herrschenden Partei eine zwar lockere, unzuverlässige, schwankende Mehrheit zu geben, die aber doch immer noch genügend schien, und stets durch die Aussicht auf ein Ministerium der Linken, diese undenkbare Eventualität, sich zusammenhalten ließ. Nun war das für unmöglich Gehaltene doch ein-

getreten, ja nothwendig geworden. Die Linke hatte oftmals verlangt, daß man ihr doch einmal die Probe verstatte, ehe man sie einfach für regierungsunfähig erkläre. Jetzt war ihrem Wunsch entsprochen, und es zeigte sich, daß man ihr das Experiment erlauben dürfe, ohne daß der Staat darüber zu Grunde ging. Das ist die erfreulichste Seite, welche die eingetretene Umwälzung zeigt: Italien ist hinreichend erstarkt, um auch bedenkliche Experimente sich gestatten zu können.

Wohlwollende Beurtheiler konnten sogar denken, jetzt erst trete Italien wahrhaft in die constitutionelle Bahn ein. Denn jetzt waren ja zwei große Parteien vorhanden, die, entsprechend dem britischen Vorbild, mit einander abwechseln konnten, zwei getrennte Lager, innerhalb deren sich die fähigen Köpfe zu Politikern, zu Ministern ausbildeten, um einander, je nach Bedarf, abzulösen. So konnte denn der geordnete, gesetzmäßige Wettlauf der beiden Parteien beginnen, jede bereit, nach dem Ruder zu greifen, wenn die andere erlahmte oder über einer Schwäche ertappt wurde. Für die Gesundheit und Wahrheit des parlamentarischen Systems also eine sichere Gewähr. Wirklich zeigte sich, daß auch die Regierung der Fortschrittspartei völlig in den Rahmen des constitutionellen Systems sich stellte. Ihre Loyalität war nicht anzuzweifeln, die Krone hatte nichts zu befahren. Und das ist die andere erfreuliche Wahrnehmung: auch die Kirche steht auf dem Boden der monarchischen Verfassung. Zwar die meisten ihrer Mitglieder hatten sich erst dazu zu bekehren, aber nur um so werthvoller waren ihre Betheuerungen: sie vollzogen den Bruch mit den Secten, und die Thatsache dieses Bruches schied sie für immer von den ehemaligen Freunden.

Der Zeitpunct, in welchem diese constitutionelle Rotation erstmals in Bewegung trat, war freilich eigen gewählt. Die Partei der Gemäßigten stand anscheinend niemals glänzender da als im Augenblick ihres Sturzes. Cavour hatte die nationale Einheit fertig gebracht bis auf Venedig und Rom. Für seinen Ruhm eben recht, urtheilten die Meisten, wurde er in diesem Augenblick abgerufen, denn hoffnungslos thürmten sich diese beiden Probleme bei seinem Tode auf. Dennoch verfloß noch kein Jahrzehnt, so war seinen Nachfolgern das eine wie das andere gelungen. Venedig und Rom waren mit Italien vereinigt, durch eine wunderbare Gunst des Geschickes allerdings; aber diese Gunst benützt zu haben durften doch die Consorten mit Grund sich rühmen. Und nun erschien als das nächste Ziel für den in seinen Grenzen hergestellten Staat die Ordnung der Finanzen. Das Deficit war der Preis der raschen Unification gewesen, jetzt galt es, dasselbe zu beseitigen. Mit Geschick und Energie ging man an diese neue Aufgabe, in den jährlichen Finanzberichten Minghettis und Sellas verminderten sich die Ziffern des Deficits zusehends, immer näher kam man dem Ziele, jetzt war es endlich

erreicht, der Minister konnte den Erfolg angestrengter Bemühungen dem Parlament ankündigen, und in demselben Augenblick war sein Sturz besiegelt. In jedem anderen Lande hätte das Ministerium aus solcher Ankündigung neue Stärke gezogen; eine Partei, deren Führung solche Ergebnisse aufzuweisen hatte, würde unangreifbar gewesen sein. In Italien war das Gegentheil der Fall. Sein letzter Triumph war das Zeichen zu seinem Sturze. Die widerwillige Mehrheit war nur so lange zusammenzuhalten, als ein dringendes Staatsinteresse dies verlangte. Sobald das finanzielle Gleichgewicht hergestellt war, schien diese Nothwendigkeit beseitigt. Die Cliquen schüttelten das Joch ab, die Atome fühlten sich frei und verbanden sich in kaleidoskopischem Wechsel zusammengeschüttelt, zu einer ganz neuen Gestalt. Jetzt konnte es ja dem Staat und seinem Credit nicht mehr gefährlich sein, wenn man es endlich mit anderen Leuten und neuen Kräften versuchte. Eine zufällig sich bietende Frage, das Project der Concentration des Eisenbahnwesens in den Händen des Staats, führte den Umschwung herbei: als aus rein technischen Gründen eine Gruppe aus der Mehrheit sich ablöste und andere Fractionen, die bisher eine zweifelhafte Stütze gewesen, auf die feindliche Seite übertraten, war die neue Mehrheit fertig.

Eine Ueberraschung, ein parlamentarischer Staatsstreich, eine Intrigue, wenn man so will; deren Erfolg aber, von der großen Masse des Volkes mit Jubel begrüßt, feierlich gutgeheißen wurde und dadurch vollends den Charakter einer Umwälzung empfing. Woher die erdrückende Last der Unpopularität, unter der die gemäßigte Partei erlag? Sie hatte die Arbeit und genoß den Ruhm, das von Cavour begründete Werk zu vollenden und zu befestigen, aber sie trug auch die Verantwortung für all das Unerwünschte, was davon unzertrennlich war. Ihre Unpopularität setzte sich zusammen aus den unzähligen Unbequemlichkeiten des neuen Zustandes der Dinge, sie war die Summe der größeren und kleineren Leiden, die eine so durchgreifende politische Veränderung mit sich bringen mußte. Die ideale Befriedigung, welche die nationale Wiedergeburt einflößte, hat doch nur bei einer kleinen Minderheit auf die Dauer vorhalten können; ist es doch im Grunde überhaupt nur eine Minderheit, welche die Einheit des Vaterlandes ersehnte, herbeigeführt und gemacht hat. Die große Masse des Volkes aber that mit weil sie sich goldene Berge träumte. Sie war sich dessen selber nicht bewußt, so lange die Alles mit fortreißende Begeisterung währte; doch die irdischen Wünsche blieben als Bodensatz zurück als die Begeisterung verflog. Die große Masse hat auf Verbesserung der individuellen Existenz, auf Verminderung der Lasten, auf Hebung der Geschäfte gerechnet, und diese Hoffnungen sind nicht erfüllt, sie sind vielfach ins Gegentheil verkehrt worden. Die wirklichen Fortschritte, die gethan sind, um das moralische Niveau der Nation zu heben, fallen nicht in die

Augen, um so empfindlicher berühren die Störungen tausend gewohnter Verhältnisse und die erhöhten Anforderungen, die der wirkliche Staat an seine Bürger stellt. Gerade der Ernst, mit dem die früheren Ministerien auf ihre richtig erkannten Ziele losgingen, hat ihnen bittere Ungunst einbringen müssen. Sie waren genöthigt, die Finanzkraft des Landes aufs Aeußerste anzuspannen. Harte Steuern mußten auferlegt, mit Härte mußten sie eingetrieben werden, während dem die traurige, nur mit unendlicher Geduld zu beseitigende Erbschaft der alten Zeiten in der Verwaltung und in der Justiz üppig fortwucherte und eine zügellose Presse die Leidenschaften stachelte, den unheilvollsten Einfluß auf den politisch sich interessirenden Theil der Bevölkerung ausübte, der Skandal- und Verleumdungssucht — Don Basilio ist ein ächt italienischer Charakter — immer neue giftige Nahrung gab.

Die Opposition war gänzlich unmächtig gewesen, so lange sie das große Paradepferd der auswärtigen Fragen ritt. Denn es traute ihr Niemand im Ernste zu, daß sie besser und rascher als die Consorterie im Stande sein werde, Venedig und Rom mit Italien zu vereinigen. Als dann aber diese Aufgaben erledigt waren, schien es eine Zeit lang, als ob der Unterschied zwischen der Rechten und der Linken überhaupt zerfließen wolle. Es lag ja auf der Hand, daß die Aufgaben der Regierung jetzt lediglich nach innen gerichtet waren, und in den Programmen ließ sich immer weniger eine principielle Verschiedenheit erkennen, so daß Alles stets wieder auf eine persönliche Frage sich zuspitzte, ob nicht die Billigkeit es erfordere, auch der aufrichtig zur Monarchie bekehrten Linken zum Dank für ihre Mitwirkung zur nationalen Wiedergeburt einen Antheil an der Regierung zu vergönnen. Die Rollen vertheilten sich aber in Bälde so: die Rechte, indem sie sich an der Gewalt behauptete, nahm damit das ganze Odium auf sich, das sich gegen jede langdauernde Parteiregierung kehrt, die Linke machte sich zum Organ sämmtlicher Beschwerden des Landes und stellte deren Aufhebung von einem Ministerium ihrer Farbe in Aussicht. Beide Theile spielten ihre Rolle so vortrefflich, daß der Wechsel vom 18. März in der That wie eine Erlösung empfunden wurde. Sella selbst, das Haupt der jetzigen Oppositionspartei, erkannte an, daß die Ernennung eines Ministeriums der Linken eine augenblickliche Beruhigung des Landes zur Folge gehabt habe. Sie traf also die allergünstigste Stimmung; es fragte sich nur, wie lange diese günstige Stimmung vorhalten werde.

Man wird billigerweise zugeben müssen, daß die Männer der Linken bei ihrer Unerfahrenheit in den Geschäften einige Geduld beanspruchen durften. Auch waren die Gesetzesreformen, die in ihren Programmen standen, namentlich die Steuern betreffend, von der Art, daß sie nicht improvisirt werden konnten. Dies zugegeben, wird man gleichwohl heute behaupten können, daß

das erste Jahr der neuen Aera die Hoffnungen derer bedeutend hat herabstimmen müssen, die von einer Regierung der Linken einen glücklichen Umschwung der Dinge erwartet hatten. Von umwälzenden Neuerungen ist noch nichts sichtbar geworden und selbst die Versprechungen klingen immer bescheidener. Das Wenige, was in Angriff genommen ist, wie die Vertreibung der Beamten aus der Kammer und die Schritte zur Aufhebung der Todesstrafe, ist von zweifelhaftem Werth, oder es ist ungenügend, wie das Gesetz über die Erhöhung der Gehälter, oder es ist Erbschaft der früheren Regierung, wie der Kanzelparagraph. Einen offenbaren Rückschritt bedeutet die Sistirung der von Bonghi unternommenen Reformen im Unterrichtswesen. Anderes ist, obwohl es in den ehemaligen Oppositionsprogrammen eine große Rolle gespielt hat, bereits weislich der Vergessenheit übergeben, wie die Abänderung des Wahlgesetzes. Von einem reformatorischen Aufschwung, wie er den Verheißungen entspräche, ist nicht die Rede. Die Unfruchtbarkeit der Session verlängert sich, Interpellationen von Seiten der Gegner und der Freunde des Ministeriums stören den Gang der Geschäfte, unter den regierenden Häuptern selbst läßt die Einigkeit zu wünschen übrig, noch schwieriger ist die große Partei, die sich um das doppelköpfige Ministerium geschaart hat, zusammenzuhalten, und mehrere Monate hat die öffentliche Meinung ausschließlich von einem jener politischen Processe gezehrt, die keiner Partei zum Ruhm gereichen, und die, aus Gift und Verleumdung geboren, eine neue Aussaat von Gift und Verleumdung auszustreuen pflegen: Nicotera ist durch die Gerichte von einem beschimpfenden Vorwurf freigesprochen worden, aber Niemand wird behaupten, daß der Held von Sapri mit vermehrtem Ansehen aus dem die alten Conspirationsacten durchwühlenden Processe hervorgegangen ist. Die Absicht, den Minister des Innern mit dem Herzogstitel zu schmücken, hat aufgegeben werden müssen wegen des berechtigten Einspruchs der öffentlichen Meinung, die ein stärkeres Gefühl für Schicklichkeit bewies als der Minister.

Die gegenwärtige Mehrheit besteht aus einer Reihe von Gruppen, die zunächst nur der Gegensatz gegen das frühere Regiment zusammenhält, ein Bindemittel, das mit jedem Tage an Kraft einbüßen wird: zunächst das Centrum unter Führung von wohlmeinenden, aber politisch schwachen und autoritätslosen Männern wie Depretis und Correnti, dann die toscanischen Particularisten, die, von Peruzzi geführt, seltsam in ihrer heutigen Umgebung sich ausnehmen und mit dem einen Fuße doch immer bei der Rechten stehen, die große „historische Linke", deren parlamentarischer Führer Crispi ist, endlich die äußerste Linke unter den republikanischen Doctrinären Bertani und Cavallotti. Es liegt in der Natur der Dinge, daß zunächst die Absonderung dieses äußersten Flügels von dem Gros der ministeriellen Partei sich vollziehen wird. Nicotera selbst hat seinen Uebergang zur Monarchie in demon-

strativster Weise bewerkstelligt; er gilt denen, die das berüchtigte Dogma von der „Brücke" aufgestellt haben (das demokratische Ministerium nannte Bertani die Brücke zur Republik), als Verräther, und diese Kluft muß sich je länger desto mehr vertiefen. Das Ministerium hat die Schiffe hinter sich verbrannt, es ist entschlossen, gegen das Spielen mit der Republik so unnachsichtlich zu sein, wie es die conservativen Regierungen waren, und da es hier eine Trennung zwischen alten Freunden gilt, wird sie um so sicherer unter bitteren Hassesausbrüchen erfolgen. Wenn im Anfang der neuen Aera neugebackene demokratische Präfekten sich erlaubten, in ihren Erlassen den Namen des Königs zu beseitigen und „im Namen des souveränen Volkes" zu amtiren, so waren das vereinzelte Vorkommnisse, die man rügen, aber nicht zu tragisch nehmen mußte. Anders, wenn die radicale Partei die Kammer selbst zu unwürdigen Schritten fortzureißen versuchte. Der Beschluß zu Gunsten der Verschworenen von Sapri, der wieder zurückgenommen werden mußte, die Parteinahme für die Opfer des Mailänder Putsches vom 6. Februar 1853, die von den intransigenten Veranstaltern jener Erinnerungsfeier selbst zurückgestoßen wurde, waren Demonstrationen, die denn doch einiges Besinnen zur Folge haben und zu dem Entschlusse führen mußten, gegen solche bedenkliche Ueberrumplungen sich zu sichern. Nun würde der Bruch mit den Extremen das Ministerium noch keineswegs schwächen; im Gegentheil, es könnte daraus ein Element der Stärke gewinnen. Allein er rückt die Inhaber der Gewalt doch unvermeidlich in die Stellung einer gemäßigten Partei, sie treten damit naturgemäß in die Fußtapfen der gehaßten Vorgänger, und es fehlt nicht an Anzeichen, daß bereits auch die „historische Linke" an der Energie und nachdrücklichen Loyalität Nicoteras Anstoß zu nehmen beginnt, für den sie in ihrem eigenen Führer schon einen Nachfolger bereit hat.

Am meisten zeigt es sich in der kirchlichen Politik, daß die Grenzen ziemlich enge bemessen sind, innerhalb deren die verschiedenen Parteien Italiens sich bewegen und befehden können. Alljährlich fand im Parlament eine große Debatte statt, in der die Kirchenpolitik der gemäßigten Partei die schärfste Kritik von Seiten der Linken erfuhr. Nach der Vollendung der Staatseinheit war im Grunde blos noch das Verhältniß zur Curie übrig, worüber sich große akademische Reden halten ließen. Nur zeigte sich dabei stets, daß die Opposition zwei sehr verschiedene Gesichtspuncte vermengte oder in dieselben sich theilte. Von der einen Seite verlangte man strengere Durchführung des Grundsatzes der Freiheit, somit radicale Trennung der Kirche vom Staat. Doch war es nur die Minderzahl, die zu diesem diesseits der Berge von den radicalen Schwärmern verflochtenen Grundsatz sich bekannten. Weitaus der größere Theil der Demokratie verlangte umgekehrt, daß man mit dem Papst kürzeren Proceß machen, den Priestern unnachsichtiger auf die

Finger sehen solle. Gerade unter den neapolitanischen Juristen ist der Satz, daß der Staat das Recht habe, von sich aus dem Wirkungskreise der kirchlichen Organe seine Grenzen anzuweisen, eine alte und ruhmvolle Tradition. Mancini, der Justiz- und Cultusminister, eines der gefeiertsten Häupter der südländischen Demokratie, säumte denn auch nicht mit einigen Maßnahmen, welche den Geist der neuen Verwaltung kennzeichnen sollten. Eine Verordnung verbot die öffentlichen Processionen, eine andere sollte der fortwährenden Umgehung des Klosteraufhebungsgesetzes steuern. Allein ähnliche Maßregeln haben auch die früheren Ministerien versucht, ohne daß sie viel gefruchtet hätten. Ferner legte er ein Gesetz zur Bestrafung der Amtsmißbräuche der Geistlichen vor. Allein diese Kanzelparagraphen waren fast wörtlich herübergenommen aus dem vom vorigen Ministerium ausgearbeiteten und schon im November 1874 dem Senat vorgelegten Entwurf eines Strafgesetzbuchs, dessen endgiltige Berathung nicht so weitaussehend ist, daß sich die vorläufige Erledigung jener dringlichen Bestimmungen empfahl. Das Verdienst gebührt also schon dem Ministerium Minghetti, das die Sünden seiner allzu liberalen und sorglosen Politik vom Jahre 1871 bereuend selbst wieder auf die bewährten Bestimmungen des piemontesischen Strafgesetzbuchs von 1859 zurückgegriffen hatte. Nicht weniger als sieben Sitzungen (vom 17. bis 24. Januar) waren erforderlich, bis dieses Gesetz durchberathen und der Redefluß der Ehrenwerthen erschöpft war. Das Ergebniß war dies, daß an eine principielle Aenderung der Kirchenpolitik in der neuen Aera nicht zu denken ist. Zwar hat Mancini schonungsloser, als dies seine Vorgänger gethan, die Uebergriffe der Geistlichkeit ans Licht gezogen, durch schlagende Beispiele illustrirt und die Nothwendigkeit der Vertheidigung der Staatsgewalt begründet. Als er aber wegen des Garantiegesetzes befragt wurde, erklärte der Minister, daß dieses Grundgesetz über die Beziehungen des italienischen Staats zur römischen Curie in voller Wirksamkeit verbleibe und verbleiben müsse, und daß die Regierung nicht dulde, daß daran gerüttelt werde. Eine bemerkenswerthe Erklärung, wenn man sich erinnert, welche Angriffe dieses Gesetz fort und fort von Seiten der Linken erfuhr. Uebrigens hat das Ministerium mit dem Kanzelgesetz, der ersten wichtigeren Vorlage, die in der Kammer verhandelt wurde, einen bedenklich schwachen Erfolg erzielt. Mit 150 gegen 100 Stimmen wurde das Gesetz genehmigt, eine überraschend große Minderheit, und mehr noch eine überraschend geringe Mehrheit. Wohin war plötzlich jene imposante ministerielle Partei von 400 Stimmen gekommen? Die Mehrzahl derselben hatte es gar nicht für der Mühe werth gehalten, anwesend zu sein, und die Vorlage wäre vielleicht sogar gescheitert, wenn nicht Sella mit einem Theil der Rechten zu Hülfe gekommen wäre.

Nach den Reden zu schließen, die bei früheren kirchlichen Debatten von

der linken Seite kamen, hätte man meinen können, die Demokratie in Italien brenne nach einem Culturkampf in deutschem Stile. Diese Illusion hat sofort zerstört werden müssen, als die Linke einmal ans Ruder kam. Niemand in Italien denkt daran, für den verhältnißmäßig gemüthlich geführten häuslichen Krieg die Unbequemlichkeiten eines principiellen Kampfes einzutauschen. Man hat jetzt Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß es lediglich ein Parteimanöver war, wenn die italienische Demokratie den Namen Bismarcks im Munde führte. Sie maß an ihm die eigenen Staatsmänner, aber blos zu dem Zwecke, die letzteren zu ärgern; wie denn ja überhaupt die angeblichen Sympathien der Linken mit Deutschland zum größten Theil auf Parteitaktik zurückzuführen sind. Zu den beliebtesten Angriffsmitteln gegen die herrschende Partei gehörte auch der Vorwurf, daß sie den gehorsamen Diener der Franzosen spiele, und weil die Consorten bekanntermaßen mit ihren Sympathien nach Frankreich neigten, deswegen und aus keinem anderen Grunde kehrte die Demokratie die ihrigen für Deutschland hervor. Man sollte sich darüber nicht täuschen: in der Gesellschaft, in der Literatur, in der Wissenschaft herrscht durchaus die Neigung zu dem stammverwandten Frankreich vor und nicht anders ist es in der Politik, soweit diese durch Neigung beeinflußt ist. Ihre ganze politische Tradition weist die Italiener auf Paris, wo so viele ihrer Patrioten eine Zuflucht in der Verbannung gefunden haben, und wo die Modelle der politischen Einrichtungen sind, mit denen ihr Vaterland zu beglücken das höchste Ziel der älteren Generation war. Es ist eine Gegenströmung vorhanden, aber sie ist jung, will noch wenig bedeuten, ihre Wirkung geht noch nicht in die Breite: begeisterte Jünger unserer Wissenschaft bemühen sich, ihren Landsleuten Geschmack für die deutsche Methode beizubringen, man verbreitet und übersetzt unsere Dichter, man bereist sogar unsere Hauptstädte und Universitäten, und es versteht sich, daß in solchen Kreisen neben dem materiellen auch der moralische Gewinn des deutschen Bündnisses geschätzt wird. Allein diese in der Stille wirkende Gemeinde läßt sich nicht schlechtweg einer der beiden politischen Parteien zuschreiben. Freunde der Consorten gehören dazu und Freunde der Demokratie, zumeist aber selbstständige Geister, die sich weder in die eine, noch in die andere der beiden Hauptparteien einreihen lassen. Uebrigens weiß man in Italien am besten, daß nicht Neigungen, und wenn noch so eingewurzelt und verjährt, sondern die Interessen in der Politik den Ausschlag geben. Danach berichtigt sich das Vorurtheil, das in Deutschland nicht ganz selten der Linken entgegengebracht wurde, als ob mit ihrem Eintritt in die Regierung voraussichtlich ein mächtiger Impuls der deutschen Freundschaft gegeben würde. Davon ist nirgends etwas zu verspüren, und wir können uns vollständig damit begnügen, daß die Italiener aller Parteien klug genug sein werden, eine Allianz nicht

zu verscherzen, die mehr als jede andere ihrem Reiche uneigennützigen Schutz gewährt. Im übrigen braucht man nicht zu vergessen, daß die Consorten es waren, die das Bündniß von 1866 abschlossen, und daß vier Jahre später Garibaldi mit seinen Rothhemden es war, der seinen Drang, an Frankreichs Seite zu kämpfen, nicht zu bezähmen vermochte.

Zum Glück sind die Sorgen auswärtiger Politik die geringsten, welche die gegenwärtige Regierung bedrängen. Um so dringlicher sind die Anforderungen, die in der inneren Politik an dieselbe gestellt werden. Und zwar ist es ein sehr bestimmtes Gebiet, auf dem sie die Berechtigung ihrer Existenz endlich zu erweisen hat. Nicht große politische Reformen werden von ihr erwartet, die Partei selber wird ein Auge zudrücken, wenn das Ministerium z. B. die Erweiterung des politischen Wahlrechts vorläufig ruhen läßt, eine Reform, die allerdings von der demokratischen Schablone verlangt wird, aber voraussichtlich nur den Klericalen zu Nutz kommen würde. Doch in einem Puncte wird die öffentliche Meinung unerbittlich sein: das Ministerium der Fortschrittspartei muß die Steuerlast des Volkes erleichtern, das kann schlechterdings von ihm verlangt werden, auf dieses Versprechen hin vor allem hat es die Unterstützung des Landes erhalten, nicht ungestraft könnte es diesem Versprechen untreu werden, es würde jeden Existenzgrund verlieren. Hier kommen ihm nun die Erfolge der Finanzpolitik seiner Vorgänger zu Statten. Es hat seine Verwaltung mit dem glücklich hergestellten Gleichgewicht begonnen, es wird in seinem ersten finanziellen Jahresbericht zum erstenmal dem Parlament ein Budget vorlegen können, das einen Ueberschuß der Einnahmen aufweist. So kann denn also der Weg der finanziellen Reform betreten werden, wie er in den ministeriellen Programmen vorgezeichnet worden ist: die allmähliche Aufhebung des Zwangscurses, die Erleichterung der verhaßten Mahlsteuer und der nicht minder drückenden Einkommensteuer. Die Frage ist nur die, ob der voraussichtliche Ueberschuß erlauben wird, auf einen solchen Theil der Einnahmen zu verzichten, daß das Volk die Erleichterung wirklich empfindet. Für jetzt ist nur zu erkennen, daß die Zögerungen des Finanzministers Mißtrauen und Unzufriedenheit verbreitet haben, und daß gleichzeitig die Erleichterungen, die er in Aussicht stellt, immer bescheidener geworden sind, die angekündigte Reform jener Steuern immer mehr zusammengeschrumpft ist. So scheint es z. B., daß, ganz entgegen den anfänglichen Erwartungen, bei der Mahlsteuer blos eine andere Erhebungsart eingeführt worden soll, die weniger belästigend und drückend den Ertrag selbst ungeschmälert läßt. Schon jetzt ist ferner vorauszusehen, daß der Ueberschuß, der auf etwa zwanzig Millionen Lire angeschlagen ist, zum großen Theil eine noch dringlichere Verwendung finden wird, als zur Erleichterung der Steuerzahler: die Verpflichtungen, die aus dem Basler Vertrag erwachsen, und die Durchführung des

Heeresgesetzes verlangen erhöhte Mittel, und am wenigsten werden die öffentlichen Arbeiten in den Provinzen eingeschränkt werden können, wenn das Ministerium nicht allzu viel von seiner Popularität einbüßen will. Kurz, es ist unschwer vorauszusehen, daß eine gründliche Enttäuschung das Ende sein wird.

Schon können die Zeitungen der Rechten die Schadenfreude nicht verbergen. Sie deuten die Möglichkeit an, daß bereits die erwartete Vorlage des bestimmten Finanzprogramms die unausbleibliche Ernüchterung bringe und das Ministerium unmöglich mache. Allein die Rechte ist zugestandenermaßen für geraume Zeit noch nicht im Stande, wieder das Ruder zu ergreifen, es könnte sich somit blos um einen Personenwechsel innerhalb der Linken handeln, der zwecklos wäre. Selbst wenn die Rechte nicht so vollständig am Boden läge, wäre es gleichwohl in ihrem eigenen Interesse, den Sturz des jetzigen Ministeriums nicht zu beschleunigen, vielmehr für die Probe, wenn sie doch einmal gemacht ist, so viel Zeit zu gewähren, daß sie eine erschöpfende wird und ihr Ausgang für die ganze Nation sonnenklar und unwiderruflich sich herausstellt. Auf die Länge ist die Hegemonie des Südens schlechterdings undenkbar. Wohl aber kann ihre zeitweilige Dauer einen erheblichen Nutzen stiften: dadurch nämlich, daß sie Elemente zur Betheiligung am politischen Leben beizieht, welche sich bisher gleichgiltig oder blos kritisch verhielten, und daß sie der Demokratie durch eigene Erfahrung einen Begriff giebt von der Verantwortlichkeit jeder Regierung und jeder Partei, die zur Regierung strebt. Wenn die italienische Demokratie von der Nichtigkeit ihrer schmeichlerischen Versprechungen überzeugt würde und daraus die Lehre entnehmen wollte, daß die staatsbürgerlichen Pflichten keinen Abzug dulden, so wäre dieser Gewinn um den Preis etlicher Jahre demokratischer Herrschaft nicht zu theuer erkauft.

In der Veranda.*)

Von A. Schönbach.

Ein Buch, welches bald nach dem Tode seines Verfassers erschienen ist, weckt eigenthümliche Empfindungen. Es ist ein Vermächtniß. Es regt Hoffnungen an und bezeichnet sie zugleich als unerfüllbar, es macht Freude und trübt sie wieder, indem es vor die Seele ruft, daß der Spender des Dankes entbehren muß. Und hat man ihn gekannt, dann klingt aus den Blättern

*) In der Veranda. Eine dichterische Nachlese von Anastasius Grün. Berlin, Grote.

seine Stimme; indem wir die Verse leise vor uns hinlesen, ists als wäre er nahe und spräche sie in wehmüthigem Tonfall.

Noch sehe ich ihn vor mir, die hoch gewachsene, schlanke Gestalt, nur wenig gebeugt, die rechte Hand auf die Brust gelegt, mit der linken auf den Tisch sich stützend; sein Auge überflog die freudig bewegte Menge, in seine weichen Züge kam etwas straffes, energisches, er begann zu reden. Es war sein Fest; inmitten der Grazer-Studentenschaft, im Gedränge weither geladener Gäste feierte er die siebzigste Wiederkehr seines Geburtstages. Als der Jubel sich gelegt hatte und das Tosen dem Gesumme hochgespannter Erregung gewichen war, beherrschte seine milde, schwache Stimme vollkommen den weiten Saal. Was er sprach und wie er es sprach, drang tief ins Gemüth seiner Hörer, welche schon damals die Furcht kaum zu bergen sich vermochten, daß nur eine geringe Frist ihm noch gegönnt sei. „Welche sind denn meine Verdienste? Siebzig Jahre alt zu werden ist weder ein Verschulden noch ein Verdienst. Ich wenigstens kann versichern, daß ich dabei nicht die geringste böse Absicht gehabt, daß ich mich aber auch einer besonders lobenswerthen guten Absicht nicht rühmen kann. Was sonst noch gerühmt wird als mein Verdienst, war wohl nur Sache des Glücks und des Zufalls und selbstverständliches, pflichtgemäßes Verhalten. Denn dafür einzustehen, was man als Recht und Wahrheit erkannt hat, ist des Mannes Pflicht."

Ich wüßte nicht, was man von Anastasius Grün rühmlicheres sagen könnte, denn, daß dieser letzte Satz, vor die erste Ausgabe seiner Gedichte gestellt, als ein Programm seines Lebens hätte gelten dürfen.

Die „dichterische Nachlese", welche in dem zierlichen Bande vor uns liegt, gewährt dessen erfreuliche Bestätigung. Alle Hauptzüge seines Wesens finden wir darin wieder, welche dem jugendlichen Dichter vor mehr als vierzig Jahren im raschen Ansturm die deutschen Herzen eroberten. Seine Verse fließen jetzt ruhiger, mehr abgeklärt, in knapperem Ausdruck werden die Gedanken zusammengehalten. Aber die Eigenart, welche den Dichter als eine abgeschlossene, leicht erkennbare Gestalt unter seinen Sangesgenossen erscheinen ließ, blieb gewahrt. Diese Eigenart ist eine gut österreichische.

Vor nicht langer Zeit sind in diesen Blättern die harten Worte Ferdinand Kürnbergers über den Charakter des Oesterreichers im allgemeinen, des Wieners insbesondere, citirt worden. Gewiß sind sie bei aller Schärfe nicht unwahr, aber einseitig. Unter allen deutschen Stämmen weist der deutsch-österreichische das wundersamste Gemengsel von Eigenschaften auf. Mild und nachgiebig, dann wieder, wenn auch nicht für lange, wild und fanatisch. Enthusiastisch geht er an ein Werk und leistet in wenig Zeit Bedeutendes, allein er wird bald lässig, das Unvollendete bleibt liegen, zwingt nicht die Noth zur Wiederaufnahme; die Ausdauer ist ihm fremd. Gutmüthig und arglos bis zur

Lächerlichkeit ist er doch mitunter von schlau berechnender Klugheit, die unter biederem Aeußern sich versteckt. Nicht mit Bewußtsein und Absicht treulos, läßt er sich doch oft nur zu leicht durch Kleines bestimmen und vom eingeschlagenen Wege ablenken. All dies scheint seine Wurzel in einer starken sinnlichen Erregbarkeit zu haben. Schon in alter Zeit waren diese Züge vorhanden; die Wenigen, deren Seelenleben wir aus ihren Dichtungen uns verständlich machen können, zeigen sie auf, so Heinrich von Melk, Walther von der Vogelweide, Ulrich von Lichtenstein. Ich glaube deshalb, daß es nicht richtig ist, nach späteren historischen Ereignissen zu fragen, denen diese Charakterbildung zugeschrieben werden soll. Die erfolgreiche Gegenreformation mag manches schärfer zugespitzt und entwickelt haben, aber wesentliche, in die Tiefe gehende Aenderungen hat sie nicht hervorgebracht. Vielmehr meine ich, daß aus der Verbindung zusammengewürfelter ostgermanischer und bajuvarischer Völkersplitter mit einer sehr starken slavischen Einwanderung die eigenthümliche Composition lange vor den Anfängen einer deutschösterreichischen Literatur entstanden ist. Deutsche Sprache, Sitte und Recht waren freilich immer oben auf; dafür ist es ein merkwürdiger Beleg, daß inneröstereichische Weisthümer aus ganz slavischen Gegenden nur in deutscher Fassung sich erhalten haben. Allein die Masse des Volkes hatte mit einem sehr mächtigen Zuschuß von Slaven sich zu amalgamiren; genügend wird dies durch anatomische, besonders Schädeluntersuchungen, nachgewiesen.

Ich stehe nicht an, Anastasius Grün als einen Erben Walthers von der Vogelweide zu bezeichnen. Das Viele, was sie gemeinsam haben, ist eigen dem Stamme, dessen Angehörige sie beide sind. Freilich überragt der alte Sänger den modernen gar sehr und nicht bloß an Begabung. Walther nimmt das Leben tiefer, ernster, leidenschaftlicher als der Spaziergänger: er ist scharf und knapp im Ausdruck, welcher immer der einzige vollkommen passende für das Gedachte und Empfundene ist; glänzendem Wortprunk erweist er sich abhold. Doch wie im Innersten des Gemüthes bei beiden dieselben Kräfte wirken, zeigt der „Pfaff von Kahlenberg".

Anastasius Grün ist kein Lyriker ersten Ranges, dazu fehlt es ihm zunächst an Einfachheit in Form und Inhalt. In der Form wird dieser Mangel leicht deutlich. Der Dichter hebt aus einem Bilde nicht diejenigen Stücke aus, welche augenblicklich nöthig sind; in seiner Freude am Bilde als solchem führt er Alles bis ins Kleine aus und erdrückt so mit dem Bilde den Gedanken, dem das Bild zum Schmucke dienen sollte. Es ist überflüssig, Beispiele anzuführen; die unter dem Titel „Schutt" vereinigten Gedichte bieten sie am zahlreichsten. Die Fruchtbarkeit seiner Phantasie schiebt dem Dichter auch Bilder unter, die mit dem Gedanken, zu welchem sie gehören, eine Verbindung nicht eingehen können. Bekannt sind die Verse in den

„Spaziergängen" und im „Schutt", welche den Frühling als den Befehlshaber eines Heeres schildern. Licht- und Flamme kehren insbesondere in den Bildern häufig wieder.

Diese Ueberfülle stammt aus dem Drange einer starken Einbildungskraft, die der Dichter nicht immer zu zügeln und auf künstlerisches Maß zurückzuführen vermag. Nicht fügt sich ihm zu dem entstandenen Gedanken ein sinnlicher Ausdruck, ein Bild, sondern Bild und Gedanke fallen ihm zusammen, werden gleichzeitig. Dann zieht ein Bild das andere nach sich und so faltet sich jenes Prachtgewand von Tropen und Beiwörtern auf, an welchem der Reichthum des Zierraths die zarte Zeichnung oft verdeckt.*) Aehnlich ergeht es dem Dichter bei dem Aufbau umfangreicher Erzählung. Unbemerkt treten Episoden in den Vordergrund, Stimmungsbilder nehmen sein Interesse gefangen, in breiter Darlegung drängen sich lyrische Einsatzstücke zwischen die Handlung und zerreißen das dünn gesponnene Gewebe. Daran leiden in aufsteigender Linie „der letzte Ritter", der „Pfaff vom Kahlenberg", die „Nibelungen im Frack". Bei dem letzteren hat phantastisch-humoristische Reflexion den kleinen Stoff fast verschwinden gemacht.

Das mächtige Lebensgefühl, welches Anastasius Grün mit Walthern gemeinsam ist, giebt seiner Freude an der Natur einen besonderen Charakter. Kein dichterischer Sinn wird sich inniger Betrachtung des Naturlebens entschlagen können; er borgt dorther nicht nur seine Vergleiche, er empfängt von dorther Anregung, Stimmung, Farbe. Bis zu einem gewissen Grade fühlt jeder Dichter sich eins mit der Natur. Im höchsten Maße ist dies bei Anastasius Grün der Fall. Er empfindet alle Wandlungen mit, er fühlt es fast in sich sprießen und blühen, wenn der Frühling naht, und das Versiechen des Jahres zwingt ihm trübes Entsagen auf. Das macht ihn zu lebendiger Naturschilderung vorzugsweise befähigt, es macht ihn aber auch gelassener den Weltdingen gegenüber. Wem jedes Jahr der Lenz neue Freude und sonniges Leben ins Herz strahlt, wen jedes Jahr der herbstliche Laubfall tief ergreift, wie sollte der vorübergehende Täuschung nicht ertragen können, wie sollte er nicht maßvoll bleiben, während anderen das Herz in stürmischer Hoffnung überquillt, und feste Zuversicht hegen, indeß andere trostlos das ersehnte Ziel entschwinden sehen.

Ich denke dabei der Verse aus dem achten Sonett an Nikolaus Lenau. Das Jahr 1848 ist vorbei, der Dichter ist um einen Frühling ärmer geworden —

*) Wie der Dichter in der Richtung seiner Arbeit durch die Energie von Sinneswahrnehmungen bestimmt wird, zeigt „Schutt". Aber auch sonst geben Bilder die Einleitungen und Expositionen selbst zu seinen gedankenreichsten Gedichten ab.

So ganz vergaß ich, daß Natur auch blühte!
Ich frug um ihren Lenz erst, als schon Flocken
Das Schneegewöll auf dürre Stoppeln sprühte. —

Lenz kam aufs Neu; ich aber fühl' erschrocken,
Daß Duft und Blüthenspiel mich wieder locken,
Waldstimmen wieder rühren mein Gemüthe.
(J. d. B. S. 128.)

Genau spricht er seine Anschauung aus in den ebenfalls an Lenau gerichteten Versen, mit denen der „Pfaff vom Kahlenberg" dem Freunde gewidmet wird:

Dein Banner war tiefschwarze Seide,
Ich schwang ein rosenfarb Panier;
Sie standen nicht genüber! — Ihr,
Die beide wob, senkten sich beide.

Du sahst Sie über Schwerterbrücken
Und durch der Trauer Pforte nahn;
Mir wies der Frühling Ihre Bahn
Im Feld, im Wald, auf Bergesrücken.

Diese herzliche Theilnahme an der Natur war, wie von selbst verständlich, mit einem lebhaften Heimathsgefühl verknüpft, das überall zum Durchbruch gelangt. Die politischen Dichtungen sind ebenso davon eingegeben, wie „der letzte Ritter", der „Pfaff vom Kahlenberg" ganz damit erfüllt sind. In der „Gebirgsreise", dieser schönen Episode, schildert der Erzähler Steiermark und Kärnthen. Es kann Niemandem entgehen, daß seine Landschaftsbilder der genauen Kenntniß dieser Länder entnommen sind. Die grünen Alpenmatten, der stürzende Gießbach, der einsame, kahle Fels, das üppige Flußthal, sie alle sind in seinen Liedern echt steirischen Ursprungs. Freilich fehlt ihm nicht die Phantasie, welche aus dem in früheren Jahren durchwanderten Süden farbensatte Erinnerungen heraufholt, allein er kehrt doch immer am liebsten wieder zu den Scenerien zurück, welche Inneröstereich besitzt.

Hier hat er auch den Trieb empfangen, sich dem geistigen Leben des Volkes zu nähern; besonders war ihm das Volkslied anziehend. Nun ist allerdings der deutsche Boden dieser südöstlichen Grenzländer an volksthümlicher Poesie arm, er suchte sie bei den Slovenen und fand eine große Zahl werthvoller Lieder zusammen, die er mit einer lehrreichen Einleitung überaus treu und doch in geschmackvoller Form übersetzt herausgab (1850). Das Büchlein lag ihm stets am Herzen, im letzten Jahre noch war er damit beschäftigt, seine wohlgepflegten Sammlungen zu einer zweiten Auflage zu ordnen und nichts hat ihn je mehr gekränkt, als was ein vorlauter Recensent einmal von den „Volksliedern aus Krain" hinwarf: wo Anastasius Grün keine gefunden

hat, da macht er sie eben selbst*). Der Zug nach Volkspoesie hat ihm auch die englischen Balladen von Robin Hood nahe gebracht. Er gerieth damit an einen undankbaren Stoff; denn so frisch der Waldesduft aus den altenglischen Balladen quillt, in einer Uebersetzung muß er, sei die Hand des Bearbeiters noch so sorgsam, nothwendiger Weise fortgestreift werden. Auch was dann übrig bleibt, ist noch schön, aber es ist der erste Robin Hood nicht mehr.

An der glänzendsten Seite von Anastasius Grüns Schaffen, dem politischen Lied, hat seine Heimathsliebe nicht geringen Antheil. Bezeichnend ist: alle seine Vorwürfe und Angriffe gelten der Regierung und den Beamten; daß das Volk selbst in seiner passiven Lässigkeit und schwerfälligen Apathie die schlimmen Zustände mit verschuldet habe, fällt ihm nicht bei. Volk und Land sind, nach seiner Meinung, immer jung, frisch, unverdorben geblieben, an den Regierenden lag es. Gegen sie ist der Sturm von 1830 gerichtet, dem Anastasius Grün beredten Ausdruck gab.

Das Pathos in den Nibelungenstrophen der „Spaziergänge" ist ein wahres und lauteres, das kann jeder fühlen, der jetzt diese Rythmen liest. Die Verhältnisse liegen heute ganz anders, was damals erstrebenswerth in der Ferne sich zeigte, wird heute als überwundene Vorstufe zu besserem angesehen*), dennoch müssen auch jetzt jedem die Pulse rascher klopfen, der „Naderer da", „Mauthcordon", „Salonscene" liest, die Wuth gegen den „Censor", das verhaßte Gespenst, möchte sich wieder regen, und das „Warum"

---

*) Mittheilung von Professor Krek.

*) Anastasius Grün hat dies selbst in dem einleitenden Gedichte zur neuesten Auflage des Buches „Einem jungen Freunde" schön ausgesprochen:

> Noch als ein junges Bürschlein zog
> Dein Vater — jetzt in Silberhaaren —
> Als dieses Liederbuch vor Jahren
> Zum erstenmal ins Weite flog.
>
> Das klang wie Schwertschlag auf dem Schild,
> Da, aus dem Schlummer aufgerüttelt,
> Hat Mancher arg das Haupt geschüttelt:
> „Wie weit voraus, wie rasch und wild!"
>
> Du bist so jung, wie damals wir,
> Dein Antlitz blüht, dein Aug' ist helle;
> Heut schwingt mein Lied an deiner Schwelle
> Im neuen Kleid sein alt Panier.
>
> Das rauscht dir freud- und wundersam;
> Die Blätter seh' ich dich durchfliegen,
> Dein freundlich Haupt bedenklich wiegen:
> „Wie weit zurück, wie mild und zahm!"

schneidend in die Seele dringen. Das ist ebenso reine und ungekünstelte Leidenschaft, wie sie in Walthers Sprüchen gegen Rom herrscht, die immer wieder begeistern und mit sich reißen, obschon Niemand mehr das deutsche Silber, welches nicht selbst dazu neigt, in den wälschen Schrein zwingen kann.

Vielleicht hatte Mancher nach diesem kühnen Anfang anderes, Größeres, Kühneres von Anastasius Grün erwartet. Wenn der Dichter schon zwischen sich und den meisten seiner Standesgenossen durch die „Spaziergänge" die Brücke abgebrochen hatte, mochte er um so rückhaltloser nun den thätigen Politikern sich anschließen. Nichts von dem geschah. Wie viele Gedichte Anastasius Grün auch später mitempfindend den Ereignissen widmete, er behielt sie für sich, und nur eine kleine Auswahl ist in der letzten Sammlung zum Vorschein gekommen. Freilich wird man sich hüten müssen, ihn darob streng zu tadeln. Was konnte erreicht werden, wenn er, seine Opfer erneuernd, den Kampf gegen das „System" weiter fortführte? In jenen Jahren war den besten Männern unserer Heimath die Zukunft dunkel wie ein Abgrund, den Nebel bis an den Rand erfüllen, so daß die grausige Tiefe zwar geahnt aber nicht geschaut werden kann. Es schien unmöglich, daß jemals ein Lichtstrahl dieses Düster durchdringe. Die Arbeit aber scheut ein redlicher Mann, von deren Fruchtlosigkeit er überzeugt ist.

Um so aufrichtiger war der Jubel, mit welchem Anastasius Grün die ersten Ereignisse von 1848 begrüßte. Seine Träume schienen Gestalt zu gewinnen, ja die Wirklichkeit wollte fast das zaghaft Gedachte übertreffen.

„Schmettre, du Lerche von Oesterreich
Hell von der Donau zum Rhein!
Juble! Du kommest aus Morgenroth,
Ziehest in Morgenroth ein."

rief er in einem Gedichte, welches er an die Frankfurter Reichstagsgenossen richtete (J. d. V. S. 69). Der Zusammenbruch aller Hoffnungen traf ihn hart, aber er ertrug ihn. Durch den „Pfaff vom Kahlenberg" (obschon das Gedicht lange vorbereitet war) geht ein melancholischer Zug des Entsagens, nicht des Grolles. Er hatte nicht alles eingesetzt, weil er die Unsicherheit des Bodens kannte, auf dem die Schwärmer einen festen Freiheitsbau zu errichten wähnten, er hatte darum auch nicht alles verloren.

Dagegen war er schwer zu bewegen, im Beginne der Sechziger Jahre an dem constitutionellen Leben Theil zu nehmen. Er hatte wenig Zuversicht, und deshalb fiel die Führerrolle, welche ihm gebührt hätte, anderen, ephemeren Politikern zu. Erst als Mitglied des Herrenhauses übte er eine fruchtbringende Thätigkeit. Anlaß bot sich ihm genug. Das Herrenhaus nimmt im constitutionellen Organismus Oesterreichs eine eigenthümliche Stellung ein. Grundzug seines Charakters ist ein sehr lebhaftes Gefühl für die Macht des

Staates, in größerem oder geringerem Grade besteht in der Majorität der Wunsch nach strammem, centralistischem Regiment; aber nicht nach antiliberalem. Denn die conservative Gesinnung der meisten ist mild und modernen Ansichten nicht fremd. Solche Eigenschaften machen das Herrenhaus zu einem Bollwerke unseres Verfassungswesens, sie haben ihm das Vertrauen der Bevölkerung erworben und bei steigenden Bedrängnissen mag manche Hoffnung auf diese erste Kammer gesetzt werden. Es scheint mir für dieselbe ungemein bezeichnend, daß seit ihrem Bestehen Anastasius Grün in jeder Session die Adresse an die Krone verfaßte. Das kann wohl nicht nur deshalb geschehen sein, weil man von Anastasius Grün die beste stilistische Fassung des Schriftstückes erwartete, sondern auch weil die Majorität des Hauses mit ihm in den wichtigsten Dingen sich eins wußte.

Die vorliegende, Eduard von Bauernfeld gewidmete, Sammlung umfaßt einen großen Zeitraum. Noch aus dem Jahre 1842 ist ein Gedicht aufgenommen, bis in die allerletzten Monate reichen die zur Einleitung vorangeschickten Strophen. Die Auslese ist streng und mag Vieles bei Seite gelegt worden sein, was der scharfen Selbstkritik zu gering dünkte. Dafür findet sich aber auch kein unbedeutendes Stück in dem Buche, eine Menge vortrefflich und Einiges ausgezeichnet Gelungene. Die Sammlung zerfällt in mehrere Gruppen: Lied und Leben, Zeitklänge, Sonette, Sprüche und Spruchartiges, Aus Krain, Prinz Eugenius, Der Tambour von Ulm, Bilder und Gestalten. Das beste steht wohl in den beiden ersten Gruppen. Denn die letzte beschäftigt sich mit harmlosen, erzählenden Stoffen, nicht ohne Stacheln, wie: „Das rechte Wort" (S. 258), „Quersack" (S. 293). „Der Tambour von Ulm" (S. 221 ff.) hat, wie man leicht erräth, die Capitulation der österreichischen Armee unter Mack miterlebt und begleitet mit seinen trüben Lehren die Thaten der Enkel 1849, 1859. Er begrüßt das Februarpatent 1861 ohne große Freude, 1866 stirbt er. Ueber Oesterreichs Geschick lesen wir darin (S. 236 f.) die schönen Worte:

Denn das blieb dein Loos, daß stets im Fallen
Dir zu neuem Schwung der Fittig sprießt;
Daß, wenn sich des Unheils Wetter ballen,
Deiner Saat nur milder Regen fließt.

Willst du danken stets nur der Bedrängniß,
Zittern stets vor lächelndem Geschick?
Ei so schmiede selber dein Verhängniß,
Sei dir selbst die Kraft, dir selbst das Glück!

Hast ein helles Aug', ins All zu wandern,
Hast zu Werk und Kampf gar rüst'gen Arm;
Trägst im Haupt ein Licht auch, wie die Andern,
Hegst ein Herz, wie Wen'ge, frisch und warm.

Sieh dein Land von Zauberhauch umquollen,
Sieh dein Volk von jugendfreud'gem Flug;
Lasse tief durch Seelen und durch Schollen
Furchen ziehn des Geistes Flügelpflug!

Rastlos gährt und drängt im Erdenboden
Keim und Blüth' und Frucht aus stiller Haft;
So im Volk auch lebt, nie auszuroden,
Was zur Freiheit strebt und wirkt und schafft.

Mag der Baum in seinen Wipfeln kranken,
Wenn nur Mark und Wurzeln noch gesund!
Mag im Sturm die Krone zitternd wanken,
Wenn nur unten fester, sichrer Grund!

Die Lieder vom Prinzen Eugen schildern diesen Lieblingshelden in den wichtigsten Phasen seines Lebens, sie schließen mit einem Gedicht, in welchem Napoleon 1809 im Belvedere zu Wien den Adler noch sieht, den Eugen selbst gepflegt und gefüttert hatte. Den Landschaftsbildern „Aus Krain" ist ein sehr zartempfundener „Nachruf an Preschérn", dem vortrefflichen Slovenendichter, beigegeben; ein heiterer Studentenscherz „Unheimliche Gäste" rundet diese Gruppe ab.

„Sprüche und Spruchartiges" enthalten viel Sinnvolles und Kräftiges; ich will nur die Verse (S. 166) hervorheben:

Man schreibt auf manchen Stein;
„Er hatte keinen Feind!"
Als Lobspruch ists gemeint,
Doch schließt's viel Schlimmes ein:
Es klänge just so gut:
Ihm fehlte Herz und Blut,
Er ließ wie Kies sich treten,
Er ließ wie Thon sich kneten,
Sein Aug' war blind dem Lichte,
Sein Mund war stumm für Wichte,

O raubt mir nicht am Grabe
Noch meine beste Habe:
Die Feinde, deren Zorn
Mein Schmuck, mein Stolz, mein Sporn;
Von jenem Worte rein
Laßt meinen Stein.

Mehreres ist, wie in allen Gruppen, politischen Gehaltes, so das sarkastische Gedichtchen „Dualismus" S. 151.

Unter den Sonetten ragen die zwölf Lenau gewidmeten (S. 121 ff.) durch ihre Schönheit hervor. Nur zum Theil sprechen sie Klagen aus, einige bringen in sinnreicher Weise die Zeitereignisse vor das trübgewordene Auge

des Freundes, z. B. die beiden Sonette S. 126 und 129 mit dem Schlußvers „Der Gesunde muß den Kranken meiden".

Die „Zeitklänge" werden eröffnet mit „Ein Räthsel vom Czaren" 1842 und schließen mit dem Festgruß an die Lesehalle deutscher Studenten in Prag zur fünfundzwanzigjährigen Feier ihres Bestehens, Pfingsten 1873. Von einem Gedichte, welches die Leiden des in den Bergwerken gefesselten Polen beklagt bis zur Feier eines Vereins, der im Kampfe für das Deutschthum in Böhmen eine Hauptfeste darstellt, das ist ein weiter Weg, welcher an der ganzen Reihe politischer Ideale vorbeiführt, die nach einander das heutige Männergeschlecht erregt haben. Nicht ohne Absicht sind die Gedichte dieser Gruppe gewählt und geordnet. Auf jenes erste folgt sofort eines von 1844, welches die Spaltung unter den polnischen Exilirten tadelt, dann zwei, deren Gegenstand die Nichtaufnahme Luthers, Josef II. und Andreas Hofers in die Regensburger Walhalla bildet. Darauf drei „Vorboten" in den Strophen des Spaziergängers und auch in dessen leidenschaftlicher Sprache, anfangs 1848 geschrieben. Der Frankfurter „Frühlingsgruß", „Dem Erzherzog-Reichsverweser" und „Deutsche Kaiserkrone" folgen, das letztere voll Mißbehagens. Erst 1858 ein Gedicht „bei Radetzkys Bestattung" und wiederum eine Pause von zehn Jahren. Für die neue Aera hat Anastasius Grün keine Worte. Zwei Gedichte preisen das Wiener Schützenfest von 1868. Die drei schönsten Stücke kommen zuletzt. Der Prolog zu der für den Schillerdenkmalfonds in Wien veranstalteten Akademie, Februar 1869, fällt schon durch seine Sprache auf. Sie ist so ruhig und einfach, läßt so sehr die ernsten Gedanken vortreten, daß ein ganz reiner Eindruck entsteht. Das wunderschöne Gedicht zu Grillparzers achtzigstem Geburtstage ist bekannt. Volle Jugendkraft braust in dem letzten Gedicht dieser Gruppe, nur der sparsame Gebrauch von Bildern deutet auf die Abfassungszeit. Die Verse:

> So zieht denn ins Jahrhundert weiter,
> Der Väter, wie der Enkel werth,
> Bauleute Ihr und Glaubensstreiter,
> Friedsinnend und doch kampfbewehrt.
>
> Hinan! Voran! so gehn die Bahnen,
> Die Euch der Gott im Busen zeigt,
> Der deutsche Geist rausch' in den Fahnen,
> Denn er auch ist ein heil'ger Geist.

werden weit und breit Widerhall finden.

„Lied und Leben" heißt die Gruppe, welche an der Spitze der Sammlung steht. Ich muß es mir versagen, hier den reichen Inhalt anzudeuten. Alle werden überrascht sein durch die Fülle von Motiven, die Klarheit und den Wohllaut der Sprache, die jugendliche Frische, welche in diesem Buche, dem

Vermächtniß Anastasius Grüns, sich ausbreiten. Wir schöpfen daraus schöne Hoffnungen für die Stücke, welche noch im Nachlasse verborgen liegen.

So sehr Anastasius Grün gerade in letzter Zeit herrliche Anerkennung bei seinen Stammesgenossen gefunden hat, die Nachlese „In der Veranda" zeigt, daß manche, und zwar die besten Seiten seines Wesens nicht ganz von uns sind erkannt und gewürdigt worden. Von ihm selbst also gilt auch, was er in seinem Gedichte „Läuterung" (S. 9) so ergreifend sagt:

Wo ist der Mann, wann wird er kommen,
Den alle Tugendzierden adeln?
Steht er dir nah, noch so vollkommen,
Doch weißt du dies und das zu tadeln;
Erst wenn er schied und nimmer kehrt,
Erglänzen hell dir seine Gaben,
Und eines Menschen ganzen Werth
Zu kennen, müßt ihr ihn begraben.

Aus dem deutschen Reichstag.

II.

Der störende Einfluß des gleichzeitigen Tagens der preußischen Landesvertretung und des Reichstags hat sich noch weit fühlbarer gemacht als man fürchten konnte. Die erste Woche des Reichstags, dessen vollzähliges Erscheinen diesmal für eine rasche Inangriffnahme der Geschäfte so günstig war, schließt mit keinem sichtbaren Resultat seiner Thätigkeit ab, und es ist nicht zu verwundern, wenn in den Abgeordneten, die ihre heimischen Geschäfte verlassen und sich pünctlich hier eingefunden haben, ohne hier noch die Möglichkeit einer Thätigkeit zu finden, für die Zukunft die Neigung zu pünktlichem Erscheinen dadurch sehr vermindert wird.

Mit dem am 3. März erfolgten Schluß der preußischen Volksvertretung ist nun zwar dies eine Hemmniß für die Thätigkeit des Reichstags beseitigt, leider war es aber nicht das einzige, das andere tiefer liegende dauert fort, es ist die mangelnde Vorbereitung der Vorlagen seiten des Bundesraths. Der Reichstag erhielt zwar bei seinem Zusammentritt die meisten Theile des Haushaltplanes vorgelegt, das umfangreichste Stück davon, den Militäretat, erst am 2. März, und die Hauptsache, das Etatsgesetz mit dem Vorschlag der Aufbringung des ungedeckten Bedarfs glaubte der Präsident in der letzten Freitagssitzung erst für den 4. oder 5. März in Aussicht stellen zu können. Der Abgeordnete Hänel gab dann auf diese Mittheilung, die das Haus zwang

seine Thätigkeit bis zum 8. März zu sistiren, unter unzweideutiger Zustimmung des Hauses der allgemeinen Mißbilligung darüber einen energischen Ausdruck, daß man den Reichstag wenigstens zehn Tage zu früh einberufen und daß man die Vorbereitungen für den Reichshaushalt so wenig rechtzeitig getroffen habe, daß dem Reichstag für die Erledigung dieser wichtigsten Aufgabe kaum drei Wochen Zeit bleiben. Die beinahe schüchterne Entgegnung des Präsidenten des Reichskanzleramts, Staatsminister Hoffmann, der um Entschuldigung bat und für die Zukunft Besserung versprach, war nicht geeignet, den übeln Eindruck zu verbessern, der allmählich die Wahrnehmung erzeugt hat, daß die kraftvolle Initiative, die präcise Geschäftstüchtigkeit in der Leitung unserer inneren Angelegenheiten nicht mehr in dem Maaße wie früher sich erkennen lassen. Wenn es wahr ist, daß die wichtige in der Thronrede angedeutete Frage, wie eine Erhöhung der Matricularbeiträge — (gegen das Vorjahr würde zur Deckung der Ausgaben eine Erhöhung der Matricularbeiträge um etwa fünfundzwanzig Millionen Mark nöthig sein) — durch Erschließung eigner Einnahmen für das Reich vermieden werden könne, bis zum 2. März im Bundesrath noch gar nicht erwogen, geschweige denn beschlossen sei, so würde dies keinen günstigen Schluß zulassen auf die Gesammtleitung unserer inneren Angelegenheiten und würde nur die alte Klage bestätigen, daß unsere Organisation allzusehr nur auf einzelne Personen angepaßt war, als daß sie für die Dauer sich unverändert aufrecht erhalten ließe. Gegenüber einem neuen Reichstag mit völlig schwankenden Parteiverhältnissen und nach keiner Seite hin entschiedener Majorität erscheint dieser Mangel an productiver Initiative und Geschlossenheit in der Regierung doppelt bedenklich. Der scherzhafte Vorschlag, man möge Delbrück als Hülfsarbeiter im Reichskanzleramt anstellen, damit die Dinge wieder in Zug kommen, kann freilich den schmerzlich vermißten, unersetzlichen Mann nicht wieder herzaubern, noch weniger aber das tiefer liegende Uebel unserer Organisation beseitigen.

Gegenseitige Annäherung der sich zum Theil noch fremden Abgeordneten und wenigstens einige Klärung der Parteistellung war bisher beinahe die einzige Aufgabe, deren Lösung in zahlreichen Parteiversammlungen und in verschiedenen Formen zum Theil geselliger Versammlungen versucht ward. Auch der Hof trug das Seine dazu bei, indem der Reichstag zur Theilnahme an einer großen Cour mit Concert im Schloß geladen war, die mit Unterbrechung der Hoftrauer dem Vernehmen nach vom Kaiser veranlaßt war, damit gegenüber der immer mehr empfundenen Geschäftsstockung etwas Leben in einige Geschäftszweige komme; angeblich sollen aus diesem Grunde noch weitere Hoffeste folgen. Der Kaiser unterzog sich der Strapaze solcher Cour mit alter Rüstigkeit und in besonders freundlicher Stimmung und unterhielt

sich mit vielen Reichsboten über die vorliegenden Aufgaben, in denen er sich wie immer völlig orientirt zeigte. Die herkömmlich am Mittwoch Abend im Foyer des Reichstags stattfindende „parlamentarische Vereinigung", die einfachste Form der Geselligkeit für alle Mitglieder des Reichstags und Bundesraths bei einem Glas Bier, begann diesmal mit der charakteristischen Thatsache, daß auch Mitglieder der socialdemokratischen Partei, die bisher einer jeden geselligen Berührung mit dem Bourgeois sich gänzlich entzogen, sich friedlich daran betheiligten, der socialistische Hofbaurath Demmler (der vor der Abreise nach Berlin sich von seinem Großherzog unterthänigst verabschiedet haben soll) und Rittinghausen, mit ihrem Frankfurter Freund, Notthoff, Sonnemanns Nachfolger. Charakteristisch ist auch, daß den Reichstag in seinen ersten Sitzungen nicht weniger als fünf socialistische Anträge beschäftigten wegen Sistirung von Untersuchungen gegen socialistische Abgeordnete für die Dauer des Reichstags, Anträge, die den Herren gewöhnlich Anlaß zu einer überflüssigen Brandrede gaben (der Reichstag bewilligte sie stets), deren erster aber diesmal vom Socialdemokraten Demmler, der durchaus die Formen des Gentleman beobachtete, in einfach geschäftsmäßiger Form sans phrase begründet ward. Auch Fürst Bismarck hat seine verdienstvollen Bemühungen wieder aufgenommen, durch seine Sonnabendssoiréen Gelegenheit zu geben zu einem freien, ungebundenen Verkehr zwischen allen Mitgliedern des Reichstags und der Regiernng, ein Verkehr, der in seiner vertraulichen Form die Interessen des Reichs gewöhnlich mehr fördert, als manche vielstündige Sitzung mit glänzenden Reden. Die Heimreise sehr vieler Abgeordneten und eine gleichzeitige Soirée beim Kronprinz that dieser ersten bismarckschen Sonnabendssoirée einigen Abbruch. Dennoch war sie besucht genug und unter den Besuchern waren wenigstens ein Mitglied des Centrums und mehrere Elsässer Abgeordnete (Autonomisten) bemerklich.

Die Stellung der Parteien im Reichstag hat wenigstens einige Klärung erfahren dadurch, daß der Versuch, alle conservativen Elemente in eine Partei zusammenzuschweißen, an der höflichen Ablehnung der Freiconservativen (deutsche Reichspartei) gescheitert ist. Der Versuch bedeutete nichts weiter, als eine Lahmlegung der gemäßigten conservativen Elemente. Denn nach alter Erfahrung konnte darüber kein Zweifel sein, daß der extreme Flügel der Conservativen bei solcher Vereinigung die Führung übernommen hätte und daß damit Elemente den überwiegenden Einfluß gewonnen hätten, die, in vielen Fragen weit auseinandergehend, doch in der einen übereinstimmend gewesen wären, der bisherigen Entwickelung des Reichs abgeneigt zu sein. Wir unsererseits halten das Fortbestehen der freiconservativen Partei, die der Repräsentant eines vollberechtigten, namhaften Bruchtheils der Nation ist, für eine sehr wesentliche Voraussetzung eines gedeihlichen parlamentarischen Lebens;

wir erkennen in der nationalliberalen Partei, der Vertreterin des deutschen Bürgerthums, in Verbindung mit den Freiconservativen und den gemäßigten Elementen der Fortschrittspartei, mit denen Fühlung zu behalten versucht werden muß, die wesentlichen Träger unseres parlamentarischen Lebens, wenn dasselbe einer ruhigen und stetigen Entwickelung des Reichsgedankens förderlich sein soll. Die Bestrebungen auf Verschmelzung der Conservativen mit den Freiconservativen, das heißt auf Lahmlegung der unabhängigen und gemäßigten Elemente, scheiterten jetzt an der einstimmigen Ablehnung der Freiconservativen. Sie werden sicherlich erneuert werden: wir wollen aufrichtig wünschen, daß sie auch später immer der gleichen Ablehnung begegnen. Diese Ablehnung seitens der Freiconservativen schließt übrigens nicht aus, daß dieselben mit der streng conservativen Partei eine gewisse Fühlung bewahren, mit der sie in Bezug auf die Wahlen innerhalb des Reichstags sich als ein Ganzes betrachten. Für diese Wahlen, die für die Vorbereitung der Geschäfte im Reichstag von hervorragender Wichtigkeit sind, wieder eine allseitig anerkannte Vereinigung zu treffen, war eine Aufgabe für den sogenannten Seniorenconvent des Reichstags, die anfänglich zu scheitern schien in wiederholten langathmigen Sitzungen an der Forderung der Fortschrittspartei, nicht mehr wie bisher das in der Mitgliederzahl der einzelnen organisirten Parteien erkennbare Gesammtbild der Stimmung des Hauses diesen Commissionswahlen zum Grunde zu legen, sondern den Gruppen des Hauses auf Kosten der großen Parteien eine hervorragende Berücksichtigung zu schenken, die erfahrungsmäßig an den Geschäften sich nicht betheiligen, vielmehr ihre negirende und ablehnende Tendenz mit einer gewissen Ostentation zu Tage treten lassen, das heißt den Polen, Socialen und Elsässer Protestlern.

Den hemmenden und gegnerischen Elementen sollte ein mit ihrer Zahl nicht einmal im Verhältniß stehender Einfluß auf die Geschäfte des Reichstags eingeräumt werden, damit der linke Flügel der Fortschrittspartei eine Unterstützung fände für principielle Opposition. Indeß zuletzt hat doch auch innerhalb der Fortschrittspartei eine gemäßigtere Ansicht die Oberhand gewonnen, und es kam endlich eine Einigung zu Stande auf Grund des wirklichen Zahlenverhältnisses der activen Parteien, sodaß also die Commissionswahlen einen wirklichen Ausdruck der Stimmung des Hauses gewähren, nur mußte die nationalliberale Partei das Zugeständniß machen, daß die Budgetcommission von 21 auf 28 Mitglieder erhöht ward, eine für die Geschäftsbehandlung etwas zu hoch gegriffene Zahl. So konnten endlich die lange verschobenen Commissionswahlen vollzogen werden. Die Gruppe Löwe wird hierbei von den Nationalliberalen mit vertreten, während sie früher mit der Fortschrittspartei in solchem Cartellverhältniß stand. Die Nationalliberalen betrachten es im übrigen als ihre Aufgabe, in einzelnen Fällen die kleinern

Gruppen des Hauses bei den Wahlen zu berücksichtigen, wie sie z. B. in die Commission für das Patentgesetz einem der Elsässer Autonomisten einen Platz der Nationalliberalen offerirt haben, damit die Erfahrungen und Resultate der französischen Patentgesetzgebung mit verwerthet werden können und sicherlich wird eine Commission für den Etat der Reichslande von derselben Seite des Hauses aus mehr als einem Elsässer einen Platz geöffnet finden. — Die Thätigkeit des Bundesraths führte dem Reichstag neuerdings zwei wiederholt aufgewärmte Vorlagen zu, das Gesetz über den Rechnungshof und über die Einnahmen und Ausgaben des Reichs, sowie das Patentgesetz; wir behalten uns vor, darüber in einem künftigen Bericht zu sprechen. Der Reichstag machte bereits das wichtige Patentgesetz zu einem Gegenstand erster Berathung, die indeß leider die Sache selbst wenig berührte, sondern nur einem sächsischen Conservativen Anlaß gab zu einer maiden speech gegen die wirthschaftliche Gesetzgebung des Reichs, gegen Manchesterschule und Freihandel, über die erfreuliche „Umkehr" u. s. w., was einige Entgegnungen mit Hinweis auf die solche „Umkehr" ablehnende Thronrede zur Folge hatte, ohne daß der eigentliche Gegenstand des Gesetzes, das Patentwesen, durch diese kurze Debatte irgend eine Beleuchtung oder Klärung erhielt. Eine weitere wichtige Thätigkeit des Bundesraths hat bisher in einer Vorlage an den Reichstag noch nicht Ausdruck gefunden, seine Beschlußfassung über den künftigen Sitz des Reichsgerichts und zwar zu Gunsten Leipzigs. Nachdem innerhalb des Bundesraths die Angelegenheit durch diese Beschlußfassung mit 30 gegen 28 Stimmen erledigt ist, kann hoffentlich der Gesetzesvorlage an den Reichstag in diesen Tagen entgegengesehen werden, deren Begründung diesmal freilich einige Schwierigkeit haben wird, da die Beschlußfassung des Bundesraths nicht in Uebereinstimmung mit dem preußischen Vorschlag erfolgt ist. Indeß würde auch in diesem Fall die Begründung nicht allzu schwierig sein, wenn man nur mit ganz wenigen Wortabänderungen die Motive wieder abschreiben wollte, mit denen seiner Zeit vor kaum acht Jahren die Reichsregierung den Reichstag aufforderte, zur Begründung des Reichsoberhandelsgerichts in Leipzig seine Zustimmung zu geben, Motive, die für die jetzige Frage ebenso ausschlaggebend sind wie damals, ja heute noch ein verstärktes Gewicht in der Thatsache haben, daß seit nahezu sieben Jahren ein höchstes Reichsgericht in Leipzig besteht und in höherem Grade, als man erwarten konnte, sich bewährt hat. Daß gleichwohl heute die Entscheidung der Frage viel ernsteren Zweifeln begegnet, als damals, gehört mit zu den unerfreulichen Thatsachen, die uns beweisen, wie weit wir uns in unserem angeerbten deutschen Separationsgeist von der damaligen Herrschaft des Einigungsgedankens bereits wieder entfernt haben. Dennoch hoffen wir, daß die Sache im Sinne des gefaßten Bundesrathsbeschlusses unter Zustimmung des Reichstags ihre fried-

liche Erledigung finden und das Reichsinteresse überhaupt, wie das Interesse des deutschen Rechtslebens damit wesentlich fördern werde. Nicht als ob wir meinten, daß ein gegentheiliger Beschluß, für den Sitz des Reichsgerichts in Berlin, unannehmbar oder verderblich gewesen wäre, eine solche Tragweite vermögen wir der Frage überhaupt nicht beizulegen; nicht eine Frage der großen Politik, sondern lediglich sachlicher Zweckmäßigkeit erkennen wir darin. Von diesem nüchternen Standpunct der Zweckmäßigkeit aus geben wir dem Beschluß für Leipzig, der natürlich die Aufgabe des Oberappellationsgerichts in Dresden zur nothwendigen Voraussetzung hat, bei weitem den Vorzug vor dem für Berlin. Für Leipzig spricht das stets geltende Gesetz historischer Entwickelung, denn ein höchstes Reichsgericht in Leipzig haben wir, es hat sich dort nicht nur gut bewährt, sondern es hat weit über Erwarten hinaus sich glänzend entwickelt und es müßte erst der Beweis geführt werden, daß seine nunmehrige Erweiterung die Verpflanzung in anderen Boden durchaus nothwendig mache. Das höchste Reichsgericht muß nicht nur eine Reichsinstitution sein, es muß auch in der Empfindung des Volks, das durch äußere Merkmale nach der einen oder anderen Stimmung sich hindrängen läßt, als solche aufgefaßt werden. Das Reichsgericht, aus seinem jetzigen Boden, wo es sich trefflich entwickelt und das Vertrauen der Nation erworben hat, nach Berlin verpflanzt, würde vielfach als ein preußischer Gerichtshof, als eine Fortsetzung des preußischen Obertribunals aufgefaßt werden, in dem kleinen Sachsen dagegen hebt es für aller Blicke sich deutlich ab von den Landesbehörden und erscheint der ganzen Nation als eine gemeinsame Reichsinstitution. Wir haben alle Ursache, hierauf hohen Werth zu legen; das Reichsgericht in Leipzig übt gewiß eine einigende Wirkung. Für die Mitglieder des Gerichts selbst würde ja Berlin in geistiger wie in anderer Beziehung manches darbieten, was Leipzig nicht hat, dagegen fällt schwer in die Wagschaale, daß die ungemein theuern Lebensbedingungen in Berlin den höchsten Richtern manche Einschränkungen auferlegen würden, die die freudige und volle Hingabe an den Beruf nicht unwesentlich erschweren. Es ist zu hoffen, daß innerhalb des Reichstags die Frage lediglich von solchem Zweckmäßigkeitsstandpuncte aus erwogen und entschieden werden wird; locale Interessen haben selbstverständlich gar keinen Einfluß auf die Entscheidung und wenn natürlich Berlin wie Leipzig einen hohen Werth darauf legt, die Stätte des höchsten Reichsgerichts zu werden, so würde doch weder ein Siegesgeschrei von der einen, noch eine Verstimmung von der anderen Seite am Platze sein; aber vollberechtigt wird die allgemeine Freude sein, daß Deutschland einen gemeinsamen höchsten Gerichtshof erhält und von dieser Anschauung aus verlieren auch die Schwierigkeiten der localen Entscheidung an Gewicht und an Schärfe.

M.

Nochmals der Sitz des Reichsgerichts.*)

Stimmen aus allen Parteien sprechen sich für Leipzig als den Sitz des deutschen Reichsgerichtes aus. Ist wirklich einmal das Wunder verwirklicht worden und wenigstens in einem Puncte die vollkommene Einigkeit aller Volkskreise erzielt, oder birgt jede Partei dabei andere Ziele im Hinterhalte? Ich muß gestehen, daß der Eifer, mit welchem Ultramontane, Particularisten, großdeutsche Demokraten für Leipzigs Wahl eintreten, wohl im Stande wäre, die Reichsfreunde stutzig zu machen. Denn niemals haben diese Leute noch für des Reiches Wohlfahrt sich erwärmt. Doch soll das Urtheil nicht davon abhängig gemacht werden. Und auch das wüste Triumphgeschrei, welches bekannte vom Preußenhasse sich nährende Blätter über den Bundesrathsbeschluß angestimmt haben, als ob durch denselben Preußen für immer zu Boden geschlagen sei, darf die Entscheidung nicht lenken. Wer für Leipzig votirt, ist deshalb noch kein Gegner des Reiches, wer sich für Berlin ausspricht, noch kein wüthender Annexionist. Im guten Glauben, daß diese Meinung von allen Lesern getheilt wird, mögen hier einzelne Umstände zur Erwägung mitgetheilt werden, ehe die Wahl endgiltig vorgenommen wird. Ist dieses einmal geschehen, so werden wir hoffentlich alle uns vor der vollzogenen Thatsache beugen, und daß sie zum Besten unseres Volkes ausschlage, nach Kräften beitragen.

Zu Gunsten Leipzigs wurden bisher meistens die Vortheile angeführt (und sie sprechen in Wahrheit auch zu Gunsten Leipzigs), welche den einzelnen Mitgliedern des Reichsgerichtes ich möchte sagen in ihrem Privatdasein daraus erwachsen. Sie leben in Leipzig bequemer, wohlfeiler, unabhängiger, sie fühlen sich frei von höfischen Einflüssen, sie werden nicht von dem Getümmel der Großstadt mitgerissen, ihrer Kraft droht nicht Aufreiben durch rauschende Geselligkeit und was es derlei Annehmlichkeiten noch mehr giebt. Vor allem fällt aber schwer in die Wagschale, daß Leipzig bereits der Sitz des Reichs-

*) In der vorliegenden Frage haben diese Blätter sich aus Gründen der Zweckmäßigkeit wiederholt zu Gunsten Leipzigs ausgesprochen. Sie halten diesen Standpunct fest, so weit dieselben Gründe heute noch maßgebend sein können. Sollte freilich, wie es leider momentan den Anschein hat, die Frage sich zu einer derart politischen gestalten, daß durch ihre Erledigung der legitime Einfluß Preußens auch nur im geringsten gemindert würde, so würden sie natürlich sofort mit vollem Herzen für Berlin eintreten. Unsere Zeitschrift pflegt auch den bösen Schein des Particularismus zu meiden. Um so weniger glaubten wir deshalb den nachfolgenden, von gewöhnlich wohl unterrichteter Seite kommenden Bedenken aus uns in dieser Angelegenheit gegnerischen Kreisen die Aufnahme versagen zu sollen. Die Red.

handelsgerichtes, dieses Johannes des Reichsgerichtes ist, daher ein gewisses Anrecht auch auf das letztere besitzt. Es würde in seinen materiellen Interessen und in seinem Ansehen geschädigt, wenn man es jetzt überginge. Diesen Gründen gegenüber muß die Frage aufgeworfen werden: Wenn das Reichshandelsgericht nicht bestände, das Reichsgericht nicht an dasselbe angelehnt würde, sondern gegenwärtig erst ganz neu gestiftet; ob dann auch die Wahl einer anderen Stadt als der Reichshauptstadt auf einstimmigen Beifall, ob sie namentlich auf den Beifall der nationalliberalen Partei rechnen könnte? Schwerlich. Und darin liegt das Peinliche, ja Gefährliche unserer Lage. Wir sind bis zu einem gewissen Grade verpflichtet, die Consequenzen für Thaten und Ereignisse auf uns zu nehmen, welche unter wesentlich verschiedenen Anschauungen und Bedingungen in das Leben traten. Wer wollte leugnen, daß sich innerhalb der letzten Jahre eine tiefe Wandlung in unseren politischen Meinungen und Hoffnungen vollzogen hat. Wir sind nicht mehr die Enthusiasten, die wir am Morgen nach unseren Siegen waren; das ist natürlich; wir sind aber auch nicht mehr die kräftigen, festen, unverdrossenen Arbeiter, welche wir uns noch in den ersten Friedensjahren zu sein rühmten. Ermattung, Abspannung, Mißtrauen hat vielfach um sich gegriffen, die Stimmung ist ähnlich jener, unter welcher wir am Schlusse der Sechziger Jahre lebten und aus welcher uns Gottlob der große Krieg, alle kleinlichen, miserabeln Vorurtheile und Verstimmungen wegwehend, befreite. Auf wie lange Zeit?

Unmittelbar nach dem Kriege hätte die Frage nach dem Sitze des Reichsgerichts, wie alle ähnlichen, nicht eine Secunde uns sorglich gemacht. Damals waren von den vergnügten Fürstlichkeiten im Hotel des Réservoirs bis zum ärmsten Aelpler im Hochgebirge und dem wettergebräunten Schiffer in der Nordsee herab alle Deutschen darüber einig, daß die Macht und die Herrlichkeit allein bei dem Reiche sei und bleiben müsse, daß dieses aber niemals seine Macht mißbrauchen, dagegen auch die Einzelstaaten niemals sich spröde und ungeberdig zeigen oder wohl gar gegen das Reich auflehnen werden. Vorsichtsmaßregeln gegen die letztere Gefahr erschienen überflüssig. In dieser sanguinischen Stimmung haben die Verträge von Versailles, haben die Reservatrechte ihren Ursprung. Wie schlecht jener gute Glaube und jene fröhliche Hoffnung sich bewährten, ist bekannt. Eine ganze Reihe von Symptomen kündigt das allmähliche Anwachsen der Gegenströmung, das langsame Emporsteigen der particularen Anschauung an. Aeltere und neuere Vorgänge in Baden, der Ausgang der Reichstagswahlen in Württemberg, der offene und latente Eisenbahnkrieg dürfen nicht mit gleichgültigem Auge als nichtssagend und nichtsbedeutend angesehen werden. Und da entsteht die Frage, ob es an der Zeit sei, eine Maßregel durchzuführen, welche im Zusammenhange

mit vielen anderen Ereignissen wohl im Stande erscheint, die Macht und das Ansehen des Reiches in der öffentlichen Meinung herabzudrücken. Man wird freilich einwenden, daß der Sitz des Reichsgerichts mit der thatsächlichen Reichsmacht nichts gemein habe, nicht vom politischen Standpuncte aus erörtert werden darf. Nun ist aber diese Frage in Wirklichkeit eine politische bereits geworden und mußte es werden, da sie, von allem Nebensächlichen, Localen, Persönlichen losgelöst, nur so aufgefaßt werden kann: Welches politische Gewicht wollen und dürfen wir der Reichshauptstadt einräumen? Das ist aber eine eminent politische Frage und berührt unser Verfassungswesen gar wesentlich.

Wer da der Meinung ist, daß wir der Centralisation genug haben und nicht weiter centralisiren wollen, für den ist die Frage entschieden. Nur wird er Mühe haben, zu sagen, welches Reichsinstitut bei uns centralisirt wurde. Etwa das Postwesen, das in Baiern und Württemberg unter besonderer Verwaltung steht, oder das Steuerwesen mit seinen Matricularbeiträgen, oder die Kriegsverfassung mit ihren festen Contingenten und den besonderen durchaus nicht ohnmächtigen Kriegsherrn oder der Bundesrath mit seinen nach Instructionen stimmenden Mitgliedern. Nirgends ist im Reiche die Centralisation durchgeführt, überall wird den particularen Rechten und Interessen die gebührende Achtung erwiesen, oft sogar, wie in der mecklenburgischen Verfassungsfrage, sogar eine ungebührliche Achtung. Bei der Regelung des Rechtes sollte zum erstenmale der nationalen Einheit volle, ungeschmälerte Ehre erwiesen werden; aber schon der Inhalt des Rechtes offenbart nicht den gleichen Maßstab für alle Deutschen und damit sich die Rechtshoheit des Reiches nicht äußerlich zu stark zeige, soll der Sitz des obersten Gerichtes aus der Reichshauptstadt wegverlegt werden. So läßt sich wenigstens die Sache auffassen und so wird sie vielfach aufgefaßt. Jedenfalls wird der Reichstag und die liberale Partei zu prüfen haben, ob die Furcht, daß dadurch die Spitze der Reichseinheit abgebrochen werde, begründet sei oder nicht. Desto besser, wenn es sich herausstellt, daß alle Sorgen in dieser Hinsicht überflüssig sind und daß auch die simple Volksmeinung mit Unrecht sich daran stoßen würde, daß im Namen des Kaisers und des Reiches Recht gesprochen wird, der Rechtsspruch aber in einer Stadt gefällt wird, welche der unmittelbaren Hoheit des Kaisers nicht untersteht, in welcher er nur als Gast mehr oder weniger willkommen weilen kann und wo das Reich vielfach als Feind des engeren Landes gilt.

Das führt zu einer anderen Erwägung: Droht nicht dem Reichsgericht das Schicksal, eine politische Parteirolle spielen zu müssen, wenn es seinen Sitz in einem Lande aufschlägt, dessen Regierung und leitende Kreise vielleicht in einem schroffen Gegensatze zur Reichsregierung stehen. Daß dieses möglich sei, wird wohl nicht bestritten werden; wahrscheinlich aber gleichzeitig

folgender Einwand erhoben: Da auch die Reichshauptstadt zugleich die Regierung eines particularen Staates in sich beherbergt, so droht ja die gleiche Gefahr auch in dem Falle, daß das Reichsgericht in Berlin bleibt. Ein Unterschied waltet aber doch. Wenn der deutsche Kaiser als König von Preußen, der Reichskanzler als preußischer Ministerpräsident sich in einem feindseligen Gegensatze zum deutschen Reiche und Volke befindet, dann ist überhaupt der Bestand der Verfassung in Frage, und eine revolutionäre Bewegung im Anzuge. Was dann aus einer einzelnen Institution wird, wer wollte diese Frage heute beantworten. Die Opposition der Regierung eines Mittelstaates gegen das Reich und dessen Organe (natürlich wird nur an künftige mögliche Fälle und keineswegs an bestehende Regierungen gedacht) birgt allerdings keine ernste Gefahr für das Reich in sich. Um so eher dürfte der Versuchung, Widerstand zu leisten, nachgegeben werden. Jedenfalls möchte in solchen Verhältnissen das Ansehen des Reichsinstituts bedenkliche Einbuße erleiden. Man denke sich z. B. bei Wahlen die Mitglieder des Reichsgerichts der Landesbeamtenschaft, der Regierungspartei schroff gegenübergestellt und nun in der Leidenschaft des Kampfes Schlagworte wie illoyal, vaterlandsfeindlich, Feind der Ordnung und Ruhe gegen sie geschleudert, wiegt das nicht vielleicht die gefürchteten höfischen Einflüsse in Berlin auf? Von vielen Seiten wurde vernommen: Das sei gerade bei der Wahl einer nichtpreußischen Stadt für das Reichsgericht die Absicht gewesen, dadurch einen Pfahl in das particulare Fleisch zu stoßen. Es bleibe dem Urtheile jedes Einzelnen anheimgestellt, ob nicht das Reichsgericht denn doch für die Rolle eines Agitators zu hoch stehe. Eine andere Erwägung erscheint dringlicher. Will man schon das Reichsgericht als Waffe gegen den Particularismus benützen, dann gehe man doch dem mächtigsten und gefährlichsten Particularismus, dem preußischen, zu Leibe. Das geschieht, wenn das Reichsgericht seinen Sitz in der Reichshauptstadt nimmt und durch seinen Glanz und seine Bedeutung die Landesgerichte in den Hintergrund drängt, mit dem Kaiser und dem Reichstage zusammen als die verkörperte Einheit des Reiches sich offenbart; das geschieht nicht, wenn das Reichsgericht außerhalb der Grenzen Preußens verlegt wird.

Mit dem preußischen Particularismus muß aber in der ernstesten Weise gerechnet werden. Das ist im Laufe der letzten fünf Jahre vergessen worden. Der Reichskanzler hat seine Politik wesentlich auf die nichtpreußischen Parteien und auf die Mittelstaaten gestützt, wesentlich in der Hoffnung, daß diese im Schatten des Reiches sich wohl fühlen, ehrlich und aufrichtig für die Kräftigung desselben einstehen und in ihrem Selbständigkeitsgefühle nicht gekränkt fühlen werden, wenn sie bemerken, daß man dieselben Opfer wie ihnen auch dem preußischen Particularismus zumuthete. Die Reichs-

regierung hat von diesem die größten Opfer verlangt und auch erhalten. Ihre Politik hat sich aber leider nicht als erfolgreich bewiesen. Nach den Stimmungsberichten, die in Berlin einlaufen, nach den Beobachtungen, die man im Süden und Westen des Reiches angestellt hat, ist das Mißtrauen gegen das Reich in hohem Maße lebendig und die nationale Strömung im Rückstauen begriffen. Es liegt nahe, die Frage sich vorzulegen, ob es nicht gerathener sei, auf die unsicheren, lauen Freunde, die insgeheim bittere Feinde sind, zu verzichten und die Hauptstütze in den preußischen Particularisten, die keineswegs mit den Conservativen zusammenfallen, zu suchen. An Kraft würde es der Politik, welche dieses thäte, nicht fehlen, viel eher würde sie an die Grenze des Gewaltsamen streifen.

Jedenfalls liegt eine solche Entwickelung der Dinge nicht im Interesse der nationalen Partei. Sie wird keine Maßregel unterstützen können, von welcher sie sich sagen muß, daß dieselbe den preußischen Particularismus stärke und das Verwachsen des mächtigsten deutschen Staates in das Reich aufhalte. Ist nun die Verlegung des Reichsgerichts außerhalb Preußens, an und für sich oder doch wenigstens in Verbindung mit anderen Ereignissen der jüngsten Zeit eine solche Maßregel oder nicht? Das wird der Reichstag zu erwägen haben. Im Ganzen und Großen möchte man sagen: Nachdem wir das deutsche Reich gegründet haben, müssen wir auch eine wirkliche Reichshauptstadt in Kauf nehmen und handeln wir kaum folgerichtig, wenn wir die Furcht vor dem Uebergewicht der Reichshauptstadt zum Motiv unseres politischen Handelns nehmen. Dann hätten wir überhaupt das Reich nicht stiften sollen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wien. Die politische Krise. Wirthschaftliches. Kunst. Mosenthal. Emil Kuh. — Nach endlosen, bald hier bald in Pest geführten Verhandlungen und Conferenzen scheint endlich eine Verständigung zwischen Cis- und Transleithanien über die künftige Gestaltung der Nationalbank in Aussicht zu stehen. Allerdings ist heute noch ein abermaliges Scheitern möglich und für den Fall müßten wir uns nicht nur auf den Ausbruch der in Oesterreich jetzt noch latenten Ministerkrise, sondern vielleicht wieder einer Verfassungskrise vorbereiten. Die Ungarn sind in ihren Ansprüchen etwas gemäßigter geworden, seitdem die diesseitige Volksvertretung und die Bankdirection die Absicht zu erkennen gegeben haben, sich durch die magyarischen Drohungen und Grobheiten nicht einschüchtern zu lassen und auch die Krone sich nicht mit de

herrschenden Partei in Ungarn identificiren wollte. Anderseits ist dem österreichischen Ministerium viel daran gelegen, Herrn Tisza die abermalige Uebernahme der Geschäfte, welche er jetzt nur interimistisch fortführt, möglich zu machen; denn nach Tisza käme schwerlich ein anderes als ein conservatives Ministerium und dann wären auch die Tage des auerspergschen Cabinets gezählt. Dieselbe Berechnung bestimmt die Linke des Abgeordnetenhauses sich mit den neuesten Stipulationen einverstanden zu erklären, während die Fortschrittspartei bei ihrem Grundsatze bleibt, keinerlei Mehrbelastung der deutsch-slavischen Hälfte zu bewilligen, und kein Hehl daraus macht, daß sie das Abtreten der jetzigen Regierung für kein zu großes Unglück ansehen würde. Nun wird es sich fragen, ob die conservativ-klericale Rechtspartei und die Polen den Zeitpunct gekommen erachten, um die Liberalen zu stürzen oder nicht. Der Versuch des Fürsten Auersperg, mit dem Grafen Hohenwart sich über die schwebende Frage auseinanderzusetzen, ist höflich aber entschieden zurückgewiesen worden, und unmittelbar darauf debutirte Graf Leo Thun im Herrenhause mit einem fulminanten Angriffe auf das Ministerium. Der Kriegsplan ist diesmal durchsichtig genug: das Ministerium soll als Beschützerin der Corruption hingestellt werden, weil man sehr wohl weiß, daß es, sollte eine Reinigung von dieser Anklage mißlingen, fallen gelassen wird, mag es sich auch allen Wünschen der höheren Kreise so gefällig erweisen, wie neulich wieder bei Beseitigung des Gesetzentwurfs über gemischte Ehen. Eine in Baiern erschienene Broschüre „Lasser genannt Auersperg", die in zahllosen Exemplaren verbreitet ist, beschuldigt die Regierung, Wahlzwecken in Böhmen direct und indirect Staatsgelder geopfert zu haben. Es handelt sich um den sogenannten Chabrus. Die Tschechen fingen an, vor der Wahl Güter zusammenzukaufen, um sich eine größere Zahl von Großgrundbesitzerstimmen zu sichern; die deutsche Partei machte das Manöver in größerem Stil nach, und die Institute und Capitalisten, welche die Mittel dazu hergaben, sollen auf Staatskosten entschädigt worden sein. Die Broschüre wurde officiell ignorirt, bis die Klericalen im Abgeordnetenhause den Justizminister interpellirten, ob denn nicht der Staatsanwalt die Begründung oder Grundlosigkeit jener Anklagen zum Gegenstande seines Studiums machen werde. Die Antwort fiel nicht völlig unzweideutig aus, und auch die Erwiderung auf den, dasselbe Thema berührenden Ausfall des Grafen Thun beschränkte sich im wesentlichen auf den Ausdruck der Entrüstung und die Betheuerung persönlicher Makellosigkeit. Es scheint aber auch gar nicht dies Vorgeben der angreifenden Partei dahin zu zielen, vielmehr hofft sie augenscheinlich ihren Zweck zu erreichen, indem sie höherenorts den Glauben erzeugt, daß die Regierung „durch ihre falsche innere Politik in Verwickelung mit unreinen Geldmächten gerathen" und daß sie dadurch gezwungen sei, „das Recht in Oesterreich zu

beugen unter das Unrecht, den Schwindel zu schützen gegenüber der Solidität in politischer, wirthschaftlicher und moralischer Beziehung".

Die Verquickung wirthschaftlicher mit politischen Fragen bildet auch einen Hauptklagepunct der Fortschrittspartei. Allerdings ist es heutzutage schwer, jene beiden Interessen gesondert zu halten. Ein Beispiel liefert eben wieder die Entscheidung über die Frage der Pariser Weltausstellung. Bei streng sachlicher Behandlung würde das Parlament schwerlich den geforderten Credit bewilligt haben, im Grunde ist Jedermann gegen die Beschickung irgend einer Ausstellung, welche so schnell der Wiener folgen soll, die Industrie erklärt ziemlich einstimmig, daß sie nur theilnehmen könne, falls der Staat alle Kosten auf sich nehme, und die hierzu erforderlichen Summen wagt unter den jetzigen Verhältnissen kein Minister zu verlangen. Aber die Politik gab den Ausschlag; hier wollte man sich Frankreich überhaupt gefällig erweisen, dort speciell den Gegensatz gegen Deutschland herauskehren, und endlich fürchtete der Finanzminister für die Placirung seiner Goldrente, falls Oesterreich ablehnen würde. Gewiß hat man in Paris Ursache Oesterreich dankbar zu sein, da notorisch die noch zaudernden Staaten zweiten Ranges auf unserem Entschluß warteten. Wir wollen nun sehen, wie lange das Dankgefühl vorhalten wird!

Unsere Theaterzustände wollen nicht erfreulicher werden. Dingelstedts Versuch mit dem „Sturm" Shakespeares hat bei dem Publicum keinen Anklang gefunden, und wie sollte er, da eben dieses Publicum systematisch der Empfänglichkeit für Poesie beraubt wird. Fehlt Laube das Verständniß dafür völlig, daß das Schauspiel eben ein Schauspiel sein soll, so bemüht sich Dingelstedt zu ausschließlich, das Auge zu beschäftigen, und beide Bühnen, Burgtheater und Stadttheater leben thatsächlich von der französischen Komödie neuestens Datums. Die Oper ist so weit, daß sie mitten im Winter Gäste kommen lassen muß, um das Haus zu füllen; das letztere ist Frau Nilsson gelungen, allein man rechnet nach, daß ihr ungeheures Honorar doch das Geschäft zu einem schlechten mache, abgesehen von jener sich immer neu bewährenden Ansicht Goethes, daß die ausgezeichneten Gäste dem Publicum den Geschmack an den heimischen Kräften verderben.

Schmerzliche Ueberraschung bereitete der plötzliche Tod Mosenthals. Der Mann, so recht ein Bild des Lebens, mit immer jugendlich blühenden Wangen, war eine überall bekannte und persönlich beliebte Erscheinung. Mit ungewöhnlichem Instinct für das auf der Bühne Wirkende, mit Formtalent begabt und außerordentlich fruchtbar, schien er ganz geschaffen zu sein, Melodramen- und Operntheater zu versorgen. So wenig seine erfolgreichsten Dramen, Deborah und Sonnwendhof, den Anforderungen der Volksbühne entsprechen — das eine krankt an dem wilden jüdischen Fanatismus, beide

an dem Mangel wirklicher Kenntniß des Volkscharakters — zeugen doch beide für seinen hier angedeuteten Beruf. Aber er wollte durchaus ein Dramatiker großen Stils sein, und weil die große Menge sich von den groben Effecten in seinen Stücken blenden ließ, hielt er alle Kritiker für seine böswilligen geschworenen Feinde. Diese Ueberzeugung kommt naiv in seinem Testament zur Erscheinung, wie die unglaubliche Selbstüberschätzung in der Verfügung, daß seine Orden, mexikanische, türkische u. s. w., in der Synagoge zu Kassel neben den Ehrenzeichen der im Kriege gefallenen Juden aufgehängt werden sollen.

Ein anderer Wiener Schriftsteller, der ja auch diesen Blättern so nahe stand, starb wenige Wochen früher in Meran, Emil Kuh. Seit Jahren lebte er seiner Gesundheit halber im Süden, in Italien, meist in Meran, und dort raffte ihn der Typhus hinweg. Kuh war eine ernste, enthusiastische Natur. Als Jüngling hatte er sich mit voller Hingebung an Hebbel angeschlossen, und dieser erkannte die uneigennützig treue Gesinnung des jüngeren Freundes dadurch an, daß er denselben mit der Herausgabe seiner Werke betraute. Die Biographie Hebbels beschäftigte den Kranken bis in seine letzten Tage; leider sollte ihm nicht vergönnt sein, das Werk ganz zu beendigen. Den frühen Tod hat ohne Zweifel sein rastloser Fleiß mitverschuldet. Anfangs zum Kaufmann bestimmt, dann Eisenbahnbeamter, hatte Kuh sich mühe- und sorgenvoll in die Gelehrtenlaufbahn hineinzuarbeiten, und als er sich eine geachtete Stellung als Journalist und zugleich als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an der Handelsakademie errungen hatte, riß ihn ein hartnäckiges Halsleiden aus der Thätigkeit heraus.

Aus London. Von der Presse. — Die City von London, obgleich immerhin noch einen Stadtcomplex von über hunderttausend Einwohnern bildend, gewährt das Schauspiel einer Abnahme der Bevölkerung. In den Vierteln der Geschäftshäuser und Waarenlager bleibt kein Raum für menschliche Wohnungen, deren Preise ebenso bedeutend, wie ihre Lage unerquicklich sein würde. Es gewährt daher einen merkwürdigen Eindruck, das Bild rastlosen Verkehrs, welches um die Mittagsstunde, z. B. die Umgebung der Bank von England, bietet, mit der mitternächtlichen Oede dieser Stätten zu vergleichen. Ganze Straßen sind so zu sagen unbewohnt. Nur der Schritt der Wächter und Sicherheitsbeamten hallt von den Wänden zurück. Nirgends eine Spur von Licht in den Häusern, nur hier und da die rothe Laterne eines Feuerpostens mit der hochaufgerichteten fahrbaren Rettungsleiter oder einer Polizeiwache. Um so auffallender erscheinen dem nächtlichen Wanderer einzelne helle Fensterreihen, hinter denen bald nach Mitternacht, während rings umher alles still und stiller wird und nachdem selbst das unaufhörliche Gerassel auf den unter- und oberirdischen Eisenbahnen verstummt ist, lebhaftes Treiben und Bewegung beginnt. Es sind die Werkstätten der großen Zeitungen, in welchen bis zu den frühesten Morgenstunden die vielen Tausende von Exemplaren fertig gestellt werden müssen, um der Lesermasse

in und außerhalb der großen Stadt ihre Tageskost zu schaffen. Der Verkehr an Preßerzeugnissen ist bekanntlich in England ein gewaltiger und zwar nehmen alle Schichten der Bevölkerung, Mann und Frau, daran Theil. Jeder Augenblick, der in dem geschäftigen Tagewerk ausfällt, dient dem Lesen der Neuigkeiten. Nur die Mahlzeiten würzt der Engländer nicht durch Lectüre, wie der allein speisende Deutsche sicherlich zu thun nicht versäumt. Bei den kurzen Frühstückspausen fehlt die Zeit; meist stehend wird das Nothwendige am Schenktisch verzehrt und schnell dem Nächsten der Platz eingeräumt, der schon ungeduldig auf eine Lücke wartet. Die gründliche Abendmahlzeit indeß liebt der Einzelne ebenso wie die Familie mit jener unwandelbaren Förmlichkeit zu vollziehen, welche diesem wichtigen Abschnitt im Leben des Tages zukommt.

Aber selbst während der kurzen Fahrten auf den Eisenbahnen von einem Stadttheil in den anderen, entrollt Alles die mächtigen Blätter und auf den kleinsten Stationen fehlt der Zeitungsverkäufer nicht. Jedes Rufs gewärtig springt der „Pap' boy" ab und zu und tauscht seine Waare gegen den penny ein. Mit Ausnahme der „Times" haben fast alle größeren Zeitungen diesen niedrigen Preis. Die geringeren Blätter sind schon um die Hälfte zu haben. Auch der Droschkenkutscher hat seine Zeitungen. Er nimmt eine solche gern statt des Trinkgeldes, welches er kaum kennt, in Empfang und rechnet es sich zur Ehre, sie dem neuen Fahrgast durch das kleine Sprachloch in der Decke des Cab zur Benutzung zu überreichen. Diese ungemein rege Theilnahme an den Tagesereignissen erklärt die zahlreiche Auflage auch solcher englischer Zeitungen, die nicht einmal den Weg nach dem Continent finden.

Welcher Vorkehrungen und Maschinen es bedarf, um siebzig Tausend Exemplare und darüber in einigen Nachtstunden zu fertigen, das ist auch dem Laien heut keine völlig fremde Vorstellung mehr. Das Verfahren, über dem ursprünglichen Satz einen Matrizenabdruck herzustellen und aus der so entstandenen Form durch den Guß eines leicht schmelzbaren Metalls stereotype Schrifttafeln in beliebiger Anzahl zu gewinnen, ist wohl ziemlich allgemein bekannt. Außer dem Vorzug nunmehr mit Leichtigkeit über mehrere identische Schriftsätze gleichzeitig für den Druck zu verfügen, gestattet dieser Proceß ebenfalls den Typenguß als die Oberfläche einer Walze zu formen. Sobald diese in die Druckmaschine eingesetzt ist, genügt ihre einfache Rotation, um dem Papierstreifen, welcher von der mächtigen Rolle stetig abläuft, die Schriftzeichen aufzudrücken. Das gleiche Räderwerk treibt dann häufig auch die Vorrichtungen zum Abtrennen und Zusammenfalten der einzelnen Zeitungsblätter, so daß dieselben vollkommen zur Versendung fertig nach rechts und links herausgeschleudert werden. Ein solcher Hergang war z. B. für Jedermann auf der Wiener Ausstellung in der Musterwerkstatt der „Neuen freien Presse" sichtbar, und jede größere Zeitung bringt wohl heutzutage ein ähnliches Verfahren zur Anwendung. Da bei der Walzenform des Schriftsatzes der Druck gleichzeitig auf beiden Seiten des Papiers erfolgen kann, so ergiebt sich die beträchtliche Erleichterung der Arbeit, wenn anstatt Beilagen zu geben, die Zeitung durch ein einziges großes Blatt gebildet wird, welches zum Schluß doppelt gefaltet erscheint. Dieser praktische Gesichtspunct erklärt das große Format der meisten englischen und amerikanischen Zeitungen, welches dem ungeübten Leser Anfangs einige Schwierigkeiten bereitet. Es gewährt einiges Interesse, sich die Masse des für eine einzige Zeitungsnummer verwendeten Papiers auf ein Flächenmaß zurückgeführt vorzustellen.

Die „Times" z. B. bringt in der Regel zwei Bogen, welche zweimal gefaltet sechszehn Seiten liefern. Jede Seite ist etwa zwei Fuß lang und fünfviertel Fuß breit, die beiden Bogen haben demnach eine Oberfläche von zweimal vier Fuß zu drittehalb Fuß. Die gegenwärtige Auflage der Zeitung, zu siebzig Tausend Exemplaren angenommen, ergiebt sich der tägliche Verbrauch eines drittehalb Fuß breiten Papierstreifens von sechsundfünfzig Tausend Fuß, also weit über zwei deutsche Meilen Länge. Ins Geviert gemessen würde diese Fläche einen Raum von etwa dreihundertundsiebzig Fuß im Quadrat bedecken. Andere Blätter von geringerem Umfange haben eine noch größere Auflage, so soll die des „Standart" an hunderttausend Exemplare betragen. Man begreift daraus, wie ein fleißiger Lumpensammler ein wohlhabender Mann werden mag.

Die Druckerei der „Times" befindet sich in einem alten winkeligen Gebäude, dessen Ausdehnung man auf dem engen dunkelen Hof nicht ahnt. Auch die inneren Einrichtungen sind unscheinbar, doch bietet gleich der Setzerraum einen Apparat von großer Merkwürdigkeit. Wenn man in Rechnung zieht, welchen beträchtlichen Weg der Arm des Setzers zurücklegt, um Tausende von Typen aus den Fächern aneinanderzureihen oder sie wieder auf dieselben zu vertheilen, so ergiebt sich der Zeitgewinn, den eine zweckmäßige Maschine bei dieser Arbeit einbringen kann. Eine solche hat ein Deutscher, Kastenbein, seiner Zeit Angestellter der „Times", in ihrer Druckerei eingeführt. Zunächst handelt es sich darum, nach beendetem Druck den Schriftsatz wieder auseinanderzunehmen. Wir finden den Arbeiter vor einer Claviatur, deren Tasten in mehreren Reihen die Buchstaben des Alphabet und den Interpunctionszeichen entsprechen. Vermittelst einer selbstthätigen Vorrichtung schiebt sich der Drucksatz in bequemer Sehweite Zeile für Zeile am Auge vorüber. Ein leichter Druck des Fingers auf eine der Tasten genügt, um die derselben entsprechende Type herabfallen zu machen. Dieselbe gleitet in einen der fächerförmig nach unten auseinander gehenden Canäle und gelangt schließlich in eine metallene Rinne, in welcher sie sich aufrecht und in richtiger Drehung neben ihre dort bereits versammelten gleichnamigen Gefährten stellt. Die sämmtlichen Rinnen füllen sich so mit lauter a, b u. s. w. Derselbe Mechanismus, welcher die Type oben verschwinden heißt, öffnet die kleine Klappe des entsprechenden Canals und hält die übrigen geschlossen. Da dieser ganze Vorgang sich hinter einer Glasscheibe abspielt, ist es unterhaltend, die kleinen Ventile in schneller Folge sich öffnen und schließen zu sehen, während unten in den Rinnen die Lettern aneinanderschießen. Wenn auf diese Weise ein Schriftsatz wieder in seine Elemente aufgelöst ist, werden die gefüllten Rinnen in der Reihenfolge des Alphabets senkrecht auf einen zweiten Apparat, die eigentliche Setzmaschine, aufgepflanzt. An derselben befindet sich eine ebensolche Claviatur, wie bei der oben beschriebenen „Ablegemaschine". Der Setzer berührt eine Taste und aus der entsprechenden Rinne löst sich die unterste Type ab und fällt in den anschließenden Canal. Diese letzteren münden nun nach unten convergirend auf die Fläche, an welcher der neue Satz sich aufbaut und ruckweise durch die Bewegung des Mechanismus in einer langen Zeile seitwärts herausgeschoben wird. Ein zweiter Arbeiter trennt am Ende derselben die Breite der Druckspalte ab und fügt so die letztere allmählich zusammen. Das Spiel der kleinen Ventile in den Canälen ist bei der Setzmaschine complicirter, wie bei der erst besprochenen, weil stets mehrere Canäle ineinander münden müssen, bevor die Type den Endpunct,

das heißt ihren Platz in der Zeile erreichen darf. Die unterste Oeffnung würde im anderen Fall zu breit werden und das kleine Bleistück nicht mit Genauigkeit auf den richtigen Fleck fallen.

Die beiden zu einander gehörigen Apparate, so unscheinbar ihr Ansehen ist, leisten dennoch ihre präcise und äußerst schnelle Arbeit vermittelst eines höchst sinnreichen und fein berechneten Mechanismus. Eine neuerdings besprochene Setzmaschine von Fraser scheint im Wesentlichen nur auf demselben Princip zu beruhen.

Von den sonstigen Einrichtungen der Officin der Zeitung ist besonders die Druckmaschine zu erwähnen, welche in wenigen Minuten tausend Exemplare liefert. Das Papier bildet eine mächtige Rolle, welche sich mit einer den Bewegungen der Schriftwalze entsprechenden Geschwindigkeit abwickelt. Wenige Arme genügen, die Maschine zu bedienen und die fertigen Exemplare in Empfang zu nehmen.

Interessant ist ferner das Archiv der „Times", wo in riesigen Folianten die sämmtlichen Jahrgänge der Zeitung an den Wänden der Art aufgestellt sind, daß man dieselben unmittelbar niederlegen und aufschlagen kann. Seit den letzten Jahrzehnten wird hierfür ein sehr zweckmäßiges Register geführt.

In früherer Zeit mußten in diesem selben Raum die Parlamentsberichte übertragen und druckfertig gemacht werden. Jetzt sind hierfür wie für die sonstigen Bureaus bequemere Räume in dem stattlichen neuen Vorderhaus hergerichtet.

Aus Berlin. Ultramontane Friedenslockungen. Unterstaatssecretär Maybach. — Der preußische Landtag ist kurz vor seinem Schlusse noch der Schauplatz einer höchst merkwürdigen Scene gewesen. Nachdem das Centrum Wochen lang einen erbitterten heftigen Redekampf gegen die Regierung und die liberale Partei geführt hatte, nachdem die Erhitzung der Gemüther bereits so groß geworden war, daß der Aufrechterhaltung der parlamentarischen Form und Sitte die größte Gefahr drohte, erhebt sich plötzlich ein Redner der ultramontanen Partei und spricht von Frieden und Versöhnung, und auf der andern Seite des Hauses ergreift Herr Lasker das Wort, um „angemuthet von dem patriotischen Anrufe des Vorredners" die Bedingungen zu untersuchen, unter denen eine Verständigung mit der klericalen Partei möglich wäre. Dann fühlte sich ein anderer ultramontaner Redner ermuthigt, die Revision der Maigesetze zu verlangen und schließlich beendete der Cultusminister den ganzen sentimentalen Auftritt durch die sehr wenig gefühlvolle aber politisch wohl um so anerkennenswerthere Erklärung, daß es nicht thunlich sei, einem solchen Verlangen nachzugeben. Wir haben hiermit schon unsern Standpunct gegenüber diesem Vorgange angedeutet. Es mag sein, daß das Auftreten des ultramontanen Friedensengels, Herrn Cremers, etwas dramatisch Bestechendes hatte, es mag sein, daß der crasse Uebergang vom Lärm des Kampfes zu den Tönen der Friedensschalmeien das Herz manches parlamentarischen Kämpfers erweichte, so daß man im Hause eine Stunde lang dem schönen Gedanken des Friedens lebte, wenn man aber außerhalb des Hauses steht und die Reden liest, die jene Stunde eingab, so wird man sich freuen, daß die correcte Haltung des Cultusministers jene Gefühlsseligkeit zum Schweigen gebracht hat, und für die Wahrung der Staatsinteressen noch zu rechter Zeit mit allem Nachdrucke eingetreten ist.

Sehen wir aber das einmal etwas genauer an, was Herr Cremer uns

behufs Herstellung des Friedens vorgeschlagen hat. Herr Cremer bedauert, daß der Kampf mit den Ultramontanen das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Staatsbürger lockere. Das bedauern, wofern es der Fall ist, auch wir. Dann aber spricht Herr Cremer von den Uebergriffen der Staatsgewalt in das Gesammtgebiet der bürgerlichen Freiheit und stellt das katholische Volk vor die Alternative, entweder auszuwandern oder seinem Glauben untreu zu werden. Der Staat dürfe aber auf die Sympathie seiner acht Millionen Katholiken nicht verzichten, es könnten Umstände eintreten, bei denen man es diesen danken würde, wenn sie treu und fest auf dem Posten stünden, auf dem sie immer gestanden hätten. Das Centrum verlange nicht, daß der Staat gerade nach Canossa ginge, vielleicht werde es gelingen, einen geographisch bequemeren Punct ausfindig zu machen, zur Umkehr aber müsse in jedem Falle geschritten werden und zwar je eher desto besser. So lautete die Rede ungefähr, welche die weiche entgegenkommende Stimmung im Hause erzeugte. Wie gesagt, außerhalb des Hauses stehend begreift man nicht recht, wie das geschehen konnte, denn von einzelnen friedfertigen Redensarten abgesehen, zeugt die cremersche Rede doch im Grunde von einem trotzigen, geradezu übermüthigen Standpuncte. Schon diese ganze Art und Weise, in der der Gehorsam der katholischen Staatsangehörigen von gewissen Schritten des Staates abhängig gemacht wird, ist geradezu illoyal und schlägt einfach dem Grundsatze in das Gesicht, um dessen Durchführung der ganze Kampf von Seiten des Staates geführt wird. Es beweist auch nur geringen, oder wohl richtiger die Abwesenheit jedes Patriotismus, wenn man auf kritische Lagen des Staates anspielt und im Hinblicke auf dieselben mit der doch selbstverständlichen Hingabe an den Staat marktet und schachert, es zeugt aber von Ueberhebung und Uebermuth, wenn man nach einer Zeit unausgesetzten bittern Kampfes gegen den Staat und fortgesetzter Auflehnung gegen denselben einen Frieden anbietet unter der Bedingung der Umkehr der staatlichen Politik.

Der Abgeordnete Lasker ist von diesen Grundsätzen wohl kaum angemuthet worden, gleichwohl hat ihn die weihevolle Stimmung des Augenblickes veranlaßt, die Grundbedingungen zu erörtern, unter denen eine Verständigung mit den Ultramontanen erzielt werden könnte. Herr Lasker weist dabei zunächst eine ganze Reihe ungerechtfertigter Ansprüche der Ultramontanen zurück, und verlangt unbedingte Anerkennung der Herrschaft des Gesetzes. Dann aber kommt die entscheidende Wendung, in der er sagt, diese Forderung sei nicht unvereinbar mit dem guten Willen, aus dem Gesetze das zu entfernen, was nach der ihm beigebrachten Ueberzeugung nicht mehr Gegenstand des Gesetzes sein sollte, und er sei ferner der Ueberzeugung, daß wenn eine Anzahl von Bestimmungen ausgesondert sein werde, bezüglich deren eine Abänderung herbeigeführt werden müsse, auch der Zeitpunct der Verständigung gegeben sein werde. Bis zu dieser Zeit aber möge man sich hüten, den so schweren Kampf nicht noch mehr durch die Art, in der man ihn führe, zu verschärfen. Also Lasker stellt schließlich eine Revision der Maigesetze in Aussicht und hofft davon die Herstellung der Verständigung. Natürlich soll bei derselben die Herrschaft des Gesetzes nicht verloren gehen. Wir gestehen, daß wir über diesen Vorschlag wesentlich beruhigt waren als wir am Ende des Sitzungsberichtes die Erklärung Laskers fanden, daß er nur in seinem eigenen Namen und nicht in dem seiner Partei gesprochen habe. Wir halten zwar auch die Maigesetze keineswegs für vollkommen und wollen sehr gern glauben, daß eine Zeit kommen wird, in der eine Revision dieses oder jenen

Punctes derselben nothwendig sein wird, aber jetzt nach einem so maßlos provocatorischen Verhalten der Ultramontanen auf das erste noch dazu unter völlig unannehmbaren Bedingungen gestellte Friedensanerbieten der Klericalen eine Verständigung auf Grund einer Revision der Gesetze in Aussicht zu stellen, um deren Durchsetzung es sich ganz allein bei dem Kampfe handelt, das scheint uns ein schwerer strategischer Fehler und den Interessen des Staates durchaus nicht entsprechend. Jedermann weiß, daß die Befolgung der Maigesetze an sich keine Härten mit sich bringt, Härten, wo sie bestehen, werden nur erzeugt durch den unbotmäßigen ungesetzlichen Widerstand der Ultramontanen. Ist man wohl berechtigt über eine Bestrafung zu klagen, die man sich durch die Auflehnung gegen ein allgemein geltendes Gesetz zugezogen hat? Wenn solche Klagen Gehör fänden, so würde es möglich sein, jedes Gesetz durch Auflehnung zu beseitigen. Wir sind gewiß für Herstellung des innern Friedens, aber wir haben nie um ihn handeln und pactiren wollen, sondern wir haben ihn stets nur haben wollen, und wollen ihn auch heute nur haben durch die Unterwerfung der Klericalen unter das Gesetz. Ist diese thatsächlich eingetreten und gesichert, dann möge man in Gottes Namen so viel an den Gesetzen revidiren, als man für gut hält. Aber durch eine Revision den Frieden herstellen, nimmermehr! Weiß doch jeder Mensch im ganzen Lande, daß das Centrum gegen den Inhalt der Maigesetze im Grunde seines Herzens gar nichts einzuwenden hat; das Centrum kämpft nur an gegen den Anspruch des Staates, diese Gesetze kraft seiner Hoheit zu erlassen. Nach dem Wunsche des Centrums soll der Staat diese Befugniß mit der päpstlichen Curie theilen. Und da der Staat diesem Wunsche nicht nachgeben kann, ohne sich selbst zu vernichten, so wird er auch keinen Frieden schließen können ohne vorherige Unterwerfung derjenigen, welche seine gesetzgeberische Hoheit bestreiten. Sehr richtig sagte der Cultusminister, daß die Regierung nicht auf einige nach Frieden schmeckende Reden hin an eine Revision der Gesetze denken könne. Zu einer solchen Maßregel könne sie nicht eher schreiten, als bis sie andere unter anderen Umständen gewonnen und in anderer Weise genügende Beweise dafür gewonnen habe, daß mit der Beseitigung einiger Härten und Uebelstände dem ganzen schweren Kampfe ein Ende gemacht werden könne. Man wird gewiß zugeben, daß diese Beweise zur Zeit noch vollständig fehlen.

Als ein sehr wichtiges Ereigniß auf dem Gebiete der inneren Politik betrachtet man die Ernennung des bisherigen Präsidenten des Reichseisenbahnamtes Maybach zum Unterstaatssecretär im Handelsministerium. Herr Maybach ist eine überaus hervorragende Kraft auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens und sein Rücktritt aus dem Reichsdienste in den preußischen Staatsdienst, aus dem er hervorgegangen, legt die Vermuthung sehr nahe, daß in dem Verhältnisse der Eisenbahnpolitik des Reiches zu der des preußischen Staates sich eine Wandlung vollzogen hat. Man entsinnt sich, daß die Motive des Gesetzentwurfes, den die preußische Regierung dem Landtage behufs Ertheilung die Ermächtigung zum Verkaufe der preußischen Staatsbahnen an das Reich vorlegte, zwei Wege dargelegt waren, auf denen die preußische Regierung die Entwickelung des deutschen Eisenbahnwesens fördern zu können meinte. Den ersten Weg betrat die Regierung eben mit jenem Gesetzentwurfe, durch den sie den Ankauf der preußischen Bahnen an das Reich und die Herstellung eines Reichseisenbahncomplexes anbahnte, den anderen Weg erklärte die Regierung beschreiten zu wollen, wenn der erste nicht zum Ziele

führen sollte, man stellte dann in Aussicht, daß Preußen die in seinem Gebiete belegenen Privatbahnen ankaufen und die Herstellung eines preußischen Staatsbahnencomplexes anstreben werde. Die preußische Regierung deutete an, daß der erste Weg den Bundesregierungen größere Vortheile biete, da sie auf demselben Mitbesitzer der Reichsbahnen werden würden, während sie bei der anderen Art des Vorgehens einem immerhin nicht ganz bequemen und gefügigen preußischen Staatsbahnsystem gegenüberstehen würden. Es scheint, daß die Bundesregierungen dennoch vorgezogen haben, sich reservirt gegen das Reichseisenbahnproject zu verhalten und daß die preußische Regierung es nunmehr vorgezogen hat, durch Herstellung eines geschlossenen preußischen Staatsbahnkörpers sich diejenigen Vortheile zu sichern, welche Bayern, Würtemberg und Sachsen auf diesem Gebiete schon längst besitzen. An dieser Thätigkeit dürfte Herr Maybach einen hervorragenden Antheil nehmen.

J.

Literatur.

Neue Gedichte von Georg Herwegh. Zürich, Verlagsmagazin. — „Herausgegeben nach seinem Tode" — von wem? Von seinen Angehörigen, seinen Freunden? Wer er auch sein möge, einen Dienst hat er durch diese Publication weder dem Andenken des Dichters noch auch seiner Partei erwiesen. In Berlin ist das Bändchen mit Beschlag belegt worden, wohl durch einen übereifrigen Unterbeamten; denn der Inhalt ist nichts weniger als gefährlich. Im Gegentheil: die Gruppe von Reichsfeinden, welcher sich Herwegh angeschlossen hatte, die Legitimisten der Revolution, deren Stolz es ist, nichts zu lernen und nichts zu vergessen, sie sind wohl niemals so in ihrer ganzen Armseligkeit blosgestellt worden, wie durch die gereimten Leitartikel und Feuilletons ihres Vorsängers. Man wußte wohl, daß er sich zu den Unversöhnlichen halte, man erblickte mit Bedauern seinen Namen in einer Wiener Zeitung, welche sich während des deutsch-französischen Krieges den Ehrennamen „Zuavenblatt" verdient hatte. Allein die meisten seiner neuen Ergüsse, in schweizerischen oder süddeutschen Parteiorganen abgedruckt, waren der Welt unbekannt geblieben. Nun stehen sie alle hübsch bei einander, spotten auf der einen Seite über das ohnmächtige, zerrissene Deutschland, dessen Waffe der Federkiel, und jammern auf der nächsten über den Untergang der deutschen Freiheit durch Gründung des Reichs, predigen den Völkerfrieden und drohen mit den Proletariercolonnen, wärmen alten Klatsch und Flüchtlingsrancunen wieder auf, und — vor allem — sie radotiren, als ob es ihrem Verfasser Herzenssache gewesen wäre, das Spritzleder von Schopfheim nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen. Es fehlt auf den achtzehn Druckbogen nicht an mancher frischen, schwungvollen Strophe zwischen all dem hohlen Gerassel, nicht an epigrammatischen Spitzen, und der Anhang unpolitischer Gedichte enthält einzelnes Sinnige und Empfundene — wir glauben, daß aus der Zeit, da Herwegh noch nicht Tyrtaeus war, sondern Liebeslieder für Lewalds „Europa" schrieb, noch verschiedene artige Kleinigkeiten hätten aufgenommen werden können — aber das Ganze ist unsäglich trostlos. Freiligrath, so verbittert auch er war, blieb immer und in jedem Sinne mannhaft und deutsch; Herwegh übersetzt für deutsche Freischärler die Garibaldihymne mit allen Invectiven auf das Deutschthum, aber für die Thaten von 1870 hat er nur galligen Hohn!

B.

Die Untersuchung von Seeunfällen.

Von W. von Melle.

Der im November vorigen Jahres dem Reichstag vorgelegte Entwurf
nes Gesetzes betreffend die Untersuchung von Seeunfällen war bekanntlich
n eine C[illegible]ssion von vierzehn Mitgliedern verwiesen worden, welche nach
Berli[illegible]athung am 14. December durch den Abgeordneten Dr. Banks
ber ihre Beschlüsse Bericht erstattet hatte. In der jetzigen Session nun
ard abermals der frühere Regierungsentwurf mit einer ganz unbedeutenden
ch aus den neuen Justizgesetzen ergebenden Aenderung des § 10 dem Reichs-
ge vorgelegt und ist abermals einer Commission überwiesen worden.

Bei Abfassung des Regierungsentwurfs, der hauptsächlich in Folge der
Strandung der beiden hanseatischen Dampfer „Schiller" und „Deutschland"
wie der in England über diese Unglücksfälle geführten Untersuchung
tstand, lehnte man sich bewußtermaßen an Institutionen englischen Rechtes
n. Die dem Entwurfe beigefügten Motive, die im Reichstag gehaltenen
Reden und der genannte Commissionsbericht beziehen sich mehrfach auf das
nglische Verfahren bei der Untersuchung von Seeunfällen. Da dieses aber
ennoch in manchen Puncten sowohl von dem Regierungs- wie von dem abge-
änderten Commissionsentwurf abweicht, so dürfte es vielleicht angebracht sein,
ine genauere Darstellung desselben unter vergleichender Berücksichtigung der
für Deutschland vorgeschlagenen Bestimmungen hier zu versuchen.

Wir müssen zunächst bemerken, daß der deutsche Entwurf weit leichter
zu überblicken ist als das in England über denselben Gegenstand bestehende
Recht, da dieses seine Entstehung einer Reihe auf einander folgender und meist
sehr schwülstig abgefaßter Parlamentsacten verdankt, von denen die späteren
hier und da Paragraphen der früheren aufheben oder abändern. Eine Unter-
suchung von Seeunfällen ward eingeführt durch die Merchant Shipping Act
von 1854, welche überhaupt die Grundlage des geschriebenen englischen See-

rechts bildet. Weitere zum Theil abändernde Bestimmungen erfolgten in der Merchant Shipping Act Amendment Act von 1862 und der erst vor wenigen Monaten in Kraft getretenen Merchant Shipping Act von 1876. Im selben Jahre erließ auch gemäß dem ihm in der letzten Acte ertheilten Rechte der Lordkanzler von Großbrittannien eine Reihe von Ausführungsregeln für die formelle Untersuchung von Schiffsunfällen.

Betrachten wir nun das in diesen Quellen verzeichnete englische Recht, so ist naturgemäß zunächst die Frage zu beantworten: wann findet in England eine Untersuchung von Seeunfällen statt? Es geschieht dies in folgenden Fällen: nämlich erstens, wenn ein brittisches oder fremdes Schiff an oder nahe den Küsten von Großbrittannien verloren, verlassen oder wesentlich beschädigt wird, oder wenn in Folge eines Unfalls, der einem solchen Schiffe zustößt oder an Bord desselben sich ereignet, ein Verlust von Menschenleben entsteht, und zweitens, wenn ein brittisches Schiff anderswo einen derartigen Unfall erleidet, und competente Zeugen dafür in Großbrittannien gefunden werden.

Alle diese Fälle berechtigen zu einer Untersuchung von Seiten der englischen Behörden, jedoch von einer Verpflichtung der letzteren, eine solche vorzunehmen, ist nichts gesagt.

Anders bestimmt der deutsche Entwurf. Er nennt im § 2 als Gegenstand einer Untersuchung alle Seeunfälle deutscher Kauffahrteischiffe sowie die ausländischer, wenn sich der Unfall innerhalb der deutschen Küstengewässer ereignet, oder aber die Untersuchung vom Reichskanzler angeordnet ist. Das Seeamt ist jedoch, wie es im § 3 heißt, zur Vornahme einer Untersuchung verpflichtet, wenn bei dem Unfalle Menschenleben verloren gegangen oder ein Schiff gesunken oder aufgegeben oder aber eine Untersuchung von den höheren Behörden angeordnet ist. Der Bremer Abgeordnete Mosle wünschte diesem Paragraphen noch hinzugefügt, daß das Seeamt „primo loco bei allen Collisionen, Strandungsfällen, bei Brand und dergleichen“ zu untersuchen verpflichtet sei. Ein daraufhin in der Commission gestellter Antrag wurde jedoch nicht angenommen.

Aus einem Vergleiche der hiernach begründeten Competenz beider Länder geht hervor, daß die zukünftige deutsche sich umfangreicher gestalten wird als die englische. Zwar in Betreff der dem eigenen Lande angehörigen Schiffe möchten die beiderseitigen Bestimmungen so ziemlich auf dasselbe hinauslaufen. Die Unfälle fremder Schiffe können jedoch in England nur untersucht werden, wenn sie an oder nahe, d. h. nicht mehr als drei englische Seemeilen entfernt von den Küsten Großbrittanniens erfolgen. Dem widerspricht nicht, daß nach Strandung des Bremer Dampfers „Deutschland“ bei Kentish Knock eine Untersuchung in England stattfand, trotzdem das Schiff elf Meilen von der Küste

entfernt verunglückte, denn hier lag bekanntlich ein Uebereinkommen zwischen der deutschen und englischen Regierung vor, nach welchem die letztere zur Vornahme der Untersuchung in diesem Falle ermächtigt ward.

Nach dem deutschen Entwurfe aber kann der Reichskanzler, wenn er auch vielleicht nicht oft von diesem Rechte Gebrauch machen wird, immer eine Untersuchung in Betreff der Strandung eines fremden Schiffes anordnen, wenn sich diese auch vielleicht auf der andern Hälfte der Erdkugel ereignet hätte. Dies wurde denn auch im Reichstage von dem Abgeordneten Mosle getadelt, welcher es seines Erachtens, und wie uns scheint nicht mit Unrecht, für besser erklärte, wenn die eine Nation sich nicht um die Seeunfälle der anderen bekümmere, falls dieselben nicht innerhalb ihrer Küstengewässer stattgefunden hätten. Ein demgemäß in der Commission gestellter Antrag auf Streichung dieser Befugniß des Reichskanzlers ward indeß abgelehnt.

Ein zweiter wichtiger Punct ist die Frage, in wessen Hände in England die Führung einer zulässigen Untersuchung gelegt ist.

Ereignen sich Seeunfälle an der englischen Küste, so ist es eine Pflicht des receiver of wreck oder Strandbeamten, zunächst alle möglichen Maßregeln zur Rettung von Mannschaft, Schiff und Ladung anzuordnen, hernach aber auch unter eidlicher Vernehmung aller betheiligten Personen einige vorläufige Ermittelungen über die Gründe des Unfalls vorzunehmen. Das Ergebniß solcher Ermittelungen ist von ihm schriftlich abzufassen und dem Board of Trade in London einzusenden. Dieser Board of Trade ist nicht mit den Local-Marine Boards in den verschiedenen Städten zu verwechseln, welchen nur untergeordnete Befugnisse zustehen. Er ist nicht wie diese ein Collegium, sondern das Departement des Handelsministeriums, dessen Präsident, Vicepräsident, Sekretär und andere Beamte von der Regierung oder ihren Vertretern ernannt werden. Nach Section 6 der Merchant Shipping Act von 1854 ist er die allgemein berufene Behörde für Beaufsichtigung aller Angelegenheiten, die sich auf Fahrzeuge und Seeleute der Handelsmarine beziehen, und Section 439 derselben Acte weist ihm noch im Besonderen die Beaufsichtigung sämmtlicher Angelegenheiten zu, die mit Schiffbrüchen an den Küsten des vereinigten Königreichs in Verbindung stehen. Bei dieser Behörde liegt nun die Entscheidung, ob der Voruntersuchung des receiver of wreck die eigentliche oder sogenannte formelle Untersuchung nachfolgen soll.

Das englische Recht gestattet jedoch eine vorläufige Voruntersuchung auch noch anderen Personen. Der Bezirksofficier der Küstenwache oder auch der Vorstand des nächstgelegenen Zollamts kann nämlich, ohne indeß wie der receiver of wreck dazu verpflichtet zu sein, ebenfalls eine Voruntersuchung vornehmen. Er kann ferner nach Beendigung dieser, sowie auch ohne überhaupt eine solche abgehalten zu haben, eine formelle Untersuchung des Falles

veranlassen. Verpflichtet hierzu sowie zu der genannten Voruntersuchung ist er jedoch nur, falls der Board of Trade ihn dahin anweist.

Die Hauptuntersuchung wird demnach entweder von diesen Beamten, die jedoch dann nur als Organe des Board of Trade anzusehen sind, oder, wie in den meisten Fällen, vom Board of Trade direct eingeleitet. Sie wird in England allgemein als Board of trade inquiry oder investigation bezeichnet.

Zu bemerken ist noch, daß wenn in Folge eines Seeunfalls Menschen umkommen, und ihre Leichen an oder nahe der Küste aufgefunden werden, dann in England wie in allen Fällen gewaltsamen oder plötzlichen Ablebens von Menschen eine Ermittelung der Todesart durch eine sogenannte Coroners Inquest stattzufinden hat. Diese wird von dem rechtsgelehrten Coroner und zwölf Geschworenen vorgenommen, welche letztere einen Wahrspruch über die Veranlassung des Todes fällen. Dieser Spruch, welcher zwar häufig, wie z. B. bei Gelegenheit der Strandung des Dampfers „Deutschland" die Gründe des Unfalls, das Verhalten des Kapitäns ꝛc. mitbegutachtet, entscheidet jedoch an sich nichts, und die ihm vorangehende Untersuchung kann nur eventuell Material für eine folgende Hauptverhandlung geben. Nebenbei sei noch erwähnt, daß diese Coroners Inquest die einzige der verschiedenen in Folge eines Seeunfalls möglichen Untersuchungen ist — von einem Criminalverfahren natürlich abgesehen — bei welcher das in England so beliebte Institut der Jury zur Anwendung kommt.

Etwas Aehnliches wie diese der Hauptverhandlung vorangehenden und dieselbe in keiner Weise präjudicirenden Voruntersuchungen kennt der deutsche Entwurf nicht. Er verpflichtet nur im § 12 die Hafen-, Strand- und Schiffsregisterbehörden sowie die Seemannsämter von den zu ihrer Kenntniß gelangenden Seeunfällen einem zuständigen Seeamte ungesäumt Anzeige zu machen. Eine vorläufige Feststellung des Thatbestandes soll nach § 13 nur von den Seemannsämtern im Auslande (Consulaten) vorgenommen werden. Abgesehen davon liegen nach § 14 alle Vorbereitungen der Hauptverhandlung, die Anberaumung derselben und die Herbeischaffung der Beweismittel dem Vorsitzenden des Seeamts ob.

Die in England zur formellen Hauptuntersuchung befugte Behörde wird in folgender Weise gebildet: Der Board of Trade oder eventuell die vorher genannten zur Einleitung der Untersuchung berechtigten Beamten bezeichnen zwei nicht rechtsgelehrte Friedensrichter oder einen rechtsgelehrten stipendiary (d. h. bezahlten) magistrate, die als Richter zu fungiren haben. Der Board of Trade ist hierbei an keine Zuständigkeitsregeln gebunden, denn es giebt in England nicht bestimmte Bezirke, die einer bestimmten Untersuchungsbehörde unterworfen wären. Er wird jedoch aus praktischen Gründen zum Orte der

Untersuchung meist den Heimathshafen oder einen dem Unfallsorte nahe gelegenen Platz wählen.

Ausnahmsweise nimmt auch wohl der Board of Trade keine der genannten Persönlichkeiten. So ward z. B. für den in Poplar zu untersuchenden Fall des Dampfers „Deutschland" der Registrar bei der Admiralitätsabtheilung des High Court of Justice ernannt. Nach der neuesten Merchant Shipping Act vom vorigen Jahre soll auch der Lordkanzler von Großbrittannien berechtigt sein, zur Ermöglichung einer rascheren und wirksameren Untersuchung von Seeunfällen einen Strandungscommissar (wreck commissioner) zu ernennen. Dieser kann dann an Stelle der genannten Richter gewählt werden und soll auf Verlangen des Board of Trade auch dieselbe Voruntersuchung wie ein receiver of wreck anstellen können.

Die Merchant Shipping Act von 1854 bestimmte, daß, wenn nautische Kenntnisse zur Untersuchung erforderlich seien, was bei Seeunfällen doch wohl nicht ausbleiben kann, ein mit solchen Kenntnissen versehener Assessor vom Board of Trade ernannt werden könne. Die Acte von 1862 erlaubte einen oder mehrere Assessoren zu ernennen und die von 1876 machte dies zur Nothwendigkeit. Die Wahl soll jedoch nur aus einer durch einen Staatssekretär genehmigten Liste durch den Richter erfolgen. Die Zahl der Beisitzer ist nicht gesetzlich festgestellt, doch fungiren immer zwei, die meist Kapitäne von Kauffahrteischiffen oder Officiere der königlichen Marine sind.

Der deutsche Entwurf weist die Untersuchung dem zuständigen Seeamte zu und nennt als solches in § 5 das des Heimathshafens, das dem Unfallsorte am nächsten gelegene sowie das, dessen Bezirk das Schiff nach dem Unfalle zunächst erreicht.

Die Errichtung der Seeämter, die Abgrenzung ihrer Bezirke und die Bestimmung der Aufsichtsbehörde überträgt der Regierungsentwurf (§ 6) den Landesregierungen, die Majorität der Commission wünschte jedoch alles Dieses zur Reichssache zu machen. Man berief sich dafür in der Commission auf die nach der Verfassung (Art. 4, Nr. 7) dem Reiche zustehende Oberaufsicht über das Schifffahrtswesen, auf die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Behandlung aller Fälle und auf den Umstand, daß ein von der Landesregierung eingesetztes und beaufsichtigtes Seeamt nicht unabhängig genug gestellt sei. Dagegen ward geltend gemacht, daß bisher in allen Seesachen mittlere und untere Instanzen den Landesbehörden überlassen seien, daß es inconsequent erscheine, einen Schiffsführer wegen schwerer Vergehen vor ein Gericht des Einzelstaates, wegen leichterer Fälle aber vor eine Reichsbehörde zu stellen, und daß, wenn man die Seeämter zu Reichsbehörden mache, man auch die Kosten auf das Reich übernehmen müsse, zu denen beizutragen die Binnen-

staaten abgeneigt sein könnten, zumal die Seestaaten sich schon zur alleinigen Uebernahme derselben bereit erklärt hätten.

England kann, was diesen Punct anbetrifft, wegen seiner verschiedenen politischen Organisation natürlich nicht zum Vergleiche herangezogen werden. Wenn dort Alles in den Händen des Board of Trade ruht, so ist dies eine natürliche Folge der einheitlichen Monarchie, die darum noch nicht nothwendigerweise auf die ganz verschiedenen bundesstaatlichen Verhältnisse des deutschen Reiches zu übertragen ist.

Das Seeamt bildet nach § 7 des Entwurfes eine collegiale Behörde und besteht aus einem dieses Amt dauernd bekleidenden rechtskundigen Vorsitzenden und vier Beisitzern, von denen mindestens zwei Seeschiffer sein müssen. Die Zahl der Beisitzer ist demnach doppelt so groß wie in England. Der in der Commission gestellte Antrag auf Ernennung von „vier des Seewesens kundigen Beisitzern der Handelsmarine“ sowie der andere, daß „mindestens drei die Befähigung als Seeschiffer“ besitzen sollten, wurden abgelehnt, da es nach den Umständen des einzelnen Falles sehr nützlich sein könne, andere Sachverständige, z. B. Lehrer der Navigation, Ingenieure, Schiffbautechniker u. s. w. als Beisitzer im Seeamt zu haben.

In Bezug auf die Befähigung zum Amte eines Beisitzers sollen nach dem Regierungsentwurf (§ 10) im allgemeinen die für das Geschwornenamt geltenden Bestimmungen Anwendung finden. Dies wurde schon im Reichstage von dem Abgeordneten Mosle getadelt, und die Commission theilte seine Bedenken. Der Bericht der letzteren macht geltend, daß das Geschwornenamt ein von dem Beisitzeramt ganz verschiedenes sei. Geschworne sollten das Laienelement, die Beisitzer hier aber gerade die Sach- und Fachkenntniß repräsentiren. Ueberdies seien die betreffenden Bestimmungen in den verschiedenen Staaten verschieden und in zwei deutschen Seestaaten (Lübeck und Mecklenburg), weil man dort keine Schwurgerichte kenne, gar nicht vorhanden. Die Commission beantragt daher eine Aenderung des § 10, der dann nach ihrer neuen Fassung eine Reihe von Personen für unfähig zum Amte eines Beisitzers erklärt, anderen aber ein Ablehnungsrecht ertheilt. Unter letzteren befinden sich auch die in England so häufig als Beisitzer verwandten Marineofficiere, die nach dem Regierungsentwurfe, da sie nicht Geschworene sein können, ganz ausgeschlossen wären. Wir entnehmen dem Berichte des Abgeordneten Dr. Banks, daß über die Qualification oder Nichtqualification dieser Militärpersonen in der Commission verschiedene Meinungen geäußert wurden, und daß ein Antrag, sie, wie im Regierungsentwurfe geschehen, ganz auszuschließen, abgelehnt ward.

Für den Bezirk eines jeden Seeamts ist jährlich eine Liste der zu Beisitzern geeigneten Personen anzufertigen (§ 8), vor deren Aufstellung jedoch

die Vertreter des Rheder-, Schiffer- und Handelsstandes (nach dem Regierungsentwurfe nur wo thunlich, nach dem Commissionsvorschlage aber nothwendigerweise) mit ihren Vorschlägen zu hören sind. Aus dieser Liste hat nach § 9 der Vorsitzende des Seeamts die vier Beisitzer auszuwählen, die er dann beruft und beeidigt. Die Art der Ernennung derselben ist also analog dem neuesten englischen Recht.

Ist nun die Untersuchungsbehörde constituirt, so soll vor ihr in England wie in Deutschland ein öffentliches und mündliches Verfahren zur Untersuchung des Seeunfalls stattfinden.

Vor Eröffnung desselben ist jedoch in England der Board of Trade verpflichtet, den Kapitän und die Steuerleute des Schiffes sowie unter Umständen auch den Rheder und andere betheiligte Personen zu benachrichtigen. Der Antrag, eine dem analoge Bestimmung als § 20 a in den deutschen Entwurf einzuschalten, nämlich: „Dem Schiffer und Rheder ist von der Einleitung der Untersuchung, soweit es ausführbar ist, Nachricht zu geben“, ward von der Commission abgelehnt.

In England, wo, wie wir sahen, die ganze Vorbereitung der Hauptverhandlung Sache des Board of Trade ist oder wenigstens unter seinen Auspicien geschieht, wird nach Eröffnung des Verfahrens zunächst dem Vertreter dieser Behörde das Wort gegeben. Dieser Vertreter kann ein sollicitor oder barrister sein. Die englischen Advokaten zerfallen bekanntlich in diese beiden streng von einander geschiedenen Classen, von denen die erstere sich mit Vorbereitung eines Processes und dem Plaidiren in untergeordneten Gerichten, die letztere aber ausschließlich mit dem Plaidiren in höheren Gerichten beschäftigt. Vor unserer Untersuchungsbehörde sind beide zum Vortrage berechtigt. Meistens wird sich der Board of Trade mit der weniger kostspieligen Vertretung eines sollicitor begnügen, in bedeutenden Fällen jedoch, wie z. B. bei dem Verfahren in Betreff des Dampfers „Deutschland“ in Poplar, sichert er sich die Hülfe eines barrister, der, instruirt von dem mit allen Vorbereitungen betrauten und ebenfalls im Gericht anwesenden sollicitor, dann ausschließlich das Plaidoyer führt.

Der Vertreter des Board of Trade beginnt mit einem Berichte über die bekannt gewordenen Umstände des vorliegenden Falls und das Resultat der verschiedenen Voruntersuchungen, und erklärt dann, daß auf Grund dieser Ermittelungen der Board of Trade die gegenwärtige Untersuchung angeordnet habe. Hierauf folgt die Untersuchung, an der sich jedoch der Richter (oder die Richter) und die Beisitzer nur in zweiter oder meist dritter Linie betheiligen. Der Board of Trade, der die Untersuchung angeordnet, hat alles nöthige Material für dieselbe herbeizuschaffen. Der Rheder, Kapitän, Steuermann und andre betheiligte Personen thun gut, zumal wenn irgend eine

Schuld auf ihrer Seite in Frage kommen kann, sich ebenfalls durch einen sollicitor oder barrister vertreten zu lassen. Diesem liegt dann in zweiter Linie die Untersuchung aller Umstände ob. Er kann, soweit dies im Interesse seines oder seiner Clienten liegt, das vom Board of Trade beigebrachte Beweismaterial angreifen und selbst Entlastungsmaterial zu Gunsten der von ihm vertretenen Personen herbeischaffen. Erst nach diesen beiden Parteien kann die zur Entscheidung des Falles berufene Behörde, falls sie noch Informationen wünscht, die betreffenden Fragen thun. Sie kann natürlich auch die Untersuchung der Parteien unterbrechen, falls ihr Fragen derselben oder ihnen gegebene Antworten unklar erscheinen. Sie hat ferner auch den gesetzmäßigen Verlauf der ganzen Verhandlung zu überwachen. Es ist jedoch festzuhalten, daß die Untersuchung nicht von ihr, sondern vor ihr und zwar von den Parteien geführt wird.

Die Beweisaufnahme besteht natürlich hauptsächlich in einem Verhör der Schiffsmannschaft, vor allem des Kapitäns und der Steuerleute. Der Board of Trade führt diese Zeugen vor und die andere Partei ist berechtigt, zu crosseraminiren, d. h. auch ihrerseits Fragen an sie zu thun. Alle Zeugen ohne Unterschied werden vereidigt.

Meist erst nach Abhörung der Hauptzeugen zeigt es sich, ob der Board of Trade willens ist einen charge gegen eine der betheiligten Personen zu machen. Macht er einen solchen, was dem Antrage einer Patententziehung gleichkommt, so bemüht sich hernach natürlich der Vertheidiger, die Schuldlosigkeit seines Clienten nachzuweisen, wozu er unter anderem auch, wenn er kann, Leumundszeugen für diesen vorführt, zu deren Crosseraminirung dann wiederum die andere Partei berechtigt ist. Ist aber vom Board of Trade keine charge gegen irgend Jemanden gemacht, so kann eine Patententziehung nicht in Frage kommen. Die untersuchende Behörde kann höchstens dem Board of Trade anrathen, noch nachträglich einen charge zu machen.

Anders gestaltet sich das Verfahren nach dem deutschen Entwurf. Der Vorsitzende hat nach § 18 bei Eröffnung der Verhandlungen eine Darstellung der bisher über den Seeunfall veranlaßten Ermittelungen zu geben. Ihm liegt die Führung der Untersuchung ob, unter gewisser Concurrenz der Beisitzer, denen noch ausdrücklich das Recht, unmittelbar Fragen zu thun, zugestanden wird. Im § 19 wird dann dem Reichskanzler das Recht ertheilt, einen Commissar zu bestellen. Dieser kann jedoch nicht eigentlich als Partei angesehen werden, da er nicht das Beweismaterial herbeizuschaffen, sondern, wie ausdrücklich gesagt, nur den Verhandlungen beizuwohnen, Einsicht von den Acten zu nehmen und Anträge zu stellen befugt ist. Der Commissar des Bundesraths äußerte in der Commission, wie wir dem Berichte des Abgeordneten Dr. Banks entnehmen, daß ein solcher Commissar voraussichtlich

in allen erheblicheren Sachen in Function treten werde, und daß derselbe keine Controle ausüben, sondern in den geeigneten Fällen ein contradictorisches Verfahren ermöglichen solle, welches zur gänzlichen Klarlegung des Sachverhalts nothwendig sei. Aus der Commission wurde dagegen bemerkt, „daß das Seeamt keineswegs nur contradictorisch oder hauptsächlich contradictorisch die Ursachen eines Seeunfalls klarlegen solle, sondern daß es wesentlich inquisitorisch verfahren müsse, um die wirkliche Wahrheit zu ermitteln". Diese Meinung steht in auffallendem Widerspruch zu der englischen Praxis, die bisher gute Erfolge erzielt haben soll. Vielleicht wäre es zu wünschen gewesen, daß der Entwurf nicht auf halbem Wege stehen geblieben wäre, sondern ein ganz contradictorisches Verfahren eingeführt hätte, wobei die Herbeischaffung der Beweismittel und die Führung der Untersuchung nicht in den Händen des entscheidenden Seeamts, sondern eines die Landesregierung oder, wenn man die Sache zur Reichssache machen will, die Reichsregierung vertretenden Commissars oder Advokaten läge. Eine inquisitorische Voruntersuchung, wie die des englischen receiver of wreck, könnte ja immerhin vorhergehen. Bei einer derartigen Organisation des Verfahrens würde dann auch die Gegenpartei eine selbständigere Stellung erhalten als der § 20 ihr zuweist. Es wird hier nur gesagt, daß der Schiffer und der Steuermann des Schiffes Anträge stellen und sich eines recht- oder schifffahrtskundigen Beistandes bedienen können.

Entschieden dem englischen Recht vorzuziehen ist jedoch die ebenfalls im § 20 enthaltene Bestimmung, wonach der Schiffer und der Steuermann des Schiffes oder, wie die Commission änderte, alle betheiligten Personen als Zeugen nur auf Beschluß des Seeamts zu beeidigen sind.

Nach beendigter Verhandlung erfolgt die Entscheidung über die Resultate der Untersuchung.

Die Merchant Shipping Act von 1854 bestimmt, daß die Friedensrichter oder der Magistrat dem Board of Trade einen Bericht einsenden sollen, der eine volle Auseinandersetzung des Falles und ihre Ansicht über denselben zu enthalten hat. Die Assessoren sind hierbei nur ihre technischen Rathgeber, sie sollen jedoch, wenn sie zustimmen, den Bericht mit unterzeichnen und, wenn sie nicht zustimmen, dies und ihre Gründe dafür in dem genannten Berichte angeben. Eine Entziehung des Kapitäns- und Steuermannspatentes für immer oder auf Zeit lag ursprünglich nicht in der Macht dieser Behörde, sondern sie konnte nur auf ihren Bericht hin von dem auch die Patente ertheilenden Board of Trade erfolgen. Die Acte von 1862 übertrug jedoch auch diese Befugniß der Behörde, vor der die Untersuchung geführt ward. Zu einer Patententziehung soll aber die Zustimmung wenigstens eines Assessors erforderlich sein, und sie soll immer im offnen Gerichte bekannt

gemacht werden. Dieselbe Acte führte auch die Nothwendigkeit eines Patentes für Ingenieure auf Dampfschiffen ein und gestattete eine Entziehung desselben unter gleichen Voraussetzungen wie die des Kapitäns- und Steuermannspatentes.

Im deutschen, aus einem juristischen Vorsitzenden und vier Beisitzern zusammengesetzten Seeamt entscheidet Stimmenmehrheit (§ 18). Es kann also hier, was in England nicht möglich ist, der Vorsitzende überstimmt werden. Der Spruch ist nach § 22 in öffentlicher Sitzung zu verkünden und dem Reichscommissar oder, wenn ein solcher nicht mitgewirkt hat, dem Reichskanzler, sowie auf Verlangen dem Schiffer und Steuermann in Abschrift mitzutheilen.

Die Möglichkeit einer Entziehung des Patentes von Kapitän und Steuermann, wie sie in England besteht, stellt der Regierungsentwurf im § 23 fest. Die Majorität der Commission strich jedoch diesen Paragraphen aus folgenden Gründen. Es läge, sagte man, kein Grund vor, Schiffer und Steuerleute anders zu behandeln als die übrigen Gewerbtreibenden, in Bezug auf welche die Entziehung der Gewerbeausübung weder durch richterliche noch durch administrative Entscheidung zugelassen sei. Würde übrigens die Schuld eines Schiffers oder Steuermanns an einem Unfall öffentlich durch das Seeamt ausgesprochen und allgemein bekannt, so werde aus eigenem Interesse kein Rheder einen solchen Mann im Dienst behalten. Von anderer Seite ward hervorgehoben, diese Frage lasse sich in einem Specialgesetz, wie der vorliegende Entwurf, nicht lösen, sondern nur durch Abänderung der Gewerbeordnung oder durch Aufnahme einer Bestimmung in das Strafgesetzbuch, in welchem sich analoge Bestimmungen über Eisenbahn- und Telegraphenbeamten bereits befänden. Jedenfalls sei aber das Seeamt eine für die Aberkennung des Patentes nicht passend gewählte Behörde, da es weder ein Gericht noch ein Verwaltungsgericht sei, und die Beisitzer nicht immer geneigt sein würden, einem Berufsgenossen die Ausübung seines Gewerbes zu entziehen und ihn mit seiner Familie damit dem Elende zu überweisen.

Gegen diese Ausführungen wurde vom Commissar des Bundesraths und der Minorität der Commission geltend gemacht, daß ein dringendes Interesse vorliege gerade bei Schiffern und Steuerleuten die Möglichkeit einer Patententziehung einzuführen, da diese, als unumschränkte Herren des Schiffes während der Fahrt, eine andere und im Falle ihrer Unfähigkeit weit gefährlichere Stellung einnähmen als alle anderen Gewerbtreibenden. Von dem moralischen Eindruck der Sprüche eines Seeamts sei, wie die Erfahrung gezeigt, nicht zu viel zu erwarten. Die Zusammensetzung des Seeamtes biete vollständige Garantie für die Unabhängigkeit des Urtheils, und es läge gerade im Interesse des Schifferstandes, daß unfähige und unwürdige Mitglieder des-

selben entfernt würden. Mit § 23, hob der Commissar des Bundesraths hervor, verliere das Gesetz seinen werthvollsten Bestandtheil, und es schwinde damit die Wahrscheinlichkeit seines Zustandekommens, denn für Controle von Seezeichen, Schiffsbau ꝛc. brauche man keinen so großen Apparat.

Die Majorität der Commission beruft sich auch noch auf England. Freilich muß sie zugeben, daß hier gerade, wie wir schon sahen, dieselben Behörden die Ursachen eines Seeunfalls festzustellen und die etwaige Patententziehung vorzunehmen haben. Sie setzt jedoch hinzu, daß der Nachtheil einer solchen Verbindung in England sehr fühlbar geworden und daß man deshalb eine Trennung beider Functionen vorbereite. Wir wissen nicht, auf welchen Quellen die Kenntniß der Commission über diesen Punct beruht, soweit wir jedoch in Liverpool, in welcher großen Hafenstadt zahlreiche Untersuchungen von Seeunfällen stattfinden, nachzufragen Gelegenheit hatten, war die Absicht einer Aenderung des geltenden Rechts in dieser Beziehung unbekannt. Für eine solche hätte sich, wenn man sie wünschte, die beste Gelegenheit bei Abfassung der Merchant Shipping Act vom vorigen Jahre geboten, welche einen besonderen Abschnitt über die Untersuchung von Seeunfällen enthält. Mit einer Trennung beider Functionen, die, wie bemerkt, in dem Zeitraum von der ersten Merchant Shipping Act von 1854 bis zu der von 1862, also acht Jahre bestand, scheint man gerade schlechte Erfahrungen gemacht zu haben oder wenigstens nicht zufrieden gewesen zu sein, denn andernfalls würde man wohl nicht später eine Vereinigung beschlossen haben.

In England ist die Untersuchungsbehörde in ähnlicher Weise zusammengesetzt wie in Deutschland, und die Beisitzer scheuen sich keineswegs, eine Patententziehung über ihre Collegen mitauszusprechen. Gerade die Entziehung auf Zeit, die in der Commission den größten Widerspruch fand, wird in England am meisten angewandt und gilt hier nach langer Erfahrung für eine besonders praktische Maßregel. Dies ward auch schon von Einzelnen in der Commission anerkannt. Wir glauben daher, daß ein Vergleich mit England nur zeigen kann, wie wichtig die Befugniß des Seeamts zur Patententziehung ist, und wie sehr es vermuthlich zu bedauern wäre, wenn die jetzige Commission sich für eine Streichung des § 23 erklärte.

Nach englischem Recht kann derjenige, dem sein Kapitänszeugniß genommen, nun auch nicht als Steuermann zur See gehen. Dasselbe bestimmt der deutsche Regierungsentwurf im zweiten Absatz von § 23. In der Commission sprach man sich aber dagegen aus, da ein Mann, welcher unfähig erscheine das Commando eines Schiffes zu führen, häufig völlig fähig sei, als Steuermann, namentlich als zweiter oder dritter, Dienste zu leisten. Dies scheint auch in England erwogen zu sein, denn die Merchant Shipping Act von 1862 gestattet dem Board of Trade, falls dieser glauben sollte, daß die

Gerechtigkeit es erforderte, ein neues Patent niederen Grades zu gewähren. Mag dies nun aber empfehlenswerth sein oder nicht, so können wir doch jedenfalls nicht der in den Motiven zum deutschen Entwurfe ausgesprochenen Ansicht beipflichten, daß die Unfähigkeit des betreffenden Schiffers, als Steuermann zur See zu gehen, eine nothwendige Folge sei der Verpflichtung des letzteren den ersteren zu vertreten, ja unter Umständen ganz zu ersetzen. Wird man denn erwarten können, daß der gewöhnliche Steuermann, der nie mehr als dies gewesen, in irgend einer Weise besser qualificirt sei den Kapitän zu vertreten? Nur wenn zum Nachweis einer solchen Befähigung alle Steuerleute das Kapitänsexamen zu bestehen genöthigt wären, könnte ein solcher Grund stichhaltig genannt werden.

Daß in England auch das Patent des Dampfschiffingenieurs entzogen werden kann, ist schon erwähnt. Der deutsche Entwurf konnte hier dem englischen Beispiel nicht folgen, da man in Deutschland ein solches Patent noch nicht kennt. Der Abgeordnete Schmidt (Stettin) wollte, um diese Lücke, wie er es nannte, im Gesetze auszufüllen, den Entwurf dahin amendiren, daß neben dem Kapitän und Steuermann auch „andere Personen der Besatzung“ zur Verantwortung zu ziehen seien. Schriebe dann später vielleicht eine Novelle der Gewerbeordnung das Patent für den Ingenieur vor, „so sei das vorliegende Gesetz von vornherein damit conform“. Eine derartige allgemeine Fassung, die auf etwa später zu erlassende Gesetze von vornherein Rücksicht nimmt, vorläufig indeß nur einen bedeutungslosen und vielleicht verwirrenden Zusatz bringt, möchte aber doch nicht rathsam erscheinen.

Ein andrer Redner im Reichstage, der Abgeordnete von Saint-Paul-Illaire, wünschte, daß durch Spruch des Seeamts eventuell auch Lootsen von ihrem Amte entfernt werden könnten. Er gab allerdings selbst zu, daß dies schwierig sei, weil die Lootsen, in Preußen ja z. B., Beamte seien, meinte aber, es müsse irgend ein Modus gefunden werden, auch derartige angestellte Beamte zu belangen. Auch in England hat die zur Entscheidung über Seeunfälle berufene Behörde keine Jurisdiction über Lootsen. Diese stehen vielmehr unter besonderen Behörden (pilotage authorities), die in den verschiedenen Häfen in verschiedener Weise constituirt und die Lootsenpatente sowohl zu ertheilen wie zu entziehen befugt sind, wobei sie nur einer allgemeinen Oberaufsicht des Board of Trade unterliegen.

Dem deutschen Schiffer oder Steuermann, dem sein Patent durch das Seeamt auf Zeit oder für immer entzogen ist, wird durch § 24 die Beschwerde an eine zweite Instanz gestattet. Dasselbe gilt für den Commissar, dessen auf Patententziehung gerichtetem Antrage das Seeamt nicht Folge gegeben hat. Diese zweite Instanz, eine Reichscommission für Seeunfälle, ist nach § 25 eine collegiale Behörde, bestehend aus einem vom Kaiser ernannten

Vorsitzenden und sechs Mitgliedern, von denen mindestens drei der Schifffahrt kundig sein müssen, und von denen einer, und zwar ein schifffahrtskundiger, ebenfalls vom Kaiser ernannt werden soll, während die anderen aus der von den Regierungen der Bundesseestaaten vorgeschlagenen Zahl von Sachkundigen durch den Vorsitzenden auszuwählen sind. Die Reichscommission kann eine Ergänzung oder Wiederholung der Beweisaufnahme vornehmen oder anordnen und faßt ihre Beschlüsse wie das Seeamt mit Stimmenmehrheit.

Das englische Recht kennt dagegen eine eigentliche zweite Instanz nicht. Die Merchant Shipping Act von 1862 bestimmt nur, der Board of Trade könne, wenn er glaube, daß die Gerechtigkeit des Falles es erfordere, das für immer oder auf Zeit entzogene Patent zurückgeben oder die Zeit der Suspension verkürzen oder dem Betreffenden ein neues Zeugniß niederen Grades gewähren. Von einer neuen Beweisaufnahme ist hier nicht die Rede, die Entscheidung ferner liegt nicht in den Händen einer collegialen Behörde, und es kann nur eine Aenderung zu Gunsten, nicht aber zu Ungunsten des Schiffers, Steuermanns oder Ingenieurs erfolgen.

Was endlich die Kosten der Untersuchung anbetrifft, so kann die Tragung derselben in England der einen oder andern Partei, also dem Board of Trade einerseits und dem Schiffer, Steuermann oder Ingenieur andererseits ganz oder zum Theil auferlegt werden.

Nach dem deutschen Entwurf (vgl. Motive § 27) soll jedoch die Kosten der ersten Instanz in allen Fällen der Staat tragen. Nur wenn in der zweiten Instanz eine Verurtheilung erfolgt, sollen die Kosten dieses zweiten Verfahrens dem Verurtheilten auferlegt werden.

Ueber die Neubildung der französischen Armee.

Es war ein weiter Weg, welchen das französische Heerwesen bis zu seiner heut im großen Ganzen abgeschlossenen Neugestaltung zurückzulegen hatte. Der Abstand, welcher die Organisation der gegenwärtigen Armee in ihrer Achtung gebietenden Stärke und Verfassung trennt von jenem Zustand der Auflösung und Durcheinandermengung bei Beendigung des Krieges ist ein ungeheuerer. Während der weitaus größte Theil des kaiserlichen Heeres in Gefangenschaft sich befand, hatte die Republik oft in willkürlicher Zusammensetzung neue Truppenkörper geformt, die Reste der alten Stämme durcheinander geworfen und Officiere im Drange der Ereignisse neu ernannt, ohne das Verhältniß des Dienstalters zu berücksichtigen. Als dann nach Be-

endigung des Krieges die Bezwingung der Commune plötzlich eine neue Entfaltung der Streitmittel verlangte, wurden die aus Deutschland zurückkehrenden Gefangenen, so wie sie in den Transporten eintrafen, zu Truppentheilen vereinigt und bildeten mit Regimentern der vormaligen Loire- und Nordarmee das „Versailler" Heer, welches zu Ende Mai die Hauptstadt wieder bewältigte.

Nach Abschluß des Friedens sah sich die Regierung der ungeheueren Aufgabe gegenüber, diese durch und durch verwirrten Gebilde wieder zu sichten und auseinander zu lösen. Auf der einen Seite galt es unter der großen Zahl der entlassenen Kriegsgefangenen diejenigen auszuscheiden, welche noch weiter im Dienst bleiben mußten, ebenso handelte es sich andererseits darum, über alle diejenigen Leute der verschiedensten Altersclassen, welche in die neuen Heeresverbände der Republik eingetreten waren, eine angemessene Bestimmung zu treffen.

Aus Deutschland kehrten alle kaiserlichen Officiere zurück und fanden sich nun gegenüber den inzwischen neu Beförderten. Das Rangverhältniß war daher wieder zu ordnen und dies bot Schwierigkeiten nach beiden Richtungen, denn einmal die ehemaligen Officiere des Kaiserreichs, welche im Dienst blieben, verdienten keine Zurücksetzung und ebenso hatten die Neuangestellten durch den Krieg selbst ein Anrecht erworben, wenn auch vielfach nicht auf volle Bestätigung in den höheren Stellen, zu denen sie berufen worden waren, so doch auf ein angemessenes Aufrücken zur Belohnung ihrer Dienste.

Es handelte sich aber nicht um Herstellung der Armee in dem alten Bestande, sondern schon bei Beendigung des Krieges lag es klar zu Tage, daß eine Umformung des ganzen Heeres, sowohl des Ersatzwesens, wie der Verbände, die Grundlage der neuen Wehrverfassung bilden müßte und sonder Zögern ins Werk zu setzen war. Gleichzeitig bedurfte man einer Bewaffnung nach neuen Systemen — für die Artillerie wenigstens — ferner der Herstellung des Armeematerials und vor allen Dingen der Festungen. Die nach dem Kriege andauernde Besetzung einzelner Theile des Landesgebiets war wohl geeignet, die Schwierigkeit für die Durchführung der Arbeit zu vermehren.

Auch mochte mit den abgetretenen Festungen manches werthvolle Actenmaterial der Benutzung entzogen worden sein und jedenfalls hatten wohl fast alle kaiserlichen Regimenter im Kriege ihre Feldlisten und Papiere eingebüßt. Möglicherweise aber wurde dieser Uebelstand durch die von jeher bestehende Centralisirung aller Arbeiten im Kriegsministerium weniger fühlbar. Wenn man sich diese Fülle von schwierigen Aufgaben vergegenwärtigt, gewährt es unleugbares Interesse, die Lösung derselben etwas eingehender zu untersuchen. Zunächst wollte man überhaupt wieder ein einheitliches geschlossenes Heer schaffen. Unmittelbar nach dem Abschluß der Friedenspräliminarien wurden

provisorische Regimenter gebildet und die „Armee von Versailles", welche Mac Mahon commandirte, auf fünf Armeecorps gebracht. Nach Bezwingung der Commune ging man an die Entwaffnung der Nationalgarde im ganzen Lande und im December 1871 war Thiers nicht nur mit dieser Arbeit fertig, sondern die neue Armee war in ihren Grundzügen hergestellt.

Die mobilisirte Nationalgarde wurde der „sedentären" zugeschoben und kam zur Entlassung. Ebenso verschwanden alle die abenteuerlichen Körper, welche der Krieg hervorgebracht, die Freicorps und Fremdenlegionen. Die Mobilgarde hörte auf zu bestehen, ihre Leute wurden als Armeereserve gerechnet, ebenso entließ man die ausgedienten Leute aus den nur für die mobile Zeit bestehenden Marschregimentern. Die ehemalige Kaisergarde bestand nicht mehr. Die aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Leute waren neuen Regimentern zugetheilt worden und nur ein Theil bildete später den Stamm der errichteten republikanischen Garde.

Im Herbst 1872 wies die neue Heeresmacht Frankreichs bereits ein Mehr von siebzig Bataillonen gegen den Stand vor Beginn des Krieges auf. In der Cavallerie errichtete man neue Regimenter und schaffte die Lanciers ab, also gerade die Ulanen, welche in der Phantasie des Volks während des Krieges solche gewichtige Rolle gespielt hatten. Die Legende der „Ulans" beruhte ja aber bekanntlich auf einer Vermengung von Cosakenreminiscenzen mit der Erscheinung der deutschen Reiterpatrouillen, mochten diese Ulanen sein oder nicht. Auch in der Artillerie errichtete man die nöthige Gliederung, die während des Krieges ganz verloren gegangen war. Alle diese Maßregeln hatten jedoch immer nur erst eine provisorische Armee gebildet, denn eine gesetzliche Feststellung der gesammten Organisation konnte erst erfolgen, nachdem die Grundlage eines Rekrutirungsgesetzes geschaffen war. Hierin aber handelte es sich um einschneidende Veränderungen und um den Bruch mit alten Traditionen. Das kaiserliche Heer, mit welchem Frankreich in den Krieg eingetreten war, hatte sich an Zahl zu schwach, das Volksaufgebot, welches die Republik in den Kampf geworfen, nicht widerstandsfähig erwiesen. Man strebte also danach, in Zukunft über gewaltige Massen ausgebildeter Soldaten zu verfügen. Um einen Standpunct für die Beurtheilung der Neuerung zu gewinnen, ist es nöthig, einen Blick auf die alten Einrichtungen zu werfen.

Das nielsche Gesetz aus dem Jahr 1868 kannte eine neunjährige Dienstverpflichtung, von welcher vier Jahre der Reserve angehörten. Bei einer fünfjährigen activen Dienstzeit konnte aber höchstens die Hälfte der körperlich brauchbaren Leute wirklich ausgebildet werden, also 75,000 von 150,000 Tauglichen, die jährlich das zwanzigste Lebensjahr erreichen, ein Mehr hätte das Budget übermäßig belastet. Außerdem bestand die Stellvertretung noch,

so daß ein beträchtlicher Theil der jährlich Eingestellten gar nicht einmal Rekruten, sondern gediente Leute waren? Der Ueberschuß der tauglichen Jahrescontingents zählte in den Listen theils als zweite Classe, theils als Mobilgarde und verblieb thatsächlich wegen der Kosten meist ganz ohne Ausbildung.

Das neue Wehrgesetz, welches das Datum 27. Juli 1872 trägt, vollzieht den mächtigen Griff von der neunjährigen zur zwanzigjährigen Dienstverpflichtung. Als active Dienstzeit behielt man fünf Jahre bei, vier Jahr Reserve, dann noch elf Jahr Territorialarmee — somit war auch der Name Landwehr übersetzt — und deren Reserve.

Ist dies nun allgemeine Wehrpflicht, wie es doch den Anschein hat, da es keinen Loskauf beim Staat, keine Stellvertretung mehr giebt, sondern persönliche Dienstleistung Aller zur Regel wurde?. Die getroffenen Festsetzungen bildeten einen Ausgleich zwischen der scharf im Gegensatz zu einander stehenden Forderung zweier Parteigruppen. Die Einen verlangten eine Berufsarmee mit sieben- bis achtjährigem Dienst bei der Fahne. Von Heranziehung guter Reserven wollte man weniger wissen, weil der Franzose, wenn einmal entlassen, widerwillig zum Dienst zurückkehre.

Die Gegner verlangten die allgemeine Wehrpflicht mit höchstens drei Jahren Dienstzeit, um möglichst viele Leute für den Heeresdienst zu schulen.

Das Ergebniß des heftigen Streites war der fünfjährige Dienst bei der Fahne, eine Bestimmung, welche erst zur Annahme gelangte, nachdem Thiers mit seinem Rücktritt gedroht. Derselbe scheute also vor den unter dem Kaiserreich gemachten Erfahrungen nicht zurück. Eine Friedensarmee aus fünf vollständigen Jahresclassen zu unterhalten, ist für das reichste Land undurchführbar. Unter dem Kaiserreich war die Absicht, die zweite Classe und Mobilgarde auch nur oberflächlich auszubilden, ein frommer Wunsch geblieben. In der Kammer wurden mit Bestimmtheit dieselben Befürchtungen auch für die Zukunft ausgesprochen. Wenn daher Thiers so hartnäckig an den fünf Jahren festhielt und diese Forderung mit Aufwand der bedenklichsten rhetorischen Mittel vertheidigte, so leitete ihn vielleicht weniger die militärisch sachliche Ueberzeugung, als die Kenntniß der Verhältnisse seines Landes. Ein Heer, das sich aus allen Schichten der Bevölkerung zusammensetzt, und nur verhältnißmäßig kurze Zeit bei der Fahne bleibt, verlangt als innersten Halt ein Officiercorps mit alten Ueberlieferungen und festgewurzelter Anhänglichkeit an den Kriegsherrn. Diese glückliche Einseitigkeit politischer Richtung mußte Thiers vermissen und deshalb hielt er an der lang dienenden Armee im Kern der Frage fest. Damit blieb also, sobald das laufende Budget nicht beträchtlich erhöht wird, die Zahl der jährlich Eintretenden auf dem früheren Satze stehen, nur enthielt dieselbe allerdings keine bereits gedienten

Stellvertreter mehr. Dies Ergebniß lieferte schon die Jahresclasse 1872. Die nicht Eingestellten bilden nun analog dem früheren Verhältniß eine „deuxième portion“, welche ein Jahr oder sechs Monat — je nach dem Stande ihrer Bildung — dienen sollen. Der Kriegsminister erklärte aber kein Geld für ihre Einstellung zu haben und trotz der ihm für diese von den Kammern gewissermaßen aufgedrungenen Bewilligung von acht Millionen, war dieselbe nur unter künstlichen Ersparnissen, wie anderweitige Beurlaubungen, und Spätereinberufungen, und unvollständiger Ausrüstung möglich.

Ein weiteres Bedenken der neuen Einrichtung scheint darin zu liegen, daß thatsächlich leicht eine zu große Bevorzugung den besser gestellten Classen eingeräumt wird. Nach einem bestimmten Loosverhältniß soll eine Anzahl Leute schon nach einem Jahr, unter Umständen schon nach sechs Monaten, wenn sie besser unterrichtet sind, entlassen werden, nur die des Lesens und Schreibens Unkundigen darunter müssen ein zweites Jahr dienen. Es giebt also Soldaten mit fünf Jahren und solche mit einem Jahr und darunter Dienstzeit. Die Letzteren, das heißt die, welche Schulkenntnisse haben, sind aber sicher zugleich die mehr Bemittelten, welche auf diese Weise weitaus bevortheilt werden, während fünf Jahre nach modernen Lebensverhältnissen eine ungeheuere Anforderung sind. In diesen Tagen ist auf Antrag des Abgeordneten Laisant in der französischen Kammer ein Antrag auf Ausgleichung dieser Mißverhältnisse eingebracht und Herr Thiers zum Vorsitzenden der gewählten Commission ernannt worden. Man wird daher bald erfahren, wie er sich neuerdings zur Frage der fünfjährigen Dienstzeit stellt.

Das Institut der einjährig Freiwilligen, welches natürlich in der neuen Organisation nicht fehlen durfte, hat eine völlig von dem unseren verschiedene Gestalt gewonnen. Ein Anrecht auf einjährigen Dienst erhalten nur die Abiturienten (nach unseren Begriffen). Außerdem stellt der Minister einen bestimmten Bruchsatz von Heerespflichtigen fest, welcher, sobald den von demselben festgestellten Anforderungen genügt ist, nur ein Jahr zu dienen hat. Die Ueberschießenden verfallen der gewöhnlichen Dienstpflicht. Nach Ablauf des Jahres können die Freiwilligen, sobald sie nicht genügen, ein zweites Jahr bei der Fahne gehalten werden. Welcher Abstand also zwischen diesen strengen Anforderungen und der Begünstigung derjenigen Leute, welche, sobald sie lesen und schreiben können und durch die Loosnummer der zweiten Portion angehören, nach dem Gesetz nur sechs Monate dienen sollen!

Trotz allem ist mit dem Gesetz ein großer Schritt vorwärts gethan. Die Stellvertretung ist aufgehoben und viele gute Elemente kommen in die Armee, die vormals höchstens in der Mobilgarde figurirten. Dabei verfügt das Ministerium seit dem Inkrafttreten des Gesetzes über zwanzig pflichtige Jahrgänge. Wenn daher auch in Folge der erwähnten Schwierigkeiten, die zweite Classe

heranzuziehen und auszubilden, für den Kriegsfall auch nur die Hälfte der zuständigen Zahl in erster Linie zur Aufstellung kommt, so beträgt dieselbe doch immerhin für die Feldarmee und deren Reserve ungefähr 750,000, für die Territorialarmee ungefähr 600,000 Mann.

Seine eigentliche Bedeutung erhielt das neue Gesetz durch die Uebergangsbestimmungen, welche demselben rückwirkende Kraft beilegten. Jeder Franzose unter dem vierzigsten Lebensjahre, und damit Hunderttausende, welche längst außer jedem Dienstverbande standen, wurden dadurch dienstpflichtig. Ebenso natürlich auch alle, die sich in früheren Zeiten losgekauft hatten. Gegen diese beispiellos scharfe Festsetzung erhob sich keine Stimme des Einspruchs, weil Jeder fühlte, welcher Grundgedanke dieselbe eingegeben hatte. Und in diesem Sinn ist es allerdings von großem Werth, daß eine Menge Leute, welche im letzten Kriege irgend einem Heereskörper angehörten, danach aber dienstfrei gewesen wären, für die Mobilmachung nunmehr verwendbar bleibt.

Die großen Massen, welche auf diese Weise bereitgestellt waren, erforderten nun aber eine Vermehrung der Armeeglieder, wenn man nicht die Rahmen der Truppenverbände über das Maß füllen wollte.

Auch in dieser Frage stießen die Gegensätze der hergebrachten Ueberlieferung und der Neuerung nach deutschem Vorbilde lebhaft auf einander. Es handelte sich zunächst um die Eintheilung des Staatsgebiets in Regionen, die unseren Armeecorpsbezirken entsprechen und um das so zu sagen landsmannschaftliche Princip in der Rekrutenaushebung, so daß die Angehörigen desselben Bezirks auch in demselben Heeresverbande dienen. Ein Entwurf, welchen die Regierung des Herrn Thiers nicht lange vor seinem Rücktritt einbrachte, erklärte die Nachahmung des preußischen Systems für einen Bruch mit den Errungenschaften von 1789 für die Einheit des Staatsgebiets. „Wenn wir jenes System nachahmten, würden wir Armeen haben von Bretagnern, Provençalen, Burgundern, Champagnern u. s. w., das heißt furchtbare Aussichten auf Bürgerkrieg. Die französische Revolution schauderte Angesichts der aufständischen Vendee, des belagerten Lyons vor der Eintheilung des Reiches in Provinzen und sie beschloß die Nationaleinheit durch die Armee zu begründen. Sie verfügte, daß alle Franzosen ohne Unterschied in die Regimenter eingereiht würden, damit so das Regiment das Ideal der französischen Einheit verwirkliche."

So sehr vermochte sich die Kammer indeß nicht den Erfahrungen des Krieges zu verschließen, weil offenbar die Verwirrung, welche zur Zeit der Mobilmachung 1870 geherrscht hatte, diesem Ideal der Einheit zu danken war. Ein neuer Entwurf erstrebte daher eine Vermittelung des Centralisations- und des Provinzialsystems. Ganz Frankreich wurde in achtzehn Re-

gionen und diese in Subdivisionen eingetheilt. In jeder Region steht ein Armeecorps, ein neunzehntes in Algerien. Dem Grundgedanken entsprechend sollte auch jede Region ihre eigenen Zeughäuser u. s. w. erhalten, also ihre Mobilmachung aus eigenen Mitteln bestreiten können. Für diese letztere wurde dann auch die Ergänzung der Corps aus den Regionen festgesetzt, während die Rekrutirung der activen Armee nach wie vor aus allen Theilen Frankreichs erfolgen dürfte. Dies Zugeständniß scheint auf den ersten Blick allerdings erstaunlich, allein der Widerspruch gegen die Rekrutirung der Corps aus Provinzen wird erklärlich, wenn man beachtet, daß gerade die Legitimisten aufs eifrigste für dieselbe eintraten. Bis hierher etwa ist bei der Reorganisation den geschichtlichen und nationalen Eigenthümlichkeiten Frankreichs Rücksicht getragen. Bei der weiteren Eintheilung der Armee und bei dem Mobilisationsverfahren folgte man genau dem deutschen Vorbild und ging in einigen Puncten noch über dasselbe hinaus. Jede Region umfaßte im Princip ihr Armeecorps — wenn auch ebenso wenig wie bei uns alle Theile desselben nun wirklich in dem Bezirk garnisoniren —, das Corps zerfällt in zwei Infanteriedivisionen und ist im übrigen entsprechend den unserigen zusammengesetzt. Zuvor waren bekanntlich die größeren Verbände, Corps und Divisionen, erst bei einer Mobilmachung zusammengeschlossen worden.

Die Vertheilung der Corpsbezirke war nach der Dichtigkeit der Bevölkerung, sodann aber nach der Lage und Richtung der Haupteisenbahnlinien erfolgt, längs welcher ein Corps garnisonirt. Die großen Städte Paris und Lyon fallen in die Sectoren von je vier Corpsbezirken, um die Garnison in den Städten leicht wechseln und die reservepflichtigen Theile der Bevölkerung auf die vier Corps vertheilen zu können.

Die Truppenkörper, aus welchen planmäßig ein Armeecorps sich zusammensetzen soll, mußten zum Theil neu errichtet werden, und die Zahl der Regimenter Infanterie z. B. stieg in Folge dessen von 126 auf 144. Das „Cadresgesetz vom März 1875“ bildet somit auch eine der schärfsten Maßregeln der Neugestaltung, indem es jenes Bestreben zum Ausdruck bringt. Dasselbe führte die innere Organisation der Truppentheile zu einem Abschluß und bestimmte die Durchschnittsstärken derselben im Frieden. Dabei trat die Absicht hervor, statt der früheren sechs Compagnien im Bataillon nach preußischem Vorbild derer nur vier zu haben. Nun konnte man sich aber nicht entschließen, plötzlich 1210 Hauptleute außer Dienst zu stellen und ebenso wenig fanden Vorschläge Durchgang, welche diesen Ueberzähligen anderweitige Verwendung in den Truppen zuwiesen. Da trat die Commission plötzlich mit dem Vorschlag auf, ebenso wie bei den Regimentern in Algier bei den 144 französischen Infanterieregimentern vier Feldbataillone zu bilden. Diese neue Fassung ging ohne Weiteres durch und die französische Heeresmacht

war mit einem Schlage um 144 Bataillone verstärkt. Da die Gesammtzahl der in Friedenszeit eingestellten Leute nicht erhöht worden ist, so ergiebt diese Vermehrung der Cadres trotz einer Erhöhung der Friedensstärke eine sehr schwache Kopfzahl der Bataillone (250 Mann), ein Umstand, welcher der Ausbildung auch innerhalb der Compagnie entschieden Eintrag thut. Aber darüber ging man leicht hinweg, man hatte offenbar die Mobilmachung im Auge und befand sich dann in dem großen Vortheil, aus der ungeheuren Menge Reserven, die Frankreich in Folge des Heergesetzes besaß, sofort die fertig vorhandenen Cadres füllen zu können. Es war vergebens, wenn man dieser eindringenden Maßregel dadurch die Spitze abzubrechen suchte, daß man nachwies, die Gesammtzahl der Compagnien im französischen Heer sei ja nun geringer wie zuvor. Denn ein Bataillon läßt sich, ohne die Führung schwerfällig zu machen, nicht über 1000 Mann bringen, die Zahl der Compagnien ist daher ganz unerheblich, wohl aber ist es ein Unding, wenn der Rahmen für 1000 fernere Mann mit Officieren und Allem im Frieden fertig dasteht.

Die Bildung von achtzehn Armeecorps hatte ebenfalls eine bedeutende Vermehrung der Artillerie hervorgerufen, da man jedem Corps zwei Regimenter zuwies. Da die Mißerfolge des Krieges wesentlich der geringen Artillerie zugeschrieben worden waren, bewilligte man dem Ministerium mehr Batterien, als es eigentlich verlangte, da erfahrungsmäßig der Satz von vier Geschützen auf 1000 Mann eine zweckmäßige Maximalgrenze bildet. Auf diesem Gebiet ist aber die organisatorische Thätigkeit heute noch nicht zum Abschluß gelangt, es sind noch nicht alle neuen Batterien errichtet.

Es erübrigt nun einen Blick auf die Vorkehrungen zu werfen, welche Frankreich für die Ueberführung seiner Streitkräfte auf den Kriegsfuß getroffen hat.

Wie erwähnt wurde für die Mobilmachung das Provinzialsystem angenommen. Also zu jedem Regiment, das sich nach alter Weise aus Kindern der verschiedensten Landstriche Frankreichs zusammensetzen kann, treten die Reserven aus der Region, in welcher dasselbe steht. Die bureaux de subdivision, welche unseren Landwehrbezirkscommandos entsprechen, obgleich sie einen weit größeren territorialen Kreis umfassen, besorgen die Rekrutirung und die Mobilmachung. Bei der letzteren sollte, ebenso wie es bei uns üblich, jeder Mann seinem Gestellungsanweis zugesandt erhalten. Von diesem Verfahren wurde Gebrauch gemacht, um im Jahre 1875 die Jahresclasse 1867, die älteste der Reserve, zu einer Uebung einzuberufen, und gleichzeitig die Anforderungen der Mobilmachung durch eine Probe zu untersuchen. Der Minister befahl, die vorbereiteten Ordres zu versenden, in Zukunft dieselben aber nicht zu erneuern. Denn in der Folge sollte die Einberufung durch öffentlichen Anschlag stattfinden. Sobald nämlich die Mobilmachung auf diese

Weise ausgesprochen ist, soll jeder Mann zur Gestellung eilen. Zu diesem Zweck erhält er an seinem Urlaubspaß eine Weisung angeheftet, welche besagt, am wievielsten Tage der Mobilmachung er sich bei einem bestimmten Truppentheil oder auf dem Büreau zu melden hat. Diese Anordnung bildet eine neue wesentliche Steigerung der Schlagfertigkeit. Allerdings wird die Ausführbarkeit ohne Verwirrung nur durch eine mit äußerster Sorgfalt vorbereitete Vertheilung der Mannschaft auf dem Papiere zu sichern sein, doch steht nicht zu zweifeln, daß dieselbe erfolgt. Jene Einberufung des Jahres 1875, welche bei allen Corps stattfand, nahm übrigens einen sehr ordnungsmäßigen Verlauf, obgleich dieselbe entschieden unpopulär war. Alle vorbereiteten Maßregeln bewährten sich, die Eisenbahnen functionirten zweckmäßig und selbst die Bischöfe versagten ihre Mitwirkung nicht, indem die Wallfahrten nach Lourdes zur Erleichterung des Verkehrs auf einige Tage unterbrochen werden sollten.

Auch in anderer Hinsicht ist die Durchführung der Mobilmachung mit gleicher Energie gesichert. Die Zahl der brauchbaren Pferde ist festgestellt und selbst die Privatfahrzeuge sind gezählt und classificirt und können im Bedarfsfalle unmittelbar für die Truppen verwendet werden. Diese Bestimmung war von besonderer Bedeutung, so lange das Trainmaterial noch nicht hergestellt war, was inzwischen wohl der Fall sein dürfte.

Auf dem Gebiet des Eisenbahndienstes, welches bei der Mobilmachung eine entscheidende Wichtigkeit nimmt, ist Frankreich überaus thätig gewesen. Schon während des Krieges zeigte sich trotz der mangelhaften Vorausberechnung des Bedarfs und fehlerhafter Anordnungen eine große Leistungsfähigkeit der Bahnen. Dieselbe ist sicherlich dem Umstande zu danken, daß die Hauptlinien in den Händen einzelner großer Directionen sind. Nach dem Kriege aber entwickelte sich eine Thätigkeit für den Bau von neuen Bahnverbindungen, wie sie bisher wohl nirgends zu Tage getreten. Seit dem Jahre 1868 war ein neues Bauprogramm in der Durchführung begriffen, dasselbe wurde nach dem Kriege fortgeführt und bis zum Jahre 1875 etwa 3700 Kilometer neuer Linien dem Verkehr übergeben. Eine neue Erweiterung des Netzes um 11,500 Kilometer ist in den Vorarbeiten, zum Theil schon in der Ausführung begriffen.

Diese Vermehrung der Schienenstränge hat in militärischer Hinsicht zunächst die günstige Folge, daß von 280 Garnison- und Kriegsplätzen schon jetzt 249 an das Netz angeschlossen sind, ein günstiges Verhältniß, hinter welchem wir in Deutschland noch zurückstehen. Außerdem besitzen 64 Seehäfen Eisenbahnverbindung. Bei Vollendung des Bauprojects wird Frankreich nach Belgien 20, nach Deutschland 7, nach der Schweiz 6 Anschlüsse

haben. An rein militärischen Vorbereitungen ist die Leistungsfähigkeit der Bahnen entsprechend gesteigert werden.

Nach den Vorschriften des neuen Reglements sind alle Vorkehrungen für Truppentransport, wie Beschreibung der Wagen, Anlage von Rampen, Ausrüstungsmaterial für die Umwandelung der Gepäckwagen, in ausreichender Weise getroffen.

Ebenso ist die Bereitstellung des Personals erfolgt. Vier Compagnien von Eisenbahnarbeitern sind bei den Geniecompagnien errichtet und die Leute, welche für den Bahndienst designirt sind, werden sofort bei ihrer Entlassung aus dem Heere auf die betreffenden Listen übergeführt. Angeblich beabsichtigt man sogar die Errichtung einer Eisenbahnunterofficierschule.

Somit ist bei der unleugbaren Begabung der Franzosen für derartige Organisationen sicherlich auf diesem Gebiet Außerordentliches geleistet worden. Dementsprechend ist auch die Militärtelegraphie und die Brieftaubenzucht, welche im Kriege nicht unwesentliche Dienste that, gefördert worden.

Für die Bewaffnung der französischen Streitkräfte war man nicht minder thätig. Das Chassepotgewehr, welches sich trotz der ungewöhnlichen Verluste im Kriege noch in ungeahnter Zahl vorfand, diente zunächst zur Ausrüstung der Armee. Inzwischen waren Versuche mit Umänderungen vorgenommen worden, welche in der Adoptirung des Systems Gras ihren Abschluß fanden. Die Herstellung neuer Exemplare erfolgt allein durch französische Militärwerkstätten und ist die nothwendige Ausrüstung der activen Armee als beendet anzusehen.

Größere Schwierigkeiten bot die Neubewaffnung der Artillerie. Schon in den Krieg hinein greift die versuchsweise Anwendung neuer Proben. Dann ist noch wohl erinnerlich, wie Herr Thiers selber sich für die Versuche mit dem Reffyé-Geschütze interessirte. Dieses letztere hat sich nicht entsprechend bewährt und man ging zur Herstellung von Gußstahlkanonen nach einem System Lasitolle über, welche im Rohmetall zu Creuzot aus algerischem Eisenstein gefertigt werden. In Folge dieser Schwankung ist die Ausrüstung der Artillerie nach einheitlichem Muster noch nicht durchgeführt.

Von großer Bedeutung sind unzweifelhaft die Umwandelungen auf dem Gebiete des Festungswesens seit dem Kriege. In demselben hatte sich der theils verfallene, theils unmoderne Zustand der Festungen schwer fühlbar gemacht, die Ostgrenze erhielt durch den Wegfall von Metz und Straßburg eine Lücke und die Hauptstadt selber war den weittragenden Geschossen erreichbar gewesen. Das Project, welches aus dem angenommenen System für die Landesvertheidigung hervorgegangen ist, beabsichtigt Paris im großartigsten Sinn zum Mittelpunct der Vertheidigung zu gestalten. Demnächst will man ein System von Abschnitten herstellen, welche die Anmarschlinien Metz-Paris

und Straßburg-Paris durchschneiden und von Norden und Süden her flankiren. An der Grenze selber wählte man eine Sicherung durch Sperrforts an solchen Puncten, welche die Eisenbahnen beherrschen und die wiederum nicht durch provisorische Bahnbauten zu umgehen sind.

Der Umfang der Baubefestigung von Paris stellt sich auf sechzehn bis siebzehn deutsche Meilen. (1870 betrug sogar die deutsche Einschließungslinie deren nur elf.) An eine Einschließung solchen Raumes im früheren Sinn ist allerdings nicht mehr zu denken. Andererseits erfordert aber diese Ausdehnung eine Besatzung von ungefähr 100,000 Mann rein zu Zwecken der Vertheidigung. Als große Waffenplätze sind ferner Verdun und Soissons bestimmt worden und deren Ausbau, sowie der von Paris schreitet seiner Vollendung zu. Im Norden sind Lille und Douai, im Süden Langres und Belfort zu erweitern. In zweiter Linie ist Reims und Besançon ins Auge gefaßt.

Die ungeheuere Ausdehnung von Paris, sowie die Anlage der neuen Forts auch an den andern Plätzen auf sehr bedeutende Entfernungen vor der Stadt gründet sich auf die Anschauung, daß die letztere vor einem Bombardement zu sichern sei. Doch erscheint es fraglich, ob bei äußerster Durchführung dieses Grundsatzes die Vertheidungsfähigkeit nicht in anderer Weise, so durch nothwendige Stärke der Besatzung, leidet.

Somit sehen wir auf allen Gebieten die Wehrkraft Frankreichs seit dem Krieg in stetiger Fortentwickelung begriffen. Die Hingabe der gesammten Bevölkerung und die unvergleichlichen Hülfsmittel des Landes haben zusammengewirkt, um das zusammengebrochene Gebäude in allen Theilen den gesteigerten Anforderungen entsprechend erweitert wieder aufzurichten und in ergiebigster Weise auszustatten. Die unter weit anderen drückenden Beschwerden durchgeführte Reorganisation des preußischen Heeres im Jahre 1808 bildet ein hervorragendes Seitenstück zu dieser Erscheinung, welche Frankreich über fünfzig Jahre nach uns zur allgemeinen Wehrpflicht greifend zeigt. So wenig daher gerade wir uns durch diese großartigen Leistungen beschämt fühlen dürfen, so sind dieselben doch eine stete warnende Mahnung nicht müde zu werden an unserem Rüstzeug zu arbeiten.

Ist nun mit dieser glänzenden Neugestaltung und dieser Entfaltung kriegerischer Kraft Alles geschehen, was durch die Niederlagen nothwendig wurde? War es doch nicht zum mindesten der Geist des Heeres, welcher sich der Erfrischung bedürftig gezeigt hatte.

Die politische Haltung der Armee, welche bei den meisten europäischen Heeren nicht in Betracht kommt, ist in Frankreich zu unvermeidlicher Bedeutung gelangt. Bei dem oft wiederholten Wechsel von Dynastien und Regierungen konnte eine einheitliche politische Stimmung in der Armee sich un-

möglich behaupten. Der Krieg und gar der Communeaufstand mußte diese Mißverhältnisse steigern. Die Aufreizung der Leidenschaften trat auch in der Armee in unerfreulichster Weise hervor. In allen Kreisen des Heeres stießen die Widersacher auf einander und der Zwist wurde um so erbitterter, als die Interessen der Einzelnen mit den politischen Wendungen verknüpft waren. Mit allen Mitteln und auf allen Wegen, in der Presse und in öffentlichen Reden, bekämpften sich Officiere der kaiserlichen und der gambettaschen Armee. Die Vorgänge des Krieges selbst, das Mißtrauen gegen die Führung, der Geist der Kritik und mangelhaften Subordination, der ohnehin geherrscht, gaben Anlaß zu den böswilligsten Angriffen.

Es ist ein unleugbares Verdienst von Thiers, daß er mit allen Mitteln dieser Zersetzung entgegenarbeitete. Er ließ die Commission zur Ausgleichung der Grade arbeiten, vermittelte die widerstreitenden Ansprüche und entfernte die bedenklichsten Elemente aus dem Officiercorps. Die Uebung der Disciplinargewalt wurde verschärft und — last not least — man ließ die Armee, was sie früher wenig gekannt, Dienst thun und fand darin eine sehr wirksame Ableitung schädlicher Gelüste. Die Politik trat für die Angehörigen der Armee, soweit dies in Frankreich zu erwarten, einigermaßen zurück. Die Officiercorps enthalten zwar nach wie vor alle Parteischattirungen, welche das Land aufweist, allein die strengere Zucht hat Gehorsam und Subordination gefestigt und der Armee einen mehr einheitlichen Geist eingegeben. Das Bewußtsein des Hinarbeitens auf ein gemeinsames Ziel hat auch hier die Wege geebnet.

Die Selbstverblendung hatte man als eine Ursache der erlittenen Schläge erkannt und ging sofort nach dem Kriege an ein sorgsames Vergleichen unserer Heereseinrichtungen mit den französischen. Dies Bestreben, sowie die Steigerung der persönlichen Ausbildung erfüllt alle Grade der Officiere. Selbst die Erlernung der Sprache, für Franzosen sicherlich die schwerste Prüfung der Ausdauer in der neuen Richtung, wird fortgetrieben, wenn auch der erste Eifer ein wenig verraucht scheint. Eine zahlreiche militärische Presse zeugt davon, daß alle Erscheinungen auf diesem Gebiet mit Aufmerksamkeit und Verständniß verfolgt werden. Als ein Beweis dieser Geistesrichtung wird angeführt, daß die militärische Buchhandlung von Dumaine jetzt zwölfmal soviel Bände verkaufe, wie vor dem Kriege.

Das Verlangen nach Vermehrung der Kenntnisse erstreckt sich auch auf die Ausbildung der Mannschaften. Nicht nur, daß der Schulunterricht ergänzt wird, sondern der ganze Dienst wird mit einer zuvor ungekannten Sorgfalt betrieben.

Früher wurde z. B. die Ausbildung vom Regimentscommando durch besondere Instructeure geleitet. Jetzt hat man die Aufgabe zergliedert und

dem Hauptmann und seinen Officieren neben der verantwortlichen Pflicht auch ein weitaus höheres Interesse eingeflößt.

Vieles bleibt noch zu thun. Ein Avancementsgesetz, welches das Aufrücken nach dem Dienstalter in verständigen Einklang mit der Beförderung nach besonderer Fähigkeit bringt, steht noch aus. Ebenso ist unvermeidlich, daß sich vielfach Widerspruch und Mißvergnügen über die Neuerungen und erhöhte Anforderungen herauskehrt. Eine vorübergehende Herabsetzung der pensionsfähigen Dienstzeit hatte sofort massenhafte Abschiedsgesuche zur Folge. Auch die großen Uebungen müssen erst heimisch werden. Wenigstens melden die Berichte über die Manöver von geringer Gewandtheit, die zuweilen an den Tag getreten.

Ferner ist die Unterofficierfrage, an welcher viele Staaten leiden, in Frankreich eine peinliche. Besonders nachtheilig ist für eine ersprießliche Lösung, daß die besseren Unterofficiere zum Officier befördert werden, so daß der doppelte Nachtheil einer zweispaltigen Zusammensetzung des Officiercorps und einer Entziehung der besseren Elemente aus dem Unterofficierstande eintritt. Ebenso wenig scheint sich das Institut der einjährig Freiwilligen in der Form, wie es eingeführt, zu bewähren. Es wird auf der einen Seite mit Härte gehandhabt, die leicht dem Institut den charakteristischen Nutzen nimmt, auf der anderen Seite erscheint es dennoch nur als eine Bevorzugung der Besitzenden und ist vor allen Dingen nicht populär und von den Officieren nicht geachtet. Auch haben die Freiwilligen nicht in dem Maß, wie man gehofft, das Material zu Hülfsofficieren gestellt. „Der einjährige Dienst", heißt es einmal, „ist weiter nichts, wie die Stellvertretung. Die frühere Stellvertretung war schlecht wegen der Zusammensetzung der Combattanten, das neue System entzieht die Elemente für die Unterofficiere."

Man könnte zweifellos noch manche und schwerwiegende Mängel in den neuen Einrichtungen hervorkehren. So ist zur Zeit die Territorialarmee nicht erheblich über die ersten Anfänge ihrer Organisation auf dem Papier hinausgelangt. Es werden Zweifel laut, an dem Ernst der Officiere in der neuen Richtung zu beharren. Man schildert den Soldaten nach wie vor als Raisonneur ohne sonderlichen Respect vor seinen Vorgesetzten und diese zuweilen als die zwingenden Rücksichten ihrer Stellung im gewöhnlichen Leben außer Acht lassend. Nichts destoweniger wäre es eine vermessene Selbsttäuschung, wenn wir uns einen Augenblick über die überaus gewaltige Steigerung und Erstarkung der Wehrkraft Frankreichs täuschen wollten.

Wirklich Lessings Faust?*)

Von R. Merzdorf.

Jeder, der mit dem Leben und den Werken Lessings näher vertraut ist, weiß, daß auch er wie andere deutsche Dichter jener Zeit die Bearbeitung der alten Faustsage in Angriff genommen, ja den Stoff zwei Mal in verschiedener Weise behandelt hat; schon 1767 wollte er, wie er seinem Bruder Karl schreibt, „seinen Dr. Faust in Hamburg spielen lassen", und aus einem Briefe des Staatsraths von Gebler an Nicolai geht hervor, daß 1775 beide Ausarbeitungen, deren eine die Sage in gewöhnlicher Weise auffaßte und deren andere an Stelle der „Teufelei" eine Art bürgerliches Trauerspiel setzte, bis auf die letzte Revision vollendet waren.

Aber dem ungünstigen Geschick, das zumal die letzten Jahre des großen Mannes heimsuchte, fielen auch diese kostbaren Trauerspiele zum Opfer. In demselben Jahre 1775, das Lessing die Erfüllung seines langgehegten Herzenswunsches, Italien zu besuchen, in einer für ihn so beengenden und unerfreulichen Weise brachte, verlor er zwischen Leipzig und Dresden eine Kiste voll der werthvollsten Manuscripte, unter denen sich offenbar die beiden „Fauste" befunden haben. Sie sind seitdem bis auf einen zufällig erhaltenen Entwurf zum Vorspiel spurlos verschwunden; die Nachrichten aber, welche 1784 und 1786 von Blankenburg und Engel über die Bearbeitung der alten Faustsage — von dem „bürgerlichen Trauerspiel" ist nie etwas bekannt geworden — zu geben im Stande waren, stellen die Größe des Verlustes in das richtige Licht: denn in der von Engel mitgetheilten Scene herrscht ein so gewaltiger Schwung der Phantasie und eine solche Gedankentiefe, daß schon sie allein von der dramatischen Kraft Lessings einen hohen Begriff geben müßte.

Und doch war eine schwache Spur des Faust vorhanden, die erst kürzlich (1875) in einem österreichischen Journal wieder aufgedeckt ist, nämlich eine Notiz in Reichards „Theaterkalender auf das Jahr 1779", daß bei der usler- und ilgenerschen Schauspielgesellschaft ein „Herr Waldherr mit Mephistopheles in Lessings Johann Faust" debütirt habe. Ebendort wird die auch sonst bekannte Thatsache angegeben, daß 1775 — man beachte das Jahr — in München ein allegorisches Drama „Johann Faust" erschienen sei. Herrn Karl Engel nun, der seit langer Zeit alle auf die Faustsage bezüglichen Schriften gesammelt und uns mit einer schönen Reihe von Ausgaben „deut-

---

*) Johann Faust. Ein allegorisches Drama in fünf Aufzügen. (Gedruckt 1775, ohne Angabe des Verfassers.) Muthmaßlich nach G. E. Lessings verlorenem Manuscript. Herausgegeben von Karl Engel. Oldenburg, Schulze.

scher Puppencomödien" beschenkt hat, ist es nach jahrelangem vergeblichen Suchen durch einen glücklichen Zufall gelungen, auf einer Auction ein Exemplar dieses höchst seltenen anonymen allegorischen Dramas „Johann Faust" aufzutreiben, das er dann ganz vor kurzem dem großen Publicum durch einen Neudruck zugänglich gemacht hat.

Von wie hohem Interesse auf jeden Fall diese Publication ist, liegt auf der Hand. Ist das so unerwarteter Weise wieder aufgetauchte Stück wirklich Lessings Faust, so haben wir eine Entdeckung vor uns, die für die Poesie wie für die Literaturgeschichte von der allergrößten Wichtigkeit ist. Sollte sich aber der Anonymus nicht als unser großer Reformator herausstellen — nun so sind negative Resultate eben auch Resultate. Außerdem aber ist zu beachten, daß a priori die Sache gar nicht so schroff auf „entweder — oder", „entweder Lessing oder keine Spur von Lessing" gestellt ist; ein dritter Fall wäre recht gut denkbar, daß nämlich das Original, sei es nun verloren oder gestohlen, aus nahe liegenden Gründen nicht unversehrt, sondern mehr oder weniger überarbeitet erschienen wäre. Der Herausgeber Engel freilich glaubt seiner Sache ziemlich gewiß zu sein; er reclamirt an mehreren Stellen seiner recht lesenswerthen Einleitung seinen Faust durchaus als lessingisch, ja er geht im Eifer des glücklichen Finders so weit, die Frage aufzuwerfen, ob nicht am Ende Lessing selbst dieses Stück anonym herausgegeben habe.

Wenn ich nicht irre, so ist Engel, der für diese seine Ansicht keine eigentlichen Gründe vorbringt, offenbar von der folgenden Verkettung der Thatsachen ausgegangen: 1775 kommt unserm Dichter ein Faust, eine bürgerliches Trauerspiel „ohne Teufelei" abhanden; in demselben Jahre erscheint in München ein allegorisches Drama Johann Faust, das, gleichfalls ohne Teufelei, wohl den Namen eines bürgerlichen Trauerspiels verdient; und 1779 wird Lessings Johann Faust, dem Anscheine nach das Münchener Stück, in Süddeutschland aufgeführt. Das alles sieht verlockend genug aus.

Und doch darf eine unbefangene Prüfung diesen Schluß nicht unangefochten lassen. Bei Fragen dieser Art ist es selbstverständlich, daß die endgültige Entscheidung, wer der Dichter sei, vor allem aus den inneren Kriterien, aus dem Drama selbst hervorgeholt werden muß; äußere Beweise können nie allein den Ausschlag geben. Freilich ist uns hier der Beweis aus mehreren Gründen dadurch erschwert, daß, wie der erste flüchtige Blick lehrt, von den durch Blankenburg und Hofrath Engel aus Faust I bekannten Scenen und Skizzen sich nicht die leiseste Spur findet, wir es demnach eventuell nur mit dem fast völlig unbekannten*) Faust II zu thun hätten. Aber das Stück

*) Es gehören wohl nur zwei Aeußerungen hierher, erstens die Mendelssohns (Brief vom 19. März 1755 an Lessing): „Wo sind Sie, liebster Lessing, mit Ihrem bürger-

selbst bietet genug Handhaben zur Entscheidung. Gegen jenen, scheinbar so günstigen, äußeren Beweis nun müssen folgende Einwendungen gemacht werden, welche ihn völlig umstoßen: Einmal, was berechtigt überhaupt zu der Annahme, das der 1779 aufgeführte Faust mit dem 1775 in München gedruckten identisch ist? Zweitens nennt jene Schauspielergesellschaft ihren Faust mit Recht den Lessings? That sie es nicht etwa nur, um sich und ihrem Stück — denn daß Lessing an einem ähnlichen Stoff arbeitete, war seit langem bekannt — ein größeres Relief zu geben? Mit diesen beiden Einwürfen ist dann das Recht des Münchener Stückes auf Lessings Namen durchaus in Frage gestellt. Und auch von ihnen abgesehen, der Verlust des einen und das Erscheinen des andern Faust im selben Jahre kann doch um so mehr ein baarer Zufall sein, als es damals Fauste in Deutschland wahrhaft regnete und wir von Lessing selbst wissen (Schreiben Blankenburgs in Archenholz' „Literatur und Völkerkunde"), daß er mit der Herausgabe des seinigen nur hat warten wollen, bis die übrigen erschienen wären. Warum also kann nicht ein unbekannter süddeutscher Dichter selbständig den so „zeitgemäßen" Stoff behandelt haben?

So wäre es also mit dem äußeren Beweise nichts. Indessen, wenn nichts für, so spricht doch auch von dieser Seite nichts gegen Lessings Autorschaft. Anders steht es nun mit den Kriterien, die wir dem Drama selbst entnehmen. Hier läßt sich wohl eine sichere Entscheidung treffen; sie fällt aber anders aus als die des Herausgebers.

Betrachten wir zunächst den Gang der Handlung! Vorher bemerke ich nur noch, daß diese sich auf den letzten Tag Fausts beschränkt und daß sie nichts anderes zum Gegenstand hat als die Frage, ob sich der Sünder am letzten Tage bekehren wird oder nicht. Wie sucht nun der Dichter seine Aufgabe zu lösen?

Der erste Act giebt eine Art Exposition. Nach einer unbedeutenden Eingangsscene treffen wir in dem vornehmen Palast des reichen Bösewichts Faust ein armes, ehrliches Bauernehepaar, das seinen angeblich hier wohnenden Sohn Johann Faust sucht; als falsch berichtet werden sie von dem Kammerdiener Wagner unverrichteter Sache weggeschickt. Die Scenen drei bis fünf hängen nur lose mit dem Stücke selbst zusammen; es sind ziemlich burleske Verhandlungen des Kammerdieners mit einigen halb allegorischen Per-

lichen Trauerspiel? Ich möchte es nicht gern bei dem Namen nennen, denn ich zweifle, ob Sie ihm den Namen Faust lassen werden", und zweitens die Geblers an Nicolai (9. December 1775): „Lessing hat mir auf mein Befragen mündlich anvertraut, daß er das Sujet zweimal bearbeitet habe, einmal nach der gemeinen Fabel, dann wiederum ohne alle Teufelei, wo ein Erzbösewicht gegen einen Unschuldigen die Rolle des schwarzen Verführers vertritt."

sonen: Donnerschlag, Sparaus, Emilie, welche sämmtlich von Faust, der mit der Hölle bekannt sein „soll", übernatürliche Hülfe beanspruchen; all das soll offenbar nur dazu dienen, uns auf die unnatürliche und frevelhafte Entstehung des Glückes der Hauptperson hinzuweisen. Dann: Faust und Ithuriel, sein guter Geist, der ihn zu retten bemüht ist. Fausts innere Unruhe und Reue verräth sich, zugleich aber seine Ohnmacht, sich seinem jetzigen Leben zu entreißen. Trotzdem will er schon dem Ithuriel folgen und das Haus verlassen, als ihn die von ihm entführte Helena durch ihr plötzliches Auftreten zurückhält. In der Schlußscene zieht ihn Mephistopheles, sein höllischer Freund und Helfershelfer, unter Lästerungen auf Gott, die einen großartigen Charakter haben, vollends wieder zu sich herüber.

Zweiter Act. Mephisto und Ithuriel begegnen sich; in dem ganz unnützen Streit zwischen beiden erfahren wir von jenem mit Erstaunen, „daß die Teufel freie Geister sind, die sich verbunden haben, in der Hölle frei zu denken". In dem darauf folgenden Gespräch zwischen Faust und Mephisto fordert dieser die Verjagung Ithuriels und entdeckt, als in Folge davon ein Streit entsteht, jenem, daß er auch bei bester Absicht stets statt Glück nur Unglück verbreitet und nur einem einzigen Menschen, den er hat zu Grunde richten wollen, zum Glücke verholfen hat. Die Ausführung dieses tiefen Gedankens, die leider durch traurig platte allegorische Personen: Friedrich, Silbergeiz, Schönheitlieb, Raufgern, Sorgenvoll, Waisenplag vor sich geht, füllt fast den ganzen Act. Den Schluß macht eine Arie und die Einladung Mephistos zu neuem Vergnügen, der Faust indeß antwortet: „ermüden kannst du mich, erquicken nicht".

Dritter Act. Ithuriel setzt Fausts Eltern davon in Kenntniß, daß der hier im Palast wohnende Sünder ihr Sohn sei, wehrt ihrer Verzweiflung aber durch die Versicherung, daß sie ihn noch retten können, wenn sie ihn überreden, ihnen zu folgen. Der dann stattfindende Zank zwischen Ithuriel und Mephisto ist ohne Einfluß auf den Gang des Stückes. Unter allen Anreizungen zur Freude bleibt Faust trübe; bei dem folgenden Gelage, an dem auch Helena Theil nimmt, erscheinen plötzlich die Eltern und Ithuriel; ihren Vorwürfen gegenüber bekennt Faust seine Schuld, in dem Augenblick jedoch, wo er ihnen folgen will, tritt Helena auf und droht mit dem Morde ihres Sohnes, wenn Faust sie verläßt. Dieser bleibt, Ithuriel und die Eltern entweichen, Mephisto triumphirt und verspricht neues Vergnügen.

Vierter Act. Fest, Ballet, das plötzlich auseinanderstiebt, als an der Wand die Worte „Faust! Es wird Abend" hervortreten. In einem nochmaligen Gespräch, das einzelne große Momente hat, sucht Ithuriel Faust zu retten, die Eltern kommen hinzu, Faust will wiederum gehen und auch Helena soll auf ihre Bitten mitgenommen werden. Diesmal verhindert Mephisto

durch die Drohung, den Knaben zu tödten, die Entfernung seines Opfers. Von hier an spielt eine zweite Tragödie herein. Mephisto entdeckt der Helena, er habe Faust in der Hand, doch könne sie ihn retten, wenn sie nämlich seinen Vater tödten wolle. Ihre Gewissensscrupel sucht er sophistisch niederzuschlagen; sie bleibt unentschlossen, doch voller Entsetzen über die ihr zugemuthete Handlung. Faust kommt hinzu, spricht von seiner Verzweiflung und seinem nothwendigen Tode. Darin sieht Helena — und wir können hier dem Dichter eine echt tragische Scene nicht absprechen — eine Bestätigung der Worte Mephistos und stürzt davon.

Fünfter Act. Monolog der Helena in schrecklichstem Zweifel; Mephisto spornt sie teuflisch nochmal zur That und bietet dann dem von Gewissensqualen gequälten Faust Werkzeuge zum Selbstmord. Nach einem verzweiflungsvollen Monolog vergiftet sich Faust, sieht aber noch, wie Helena seinen Vater ermordet. Aufklärung der entsetzlichen Täuschung, Helena ersticht sich, der Vater verzeiht, die beiden andern bereuen und zum Schluß wird Mephisto, der mit seinen Teufeln den Faust holen will, von Ithuriel und den Engeln zurückgeschlagen.

Schon diese kurze Darlegung der Handlung muß, meine ich, jeden Unbefangenen sofort überzeugen, daß Lessing unmöglich der Urheber dieses Dramas, so wie es jetzt vorliegt, sein kann, derselbe Lessing, welcher 1772 die Emilia Galotti, eine Tragödie von geschlossenstem Plane und mit straffster Nothwendigkeit des Geschehenden, veröffentlicht hatte. Vor allem vermissen wir in diesem Faust eine wirklich fortschreitende Handlung, das nothwendige Hervorgehen der Situationen aus den Charakteren, der späteren Scenen aus den früheren — kurz den Pulsschlag echten dramatischen Lebens. Der Dichter hat das zum Theil schon durch den Plan unmöglich gemacht, durch den groben Fehler nämlich alle Verschuldung des Faust, alle Vorbedingungen der gegebenen Situation, die ganze eigentliche Schürzung des Knotens vom Stück auszuschließen; er hat sich damit um jede echte Verwickelung gebracht und eigentlich nur einen in fünf Acte zertheilten fünften Act geliefert. Aber davon noch abgesehen, wie wenig weiß er zu spannen und die Dinge vorwärts zu treiben! Schon im ersten Act will der elende Schwächling Faust — für den Niemand auch nur die leiseste Sympathie wird empfinden können — sich retten, Helena hält ihn; im dritten derselbe Entschluß — wieder ein Hinderniß ähnlicher Art und zum Ueberfluß wiederholt sich dieselbe Sache mit geringer Variation im vierten. Ein Motiv dreimal in ganz gleicher Weise verwendet! Nach dem Charakter der betheiligten Personen könnte sich das ins unendliche wiederholen. Wo ist hier der Fortschritt der Handlung, wo die Nothwendigkeit der Entwickelung, wie sie etwa in der Emilia Galotti herrscht? Auch die schließliche Lösung dieser Verwickelungen ist abrupt und

gewaltsam; der Dichter weiß sich nicht anders zu helfen als durch die ganz überflüssige und an sich unmotivirte Mordthat der Helena.

Nicht besser steht es mit der Charakteristik; Faust ist freilich etwas näher gezeichnet, aber derart, daß seine erbärmliche, schwankende und feige Natur eben jene undramatische Handlung verschuldet. Uebrigens wird man trotz all seiner Declamationen „ich bin der Sclave der Lüste, ich bin ein Ungeheuer" u. s. w. nicht recht klug daraus, was er außer seiner Verbindung mit Mephisto denn eigentlich so entsetzliches auf dem Gewissen hat. Von Helenas Individualität tritt nur ihre Liebe zu Faust hervor; im übrigen statt bedeutungsvoller Züge — Worte, nichts als Worte. Etwas mehr sind die Eltern gelungen, obwohl beim Vater sich auch viel zweckloses Hin- und Hergerede breitmacht. Ithuriel und Mephisto aber sind Abstractionen, welche der Verfasser zu moralisirenden und höchst frommen, jedenfalls durchaus unlessingschen, Dialogen benutzt. Von den Teufeln, jenen „erhabenen Geistern, deren feierliches Recht es ist frei zu denken" war schon oben die Rede. Schlimmer noch sind die Redensarten Ithuriels, der in den Gesprächen mit Faust die christlichen Ansichten über das Verhältniß des sündigen Menschen zu Gott zum Besten giebt und Mephistos, der die Moral und die Taktik der Teufel darlegt. Bei dem Streite der beiden Geister führt der gute eine so bibelhafte Sprache und arbeitet mit solchen Gedanken, daß sie Lessing zuzutrauen eine Beleidigung wäre. Damit hängt zusammen, daß die ganzen fünf Acte durch von „Moralität", „Laster der Weichlichkeit und Wollust", „Weisheit und Tugend", von „vergänglicher Lust und unsterblichem Vergnügen" in spießbürgerlicher Weise zum Ueberdruß die Rede ist. Sätze wie „Eure Redlichkeit ist die Zierde der Erde und ein Wohlgeruch im Himmel" (Seite 37) sind nicht selten. Indessen liegt gerade hier der Gedanke an eine äußere Beeinflussung des Dichters nahe, der einerseits die Münchener Censur und andererseits den „moralischen" Geschmack seiner Zeit und seines Publicums zu berücksichtigen hatte; ohne das gehörige Gegengift hätten die Blasphemieen Mephistos unmöglich damals auf der Bühne erscheinen können.

Die allegorischen Figuren endlich, die uns noch übrig bleiben, sind das platteste, plumpeste und abgeschmackteste Zeug, um so unerträglicher, je größer die Monotonie der betreffenden Scenen ist. Welche klägliche Armuth! Welch eine armselige Erfindungs- oder auch nur Ausdrucksweise! Bedenkt man, was ein echter Dichter, ein Lessing, aus dem sehr tiefen Grundgedanken hätte machen können, so muß man den Verfasser dieser Scenen geradezu einen Pfuscher nennen.

Um auf die Sprache des Stückes zurückzukommen, so zeigt sich auch hier eine gewaltige Monotonie, die auf jeder Seite auffällt. Fast durchgängig sind Sprache wie Gedanke die der gewöhnlichen Volksstücke und ihres Publi-

cums. Schließlich bemerke ich noch, daß eine süddeutsche Hand jedenfalls am Drama thätig gewesen ist; denn „vergessen auf etwas" (Seite 6, 13) ist eine herzlich schlechte süddeutsche Analogiebildung nach „sich besinnen auf etwas," aber durchaus kein lessingscher Sprachgebrauch.

Also keine Spur von lessingscher Arbeit? Nichts, was an unseren großen Reformator erinnerte? Schon im Eingang ist darauf hingewiesen, daß auch nach einer Kritik, welche das Stück als unlessingisch nachweist, solche Schlußfolgerung noch nicht gezogen zu werden braucht. Der Anonymus könnte das (entwendete) Original stark, sehr stark, ja bis zur Unkenntlichkeit überarbeitet haben. So unsicher, vielleicht auch unwahrscheinlich das auch ist, so sehr hier dem subjectiven Ermessen Spielraum gewährt wird, so scheint die Gewichtigkeit wie Vollständigkeit doch zu sagen, daß einzelne Ausdrücke und Gedanken etwas an Lessing erinnern. Man gestatte mir hier einige nach meinem Urtheil besonders prägnante derartige Sätze anzuführen. Aus dem sonderbaren Vorbericht: „Allegorische Wesen zu verkörpern und auf die Bühne zu bringen ist eine Gewohnheit, die so alt ist als das Theater selbst. Die Alten wußten diesen Personen einen gewissen Anstand und eine Majestät zu geben, welche wir selten erreichen. Ihre Furien beweisen es. Was machen unsere neueren Teufel und Geister für eine elende, ja lächerliche Figur!" Aus dem Stücke selbst: Seite 10. „Sieh Freund, wie du klügelst. Du entfliehst stets der Wahrheit. — Unsterblich! Unsterblich! Unsterblich, doch zur Qual! Gedanke" —. Seite 15. „Oeffne deine Augen; was warst du, ehe du mich kanntest? (Sprich) in welchen Stand hat dich dein (so) gepriesener Schöpfer gesetzt? Du warst ein elender Spott der Erde, ein Bettler jeder Stunde." Und dergleichen mehr. Sind dies nun wirklich Spuren lessingscher Grundlage oder sind es, was wahrscheinlicher ist, Reminiscenzen des Anonymus aus Lessing? Jedenfalls ist das vorliegende Drama nun und nimmermehr ein Faust, aus dem Lessings Geist noch hervorleuchtete, oder gar der Faust Lessings selbst.

Aus dem deutschen Reichstag.

III.

Die erste Hälfte der Woche mußte der Reichstag in Ermangelung von Arbeitsstoff unfreiwillige Ferien machen, endlich am Donnerstag konnte er eine kurze Sitzung halten und eine weitere am Sonnabend. Bei so geringer Thätigkeit giebt es nicht viel zu berichten, um so weniger, da auch die Thätigkeit außerhalb der Plenarsitzungen keine ergiebige war. Je weniger aber

die Abgeordneten einen Anlaß haben, sich zu concentriren auf die Erledigung gegebener Aufgaben, um so mehr läuft die Stimmung auseinander und ein Unbehagen greift Platz, das vielfach lähmend wirkt.

Das Etatgesetz ist nun vorgelegt. Es erstreckt sich zum erstenmal auf das neue Etatsjahr vom 1. April bis 31. März folgenden Jahres. Leider ist die Vorlage so spät erfolgt, daß die Aussicht nur eine geringe bleibt, bis zum 1. April den Etat fertig zu stellen, namentlich da es sich nicht blos um die Feststellung, Erhöhung oder Abminderung einzelner Ansätze handelt, sondern auch, wozu schon die Thronrede aufforderte, um veränderte Aufbringung der Mittel durch Beschaffung eigener Einnahmen des Reichs an Stelle der Matricularbeiträge. Eine Initiative hat die Regierung in dieser Beziehung nicht ergriffen; nach der Vorlage soll der ganze Fehlbetrag wie bisher durch Matricularbeiträge gedeckt werden, die sich dadurch um 26,314,931 Mark, nämlich von 71,577,415 auf 97,892,346 Mark gegen das Vorjahr erhöhen würden. Die Frage der Deckung dieses Plus wird voraussichtlich bei der Etatsberathung eine große Rolle spielen, sei es daß man die Richtung der Abminderung von Ausgaben einschlägt oder die der Auffindung anderer Deckungsmittel oder beides. Die Matricularbeiträge haben ja unzweifelhaft gegen sich, erstens daß sie die Reichslasten in der ungerechtesten Weise nach der Kopfzahl der Bevölkerung vertheilen und zweitens, daß ihr stetes Schwanken sehr störend wirkt auf die Finanzwirthschaft der Einzelstaaten, weshalb Delbrück schon vor mehreren Jahren als Aufgabe bezeichnete, die Matricularbeiträge, soweit sie nicht durch eigne Reichseinnahmen ersetzt werden könnten, möglichst auf gleicher Höhe zu erhalten und die Deckung des schwankenden Bedarfs durch eigne Einnahmen zu sichern. Diese eigenen Einnahmen des Reichs aufzufinden ist die Aufgabe, die einst van der Heydt in so ungeschickter Weise zu lösen versuchte, daß er darüber fiel und an der die Weisen des Reichs bis jetzt noch vergebens arbeiten. Es ist auch nicht eine Aufgabe, die man in ein paar Tagen lösen könnte, auch nicht eine, die bei Gelegenheit einer Etatsberathung für ein Jahr, das heißt, ad hoc erledigt werden könnte. Dann wird es ein Stück- und ein Flickwerk werden. Deutschland braucht, wie die Thronrede sehr richtig andeutete, eine gründliche Reform seines Steuersystems, die um so schwieriger ist, da sie eine schonende Rücksicht verlangt auf die verschiedenartigen Steuersysteme der einzelnen deutschen Landestheile, und da sie anderntheils abhängig ist von den neu abzuschließenden Handelsverträgen. Deshalb ist nicht entfernt daran zu denken, daß jetzt, um ein verhältnißmäßig nicht bedeutendes Deficit zu decken, neue Einnahmequellen aus dem Aermel geschüttelt, neue Steuern verwilligt oder gar eine ganze Steuerreform ins Werk gesetzt würde. In einer kaum aufzufindenden ganz bescheidenen Anmerkung in der Budgetvorlage spricht der Bundesrath von einem

Vorbehalt, noch zu erwägen, ob er einen Theil der Matricularbeiträge auf anderem Wege zu decken vorschlagen wolle, und man sprach von einem Plane, durch Zollerhöhungen auf einige starke Verbrauchsartikel, wie Tabak, Kaffee, Südfrüchte und einiges andere, einige Millionen Mark zu decken. Innerhalb des Reichstags würden wir einen solchen Plan von Haus aus als völlig aussichtslos bezeichnet haben, indeß ward er vom Reichskanzler selbst in seiner längeren Budgetrede, bei welcher derselbe beiläufig mit einer ziemlichen Indisposition zu kämpfen schien, als aufgegeben bezeichnet. Nicht als ob im Reichstag eine entschiedene Abneigung vorhanden wäre, die Matricularbeiträge ganz oder theilweise durch neue Reichssteuern zu ersetzen, im Gegentheil, es ist in der Majorität, wie wir glauben, ein sehr starkes Verlangen hiernach vorhanden und die vollste Geneigtheit, derartige Vorschläge, die die Gesammtheit der finanziellen und der wirthschaftlichen Interessen ins Auge fassen, und die wirklich auf Ersetzung der Matricularbeiträge durch neue Steuern hinausgehen, nicht auf Einführung neuer neben den alten, mit allem Entgegenkommen aufzunehmen. Aber man verlangt, daß solche Steuerprojecte auf einem durchdachten Plane beruhen, nicht kleine Verlegenheitsmittelchen sind, um augenblicklich einige Ausgabeposten zu decken, und man verlangt, daß die Regierung hierbei ihre Pflicht der Initiative erfüllt und solchen Plan dem Reichstag vorlegt, nicht aber das umgekehrte Verfahren einschlägt, denn der Reichstag kann und soll nicht den Finanzminister spielen, er kann nicht den fehlenden Reichsfinanzminister ersetzen. Und das ist der Punct, wo die Finanzfrage zusammenfällt mit der Frage der Organisation der Reichsbehörden, und die nationale Presse hat die Pflicht, diesen Punct mit allem Nachdruck zu betonen, wie dies Lasker in seiner trefflichen Budgetrede gethan hat, denn hier liegt eine Gefahr für unsere Zukunft. In den Finanzen eines Staatswesens spiegelt sich zu einem guten Theil seine Lebenskraft, die mehr oder minder feste Gesundheit seines Organismus, seiner Lebensfunctionen. Daß das deutsche Reich mit einer gewissen Verlegenheit umhertappt, um Deckung für ein verhältnißmäßig geringes Deficit von 26 Millionen zu suchen, daß die Regierung nicht vermocht hat, bis jetzt irgend einen, von ihr selbst als wünschenswerth bezeichneten, Abhülfevorschlag zu machen, das ist der wunde Punct, der im Reichstag von den treuesten Reichsfreunden am meisten beklagt wird, der deutlich hinweist auf einen Mangel in unsrer Organisation, auf den Mangel eines selbständigen, verantwortlichen Leiters unsrer Reichsfinanzen. Der Reichskanzler kann nicht selbst Finanzminister sein, neben ihm aber ist Niemand verantwortlich und da Niemand verantwortlich ist, so weist in dem vielköpfigen Bundesrath jeder die Pflicht der Initiative von sich und es geschieht nichts, und man kann in der That weder dem Bundesrath einen Vorwurf machen, noch dem preußischen Finanzminister, sondern nur — unsrer Organisation. In diesem Punct auf Abhülfe zu dringen, erscheint uns eine der wesentlichsten Aufgaben unserer Etatsberathung und in der That bildete diese Frage den Mittelpunct der politischen Betrachtung, die der

hervorragendste Redner, Lasker, an den Etat knüpfte; er sprach dies Verlangen nach Einsetzung eines selbständig verantwortlichen Leiters der Reichsfinanzen im Namen seiner Partei aus, ebenso wie andrerseits die Geneigtheit, im Militäretat das zu verwilligen, was nach sorgfältiger Erwägung zur ungeschwächten Erhaltung der Wehrkraft sich als erforderlich herausstellen werde, und exemplificirte dabei auch die vielbesprochenen neu zu schaffenden 105 Hauptleute, deren Verwilligung diesmal seitens der Majorität keinem wesentlichen Anstande begegnen dürfte. Bismarck verhielt sich in seiner Antwort auf das laskersche Verlangen nach einem selbständigen Finanzminister ablehnender, als bei früheren Gelegenheiten und wir verkennen die Schwierigkeiten nicht, die sich diesem Verlangen entgegenstellen, Schwierigkeiten, die sich vor allem auf die Stellung eines solchen Reichsfinanzleiters zu den Ministern der Einzelstaaten, insbesondere zum preußischen Finanzminister beziehen. Aber wie groß auch diese Schwierigkeiten sind, wie unklar im Augenblick noch ihre Lösung sein mag, die eine Ueberzeugung durchzieht jetzt beinahe alle Schattirungen des Reichstags, daß unsere bisherige Organisation ohne den wesentlichen Nachtheil nicht aufrecht zu halten ist, bei welcher die Reichsfinanzen, jedes selbständigen und verantwortlichen Leiters entbehrend, gewissermaßen unter dem alten Schubsystem stehen und vom Reichskanzler dem Bundesrath, vom Bundesrath dem Reichstag, von diesem seiner Budgetcommission und den Fractionen zur gelegentlichen Ausheckung von Finanzplänen zugeschoben werden.

Die Weisen in Budgetsachen im Reichstag erkennen übrigens in der augenblicklichen Lage des vorgelegten Etats keine wesentlichen Schwierigkeiten. Auf bedeutende Ersparnisse oder Abminderung von Ausgabeposten glaubt man sich keine Hoffnung machen zu dürfen, die laufenden Ausgaben ergeben auch gegen das Vorjahr nur eine Steigerung von 11,475,668 Mark, das ist noch nicht drei Procent, und davon sind mehr als der vierte Theil lediglich durch Preissteigerungen der Nahrungsmittel u. s. w. beim Militäretat bedingt. Die laufenden Einnahmen dagegen ergeben sogar eine um etwas größere Steigerung und so ist die Hoffnung nicht ungerechtfertigt, daß die zunehmenden regelmäßigen Bedürfnisse des Reichs in seinen steigenden Einnahmen auch ohne neue Steuern Deckung finden werden. Dagegen zeigt der Etat der außerordentlichen Ausgaben eine namhafte Steigerung, namentlich hervorgerufen durch Militärbauten und durch Neuanlagen im Gebiete der Post- und Telegraphenverwaltung. Gewisse außerordentliche Bedürfnisse für die Armee, wie die 4,108,517 Mark für Formirung zweier Belagerungstrains von je 400 Geschützen lassen wir hierbei außer Betracht, da sie noch aus der französischen Kriegscontribution zu bestreiten sind.

Ohne wesentliche Abminderung der Ausgaben glaubt man aber doch die Erhöhung der Matricularbeiträge bei weitem nicht in dem von der Regierung beantragten Umfange eintreten lassen zu müssen, indem man theils in Gemäßheit eines schon beim vorigen Reichstag gestellten und vom Abgeordneten Richter jetzt nur erneuerten Antrags gewisse Pensionen im ungefähren Betrage von 5—6 Millionen auf den Invalidenfonds anweist, der bei seiner reich bemessenen Dotirung hierzu völlig in der Lage ist, theils auf gewisse Bestände zurückgreift, so daß voraussichtlich die Matricularbeiträge nicht eine Steigerung von 26, sondern höchstens vielleicht von 15 Millionen oder weniger gegen das Vorjahr erfahren werden. Sie werden übrigens auch alsdann noch absolut niedriger sein als sie in den Jahren 1868—1872 waren. Ein weitergehender Antrag des Abgeordneten Richter, dem Invaliden-

fonds außerdem noch Capitalbeträge von circa 90 Millionen zu entnehmen, hat nicht die mindeste Aussicht auf Annahme.

Mit dem Etat in engster Beziehung steht eine durch frühere Anträge des Reichstags veranlaßte Gesetzvorlage wegen allmählicher Durchführung vollständiger Casernirung der Armee, die jetzt zum wirthschaftlichen und sittlichen Nachtheil der Nation zum Theil noch mit meist sehr ungenügendem Naturalquartier in einzelnen Häusern sich begnügen muß. Süddeutschland ist in dieser Beziehung bereits besser versorgt als Norddeutschland. Die Vorlage ward im Reichstag, aus dessen wiederholten Anträgen sie hervorgegangen, meist sehr beifällig begrüßt. Die Ausführung ist natürlich auf eine Reihe von Jahren vertheilt nach Maßgabe eines vorgelegten ganz detaillirten Planes, der einen im Wege der Anleihe zu beschaffenden Kostenaufwand von 168,200,000 Mark hierzu erfordert, ein Aufwand, der auf der anderen Seite das Reich entlastet um den Betrag der jetzt zu gewährenden Quartierentschädigung, der aber wirthschaftlich für die ganze Bevölkerung sich ungleich nutzbringender darstellt, da der wirkliche Werth des bisher gewährten Naturalquartiers ein ungleich höherer ist, als die dafür gewährte Quartierentschädigung. Wir behalten uns vor, auf dies Casernirungsgesetz zurückzukommen.

In wirthschaftlichen Fragen wird von einer Gruppe des Hauses ein nochmaliger Versuch geplant, zu Gunsten der Eisenindustrie auf das Retorsionsgesetz des vorigen Reichstags zurückzukommen, außerdem aber in Fragen der Gewerbe gewisse für nothwendig erkannte gesetzliche Besserungen herbeizuführen. Im Wahlkampf war es ja ein beliebtes Schlagwort der Conservativen, daß man umkehren müsse von den sündhaften Wegen der Nationalliberalen mit ihrer schlechten Reichsgewerbeordnung, die alles Elend verschuldet haben sollte. In den nationalliberalen Wahlprogrammen dagegen ward überall das Bedürfniß betont, gewisse Puncte der Gewerbeordnung zu modificiren, namentlich das Lehrlingswesen betreffend. Nun heißt es allerdings parturiunt montes u. s. w. Die Freiconservativen wollen im Wege der Interpellation von der Regierung wissen, was sie in Sachen der schadhaften Gewerbeordnung zu thun gedenke. Die Conservativen haben alle ihre Schmerzen gleich in einer fertigen Gesetzesvorlage niedergelegt, deren ganzer Inhalt sich beschränkt auf Lehrlingswesen, Arbeitsbücher und ein paar verwandte Puncte. Das ist die große „Umkehr", die Monate lang gepredigt worden. Die Nationalliberalen lehnten ab, in diesen schwierigen Fragen mit Sensationsanträgen vorzugehen, die nicht völlig Durchdachtes und Erreichbares darböten, und wurden bestärkt in diesem Zaudern durch das eben jetzt erst in zwei dicken Bänden von der Regierung vorgelegte Resultat der Enquête über das Lehrlingswesen und die Frauen- und Kinderarbeit, ein Resultat, das leider in den betheiligten Kreisen ein völliges Auseinandergehen der Meinungen wegen gesetzlicher Abhülfe für manche auf diesem Gebiet unleugbar vorhandene Schäden bekundet und die ungemeine Schwierigkeit gesetzlicher Abhülfe von neuem in helles Licht stellt. Eine freie Commission innerhalb der nationalliberalen Partei bemüht sich, praktische Vorschläge in dieser Beziehung vorzubereiten; ihre Tendenz dabei wird wohl gerechtfertigt sein, nicht um den wohlfeilen Schein zu buhlen, Anträge zu Gunsten des Kleingewerbes gestellt zu haben, ohne sich zuvor von deren wirklichem Nutzen und praktischer Durchführbarkeit überzeugt zu haben, sondern nur Vorschläge zu machen, von deren entscheidendem Vortheil für ein frei sich entwickelndes wirthschaftliches Leben man nach sorgfältiger Prüfung sich überzeugt hat.

Die Vorlage über den Sitz des Reichsgerichts in Leipzig, die wahrscheinlich einen Gegenantrag aus dem Hause für Berlin hervorrufen wird, kommt voraussichtlich in den nächsten Tagen zur ersten Berathung im Hause. Wir können nur unsere neulich ausgesprochene Ansicht wiederholen, die in dieser wichtigen, aber keineswegs hochpolitischen Angelegenheit Leipzig den Vorzug giebt vor Berlin. Eine Berechnung über das wahrscheinliche Stimmverhältniß für Berlin oder Leipzig jetzt schon anzustellen, wäre verfrüht, da auch innerhalb der einzelnen Parteien die Ansichten sehr auseinandergehen.

M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Der Balger Handel. — Der Fall in Balg hat neuerdings wieder viel Staub aufgewirbelt. Eigentlich zu Ende ist er nicht und schon deshalb dürfte keine abschließende Darstellung zu versuchen sein, die ohnehin nur für den Fachmann von Interesse wäre. Balg ist ein kleines Dorf auf den Vorbergen des Schwarzwaldes bei Baden-Baden, die Leute sind gut römisch-katholisch. Bei der letzten Erledigung des dortigen Pfarramtes ernannte die Regierung, der das Ernennungsrecht zusteht, den Pfarrer Glattfelder, obgleich derselbe der Curie nicht genehm war. Damit entspann sich der Streit. Der neue Pfarrer begegnete von Anfang an dem Widerstreben der Einwohner, es mußten die Gewaltmittel angewendet werden, zu deren Anwendung die römisch-katholische Kirche den Staat an so vielen Orten im Reiche nöthigte. Pfarrer Glattfelder wurde in den Stand gesetzt in seiner Pfarrkirche die Messe zu lesen, er las sie jedoch vor leeren Bänken. Die Balger wandten sich nach auswärts, um ihre kirchlichen Bedürfnisse zu befriedigen, sie zogen das bürgerliche Begräbniß vor, um mit dem Pfarrer keine Gemeinschaft zu bekommen. Die Zeit vermehrte nur das Widerstreben der Bewohner. Nachdem es ihnen nicht gelungen war den Pfarrer auf geistlichem Gebiete zu verdrängen, verlegten sie sich darauf, ihm den Aufenthalt am Orte zu erschweren oder vielmehr unmöglich zu machen. Balg liegt abseits auf dem Gebirge, die Verbindung mit dem benachbarten Badenscheuern ist beschwerlich. Die Balger weigerten sich dem Pfarrer Glattfelder Lebensmittel zu verkaufen, sie zwangen ihn, seinen Bedarf von Badenscheuern zu beziehen. Die Wirthschafterin des Pfarrers — irren wir nicht, seine Schwester — mußte, wie das Wetter sein mochte, den Berg nach Badenscheuern hinuntersteigen, um die einfachsten Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen. Gut römisch-katholisch sind die Balger, wie weit gut christlich, braucht kaum gesagt zu werden. Die Märtyrer hatten ganz andere Dinge zu bestehen, aber sie litten sie von Heiden, nicht von ihren christlichen Mitbrüdern, nicht von den eigenen Beichtkindern. Der Materialismus unserer Tage scheint in der That den Sinn für derartige Entbehrungen und Lebenserschwerungen bedeutend abgeschwächt zu haben. Die heutige Kampfweise liebt andere Waffen. Eine Zeit lang stellte Pfarrer Glattfelder dem wirthschaftlichen Widerstande seiner Gemeinde geduldiges Ausharren entgegen, dann verzichtete er diesen Kampf um das tägliche Brod fortzusetzen und richtete an die Regierung den Antrag, ihm die Wohnsitznahme in Badenscheuern zu gestatten. Die Regierung gab diesem Antrage Folge und so ist Pfarrer Glattfelder in der Lage,

die Pflichten seines Amtes in Balg von Badenscheuern aus zu versehen. Während seither die Wirthschafterin das wirkliche Brod nach Balg hinaufzutragen hatte, muß nun der Pfarrer das Brod für die Seelen dorthin tragen, ohne freilich dafür mehr Begehr als zuvor zu finden. Der Fall spitzt sich auf eine Feinheit zu, wenn man die Dinge rein rechtlich betrachtet. Der erste Eindruck bei der Nachricht von dieser Lösung des Balger Handels war auch ziemlich allgemein der der Ueberraschung, als wäre wieder einmal das Ei des Columbus auf die Spitze gestellt worden. Sieht man von dem Vorausgegangenen ab, kann die gegenwärtige Regelung nicht so befremdlich erscheinen. Wie eigenthümlich gestaltet sich die Seelsorge auf dem Lande, namentlich in Gebirgsgegenden! Stundenweite Entfernungen sind etwas ganz Gewöhnliches, Seelsorger wie Beichtkinder finden darin nichts als eine unliebsame Nothwendigkeit. Willkommen ist der Balger Handel auch in seiner neuesten Gestalt nicht: ist er überall so viel Aufhebens werth? Hätte die Regierung, die keine Zwangsmittel gegen den wirthschaftlichen Widerstand der Balger besaß, den Pfarrer Glattfelder von sich aus mit Lebensmitteln versorgen lassen sollen? Wäre sie damit noch innerhalb ihres Pflichtenkreises geblieben? Ist die Stellung in Balg überall zu vertheidigen, wie man im Kriege einen bedeutenden Punct vertheidigt? Es wäre vielmehr ein Fehler der Regierung gewesen, hätte sie aus dem Balger Handel Capital schlagen wollen. Es ist der Regierung Dank zu wissen, daß sie gewisse natürliche Bedenken überwindend zu der gebotenen Lösung die Hand reichte. Wer sich durch den aufgewirbelten Staub nicht beirren läßt, wird die kirchenpolitische Lage nicht zu Ungunsten der Regierung verändert finden. Der Jubel der Gegner ist bald verstummt, er hat bei ihnen entgegengesetzten Empfindungen Platz gemacht, als die von der Regierung verfügte Aufhebung der Klosterschule in Rastatt bekannt wurde. Diese durch die Ausführung der Schulgesetznovelle veranlaßte Maßnahme hat über die kirchenpolitische Richtung des Ministeriums jeden Zweifel beseitigt, sie hatte die erforderliche Genehmigung des Großherzogs noch kurz vor seiner Reise nach Italien erhalten. Gegenüber solchen äußersten Schritten ist es gewiß dienlich, wenn so etwas wie der Balger Handel von der Tagesordnung verschwindet. Je ernster die Aufmerksamkeit der Regierung durch die richtige Weiterentwickelung der kirchenpolitischen Verhältnisse in Anspruch genommen, je besser ist es, wenn nicht viele kleinliche Einzelfragen zwischenspielen. Die Wahrung der Rechte des Staates will im Großen bewirkt sein. Das ernste Bestreben der Regierungen muß dahin gehen, den Blick für das Große sich rein und ungetrübt zu erhalten. Von jeher war es eine von den Künsten der römischen Kirchenpolitiker durch Aufwerfen aller erdenklichen Nebenfragen den Sinn der weltlichen Staatsmänner von den Hauptfragen abzuziehen. Und doch hat wohl noch kein Gelehrter behauptet, daß des Apostels Petrus Sache gewesen, im Trüben zu fischen!

Literatur.

Uhland als Dramatiker. Mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt von A. v. Keller. Stuttgart, Cotta. — Uhlands Dichterruhm gründet sich fast ausschließlich auf seine Lieder und Balladen. Dagegen haben seine dramatischen Dichtungen „Ernst von Schwaben" (1817) und „Ludwig der Baier" (1818) weniger Beifall gefunden, ja sogar zu zahlreichen

Erörterungen darüber Anlaß gegeben, daß die dramatische Dichtung dem poetischen Naturell Uhlands überhaupt nicht gemäß gewesen sei. Wenn dieses letztere mit gewissen Einschränkungen im Allgemeinen wohl zugegeben werden muß, so zeigt doch das vorliegende Buch, welches, abgesehen von den obengenannten Stücken, mehr als zwanzig dramatische Pläne Uhlands vorführt, daß für das stille und in sich gekehrte Dichterleben Uhlands die dramatische Poesie eine größere Bedeutung und Anziehungskraft gehabt hat, als bisher angenommen worden ist. Allerdings sind fast alle diese Pläne (die ersten reichen in den Anfang des Jahrhunderts bis vor 1805 zurück, der letzte ist aus dem Jahre 1820) zum allergrößten Theil unausgeführt geblieben, Skizzen, über welche das große Publicum sehr schnell zur Tagesordnung übergehen wird, von denen aber fast alle denjenigen, die den Dichter Uhland wirklich studieren wollen, nach irgend einer Seite hin eine Anregung bieten werden, so wie sich dergleichen der Kunstfreund auch aus dem geringsten Entwurfe eines großen Meisters der zeichnenden Künste entnehmen kann. Indessen wirklich ausgeführt sind doch von diesen Plänen zwei: „der Bär" (eine gemeinschaftlich mit Justinus Kerner entworfene Posse und schon in L. Seegers schwäbischem Dichterbuch 1864 gedruckt) und „Eginhart oder die Entführung", wovon ein Fragment bereits früher unter dem Titel „Schildeis" in der Sammlung der lyrischen Gedichte; der Bär von derber, fast plumper Komik, weswegen er auch die Theatercensur nicht passirte, da Herr von Matthison den Text „zu gemein" fand, Eginhart von entschieden höherem, ja großem dichterischen Reize, mag die Rolle des romantischen Fatalisten Strato auch noch so wunderlich sein; das eine wie das andere dieser Stücke ein Beweis, daß Uhland auch auf dem Gebiete der dramatischen Poesie wenigstens den Vergleich mit manchem anderen sogenannten Dramatiker nicht hätte zu scheuen brauchen. — In der Vorrede stellt Herr von Keller eine kritische und erläuternde Ausgabe der Gedichte Uhlands aus der Feder Hollands in Aussicht. Möchte dieselbe nicht mehr lange auf sich warten lassen. —i—

Aufruf.

Berlin, den 1. Februar 1877.

Im Kreise der Schüler und übrigen Verehrer des am 29. Mai vorigen Jahres verstorbenen Professors Friedrich Diez ist der Gedanke laut geworden, an seinen ruhmreichen Namen eine Stiftung zu knüpfen, die den Zweck habe, die Arbeit auf dem Gebiete der von ihm begründeten Wissenschaft von den romanischen Sprachen zu fördern, eine Stiftung, welche durch Ermuthigung zum Fortschritt auf den von dem Meister gebahnten Wegen dazu beitrage, daß das von ihm Geleistete künftigen Geschlechtern im rechten Sinne erhalten bleibe, und welche zugleich die Erinnerung an sein unvergängliches Verdienst immer wieder erneuere.

Die Unterzeichneten, von welchen gegenwärtiger Aufruf zur Gründung einer

Diez-Stiftung

ausgeht, wenden sich mit demselben nicht allein an alle die, welche, sei es persönlich, sei es mittelbar, Schüler des verewigten Meisters gewesen sind, gleichviel welches ihre Heimath sei; denn nicht sie allein, obgleich sie zumeist, haben Ursache seines Wirkens allezeit froh zu bleiben. Sie richten ihre Bitte um Betheiligung mit Zuversicht auch an alle die, welchen überhaupt der ersprießliche Fortgang und die Anerkennung wissenschaftlicher Arbeit am Herzen liegt, gehören sie nun zu den Romanen, deren Sprachen in ihrem wahren

Verhältniß zu einander und in ihrem Werden zu erkennen Diez zuerst gelehrt hat, seien es seine Stammesgenossen, in deren Mitte er lange Jahre segensreich gewirkt, deren Namen in der Wissenschaft er wie nur wenige neben ihm Ehre gebracht hat, und deren Schule für einen wichtigen Zweig des Unterrichts ihm die Möglichkeit einer Hebung dankt, wie sie erst die heranwachsenden Generationen in vollem Umfange verspüren werden.

Ueber die Weise, in welcher die erbetenen Beiträge dem Zwecke der Förderung wissenschaftlicher Arbeit auf dem Gebiete der romanistischen Studien dienstbar gemacht werden sollen, läßt sich Genaueres zur Zeit noch nicht feststellen. Zunächst ist in Aussicht genommen, die Zinsen des durch Sammlung zusammen zu bringenden Capitals in Perioden von später zu bestimmender Dauer als Ehrensold für hervorragende schriftstellerische Leistungen auf dem angegebenen Gebiete zu verwenden, und zwar jedenfalls ohne Rücksicht auf die Nationalität der Verfasser, und, wofern es sich ausführbar erweist, jedesmal nach Anhörung auch auswärtiger Sachverständiger. In zweiter Linie würde die Ertheilung von Preisen für die besten Lösungen zu stellender Aufgaben ins Auge gefaßt werden; weiterhin etwa die Stiftung eines Stipendiums an der Universität, welcher Diez über fünfzig Jahre als Lehrer angehört hat. Es ist Aussicht vorhanden, daß nach vorläufigem Abschluß der Sammlung, für welchen der 30. December 1877 angesetzt ist, mit einem der großen wissenschaftlichen Institute Deutschlands Statuten sich werden vereinbaren lassen, und daß dasselbe die Verwaltung der Stiftung von da ab übernehmen wird. Bis dahin erklären die unterzeichneten Mitglieder des Comités zur Gründung einer Diez-Stiftung sich bereit, Beiträge in Empfang zu nehmen, über deren Eingang sie später öffentlich berichten werden. Die eingehenden Gelder werden vorläufig bei dem Hause Mendelssohn & Co., in Berlin deponirt, welches sich zur einstweiligen Führung der Casse für das Comité freundlich bereit erklärt hat, und können von etwa auswärts gebildeten Comités gesammelte Beiträge an dasselbe direct eingesandt werden.

Das Comité, welches gern noch manche in größerer Entfernung von Berlin wohnende Verehrer des todten Meisters eingeladen haben würde, ihre Namen mit unter diesen Aufruf zu setzen, hat dies unterlassen, um nicht später zu thuende gemeinsame Schritte all zu sehr zu erschweren; es würde es aber als eine sehr willkommene Unterstützung seiner Thätigkeit mit aufrichtigem Danke aufnehmen, wenn anderwärts, namentlich auch im Auslande, Gönner des Unternehmens in ihrer Umgebung den Plan der Diez-Stiftung zur Kenntniß bringen, zur Betheiligung anregen, Beiträge sammeln und dieselben dem Comité übermitteln wollten. In solcher Weise den Bemühungen desselben sich zugesellen zu wollen haben die Herren Professoren G. J. Ascoli in Mailand, Geheimer Hofrath K. Bartsch in Heidelberg, N. Delius in Bonn, A. Mussafia in Wien, G. Paris in Paris bereitwilligst zugesagt.

Das Comité zur Gründung einer Diez-Stiftung:

Bonitz, Geh. Regierungsrath, Berlin, SW., Kleinbeerenstr. 8. Ebert, Professor Dr., Leipzig, Salomonstr. Gröber, Professor Dr., Breslau, Alexanderstr. 32. Herrig, Professor Dr., Berlin, NW., Albrechtsstr. 12a. Mahn, Professor Dr., Steglitz. Mätzner, Professor Dr., Berlin, N., Ziegelstr. 8. Mommsen, Professor Dr., Charlottenburg, Marchstr. 6. Müllenhoff, Professor Dr., Berlin W., Lützower Ufer 18. von Sybel, Director der Staatsarchive, Berlin, W., Hohenzollernstr. 13. Suchier, Professor Dr., Halle a. S. Tobler, Professor Dr., Berlin, SW., Großbeerenstr. 65. Zupitza, Professor Dr., Berlin, SW., Kleinbeerenstr. 10

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 15. März 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ravenna.

Von W. Lang.

Eine entthronte Königin, trauernd und vereinsamt, die, umgeben von kostbaren Andenken an ihre schöne Zeit, einen unerschöpflichen Schatz von Erinnerungen bewahrt. Wenige halten sie eines Besuches für werth, so viel der Pilger alljährlich über die Alpen steigen. Wer bis Bologna gekommen ist, pflegt sich wohl die beiden schiefen Thürme, Rafaels heilige Cäcilie, den Palast, in dem König Enzio sein Leben vertrauerte, auch den Hof der altgepriesenen Universität anzusehen, dann aber geht es in Eile weiter nach den berühmteren Städten, nach Florenz, nach Rom, nach Neapel; nur wenige wenden noch einen Tag daran, um seitwärts auszubiegen nach den Niederungen des Po, nach der reizlosen Ebene, die sich ostwärts vom Appennin nach der Adria zu ausbreitet und heute weiter in das Meer hinein sich erstreckt, als vormals.

Und doch übt schon der Name Ravenna einen eigenen Zauber aus. Uralte Erinnerungen steigen bei seinem Klange herauf. Wir denken an weltgeschichtliche Umwälzungen, an den Zusammenbruch der alten Welt, an das letzte Todesringen des Römerreichs, an das Walten sagenberühmter deutscher Heerführer, die hier den kraftlosen Imperatoren die Zügel der Weltherrschaft aus der Hand nahmen. Jugendstarke Völker stürzen sich auf das Land einer ausgelebten Cultur, sie kommen und gehen, ihre Reiche schießen auf und verschwinden wieder, und in diesem Schieben und Drängen ist Ravenna einer der wenigen festen Angelpuncte, in denen sich das Gleichgewicht der Welt erhält. Eine Zeitlang macht es Rom selbst den Rang streitig als Hauptstadt der Welt. Deutsche kämpfen um ihren Besitz mit Deutschen, Rom mit Byzanz, das Morgenland mit dem Abendland. Lange noch bildet die Stadt das Mittelglied zwischen den beiden Hälften, in die das römische Reich auseinanderfiel, bis endlich die Geschicke beider sich für immer trennen und

Ravenna wieder in bescheidenes Dunkel zurücktritt, mit Rom verbunden, dessen Schicksale es mit geringen Unterbrechungen fortan theilt.

Nur wenige Jahrhunderte dauert der geschichtliche Glanz der Stadt und es sind Jahrhunderte, die uns fremder sind als fast irgend eine Epoche. Fremder als die Griechen- und Römerwelt, die in hellem Glanze vor der Nachwelt ausgebreitet liegt und fremder als die folgenden mittelalterlichen Zeiten, aus denen wir langsam die neuen Staatenbildungen und eine neue Gesittung aufsteigen sehen. Zwischen inne liegt jenes dunkle Zeitalter, das von den Zügen und Kämpfen der Völkerwanderung ausgefüllt ist, ein Zeitalter voll großer Gegensätze, düsterer Leidenschaften, jäher Schicksalswechsel. Hier die wilde Naturkraft der germanischen Völker, dort die einsinkenden Ueberlieferungen des römischen Kaiserthums und die greisenhaften Formen des byzantinischen Hofwesens, und all das in ein dämmerndes Licht gestellt, in dem wir die Umrisse der Thaten wie der Charaktere nur unsicher erkennen. Fremdartige Zeiten, von denen sich dennoch ein lebendiges und ausdrucksvolles Zeugniß bis in die Gegenwart erhalten hat. Das Ravenna, das wir heute aufsuchen, ist die Stadt des fünften und sechsten Jahrhunderts. Wie viel auch über sie seitdem hingegangen ist, so ist doch durch merkwürdigen Zufall — wenn dieser Zufall nicht vielmehr die abgeschiedene Lage war — eine Reihe von kostbaren Denkmälern erhalten, die uns jene Zeit in ihrem Reichthum und Glanz, in ihrem Wollen und Können, in ihren Idealen und Kunstformen aufs Treueste vergegenwärtigen. In diesen feierlichen Räumen athmen wir die Luft der vergangenen Jahrhunderte, wir wandeln, wo einst Theodorichs Herrscherschritt erklungen ist, und noch heute leuchten von den Wänden der Basiliken die Mosaikbilder in derselben Farbenpracht, die ihnen die besten Künstler des Morgenlandes verliehen.

Auch Rom besitzt nicht wenige Denkmäler aus denselben Jahrhunderten. Allein diejenigen Ravennas sind besser in ihrer Ursprünglichkeit erhalten, weniger verunstaltet durch die Kunst späterer Zeiten. Während Ravenna früh in seine monumentale Einsamkeit versank, haben an den römischen Basiliken die folgenden Jahrhunderte weitergebildet, jüngere Kunsteinflüsse störende Zuthaten gebracht, so daß man erst mit Hülfe der Phantasie die ursprüngliche Gestalt sich vergegenwärtigen muß. Dazu kommt, daß in Ravenna die christliche Kunst mit größerer Freiheit sich regen und sich versuchen konnte, als in Rom, wo die Wucht der überall sichtbaren classischen Muster und noch mehr die Bequemlichkeit, aus den geplünderten alten Denkmälern die neuen Bauten zusammenzusetzen, die Entfaltung eines neuen Stiles hemmte. In Rom sind die Säulen, welche die Schiffe der Basiliken trennen, einfach aus zerbrochenen römischen Tempeln entlehnt, man brauchte sich nicht auf neue Formen zu besinnen. In Ravenna, das seine Größe erst den spätrömischen christlichen

Zeiten verdankte, war die Hauptstadt von Neuem zu erbauen; hier wurde Alles, was zu den Gotteshäusern erforderlich war, eigens erfunden und geschaffen, die Säulen, deren Capitäle und anderes architectonische Schmuckwerk. Hier schuf also der künstlerische Geist mit einer gewissen Selbständigkeit, von den classischen Vorbildern kecker sich entfernend, und zugleich unter dem wachsenden Einfluß von Byzanz, mit dem die Verbindung schon zu einer Zeit lebendig war, als Ravenna noch nicht Sitz der oströmischen Statthalter geworden war. Die Säulen in den Basiliken sind fast alle von Prokonnesos herbeigeholt, von der heutigen Marmorainsel in der Propontis; zum Theil wurden sie schon an ihrem Fundort zubereitet, oder es waren doch die Künstler an den Prachtbauten in Konstantinopel geschult.

Wie die Formen des antiken Staatswesens noch lange beibehalten wurden, auch als die germanischen Völker sich zu Herren im Reiche machten, so hat auch die christliche Kunst sich anfänglich der Formen bedient, die ihr vom Alterthum überliefert waren. Sie hat diejenigen ausgewählt, die ihr zweckmäßig waren und die zugleich eine gewisse Entwickelungsfähigkeit besaßen, also eine Zukunft versprachen. Nicht den Tempel wählten sie sich, der in sich fertig, keine weitere Entwickelung zuließ, sondern die Basilika, deren Anlage den Keim zu einer Fülle von Combinationen enthielt, und andererseits die Rotunde, wie sie gleichfalls die Römer schon zu verschiedenen Zwecken angewandt hatten, und zwar in Verbindung mit dem Gewölbebau, der ebenfalls bei den Römern schon bis zum Kreuzgewölbe fortgeschritten war. Diese beiden antiken Bauformen, die Basilika und die Rotunde, wurden die Grundlagen für die Cultusstätten des neuen Glaubens, das einfache Thema, das die christlichen Baukünstler variirten, die Grundgestalt, die sie ausschmückten, erweiterten, umformten, theils den Zwecken des Cultus zu lieb, theils im Interesse größerer Pracht und Mannichfaltigkeit. In den ersten Zeiten gebrauchte man nach Belieben die eine und die andere Form, die Basilika mehr für größere Gotteshäuser, die Rotunde für Tauf- und Grabcapellen. Es lag aber in jeder dieser Formen der Keim eines eigenen, selbständigen, ja gegensätzlichen Stils. Vom fünften Jahrhundert an ist eine allmähliche Trennung der beiden Typen bemerkbar, die sich fortan je nach ihrem eigenen Gesetz entwickelten. Das Abendland hielt sich von da ab an die Basilika, das Morgenland an die Rotunde; aus jener entstand der abendländische Kirchenstil, später die romanische und gothische Kunst; aus dieser der Central- und Kuppelstil, die byzantinische Kunst. Nun gehören die Bauten von Ravenna eben der Zeit an, da die Trennung des byzantinischen Stils vom abendländischen zwar bereits sich ankündigt, aber noch nicht vollzogen ist. Auch in dieser Beziehung steht Ravenna in der Mitte zwischen Morgen- und Abendland. Seine Kirchen bilden eine eigenthümliche Familie der altchristlichen Kunst, die genau

der geschichtlichen Stellung der Stadt entspricht, eine Familie mit gemeinsamen Merkmalen und einem ausgeprägten Gesammtcharakter, obwohl sie zum Theil von Römern, zum Theil von Deutschen, zum Theil von Griechen gebaut sind. Die frühesten derselben gehören nämlich den Nachfolgern des Kaisers Theodosius an, seinem Sohn Honorius und seiner Tochter Galla Placidia, also der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts; dann folgen die Bauten des Ostgothen Theodorich am Ende dieses Jahrhunderts; den Beschluß machen die Bauten unter dem oströmischen Kaiser Justinian im sechsten Jahrhundert. Alles zusammen ein Zeitraum von zweihundert Jahren, während deren Ravenna mit Rom und Byzanz sich in die Weltherrschaft theilte.

Diese Denkmäler an Ort und Stelle zu sehen, zum großen Theile noch in derselben Gestalt und in demselben malerischen Schmuck, den sie vor vierzehn Jahrhunderten erhalten haben, in derselben Landschaft, für die sie geschaffen sind und in der ernsten Einsamkeit, die jetzt weithin die Stätte umgiebt, hat einen Reiz, der vielleicht nur mit dem verglichen werden kann, den die Ueberreste des alten Rom ausüben oder die Straßen von Pompeji. Auch der Laie wird reichen Genuß davontragen und einen unauslöschlichen Eindruck behalten. Und jetzt ist der Besuch leicht gemacht. Seit einem Jahrzehnt kommt man auch nach Ravenna nicht mehr mit dem poetischen Fahrzeug eines Vetturin, sondern mit der bequemeren Eisenbahn. Wer sich mit einem flüchtigen Besuche begnügt, fährt am frühen Morgen von Bologna ab und kann am gleichen Tage wieder zurück sein, ohne die Abendmahlzeit und das Nachtlager im Hôtel Brun zu versäumen, das von Landsleuten in einer jedes Lobes würdigen Weise geführt wird.

Es war an einem schönen Octobertag, als ich mit meinem Reisegefährten von Bologna aufbrach. Zur Rechten glänzte in der Morgensonne der Appennin, der seine Ausläufer bis vor die Thore der Stadt vorschiebt. Vor uns ist eine unabsehbare Ebene, die durch die Anschwemmungen des Po und zahlreicher Bäche aus den Bergen gebildet ist. Das Land ist fruchtbar, wohlbebaut, durch zahlreiche Ortschaften belebt, und an den Bächen fehlt es nicht an Baumgruppen, welche die Einförmigkeit des Fruchtlandes unterbrechen. Bis zur Station Castel Bolognese fährt man auf der Hauptbahn, die von Piacenza über Parma und Bologna nach Rimini und Ancona führt, immer längs dem Appennin und genau der alten Via Aemilia folgend. Von Castel Bolognese zweigt in östlicher Richtung die kleine Seitenbahn nach Ravenna ab. Und von hier verändert sich allmählich auch der Charakter der Landschaft. Der Appennin zur Rechten ist weit zurückgewichen, die Gegend wird einsamer, die Felder kärglicher, nichts kündigt die Nähe einer einstigen Welthauptstadt an. Ist doch auch die Zahl der Mitreisenden immer mehr zusammengeschmolzen. Den Horizont begrenzt eine lange schwarze Linie, es ist

die Pineta, der berühmte Pinienwald von Ravenna, der sich hier meilenweit dem Strand entlang zieht. Da und dort zeigt sich eine Lache zwischen den Reisfeldern und deutet auf das nahe Meer.

Aber auch wenn man auf dem Bahnhof von Ravenna angekommen ist und nun von Norden her die Stadt betritt, so wird derjenige, der etwa mit romantischen Vorgefühlen geschwellt ist und verlangt, daß ihn ungesäumt die Schauer der Vorzeit anwehen sollen, zunächst gröblich sich getäuscht sehen. Denn die Straßen machen, die Wahrheit zu sagen, einen recht nüchternen prosaischen Eindruck. Es ist eine mittelmäßige Stadt von nicht ganz 20,000 Einwohnern; sie könnte deren freilich mehr als noch einmal so viel in ihren Mauern beherbergen, die heute zum großen Theil Gartenland einschließen. Auf den Straßen wächst verdächtiges Grün. Von den Denkmälern, die wir zu sehen verlangen, drängt sich keines dem Auge vor, sie wollen aufgesucht sein, keines zeigt ein auffallendes oder imponirendes Aeußere. Nichts von hochragenden Domen oder stolzen Adelspalästen wie in anderen Städten Italiens. Man kennt nicht einmal mehr den Ort, wo der Palast der Polentanen, dieses im Mittelalter mächtigsten Geschlechtes, gestanden hat. Gleich hier ermessen wir, welche verheerende Stürme über Ravenna hingegangen sein müssen, das heute zu einer monotonen und wenig reinlichen Provinzialstadt herabgesunken ist. Man ist nicht lange gegangen, so kreuzt man den Corso, die Hauptstraße, die jetzt Corso Garibaldi getauft ist, und kommt dann auf den Hauptplatz, jetzt Piazza Vittorio Emanuele, wo man noch die Reste einer alten Basilika sieht, die angeblich von Theodorich erbaut oder erneuert worden ist, Reste, die jetzt in die Wohnhäuser verbaut sind. Sonst stehen auf dem Platze zwei Säulen, die zur Zeit der Herrschaft Venedigs im fünfzehnten Jahrhundert errichtet wurden, und Statuen der beiden Schutzpatrone von Ravenna, des heiligen Apollinaris und des heiligen Vitalis, tragen. Die öffentlichen Gebäude aber, die den Platz umstehen, gehören erst dem vorigen Jahrhundert an.

Nur eines fällt, wenn man durch die Straßen geht, alsbald als ein charakteristischer Anblick auf: die runden Glockenthürme, die frei neben den Kirchen stehen. Schlank, schmucklos, ohne Verjüngung, nur gegen unten breiter ausladend, sind sie mit einem flachen Zeltdach gedeckt. Es giebt ein halbes Dutzend dieser Rundthürme, und sie stehen fast alle etwas schief im Boden. Wenn man bei anderen schiefen Thürmen in Italien bekanntlich im Zweifel ist, ob die Laune des Künstlers sie absichtlich so erschaffen hat, oder ob ihre schlechten Fundamente von der Natur im Lauf der Zeit in den Boden eingedrückt sind, so ist bei denen in Ravenna kein Zweifel möglich: sie sind in das weiche schlammige Erdreich eingesunken und haben dabei ihre correcte Haltung eingebüßt. Bisweilen mag auch ein gewaltsamer Stoß nachgeholfen

haben; denn auch Erdbeben haben späterhin der Stadt übel zugesetzt. Und noch eine andere Merkwürdigkeit fällt in die Augen. Da und dort sind an den unteren Stockwerken der Häuser schwere eiserne Ringe eingelassen, wie man sie sonst in Seestädten an den Landeplätzen findet. Längst hängen diese Ringe müssig, aber sie erinnern noch an den ehemaligen Charakter der Stadt. Wirklich liefen vor Zeiten, von der Fluth geschwellt, Schiffe an diese Häuser an, die Straßen waren Canäle, Ravenna hatte ungefähr dieselbe Physiognomie wie heute noch Venedig. Die Stadt lag zwischen Lagunen, und Kaiser Augustus hatte einen Arm des Po hierher geleitet, der, die Lagunen durchschneidend, die Stadt unmittelbar mit dem Meere verband. Da, wo dieser Canal das Meer erreichte, das heute weit zurückgetreten ist, eine Stunde von der Stadt, hatte der Kaiser eine der großen Flottenstationen des Reiches angelegt, und aus diesem Hafenplatz erwuchs bald eine ansehnliche neue Stadt, die von dem lateinischen Wort für Flotte den Namen Classis erhielt. Späterhin bedeckte sich auch der Landweg zwischen Classis und Ravenna mit Gebäuden, Palästen und Tempeln, so daß hier eine dritte Stadt, Cäsarea, entstand, welche die beiden anderen verband. Heute ist sowohl Cäsarea als Classis bis auf ein einziges ehrwürdiges Denkmal von der Erde verschwunden.

Die Lage von Ravenna war also die, daß es vom Meere her einen bequemen Zugang hatte, während es nach der Landseite von weitem Sumpfland umgeben war, durch welches nur spärliche, leicht zu vertheidigende Straßen führten. Dies ist der Grund, warum die späteren römischen Kaiser, als die Einbrüche der germanischen Völker immer bedrohlicher wurden, in Ravenna ihre Zuflucht nahmen. Hier war ihnen die Verbindung mit dem Meer und mit Ostrom offen, dagegen waren sie gegen die unheimlichen Stöße der Völkerwanderung, wenigstens gegen die ersten Anläufe der fremden Heere, gesichert. Hinter den Sümpfen konnten sie ruhig zusehen, wie die deutschen Heere vorüberzogen, um sich auf Rom zu stürzen, das, schlecht befestigt, ohnedem mit seinem Weltruf und seinen Wunderschätzen das begehrteste Ziel der Eroberer war. Honorius, der seinem Vater Theodosius als elfjähriger Knabe in der Regierung der Westhälfte des Reichs folgte, mußte im Jahre 403 vor dem Westgothen Alarich aus seiner bisherigen Residenz Mailand fliehen und vorsichtig schlug er nun im folgenden Jahre seine Residenz in Ravenna auf. Den prunkenden Hofhalt daselbst kümmerte es wenig, als Alarich im Jahre 408 von Neuem einbrach und zwei Jahre darauf die ewige Stadt einnahm und seinen Gothen zur Plünderung überließ. Honorius mußte es auch geschehen lassen, daß die Sieger aus der eroberten Stadt unter den Geiseln seine Schwester, die einundzwanzigjährige Galla Placidia, mit nach Unteritalien führten, wo Alarich noch im selben Jahre starb und von seinen Kriegern im Busento begraben wurde. Der Nachfolger Alarichs, Ataulf, erklärte Galla

Placidia zu seiner Braut und nahm sie mit, als er seine Gothen über die Alpen nach Gallien führte, wo sie sich dauernd niederließen. In Narbonne feierte der Gothenkönig mit der römischen Kaisertochter prunkvolle Hochzeit, aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Ataulf wurde fünf Jahre später zu Barcelona, seiner nachmaligen Residenz, ermordet, die Wittwe schimpflich aus dem Palast gejagt und zuletzt ihrem Bruder Honorius nach Ravenna zurückgesandt. Dieser vermählte sie mit einem seiner Generäle, Constantius, dem sie einen Sohn, den späteren Kaiser Valentinianus III., gebar. Auch diesen Gemahl verlor sie bald, und ihr Bruder verbannte sie aus irgend einem Grund mit ihrem Kinde nach Byzanz. Aber die abenteuerreiche Frau war noch zu größeren Dingen berufen. Als Honorius im Jahre 423 starb und ein Usurpator sich des Thrones bemächtigte, verließ Galla Placidia mit ihrem Sohne Byzanz, Flotte und Heer hatte ihr der oströmische Kaiser, ihr Neffe, zur Verfügung gestellt; mit deren Hülfe eroberte sie Ravenna, worauf sie ihren siebenjährigen Sohn zum Kaiser einsetzte. Sie sorgte aber durch ihre Erziehung dafür, daß derselbe niemals mündig wurde, und bis zu ihrem Tode, im Jahre 450, führte sie thatsächlich die Zügel der Regierung des Abendlandes.

Diesem Zeitraum nun, der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, gehören die ältesten Baudenkmäler in Ravenna an; neben einer Basilika, welche Galla Placidia dem Evangelisten Johannes erbaute, einem Gelübde gemäß, das sie während eines Sturmes bei jener Ueberfahrt von Byzanz nach Ravenna gethan hatte, außer dieser Basilika vornehmlich zwei Kuppelbauten, einmal die Taufcapelle des um 400 gegründeten Doms und dann das Grabmal der Galla Placidia. Jene Taufcapelle, San Giovanni in Fonte, bildet ein Achteck mit vier halbrunden Ausbauten, darüber spannt sich die Kuppel, durchaus mit Mosaiken bedeckt, die heute noch in den glänzendsten Farben prangen. Noch sind die Ueberlieferungen der antiken Kunst lebendig, noch erkennt man den classischen Typus in den Gestalten des Hauptbildes in der Mitte der Kuppel, das die Taufe Jesu durch Johannes vorstellt, und auch antike Motive ragen noch in die christliche Darstellung herein. Denn neben Jesus und Johannes nimmt an der heiligen Handlung auch der Flußgott Jordan Theil, der mit halbem Leib aus dem Wasser tauchend diensteifrig und gleichsam huldigend Jesus das Trockentuch reicht Unter dieser Haupthandlung enthält ein breites Band die Darstellung der zwölf Apostel. Die eine Hälfte schreitet nach rechts, die andere nach links, an der Spitze der einen Petrus, an der Spitze der anderen Paulus, die sich somit begegnen. Es sind antike Gewandfiguren, die sich von dem grünen Boden und dem blauen Hintergrund leuchtend abheben. Alle tragen die Märtyrerkrone in der Hand, die Köpfe aber hat der Künstler individuell zu bilden versucht. Unter diesen

Aposteln läuft abermals ein Mosaikfries herum mit phantastischen Architecturen, Säulenstellungen, zwischen denen Altäre und Throne stehen. Der Schmuck von Laubwerk und Ornamenten, dazwischen Figuren in antiker Gewandung, zieht sich bis zum Erdgeschoß hinab. Dieses war mit farbigem Marmor verkleidet, von dem nur noch wenige Reste vorhanden sind.

Das andere Denkmal, die Grabcapelle, welche Galla Placidia für sich erbaute, heute San Nazario e Celso genannt, hat die Grundform eines lateinischen Kreuzes, dessen vier Arme mit Tonnengewölben überdeckt sind. In der Mitte, wo sie zusammenstoßen, erhebt sich ein viereckiger Aufbau und darüber ist die Kuppel gespannt. Der Raum ist klein, wenig erhellt, und die teife Färbung des Mosaikschmuckes bringt in dem feuchten, modrigen Raum eine ernste, feierliche Wirkung hervor. Hier glaubt man wirklich den Athem einer fernen Vergangenheit zu spüren. Von den Wänden und aus dem Fußboden haucht es Grabesduft. Und wer weiß, wie lange man noch hier ein- und ausgehen kann. Neuerdings zeigen sich bedeutende Risse und Senkungen, so daß man ernstlich an der Erhaltung dieser ehrwürdigen Reste zweifelt.

Die Kuppel füllt ein tiefblauer Grund von unzerstörbarer Farbe, der mit Sternen besät ist, in der Mitte ein Kreuz. An dem viereckigen Unterbau heben sich von gleichfalls dunkelblauem Grund weiße Gestalten ab, edel gezeichnet, in freier, vornehmer Gewandung; nur in der Behandlung der Köpfe kündigt sich der unaufhaltsame Verfall der Kunst an. Zwischen den einzelnen Gestalten, die Apostel oder Propheten darstellen, stehen kleine Wasserschaalen, auf deren Rand je zwei zierliche Tauben angebracht sind. Mäander und Blumengewinde schmücken die Gurtbogen und Fensterbrüstungen, die Tonnengewölbe füllt ein reiches, teppichartiges Ornament. Auch die abschließenden Wände der vier Kreuzesarme sind mit symbolischem Mosaikschmuck bedeckt. Zwei derselben mit Ornamenten, zwischen denen Hirsche, das Symbol der heilsdurstigen Seele, sich einer Quelle nähern. Die Wände nach Osten und Westen sind durch größere Compositionen ausgezeichnet. Nach Osten, hinter dem Altar, erscheint Christus mit bärtigem Gesicht, wie er ein aufgeschlagenes Buch, wahrscheinlich irgend eine Ketzerei der damaligen Zeit, den Flammen übergiebt. Gegenüber, nach Westen, sitzt in einer felsigen Landschaft, umgeben von Lämmern, Christus als guter Hirte, eine schöne jugendliche Gestalt. Hier hat man also miteinander die beiden Darstellungen von Christus, zwischen denen die christliche Kunst lange geschwankt hat, die ältere und die jüngere. Die ältere ist die symbolische, wo Christus jugendlich schön, bartlos erscheint, meist als der gute Hirte. Erst später hat man vom symbolischen Gestaltenkreis den Schritt zur historischen Darstellung gewagt und gleichzeitig mit diesem Fortschritt auch für Christus porträtartige Züge gesucht. Jetzt kam das längliche Gesicht mit den älteren Zügen, mit dem Bart und

den gescheitelten Haaren auf, aus dem sich dann der bekannte Typus für das Christusbild entwickelt hat.

Hinter dem Altar, im östlichen Kreuzesarm, steht noch der große unförmliche Sarkophag von griechischem Marmor, der die Ueberreste der Galla Placidia enthielt. Einige andere Sarkophage sind von ungewisser Bedeutung; man vermuthet, einer davon sei der des Kaisers Honorius. Die Metallplatten, welche die Aufschriften enthielten, sind längst von räuberischen Händen abgerissen. Ein bloßer Zufall hat es verschuldet, daß die Leiche der schicksalreichen Herrscherin nicht noch heute erhalten ist. Durch die Löcher, die beim Abreißen der silbernen Platten in den Stein gebrochen wurden, sah man noch viele Jahrhunderte lang die Kaiserin, wenig entstellt, auf einem Thron von Cedernholz in goldgewirktem Purpurgewand sitzen. Eines Tages im Jahre 1577 schlichen sich neugierige Kinder in die Capelle, mit einer Kerze leuchteten sie in die Löcher hinein, um die wunderschöne Kaiserin zu sehen; mit einemmale fing das Gewand Feuer, ein kurzes Aufflackern, eine Rauchwolke, und von der ganzen Majestät war nichts mehr zu sehen.

Fünf Jahre nach dem Tode der Galla Placidia, im Jahre 455, fiel auch ihr Sohn Valentinian III. durch Mörderhand; mit ihm erlosch das Haus des Theodosius. Die folgenden Kaiser, die den Zerfall des Reiches nicht mehr aufzuhalten vermochten, residirten zum Theil wieder in Rom, die letzten abermals in Ravenna, und als Odoaker an der Spitze seiner Heruler im Jahre 476 dem abendländischen Kaiserreich ein Ende machte, schlug er seinen Thron gleichfalls in Ravenna auf. Seine Regierungszeit ist durch keine Denkmäler bezeichnet; um so mehr die seines Nachfolgers, des großen Theodorich. Vierzehn Jahre hatte Odoaker regiert, als Theodorich mit seinen Ostgothen von der unteren Donau sich aufmachte, um auf Geheiß des morgenländischen Kaisers Leo Italien der Herrschaft des Herulerfürsten zu entreißen. In zwei Schlachten, am Isonzo und bei Verona schlug Theodorich die Heere Odoakers, da warf sich dieser in das feste Ravenna. Theodorich legte sich mit seinem Heere in den nahen Pinienwald und belagerte die Stadt, die sich drei Jahre lang heldenmüthig vertheidigte. Dietrich von Berne, d. h. von Verona, ist im Mittelalter ein Liebling der Volksdichtung geworden. Der Held, dessen Athem verzehrendes Feuer, der als der Stärkste alle anderen Helden überlebt, ist von einem reichen Sagengewebe umsponnen worden, in welchem die geschichtlichen Spuren nur schwer mehr kenntlich sind. Eines der noch erhaltenen Gedichte aus diesem Sagenkreis heißt die Rabenschlacht, d. h. die Ravenna-Schlacht. Theodorich verliert diese elftägige Schlacht gegen seinen Oheim Ermanrich, der ihm treulos sein Erbe vorenthält. Man vermuthet, daß das ursprüngliche Motiv dieses Gedichtes in einem der zahlreichen Ausfälle zu suchen ist, in denen Odoaker siegreich seinen Gegner zurückschlug.

Allein im Jahre 493 waren seine Mittel erschöpft, er schloß mit Theodorich eine Capitulation, wurde aber wenige Tage darauf verrätherisch mit den Seinigen niedergemacht.

Unter Theodorichs Regierung wurde Ravenna aufs Neue der Schauplatz einer vielseitigen Kunstthätigkeit. Zu kirchlichen Bauten waren die Gothen schon deshalb genöthigt, weil sie zwar Christen, aber Arianer waren und somit ihrer eigenen Cultusstätten bedurften. Jetzt entstand die Basilika San Teodoro mit der Taufcapelle der Arianer, in deren Kuppel sich wiederum eine Darstellung der Taufe Jesu mit dem Flußgott Jordan befindet; jetzt vor allen Theodorichs Hofkirche, San Martino, seit dem neunten Jahrhundert aber Sant Apollinare nuovo getauft, weil damals aus Besorgniß vor den räuberischen Einfällen der Saracenen die Gebeine des heiligen Apollinaris aus der Basilika der Hafenstadt hierher verbracht wurden. Sant Apollinare nuovo ist eine große, dreischiffige, flachgedeckte Basilika. Zwei Reihen von je zwölf Säulen aus prokonnesischem Marmor theilen die Schiffe. Die Säulen sind durch Rundbögen verbunden; über dem Capitäl, das dem korinthischen nachgebildet ist, befindet sich noch ein Aufsatz, bestehend aus einem Würfel, der nach unten abgeschrägte Seiten hat und an der Stirnseite ein Kreuz trägt. Die Form der Capitäle, wie dieser Aufsätze, und die Verbindung der Säulen durch Rundbögen, nicht durch gerades Gebälk, sind allen Basiliken in Ravenna gemein und gehören zu den Eigenthümlichkeiten des dortigen Stils. Die Wände des Mittelschiffs sind durchaus mit Mosaiken bedeckt, die aber zum größten Theil ein Jahrhundert später sind als der Bau der Kirche und bereits der Zeit der griechischen Kaiser angehören. Ueber den Säulenbogen zieht sich zu beiden Seiten ein breiter Wandstreifen hin, auf dem eine doppelte Procession von Heiligen dargestellt ist: links (wenn man dem Chor zugewendet ist) sind es zweiundzwanzig heilige Frauen, die aus den Thoren der Hafenstadt Classis schreiten und, die eine hinter der anderen, der Anbetung der Könige sich zubewegen; rechts sind es sechsundzwanzig männliche Heilige, die von Ravenna ausziehen und dem thronenden Christus entgegenschreiten. Die Ansicht von Ravenna ist, obwohl die Kirchen und eine Schauseite von Theodorichs Palast blos angedeutet sind, doch als gleichzeitiges Zeugniß von besonderem Interesse. Die Heiligen des zwiefachen Zuges sind monotone, hagere, weißgekleidete Gestalten, die sich von Goldgrund abheben; die Frauen tragen über dem weißen Untergewand ein kürzeres, buntes Oberkleid. Kopfschmuck, Säume, Gürtel erscheinen reich mit Perlenschmuck verziert. Man wird bereits an die byzantinische Hoftracht erinnert. Dennoch machen diese einförmigen Gestalten, die Gesichter alle nach vorn gerichtet, jede einen Heiligenschein um das Haupt, alle die Märtyrerkrone in der Hand, alle in der einen Bewegung begriffen, die einen zu Maria, die anderen zu Christus, einen

überaus feierlichen Eindruck; und unter den Heiligen, die gleichfalls auf Goldgrund weiter oben die Räume zwischen den Fenstern einnehmen, finden sich noch ganz antikisirende Gestalten in edlem Schwung der Linien und mit mannichfaltigen Motiven. Diese sind denn auch älter und werden der Zeit Theodorichs selbst zugeschrieben.

Nahe bei dieser Kirche, gleichfalls mit der Front im Corso Garibaldi, wird noch ein Ueberrest vom Palaste Theodorichs gezeigt. Ueber die Anlage und Gestalt des ganzen Baues, der nach jenem Mosaikbild in Sant Apollinare nuovo zu schließen weite Säulenhallen umfaßt hat und einst reich mit Marmorarbeiten geschmückt war, kann man freilich aus dem Fragment, das jetzt mit unansehnlichen Gebäuden verbunden ist, keine Vorstellung gewinnen. Es ist ein Stück Façade von nicht beträchtlicher Ausdehnung, mit wenig Schmuck. Im unteren Geschoß öffnet sich in der Mitte ein weiter Thorbogen, darüber vertieft sich eine halbrunde Nische. Fenster sind nicht vorhanden; dagegen ist zur Rechten und zur Linken dieser Nische eine Blendarchitektur angebracht, wie sie auch der Palast Diocletians zu Spalato zeigt: Consolen, die aus der Wand vorspringen, tragen hüben und drüben drei Säulen, die durch Rundbögen verbunden sind. Wahrscheinlich war diese Front, wie man auch aus der willkürlichen, nachlässigen Technik an den einzelnen Baugliedern schließt, nur ein untergeordneter Theil der Königsburg.

Um seinen Schmuck ist der Palast Theodorichs, in welchem nach dem Ende der Gothenherrschaft auch die Statthalter Ostroms, die Exarchen, ihren Sitz hatten, durch Karl den Großen gebracht worden. Bereits durch Pipin war das Exarchat, nachdem die Longobarden es größtentheils von den Griechen erobert hatten, wieder den Longobarden entrissen und dem Papst geschenkt worden. Karl der Große, der der Longobardenherrschaft vollends ein Ende machte, bestätigte diese Schenkung, durch welche Ravenna fortan zum päpstlichen Besitz gehörte. Im Jahre 784 bat Karl den Papst um die Erlaubniß, aus dem bereits kläglich verfallenen Palast die Kunstwerke nach seiner Residenz Aachen zu führen. Säulen, marmornes Wandgetäfel, Mosaiken nahm er mit, um damit den Dom seiner deutschen Lieblingsstadt zu schmücken. Auch eine colossale, eherne Bildsäule, die Theodorich zu Pferde, nackt, mit Thierfellen umhangen, darstellte, recht eine Gestalt, wie sie der phantastischen Vorstellung des deutschen Volks von dem Helden Nahrung geben mochte, ließ Karl von dem Eingang des Palastes nach Aachen führen.

Das merkwürdigste Gebäude, das noch aus der gothischen Zeit erhalten blieb, ist Theodorichs Mausoleum, vermuthlich von seiner Tochter Amalasuntha errichtet. Wer jetzt mit der Eisenbahn in Ravenna ankommt, wird wohl zunächst diesem Denkmal seinen Besuch abstatten, denn es liegt seitwärts von der Stadt, wenn man vom Bahnhof heraustretend sich rechts wendet, zehn

Minuten in der Richtung nach der Pineta. Es ist nach dem Vorbild der römischen Mausoleen entworfen; in seiner schweren Massenhaftigkeit und einfachen Ruhe thut es eine mächtige Wirkung, obwohl die Größenverhältnisse nicht bedeutend sind. Während alle anderen Bauten Ravennas aus Backsteinen aufgeführt sind, ist dieses Denkmal aus großen Quadern gefügt, die über das Meer aus den istrischen Steinbrüchen herbeigebracht sind. Der Unterbau bildet ein massives Zehneck und ist im Innern von schweren Pfeilern getragen. Der Oberbau tritt beträchtlich zurück und läßt einen Umgang frei, der ehemals von einer Reihe von Doppelsäulen, durch Bögen mit dem Hauptbau verbunden, umstellt war. Zwei steinerne Freitreppen führen von außen auf diesen Umgang, und durch ihn in das Innere des Oberbaues. Dieser, nach außen gleichfalls zehneckig, bildet im Innern eine weite Rotunde, überwölbt von einem einzigen Stein, einem kuppelförmig bearbeiteten Felsstück, dessen Schwere auf gegen 10,000 Centner geschätzt wird. Diese Last herbeizuschaffen und über den Bau zu erheben, war ein Unternehmen, das als ein Wunder der Technik für jene Zeiten gilt. Die ganze Idee ist eigenthümlich großartig, und es ist, wie die Kunsthistoriker anmerken, nicht undenkbar, daß darin zugleich eine dunkle Erinnerung an die Hügel- und Felsgräber der Heimath des Gothenkönigs Gestalt gewonnen hat. Im übrigen aber brachten diese Deutschen keinerlei eigene künstlerische Motive mit, im Unterschied von den bisher in Italien angewandten. Vielmehr wie Theodorich als ein Römer über Römer herrschen wollte, so baute er auch ganz in denselben Formen, die er hier vorfand; nur daß die allmähliche Veränderung und Verflüchtigung dieser Formen unter der gothischen Herrschaft ebenso ihren Fortgang nahm, wie sie zuvor schon begonnen hatte und hernach sich fortsetzte.

Der Bau steckt jetzt tief in der Erde und ist des Schmucks jenes Säulenumgangs beraubt. Die Zeit hat ihm eine düstre Färbung verliehen, in den Ritzen hat sich Moos und kleines Gestrüpp angesiedelt, einige Pappeln in der Nähe vollenden das Bild: eine würdige, schwermüthige Erinnerung an den großen Gothenkönig. Sein Sarg stand ohne Zweifel in der Mitte des Unterbaus. Als aber in Folge der von Belisar für Kaiser Justinian erfochtenen Siege die Herrschaft der arianischen Gothen von den orthodoxen Griechen abgelöst wurde, nahm man den Sarg heraus, zerstreute die Asche des ketzerischen Fürsten in alle Winde und weihte das Grabmal zu einer Kirche, Santa Maria Rotonda. Heute ist sie verlassen, ja unbetretbar. Wenigstens war sie es noch zur Zeit meines Besuchs. Durchsickerndes Meerwasser bedeckte den Fußboden des Unterstocks. Neuestens soll das Wasser abgeleitet und der trocken gelegte Boden mit einem Steinpflaster versehen worden sein.

Es war im Jahre 539, daß sich Ravenna an Belisar ergeben mußte.

Der Krieg dauerte bis zur völligen Vernichtung der Gothen durch Narses noch vierzehn Jahre, aber Ravenna blieb im Besitz der Byzantiner. Während Rom im Laufe dieses Krieges fünfmal erobert wurde und in die größte Erschöpfung sank, erfreute sich Ravenna fortan einer Zeit verhältnißmäßiger Ruhe. Es war zwar nicht mehr Residenz, aber doch der Sitz des Statthalters von Byzanz. Auch diese Epoche ist noch durch merkwürdige Kunstdenkmäler bezeichnet, und zwar prägt die lebhafte Verbindung mit Byzanz von nun an auch in der Kunstweise sich aus. So vor allem in der berühmten Kirche San Vitale. Angefangen wurde sie schon unter den Gothen, vollendet aber erst unter der griechischen Herrschaft im Jahre 547; ihr Bau fällt also in dieselbe Zeit, wie die der Hagia Sofia in Constantinopel. Sie steht am Ende der altchristlichen Kunst, dicht vor der Pforte des byzantinischen Stils. Ein Rund- und Kuppelbau trägt sie in ihrem Grundplan immer noch den Charakter der altchristlichen Bauwerke, während die Ausführung der einzelnen Bauglieder den zunehmenden Einfluß vom Osten verräth. Den Mittelpunct bildet ein regelmäßiges Achteck von acht Hauptpfeilern, die durch Rundbögen verbunden sind und die halbrunde Kuppel tragen. Den Hauptbögen schließen sich nach sieben Seiten halbrunde überwölbte Ausbauten, nach Osten aber ein viereckiger Altarraum mit einer halbrunden Apsis an. Diese Ausbauten oder Tribunen bilden zwei Geschosse, die von je zwei Säulen getragen werden. Hinter ihnen läuft ein wiederum in zwei Geschossen gewölbter Umgang herum, der seinen Abschluß durch das Achteck der äußeren Mauer erhält. Also ein aus einfachem Grundgedanken mit mathematischer Folgerichtigkeit durchgeführter Bau, in welchem aber die Combination von Haupt- und Nebengliedern, von Kuppel und Halbkuppeln, von Pfeilern und Säulenstellungen einen überaus mannichfaltigen und durch den Umgang, der sich überall gegen das Innere öffnet, höchst malerischen Eindruck hervorbringt. Man ist wie gefangen in diesem Raum, in dem Alles zur Mitte drängt, dem Geist gleichsam kein Ausgang bleibt, das Auge, wohin es auch suchend ablenkt, durch die unerbittliche Kreislinie immer wieder zurückgeführt wird.

Die Mosaiken sind nur noch im Chor erhalten, das heißt in dem Viereck des Altarraums mit der halbrunden Apsis. Es sind Kunstwerke, in denen das justinianische Zeitalter zeigte, was es noch zu leisten vermochte. Vor allem fesselt in der Mitte der Apsis die Figur Christi. Hier ist er noch einmal unbärtig dargestellt, voll bezwingender Würde und Hoheit. Er sitzt auf einem Felsengrund, aus dem die vier Paradiesesströme fließen, auf jeder Seite ein Engel und weiterhin die beiden Heiligen Vitalis und der Bischof Ecclesius; jener empfängt von Christus die Krone, dieser übergiebt ihm das Modell der Kirche. Die Heiligen stehen auf einem smaragdgrünen Plan mit allerhand Gethieren. Die Wandfläche der Apsis füllen dann, durchaus

von Goldgrund sich abhebend, zwei große Ceremonienbilder: der Hof von Byzanz, wie er der Kirche Geschenke darbringt; zur Rechten die Kaiserin Theodora, gefolgt von Frauen des Hofs, alle in Hofcostüm, in reichgeschmückten farbigen Gewändern; auf der anderen Seite Kaiser Justinian, gefolgt von Geistlichen, Würdenträgern, Hofbeamten, Kriegern, gleichfalls in reichster Kleidung. Steif und einförmig ist die Haltung dieser vornehmen, mageren Gesellschaft, doch zeigen die Gesichter noch immer einigen Ausdruck. Ebenso ist das quadratische mit einem Kreuzgewölbe bedeckte Altarhaus über und über mit Mosaiken geschmückt, theils mit Ornamenten, Thieren, Aposteln, Propheten, theils mit größeren Compositionen an den beiden Seitenwänden: links das Opfer Abrahams, rechts das Opfer Abels. Am Triumphbogen, mit dem das Altarhaus gegen den Innenraum sich öffnet, ist noch einmal das Brustbild Christi, diesmal bärtig, mit männlichen Zügen angebracht. Als die Kirche, deren übrige Wände jetzt kahl sind, noch ihren vollen Schmuck besaß, muß das Zusammenwirken der architektonischen Formen mit der Marmor- und Mosaikenpracht des Inneren einen berauschenden Eindruck gemacht haben, und eine Art berückenden, unheimlichen Zaubers wird inmitten des von oben und von den Seiten einströmenden Lichts, das hier auf die farbenschimmernde Tribune, dort auf öde, kalte Wände fällt, noch heute der Beschauer nicht los.

Und nun hatten wir noch die letzte der berühmten Kirchen Ravennas zu besuchen, Sant Apollinare in Classe. Sie liegt eine Stunde vor der Stadt, dem Meere zu, das einzige Ueberbleibsel der alten Hafenstadt Classis. Von der am Hauptplatz gelegenen Spada d'oro, einem jener älteren italienischen Gasthöfe, in denen ruhmredige unter Glas und Rahmen gebrachte Inschriften die Namen der Potentaten zu verkündigen pflegen, welche dieser Herberge die Ehre ihres Besuches vergönnt haben, rollte unser Fahrzeug über den Corso Garibaldi zur Porta nuova hinaus. Man hat die Mauern von Ravenna noch nicht lange verlassen, so trifft man auf ein großes Kreuz; es bezeichnet die Stelle, wo die Basilika San Lorenzo di Cesarea stand, die als letzter Ueberrest der alten Stadt Cäsarea im sechzehnten Jahrhundert vollends abgetragen wurde. Bald darauf kommt man an eine Brücke über die kurz zuvor vereinigten Flüßchen Ronco und Montone, die aus dem Appennin herabkommen und von hier unter dem Namen Fiumi uniti vollends dem Meere zuschleichen. Vor uns breitet sich ein weites, kaum mehr bebautes Flachland aus; ringsum öde Weideplätze, da und dort stehende Wasser. Zur Rechten in weiter Ferne begrenzt der Appennin den Horizont, und am äußersten Ende erkennt man den steilen Fels mit den Thürmen von San Marino. Zur Linken aber zieht sich der dunkle Streifen von Ravennas Pinienwald am Saum des Meeres hin.

Schon von Ferne erblickt man das Ziel der Fahrt. Frei erheben sich aus der weiten Einsamkeit die einfachen Umrisse der Kirche des heiligen Apollinaris, der schon unter Vespasian hier den Märtyrertod erlitten haben soll; neben ihr der freistehende Glockenthurm, ein schlanker Rundthurm von ravennatischer Art. Vor den Eingang im Westen legt sich querüber eine ansehnliche Vorhalle, die als Raum der Büßenden die Regel bei den altchristlichen Kirchen war, jetzt aber nur noch selten erhalten ist. Das Innere der Kirche zeigt, wie wenige, den Typus der Basiliken. Die drei Schiffe sind durch eine doppelte Reihe von Säulen aus prokonnesischem Marmor getrennt. Die Säulen mit dem aufgesetzten Würfel sind durch Bogen verbunden. Ueber ihnen läuft ein Fries hin, der die Medaillonbildnisse sämmtlicher ravennatischen Bischöfe enthält. Alle drei Schiffe deckt ein Dachstuhl mit offenem Gebälk. Auf breiten Stufen steigt man in die Chornische, die wieder mit Mosaiken ausgelegt ist. In der Mitte ein großes Kreuz mit dem Brustbild Christi; zu beiden Seiten Moses und Elias, darunter eine große Figur mit langem Bart, der heilige Apollinaris, inmitten einer grünen Landschaft, in welcher Lämmer weiden. An den Wänden befinden sich größere Compositionen, Ceremonienbilder und Opferdarstellungen. Die Mitte des Triumphbogens nimmt ein großes Christusbild ein, zur Seite die Städte Jerusalem und Bethlehem, aus welchen Lämmer hervorgehen, weiter unten an den Wandpfeilern, die den Triumphbogen tragen, Figuren von Engeln und Evangelisten.

Es sind die letzten Mosaiken, die in Ravenna ausgeführt wurden. Sie gehören erst der Mitte des siebenten Jahrhunderts an, sind also hundert Jahre jünger als die Kirche selbst. Erinnert man sich nun wieder jener frühesten Mosaiken in den von Galla Placidia gebauten Monumenten, so ist der Verfall, in den die Kunst während dieses Zeitraumes gerieth, deutlich erkennbar. Dort noch überall Anklänge an die Antike, ein heiterer Charakter des Bilderschmucks, anmuthige Ornamente, Verständniß der Körperbildung, freie Bewegung, ein natürlicher ansprechender Ausdruck der Köpfe. Jetzt in den späteren Darstellungen herrscht ein strenger, finsterer Geist. Wie mit Absicht ist nicht das Schöne, sondern das Unschöne vom Künstler aufgesucht. Statt der tiefblauen Farbe bildet das anspruchsvolle leere Gold oder ein schmutziges Gelb den Hintergrund. Die Gesichter, alle nach vorne gerichtet, zeigen harte Umrisse; der Ausdruck, wo nicht nach älteren Mustern gearbeitet wird, ist starr, leblos. Sie nähern sich schon jenem Stil, der als der spätbyzantinische bekannt ist, und aus dem erst nach Jahrhunderten der erwachende Schönheitssinn der Italiener sich allmählich wieder befreien sollte. Und doch wird man auch von diesen späteren Mosaiken nicht ohne bedeutenden Eindruck scheiden. Schon durch ihr Alter, als die ausdauernden Zeugen der Jahhrunderte, in denen sie geschaffen worden, stimmen sie zu beschaulichem

Ernst. In ihren elementaren Linien, in der starren Gebundenheit ihrer Formen repräsentiren sie den christlichen Glauben in Zeiten, in denen das Ueberirdische nur als eine strenge weltfeindliche Macht Herrschaft über die Gemüther gewann. Mit lapidaren Zügen sind die Bilder der Heiligen einem verwilderten Geschlecht vor Augen gestellt. Sie stimmen zum Ganzen. Man kann sich gar nicht vorstellen, daß andere Bilder die uralten Räume schmücken sollten. Diese Gestalten wie zu einem ewig freudlosen Schattenleben auf die Fläche gebannt, sind weit entfernt von unseren Idealen, aber es steckt in ihnen eine auch heute noch ergreifende Kraft der Ueberzeugung. Wenn die großen Augen auf uns geheftet sind, empfinden wir, welche Macht ihnen ehemals innegewohnt hat, und wenn sie meist grämlich und trauervoll blicken, so scheint es, als verbergen sie ihren Mißmuth nicht, daß die Zeiten, die an diese Schönheitsideale glaubten, verschwunden sind.

Auch ein deutscher Kaiser hat unter dem Eindruck und im Anblick dieser Heiligenbilder frommem Andachtswerke sich hingegeben. Eine Inschrift an der linken Seitenwand besagt, daß Kaiser Otto III. im Jahre 1000 unserer Zeitrechnung hier die Fastenzeit in schweren Bußübungen zugebracht habe. In dieser Zeit war von der Stadt Classis schon längst nichts mehr vorhanden, als diese Kirche und das anstoßende Benedictinerkloster. In den longobardischen Kriegen war der Hafenplatz zerstört worden, die Gegend versandete, Erdbeben trugen vollends dazu bei, die Stätte zu der Einöde zu machen, als die sie heute erscheint.

Als wir aus der Basilika wieder heraustraten, lag die Pineta so verlockend und anscheinend nahe vor uns, daß wir ungern auf ihren Besuch verzichteten. Obgleich der Wald stellenweise fast eine Stunde breit ist, sieht man ihn doch als eine durchsichtige Reihe freistehender Säulen, die das zusammenhängende dichtverschlungene Kronendach tragen. Dichter alter und neuer Zeiten haben die Pineta besungen. Dante voran, dem die vom Südwind bewegten Zweige des hohen Pinienwaldes ein anmuthiges Gleichniß für das Laubgeflüster im Garten Eden gaben. Boccaccio erzählt eine Gespensternovelle, deren Schauplatz der Wald von Ravenna ist, und Byron hat der Pineta, zu der er oft des Abends hinausgetrabt ist, in seinem Don Juan die schönen Strophen gewidmet:

> O süße Zwielichtsstund! im stillen Raum
> Des Pinienhains, auf ödem Strandgebiet,
> Ravennas Urwald, welcher einst den Schaum
> Der adriatischen Gewässer schied
> Vom letzten Cäsarschloß durch seinen Saum,
> Wald ewiggrüner, welchen Drydens Lied,
> Boccaccio's Mähre hat beseelt für mich,
> Wie hatt' ich lieb die Dämmrungsstund und dich!

Cicadenvoll, das auf den Pinien ruhte,
Deß Sommerleben ewiger Gesang,
Allein noch wach, und ich und meine Stute,
Und Spätgeläute zog den Hain entlang.

(Gildemeister.)

Lord Byron hielt sich, von der Gräfin Guiccioli gefesselt, in den Jahren 1819–1821 in Ravenna auf; das Haus, das er bewohnte und wo er mehrere Gesänge seines Don Juan gedichtet hat, ist durch eine Inschrift bezeichnet.

In unserer Zeit hat die Pineta, von deren Strand die Weltgeschichte sich längst abgewandt hatte, noch einmal ein denkwürdiges Abenteuer erlebt, nämlich die Flucht Garibaldis im Jahre 1849. Als Rom von den Soldaten der französischen Republik eingenommen war, schlug sich Garibaldi mit mehreren Hunderten seiner Gefährten in das Gebirge und zog quer über die Halbinsel, fliehend vor den Oesterreichern, die ihm auf dem Fuß nachsetzten. Ueber den Fels von San Marino kam er mit einem letzten Häuflein Getreuer bis an den Strand der Adria, und schon gelang es ihm, auf einer Anzahl Barken sich nach Venedig einzuschiffen. Allein widrige Winde trieben die Flüchtigen an die Küste zurück, wo sie von den Oesterreichern gehetzt mehrere Tage lang unter dem Schutz der Pineta und des hohen Schilfes umherirrten. Endlich gelang es Garibaldi dennoch mit wenigen Getreuen zu entkommen, aber sein Weib Anita, das ihm heldenmüthig gefolgt war, hatte er am Strand zurücklassen müssen; sie war schwer erkrankt, der Entbindung nahe, den Strapazen dieses Zuges erlegen. Garibaldi forderte bei dem Schatten Dantes die Ravennaten auf, die Gebeine der Frau, die für Italiens Erlösung den Märtyrertod erduldet habe, aufzunehmen; nahe dem Pinienwald bezeichnet ein Denkstein ihr Grab.

Nach der Stadt zurückgekehrt, widerstanden wir der Neigung nicht, noch einmal in Sant Apollinare nuovo einzutreten, wo eben die Abendsonne durch die Fenster einfiel und auf die Wand des Langhauses mit dem Zug der heiligen Frauen ihr goldenes Licht warf. Wie in mystischer Verklärung schwammen die lichtumflossenen Heiligen und die lebhafte Bewegung der nach vorwärts eilenden Gestalten contrastirte seltsam mit den unbeweglich, gespensterhaft nach vorn gerichteten Gesichtern.

Noch war eine weihevolle Stätte übrig, an der wir nicht vorübergehen durften: das Grabmal Dantes; denn zu seinen großen Todten zählt Ravenna auch den größten Dichter Italiens. Nach langen Irrfahrten, auf denen er erfuhr, wie salzig das Brod der Fremde schmeckt und wie hart es ist, fremde Treppen zu steigen, war er gastlich aufgenommen worden von Guido Novello von Polenta, dem Neffen jener Francesca von Rimini, deren Liebe und ewige

Qual der Dichter in unvergänglichen Versen besungen hat. Hier ist er am 21. September 1321 gestorben. Ravenna ist stolz darauf, die Gebeine des Dichters noch heute zu bewahren, den Florentinern zum Trotz, die sich mehr als einmal um die Heimführung der Gebeine des großen Verbannten bemühten. Das Mausoleum, das sich neben der Kirche San Francesco über dem Sarg erhebt, ist im fünfzehnten Jahrhundert erbaut worden, hat aber nach mehrfacher Erneuerung seine jetzige Gestalt erst am Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten.

Eine Stadt der Todten — das ist der Eindruck, mit dem man aus Ravenna scheidet. Wie der Zug zum Bahnhof hinausfuhr, fiel der Blick noch einmal hinüber nach dem Grabe Theodorichs, das in geringer Entfernung jetzt in sinkender Dämmerung trotzig aus der Einsamkeit aufragte. Und die Linien des Baues schienen zu zerfließen und sich auszudehnen, die Kuppel hob sich langsam und schwer und breitete sich aus, bis sie Ravenna mit all seinen Denkmälern und Erinnerungen unter ihrer Wölbung umfaßte. Und im Wagen zurückgelehnt, gab ich der Fülle der Eindrücke dieses Tages mich gefangen, wie sie in bunter Reihe sich drängten: deutsche Könige und byzantinische Kaiserpracht, wilde Schlachten und segnende Christusbilder, Säulen und Kuppeln, Glockenthürme und Sarkophage, dumpfe Grüfte und leuchtende Heiligengestalten, Dante und Karl der Große, Byron und Garibaldi, dazwischen zierliche Gewinde, römische Mäander und phantastische Mosaikfriese — es war ein traumhaftes Durcheinander, das sinnverwirrend vor dem Auge flimmerte.

Die Reorganisation des preußischen Cadettencorps.

Die Ziele und die Organisation des preußischen Cadettencorps, wie sie bisher in Geltung waren, kann man etwa in Folgendem charakterisiren. Die wissenschaftliche Ausbildung führte lediglich auf die Prüfung des Portepéefähnrichs hin, und die Anforderungen dieser beschränkten sich, und beschränken sich leider auch noch heut, trotz der immer lauter werdenden Stimmen, die eine Erhöhung derselben bis zur Maturitätsprüfung vorschlagen, auf den Besitz der Kenntnisse der Obersecunda einer Realschule erster Ordnung, ausschließlich der zweiten lebenden Sprache; war hierdurch schon eine Minderung gegenüber den vollen Forderungen der Realschule eingetreten, so fand dieselbe auch noch in anderen Lehrfächern statt, denn in Mathematik wurde kaum, in Physik und Chemie auch nicht annähernd die Stufe der Obersecunda einer Realschule erreicht; dagegen waren neuere, vorzüglich vaterländische

Geschichte und Geographie auf eine höhere Stufe getrieben. Der ganze Lehrplan litt an der Einseitigkeit des Zieles, man cultivirte nur diejenigen Wissenschaften, welche als specielle Grundlage für den späteren Beruf als Officier nothwendig waren, man gebrauchte die Lehrmittel nicht als Bildungsmittel des Geistes und des Gemüthes lediglich zu diesem Selbstzweck, sondern man nutzte dieselben nur aus für einen ganz bestimmten Berufszweck.

Es ist selbstverständlich, daß zur Erreichung eines solchen pädagogischen Halbzweckes sich Pädagogen der höheren Qualitäten nicht hingezogen fühlen konnten, und ohne hierbei dem Lehrkörper des Cadettencorps irgendwie zu nahe treten zu wollen, aus der pädagogischen Thätigkeit desselben ist, soweit wir sehen, kein in allgemeine Erziehungs- und Lehrgebiete hinübergreifender, stetiger Nutzen hervorgegangen.

Der in seinem elften Jahre zum Soldaten vorausbestimmte Knabe durchlief nun in je einem Jahre in einer Voranstalt die vier unteren Classen, in dem Berliner Hause die Secunda und Prima; die vorbereitende militärische Erziehung fand derart statt — neben der wissenschaftlichen, welche auch für die Secunda und Prima nur je ein Jahr erforderte — daß nach vollendeter Prima, und nach bestandener Portepéefähnrichsprüfung, der in die Armee übergeführte Cadett dort sofort Dienste als Portepéefähnrich that, also Unterofficiersdienste.

Cadetten von besonders guter Führung und wohl auch von besonders guten Kenntnissen — so genau sind wir nicht orientirt — treten in einer organisationsmäßig beschränkten Zahl in die Selecta über, um während eines Jahres militär-wissenschaftlich weitergebildet zu werden; das Pensum der Selecta correspondirt mit dem der Kriegsschulen, es schließt mit der Officiersprüfung ab, deren Absolvirung die Beförderung zum Officier zur Folge hat. Bei normalem Verlaufe hat also der Cadett, durch sechsjährige wissenschaftliche und körperlich-militärische, durch einjährige militärwissenschaftliche und praktische Vorbildung, mit achtzehn Jahren sich ein Staatsamt erworben, wenn anders er als Officier anerkennen will, daß er eben ein Staatsamt bekleidet; eine Erkenntniß, die bei jüngeren Officieren nicht eben häufig ist.

Gegenüber den anderen Staatsämtern, welche einen Mehraufwand an Studium und Zeit von vier bis fünf Jahren beanspruchen, ist die leichte und billige Art des Erwerbs eines Staatsamtes als Officier eine bedeutende Bevorzugung, welche kaum als gerechtfertigt erscheinen kann.

Es soll dies keineswegs ein Vorwurf für das Officiercorps sein; wir haben nur feststellen müssen, daß dieser verhältnißmäßig geringe wissenschaftliche Bildungsgrad genügt zur Ausfüllung der Berufspflichten; wir wissen aber sehr wohl, daß die intellectuellen Factoren es nicht allein sind, mit

welchen der Officier in seinem Beruf zu arbeiten hat, sondern daß das auf denselben lastende Manco vollauf gedeckt wird durch die materiellen und moralischen Factoren, welche bei voller Ausübung des Berufs mit schwerem Gewicht noch eingesetzt werden.

Wir erkennen ferner gern an, daß das preußische Officiercorps — und nunmehr auch das des deutschen Reichsheeres — noch bei weitem das Höchstgebildete von allen Heeren ist; wir wissen aber auch, daß die Kriegserfolge der Jahre 1864, 66, 70/71 die anderen Heere haben erkennen lassen, daß nicht der unwesentlichste Theil derselben dem preußischen respective deutschen Officiercorps, mit der Einwirkung seiner Bildung auf den Soldaten, zuzuschreiben gewesen ist; diese Heere streben daher naturgemäß jetzt danach, ihren Officiercorps auch diesen Bildungsgrad zu verleihen, und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß dieses Ziel nicht von jedem derselben, natürlich in kürzerer oder längerer Zeit, wird erreicht werden.

Wenn wir den bisherigen Bildungsgang des Cadettencorps betrachten, so stellen sich etwa folgende Resultate für uns heraus. 1. Gute Resultate sind in materieller und moralischer Beziehung erreicht worden; die Mehrzahl der Cadetten ist körperlich wohl vorbereitet für ihren künftigen Beruf, sie sind in den Traditionen des Heeres groß gezogen und sind in dem festgewurzelten Besitz derjenigen moralischen Factoren, welche man gemeinhin Soldatentugenden nennt. 2. Mangelhafte Resultate sind erreicht in wissenschaftlicher Beziehung; dieselben sind genügend für die einseitigen Anforderungen des Specialberufs, nicht aber für die Verwaltung eines höheren Staatsamtes; diese Resultate genügen auch nur noch heut für den Beruf. 3. Ein ungenügendes Resultat erzeugt die Einseitigkeit des Princips, nur für einen Beruf zu erziehen; dieser aus der Erziehung hervorgehende Berufszwang beschränkt das natürliche Recht der Berufswahl; der Staat greift ungerechtfertigt in den individuellen Entwickelungsgang einer Anzahl, ihm zur Erziehung überwiesener, junger Staatsbürger ein. Erweist sich nach dem Eintritt ins Heer ein früherer Cadett ungeeignet für den Beruf, so lastet auf ihm seine ungenügende, einseitige Erziehung, welche ihn hindert, eine andere, höhere Staatscarrière zu ergreifen, ihm ist die freie Wahl seines ferneren Lebensweges entzogen. 4. Durch Gleichstellung derjenigen Berufe im Staatsleben, welche errungen sind durch Universitätsbildung ꝛc., mit dem Officiersberuf, also durch die Gleichstellung einer elfjährigen mit einer siebenjährigen wissenschaftlichen Erziehung, begeht der Staat eine Ungerechtigkeit. 5. Eine unhaltbare Consequenz aus diesem Erziehungsprincip entsteht dadurch, daß einseitig und wissenschaftlich ungenügend vorgebildete Jünglinge von achtzehn Jahren mit der Verwaltung eines vollen Staatsamtes betraut werden.

An dem historisch so bedeutungsvollem Datum des 18. Januars nun,

hat sich in diesem Jahre ein kleiner Fortschritt vollzogen, in aller Stille, auf dem Verordnungswege. Die Hohenzollern haben es von Alters her geliebt an diesem Tage, der so tiefe Bedeutung für den Staat, für Heer und Volk hat, größere oder kleinere Geschenke ihrem treuen Heere zu geben; so auch in diesem Jahre durch eine Cabinetsordre, durch welche bestimmt wird, daß das Cadettencorps den Lehrplan der Realschule erster Ordnung anzunehmen habe.

Der Erziehungslauf der Cadetten, wenn man als Endziel desselben die Ernennung zum Officier betrachtet, kann nach der neuen Organisation auf fünf Wegen, die sich nach Absolvirung der Obersecunda spalten, vollendet werden in folgender Weise: 1. Der Obersecundaner hat vor dem 1. April das siebzehnte Lebensjahr vollendet und ist körperlich genügend entwickelt zur Aufnahme in die Armee; er besteht die Portepéefähnrichsprüfung und kann nun als charakterisirter Portepéefähnrich (das ist ohne Patent) in die Armee übergeführt werden; nach einer gewissen Zeit der Dienstleistung bei der Truppe besucht er die Kriegsschule und kann nach bestandenem Officierexamen, durchschnittlich achtzehn Monat nach seiner Entlassung aus dem Cadettencorps, Officier geworden sein; sein durchschnittliches Lebensalter wird hierbei neunzehn Jahr sein. 2. Der Obersecundaner wie ad 1 hat eine „gute" Fähnrichsprüfung bestanden, hat sich außerdem ausgezeichnet. In diesem Fall kann derselbe als Portepéeunterofficier in die Selecta des Corps versetzt werden, nach einjährigem Cursus das Officierexamen bestehen, und nach demselben als Officier in die Armee versetzt werden; sein durchschnittliches Lebensalter wird hierbei achtzehneinhalb Jahr sein. 3. Obersecundaner, wie ad 1, können auf Wunsch ihrer Angehörigen und solche, welche am 1. April noch nicht siebzehn Jahr alt sind, oder solche, welche bei diesem Alter noch nicht körperlich genügend ausgebildet sind, müssen versetzt werden in die Unterprima, um von dort, je nach Wunsch der Angehörigen, und nach Maßgabe der Erfüllung der Bedingungen für Selecta, folgende weitere Wege einzuschlagen: a. Nach bestandener Portepéefähnrichsprüfung Ueberführung, in die Armee in der Regel als patentirter Fähnrich; in der Armee dann wie ad 1; das Durchschnittsalter bei der Ernennung zum Officier wird zwanzig Jahr sein. b. Portepéefähnrichsprüfung, Versetzung in die Selecta, von dort wie ad 2; Durchschnittsalter neunzehneinhalb Jahr. c. Versetzung in die Oberprima, Abiturientenexamen, Versetzung in die Armee als patentirter Fähnrich unter gleichzeitiger Ueberweisung an eine Kriegsschule, dort nach neun bis zehn monatlichem Cursus Officierexamen. Ernennung zum Officier bei einem Durchschnittsalter von zwanzigeinhalb Jahr. Wird das Oficierexamen mit „gut" bestanden, so wird das Officierspatent ausgestellt auf den Tag des Eintritts in die Armee; es findet also hierdurch ein Patentausgleich für die Zöglinge ad 3b und c statt. Die zur Prima zugelassenen Cadetten, welche

bedürftig sind, sollen durch Ermäßigung der Pensionszahlung und bei den Beihülfen zur Beschaffung der Equipirung besonders berücksichtigt werden.

Die Einfügung des Lehrplans des Cadettencorps in eines der beiden abgeschlossenen Unterrichtssysteme ersten Grades, wird von uns freudig begrüßt; wir erkennen dieselbe als einen unbedingten, principiellen Fortschritt an, welcher für uns seinen höchsten Werth darin hat, daß das bisherige Vorhandensein einer, für die Allgemeinheit eines höheren Staatsamtes, ungenügenden wissenschaftlichen Vorbildung eines großen Theils des Officiercorps anerkannt wird; ebenso liegt in demselben verborgen die Anerkennung des Bedürfnisses, die Bedingungen der wissenschaftlichen Vorbildung für alle höheren Staatsämter gleich hoch zu stellen.

So dankbar wir nun das Princip des Fortschritts anerkennen, so wenig befriedigt uns aber die geringe Reinhaltung dieses Princips; dasselbe ist bei näherer Betrachtung durchsetzt durch so viele legale Abweichungen, daß der Fortschritt kaum als ein halber angenommen werden kann; relativ ist derselbe aber immerhin noch ein ganzer zu nennen, wenn man ihn zurückbezieht auf den langsamen, so oft zurückgehaltenen Entwickelungsgang derjenigen Forderungen, welche die Erhöhung der Bedingungen für die Zulassung der Portepéefähnrichsprüfung bezweckten. Schon seit 1843 ist die Forderung der Reife für die Unterprima eines Gymnasii oder einer Realschule erster Ordnung aufgestellt gewesen, ihre Berechtigung auch anerkannt worden, die verschiedenst motivirten oder auch unmotivirten Rückströmungen haben die Ausführung derselben aber verhindert, bis sie — wenn wir nicht sehr irren — 1868 und in verschärfter Form 1872 endlich ins Leben getreten ist. Dadurch, daß die Vorbedingung für die Portepéefähnrichsprüfung heut noch stehen geblieben ist bei der Beibringung des Reifezeugnisses für die Unterprima und nicht weitergegangen ist bis zur Forderung des Abiturientenexamens, — einer Forderung, welche von den verschiedensten Seiten, sogar aus dem Officiercorps selbst heraus, seit Jahren schon aufgestellt worden ist — dadurch ist die Reinhaltung des neuen Lehrplans für das Cadettencorps schon von vornherein eine Unmöglichkeit; daß die Maturität aber in dem Cadettencorps nunmehr wenigstens erreicht werden kann, dünkt uns als ein nicht zu unterschätzender Fortschritt, der, verstehen wir das eigenartige Heeresleben recht, deutlich darauf hinweist, daß das heut nur als facultativ hingestellte Ziel als das Normalziel der Zukunft angesehen werden soll, so daß in vielleicht zehn Jahren schon die Abiturientenprüfung am Gymnasium und an der Realschule erster Ordnung obligatorisch für den Officier sein wird.

Diese uns als sicher erscheinende Aussicht tröstet uns aber auch über das geringe Maß des heutigen Fortschritts, welchem noch ein ganz bedeutender Mangel dadurch anhaftet, daß, abgesehen von der Erhöhung des Lehrstoffs

bis zur Obersecunda, gegenüber der bisherigen Prima, für die nach der neuen Organisation eben in Categorie 1 und 2 gestellten Cadetten, Alles wie bisher bleibt. Will man gründlich reformiren, so muß man die Selecta des Cadettencorps und ihre Kinder, die ohne Truppendienst erzeugten Lieutenants, verschwinden lassen. Die guten, für das Heer sehr werthvollen, Erziehungsresultate der eigenartigen Cadettenerziehung bleiben auf dem Wege 3c erhalten, die Schwächen derselben gehen aber fast alle auf ihm verloren, und so wird Heer und Staat einen reichlichen Gewinn erhalten; eine Schwäche wird aber auch ihm noch anhaften, und zwar die wesentliche, des Berufszwanges.

Wir verkennen nicht das Recht des Staates, für den bedeutenden Zuschuß, welchen er für Erziehung und Bildung des Cadetten ausgiebt, zu verlangen, daß als Gegenleistung der ausgebildete Cadett in den Staatsdienst tritt, aber die Wahl des Zweiges desselben muß ihm frei stehen; die auf den Officier abzielende Erziehungsrichtung wird ja ohnehin die Mehrzahl der Cadetten diesem Beruf freiwillig zuführen, die Wenigen aber, welche sich während der Erziehungszeit die Neigung zu anderem Beruf bewahrt haben, müssen einen tiefen Drang für denselben in sich gefühlt haben, dessen Verwerthung dem Staate sicher von gleichem Nutzen sein dürfte, oft sogar von höherem, wie die geistige Vergewaltigung durch die Einpferchung in den Soldatenrock.

Aus der vorstehenden Betrachtung ist deutlich unser Standpunct zu erkennen. Wir mischen uns nicht von außen in die inneren Angelegenheiten des des Heeres und des Officiercorps, wir erörtern nicht die so nahe liegende Frage wegen der Befähigung von Jünglingen, Männer zu führen und zu commandiren; wir stellen uns nur auf den Standpunct der Abwägung: Welchen Nutzen für das allgemeine Staatswesen hat die Reorganisation des Cadettencorps? Und von diesem Standpunct aus erkennen wir gern an, daß: 1. auf der an und für sich kleinen Linie der Cadettenvorbildung zum Officier, — welche sich aber im Heere, also in einem wesentlichen Factor des Staatswesens, tausendfach verästet und verbreitert, — ein bedeutungsvoller Fortschritt eingeleitet und verbreitet ist, dessen reine und weitere Durchführung eine baldige Zukunft bringen möge, dessen volle Durchführung heut aber schon in die Hände der Angehörigen der Cadetten gelegt wird; 2. daß die auf der eigenartigen Vorbildung beruhende exceptionelle Staatsamtsstellung des Officiers sich der Allgemeinheit nähert.

Diese Fortschritte werden dazu beitragen, die Gegner des Cadettencorps zu vermindern; die Zahl derselben wird noch verkleinert werden, wenn das Princip des Berufszwanges aufgegeben wird, welches einer gedeihlichen Wirksamkeit der Cadettenanstalten noch hinderlich ist.

Vom jüngsten Berliner Opernball.

Lange verschoben, kam der Opernball, der in der Reihe der Winterfestlichkeiten nun einmal nicht fehlen darf, in dieser vorgerückten Fastenzeit doch noch zur Ausführung. Trotz der Wandlung der Zeiten behauptet derselbe im großen Ganzen noch den alten Reiz für alle Kreise der geselligen Hauptstadt, denen dort ein Vereinigungspunct geboten ist.

Vor Jahrzehnten, in den gemüthlichen Tagen der Dreißiger Jahre, hatte diese Vereinigung allerdings noch eine weit andere Bedeutung. Damals gab es noch eine so zu sagen einheitliche Berliner Geselligkeit. Die verschiedenen Kreise berührten sich in zahlreichen Beziehungen; man kannte sich, man wußte von einander, und die so allbeliebten Vergnügungen hatten für alle Theile gleichen Reiz.

Im Hause des Grafen Redern am Pariser Platz befindet sich ein Bild, welches einen der damaligen Subscriptionsbälle darstellt. Dieselben fanden in dem Concertsaal des Schauspielhauses statt, welchen jetzt die französischen Vorstellungen oder anderweitige Kunstfertigkeiten als Raum für ihre Leistungen wählen. Eine Menge Porträts aus jener Zeit, berühmte Persönlichkeiten aus allen Berufskreisen, finden sich auf demselben vereinigt und es giebt treu den Eindruck der Gemeinsamkeit der künstlerischen und geselligen Interessen jener Tage wieder.

Vorüber ist diese Zeit, wo unter den Linden noch allmittäglich sich Bekannte zusammenfanden und im Auf- und Abwandeln die Tagesneuigkeiten austauschten, wo die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst das politische Interesse vollauf ersetzten, wo die Eindrücke des Theaters weit anders wie heute gemeinsam anregend wirkten.

Wir haben sicherlich keine Veranlassung, jenen geschwundenen Zeiten eine weichmüthige Anhänglichkeit zu wahren, wenn auch unleugbar dieselben ein feinfühlendes Geschlecht lebendig sahen, und eine gewisse Gemeinschaft der Bildung herrschte, welche in diesem Sinne der Neuzeit abgeht.

Doch die Tradition jener Feste hat sich trotz des Anwachsens der Hauptstadt, trotz des Zuströmens von Hunderten von Fremden in vielfachen Beziehungen erhalten. Der Hof und seine Gesellschaft, die Künstlerkreise jeder Richtung, die Finanzwelt, soweit sie noch eine Rolle spielt, und Schaulustige jeder Gattung besuchen das Fest nach wie vor mit unverkennbarer Vorliebe. Es sind hier nicht nur die Damen als solche, welche nach dem Spruche des goetheschen Schauspieldirectors ohne Gage mitspielen, sondern die ganze große Reihe bemerkenswerther Persönlichkeiten, welche jener Festabend unter einem Dache vereinigt, übt allseitig ihre Anziehungskraft aus. In den Sechziger

Jahren konnte man den gewaltigen Kanzler dort mit Helmerding plaudern sehen. Doch das war in den Tagen, wo es ihm auch Vergnügen gewährte, die deutschen Gemüther in komische Erregung zu versetzen über das „Ereigniß" seines photographischen Bildes, welches ihn mit der beliebten Sängerin an einem Tische sitzend darstellte. Heute vermag keine gesellige Veranlassung mehr ihn der Häuslichkeit zu entziehen. Helmerding dagegen fehlte auch diesmal nicht und schüttelte mit der ihm eigenartigen Bewegung sein altes, doch nicht mehr gealtertes Haupt. Jene Pauline aber, der alte Liebling der Berliner, obgleich in den letzten Tagen hier anwesend, fehlte diesmal im Hause, auf dieser Bühne, von der sie so lange Aller Herzen beherrscht. Minnie Hauck wandelte an ihrer Statt diesmal durch die Reihen der Gäste und begegnete dem fremden Singvogel, Desirée Artot, welche allwinterlich durch die Gunst einer hohen Frau herangezogen, uns stets in alter Weise durch ihre frische Stimme erfreut.

Im allgemeinen war diesmal die Stimmung dem verspäteten Feste nicht sonderlich günstig gewesen, man hatte es nicht mehr in Rechnung gezogen und viele gaben den Besuch auf, weil der Nachbar nicht hingehen wollte. Dieser Umstand trug denn den Beharrlichen die Annehmlichkeit ein, daß ein Gefühl der Einzwängung und des Gedränges zu keinem Zeitpunct eintrat. Wohl mehrere hundert Personen weniger wie in früheren Jahren hatten sich versammelt. Dieselben konnten in Folge dessen bequem sich umherbewegen. Der erste Eindruck des glänzenden Bildes übt jedesmal von neuem dieselbe überraschende Wirkung. Die Treppen und äußeren Gänge sind mit üppigem Grün verkleidet und durch allerhand künstliche Abgränzungen sieht der Ankommende sich so geleitet, daß er plötzlich aus der großen Mittelloge den ganzen mächtigen Raum des Ballsalls übersieht, zu den Seiten die glänzend erleuchteten Logenreihen und weiterhin die Bühne, in einen luftigen Garten verwandelt, in welchen jenseits des Prosceniums zwei stattliche Altane hineinreichten. Ganz im Grunde, über einem Säulengange, war wie gewöhnlich der Platz für die Musik, welche in beständiger Abwechselung von einer Streich- und einer Horncapelle ausgeübt wurde.

Eine strahlende Helligkeit erfüllt den ganzen Raum, in welchem seit Beginn des Concerts eine dichte Menge sich auf- und abbewegt. Nur zögernd tritt der Neuling die Freitreppe aus der großen Loge in den Saal hinab, weil er den Ueberblick der ganzen Versammlung nicht verlieren möchte.

Bald nach 9 Uhr erschienen Kaiser und Kaiserin nebst dem kronprinzlichen Paar. Von den übrigen Mitgliedern der kaiserlichen Familie waren nur der älteste Sohn des Kronprinzen und die Prinzeß Alexandrine, Tochter des verstorbenen Prinz Albrecht, zugegen. Prinz Friedrich Karl und seine Familie waren begreiflicherweise ausgeblieben.

Zur gewöhnlichen Stunde trat der Kaiser mit der Kronprinzeß den Rundgang durch den Saal an, die Kaiserin blieb in der Loge und die Reihe der Herrschaften, die in früheren Jahren eine so stattliche Länge hatte, schloß sich diesmal schon hinter dem Kronprinzen, mit seinem Sohn, dem Prinzen Wilhelm.

Auch der langjährige Leiter des Festes, Herr von Hülsen fehlte diesmal, gewiß zum ersten Male in seiner Dienstzeit, und der „Introducteur des ambassadeurs" führte an seiner Statt den Zug mit dem Kammerherrnstabe den Boden klopfend. Bald nach dem Rundgange öffneten sich an beiden Seiten des Saales, auf der Bühne und in der Mitte des Parkets unter der centrifugalen Einwirkung der munter tanzenden Paare immer größere Lücken in der zuschauenden Menge, und bei der ersten Quadrille theilten die gegenüberstehenden Paare schon in einer langen Reihe den Saal von einem Ende bis zum anderen.

Es ist ein gefälliger Anblick, wenn so von jeder Seite wohl an hundert bunter Paare in lebhafter Bewegung durcheinander schreiten. Die ganze Versammlung ist nun im Fluß, die Bekannten finden sich zusammen und füllen die Tische im großen Vorsaal, welchen ein gläsernes Vogelhaus von dem Theaterraum trennt. Wer irgend Platz findet, bleibt in einer der Logen oder auf der Freitreppe, denn der Anblick des ganzen farbigen Getreibes gewährt stets den größten Genuß; so bleibt die tanzende Jugend in einem Verhältniß der Minderheit, das sie wiederum für den Raumgewinn zu benutzen weiß.

Der Hauptreiz des Abends besteht ja nur für die Berliner wie für die Fremden, welche zum Theil allein diese Veranlassung hierhergeführt, die Erscheinungen rechts und links zu mustern und die „Merkwürdigkeiten" gebührend zu würdigen. Das rechte Proscenium, von jeher den Diplomaten eingeräumt, zieht immer viele Augen auf sich. Die schönen Botschafterinnen von England und Oesterreich oder fügen wir vielmehr gerade bei Erwähnung der Gräfin Károly, Ungarn hinzu, sitzen in der ersten Reihe der äußersten Loge. Der Kaiser erscheint dort nach Vollziehung des officiellen Rundganges und verweilt eine geraume Zeit im lebhaften Gespräch über das bunte Gewühl, das sich unten auf- und abbewegt. Die Blicke Vieler suchten in dieser Gegend auch den General Ignatieff mit seiner jungen Gattin, welche nicht nur als schöne Frau, sondern auch als feiner Kopf ihren diplomatischen Posten ausfüllt. Ignatieff war an den vergangenen Abenden bei Lord Odo Russell und beim Prinzen Radziwill gewesen — aber heute war er gerade abgereist und mit ihm die Antwort auf die große Frage, welche gewiß Mancher in seinen Zügen lesen wollte.

So gab es viel zu fragen; wer trägt diese Brillanten, wer steckt in

jenem Ordensband? Doch für den Berliner und nicht minder wohlverstanden für jedes gut geartete Kind des Landes liegt der größte Werth dieses Festabends, in dem Bewußtsein, mit seinem Kaiser zusammen zu sein und die verehrten Züge in der Nähe zu schauen. Der Kaiser sah prächtig aus und blickte heiter in das Getümmel. Er sowohl wie der Kronprinz verweilten bis gegen ein Uhr Nachts, selbst nach der großen Pause, die für einen beträchtlichen Theil der Gesellschaft den Moment des Aufbruchs bezeichnet. Doch dann beginnt gerade der zweite Theil des Festes, der nicht minder charakteristisch ist. In den späteren Stunden hat sich noch Mancher eingefunden, dem der Beruf ein zeitigeres Erscheinen versagte. Die Größen der Bühne zeigen sich und treten mehr in den Vordergrund. Jetzt beginnt mit der Lichtung in der Menge der Gäste auch der Tanz mehr zu seinem Recht zu gelangen. Dem Anstürmen einzelner besonders beweglicher Paare gelingt es bald, den Menschendamm, welcher sich Anfangs zwischen die beiden Kreise der Tanzenden lagert, keck zu durchbrechen. Nunmehr ergießt sich der Strom der Tanzenden von einem Becken in das andere und die rauschende Fluth wallt durch das ganze Haus. Die preußische Pünctlichkeit setzt auch diesem Treiben ein festes Ziel. Zur bestimmten Stunde winkt der Stab des Leitenden dem Capellmeister den Schluß zu. Ungern und zögernd zieht die Menge den Ausgängen zu, während am anderen Ende des Saales die bereit gehaltenen Schaaren unmittelbar nach Beendigung des Festes hineindringen, um den Flitter zu entfernen und ihr Werk der Zerstörung zu beginnen, denn am nächsten Morgen muß die Bühne ihrem Dienst wiedergegeben sein.

Aus dem deutschen Reichstag.

IV.

Neben den mäandrischen Spaziergängen durch unendliche Zahlenreihen des Reichshaushalts, die mit der Eigenschaft constitutioneller Nothwendigkeit nicht minder die der absoluten Ungenießbarkeit für die gewöhnliche Menschheit mit Ausnahme der wenigen Magier in Budgetsachen verbinden, fehlte es dem Reichstag in der letzten Woche nicht an interessantem Stoff theils anregender, theils erregender Natur, ohne daß die Aussicht auf ein fruchtbares Gesammtergebniß dieser Session gestiegen wäre. In beiden Reichsfactoren scheinen augenblicklich so viele Elemente des nothwendigen Ineinandergreifens und Zusammenwirkens zu entbehren und der Abklärung und des festeren Zusammenschlusses zu bedürfen, daß für jetzt eine kurze, auf Erledigung der nothwendigsten Geschäfte beschränkte Session uns den Vorzug zu verdienen scheint

vor dem mißlichen Experiment, im Augenblick einer gewissen Gährung und Unsicherheit den unfruchtbaren Versuch einer Lösung größerer gesetzgeberischer Aufgaben zu machen, der die Unsicherheit und fehlende Harmonie des Augenblicks, die hoffentlich bald sich bessern wird, nur erkennbarer, vielleicht auch größer machen könnte.

An die Etatsberathung knüpfte sich wiederholt eine längere Debatte über die Frage, die jetzt vorzugsweise unsere innere Entwickelung beherrscht, die Frage der Reichsministerien nach dem gangbaren, nicht ganz erschöpfenden Ausdruck, denn sie umfaßt die ganze Organisation unserer inneren Verwaltung und damit zugleich die Ziehung der Grenzlinien zwischen Reich und Einzelstaaten. Eine rasche Lösung dieser Aufgabe, deren Schwierigkeiten ebenso in der Sache wie in einzelnen Personen liegen, dürfen wir nicht erwarten, und die ganze Förderung, die die Sache durch die jetzigen Debatten erfahren, beschränkt sich darauf, daß von den verschiedensten Seiten der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der jetzigen Organisation der entschiedenste Ausdruck gegeben ward, zuerst, wie wir schon neulich erwähnten, von Lasker, später in eben so geist- wie maßvoller Weise von Hänel, dessen ruhig sachlicher Ausführung auch der Reichskanzler ein Wort der Anerkennung nicht versagte. Das „Wie" der Lösung fand um so weniger Förderung, da Bismarck sich im allgemeinen ablehnender verhielt als früher und in seinen natürlich immer mit hohem Interesse angehörten Causerien — denn als etwas anderes möchten wir seine letzten Reden hierüber, die gleichzeitig nach verschiedenen Seiten starker Verstimmung Ausdruck gaben, nicht bezeichnen — bildete nur der Gedanke den fruchtbaren Mittelpunct, daß die naturgemäß vorhandene führende Stellung Preußens im deutschen Reich ihren Ausdruck auch darin finden müsse, daß für die großen Ressorts, wie z. B. Finanzen, nicht ein Dualismus von Reichsfinanzministerium und preußischem Finanzministerium bestehen dürfe, sondern eine Identität Beider, die Bismarck in der Form nicht für unmöglich hielt, daß der preußische Finanzminister nach Ausscheidung gewisser Zweige seines Ressorts zugleich Präsident des Reichskanzleramts und als solcher Leiter der Reichsfinanzen sein könne. Von einer Theilung seiner, des Reichskanzlers, Verantwortlichkeit, wollte Bismarck nichts wissen und lehnte insoweit selbständig verantwortliche Reichsminister ab. Thatsächlich war aber wohl mehr Uebereinstimmung in der vorwaltenden Stimmung des Reichstags und Bismarcks vorhanden, als letzterer annahm, eine Uebereinstimmung nämlich darin, daß die Organisation der obersten Reichsbehörden einer allmählichen Umbildung bedürfe und daß diese Umbildung erfolgen müsse in der Richtung einer Anlehnung an die preußischen Ministerien. Thatsächlich ist ja diese Identität zwischen der höchsten Verwaltungsspitze Preußens und des Reichs in Bismarck selbst schon repräsentirt, das gleiche in irgend einer

Form auch in andern Ressorts durchzuführen, wird die Aufgabe sein. Freilich wird solche Identität völlig werthlos und verfällt mit Recht der geißelnden Satire, wenn man den Dualismus in der Person wieder aufleben läßt durch die Fiction, der deutsche Reichskanzler Bismarck brauche nicht zu wissen, was dem preußischen Ministerpräsidenten Bismarck bekannt sei. Durch diese unglaubliche Fiction setzte der Präsident Hoffmann den Reichstag in gerechtes Erstaunen bei der polnischen Interpellation über den Fall Kantecky, gegen den seit Wochen durch Gefängnißhaft Zeugnißzwang geübt wird, weil die Postverwaltung glaubt, daß eine Mittheilung seines Blattes nur durch Pflichtwidrigkeit eines Postbeamten ihm habe bekannt werden können. Kantecky hat eidlich versichert, die Mittheilung von keinem Postbeamten zu haben, er weigert sich, weiteres Zeugniß abzulegen. Zu solch weiterem Zeugniß soll er durch fortgesetzte Haft angehalten werden. Der Fall war eben jetzt vor kurzem im preußischen Landtag verhandelt und also officiell dem preußischen Ministerpräsidenten bekannt. Auf die jetzige Interpellation im Reichstag, ob die Sache dem Reichskanzler bekannt und was er darin zu thun gedenke, antwortete der Präsident Hoffmann, der Fall sei erst durch die Interpellation zur amtlichen Kenntniß des Kanzlers gekommen und er finde keinen Grund, dem gewissenhaften Ermessen der Postverwaltung in der Sache vorzugreifen. Gedrängt durch den bestimmten Vorwurf der Unwahrheit, da Bismarck aus dem preußischen Landtag amtliche Kenntniß von der Sache habe, hielt Präsident Hoffmann seine Antwort mit dem Bemerken aufrecht, daß er hier natürlich nur vom Reichskanzler in seiner Eigenschaft als Reichskanzler gesprochen habe. Dem Reichstag war diese Sprache und diese Behandlung der Dinge so neu und unverständlich, daß das Erstaunen den unzweideutigsten und lautesten Ausdruck fand, es dauerte lange, ehe die Ruhe wieder hergestellt ward. Was soll uns die Identität von Reichs- und preußischen Aemtern helfen, wenn ein hoher Reichsbeamter sie so interpretirt, daß er den Fürsten Bismarck in zwei Hälften zerlegt, die eine Kanzler, die andere preußischer Ministerpräsident, so daß wörtlich seine linke Hand nicht weiß, was die rechte thut! Durch diese Ungeheuerlichkeit ward der Fall Kantecky im Reichstag noch erregender, als er ohnedies schon war; auch im übrigen mußte man lebhaft bedauern, wie bureaukratische Starrheit den Polen, Ultramontanen und Socialisten so reichen Stoff gab zu Klagen gegen das Reich. Der Generalpostmeister Stephan verfocht mit größter Energie die formelle und materielle Berechtigung zu diesem Zeugnißzwang durch fortgesetzte Haft unter Hinweis auf die Nothwendigkeit strengster Disciplin unter dem großen Heer der Postbeamten; sein pathetisches Schlußwort „ich kann nicht anders“ vermehrte den ungünstigen Eindruck seiner Ausführungen. Nach dem bestehenden Recht scheint die formelle Berechtigung zu dieser fortgesetzten Haftanwendung im vorliegenden Fall

vorhanden zu sein, obwohl wir auch abweichende Meinungen von Rechtskundigen hörten. Sicher ist aber, daß mit dem Inkrafttreten der bereits publicirten Justizgesetze diese fortgesetzte Haft unzulässig wird und also mit diesem Zeitpunct aufhören muß. Mit Recht fragte daher der Abgeordnete Wehrenpfennig in seiner energischen Verurtheilung des eingeschlagenen Verfahrens, ob es wohlgethan sei, angesichts eines bereits publicirten Gesetzes, wornach solch Verfahren gänzlich unzulässig ist, sich zu steifen auf ein dem sittlichen Gefühl widerstreitendes, nicht einmal über alle Zweifel erhabenes formales Recht, das schließlich mit dem Inkrafttreten der Justizgesetze beinahe mit Nothwendigkeit mit einer Niederlage enden müsse. Mit Ausnahme des conservativen Abgeordneten Handy, Polizeipräsident in Posen, waren alle Parteien des Hauses einig in der entschiedenen Verurtheilung des Verfahrens der Postverwaltung, denn nur auf deren Requisition, nicht auf der freien Initiative der richterlichen Behörde beruht diese fortgesetzte Haft. Die Form der Interpellation bot dem Reichstag keinen Anlaß zu einer Beschlußfassung, letztere wird ihm aber nicht erlassen, denn schon liegt ein formeller Antrag vor von Polen, Centrum und Fortschritt, an den Reichskanzler das Ersuchen zu richten, wegen Aufhebung der Haft das geeignete zu verfügen. Die höchst unpolitische starre Anwendung eines nicht ganz zweifellosen formalen Rechts bringt damit den Reichstag in die übelste Zwangslage, die nur den Gegnern des Reichs zur Freude gereicht. Gegenüber einem vorhandenen formalen Recht und der Erklärung der Regierung, daß sie nach gewissenhafter Erwägung im Interesse der Verwaltung von diesem Recht Gebrauch machen müsse, kann er nicht eine Einstellung dieses Verfahrens verlangen, ohne damit sich mit dieser Regierung in einen unlöslichen Widerspruch zu setzen, das heißt eine Cabinetsfrage zu machen aus einer Sache, der solche Bedeutung doch nicht zukommt. Billigen aber kann er die Sache ebensowenig. Deshalb wird die Frage erwogen, ob man durch ein Nothgesetz helfen könne. So häuft übel angebrachter bureaukratischer Starrsinn neue Schwierigkeiten in einem Augenblick, wo das parlamentarische Leben nichts mehr bedarf, als einer recht langen Ruhepause.

Die Etatsberathungen, die theils zur Vorbereitung in die Budgetcommission verlegt sind, theils unmittelbar im Hause geführt werden, lassen über das negative Resultat beinahe keinen Zweifel mehr, daß eine Erledigung des Etats bis zum 1. April nicht möglich sein wird; es wird also eine interimistische Ermächtigung wegen Fortführung der Verwaltung auf Grund des bisherigen Budgets vielleicht bis Mitte oder Ende Mai nothwendig, der Reichstag, der wahrscheinlich zum Palmsonntag seine Arbeiten auf etwa vierzehn Tage unterbrechen wird, muß alsdann wieder zusammentreten und kein sich von selbst darbietender Zeitabschnitt setzt dann der Fortsetzung seiner

Arbeiten eine natürliche Grenze, die wir angesichts der parlamentarischen Uebersättigung jetzt gern auf das nothwendigste beschränkt zu sehen wünschten. Die Etatsberathung im Plenum gab beim auswärtigen Amt durch die beantragten Gehaltserhöhungen für die Botschafter in London und Petersburg Anlaß zu eingehenden hausväterlichen Betrachtungen darüber, was ein anständiger Mann in London und Petersburg brauche, ob es am einen oder anderen Orte theurer sei, Bismarck betheiligte sich dabei mit gewohnter Sachkenntniß und eingehenden hauswirthschaftlichen Betrachtungen und schließlich ward Petersburg als der theuerste Ort anerkannt und dem dortigen Botschafter eine Gehaltserhöhung von 30,000 Mark, das heißt bis zur ungefähren Gleichstellung mit den übrigen Botschaftern zuerkannt, dem in London nicht. Daraus wird, wenn nicht Abhülfe geschieht, folgen, daß Deutschland seine Botschafter nur aus der geringen Zahl der Millionäre wählen darf, denn Thatsache ist, daß weder am einen noch am andern Ort das Gehalt ausreicht zur Bestreitung der Bedürfnisse, denen sich eben der Botschafter einer großen Macht nicht entziehen kann. Jetzt muß Jeder unserer Botschafter von seinem Vermögen zusetzen und es ist Thatsache, daß aus diesem Grunde Ablehnungen stattgefunden haben und Verlegenheiten entstanden sind. Viel bezeichnender indeß als diese sehr harmlosen und hausbacknen Verhandlungen über den Umfang der Haushaltsbedürfnisse unserer Botschafter erschien uns das, was bei der Etatsberathung über das auswärtige Amt nicht gesagt ward. Die auswärtige Politik ward mit keinem Wort gestreift, auch Bismarck, obwohl anwesend und an der Debatte theilnehmend, nahm keinen Anlaß, wie er sonst manchmal gethan, in Form einer Parlamentsrede einen Avis an Europa über seine augenblickliche Politik zu richten. Auch das Centrum, aus dessen Reihen sonst immer Jörg Anlaß nahm an den geheimen Fonds für die auswärtigen Angelegenheiten oder an eine andere geeignete Etatsstelle eine scharfe Kritik unserer auswärtigen Politik anzuknüpfen, schwieg diesmal gänzlich. In dem Augenblick also, wo Deutschlands Haltung in der orientalischen Frage Ausschlag gebend wirkt für die Gesammtpolitik Europas und für die Erhaltung des Friedens, wo Ignatieff durch die günstige Aufnahme, die er in Berlin gefunden, weil Deutschland einen sichern Bundesgenossen braucht und ihn augenblicklich nur in Rußland findet, unvermuthet sich den Weg nach London gebahnt findet und dort widerwilliges Entgegenkommen findet, das man nicht versagen zu können glaubt, weil man Rußland durch Deutschland gedeckt weiß, in demselben Augenblick, wo gleichzeitig unsre Verhandlungen mit Oesterreich über den unser wirthschaftliches Leben auf das Tiefste berührenden Handelsvertrag beginnen sollen, Verhandlungen, auf die unsere Stellung zu England in der orientalischen Frage nicht ohne Einfluß bleibt —, in diesem Augenblick beschäftigt sich der Reichstag fleißig mit Etatsberathungen, mit der

Frage über Abstreichung von 30,000 M. u. s. w. und hat kein Wort über die unsere Gegenwart und Zukunft bestimmende Führung unserer auswärtigen Politik. Das ist eine bezeichnende Thatsache. Wir geben ihr eine billigende Auslegung erstens insofern, als eine parlamentarische Behandlung auswärtiger Politik nur dann angezeigt erscheint, wenn der letzteren damit in concreten Fragen eine bestimmt vorgezeichnete Richtung gegeben werden soll, wozu jetzt für uns ein Anlaß nicht vorliegt und zweitens insofern, als wir darin ein neues Anzeichen des fast alle Kreise Deutschlands durchziehenden vollkommen berechtigten Vertrauens in Bismarcks wunderbar überlegene Leitung der auswärtigen Politik erkennen. Insofern finden wir es erfreulich und völlig in der Ordnung, daß der Reichstag akademische Unterhaltungen über auswärtige Politik unterlassen hat. Aber freilich hätten wir gewünscht, daß diesem Motiv des Schweigens in irgend einer Form Ausdruck gegeben worden wäre, denn die Vertretung der deutschen Nation darf der Leitung ihrer auswärtigen Angelegenheiten nicht vollkommen passiv gegenüberstehen, sie muß ihrer Billigung ebenso Ausdruck geben wie ihrer Mißbilligung, sonst verliert sie jeden Einfluß darauf. Die Frage des österreichischen Handelsvertrags fand eine vorübergehende Erwähnung bei Gelegenheit der zweimaligen Berathung über wirthschaftliche Fragen theils in Sachen der Gewerbeordnung, theils in Sachen der Eingangszölle. Wir müssen diesen Gegenstand, um heute nicht zu viel Raum zu beanspruchen, einem späteren Bericht vorbehalten. Uebrigens verlautet, daß nun die Verhandlungen über den österreichischen Handelsvertrag gleich nach Ostern hier in Berlin beginnen sollen; man glaubt, daß sie von mehrmonatlicher Dauer sein werden, so daß, wenn sie zu Abschluß eines neuen Vertrags führen, der letztere einem Herbstreichstag zur Genehmigung vorgelegt werden könnte. Ob aber überhaupt das Zustandekommen eines neuen Vertrags gegenüber den österreichischen Forderungen in Aussicht steht, oder ob unser Interesse besser gewahrt bleibt bei einem Zustand, wo wir nur wegen des Veredlungsverfahrens uns vertragsmäßig sichern, im übrigen aber die volle Freiheit gesetzlicher Zollbestimmung uns vorbehalten, das wird erst im Laufe der Verhandlungen erkennbar werden. Inwieweit bei denselben eine Cooperation mit England, dessen Interessen dabei mit den unsern in gleicher Richtung liegen, eintreten kann, darauf wird wohl die beiderseitige Stellung in der orientalischen Frage nicht ohne Einfluß bleiben.

Zu den erregenden Momenten der letzten Reichstagswoche gehört auch das Entlassungsgesuch des Marineministers von Stosch, hervorgerufen durch Bismarcks Aeußerungen über die Admiralität in seiner ersten Budgetrede am 10. März, die im Reichstag gleich den Glauben erzeugten, daß dieselben eine solche Wirkung haben mußten. Weit zurück datirende Differenzen zwischen Bismarck und von Stosch scheinen hierbei zum Grunde zu liegen. Der

Kaiser soll bis jetzt die Entlassung verweigern, weil er von Stosch dem Reichsdienst zu erhalten wünscht. Für die deutsche Marine, die ihren Aufschwung und ihre Organisation wesentlich dem Marineminister von Stosch verdankt, wäre sein Abgang ein beinahe unersetzlicher Verlust. So reich sind wir nicht, daß wir eine so eminente Capacität wie von Stosch ohne empfindlichen Nachtheil und ohne das tiefste Bedauern für einige Zeit den öffentlichen Dienst verlassen sehen könnten.

Eine fruchtbare Thätigkeit wird der Reichstag hoffentlich entwickeln können im Zustandebringen des kleinen, aber hochwichtigen, von uns schon im ersten Berichte erwähnten Gesetzes wegen Uebertragung gewisser Gesetzgebungsrechte vom Reichstag auf den Landesausschuß in Elsaßlothringen. Jetzt übt der Reichstag nicht nur in den zur Competenz des Reichs gehörigen, sondern auch in den Landesangelegenheiten Functionen des einen Gesetzgebungsfactors aus. Diese unbequeme Erweiterung seiner Competenz und seiner Geschäfte ward uns aufgezwungen durch die negirende und protestirende Haltung, die die Bevölkerung der neuen Reichslande gegenüber der Verbindung mit Deutschland einnahm. Für die Dauer kann sie im Interesse beider Theile nicht aufrecht erhalten werden; für die inneren Landesangelegenheiten muß der Bevölkerung von Elsaßlothringen, sobald ihre loyale Einfügung in die Verbindung mit Deutschland erkennbar wird, die gleiche Mitwirkung eingeräumt werden, wie die anderen deutschen Länder sie haben. Dieser Umschwung in der Stimmung der neuen Reichslande ist aber in erfreulicher Weise zu Tage getreten durch die jetzigen Reichstagswahlen, durch welche der Elsaß fünf sogenannte Autonomisten in den Reichstag geschickt hat, Vertrauensmänner des Landes, die erklären, als deutsche Abgeordnete eines deutschen Landes an den gemeinsamen Aufgaben der Nation mit arbeiten zu wollen, und bitten, daß man zur Anbahnung eines aufrichtigen Anschlusses ihres Heimathlandes an Deutschland ihm auch die Gleichberechtigung mit den übrigen Ländern in inneren Landesangelegenheiten einräumt. Die übrigen elsaßlothringischen Abgeordneten suchen zwar ihren protestirenden Standpunct noch aufrecht zu halten, aber in sehr gemilderter Form, ein allmähliches Einlenken wird auch bei ihnen sichtbar. Im Reichstag findet diese Haltung und dies Verlangen der Autonomisten unter allen Parteien das bereitwilligste Entgegenkommen und wenn auch das jetzige Gesetz den provisorischen Charakter nicht wird verleugnen können und die staatsrechtliche Stellung Elsaßlothringens zu Deutschland nur allmählich sich wird gesetzlich regeln lassen, so hoffen wir doch, daß die jetzige Aufgabe, dem provisorischen Landesausschuß eine gesetzlich gesicherte Stellung und gesetzgeberische Attribute in inneren Landesangelegenheiten zu ertheilen, bei allseitigem Einverständniß in der Materie auch durch Uebereinstimmung in der Form sich wird lösen lassen, so daß die autonomistischen Abgeordneten ihren Landsleuten das fertige Gesetz hoffentlich als Ostergabe werden heimbringen können.

Vielleicht, aber nur vielleicht, erhält Deutschland auch als Ostergabe das fertige Gesetz über den Sitz des obersten Reichsgerichts, dessen erste Berathung unmittelbar bevorsteht. Unsere Wünsche gelten nach wie vor der Annahme der Bundesrathsvorlage für Leipzig, ohne dabei zu vergessen, daß die Hauptsache ist, daß Deutschland ein gemeinsames Reichsgericht erhält, die Bestimmung seines Sitzes jedoch eine zwar wichtige Frage, aber doch nur eine Frage zweiten Ranges. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Von der äußeren Politik. — Der augenscheinliche Erfolg der Rundreise des Generals Ignatieff hat die Welt mit neuen Hoffnungen auf die Erhaltung des Friedens erfüllt. Ganz unberechtigt sind diese Hoffnungen gewiß nicht, denn sicherlich haben die Verhandlungen, welche der russische Diplomat in Berlin, Paris und London gepflogen hat, das Ergebniß gehabt, die Garantieen für die Wahrung des Friedens wesentlich zu stärken. Die allgemeine Meinung, welche diese gewiß sehr wohl begründete Ueberzeugung gewonnen hat, schöpft nun aber aus ihr den Glauben, daß die friedliche Beilegung der ganzen augenblicklichen orientalischen Krisis in der Kürze zu gewärtigen sei. Da will es uns nun scheinen, als ob dieser optimistischen Anschauung denn doch die Begründung gar sehr fehle. Zunächst muß klargestellt werden, was mit der Erhaltung des Friedens eigentlich gemeint ist, die Fortdauer der Eintracht unter den europäischen Mächten, oder die gütliche Ausgleichung der zwischen Rußland und der Türkei entstandenen Differenzen. Glaubt man an die Wahrung des friedlichen Zusammengehens der Großmächte, so hat man angesichts des Erfolges der Mission Ignatieffs gewiß guten Grund zu diesem Glauben, denn es scheint durchaus sicher, daß die russische und die englische Politik bezüglich der Behandlung der orientalischen Angelegenheiten aneinander so nahe gerückt sind, als dies bei der so grundverschiedenen Stellung beider Mächte zu der Pforte nur möglich ist. Freilich wird Rußland es niemals von England erlangen, daß dieses seine ausdrückliche Zustimmung zu irgend einem executorischen Vorgehen Rußlands gegen die Türkei giebt. Eine solche Connivenz würde den schärfsten Unwillen der englischen Nation herausfordern. Aber derartiges enthält das Protocoll auch gar nicht, dessen Unterzeichnung General Ignatieff wünscht und überdies hat das englische Cabinet bereits diejenigen Aenderungen in jenem Protocoll vorgenommen, die es in seinem Interesse für geboten erachtete, so daß, falls die Petersburger Regierung diesen Amendirungen zustimmt, die Vereinbarung sich als ein durch gegenseitiges Nachgeben entstandenes Compromiß darstellen wird.

Auf jeden Fall ist ersichtlich, daß England sich heute den russischen Wünschen nicht so ablehnend gegenüberstellt, als es sich vor Jahresfrist dem Berliner Memorandum gegenüber verhielt. Damals brachte England durch seinen Einspruch die ganze europäische diplomatische Action zum Stillstand. Heute verhandelt England mit Rußland auf gemeinsamer Basis und selbst wenn diese Verhandlungen zu keiner eigentlichen Einigung führen sollten, wenn ihr Ergebniß nur auf eine „principielle" Zustimmung hinauslaufen sollte, welche in der Praxis einer passiven ablehnenden Haltung gleichzukommen pflegt, selbst dann wird man das Einvernehmen der Mächte als gesichert betrachten können, da England keinesweges der weiteren Action Rußlands entgegentreten wird. Im übrigen ist natürlich für den Fall, daß die Unterzeichnung des Protocolles zu Stande kommt, weder England noch irgend eine andere Macht zu einem activen Eingreifen in die Angelegenheiten der Türkei verpflichtet. Die russische Politik, welche dieses Protocoll entworfen und in Circulation gesetzt hat, hat ein solches Verlangen gar nicht gestellt und auch gar nicht stellen können, denn sie verfolgt offenbar heute ein ganz anderes Ziel, nachdem ihre Bemühungen die eine oder die andere europäische Macht zur activen Theilnahme an den türkischen Händeln zu bewegen, so gründlich

gescheitert sind. Freilich giebt es auch Leute, welche aus den zwischen Wien und Petersburg zur Zeit herrschenden augenscheinlich sehr guten Beziehungen einen Schluß in entgegengesetzter Richtung ziehen. Wir glauben mit Unrecht. Doch wie dies auch sei, im Augenblick strebt die russische Politik jedenfalls nach einem anderen Ziele, das sie bereits am Schlusse der Conferenz etwas unvorsichtig in ihren Organen enthüllte, nach der völligen Beseitigung des Pariser Vertrages vom Jahre 1856. Als die Botschafter der Mächte Constantinopel verließen, ließ sich die russische Presse mit etwas eigenthümlicher, jedenfalls nicht recht verständlicher Logik vernehmen, die Pforte habe sich den einmüthig von den Mächten an sie gerichteten Anforderungen widersetzt, folglich habe sie den Pariser Tractat zerrissen. Europa vermochte dieser Schlußfolgerung nicht zu folgen und sie fiel wirkungslos zu Boden. Heute nimmt die russische Politik ihr Werk in feinerer und wirksamerer Weise wieder auf. Sie legt den Mächten ein Protocoll zur Unterzeichnung vor, worin diese ihre Uebereinstimmung mit den Zielen ausdrücken, welche Rußland in Bezug auf die Besserung der Lage der Christen in der Türkei im Auge hat und worin sie der Pforte die Ausführung der von der Conferenz verlangten Reformen empfehlen. Führt die Türkei diese Reformen nicht aus, so erwächst den Mächten nicht die Pflicht zu einer Intervention, wohl aber die Pflicht, eine Intervention der einen oder der anderen Macht zuzulassen, d. h. die Mächte sprechen sich das Recht der Intervention zu und speciell Rußland, um das es sich doch hier allein handelt, würde durch die Annahme dieses Protocolls das Recht der Intervention erworben haben. Dies ist der eigentliche Zielpunct der ganzen gegenwärtigen russischen Action. Hat Rußland erst das europäisch sanctionirte Recht zur Intervention, so hat es in anderer Gestalt das Schutzrecht über die Christen in der Türkei wieder im Besitze, das ihm durch den Pariser Vertrag genommen ward. Es hat also diesen Tractat dann in einem seiner Haupttheile abermals zerrissen.

Kommen die Dinge auf diesen Punct, einigen sich die Mächte über ein solches russisches Interventionsrecht, dann ist ohne Frage der Frieden unter den Mächten für den Fall eines russisch-türkischen Krieges so gut wie gesichert. Ob aber dieser letztere selbst durch eine derartige europäische Manifestation vermieden wird, ist doch mindestens völlig ungewiß. J.

Literatur.

Von der alten schwäbischen Dichterschule — mit dieser Bezeichnung läßt sich eine Anzahl von Schriften zusammenfassen, die neuerdings erschienen sind, theils Lebenserinnerungen, theils aus dem Nachlaß Verstorbener ausgezogene Spähne, theils neue oder überarbeitete Gaben von Vertretern einer älteren Literaturperiode. Die Namen Uhland, Justinus Kerner, Mörike, Gustav Pfizer sind nacheinander für das Gedächtniß unserer Tage wieder aufgefrischt worden, und wenn es erlaubt wäre, eine nur vertraulich den Freunden mitgetheilte Spende in der Oeffentlichkeit anzuzeigen, so dürfte man in diese Reihe auch das „Poetische Gedenkbuch von David Friedrich Strauß" stellen, der ja mit Kerner und Mörike eng befreundet war und mit dem gleichaltrigen Pfizer einst um die erste Location in der berühmten Blaubeurer Promotion wetteiferte. Uebrigens hat diese aus dem Nachlasse von Strauß getroffene Auswahl von Gedichten um ihres inneren Werthes wie um der geschickten Zusammenstellung willen unter den Freunden so entschiedenen Beifall gefunden, daß, wie man hört, auch ihre öffentliche Mittheilung

zu erwarten steht. Der schwäbischen Schule, so wie diese gewöhnlich nach Umfang und Richtung begrenzt wird, können freilich diese Gedichte am wenigsten zugesprochen werden, die höchstens in der Mannichfaltigkeit der glücklich gehandhabten Versformen einigen Zusammenhang mit der Romantik verrathen, begreiflicherweise aber in einem ganz anderen Ideenkreis sich bewegen und ein wesentlich persönliches und zugleich modernes Gepräge tragen. Strauß hat in seinen Literarischen Denkwürdigkeiten (Bd. I der gesammelten Schriften) sich selbst in zutreffender Weise über die Art und das Maß seiner poetischen Begabung ausgesprochen. „Das Stück von einem Poeten," das in ihm steckte, ist ihm nicht blos bei seinen wissenschaftlichen und zumal den biographischen Arbeiten zu statten gekommen, sondern es hat ihn auch zeitlebens zur Uebung in Gelegenheitsgedichten angereizt, in denen seine Individualität, wie die Interessen, die ihn bewegten, sich wiederspiegeln. Den klaren Fluß und die lichtvolle Bestimmtheit, die seine Prosa auszeichnen, verleugnen auch die Verse nicht. Die starken Gefühle von Liebe und Haß, aber auch die einfache dichterische Empfindung und der harmlose Scherz finden in diesen Rythmen ansprechenden Ausdruck, und man sieht wohl, daß der Kritiker auch gegen sich selbst ein strenger Kunstrichter gewesen ist. Für die Beurtheilung seiner Persönlichkeit bringen die Gedichte ein wichtiges und, wie Jedermann finden wird, erfreuliches Moment herzu, und mit Recht sind sie denn auch biographisch geordnet worden.

Ganz in die Atmosphäre der älteren Schule führen dagegen die Erinnerungen an den Dichter ein, dessen wunderlich zusammengesetzte Persönlichkeit, halb Schalk, halb mystischer Geisterseher, wiederholt die pietätvolle Kritik des ungläubigen Freundes herausgefordert hat. Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus, nach Briefen und eigenen Erinnerungen (Stuttgart, Cotta), so betitelt sich ein anspruchsloses Büchlein, das von der Tochter des Dichters, Marie Niethammer, geborene Kerner, herausgegeben ist. Kerner selbst hat das Bilderbuch aus seiner Knabenzeit, das im Jahre 1849 erschien, bis zu seinem Einzug in die Musenstadt Tübingen im Jahre 1804 geführt. Hier setzt nun die Tochter ein, indem sie aus der Familie und eigenem Erinnern Kerners erste und einzige Liebe, die Zeit des Brautstandes, die Reisen nach Hamburg, Berlin und Wien, die erste Anstellung in Wildbad, die Gründung des Hausstandes in Welzheim, das bewegtere Leben in Weinsberg schildert. Es ist das Verdienst des Büchleins, daß es nicht mehr geben will, als wozu die Kraft der Verfasserin ausreichte, nämlich eben ein Familienbild. Das reiche, so gemüthvolle als von Humor sprudelnde Wesen des Vaters, und dabei in schöner Ergänzung das treue, sorgsame Walten des „Rikele", dem mit ein wesentliches Verdienst zukam, wenn der magische Palast zu Weinsberg unzähligen Fremden nicht blos ein begehrtes Wanderziel, sondern auch ein behaglicher Aufenthalt war, beides kommt in der schlichten Erzählung zu seinem Rechte. Die mitgetheilten Züge und Anekdoten sind an sich unbedeutend, aber sie geben zusammen ein gutes Stimmungsbild, und gerne läßt man sich in eine Zeit versetzen, wo mit einer heute unglaublichen Entsagung in irdischen Dingen doch ein reiches Glück verbunden war und eine von Gott begnadigte Natur über die dürftigsten Verhältnisse den Schimmer einer glücklichen Idylle zu verbreiten wußte.

Wenn die in diesen Blättern schon von anderer Seite besprochene Schrift von Adalbert von Keller: Uhland als Dramatiker sich der Natur nach mehr an das gelehrte Publicum wendet, so ist dagegen, was wir neuerdings

von Eduard Mörike erhalten haben, eine Schöpfung aus dem Vollen, nur freilich eine längst bekannte und gewürdigte, nämlich die zweite Auflage seines Maler Nolten (Stuttgart, Göschen). Der Roman ist zum erstenmal vor fünfundvierzig Jahren, 1832, erschienen, das früheste und das bedeutendste Werk des Dichters. Er war längst vergriffen, und wenigstens in der schwäbischen Heimath war starke Nachfrage nach den selten gewordenen Exemplaren. Allen Aufforderungen, ihn neu wieder aufzulegen, stellte aber der Dichter ein unerschütterliches Nein entgegen. Er war mit der Composition nicht mehr zufrieden, fand da und dort Fehler, die verbessert werden sollten, und gedachte endlich, den Roman von neuem zu schreiben. Das geschah aber, wie das Mörikes Art war, nicht in einem frischen Zug, sondern nach Laune, in langen Zwischenräumen, wie er gerade die Stimmung fand, und erst in seiner letzten Zeit kam er wenigstens mit dem ersten Theil ins Reine, so daß ihn der Tod (4. Juni 1875) über der unvollendeten Arbeit wegraffte. Ein jüngerer Freund des Dichters, Professor Julius Klaiber, hat nun die Herausgabe besorgt, und wo es Noth that, ergänzende und verbindende Hand angelegt, was um so eher gewagt werden konnte, als, wie sich jetzt herausstellt, die Aenderungen Mörikes im Grunde nur unbedeutend waren, und weder in die Fabel noch in die Charaktere tief einschnitten. Insbesondere hat der Dichter gerade in den fragwürdigsten Puncten, nämlich was das Hereinragen eines dunklen Fatums, ja einer gespenstigen Wunderwelt und am Ende die grausige Katastrophe betrifft, keinerlei Aenderung beabsichtigt. Aber auch die seltenen Schönheiten des Romans sind unberührt geblieben, die Feinheiten der Charakterzeichnung, der Zauber der Sprache, der wunderbar plastische, an Goethes Prosa erinnernde Stil, und wie ein neuerer Beurtheiler (Theobald Ziegler in seinen Studien und Studienköpfen, Schaffhausen) bemerkt, der künstlerisch poetische Duft, der über das Ganze ausgebreitet ist. Und so wird die Dichtung auch bei ihrem zweiten verspäteten Gange, inmitten einer Zeit, die den durch Wilhelm Meister hervorgerufenen Künstlerromanen im allgemeinen wenig hold ist, gleichwohl ihre Freunde finden und das sichtbar im Wachsen begriffene Häuflein der Verehrer des Dichters vermehren helfen. Ich füge hinzu, daß Julius Klaiber auch durch die Herausgabe zweier Vorträge über Mörike (Stuttgart, A. Auerbach) für das Verständniß dieser eigenartigen Dichternatur Propaganda macht, zugleich in der löblichen Absicht, die Mittel vermehren zu helfen, die zur Aufstellung eines würdigen Grabmals des Dichters bestimmt sind.

Springt man vom Maler Nolten zu den Gereimten Räthseln aus dem deutschen Reich (Berlin, Reimer) über, deren Wiege gleichfalls Schwaben ist, so meint man aus einer sonnenhellen Landschaft in einen künstlichen Irrgarten versetzt zu sein. Schon der Titel muthet wie ein Räthsel an, und wer den stattlichen Band, der mit Hunderten von Räthseln angefüllt ist, zur Hand nimmt und flüchtig darin blättert, wird sich wohl eher abgestoßen denn angezogen finden. Es kostet Ueberwindung, sich ernstlich an die Aufknackung dieser Nüsse zu machen. Wer hat auch heutzutage nur die Zeit, sich mit Räthseln zu plagen, deren Auflösung jedem ein sehr schwieriges Stück Arbeit ist, wie der Dichter selbst geständig ist:

> Wer all die Räthsel hier aufkracht,
> Muß sein ein Mann von guten Gaben
> Und muß mehr Zeit noch übrig haben,
> Als der sogar, der sie erdacht.

Allein wer sich tiefer einläßt, wird bald finden, daß hinter dem Spiel ein ernster Inhalt sich verbirgt, und daß es sich wohl verlohnt, durch die stachliche Hülle ins Innere einzudringen. Der Verfasser nennt seinen Namen nicht, er hat sich auch ausdrücklich die Nachforschungen danach verbeten. Ein Geheimniß ist er aber begreiflicherweise nicht geblieben. Läßt es doch der Dichter, der nach mehr als dreißigjährigem Schweigen hiermit gleichsam sein Testament, „den Ertrag von nicht ganz unfruchtbarem Pilgertag", der Nation übergiebt, selbst nicht an Andeutungen fehlen. Mehr noch verräth ihn die gedrängte, gedankenreiche Sprache und das eigenthümlich kernhafte nationale Pathos, das ein Erbtheil seiner Familie ist. Den Titel der Sammlung, Räthsel „aus dem deutschen Reiche" erklärt er selbst damit, „weil eine nicht geringe Anzahl der Räthsel auf das politische und sociale Leben der neuesten Zeit Bezug nehme, andererseits und hauptsächlich, weil der Herausgeber wünsche und hoffe, es möge in ihnen der Leser einen Hauch desjenigen deutschen Geistes spüren, von dessen immer kräftigerem Wehen er den festen Bestand und das fröhliche Gedeihen unseres jungen Reiches wesentlich mit bedingt glaube". Die Gesinnung, die den Dichter erfüllt, ist nämlich weniger eine triumphirende, als vielmehr eine ernst mahnende und strafende. Bei allem Stolz auf des Vaterlandes Herrlichkeit und besonders auf die Helden, welche die Grundpfeiler des neuen Reiches geworden sind, bricht vielfach eine verdüsterte, weltabgewandte Stimmung des Verfassers durch, der in diesen Spielen „ein Asyl vor nagenden Gedanken" gefunden hat. Mit bitterstem Unmuth zeichnet er in dem warmen, besonders schönen Einleitungsgedicht die sittlichen Schäden, die gerade in jüngster Zeit in unserm Vaterland an die Oberfläche getreten sind.

> O welch Gezücht ließ aus der Urne Schoos
> Eine verräth'rische Pandora los!
> O, deutsches Volk, vom Blut des großen Krieges
> Noch feucht, sind das die Früchte deines Sieges?
> Bist du's noch, der als Held jüngst heimgekehrt?
> Zeigst so du dich deiner Gefallnen werth?

Man erkennt, daß der Dichter das Zeug zu einem Satiriker unserer Zeit besitzt, der im Grunde blos zufällig diese Räthselform gewählt hat. Auch trifft der Begriff des Räthsels bei vielen dieser bitteren oder beredten Ergüsse nicht mehr zu:

> Oft wenn gesprengt des Räthsels hartes Haus,
> Springt schlank und blank das Epigramm heraus,

und der Schluß geht gar in einen feurigen, prachtvollen Hymnus auf Bismarck über, zugleich voll satyrischer Schärfe wider „des schlaffen Zeitgeists Modegötter". Gleichwohl ist zu fürchten, daß das Buch sich nicht in dem Maße Bahn breche, wie es verdient. Es leidet an einer gewissen Ueberfülle, an einem Unmaß von Schnörkelwerk, und das ist zu bedauern, nicht blos wegen der edlen und kräftigen Gesinnung, sondern auch wegen der poetischen Schönheiten, an denen es reich ist. Eine beschränktere Auswahl, wobei namentlich diejenigen Stücke, die doch bloße Uebungen des Witzes, Sprach- und Buchstabenspiele sind, vermindert werden konnten, wäre dem Verfasser anzurathen gewesen, wenn er nicht das Bedürfniß gehabt hätte, eben so, wie er mit den Jahren geworden ist, mit Allem, was er aus reichem Schatze darzubieten hatte, wiederum vor sein Volk zu treten.

Darf man, da dieser Dichter, zwar ein Veteran, gleichwohl Gaben aus den jüngsten Jahren bringt, daran noch ein Wort über die sonstigen Erzeugnisse der schwäbischen Muse, zumal der jüngeren Generation, knüpfen? Viel erhebliches ist nicht zu vermelden, seitdem J. G. Fischer seine dritte Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel „Aus frischer Luft" und Ph. Ulrich Schartenmayer (Fr. Vischer) sein komisches Heldengedicht vom deutschen Kriege herausgegeben hat, während von E. J. Güntherts ernsthaftem Kriegs- oder vielmehr Schlachtenepos: der deutsch-französische Krieg bis jetzt erst eine Episode, „Wörth", in Birlingers „Alemannia" veröffentlicht ist. Die Gebrüder Karl und Richard Weitbrecht, von denen der erstere sich durch seine frisch gesungenen Kriegslieder bekannt gemacht hat, sind in ihren „G'schichtan aus'm Schwoba'land" (Stuttgart, Kohlhammer) mit einem glücklichen Versuch, die Mundart der Heimath in erzählender Prosa sich ergehen zu lassen, hervorgetreten, nachdem die Dialektdichter in Versen bisher in Schwaben nicht recht haben gedeihen wollen. Ein frisches und eigenthümliches Talent ist Eduard Paulus; seine kürzlich erschienenen Lieder (Stuttgart, Greiner), eine Auswahl aus seinen bisherigen Sammlungen, in der manches Unreife ausgeschieden, manches Neue hinzugekommen ist, erfreuen namentlich durch einen liebenswürdigen Humor, der unwillkürlich ansteckt, vielleicht aber allerdings ein specifisch schwäbisches Gepräge hat. Und wer endlich vernehmen will, wie die Stimmen der jüngsten Sänger im Schwabenland zusammenzwitschern, der sei auf die von G. Jäger herausgegebene „Schwäbische Liederchronik" (Stuttgart, Grüninger) hingewiesen, die, heftweise erscheinend, jetzt einen Jahrgang hinter sich hat, und aus der zu entnehmen ist, daß Uhlands ermuthigendes Wort in seiner Heimath noch immer munter befolgt wird:

Singe wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald.

W. L.

Stein, Scharnhorst und Schön. Eine Schutzschrift von Max Lehmann. Leipzig, 1877. — Das wird immer die vorzüglichere Kritik sein, die ihre Aufgabe nicht in der bloßen Verneinung erblickt, und, wenn es ihr auch selbst nicht gelänge, zu positiven Resultaten zu kommen, wenigstens Ziele, Mittel und Wege des Richtigen klar bezeichnet. Höher noch wird die stehen, welche an Stelle des Niedergerissenen ein Neues zu setzen weiß. Wenn ihm dies nicht möglich gewesen wäre, würde Max Lehmann sich kaum veranlaßt gesehen haben, auf die eben so dreisten wie unanständigen Angriffe eines Unbekannten, der sich hinter der Maske feiger Anonymität birgt, zu antworten. Seit dem vorigen September war bei Franz Duncker in Berlin in Lieferungen ein ziemlich umfangreiches Buch: „Zu Schutz und Trutz am Grabe Schöns. Von einem Ostpreußen" erschienen, in welchem der Verfasser, der weislich seinen Namen verschwieg, sich gegen diejenigen wandte, welche den schriftstellerischen und sittlichen Charakter Theodors von Schön auf der Basis der von dessen Sohne herausgegebenen Papiere mit guten Gründen, wie sie meinten, angegriffen hatten, vor allem gegen die scharfe und ausführliche Beweisführung, mit der Max Lehmann in seinem trefflichen Buche: „Knesebeck und Schön" die Sache vertreten hatte. Die Schrift suchte durch lärmende und übertriebene Darstellung das böse Gewissen zu verstecken, das allenthalben aus ihr hervorsah, sie focht mit den Waffen der Lüge, indem sie durch kleine Aenderungen, die dem Unkundigen sich verbergen konnten, die

Meinungen der Gegner fälschte, sie war in einer Sprache geschrieben, welche den Gesetzen des literarischen Anstandes Hohn sprach, und zeigte doch andererseits wiederum eine Sachkenntniß, die auf die Benutzung nicht allgemein zugänglicher Quellen schließen ließ. Indem sie zu vielem Irrthum ein Fünkchen Wahrheit mischte, war sie durch diese verderbliche Verquickung der Erkenntniß der Wahrheit nicht ganz ungefährlich. So kann man es dem Verfasser nur Dank wissen, wenn er den Ekel des anständigen Mannes vor solchem Gebahren überwand und mit all dem tüchtigen Rüstzeug, das ihm sein Talent, sein historisches Gewissen und seine geschäftliche Stellung gaben, wie uns dünkt, schlagend und ein für allemal dem unbekannten Feinde den Kopf zertrat. Die Darstellung ist, wie man erwarten durfte, knapp und klar, die Beweisführung, nach kurzer Kennzeichnung des gegnerischen Verfahrens, wie ebenfalls vorauszusehen war, rein sachlich und gerade deshalb ganz besonders wirksam. Bei alledem würde das Buch die Beachtung der wissenschaftlichen Kreise allein verdienen, wenn es nur rein polemisch verführe. Indeß giebt die Controverse, welche die Jahre 1805 bis 1813 umfaßt, allenthalben Gelegenheit nicht nur die Behauptungen des Gegners zu widerlegen, sondern auch eine Menge irriger Anschauungen zu berichtigen, welche über die behandelte Epoche auch in sonst zuverlässigen Werken im Umlauf sind, so daß die Schrift auch allen denen zu empfehlen ist, die überhaupt an der Geschichte der Befreiungszeit ein Interesse nehmen. Das Buch behandelt in vier Capiteln verschiedenen Umfangs den Stand der Frage, Stein und Schön, Scharnhorst und Schön und das Ergebniß. Den bei weitem größten Theil nimmt Steins Verhältniß zu Schön ein. Ganz besonders instructiv und hervorzuheben dürften hier sachlich wie methodisch die auf archivalischen Quellen beruhenden Untersuchungen über das Papiergeld von 1805 und 1806 und über die steinsche Finanzpolitik überhaupt sein, welche über dies bisher so unklare Gebiet neues Licht verbreiten. Die größte Bereicherung aber erfährt unsere Kenntniß durch die Abschnitte über den preußischen Landtag von 1813, in denen zum erstenmal die Bedeutung Steins für das Ereigniß, welche nirgends bis jetzt erkannt worden war, gebührend hervorgehoben wird, wie denn überhaupt uns der Schwerpunct des Buches in dem Capitel Stein und Schön zu liegen scheint. Das dritte Capitel, Scharnhorst und Schön, führt das weiter aus, was bereits in dem früheren Buche Lehmanns bewiesen war, die Entstehungsgeschichte der preußischen Landwehr, über die wir hoffentlich bald in dem in Aussicht stehenden Buche des Verfassers über Scharnhorst noch mehr erfahren werden. In dem letzten Capitel theilt er uns eine interessante Blüthenlese schönscher Urtheile mit, die des Commentars kaum weiter bedürfen. Sie ganz besonders zeichnet uns den ethischen Charakter Schöns. Das Resultat für diesen selbst ist ein ungemein klägliches, die Lauterkeit und antike Größe seines Wesens, mit der die Gegner operiren, hat doch ganz bedeutende Lücken; man muß des Mannes ganze große Verdienste beständig vor Augen haben, um nicht gering von ihm zu denken; es war höchst verderblich für seinen Ruhm, daß seine Freunde in unklugem Eifer die historische Forschung zur Untersuchung von Momenten zwangen, in denen der Geist Kants nicht mächtig in ihm war, in denen der kategorische Imperativ in ihm schwieg oder nicht gehört ward. Rd.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 22. März 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Antiker Darwinismus.

Von M. Heinze.

Kopernicus hat mit seiner Lehre die Welt gleichsam aus den Angeln gehoben, da sie geradezu weltumstürzend erschien, und doch war dieselbe, für so unerhört sie auch gehalten wurde, keineswegs ganz neu. Höchst wahrscheinlich hat der Frauenburger Kanonicus die Ansichten des alten alexandrinischen Astronomen Aristarchos von Samos gekannt und an diese angeknüpft. Aristarchos hatte aber etwa um 250 vor Christi Geburt gelehrt, nicht die Erde, sondern die Sonne stehe still, und die Erde drehe sich um sie, und Seleukos aus Seleukeia stellte anderthalb Jahrhunderte vor Christi Geburt unter Annahme der Unendlichkeit der Welt das heliocentrische System als seine Lehre auf. Damit waren aber die Grundgedanken des kopernicanischen Systems vorweggenommen, um freilich lange Jahrhunderte der Autorität des Aristoteles, welcher nicht dieser Lehre huldigte, zu weichen. Ja, wie später die neue Lehre besonders von theologischer Seite Anfechtungen zu erdulden hatte, weil man in ihr einen Widerspruch mit den biblischen Ansichten fand, so auch schon die alte, freilich nicht von Zunfttheologen, aber doch wegen religiöser Scrupel von Philosophen, indem Aristarchos sich den Vorwurf der Gottlosigkeit wegen seiner astronomischen Anschauungen von Seiten des frommen Stoikers Kleanthes gefallen lassen mußte. Versuche er es doch, hieß es von dieser Seite, die Hestia des Weltalls von ihrer Stelle zu rücken.

Nicht nur auf dem Gebiete der Astronomie, sondern auch auf manchem andern der exacten Wissenschaften ist bei Aufleben des strengen wissenschaftlichen Geistes seit den Zeiten der Renaissance unmittelbar wieder an die Alten angeknüpft worden, und hätte noch in weiterem Umfange, als es geschehen ist, angeknüpft werden können, namentlich an die Alexandriner, die sich durch eine strenge Methode auszeichneten und theilweise staunenswerthe Erfolge erzielten. Das Urtheil, das oft genug ausgesprochen wird, die Alten hätten

so gut wie nichts in der strengen Wissenschaft geleistet, weil sie die richtigen Methoden nicht gekannt hätten, ist so allgemein ausgesprochen entschieden falsch. Es ist nicht nöthig hinzuweisen auf die mit der Astronomie so nahe verwandte Mathematik oder auf die Statik, sondern sogar auf den Gebieten, die erst seit dem letzten Jahrhundert sich zu einer Wissenschaft erhoben haben, war man im Alterthum zu Resultaten gekommen, die wieder entdeckt werden mußten, um für wahr zu gelten. Die ganze Nerventhätigkeit war von dem philosophisch gebildeten und vielschreibenden Arzte Galenos aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus in ihren Hauptzügen schon gekannt, und die Unterscheidung von Empfindungs- und Bewegungsnerven hätte nicht nach Ch. Bell genannt zu werden brauchen, da sie schon zu den Zeiten des Galenos aufgefunden war.

Ist es so auf dem Boden der sogenannten exacten Wissenschaften, so wissen wir, daß noch vielmehr die Philosophie auf den Schultern der Alten ruht. Wir mögen die philosophischen Anschauungen und Systeme eintheilen wie wir wollen, immer sind die Anfänge dazu bei den Alten gegeben. Redet man von Monismus und Dualismus, so ist beides bei den Griechen hinreichend vertreten, setzt man dem Materialismus den Idealismus oder auch den Spiritualismus gegenüber, so wird man bei Demokrit, bei Platon, bei den Neuplatonikern die Grundtypen für diese Weltansichten finden können. Selbst für die Aufhebung der beiden nicht leicht zu vereinigenden Gegensätze, Gedanke und Materie, wie sie Spinoza versuchte, wird man Anklänge finden bei dem Ephesier Heraklit in seiner Identificirung der Vernunft mit seinem Urstoff, dem Feuer, und vielleicht auch in den Stoikern, und sogar der Kriticismus, der für Manche ein reines Product der Neuzeit scheint, mit seiner Basirung auf der englischen Erkenntnißlehre, er macht sich schon deutlich geltend bei den Kyrenaikern, Sophisten und Andern.

Theilen wir die Weltanschauungen in eine mechanische oder causalmechanische, die nur auf die causae efficientes sieht, und in eine teleologische, welche die causae finales hauptsächlich wirken läßt, und höchstens die wirkenden Ursachen in den Zweck aufzunehmen sucht, so haben wir die entschiedensten Vertreter derselben im Alterthum, und wir können die beiden Weltanschauungen geradezu nach griechischen Philosophen die demokritisch-epikureische und die platonisch-aristotelische nennen. Läßt die letztere das Auge in dem thierischen Organismus aus dem Zwecke heraus gebildet werden, welchen der Organismus erreichen soll, wird das Auge geformt, damit das Sehen ermöglicht werde, und ist nach ihr das dadurch Erreichte früher als das, wodurch es erreicht wird, wie das Ganze auch früher als die Theile ist, so sagt die erstere geradezu: Weil wir Augen haben, sehen wir, weil wir Ohren haben, hören wir, nur nach den nothwendigen mechanischen Gesetzen hat sich Alles entwickeln müssen. Das Alterthum

hat schon Versuche gemacht, diese Richtungen zu vereinigen, ohne daß es ihm gelungen wäre, so auch die Neuzeit, z. B. Leibniz, sich dabei mit Bewußtsein auf die Alten stützend, vielleicht aber nicht mit viel besserem Erfolge. Es stehen heutigen Tages noch die beiden Richtungen einander gegenüber, die eine in Verbindung mit den Naturwissenschaften, und deren Methode und Resultate als die zu Grunde liegenden anerkennend, die andere sich mehr einer ethischen und religiösen Weltbetrachtung hinneigend. Nirgends anders glaubte man nun des Zweckes schwerer entrathen zu können, als in der Erklärung der organischen Wesen. Diese schienen in ihrer Structur ohne Zweck nicht erklärt werden zu können. Wie vermögen nur mechanische Ursachen es zu Wege zu bringen, daß das Auge, ebenso die übrigen Sinnesorgane geeignet sind, etwas von außen Kommendes aufzunehmen? Eine vorschauende, zwecksetzende und zweckmäßig arbeitende Intelligenz, nach Analogie des Menschen gedacht, schien dazu nöthig, welche das Eine für das Andere berechnet. Wenn man auch nicht daran zweifelte, daß die astronomischen, chemischen, physikalischen, mineralogischen Erscheinungen ohne diese vorschauende Intelligenz zu erklären wären, so war es doch anders bestellt bei den organischen Körpern, deren Formen auf anderem als dem gewöhnlichen mechanischen Wege zu Stande kommen müßten.

Bekanntlich ist der Schritt zur mechanischen Erklärung auch dieses Gebietes in den letzten Jahrzehnten von Darwin und seinen zum Theil begeisterten Anhängern in Deutschland und anderen Ländern gethan worden. Es wird dadurch die Einheit der organischen und der anorganischen Natur zu beweisen gesucht, und von philosophisch gesinnten Naturforschern die Einheit in der Naturanschauung überhaupt mit Jubel begrüßt. Der Monismus soll so die glänzendste Bestätigung durch die Descendenzlehre, wie sie durch Darwin modificirt ist in seiner Selectionstheorie, erhalten. Verschiedene Arten werden hervorgebracht durch zwei Bildungsvorgänge in den organischen Wesen, die Anpassung und die Vererbung, und die auslesende Kraft bei „der natürlichen Züchtung ist der planlos wirkende und unbewußte Kampf ums Dasein.“ Diese beiden Processe der Vererbung und Anpassung sind aber mechanischer Art, d. h. sie beruhen auf „molekularen Bewegungserscheinungen der organischen Materie“. Auf diesem ganz natürlichen Wege haben sich alle verschiedenen Species aus einer oder doch sehr wenigen Urformen höchst einfacher Art allmählich entwickelt.

Das Bekannteste aus der ganzen darwinschen Hypothese, die allmählich den Rang einer Theorie einzunehmen anfängt, der weitaus die Mehrzahl der Naturforscher huldigen, ist zugleich das, wovor die meisten zurückschrecken, nämlich die Lehre von der Entwickelung des Menschen aus anderen Thierformen, obwohl nicht recht einzusehen ist, was dabei Abscheu erregendes ge-

funden werden kann. Hat doch die Lehre von der Seelenwanderung, die nicht nur bei den Alten, sondern auch in späteren Jahrhunderten häufig Bekenner gehabt hat, kaum je ein solches Entsetzen hervorgebracht, und doch droht unserer Seele gemäß dieser das Schicksal, sogar nach unserem Tode möglicherweise das belebende Princip eines Thierleibes zu sein, und ebensowenig die Monadenlehre Leibnizens, nach der die menschliche Seelenmonade von tieferen Stufen durch die mannichfachsten niederen Entwickelungen sich durcharbeitet, bis sie die Seele des Menschen bildet, und consequenter Weise von dieser Höhe auch wieder herabsinken könnte, so daß sie aus der herrschenden eine dienende, aus der Centralmonade eines Organismus zum Theile eines solchen würde. Auch diese Lehre hat kaum je ein frommes Gemüth zur Abwendung von der Philosophie Leibnizens gebracht.

Es ist nun bekannt, wie man Darwinianer vor Darwin in großer Zahl gefunden hat, d. h. namentlich solche, welche der bloßen Descendenzlehre huldigen, ohne die besondere Ausbildung durch den gelehrten und scharfsinnigen Engländer. Ich brauche hier nur an die Namen Lamarck, Kant, Goethe zu erinnern, zu denen neuesten Datums auch der Herders hinzugethan werden muß. Denn auch bei diesem hat man deutlich eine Hinweisung auf den Darwinismus entdecken wollen. Es wäre merkwürdig, wenn wir nun nicht auch in der alten Philosophie einzelne Spuren von der Lehre Darwins fänden, da Manche unter den Alten den naturphilosophischen Standpunct Darwins in entschiedener Weise theilen, und es sei mir erlaubt, hier auf einige derselben die Aufmerksamkeit zu richten.

Und zwar will ich hier zunächst den schwächsten Punct in der ganzen darwinschen Lehre berühren, der noch nicht erwiesen ist, und dessen wegen man auch berechtigt ist, die ganze Lehre noch als Hypothese zu betrachten, vielleicht freilich als eine solche, zu welcher man sich, wenn auch nicht in ihrer ganzen Ausführung, bekennen muß, falls man nicht überhaupt auf eine wissenschaftliche Erklärung der ganzen Thier- und Pflanzenarten verzichten will. Um die Einheit in der Natur nicht fallen zu lassen, muß von dieser Seite nämlich die sogenannte Urzeugung oder generatio aequivoca oder spontanea angenommen werden. Es muß die organische Welt sich aus der unorganischen, wenn auch zuerst in Gestalt der einfachsten Wesen entwickelt haben. So wenig complicirt auch die Structur dieser ersten organischen Producte sein mag, es ist doch immer ein Sprung zu ihnen, der als wirklich vorkommend noch nicht wissenschaftlich dargethan ist, und trotzdem setzt die Durchführung des darwinschen Princips diese Annahme voraus.

Sehen wir uns nach dieser elternlosen Zeugung bei den alten Philosophen um, so erscheint diese als durchaus nichts Ungewöhnliches; im Gegentheil, sie wird von einer Anzahl sogar als factisch vorkommend angenommen,

und wir brauchen dabei uns nicht nur auf die reinen Mechaniker wie Demokrit, Epikur, Empedokles zu berufen. Diese lehrten allerdings, daß zuerst Pflanzen und Thiere, sogar die Menschen aus dem Erdschlamm, vielleicht unter Einwirkung der Sonnenwärme, hervorgegangen seien. Anaxagoras, den ich hier auch zu den Mechanikern rechnen will, meinte, die Samen für die Pflanzen und Thiere seien aus dem Aether auf die Erde herabgefallen und seien dann aus der Erde emporgewachsen. Auch Dynamiker, wie Diogenes von Apollonia, huldigten einer ähnlichen naiven Ansicht, und den Stoikern macht es noch in späteren Jahrhunderten der Kirchenvater Lactantius zum Vorwurf, daß sie die Menschen wie Schwämme aus der Erde wachsen lassen. Also an eine Schöpfung durch höhere Macht wurde nicht gedacht. Wie Aristoteles dies erste Entstehen der Thiere sich gedacht hat, habe ich nicht finden können, jedenfalls ist er gegen die Urzeugung nicht eingenommen, sondern statuirt dieselbe als bei gewissen Thiergattungen noch fortwährend vorkommend. So entstehen nach ihm viele Insecten aus faulender Erde und aus Pflanzen, aber auch an Thieren selbst. Die Schaalthiere entwickeln sich aus dem Schlamme, die Milben entstehen aus faulem Holz, die Motten aus Wolle, die Flöhe aus faulem Mist, Ansichten, die bekanntlich heutigen Tages bei dem Volke noch gäng und gäbe sind. Es lag ihnen bei Aristoteles nur eine etwas oberflächliche Beobachtung zu Grunde, und er brachte sie nicht irgendwie in Verbindung mit seinen naturphilosophischen Anschauungen.

Von der Entwickelung der Thierarten aus einander finden wir bei Aristoteles nichts, dagegen ist schon lange vor ihm diese Lehre aufgestellt worden. Nahm man, wie die alten ionischen Philosophen dies thaten, einen Urstoff an, der vielleicht durch Verdickung und Verdünnung vermöge der in ihm wohnenden Kraft sich erst zu den sogenannten Elementen und dann zu den einzelnen Naturproducten gestaltete, so müßte nicht nur consequent eine Urzeugung des Lebendigen, Beseelten aus dem Leblosen, Unbeseelten sich ergeben, sondern auch die Ansicht konnte leicht auftauchen, daß einfachere Wesen zuerst entstanden und dann durch allmähliche Veränderung oder Entwickelung derselben die zusammengesetzten sich gebildet hätten. An eine Schöpfung der verschiedenen Arten durch eine Gottheit war dabei natürlich nicht zu denken. Mag vielleicht nun auch die Entwickelungslehre von manchen Anderen der Jonier ausgesprochen worden sein, so ist sie doch meines Wissens von Niemandem anders überliefert als von dem alten Milesier Anaximandros.

Dieser, ein kühner Denker, welcher einen von uns nicht genauer zu bestimmenden Stoff als den Urgrund aller Dinge bezeichnete, den er „das Unendliche" nannte, und genauere Forschungen auf dem Gebiete der Astronomie und Geographie angestellt hat — entwarf er doch eine Himmelskugel und eine Erdtafel —, sucht nun auch die Entstehung der verschiedenen Thier-

arten zu erklären, hat sich also wahrscheinlich eingehend mit Zoologie abgegeben. Zuerst, meinte er, seien die Thiere im Wasser, welches die ganze Erdkugel umgeben habe, entstanden. Sie seien hier mit stachliger Rinde umgeben gewesen. Hierauf mit fortschreitendem Alter seien sie auf das Land gestiegen, und indem die Rinde geborsten wäre, hätten sie in kurzer Zeit ihre Lebensweise geändert*). Es ist hier also eine Umwandlung aus Seethieren in Landthiere offenbar gelehrt und auch höchst naiv sogleich als sicher hingestellt. Aber ebenso sind die Menschen nach ihm aus andersartigen Thieren entstanden. Er scheut diese Consequenz nicht, und zwar führt er als Beweis hierfür an, daß die anderen Thiere sich rasch selbst ernährten, während der Mensch einer langen Wartung und Ernährung bedürfe, so daß er wohl nicht, wenn er im Anfang so hülflos beschaffen gewesen wäre, wie er jetzt geboren werde, sich hätte erhalten können. So entstanden denn die ersten Menschen in Fischen, wurden so ernährt, und nachdem sie die Fähigkeit erworben hatten, sich selbst zu helfen, sind sie ausgeworfen worden und lebten auf dem Lande, selbst noch im Anfange ähnlich einem Fische. Der Fisch wurde auch von Anaximandros als Speise verboten, weil er zugleich Vater und Mutter der Menschen sei. Den Stammbaum des Menschen hat demnach er, der in der Regel als der zweite in der langen Reihe der griechischen Philosophen genannt wird, zu zeichnen wenigstens angefangen, die Verwandtschaft des Menschen mit den Thieren keineswegs gescheut, die Entstehung der Organismen in das Wasser verlegt, und wenn er damit auch nur primitive Ansichten ausgesprochen hat, so ist er doch der Wahrheit oder dem, was man jetzt mehr und mehr als Wahrheit anerkennt, näher gekommen, als Jahrtausende nach ihm. Wenn Oken neuerdings wieder zur Geltung kommt mit seinem Urschleim, der selbst aus unorganischer Materie im Meer entstanden sei, und aus dem wiederum das Organische alles sich entwickelt habe, so verdient der alte Anaximandros gewiß auch eine Erwähnung — hat er doch sogar nach der wahrscheinlichsten Erklärung den Proceß der Anpassung an die veränderten Lebensbedingungen zuerst gefunden und hervorgehoben, welchem sich die auf das Land geworfenen Thiere unterziehen müssen.

Es ist nicht bekannt, daß Anaximandros dieser seiner Ansichten wegen zu seiner Zeit Anfechtungen irgend welcher Art erfahren habe, doch wird er von Plutarch getadelt, daß er nicht wie die Alten und die Syrer die Menschen gleich den Fischen habe im Meere entstehen lassen, so daß sie nur Verwandte der Fische wären und nicht von ihnen abstammten. Dem späteren Philosophen

*) Ich schließe mich hier in der Erklärung der griechischen Worte an Teichmüller an, der in seinen Studien zur Geschichte der Begriffe den Anaximandros ausführlich behandelt. Auch findet sich bei Teichmüller die bald erwähnte Stelle aus Brucker.

war also die einfache Urzeugung auch für den Menschen lieber als die Abstammungslehre. Viel später widmet aber dem Anaximandros der berühmte und schätzenswerthe Historister, der Philosoph Brucker, der im vorigen Jahrhundert lebte und zur Leibnizschen Philosophie sich bekannte, ein mitleidiges Lächeln der Verzeihung, indem er über die Abstammung des Menschen bei ihm bemerkt: Diese Erzeugung der Menschen aus andersartigen Wesen beweise zwar den geringen Bildungsgrad des Anaximandros in den Naturwissenschaften, sei ihm aber um so mehr zu verzeihen, als die meisten heidnischen Philosophen so thöricht über den Ursprung des Menschengeschlechtes philosophirt hätten; denn da sie einmal jene Hypothese, eine generatio aequivoca sei möglich, zugelassen hätten, so sei es auch leicht gewesen, dem Menschengeschlecht eine derartige Herkunft zuzuschreiben, da sie den wahren Ursprung des Menschen, dessen Kenntniß eine Offenbarung zur Voraussetzung habe, nicht gewußt hätten. Der Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts verzichtet also auf eine wissenschaftliche oder natürliche Erklärung in diesem Puncte, während über zwei Jahrtausende vorher eine solche schon versucht worden war.

Wenn die darwinsche Lehre einen Zweck nicht annimmt, so muß sie den Zufall constatiren, das heißt den Zufall in dem Sinne, insofern darunter das Mangeln des Zweckes, einer Absicht, die erreicht werden soll, verstanden wird, nicht in dem Sinne, daß etwa die wirkenden Ursachen fehlen; denn auch für die sogenannten zufälligen Abweichungen von den früheren Formen, durch die neue, den äußeren Verhältnissen sich mehr und mehr anpassende Species gebildet werden, muß es doch Ursachen geben, wenn auch uns unbekannte. Freilich pflegen wir bei solcher Unkenntniß der Ursachen auch unsere Zuflucht zu dem Zufall zu nehmen. Jedenfalls wird bei dem Darwinismus die Zweckmäßigkeit, ohne als formendes Princip zu Hülfe genommen zu sein, doch als Resultat zu Stande gebracht; es werden zweckmäßige Formen auf mechanischem Wege erreicht, ohne daß diese selbst immanent etwa gewirkt hätten, wie wir das letztere in der Lehre des Aristoteles finden, und es wird so leicht der Trug erzeugt, als sei Eins für das Andere absichtlich bestimmt, während sich nur das Eine dem Anderen gemäß allmählich gebildet hat. Gerade diese Zufälligkeit — dies Wort nur richtig verstanden — des Zweckmäßigen finden wir auch bei einem alten Denker für die thierischen Organismen auf das Bestimmteste gelehrt, und zwar bei Empedokles, diesem wunderbaren, dichterischen Propheten Agrigents, der die Sünden der Menschheit sühnend und ihre Gebrechen heilend Sicilien durchzog, und wo er hinkam, wie ein Gott aufgenommen wurde. Vermochte er es doch nach seiner eigenen Ansicht sogar Todte zum Leben wiederzuerwecken, und verschwand auf unerklärliche Weise, wie die Sage ging, zu den Göttern unmittelbar erhoben.

Trotz der mannichfachsten mythischen Elemente, die wir in seinen episch-didaktischen Gedichten über die Natur finden, stoßen wir doch bei ihm auf sehr fruchtbare wissenschaftliche Gedanken, die ihn, obgleich das Urtheil mancher Alten und auch das mancher neueren Darsteller der Geschichte der Philosophie davon abweicht, als einen der bedeutendsten vorsokratischen Philosophen erkennen lassen. Rühren doch von ihm manche der viele Jahrhunderte lang gültigen Sätze her, so der von der Vierzahl der Elemente, huldigt er doch auch einer streng mechanischen Weltansicht, wenigstens insofern, als er das eigentliche Entstehen, die Physis, leugnete und nur von einer Mischung und Trennung wissenschaftlich reden wollte. Die einzelnen Theile der Elemente, aus welchen die Dinge bestehen, werden durch Liebe und Haß verbunden und getrennt, und wenn er selbst auch in der mythologischen Auffassung dieser beiden Grundkräfte befangen ist, wie er auch die Elemente zum Theil mythologisch noch behandelt, so haben wir hier doch die ersten Spuren der über zwei Jahrtausende später erst von Newton ins rechte Licht gesetzten Attractiv- und Repulsivkraft zu erkennen, dieser Kräfte, die eine so allbeherrschende Rolle in dem Weltganzen spielen. Auch hierin hat sich Empedokles als hellsehender Philosoph gezeigt.

Was nun die Entstehung der Organismen anlangt, so haben sich nach Empedokles zuerst die Pflanzen aus der in der Entwickelung begriffenen Erde spontan erzeugt, und hierauf die Thiere. Bei der Bildung dieser letzteren kommt er aber nun auf eine wunderbare Lehre, die zunächst uns im höchsten Grade abenteuerlich erscheinen muß. Er glaubt nämlich, zuerst seien einzelne Theile selbständig entstanden, und dann durch das verbindende Princip, die Liebe, geeinigt worden. So gab es nach seiner Ansicht im Anfang Organismen, die blos Augen ohne Stirne, oder Arme ohne Schultern, oder Köpfe ohne Nacken waren, und dergleichen mehr. Diese fügte später die Liebe zusammen, aber nicht etwa in zweckvoller Ueberlegung, wie die Theile zu einander paßten, damit lebenskräftige und den äußeren Verhältnissen entsprechende Organismen entstünden, sondern wie es der Zufall mit sich brachte. Auf diese Art entstanden nun die abenteuerlichsten Gestalten und Geschöpfe, die freilich nicht lebensfähig waren, weil nicht zweckmäßig gebildet, und demnach wieder untergehen mußten. Viele hatten da nach Empedokles zwei Köpfe und doppelte Brust, oder Stierleiber mit Menschengesichtern, oder umgekehrt den Körper des Menschen mit einem Stierkopfe, auch Mischungen aus Mann und Weib kamen zu Tage. Wenn auch Empedokles hierbei wahrscheinlich an Hermaphroditen, Kentauren und dergleichen dachte und so diese mythischen Gestalten vielleicht erklären wollte, so war dies letztere doch nicht die Hauptsache dabei, sondern sein philosophisches Princip wurde nur consequent auf diese Weise angewandt.

Endlich brachte es der Zufall mit sich, daß auch lebens- und fortpflanzungsfähige Geschöpfe zu Tage kamen, und mit diesen heben dann die Reihen der jetzt lebenden Organismen an. Diese sind geeignet für die Lebensbedingungen und so wird auch ihr Geschlecht erhalten; auf diese Weise ist Zweckmäßiges hervorgebracht durch das, was sich nur zufällig zusammenfügte, wie Aristoteles dies richtig ausdrückt: „Wo nun Alles sich so traf, wie wenn es eines Zweckes wegen geschehen wäre, da blieben die Gebilde erhalten, obwohl durch Zufall, aber doch passend zusammengefügt, wo es aber nicht so zuging, da mußten die Gebilde wieder dem Untergange anheimfallen." In ähnlicher Weise denkt sich auch Empedokles die Erzeugung von Menschen. Die Erde selbst läßt aus sich unförmliche Klumpen, bestehend aus Wasser und Erde, hervorgehen, indem sie das unterirdische Feuer emporwirft, welche weder Gestalt des Menschen haben, noch Stimme, noch geschlechtlich differenzirt sind. Erst im Laufe der Zeit ist die Differenzirung und genaue Gestaltung eingetreten. Es ist möglich, daß hierbei der Gedanke an die Giganten vorgeschwebt hat, auch an die Autochthonen, zugleich wird aber auch bei der Hervorbringung des Menschen das mechanische Princip eine Rolle gespielt haben, da auch hier die Natur selbst eine Wahl mit der Zeit getroffen zu haben scheint.

Man kann über diese rohen Ansichten lächeln, und dennoch haben wir in ihnen den Anfang zum Darwinismus, wenn wir diese Bezeichnung im weiteren Sinne nehmen wollen. Wie bei diesem ist auch bei Empedokles der Zweck ausgeschlossen und wird Alles auf das zwecklose Zusammenfügen einzelner Theile hinausgeführt, und dennoch tritt die Zweckmäßigkeit der Formen schließlich zu Tage. Es ist der eine wesentliche Unterschied dabei nicht zu verkennen: Bei Darwin entwickeln sich im Laufe der Zeit aus den einfachsten Organismen die complicirten, und die verschiedensten Genera und Species bilden sich auf diese Weise heraus; bei Empedokles giebt es schon zuerst die feinsten Organe durch Urzeugung, und es kommt nur darauf an, daß sich das Heterogene in geeigneter Weise zusammensetzt. Die Natur macht nach beiden erst die verschiedensten Versuche, wenn wir wieder etwas Anthropomorphes in sie hineinlegen wollen — wobei wir freilich gleich wieder den eliminirten Zweck hätten —, den Verhältnissen gemäß Lebenskräftiges hervorzubringen; eine zahllose Menge solcher Versuche werden aber ausgemerzt, bis endlich das relativ Beste, das heißt eben das den Bedingungen Angemessene hervorgebracht ist. Es wird bei Darwin sowohl als bei Empedokles das richtige Gleichgewicht zwischen den äußeren Umständen und der Organisation der lebenden Wesen möglichst hergestellt, und wir müssen uns sogar nach beiden in der relativ besten Welt, die überhaupt gedacht werden kann, befinden.

Man wird nicht erwarten können, daß in der Blüthezeit der griechischen Philosophie, in welcher die dialektische Behandlung der Probleme besonders gehandhabt wurde, die aber an Originalität der Conceptionen der früheren Periode entschieden nachsteht, diese mechanische Naturerklärung weiter gepflegt wurde. Trat doch hier der Zweck in den Vordergrund, das Gute erhielt eine metaphysische Bedeutung, identificirte sich mit der Gottheit; der Versuch wurde gemacht, einen wissenschaftlichen Theismus zu gründen, und der Glaube an eine Alles zum Besten des Menschen leitende Vorsehung wurde zum philosophischen Dogma erhoben. Dagegen werden wir von vornherein annehmen dürfen, daß in dem Epikureismus, der sich noch lebenskräftig erhielt, nachdem die übrigen alten Schulen eigentliche Anhänger nicht mehr zählten, auch die Entwickelung der Organismen, soweit man überhaupt darauf einging, auf mechanische Weise zu erklären versucht wurde, da ja von ihm die Atomistik, wenn auch etwas modificirt, wieder aufgegriffen ward.

Hier ist nun vor allen der begeisterte Apostel des Materialismus, Lucretius Carus, der in seinem Lehrgedicht: „Ueber die Natur der Dinge" einen recht trocknen Stoff, eben die atomistischen Lehren, in einer möglichst lebendigen und ansprechenden Form vorträgt, an der man den höchst begabten Dichter erkennt. Ueber die einzelnen Lehren Epikurs sind wir nicht hinreichend unterrichtet, wir dürfen aber annehmen, daß Lucretius im Ganzen sich an den Stifter der Schule hält, wie überhaupt in der epikureischen Schule bedeutende Abweichungen von der Lehre des Meisters nicht vorgekommen zu sein scheinen, und so wird auch die Werthschätzung des Empedokles von Seiten des Lucretius und die Anlehnung des letzteren an einzelne empedokleische Ansichten großentheils auf Epikur selbst zurückzuführen sein. Namentlich in unserer Frage geht Lucretius beinahe ganz auf den alten Agrigentiner zurück. Die Erde hat mit Recht den Namen Mutter bekommen, denn aus ihr ist Alles geschaffen, oder emporgesprossen, nicht nur die Pflanzen, sondern auch die Thiere, denn weder können dieselben vom Himmel heruntergefallen sein, noch können die Landthiere aus dem Salzwasser des Meeres emporgestiegen sein. Das letztere ist höchstwahrscheinlich gegen Anaximandros und andere an dessen Theorie sich Anschließende gerichtet, das erstere vielleicht gegen Anaxagoras. Ja auch das Geschlecht der Menschen hat die Erde selbst hervorgebracht. Wenn jetzt sogar noch viele Thiere auf der Erde entstehen durch Regen und Sonnenwärme, so ist es noch viel wahrscheinlicher, daß damals, als die Erde noch jung war, mehr und größere unmittelbar aus derselben hervorgegangen sind. Aber weil es einmal ein Ende haben muß mit dem Gebären, setzt der Dichter naiv hinzu, so hörte die Erde damit auf, wie ein Weib ermattet vom Alter. In dieser ältesten Schöpfungszeit seien nun wunderbare Gestalten allerlei Art entstanden, die Lucretius in der

Weise des Empedokles schildert. Besonders fügt er noch hinzu, sie seien so beschaffen gewesen, daß sie nichts hätten beginnen, nicht irgendwohin gehen, keine Uebel vermeiden, noch etwas Nützliches hätten erlangen können. So wären sie, ohne noch befähigt zu sein, für Nachkommenschaft zu sorgen, frühzeitig dahin gestorben, und viele Geschlechter von Thieren wären auf diese Weise untergegangen. Erst nachdem die Fähigkeiten dagewesen wären, sich Speise zu suchen und sich fortzupflanzen, hätten sich die Geschlechter erhalten können. Ausführlich polemisirt Lucretius, um dies beiläufig zu bemerken, dagegen, daß es Kentauren, Scyllen und Chimären je gegeben habe, da die verschiedenen Wesen, aus denen diese Geschöpfe zusammengesetzt sein sollten, unter zu verschiedenen Bedingungen der Existenz ständen. Freilich ein seltsamer Einwand, da eben jenen ersten Gestalten die Lebensfähigkeit abgesprochen wird.

Jedenfalls hat Lucretius hier auch eine Zuchtwahl, die durch die Natur selbst ausgeübt wird, gelehrt, und von einer Zwecksetzung dabei kann bei der durchgeführten mechanischen Atomistik des Lucretius nicht die Rede sein. Es ist so das Zweckmäßige auch erreicht, ohne daß doch dasselbe als Princip gewirkt hat. Wir brauchen daher nicht anzustehen, die Epikureer und namentlich den römischen Dichter dieser Schule in einigen Puncten als Vorläufer des Darwinismus zu betrachten.

So scheuten sich die Alten nicht, das Wesen des Darwinismus, wenn wir vorausgreifend so sagen wollen, anzuerkennen, und aus dem Princip auch die verschiedensten Consequenzen zu ziehen. Es ist erstaunlich, welche Irrgänge seitdem das menschliche Denken genommen hat, bis es zu derselben Lehre, die jetzt freilich eine schärfere Präcision, eine festere Begründung und weitere Ausdehnung erhalten hat, wieder gelangt ist. Gewisse Consequenzen werden auch heutigen Tages noch verabscheut und damit das Princip im Grunde umgestoßen. Dasselbe wird sich jedoch voraussichtlich als das allein giltige in der Naturphilosophie allmählich zur Geltung bringen. Der Zweck wird, wenn er sogar von manchen Naturforschern als methodisches oder heuristisches Hülfsmittel nicht leicht entbehrt werden mag, doch als schaffendes Princip mit der Zeit aus der Naturbetrachtung eliminirt werden. Ob er freilich für eine höhere Anschauung nicht wieder aufgenommen werden kann, als identisch mit der Causalität, gewissermaßen als die Causalität von der anderen Seite gesehen, womit jedoch der Begriff des Zweckes anders bestimmt werden müßte, als er in der Regel bestimmt wird, das ist eine Frage, deren Beantwortung nicht in den Rahmen meiner kurzen historischen Betrachtung paßt.

Von Salzburg nach Ischl

Von G. Dahlke.

Mit dem Glanz des Sonnenlichtes, das drei Tage lang den Laubdom des Kapuzinerberges vergoldet hatte, war die Herrlichkeit der alten Juvavia verblaßt, und da die Gestade des Obersees einen Wechsel der Scenerie, und das Kleinod altdeutscher Bildnerei in St. Wolfgang neuen Genuß verhießen, so schied ich von der Residenz der prachtliebenden Fürstbischöfe, als die Nachricht von der Zusammenkunft des deutschen und österreichischen Kaisers bei der Bürgerschaft von Salzburg freudigen Widerhall fand. Noch ließen die ersten Regungen des Verkehrs kaum ahnen, welchen Umfang das Straßengetriebe in den Tagesstunden gewinnt, wenn die Strömung der Heimischen und Fremden über die Brücke fluthet; außer den Officieren, die sich zu Fuß und zu Roß auf dem Residenzplatze tummelten, während Trupp auf Trupp der Mannschaft von der Feste Hohensalzburg an dem Springbrunnen vorüberzog, sah man nur wenige Arbeiter in den Straßen, und neben den Orangenbäumen vor dem „goldenen Schiff" die Passagiere nach Ischl der Abfahrt des Omnibus harren. Schwerfällig rollte der bepackte Wagen über das Pflaster und durchschnitt jenseit des Paradeplatzes fruchtbare Acker- und Wiesengebreiten, welche den Gaisberg und Rockstein begrenzen; mit jeder Hebung und Senkung des Geleises traten neue Partien des Landschaftsbildes, und an den Hängen bewaldeter Hügel freundliche Ansiedelungen in den Vordergrund: rückseitig dämmerte des Baierlandes weitgestreckte, wellig ebene Au.

Als auf der ersten Haltestelle neue Gefährten, die ungern den schäumenden Gerstensaft und die rosige Maid in der Schenke verließen, die Lederrolle eines Bauern und die breite Gestalt eines Burschen, dem die Krümmungen des Weges zu Streifereien in die nahbelegenen Höfe Spielraum gaben, den knapp bemessenen Raum beengten, da ließ die Schönheit der Natur die Beschwerden der Fahrt vergessen. Unbestritten blieb die Meinung eines Bajuvaren, daß es nicht erst wochenlanger Wanderung zwischen Dolomiten bedürfe, um sich im Salzkammergute der Verbindung des Hoch- und Tieflandes und des Rasenteppichs zu freuen, der alle Gehänge bis zu den kahlen Zinnen des Tännengebirges und dem Dachfirst des oberösterreichischen Rigi umzog. Nirgends waren jene unwirthlichen Schotterhalden zu erschauen, die von den Kalkgebirgen in Tirol über Matten und Thäler sich breiten, das Pflanzenleben der Weidegründe unter ödem Geröll begraben. Häuser und Häuschen mit Schindeldächern, weißen Wänden und braunem Holzgetäfel kündeten der Landbewohner lauschige Stätten, und die Staffage der Straße erschien der

Landschaft harmonisch eingefügt: leichte Bauerwagen kreuzten mit eleganten Fahrzeugen vornehmer Reisenden, Lastfuhrwerken folgte des Dörchers zerbrechlicher Karren, und den munteren Knaben, die mit der Büchertasche auf dem Rücken im Geleit einer Bäuerin fröhlich zur Schule zogen — die bleiche, lebensmüde Bettlerin.

Von Hof, wo eine Dame als kaiserliche Postmeisterin die Fahrkarte entgegennahm, um mit raschem Federstrich den Inhalt in das Buch zu übertragen und mit ebenso gewandter Rede hier Bescheid, dort Befehle zu geben, ging es weiter von Hügel zu Hügel durch blühende Fluren bis Fuschel, während der blaßgrüne Spiegel des gleichnamigen Sees mit seinen schön geschwungenen Uferlinien vorüberglitt. Obwohl die leichtbewegte Fluth von Schattenstreifen verdunkelt blieb, wurde die nordische Nachbarin doch nicht müde, immer wieder auf das Farbenspiel des Gewässers hinzuweisen. Von dem Küstenlande des baltischen Meeres war sie über die märkische Sandebene zum erstenmal in die Alpenwelt gekommen, hatte an der Pracht des Königsees, an den Wasserkünsten von Hellbrunn und dem Park von Aigen das Auge geweidet und wollte nun in der Sommerfrische Ihrer Majestäten und dem romantischen Asyl einer armen, arbeitsamen Bevölkerung — mit dem Besuch von Ischl und Hallstadt — die Rundschau über das Salzkammergut beschließen.

Als gälte es im Wettlauf die Kräfte zu messen, stürmten die übermüthigen Braunen nach kurzer Rast wie mit Windesflügeln dahin, bis bei der Niederfahrt von einem Vorgebirge sich der Felsenrahmen scheinbar auseinanderschob und tief unten silberklar, in grünlichem Schiller, des Abersees Krystall erglänzte. Kein Wort verrieth die allgemeine Ueberraschung, als das schaulustige Auge von den Häuptern der ernsten Riesen und den anmuthigen Ufergeländen auf die Häusergruppe von St. Gilgen, von dem Felsabsturz zur Seite auf den einsamen Thurm am Gestade schweifte und endlich von der aussichtsreichen Warte des Seenlandes festgehalten wurde. In schiefen Windungen ging es zum Posthause und zum Landungsplatze hinab, wo das Verdeck des Dampfschiffs eine umfassendere Rundsicht auf das vielgestaltige Berggewirr verhieß; in kurzer Fahrt wurde St. Wolfgang erreicht.

Gegenüber der Haltestelle öffnete sich das Thor des „weißen Hirsch" und die Thür eines Stübleins zum Ausblick auf den See und eine Reihe von Pyramiden, deren großartige Felsgebilde an des Siebengebirges Spitzen erinnern ohne mit dem Zauber der Lorelei den Sinn zu berücken. Während die winkelig verschobenen, zwischen See und Halde zusammengedrängten Häuser des Dorfes eine wenig erfreuliche Mischung des Alten und Neuen bieten, prangen die Anlagen des gromannschen Gartens in frischem Grün und laden durch Ruhebänke zum Sinnen und Träumen, durch Aussichtspuncte zum

Schauen in die Nähe und Ferne, indeß Arven, seltene Kieferarten, die Myrthe, der Tulpenbaum, Paulownien und Salisburien dem Gehölz zur Zierde dienen, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Gunst des Klimas bezeugen. Von den Blumenbeeten leitet eine Terrasse zum Schlosse, das mit dem Pfarrhause zusammenhängt und durch die Laubgewinde der Außenseite einen anmuthigen Schmuck erhalten hat.

Dem Besitzer Graf Falkenhayn war wohl die Chronik von dem Leben des heiligen Wolfgang, aber nicht die Geschichte des Gotteshauses, nicht der Ursprung des Flügelaltars bekannt. Auch des Pfarrers Auszug aus dem Chronicon lunaelacense von 1748 enthielt nur spärliche Daten über die Kirche, ohne des schönen Werkes zu gedenken, das Michael Pacher für die Benedictinerabtei Mondsee mit allen Hülfsmitteln seiner Kunst in liebevoller Sorgfalt geschaffen hat. Um so willkommener war mir die Erlaubniß zur unbehinderten Besichtigung dieses Kleinods, das seit Jahrzehnten den Kunstgelehrten Anlaß zur Forschung über seinen halbverschollenen Urheber gegeben hat, willkommen auch ein Büchlein, das unter dem Titel „Gesegnetes Aberseeisches Gebürg“ außer dem Bericht über „Leben und Gutthaten des heiligen Bischoffs-Einsidls Wolfgangi“ ein Verzeichniß aller Gefahren bringt, in denen die Fürbitte des gnadenreichen Schutzpatrons wirksame Hülfe geleistet haben soll. Nach der Erzählung des Abtes Bernard ist die Wundermacht des Heiligen nicht blos in gefährlichen Krankheiten, sondern auch bei Feuers- und Wassersnöthen, Hagel- und Gewitterschauer, in Befreiung von Gespensterbann und Zauberei sichtbar geworden: Frauen, die um Kindersegen flehten, Blinde, Stumme, Lahme, mit Leibesgebresten aller Art Behaftete, haben in der Zelle des Eremiten Erhörung und Genesung gefunden, Gefangene durch seine Gnade die Freiheit erlangt.

Als Sproß eines hochadeligen Geschlechtes, das auf der Burg Achalm bei Reutlingen horstete — die Mutter Gertrude hatte sich dem Grafen Pfullingen vermählt und in der Erscheinung eines glänzenden Sternes den künftigen Erben vorausgeschaut —, war Wolfgang in das fürstliche Stift des Benedictinerklosters Reichenau gekommen und von seinem Mitschüler Heinrich zur Uebersiedelung nach Würzburg in das Erziehungsinstitut des berühmten Magisters Stephanus bewogen worden. Als jener den Bischofsstab von Trier erhalten hatte, folgte er dessen Ruf zur Leitung einer Knabenschule und Uebernahme eines einflußreicheren Amtes, bis der Erzbischof zu Rom gottselig verschied; dann trat er in das Kloster Unserer lieben Frau zu den Einsiedlern im Schwarzwalde und gewann schon in dem Probejahr die Gunst des Augsburger Bischofs Udalricus in solchem Grade, daß dieser ihm unaufgefordert die Priesterweihe gab. Wie der Mönch auf der Stufenleiter äußerer Ehren den Bischofsstuhl bestieg und in Regensburg ein weiteres Feld zu segens-

reichen Bestrebungen fand: — diese Wandlung seines Lebens verdient nicht mindere Beachtung als die Sehnsucht, welche ihn fort und fort nach dem Frieden einsamer Stätten zog und den achtundsiebzigjährigen Greis in die Felsöde des Falkenstein führte, um sich an dem Ufer des Abersees eigenhändig eine Zelle zu errichten. Zwei Jahre später — 984 — gründete der Eremit in der Nähe dieser Klause eine Capelle zu Ehren Johannis des Täufers, welche den Mittelpunct für die Ansiedelungen der Ortsbewohner bildete: nach der Rückkehr in das Bisthum hatte Wolfgang noch sieben Jahre lang die Lasten des Hirtenamtes zu tragen, bevor ihn der Tod 994 von dem Schauplatze seiner irdischen Thätigkeit abberief. Zur Beglaubigung der Legende wird der rohe Capellenaltar, des Klausners Hacke und Hirtenstab gezeigt, die Zelle am Falkenstein unter dem Ueberbau eines Kirchleins vor dem Verfalle bewahrt.

Nachdem Bischof Kuno von Regensburg der Benedictinerabtei Mondsee 1184 die Besitzungen am Abersee als Eigenthum verliehen oder zurückgegeben hatte und das Wachsthum der Bevölkerung in St. Wolfgang den Bau eines geräumigeren Gotteshauses bedingte, wurde neben der Johanniscapelle, als Filiale der Abtei, eine romanische Kirche aufgeführt, die in Urkunden des vierzehnten Jahrhunderts Erwähnung gefunden hat, bei der Feuersbrunst von 1429 jedoch in Asche sank. Zwar erstand mit den Häusern des Dorfes, dem Herzog Heinrich in Baiern 1431 das Privilegium eines Marktes verlieh, auch das Gotteshaus, denn die Chronik meldet, daß Abt Simon Reichlin 1448 den Chor und einen Theil des Schiffes erbauen und die vollendete Kirche 1460 weihen ließ, allein schon 1477 hatte sein Nachfolger Benedict diesen Chor durch einen Neubau ersetzt, den Udalrich, Bischof von Passau, weihte, und aus dem Pusterthal einen Maler zur Ausschmückung des Hochaltars berufen. Durch ein halbes Wunder blieb die Schöpfung Michael Pachers von dem Brande verschont, der 1480 einen Theil des Marktes und das Dach der Kirche zerstörte; als Anerkenntniß ihrer Vorzüglichkeit behielt sie auch nach dem letzten Umbau der Kirche — 1500 bis 1504 — den Ehrenplatz im Chor.

Nicht ohne Erregung nahte ich dem Heiligthume, das seit Jahrhunderten als Ziel frommer Wallfahrer gefeiert wird, und trat leiseren Schrittes vor den Flügelaltar, dessen plastische Figurengruppen und farbenreiche Gemälde als Meisterwerke der bildenden Kunst gepriesen werden. Wenn beim ersten Blick auf die Madonna im Schrein und auf die Heiligen der Seitennischen die Uebereinstimmung mit der gleichartigen Darstellung in Gries überraschte, so ergaben doch Anordnung und Ausführung mannichfache Unterschiede, die den Fortschritt des Meisters in der Technik der Holzschnitzerei erweisen, indem das Mittelstück der „Krönung Mariä" nachgebildet, durch Weglassung des

Heilandes und Häufung der Engelsfiguren in veränderter Gruppirung ausgestattet ist und durch das feiner stilisirte Ornament der Nischen, wie durch das Laubwerk der Umrahmung mit dem Stammbaum Christi einen werthvolleren Schmuck erhalten hat.

Da von der Majestät des göttlichen Vaters, der seine segnende Rechte über das Haupt der Jungfrau hebt, und von der Anmuth der Himmelskönigin, in deren unschuldvollen Zügen sich irdische Schönheit mit der Empfindung tiefer Demuth paart, — von dem Liebreiz dienender und lobsingender Engel, die hier Teppiche und Gewänder halten, dort mit Sang und Klang das Lob ihrer Herrin verkündigen, — wie von der feierlichen Würde beider Kirchenfürsten, welche als stumme Zeugen aus den Seitennischen des Himmelsdoms verschleierten Auges auf die Träger der heiligen Handlung schauen, — das bloße Wort keine deutliche Vorstellung zu wecken vermag, so sei an dieser Stelle auf Jobst und Leimers „Sammlung mittelalterlicher Kunstwerke in Oesterreich" hingewiesen, deren zweite Hälfte charakteristische Lithographien des Schreins mit der Staffel und dem Aufsatze, in großem Maßstabe bringt.

Wer freilich an Ort und Stelle in der dämmerigen Halle des Himmelsdoms die goldstrahlenden Gestalten aus dem Schattendunkel der gothischen, von Baldachinen gekrönten Nischen sich heben sieht, der wird in der Erfindung und Ausgestaltung, in der Individualisirung der Köpfe wie in den schönen Formen des Ornamentes leichter die künstlerische Bedeutung eines Werkes ermessen, dessen großartige Anlage und stilvolle Gliederung der treuen Spiegelung des seelischen Lebens entspricht. Wohl hat man den bauschigen, unruhigen Faltenwurf der Gewänder auf mangelhaftes Verständniß des Schnitzers gedeutet; allein wie schon die plastischen Figuren der Madonna und des Erzengels Michael zu Gries Pachers Einsicht in das Gefüge des menschlichen Körpers verrathen, lassen auch die vortrefflichen Seitenfiguren der Heiligen Georg und Florian, deren Eisenrüstung das Ebenmaß und die elastische Musculatur ihrer jugendlichen Glieder nicht verdeckt, keinen Zweifel an seiner Vertrautheit mit den Gesetzen der Natur. Jene Knitterungen der Draperie erscheinen vielmehr im Hinblick auf ihre malerische Wirkung in der Ferne mit der bewußten Absicht ausgeführt, durch das Licht- und Schattenspiel kunstvoller Falten die Gestalten von dem eintönigen Grunde plastischer hervortreten zu lassen. Man darf nur aus dem Schiff mit einem Glase die Mittelgruppe betrachten, um sich mit der gekünstelten Häufung von runden und kantigen Brüchen, von schnittig scharfen Falten, zu versöhnen.

Bei dem Reichthum an statuarischen Figuren im Tabernakelbau, dessen Mittelpyramide bis an das Deckengewölbe reicht, und der Flügelgemälde, in denen des Heilandes Leben, der Tod Mariä und einige Scenen aus der Legende des Schutzpatrons von verschiedenen Händen verherrlicht worden sind,

waren Tage verflossen, bevor sich die Ueberschau der Rückseite und der Staffel beendigen ließ, die in den Schnitzfiguren der heiligen drei Könige, wie in den Flügelbildern der „Heimsuchung", „Flucht nach Aegypten" und den Köpfen der Kirchenväter nicht minder vorzügliche Leistungen eines Künstlers birgt, der mit Stift und Messer die Ideale des Schönen zu verkörpern wußte.

Immer neue Gäste musterten die Sehenswürdigkeiten der Kirche, aber die meisten gingen an dem Flügelaltar schnell vorüber, um desto aufmerksamer die Mirakelbilder und Reliquien zu beschauen; nur wenige schienen mehr als flüchtiges Interesse einem Werke abzugewinnen, das schon durch seinen Inhalt mancher kleinen Gallerie sich an die Seite stellen darf. Bei der Betrachtung des heiligen Hieronymus, dessen frischgeröthetes, vom breitrandigen, scharlachrothen Hute beschattetes Gesicht an die gleichartige Figur des Welsberger Bildstocks erinnert, lugte ein Mädchen aus dem Dorfe mit unverholener Neugier auf die Blätter des Notizbuches und des Einsiedlers fremdartige Tracht, bis es mit der Frage nach meinem Thun und Treiben näher trat. Es war ein Kind von zwölf bis dreizehn Jahren mit klugen Augen und von einer Zutraulichkeit, wie man sie in den Tiroler Bergen selten findet; unbefangen forschte es weiter, weshalb und für wen ich alles niederschreibe, woher ich die Bedeutung der Bilder kenne, welche Namen die Heiligen trügen; lautlos lauschte es der Mär von dem heiligen Hieronymus mit dem Löwen, und folgte nur zögernd dem Ruf der Mutter, um mich mit dem dalmatinischen Kirchenvater wieder allein zu lassen.

Nachdem der Meßner zum Ueberblick des Schreins aus der Ferne die Besteigung der Orgelempore angerathen hatte, verrieth das Klirren einer Thüre die Ankunft des Organisten, der seinen Notenschatz für die Feier des Hochamts zu ordnen begann. Bei der Bitte um Zutritt auf seinen abgeschlossenen Chor hob der Magister langsam den gekrümmten Nacken und ließ in dem gefurchten Angesicht die Mühsal seines Berufes erkennen; nach huldvoller Bescheidung: „Das dürfen Sie schon" senkte sich der Blick wieder auf das Pult — des Fremden Zudringlichkeit störte seine Kreise nicht mehr —; aber mit der Anknüpfung eines Gespräches über die Leistungen seiner Schüler spiegelte das Auge des Meisters stille Trauer um den Verfall der edlen Musika: weil die Bläser und Geiger schwach, seine Tochter die einzige Stütze des Soprans, so könne in St. Wolfgang zu Ehren des Heiligen nicht viel geleistet werden.

Tag für Tag waren zur Besteigung des Schafberg in St. Wolfgang neue Reisende gelandet, die Grömmers Gasthof zum Asyl erkoren, ohne die zweifelhaften Annehmlichkeiten des „Hirsch" und „Bär", des „Roß" und „Regenbogen" zu erproben, ohne die freundlichere Herberge bei Kortisen aufzusuchen; Tag für Tag hatten neue Regengüsse die Vergnügungslust der

Alpenfahrer und den heitern Anstrich der Ufergelände getrübt, bis die Woche verronnen, der Nebelflor des Wislhorn zerstoben war und das Glockenzeichen des Dampfers „Franz Joseph" zum Abschiedsgruße erklang. Curgäste von Ischl hatten die Rundfahrt auf dem blaugrünen, langgestreckten Wasserspiegel zur Fernsicht auf Matten und Bergesfirsten dem kostspieligen Wirthshausleben an seinem Ufer vorgezogen und das bescheidene, von Baumgrün verschleierte Posthaus zu Strobl als Sammelpunct erwählt; von hier gelangt man binnen wenigen Stunden durch die fruchtbare, mit Häusern und Häuschen besetzte Landschaft nach dem belebteren Badeorte. Ein- und Zweispänner rollten auf der Straße hin und her; auf weichem Polster ließ der silberhaarige Greis sein Haupt in Träume wiegen, mit lachenden Augen, aus denen der Widerschein innern Glückes strahlte, schaute hier ein junges Paar, dort die blühende Begleiterin einer bleichen Frau in die Weite: Wanderbursche, Feldarbeiterinnen, Hirtenbuben, Händler mit Thon- und Glaswaaren auf Hundekarren, zogen an dem Gasthause „zur Linde" vorüber, dessen Vorderseite unter der Inschrift des Schildes nahezu verschwand; neben Sommerfrischgästen im Grünen tummelten sich fröhliche Kinder, jenseits der Gasfabrik wuchs das Gedränge der Spaziergänger, und bald blinkte in der Häuserreihe zur Rechten der „goldene Stern", des müden Wanderers ersehntes Ziel.

Ueber den Charakter von Shakespeares Richard III.

Von H. von Eicken.

Das eigennützige Interesse ist, wenn auch gewiß nicht das einzige, so doch jedenfalls ein sehr wichtiges Moment in der Bildung des menschlichen Urtheils. Die Behauptung wird wohl unbestritten bleiben, daß es im allgemeinen an dem Urtheile eines jeden einen mehr oder weniger maßgebenden Antheil genommen hat. Ebenso bestritten würde jedoch unser Satz sein, wenn wir in irgend einem gegebenen Falle eine Anwendung von ihm machen wollten. Denn ein jeder, selbst wenn er im allgemeinen die Möglichkeit einer solchen Beeinflussung zugiebt, wird doch in jedem einzelnen Falle an der Behauptung festhalten, sein Urtheil durch ein unvoreingenommenes, unparteiisches Denken gewonnen zu haben. Die eigenthümlichen Lebensverhältnisse, die vielverzweigten Interessen beeinflussen eben das Urtheil des Menschen so unmerklich, daß in seltenen Fällen ein klares Bewußtsein von den eigentlichen Beweggründen desselben in ihm vorhanden ist. Ein Mensch, der irgend eine

bestimmte Neigung hat, wird sich schwerlich zu einem Moralsystem bekennen, das ihm ausdrücklich verbietet, diese Neigung zu befriedigen. Ein Mensch, der sich eine Anschauung gebildet hat, die ihm durch irgend welche persönlichen Verhältnisse lieb geworden ist, wird sich schwerlich selbst durch die überlegensten Beweisgründe bestimmen lassen, dieselbe preiszugeben und eine andere allein ihrer besseren logischen Begründung wegen anzunehmen. Daher sind auch die Dispute in der Regel so fruchtlos, weil die Vorstellungen mit dem Willen verwachsen sind. Man hat sehr richtig bemerkt, ein Mensch glaubt schnell und leicht, was er zu glauben wünscht. Und ebenso schwer wird er annehmen, was ihm unlieb ist. Ein jeder sucht ohne es selber zu wissen sein sittliches und geistiges Urtheil seinen Interessen und Neigungen möglichst conform zu machen, jene mit diesen möglichst in Einklang zu bringen, so daß also die ganze Denkweise eines Menschen ebenso sehr der Ausdruck seines Charakters wie seines Wissens ist. Diesen Zusammenhang von Erkenntniß und Charakter hat Fichte sehr treffend hervorgehoben in den bekannten Worten: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist.“ Ein sittlicher Charakter wird sich unmöglich zu einer Anschauungsweise bekennen, die mit seinem Pflichtgefühl in Widerspruch steht; ein leichtfertiger, frivoler Charakter wird sich ebenso wenig zu einer Anschauungsweise bequemen können, die ihm große Entsagung und Selbstverleugnung auferlegt. Die Erkenntniß des Wahren ist darum in eminentem Grade eine sittliche Frage, eine Frage der subjectiven Wahrhaftigkeit des Menschen, denn sie schließt die Forderung einer um alle Neigungen und selbsüchtigen Interessen unbekümmerten Prüfung in sich. Darum hat auch die christliche Kirche unzweifelhaft Recht, wenn sie das Bekenntniß des religiösen Glaubens wesentlich als eine sittliche Frage behandelt; daß sie aber den sittlichen Charakter der menschlichen Erkenntniß ausschließlich auf das Bekenntniß ihrer eigenen Lehren anwendet, ist eine Forderung ihrer politischen Tendenz. Kein Mensch kann selbstverständlich auf das Bekenntniß einer bestimmten Lehre verpflichtet sein. Der sittliche Charakter unserer Erkenntniß fordert im Gegentheil die vollkommen selbständige und unbehinderte Prüfung der Dinge, deren Ergebniß begreiflich nach dem verschiedenen Maße der Intelligenz und des Wissens verschieden sein muß. Da sich nun die subjectiven Interessen mit unmittelbarer Gewalt, d. h. ohne erst durch das Bewußtsein vermittelt zu werden, geltend machen, so wird bei der Bildung einer Anschauung ein innerer Widerstreit zwischen der Pflicht der unparteiischen Erwägung und der auf ein bestimmtes Ziel hindrängenden Neigung bei denjenigen, die entweder ein hohes Maß der Geistesschärfe oder des sittlichen Pflichtgefühls, oder gar beides entbehren, durchaus nicht so deutlich hervortreten. Da nun die Menschen von großem Scharfsinn oder hohem Pflichtgefühl offenbar eine

verschwindende Minorität bilden, so kann man mit Recht annehmen, daß jene Ausgleichung zwischen der Neigung und dem Pflichtgefühl der Wahrheit sich bei der Majorität vollzieht, ohne tiefe Spuren in dem Bewußtsein zurückzulassen. Wenn man nun bedenkt, daß jene Neigungen und Interessen meistentheils in der Erziehung, den eigenartigen gesellschaftlichen Verhältnissen, den Traditionen einer Familie oder eines Standes ihre tiefe Wurzeln haben, so kann man wohl ohne Zweifel annehmen, daß bei weitem die große Mehrzahl der Menschen von der objectiven Wahrheit ihrer Anschauungen vollkommen innerlich überzeugt ist, wenn dieselben anderen Menschen auch noch so verkehrt und eigennützig erscheinen. Während wir darum auf der einen Seite annehmen können, daß die Anschauungsweise bei weitem der meisten Menschen in irgend einem Puncte mit ihren eigennützigen Interessen zusammenhängt, können wir doch auf der anderen Seite ebenso zuversichtlich behaupten, daß ein Heuchler, das heißt also ein Mensch, der sich aus eigennützigen Beweggründen zu einer Ansicht bekennt, von deren objectiver Unwahrheit er klar überzeugt ist, zu den größten Seltenheiten gehört. Darum wird freilich ein Mensch, der sich zu einer Anschauung bekennt, die, ohne daß er sich klar darüber ist, in eigennützigen Motiven ihren Grund hat, kaum entschuldbarer wie ein heuchlerischer Mensch, der sich der wahren Ursachen und Zwecke seiner Vorstellungen vollkommen bewußt ist. Die Verschuldung jenes ist in dem ganzen Bildungsproceß seiner Vorstellungen zu suchen, in dem Umstande, daß er seine Neigungen einen entscheidenden Einfluß auf seine Erkenntniß hat gewinnen lassen. In sehr scharfsinniger und eingehender Weise hat der englische Geschichtschreiber Lecky diese psychologische Frage erörtert in seinen bekannten Werken: „Sittengeschichte Europas bis auf Karl des Großen und Geschichte des Geistes der Aufklärung in Europa."

Ebenso wie mit unserem intellectuellen, verhält es sich auch mit unserem sittlichen Urtheile. Auch hier liegt derselbe Widerstreit vor zwischen dem was wir als unsere Pflicht empfinden und den Neigungen und Interessen unseres Willens. Auch in der Erkenntniß des Guten zeigt sich dasselbe Streben nach einem Ausgleich zwischen Pflichtgefühl und Neigung, wie in der Erkenntniß des Wahren. Darum können wir auch hier darauf rechnen, daß die große Mehrzahl der Menschen, welche sich einer verwerflichen Handlung schuldig machen, sich selten die Verwerflichkeit ihrer That eingestehen wird. Vielmehr werden sie alle möglichen Argumente suchen, um sich selber die Correctheit ihrer Handlungen zu beweisen, so daß ihr sittliches Bewußtsein immer mehr schwindet und sie schließlich an der Statthaftigkeit ihrer Handlungen kaum noch einen Zweifel hegen. Die Darstellung des Conflictes zwischen Pflichtgefühl und Neigung in einer großen Persönlichkeit bildet ja auch die Aufgabe des Tragödiendichters. Auch der Held der Tragödie hat sich schließ-

lich durch Vernunftgründe von der Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit seines Fehltrittes überzeugt. Man hat sich daran gewöhnt, die Ketzerrichter des späteren Mittelalters als die abschreckendsten Beispiele heuchlerischer Verworfenheit zu betrachten. Dem gegenüber hat man in unseren Tagen wiederholt die Behauptung aufgestellt, daß es unmöglich sei, selbst den blutigsten Größen der spanischen Inquisitoren bewußte, selbstsüchtige Motive positiv nachzuweisen. So vor allem Buckle. Dennoch wird Niemand, der diese Behauptung als richtig anerkennt, darum den herrschsüchtigen Geist der Kirche und der Inquisition leugnen wollen. Aber diese Herrschsucht der Kirche beruhte auf so großen Ideen und einer so vielhundertjährigen Tradition, daß gerade im Priesterstande ein Bewußtsein von dem unsittlichen Charakter derselben zweifellos nur in den seltensten Fällen vorauszusetzen ist. Die Annahme einer klugen Berechnung würde voraussetzen, daß sich ein Mensch in jedem Falle ein deutliches Bewußtsein von Gut und Böse bewahrt hätte. Unendlich viel häufiger werden wir jedoch wahrnehmen können, daß den verwerflichen Handlungen der Menschen Reflexionen vorhergehen, welche die Grenzen zwischen Gut und Böse in ihrem sittlichen Bewußtsein allmählich verrücken. Wir können mit Sicherheit annehmen, daß ein Industrieritter des neunzehnten Jahrhunderts sich über den sittlichen Charakter seiner Unternehmungen entweder gar keine Rechenschaft giebt, oder daß er sich ein Moralsystem construirt hat, aus welchem er selbst seine verwerflichsten Handlungen jeden Augenblick ohne Fehlschluß abzuleiten vermag. Es ist ja längst bekannt, daß die Socialisten „über Diebstahl nicht so denken, wie das liberale Philisterthum". Und wir haben nicht den mindesten Grund an der vollkommenen Aufrichtigkeit solcher Deductionen zu zweifeln. Darin liegt, wie der heilige Augustin sagt, der glänzende Triumph der Tugend über das Laster, daß das letztere seine Blöße mit dem Gewande der ersteren zu bedecken sucht. Darin liegt andererseits die erbärmliche Schwachheit des Eigennutzes, daß er seine wahre Natur mit allen erdenklichen dialectischen Kunstgriffen instinctiv zu verbergen sucht. Wir würden uns demnach wahrscheinlich sehr täuschen, wenn wir eine Anschauungsweise, deren objective Unrichtigkeit leicht ersichtlich und unzählig Mal erwiesen ist, auf einen bewußten, klug berechnenden Eigennutz zurückführen wollten, wir würden uns wohl nicht weniger irren, wenn wir jedesmal oder auch nur in der Regel bei dem lasterhaften Menschen ein klares Bewußtsein, ein rückhaltloses Selbstgeständniß seiner Schuld voraussetzen wollten. Die Heuchelei setzt eben eine gleichgroße Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, wie Lügenhaftigkeit gegen andere voraus.

In auffallendem Gegensatz zu der Seltenheit solcher Fälle steht die Thatsache, daß die Menschen stets geneigt sind, in allen Fällen eine bewußte, kluge Berechnung vorauszusetzen. Die christliche Kirche kennt zwar auch einen Irr-

thum, der durch die Macht der Erziehung und anderer Verhältnisse hervorgerufen ist, einen Irrthum, der seine Ursachen also mehr in den allgemeinen Neigungen der menschlichen Natur, als in einer besonderen Versündigung des Einzelnen hat. Aber dort, wo sie eine directe Leugnung ihrer Lehren, oder ein ihr geradezu widersprechendes System findet, ist sie sofort bereit auf Lüge und absichtliche Verstockung zu schließen. Ihre Literatur wiederholt seit dem vierten Jahrhundert unaufhörlich den Vorwurf der Heuchelei und Bosheit gegen alle Anhänger einer fremden Glaubenslehre. Darauf begründet sie das Recht einer rücksichtslosen Verfolgung aller ketzerischen Lehren, ein Recht, das sie bekanntlich seit den Tagen des Kaisers Constantin mit fürchterlicher Energie gehandhabt hat. Man sieht daran, von welchen verhängnißvollen Folgen jene Neigung des Menschen gewesen ist, bei falschen oder vermeintlich falschen Vorstellungen auf ein berechnendes Bewußtsein, einen absichtlichen Betrug zu schließen. Seit dem vorigen Jahrhundert hat die Kirche eine schwache Vergeltung erfahren, indem die rationalistische Denkweise nun in derselben Weise der Kirche eine betrügerische Absicht zuschrieb. In den Tagen Voltaires galt Kirche und Religion bei allen aufgeklärten Geistern als ein berechneter, fortgesetzter Priesterbetrug. Wenn sich nun gegenwärtig auch die historische Wissenschaft von dieser Auffassung befreit hat, so ist doch in den leidenschaftlichen Kämpfen der politischen und kirchlichen Parteien diese Auffassung mehr oder weniger allgemein. Selbstverständlich macht auch hier wieder die Partei der römischen Kirche von dieser verkehrten Auffassung den reichlichsten Gebrauch. Unter dem Namen Freimaurer faßt sie so ziemlich alles Niederträchtige was Menschen jemals ersonnen, zusammen. Und bekanntlich pflegt sie diese Bezeichnung ungefähr auf alle gebildeten und edeldenkenden Männer anzuwenden. Wir werden jener Annahme des bewußten Betrugs bei einem falschen oder vermeintlich falschen intellectuellen oder sittlichen Urtheile überall dort begegnen, wo die Leidenschaften der Menschen in hohem Grade erregt sind, wo also das Denken der Menschen am wenigsten zu einer objectiven Würdigung fremdartiger Erscheinungen geneigt ist. Je leidenschaftlicher wir selber für oder gegen eine Meinung eingenommen sind, desto mehr sind wir geneigt allen Widerspruch aus leidenschaftsloser, kluger Berechnung zu erklären, weil uns ein mit klarem Bewußtsein begangenes Unrecht das höchste Maß der Verworfenheit zu sein scheint. Aber in der einfachen und abstracten Weise, in welcher die Kirche und die Parteipolemik zu denken pflegt, ist jenes psychologische Problem von dem Verhältnisse des Pflichtgefühls und der Neigungen eben nicht immer zu lösen. Wenn es möglich wäre, alle Persönlichkeiten, welche ein weit verbreitetes Urtheil als Heuchler oder bewußte Betrüger bezeichnet oder seiner Zeit bezeichnet hat, auf die Richtigkeit dieser Aussage zu prüfen, so würden wir wahrscheinlich erstaunt sein

über die außerordentliche geringe Anzahl von Persönlichkeiten, die wirklich mit kluger Berechnung ihrer gewinnsüchtigen Interessen, sich zu Ansichten bekannten, über deren Unrichtigkeiten sie sich selber nicht im geringsten zweifelhaft waren, oder die Handlungen begingen, deren Verwerflichkeit sie sich selber vollkommen eingestanden. Einer so klugen und kalten Berechnung, oder einer so trotzigen Willensenergie sind nur wenige Menschen fähig, nur die Heroen des Lasters.

In Richard III. hat Shakespeare einen solchen Charakter entworfen. An ihm wird uns verständlich, welche fürchterliche heldenhafte Größe ein bewußter Betrug, eine grundsätzliche Heuchelei erfordert. Richard III. ist das typische Vorbild eines lasterhaften Menschen, der großartigste Bösewicht, den jemals ein Dichter geschaffen. Während sonst jeder tragische Charakter sich erst allmählich entwickelt und erst nach langen innern Kämpfen zwischen Neigung und Pflicht der ersteren unterliegt, steht Richard III. gleich von Anfang als ein vollkommen fertiger Charakter vor uns, der in der Verwickelung seiner Pläne wohl Verbrechen auf Verbrechen häuft, bei dem aber jede innere Entwickelung ausgeschlossen ist. Bei ihm ist alles bewußte Absicht und kluge Berechnung. Er macht keinerlei schwachmüthige Concessionen an sein sittliches Gewissen. Ein innerer Conflict zwischen Pflichtgefühl und selbstsüchtigem Interesse ist in diesem Charakter unmöglich. Eine Beeinflussung seiner Begriffe von Gut und Böse durch Reflexionen, welche ihm schließlich seine verbrecherischen Absichten als gerechtfertigt erscheinen lassen, findet bei ihm nicht statt. Wallenstein sagt:

> „Strafbar erschein ich und ich kann die Schuld
> Wie ichs versuchen mag, nicht von mir wälzen."

Ein wirklicher Heuchler giebt sich gar nicht Mühe darum, sich selber aus dem Charakter seiner Handlungen irgend welchen Hehl zu machen. Die Grenze zwischen Gut und Böse bleibt ihm unverrückt. Nur der große Troß der gemeinen oder charakterschwachen Verbrecher fühlt das Bedürfniß, sich in armselige Verhandlungen mit seinem Gewissen einzulassen und sich selber zu belügen. Richard III. bemüht sich nicht einen Augenblick, sich selber über die Niederträchtigkeit seines Charakters zu täuschen. Das feste Ziel seines Strebens ist die Königskrone Englands. Bei allen Mitteln und Wegen, die er wählt, um in den Besitz derselben zu gelangen, ist und bleibt er sich der Verwerflichkeit derselben klar bewußt und ist dennoch „gewillt, ein Bösewicht zu werden". Das ist der echte Typus des Heuchlers und Bösewichts, der mit berechnender Klugheit handelt, der in ungetrübtem Unterscheidungsvermögen zwischen Tugend und Laster sein Bündniß mit dem letzteren schließt.

> „Weil denn der Himmel meinen Leib so formte,
> Verkehre dem gemäß den Geist die Hölle."

Er weiß nichts von den Empfindungen weicher Seelen, „von Mitleid, Liebe Furcht".

„Kann ich doch lächeln und im Lächeln morden,
Und rufen: schön! Zu dem, was tief mich kränkt,
Die Wangen netzen mit erzwungenen Thränen
Und mein Gesicht zu jedem Anlaß passen."

Er ist ein vollendeter Heuchler gegen alle, nur allein gegen sich selbst nicht. Er heuchelt Liebe, Güte, Frömmigkeit im vollsten Bewußtsein seiner Lüge:

„Und so bekleid' ich meine nackte Bosheit
Mit alten Fetzen aus der Schrift gestohlen,
Und schein ein Heil'ger wo ich Teufel bin."

Die ganze Handlung der Tragödie besteht nur in der Abwicklung seiner mit berechneter, tief versteckter Bosheit angelegten Intriguen. Immer näher zieht er seine blutigen Kreise um seine Beute, bis er schließlich die gierigen Hände nach dem verlockenden Golde ausstrecken kann. Fehlt diesem Charakter auch der Reiz der psychologischen Entwickelung, welche auf dem Widerstreite zwischen Pflichtgefühl und selbstsüchtigem Interesse beruht, so gewinnt er andrerseits desto mehr durch die gewaltige Willenskraft seiner Bosheit. In der Wahrhaftigkeit dieses Charakters sich selbst gegenüber, die niemals mit sophistischer Dialektik über die Nichtswürdigkeit seiner Absichten hinweggleitet, liegt seine furchtbare, übermenschliche Größe. Auch in dieser Beziehung läßt sich das ihm von der Margaretha zugerufene Wort auf ihn anwenden: „Du Lump der Ehre!" Er steht auf dem Gipfelpuncte des Lasters, der wohl nur von wenigen Menschen erreicht sein mag, über den hinaus es keine Steigerung mehr giebt. Jener Vertrag, den der große Haufe der Sünder mit seinem Gewissen abzuschließen pflegt, ist eben nur ein Symptom der menschlichen Schwäche zum Guten wie zum Bösen. Von dieser Schwachheit ist in Richards Seele keine Spur zu entdecken. Der Dichter läßt Richard in der Verzweiflung enden und damit hat er dem Schicksale desselben jene einzige Wendung gegeben, welche die Forderung einer sittlichen Gerechtigkeit in der dramatischen Entwickelung dem Heuchler gegenüber anerkennen kann. Für den Menschen, der bei vollem Unterscheidungsvermögen des Guten und Bösen mit ausgesprochener Absichtlichkeit das Böse will, giebt es keine Sühne. Ein befriedigender Ausgleich zwischen Schuld und Strafe würde nicht mehr zu finden sein. Es liegt der kirchlichen Lehre, welche die bewußte Absichtlichkeit der Sünde als die Sünde wider den heiligen Geist bezeichnet, ein tiefer Gedanke zu Grunde.

Shakespeare hat noch zwei andere Charaktere gezeichnet, die Richard III. als ebenbürtig an die Seite gestellt werden können: Jago in „Othello" und

Don Juan in „Viel Lärm um Nichts". Jeder von ihnen ist, wie der letztere von sich sagt: „ein aufrichtiger Bösewicht".

Das wirkliche Leben bietet sicherlich wenig Beispiele solcher Bosheit. Vielleicht hat auch der wirkliche Richard III. den Grad der Bosheit nicht erreicht, auf den ihn Shakespeare gehoben hat. Uebrigens mag die Geschichte der angelsächsischen Rasse mehr Beispiele besitzen, welche diesem Ideale eines Bösewichts wenigstens nahe kommen, wie die Geschichte irgend eines anderen Volkes. Denn es giebt wohl kaum eine Rasse, die so viel nüchterne Klarheit des Denkens mit so großer Energie des Willens verbindet wie jene. Die englische Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts, die Geschichte Karls I., Karls II. und des Cabalcabinets legt jene Vermuthung wenigstens nahe. Wenn wir aber an dem Charakter Richard III. beachten, was eigentlich unter einem solchem „aufrichtigen Bösewicht" zu verstehen ist, so wird man zugeben, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach zu den größten Seltenheiten in der Welt des Lasters gehören wird.

Aus gefühlvollen Tagen.

Von A. Hach.

In dem Nachlasse einer Dame, welche in freundschaftlichen Beziehungen zu des Dichters Johann Heinrich Voß Familie stand, fand sich der nachfolgende, offenbar fingirte, Brief an Jean Paul, welcher, höchst wahrscheinlich kurz nach dem Jahre 1807 in Heidelberg geschrieben, die überschwängliche Begeisterung eines Theiles der damaligen deutschen Frauenwelt nicht übel persiflirt.

Großer Mann!

Wann die vielen, vielen Huldigungen, so Ihnen an Ihrem Geburtstage von himmlischen und irdischen Engeln zufallen, vorbey seyn werden, o so beschwöre ich Ihnen, daß Sie auch von mir eine kleine Huldigung anzunehmen geruhen.

Durch den ehdeln Professor Voß hatte ich das große Glück, daß Sie meine arme Schwelle betrahten. Seitdem diese Ehre meinem Hause geschah, und ich mich an Ihrem Angesichte, drauf alle Grahzien des Himmels thronen, erlabete, stühmen Empfindungen in mir, die ich zu unterdrücken vergebens bemühet bin. Ach, noch gedenkt michs, da Sie vor dem Bilde meiner Schwester knieeten, und ich weine innerlich, wenn ichs gedenke. Lassen Sie mich zum Danke davor mein Herz, das so feurig gegen das Ihrige schlägt, vor Ihnen ausschütten.

Äonen sind verflogen seit ich zuerst mit Ihnen bekannt ward, — ich meine geistig. Es war ein himmlischer Frühlingsabend. Ich ging am Arm meiner Schwester meinen Lieblingsgang nach der Schwezinger Kunststraße. Wir sprachen über Gott und Unsterblichkeit, und wie sehr die himmlischen Freuden vorzuziehen seyen vor den irdischen. Da überwallte mich eine selige Ahnung. Als ich zu Hause kam, lag auf meinem Tische, mir von einer Freundin geschenkt, das Kampahner-Thal von Jean Paul, dessen Nahme mir bis dato noch nicht vorgekommen. O, da ging die Ahnung über in Erfüllung. Ich stieg noch selbigen Abends auf dem farbigen Irisbogen Ihrer Phantasey in den himmlischen Goldpalast Ihrer Dichtung hinein. Da lag die Ewigkeit vor meinen Blicken aufgethan. Alle Sphären klangen harmonisch durch einander. Gott! das ist Unsterblichkeit, dacht' ich! Und von dem Augenblicke an wohnt in mir seliger Frieden, auf meinen Wangen ein ewiges Lächeln, auf meinen Lippen der Honigthau des Dankes gegen den himmlischen Dichter. Ach! ich hatte vorigen Sommer die Gelegenheit Ihnen zu danken, aber jungen Frauenzimmern ist die Schüchternheit eigen; auch war ich noch starr vor neuem Entzücken, dem Schöpfer meiner alten Entzückungen so nahe zu stehen.

Voß, der edle Freund, stahl Ihnen eine Nelke, die er mir einhändigte. Diese Nelke wird mein Leben hindurch bei mir ruhen. Sie wird nie veralten, sie wird immer farbig glühen, wie das Feuer auf dem Altar der vestalischen Jungfrau. Der edle Voß liebt die Dankbarkeit, aber hasset den Dank, — wäre das nicht, der feurigste Dank, den mein Herz aussprechen kann, hätte mir noch zu kalt gedühnket.

Drey der größesten Dichter habe ich in meinem kurzen Leben zu kennen das Glück gehabt. O man glaubt unter solcher Bewandniß schon eine Ewigkeit gelebt zu haben! Der Erste war der große Gellert, der bey mir Gevatter gestanden. Ihn möcht' ich das Vohrbild von Voß nennen. Was Gellert in seinen himmlischen Liedern und Fabeln, und in seinen harmonischen Schauspielen aussprach, alles, alles finde ich bey meinem Voß — ich meine den Alten — wieder. Nur wortreicher ist Voß und gedankentiefer und plastischer. Und dieser Voß, den ich den einzigen Unsterblichen nennen würde, wäre der große Jean Paul nicht, der ist wieder des Letztern Vorbild und Probemuhster. Gott, wo finde ich Worte, um nur auszusprechen, wie mir Ihr Genius bedünket, aber hier stocken Herz und Zunge. Der allwissende Gott aber versteht mich und giebt mir vielleicht einmal nach vielen, vielen Jahren Kraft und Geschick mich wührdig auszusprechen.

Nun ergeht an Sie, edeler Dichter, die Bitte. Von Gellert besitz

ich ein eigenhändiges Geschenk, seine Betschwester, in weiß Schweinsleder gebunden. Der große Voß beschenkte mich ferner mit seiner unsterblichen Luise, die in Corduan gebunden jede Nacht unter meinem Hauptkissen ruhet. O Sie, großer, großer Mann, schenken Sie mir nun auch etwas — ich fordere nichts großes — erlauben Sie nur dem Professor Voß, daß er mir — aber wohlgemerkt in Ihrem Namen! — einen einzigen Correcturbogen des neuen Armenadvocaten Siebenkäs schenke. Dann werd' ich einmal mein Haupt stolz zu denen Füßen meiner Väter versammeln und sagen: die drey größesten Dichter, die da lebten, seyen deine Freunde gewesen.

Und nun die Hauptsache, edler, großherziger Dichter! Des Himmels dreifacher, siebenfacher Segen ströhme hernieder auf Ihr geweihetes Haupt, und beglücke noch lange die glücklichste unter allen Sterblichen, dero Frau Gemahlin, und segne Ihre holden Kinder, — schon in der Phantasey meine wahren Goldherzigen. Erleben Sie noch viele, viele, viele solche Geburtstage. Meine Schwester grüßet Ihnen dankend. Ihre ergebenste Dienerin, und so viel an mir ist, Freundin

Lisette H.

An Seiner

des Herrn Legazionsraths und Doctors
Jean Paul Friedrich Richter Wohlgeboren

auf Baireuth.

Aus dem deutschen Reichstag.

V.

Die im Wahlkampf eine so große Rolle spielenden Klagen, daß die Ungunst unserer wirthschaftlichen Lage wesentlich verschuldet sei durch unsere Zollgesetzgebung, die der heimischen Industrie den nothwendigen Schutz versage, und durch unsere Gewerbeordnung, mußten nothwendig auch in den Debatten des Reichstags zum Ausdruck gelangen. Das ist nun geschehen in Bezug auf die Zollgesetzgebung bei der Etatsberathung (Einnahmen aus den Zöllen und Steuern); Schutzzoll und Freihandel schickten ihre Redner ins Gefecht mit den beiderseits oft gehörten Ausführungen zur Begründung der beiderseitigen Systeme; die Reichsregierung erklärte sich über ihre Absichten bezüglich der mit Oesterreich nun anzuknüpfenden Verhandlungen mit der durch die Sachlage ihr nothwendig vorgeschriebenen Reserve; immerhin war der Hauptgedanke bezeichnend genug, daß man einen Systemwechsel nicht beab-

sichtige und daß man an eine Aufhebung aller Zölle nicht denke. Wenn sich Schutzzoll und Freihandel mit gleicher Sicherheit auf die in den statistischen Zahlen ausgedrückten Thatsachen beriefen und aus denselben ziemlich entgegengesetzte Folgerungen entwickelten, so erlitt die Zuverlässigkeit dieses statistischen Zahlenwerkes einen empfindlichen Stoß dadurch, daß das kaiserliche statistische Amt seine neueste Publication, die eine auffallende Eisenausfuhr von circa 500,000 Centner nach der Schweiz behauptete, durch die Erklärung berichtigen mußte, daß hier ein Irrthum vorliege und daß diese 500,000 sich auf wenig über 7000 reducirten. Da ist es nun freilich für die Zukunft schwer, mit den Zahlen des statistischen Amtes zu rechnen und sie als den exacten Ausdruck der thatsächlichen Verhältnisse zu betrachten. Irgend eine Förderung hat die Sache durch diese Zolldebatte nicht erfahren, kein Theil hat den andern überzeugt, zu einer Beschlußfassung war für jetzt kein Anlaß gegeben, für eine positive Einwirkung des Reichstags ist erst Gelegenheit gegeben, wenn die Regierung das Resultat ihrer demnächst beginnenden Verhandlungen mit Oesterreich im nächsten Herbst oder Frühjahr vorlegen wird. Die Frage der Gewerbeordnung wird den Reichstag in verschiedenen Formen beschäftigen und hat es theilweise schon, da, abgesehen von den sehr zahlreich eingegangenen Petitionen wegen Fragen der Gewerbeordnung, die verschiedenen Parteien ihre Beschwerden und Wünsche in sehr verschiedener Form zum Ausdruck bringen. Die Freiconservativen beschränkten sich auf die Form der Interpellation, um zu erfahren, was die Regierung wegen gewerblicher Reform zu thun gedenke und erhielten die allgemeine Antwort, daß man zur Zeit keine Reform beabsichtige. Die Debatte über diese Interpellation förderte wenig Neues zu Tage, bezeichnend war nur die Warnung von nationalliberaler Seite, daß man nicht durch unablässiges Aendern an der gewerblichen Gesetzgebung, wodurch den bestehenden Einrichtungen gar nicht Zeit gelassen werde, sich einzuleben, anzupassen und zu erproben, eine Unruhe und Unsicherheit erzeugen möge, die auf das wirthschaftliche Leben nothwendig nachtheilig einwirken müsse und sodann die Erklärung von derselben nationalliberalen Seite, daß man sich für verpflichtet halte, den Beschwerden und Wünschen auf diesem Gebiete die allersorgfältigste Prüfung zu widmen, daß man aber von allgemeinen Klagen und Debatten ohne bestimmte Vorschläge sich keinen Nutzen verspreche und daher in solchen Materien, wo die Erfahrung wirkliche Schäden und eben so Mittel der Abhülfe an die Hand gebe, sorgfältig erwogene Abänderungen vorschlagen werde, um so Schritt vor Schritt und aus den deutlich erkannten Bedürfnissen des Lebens heraus die in unserer Gewerbegesetzgebung vorhandenen Mängel und Unvollkommenheiten bei voller Aufrechthaltung des Princips gewerblicher Freiheit zu beseitigen. Mit dieser Form der Interpellation wird die Sache um keinen Schritt gefördert. Praktischer nach der gewählten Form

erscheint das Verfahren der Conservativen, die ihre gewerblichen Reformvorschläge in einem fertig ausgearbeiteten Gesetzentwurfe niedergelegt haben, der freilich nach seinem sachlichen Inhalt im Reichstag nur theilweise auf Zustimmung wird rechnen können und der andrerseits den Umfang der conservativen Klagen über die auflösende Tendenz der liberalen Gesetzgebung auf ein äußerst geringes Maß reducirt, denn der ganze Reformentwurf beschränkt sich auf Bestimmungen über das Lehrlingswesen und über Einführung von Arbeitsbüchern. Die Nationalliberalen haben ihre Reformgedanken ebenfalls genau präcisirt, aber nicht in der Form eines fertigen Gesetzentwurfs, sondern in der Form von Resolutionen, die zwar die Richtung und den Stoff der Abänderungen genau angeben, aber die Anordnung und Form der wirklichen Gesetzesredaction vorbehalten. Und wir glauben, daß diese Art, von der Initiative des Reichstags Gebrauch zu machen, bei einem so schwierigen Thema die richtige ist. Denn den Mitgliedern des Reichstags fehlt vieles, nur der Regierung leicht zu Gebote stehende Material, was hierbei nicht zu entbehren ist und andrerseits fehlt ihnen inmitten der unruhigen Thätigkeit im Reichstag die Sammlung und die Möglichkeit solcher Concentration, wie sie für eine vollständige Gesetzesredaction nöthig ist, deren Bestimmungen auf eine ganze Reihe anderer Gesetze abändernd einwirken. Die Berathung und Beschlußfassung im Reichstag über diese, die gewünschten Abänderungen nach ihrem Inhalt präcis angebenden Resolutionen wird geeignet sein, die Bedürfnißfrage klarer zu stellen und Verbesserungen nachzutragen und giebt dann der Regierung deutlich an, in welcher Richtung eine sorgsam ausgearbeitete Gesetzesvorlage im Reichstag auf Zustimmung zu rechnen hat. Die Resolutionen, welche die Nationalliberalen, wahrscheinlich unterstützt von andern Parteien, vorzulegen im Begriffe sind, erstrecken sich zur Zeit auf das Handwerkslehrlingswesen und auf die gewerblichen Schiedsgerichte. Es wird damit nicht ausgeschlossen, daß später die bessernde Hand noch an andere Materien gelegt wird. Es kommt aber vor allem darauf an, daß nicht bloß Reden gewechselt werden über allerhand Unvollkommenheiten, sondern darauf, daß etwas Positives und Dauerndes geschaffen, daß aus der Fülle der Klagen und Wünsche das wirklich Berechtigte und Erreichbare herausgegriffen wird. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe hat sich bei den vertraulichen, sehr eingehenden Vorbesprechungen um so mehr herausgestellt, je weniger das Resultat der angestellten Enquète eine Uebereinstimmung der Ansichten in den betheiligten Kreisen und brauchbares Material für eine Gesetzesreform darbietet. Angeblich sind übrigens nicht nur vom Centrum, sondern auch seiten der Socialdemokraten, die bis jetzt im Besuch der Sitzungen und in ihrem äußern Auftreten eine bessere Haltung und mehr Mäßigung als früher beweisen, Reformvorschläge auf gewerblichem Gebiete zu erwarten und es kann uns nichts

erwünschter sein, als wenn die Herren sich endlich veranlaßt sehen, ihre rein kritische und negative Stellung wenigstens auf einem Gebiete des Lebens zu verlassen und mit wirklich positiven Vorschlägen hervorzutreten, wie sie ihre Beglückungstheorie verwirklichen zu können glauben. Die Zollfrage wird übrigens in verschiedenen Gestalten durch Anträge aus dem Hause selbst den Reichstag noch beschäftigen. Es sind mehrere Anträge, theils entschieden schutzzöllnerischer, theils verschämt schutzzöllnerischer Natur in der Vorbereitung begriffen, die wohl nach dem Feste ans Tageslicht treten werden.

Die Etatsberathungen haben sich so langsam fortbewegt, daß, wie wir schon früher andeuteten, bis Ostern an einen Abschluß nicht mehr zu denken war; es mußte deshalb durch ein Zwischengesetz die Ermächtigung zur Fortführung der Verwaltung bis Ende April auf Grund des letzten, bis Ende März a. c. reichenden Etatsgesetzes gegeben werden. Wirklich bedeutende Abminderungen in den Ausgaben scheinen nach dem bisherigen Gang der Berathungen nirgends einzutreten. Für das Heer ist die gewünschte Vermehrung der Officiersstellen um eine Hauptmannsstelle für jedes der hundertundfünf Infanterieregimenter in der Commission verwilligt worden. Bezüglich der Marine hat die frühere Willigkeit in Gewährung von Mitteln zu einer raschen Kräftigung unserer maritimen Vertheidigungsfähigkeit einer mehr zögernden Stimmung und dem Bedenken Platz gemacht, ob Deutschland als continentale Macht, für welche die Entscheidung immer nur durch eine starke Landarmee herbeigeführt werden könne, reich genug sei, neben dem unvermeidlich starken Kostenaufwand für das Landheer auch noch jährlich wachsende Summen für die Marine ohne allzugroße Ausnutzung seiner Leistungsfähigkeit aufzubringen. Freilich bleibt bei diesem Bedenken unerwogen, ob Deutschlands Theilnahme am Welthandel, ohne welche unsere wirthschaftliche Lage vollständig verkümmern müßte, ohne eine Ausdehnung der heutigen Stärke unserer Marine gesichert erscheinen kann.

Ohne zur Zeit näher in diese Frage einzugehen, wollen wir nur constatiren, daß bei den Budgetberathungen eine Strömung hervortritt, die von diesem Standpuncte aus den Aufwand für die Marine zu beschränken sucht. Im übrigen tritt besonders die Tendenz hervor, die Summe der aufzubringenden Matricularbeiträge weniger durch Abminderung der in der That schon im Geiste weiser Sparsamkeit bemessenen Ausgaben, als durch theilweise Deckung aus vorhandenen Beständen zu vermindern und, wie wir schon früher andeuteten, kann auf diese Weise wohl die vom Bundesrath beantragte Erhöhung der Matricularbeiträge um 26 Millionen auf etwa 15 Millionen reducirt werden. Wenn bei diesem Zurückgreifen auf vorhandene Bestände das rechte Maß wie bisher eingehalten wird, so hat der von einigen Seiten gehörte Vorwurf keine Berechtigung, daß wir damit die schlechte Wirthschaft

trieben, von unserem Capital zu zehren. Denn diese Bestände, deren wir augenblicklich einen recht hübschen Vorrath haben, sind nicht Capital, sie sind nichts als früher zu viel erhobene Steuern. Die Beunruhigung wegen der nothwendigen Erhöhung der Matricularbeiträge gegen das Vorjahr hat übrigens eine erhebliche Milderung erfahren durch die der Budgetcommission in ihrer letzten Sitzung gewordene Mittheilung, die auch in der Schlußsitzung des Reichstags noch einen Gedankenaustausch veranlaßte, daß die jetzige Abrechnung über die französische Kriegscontribution noch eine Vertheilung von circa 20 Millionen an die Staaten des früheren norddeutschen Bundes ergebe und eine spätere von weiteren 13 Millionen in Aussicht stelle. Die betreffenden Staaten erhalten dadurch weit mehr, als den Betrag der erforderlichen Erhöhung der Matricularbeiträge.

Die peinliche Frage wegen Zeugnißzwang gegen den Redacteur Kantecky, über die wir früher berichteten, soll nun versucht werden, im Wege des bereits angedeuteten Nothgesetzes zu lösen; der Antrag, von nationalliberaler Seite eingebracht, liegt dem Hause bereits vor.

Fortwährend bewegt blieben alle Kreise des Reichstags durch das damals noch unerledigte Entlassungsgesuch des Marineministers von Stosch. Obwohl derselbe die Geschäfte noch fortführte, so enthielt er sich doch begreiflicherweise im damaligen unentschiedenen Stadium der Sache eines jeden öffentlichen Hervortretens und ließ sich deshalb auch in den sein Ressort betreffenden Verhandlungen der Budgetcommission durch den Admiral Henck vertreten. Das Bedauern, daß der Reichsdienst eine so eminente Capacität wie von Stosch zeitweise entbehren müsse, war ein sehr allgemeines. Um so größer ist nun die Freude, daß die kaiserliche Entscheidung diesem Verlust vorgebeugt hat.

Das von uns neulich erwähnte Gesetz, wodurch dem bis jetzt nur auf kaiserlicher Verordnung beruhenden provisorischen Landesausschuß für Elsaßlothringen eine gesetzliche Basis und gesetzgeberische Rechte in Landesangelegenheiten ertheilt werden, ist mit Beibehaltung seines provisorischen Charakters in verbesserter Form vom Reichstag auch in dritter Lesung genehmigt worden und dadurch der erste Schritt geschehen, um die staatsrechtliche Stellung des Reichslandes allmählich in einer, seinen eigenen Interessen wie denen des deutschen Reichs förderlichen Weise gesetzlich festzustellen. Wir begrüßen in dem Zustandekommen dieses Gesetzes eine hocherfreuliche Leistung des Reichstags in dem mit Ostern endigenden ersten Abschnitt dieser Session und hoffen, daß dies Gesetz, wodurch dem Reichslande die erwünschte Mitwirkung an der Leitung seiner Landesangelegenheiten eingeräumt, dem Reichstag aber eine nicht unbedeutende Geschäftslast abgenommen wird, dazu beitragen werde, die Bewohner der Reichslande allmählich mehr und mehr mit ihren neuen Verhältnissen auszusöhnen und fester an das Reich anzuschließen. Ueberaus er-

freulich war bei den Berathungen über dies Gesetz im Reichstag einestheils die Haltung der Elsasser Autonomisten, die mit sehr viel Tact und Geschick aufgetreten sind und sich großes Verdienst um ihre engere Heimath erworben haben, anderentheils die Uebereinstimmung unter allen Parteien des Hauses in dieser Angelegenheit, die unter anderem dadurch einen bestimmten Ausdruck fand, daß die schließlich angenommenen Abänderungsanträge von allen Parteien gemeinsam eingebracht wurden.

Als sehr erfreulich betrachten wir auch, daß der Reichstag vor seiner Vertagung für die Osterzeit die Frage über den Sitz des Reichsgerichts endgültig gelöst hat, erfreulich deshalb, weil die zu hohem Grade gesteigerte Spannung der Gemüther wegen dieser Angelegenheit nachtheilig wirkte auf die Stimmung des Reichstags und auf die Erledigung seiner Geschäfte. Der von uns wiederholt ausgesprochenen Meinung in der Sache entspricht natürlich die für Leipzig getroffene Entscheidung, besonders werthvoll erscheint uns aber die große Majorität von 71 Stimmen, die sich schließlich zu Gunsten Leipzigs ergeben hat und die auch die besten Propheten im Reichstag höchlichst überraschte. Diese entschiedene Majorität wirkt nach manchen Seiten hin ausgleichend und versöhnend und giebt der Sache einen bessern Abschluß, als ihr Verlauf war, der freilich in mancher Beziehung zu ernsten Bedenken Anlaß gab. Bei einer rein sachlichen Abwägung der für Berlin und der für Leipzig sprechenden Gründe räumen wir willig ein, daß starke Gründe auch für Berlin ins Feld geführt werden können; sie wurden vom Justizminister Leonhardt in seiner ersten Rede in einer für Viele überzeugenden Weise vortrefflich entwickelt und diese Rede war die eine Lichtseite der Verhandlungen im Reichstage; die andere bildete die treffliche Rede Laskers, dem das große Verdienst zukommt, durch eine objective Würdigung der Sachlage nach allen Seiten hin, die bei ihm fast nie der idealen Färbung entbehrt, der Entscheidung den bittern Beigeschmack des reichsfeindlichen, antinationalen, der ihr von einigen Seiten aufgenöthigt werden sollte, genommen zu haben. Auch die Rede des baierischen Bevollmächtigten von Riedel entwickelte die rein sachlichen Gründe, die den Bundesrath bei seiner Entscheidung geleitet haben, in trefflicher Weise. Im übrigen bewegten sich die dreimaligen Debatten, deren erster Tag entschieden zu Gunsten Berlins und zu Ungunsten Leipzigs ausfiel, nicht auf der Höhe, auf der sich die Spannung der Gemüther befand. Die Gründe für und wider Berlin kamen in der Meinung Vieler dem Gleichgewicht so nahe, daß für diese die Entscheidung abhängig ward von einer Gewißheit darüber, daß Sachsen seinen obersten Landesgerichtshof nicht fortbestehen lassen werde, da man solch Nebeneinanderbestehen eines allgemeinen obersten Reichsgerichts und eines höchsten Landesgerichts in demselben Territorium für absolut unzulässig hielt. Aus diesem Grunde ward die Entscheidung wesentlich

abhängig von der Erklärung der sächsischen Regierung über ihre diesfallsigen Absichten. Die Erklärung, die der sächsische Justizminister in der ersten Berathung abgab, war zwar der Sache nach beruhigend, sie war aber so eingehüllt und verdunkelt durch eine Fülle von Unklarheiten und Verklausulirungen, daß die Wagschaale für Leipzig sehr ins Sinken kam und im Reichstag nur der Gesammteindruck zurückblieb, daß man in diesem Punct eine volle Sicherheit nicht habe, sondern abhängig bleibe von dem Ermessen und den Beschlüssen der sächsischen Kammern. Die Bedingungen aber, unter denen die Residenz des höchsten Reichsgerichts bestimmt werden soll, sind offenbar ganz entschieden eine Frage des Reichsinteresses und können daher nicht der Feststellung durch Landesgesetz überlassen werden, sondern müssen vorweg durch Reichsgesetz geregelt werden. Von diesem Standpunct aus ward, um die Unklarheit zu beseitigen, die die Erklärung des sächsischen Justizministers zurückgelassen hatte, der laskersche Antrag eingebracht und angenommen, der für das Land, in welchem das Reichsgericht residiren wird, das Bestehen eines obersten Landesgerichtshofes reichsgesetzlich ausschließt. Da die Entscheidung für Leipzig vom Reichstag mit diesem laskerschen Zusatz getroffen ist, so bedarf die Sache einer erneuten Beschlußfassung des Bundesraths, der dadurch formell in die Lage gesetzt ist, die Entscheidung für Leipzig zu Falle zu bringen durch Ablehnung des laskerschen Zusatzes. Wenn hier und da Wünsche in dieser Beziehung sich regen, so legen wir denselben ebenso wenig ein Gewicht bei, wie den düstern Prophezeiungen, daß Preußen, im Verdruß über den Verlauf der Sache nunmehr der ganzen Ausführung der Justizorganisation Schwierigkeiten bereiten werde. Solche Wünsche und Prophezeihungen erscheinen uns als das Ergebniß einer erregten Stimmung, die Schonung erheischt, aber sicher überwunden werden wird. Der Gedanke, daß Preußen majorisirt worden, daß ihm Unrecht geschehen sei, ist von einem Theil der Presse so laut gepredigt worden, daß zuletzt in Preußen selbst Viele daran glauben mußten, obwohl die Thatsache dagegen spricht, daß im Reichstag von den altpreußischen Abgeordneten ziemlich genau die eine Hälfte für Berlin, die andere dagegen stimmte. Bismarck hat nicht nur durch sein Fernbleiben von den Verhandlungen, sondern auch durch wiederholte Aeußerungen deutlich zu erkennen gegeben, daß er der Sache eine hohe politische Bedeutung nicht beimesse, sondern sie ihrer rein sachlichen Entwickelung von innen heraus überlasse und daher in der Entscheidung gegen Berlin nicht eine Demonstration gegen Preußen oder gegen das Reich erblicke. Wenn man bis zu gewissem Grade mit Recht Bismarck als den Repräsentanten des Reichsgedankens ansieht, so kann man doch nicht von einer Majorisirung Bismarcks sprechen, wo er sich ganz und gar nicht majorisirt fühlt, wo er sogar nach der Meinung Mancher im Stillen ganz einverstanden ist und nur sich still

zurückgehalten hat, um mit seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident nicht in Conflict zu kommen.

Wir hoffen, daß die jetzt in vielen Kreisen unleugbar vorhandene Verstimmung sich legen und daß der Beschluß für Leipzig das erreichen wird, was die Hauptsache ist, nämlich eine günstige Entwickelung des künftigen höchsten Reichsgerichts zu ermöglichen. Wir hoffen das, gestützt auf eine Thatsache, die in den Verhandlungen uns nicht genug betont worden zu sein scheint, die Thatsache nämlich, daß die Residenz des jetzigen Reichsoberhandelsgerichts in Leipzig sich so überaus günstig für dessen Entwickelung gezeigt hat, daß dieser Gerichtshof unter sehr schwierigen Verhältnissen und in wenigen Jahren sich durch die Tüchtigkeit seiner Leistungen eine so allgemeine Achtung und solches Vertrauen in weiten Kreisen erworben hat, wie es augenblicklich vielleicht kein Gerichtshof in Deutschland besitzt. Daß so sympathisches Vertrauen der Nation auch dem künftigen allgemeinen höchsten Gerichtshof entgegenkomme, das ist eine werthvolle Mitgabe für die schwierige Durchführung unserer Justizorganisation. Die bisherige Erfahrung berechtigt zu der Hoffnung, daß die Residenz eines höchsten Gerichtshofes in Leipzig für seine Entwickelung dort günstige Bedingungen vorfindet und wird manche Bedenken beseitigen, die in rein sachlicher Beziehung dem jetzigen Beschluß entgegenstanden. Die überaus günstige Meinung für die Stadt Leipzig, deren nationale Haltung oft rühmende Anerkennung fand, gab sich auch in der Thatsache kund, daß von einem anderen Ort außer Berlin und Leipzig überhaupt gar keine Rede war. Charakteristisch erschien uns die Aeußerung eines Abgeordneten, der für Berlin gestimmt hatte: „ein Trost ist für uns, daß man's Leipzig gönnen kann, denn schlecht ist die Leipziger Atmosphäre für einen höchsten Gerichtshof nicht."

Mit der Erledigung der beiden wichtigen Gesetze wegen Elsaß-Lothringen und über den Sitz des Reichsgerichts ist nun der Reichstag in vierzehntägige Osterferien getreten und beginnt am 10. April eine neue Thätigkeit, die nächst dem Reichshaushalt und finanziellen Fragen, sowie dem Patentgesetz, den Fragen der Gewerbeordnung und des Zollsystems und einigen andern auch den Wahlprüfungen gewidmet sein wird, von denen trotz der Heftigkeit des Wahlkampfes doch nur wenige dem Schicksal der Vernichtung zu verfallen scheinen.

M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Athen. Zur griechischen Bildungsstatistik. — In der gegenwärtigen Zeit, wo die Slaven sich als Befreier der unter dem türkischen Joch seufzenden Christen und als Civilisatoren des Orients aufwerfen und

Rechte auf die Balkanhalbinsel geltend machen, darf man in Deutschland, wo allenthalben die Ueberzeugung zu herrschen scheint, daß den Slaven die Zukunft gehöre, bei allem Enthusiasmus für diese Stämme doch nicht vergessen, daß die Griechen viel ältere Rechte haben und mehr als alle andern Stämme dazu berufen und geeignet sind, die Vermittler abendländischer Cultur im Orient zu werden. Namentlich ist es Pflicht derjenigen gebildeten Fremden, die hier schon seit einer Reihe von Jahren leben, immerfort darauf aufmerksam zu machen, wie die griechische Nation, trotz der jeweiligen schlechten Regierungen und unbekümmert um deren Treiben, unaufhörlich vorwärtsschreitet. Man glaube ja nicht, daß man das durch das türkische Joch in Unwissenheit versunkene Griechenland vor sich habe. Seitdem es frei geworden, ist auch der Eifer zu den Wissenschaften allenthalben erwacht. Elementarschulen findet man fast in jedem Dorfe und die Procente der Rekruten, die nicht lesen und schreiben können, sind geringer als in Italien. Sechzehn Gymnasien, davon vier in Athen, bereiten für die Universität vor. Es möchte scheinen, als ob der Gymnasien, namentlich in Athen, zu viele wären, wenn man aber bedenkt, daß Athen der Heerd der Studien ist, nicht blos für die anderthalb Millionen Griechen von Hellas, sondern auch für die der Türkei, Kleinasien u. s. w., so begreift man leicht dieses Zusammenströmen der Studenten in der griechischen Hauptstadt. Daß der Drang zu Bildung und Wissenschaft den Griechen angeboren ist, beweisen am besten die Griechen der Türkei, Kleinasiens, Aegyptens u. s. w. Es giebt in diesen Ländern keine nur einigermaßen bedeutende Stadt, wo nicht die griechische Gemeinde ein Gymnasium unterhielte, und nebenbei dafür sorgte, daß auch die Dörfer rings mit Elementarschulen versehen sind. In nicht wenigen Städten der Türkei und Kleinasiens trifft man jetzt auch griechische Töchterschulen und Kindergärten an.

Dazu kommt eine Anzahl von Vereinen, sowohl in Griechenland als in der Türkei, die keinen anderen Zweck haben als die Volksbildung zu heben. Von den auswärtigen führe ich an die von Serrä, Thessalonich, Bitolja, Kastoria, Rhädestos, Philippopel, Adrianopel, Varna, Trapezunt. Die beiden bedeutendsten aber sind der Verein „zur Verbreitung griechischer Bildung" in Athen und der große Verein in Constantinopel. Der letztere wirkt Unglaubliches. Man bedenke, daß er in Kleinasien, auf den Inseln, in Thessalien, Macedonien und Thracien mehr als fünfzig Gemeindeschulen und daneben noch alle vorher erwähnten kleineren Vereine mit Geld- und Büchersendungen unterstützt. Zu diesem Zwecke verausgabt er jährlich eine Summe von ungefähr 1250 türkischen Pfunden, also fast 25,000 Mark. Und diese Summe steuern jährlich zehn bis fünfzehn reiche Griechen von Constantinopel zusammen! Man kann sagen, es existirt fast kein von Griechen bewohnter Ort, wo nicht wenigstens eine kleine Volksschule wäre.

Für den ganzen Orient nun ist Athen die einzige Universität. Je mehr also die auswärtigen Griechen an ihrer Bildung arbeiten, desto stärker wird das Zusammenströmen von Studenten hier sein: Darum nimmt auch die Zahl der Universitätsstudenten so bedeutend zu. Nachdem sie im Jahre 1863 bis 1864 zum ersten Male Tausend überstiegen hatte, wächst sie mit jedem Jahre und beläuft sich in diesem auf 1559. Davon sind etwas über zwei Drittel aus dem Königreich Griechenland, und fast ein Drittel aus der Türkei und Kleinasien.

Die Peloponnesier widmen sich verhältnißmäßig mehr als die Nordgriechen den Studien. Auch die Cycladen liefern ein bedeutendes Contingent. In den türkischen Provinzen herrscht ein schönes Verhältniß und alle sind im Fortschritte begriffen. Nur Cypern macht eine traurige Ausnahme und zeigt uns, wie sehr es turkificirt ist und wie tief es in Folge dessen in Bezug auf die Bildung steht.

Von den 11,344 Studenten, die vom 1. September 1837 bis heute immatriculirt wurden, sind aus Constantinopel 241, aus Thracien 227, aus Macedonien 436, aus Epirus und Albanien 605, aus Thessalien 465, aus Nordgriechenland 2046, aus dem Peloponnes 3831, aus den Inseln um den Peloponnes 262, aus den jonischen Inseln 755, aus Euböa und den Sporaden 348, aus den Cycladen 740, aus Creta 331, aus Cypern nur 34, aus Kleinasien 335, aus den Inseln Kleinasiens 561, aus andern Ländern 137.

Betrachten wir nun, wie sich die Studenten auf die einzelnen Facultäten vertheilen, so finden wir, daß schon seit vielen Jahren zu zweien der größte Zulauf ist, zur juridischen und zur medicinischen. Beide aber laufen sich gegenseitig den Rang ab. Von Errichtung der Universität bis zum Jahre 1855 zählte die medicinische Facultät mehr Studenten als die juridische, ja es war im Jahre 1851—1852 das Verhältniß 578 Mediciner zu 109 Juristen; von 1855—1868 war dann das Verhältniß umgekehrt; die Juristen überflügelten die Mediciner und zwar haben wir im Jahre 1868—1869 Juristen 673 zu 216 Medicinern. Seit dieser Zeit hat sich das Verhältniß beider Facultäten ausgeglichen und im Jahre 1874—1875 waren es 588 Juristen und 587 Mediciner. In den zwei letzten Jahren waren der Juristen wieder um 30—40 mehr. Auch zur pharmaceutischen Schule ist großer Zulauf, vielleicht zu großer. Schwach steht es dagegen mit der philosophischen Facultät, am schlimmsten jedoch mit der theologischen. Δ

Aus Berlin. Kaisers Geburtstag. Von der Saison. Etelka Gerster. — Der Geburtstag unseres Kaisers ist hier unter so allgemeiner und so herzlicher Theilnahme der Bevölkerung gefeiert worden, wie wohl noch

niemals. Das Leben und Treiben auf den Straßen war ein so bewegtes und dabei so würdig gehaltenes, daß man sogleich inne ward, wie Jedermann der hohen Bedeutung des Tages sich bewußt war. Gegen Mittag waren die Linden und die dem kaiserlichen Palais zunächst liegenden Straßen buchstäblich von Menschen erfüllt, sobald man des Kaisers am Fenster oder auf der kurzen Fahrt nach dem Schlosse ansichtig wurde, erschollen nimmer enden wollende, geradezu enthusiastische Hoch- und Jubelrufe. Das Denkmal Friedrichs des Großen vor dem Palais prangte in reichem Blumenschmucke, eine Decoration, die sowohl durch ihre Neuheit wie durch ihre Schönheit das allgemeine Interesse erregte. Die vielen fremden Fürstlichkeiten, welche der festliche Tag nach Berlin geführt hatte, trugen durch ihre Auffahrten in Gala nicht wenig zum Glanze der Feier bei.

Von wahrhaft historischer Bedeutung war die Versammlung der Fürsten um den Kaiser im Schlosse, um ihm ihre gemeinschaftliche Festgabe, das von A. von Werner meisterhaft componirte und ausgeführte Bild zu überreichen. Das Bild stellt die Kaiserproclamation in Versailles dar und ist mit poetischem Schwunge und zugleich peinlicher Treue im militärischen und sonstigen Detail gemalt. Wohl hundertfünfzig sehr gelungene Porträts weist es in seinem wahrhaft riesigen Rahmen auf. Werner hat an diesem Colossalbilde seit dem Kriege gearbeitet und die ersten Entwürfe und Skizzen schon im Jahre 1871 in Versailles gezeichnet. Großen Eindruck machten die weihevollen Worte, mit denen der König von Sachsen Namens der deutschen Fürsten das Geschenk dem Kaiser übergab. Die Erinnerung an den Moment, wo der Kaiser auf Wunsch der Fürsten und freien Städte die dem deutschen Volke in der Zeit der französischen Gewaltherrschaft verloren gegangene Kaiserkrone wieder aufnahm und so dem, was die deutschen Stämme in gemeinschaftlichen Kämpfen und Siegen erreicht, die äußere Weihe gab, diese Erinnerung, angeregt von dem Fürsten, der wie der Kaiser für die Erreichung des hohen nationalen Zieles persönlich im Felde gekämpft hatte, erschien als der würdigste Ausdruck der festlichen Stimmung der Nation und zugleich als ein theures Unterpfand für die gedeihliche Zukunft des deutschen Reiches. Sehr schön werden die königlichen Worte ergänzt durch die Dankesworte, die der Kaiser zur Mittheilung an die Nation an den Fürsten Bismarck gerichtet hat, in denen er sagt: „Umgeben von einem mächtigen Kreise verbündeter und befreundeter Fürsten habe ich mit Genugthuung den Werth gefühlt, als Mittelpunct des nationalen Empfindens betrachtet zu werden. Aus diesem Bewußtsein schöpfe ich neue Kraft, mich der Sorge für die Wohlfahrt des Vaterlandes zu widmen."

Am Abend des festlichen Tages strahlte die Stadt in einem Lichtmeere. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Haltung der Bevölkerung auch bei der Illuminiation, welche leicht zu allerlei Ausschreitungen Veranlassung

bietet, eine sehr würdige und der hohen Bedeutung des Tages entsprechende blieb. Die ungeheuern Menschenmassen bewegten sich in völliger Ordnung neben einander her. Wir glauben dies ausdrücklich constatiren zu müssen, weil es uns scheint, daß das Verhalten des Berliner Publicums bei solchen Gelegenheiten meist zu ungünstig und durchaus nicht richtig geschildert und beurtheilt wird. Es soll freilich nicht geleugnet werden, daß in Berlin an solchen Tagen gelegentlich ein Element der Rohheit zu Tage tritt, das dem Verlaufe einer solchen Festfeier gefährlich werden kann. Allein es ist nicht richtig, daß dieses Element bei uns stärker vertreten ist, als in anderen großen Hauptstädten, und es wird regelmäßig übersehen und todtgeschwiegen, daß diesem destructiven Elemente bei uns im Volke ein so starkes gemäßigtes, wohlerzogenes und disciplinirtes gegenübersteht, wie es sicherlich keine ausländische Metropole auch nur annähernd aufzuweisen hat. In diesem Falle war die Haltung der Bevölkerung noch um so anerkennenswerther, als in den ersten Tagen der Woche mehrfache Arbeiterkrawalle eine gewisse Erregung in manchen Stadtgegenden hervorgerufen hatten, die bei anderer Gesinnung leicht zu Excessen hätte führen können. Diese Arbeitertumulte waren übrigens rein localer Natur und hatten keinerlei Zusammenhang mit irgend welchen socialistischen Agitationen. Sie sind auch ohne irgend welche Folge geblieben.

Ueberschaut man dagegen die äußere Situation, so macht sie freilich weit eher einen kriegerischen Eindruck als einen friedlichen. Man kann sehr wohl zugeben, daß Rußland sich gerne aus seiner bereits weit vorgeschobenen Position zurückziehen möchte, es mag auch sein, daß die Mächte ein überwiegendes Interesse haben, ihm diesen Rückzug zu ermöglichen, man sieht aber bis jetzt nicht recht, wie Rußland diese Operation vollziehen soll, ohne auf die Durchführung der wesentlichsten Theile seines Programmes zu verzichten. Es scheint daher, daß die ganze gegenwärtige diplomatische Action, abgesehen von ihrem staatsrechtlichen Ziele hinsichtlich der Beseitigung des Pariser Vertrages, doch wesentlich auch bestimmt ist, die Lücke auszufüllen, die zwischen der Conferenz und dem Ausbruche der Feindseligkeiten liegt und liegen mußte.

Hier in Berlin verspürte man übrigens äußerlich wenig von den schweren Gefahren der orientalischen Verwickelungen. Der Reichstag, die vielen brennenden Fragen der inneren Politik, die Discussion der handelspolitischen und wirthschaftlichen Verhältnisse an öffentlichen Stellen und in privaten Cirkeln und nicht am wenigsten die theatralischen, musikalischen und sonstigen Genüsse der Saison nehmen das politische wie das unpolitische Berlin vollauf in Anspruch. Die stille Woche, an deren Beginne wir stehen, bildet den Schluß einer Saison, so lebhaft, wie Berlin sie kaum jemals gesehen. Das gesellige Leben der letzten Monate war ein ganz außerordentlich reges, die Zahl der gebotenen theatralischen und musikalischen Genüsse eine ungewöhnlich bedeutende. Diners und Bälle ohne Ende, alle Theater voller Novitäten und auf allen Bühnen seltene, von auswärts herbeigezogene künstlerische Kräfte. Die Thatsache dieser ungemeinen Energie des höheren Genußlebens wird übrigens vielfach in das Feld geführt, um zu erweisen, daß der gegenwärtig auf dem

Handel und der Industrie lastende Druck in Wahrheit so groß nicht sei. Uns scheint der Versuch dieser Beweisführung ein sehr unglücklicher. Das sociale Leben Berlins beweist für die Lage der industriellen Classen schon aus dem Grunde so gut wie gar nichts, weil in Berlin eine sehr große Anzahl von Leuten lebt, welche mit der Industrie weder direct noch indirect etwas zu thun haben und ihr Vermögen so angelegt haben, daß es durch die Krisen der letzten Jahre nur sehr wenig berührt wurde. Sodann aber sind die Verhältnisse der ganz abnorm componirten Bevölkerung einer Großstadt überhaupt in keiner Weise maßgebend für die Verhältnisse an anderen Orten im Lande.

Augenblicklich tritt übrigens die Discussion der industriellen wie jeder anderen Frage völlig zurück vor der einmüthigen und enthusiastischen Huldigung, die das kunstliebende Berlin einer jungen Sängerin entgegenbringt. Eine solche Begeisterung, wie sie Fräulein Etelka Gerster hier erregt hat und noch fortdauernd erregt, ist seit den Tagen Henriette Sonntags und Jenny Linds nicht gesehen worden. Publicum und Kritik sind völlig einig in der unbedingten und allseitigen Anerkennung ihrer Leistungen. Sie, die völlig unbekannt zu uns kam, wird heute nach wenigen Wochen den größten Koryphäen aller Zeiten ebenbürtig an die Seite gestellt. Ein solcher Fall ist fast ohne Analogie. Fräulein Gerster kam hieher mit einer italienischen Sängergesellschaft und sang das erste Mal im krollschen Saale vor einem spärlichen Publicum. Dieser eine Abend aber hatte ihre Laufbahn begründet, denn am nächsten Abende war das Haus schon völlig ausverkauft und ist seitdem besetzt geblieben bis auf den letzten Platz. Der jedesmalige minutenlange Beifall ähnelt einem Orkane. Alle Gesellschaftskreise wetteifern in der Anerkennung der jungen Künstlerin, nicht zum wenigsten verdankt sie der Liebenswürdigkeit des Kaisers, welcher kürzlich an der Spitze der ganzen Hofgesellschaft und Diplomatie im Saale erschien und der Vorstellung bis zum Schlusse mit sichtlichem Gefallen beiwohnte. Am Geburtstage des Kaisers sang Fräulein Gerster im Schlosse, und was dort sonst nie geschieht, wohl kaum geschehen darf, man applaudirte mit demselben Enthusiasmus wie im Theater. Man erzählt sich eine hübsche kleine Geschichte, wie Fräulein Gerster den Weg in das Schloß gefunden. Der Kaiser hätte sie gefragt, ob sie einen Wunsch habe, sie hätte diese Frage bejaht und auf des Kaisers weitere Aufforderung, ihn auszusprechen, gesagt: „Ich möchte Ew. Majestät etwas zum Geburtstage vorsingen.“ Leider bleibt uns Fräulein Gerster nicht erhalten. Es scheint, daß zunächst Paris sie hören wird. Sie ist eine Ungarin, in Mailand und in Wien gebildet.

J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Die römisch-katholische Kirche im Königreich der Niederlande. Von Friedrich Nippold. Leipzig, T. O. Weigel. — Diese umfangreiche kirchenhistorische Monographie schließt sich ergänzend und weiterführend an die bekannten Darstellungen an, welche Mejer, Sicherer, Friedberg, Golther, Laveleye und Michaud von dem Zustande des kirchlichen Zwistes in anderen Ländern gebracht haben. Der Verfasser nimmt an, daß der Kampf vielleicht da am lebhaftesten und innerlichsten sich abspielt, wo man am wenigsten an ihn zu denken scheint. Er sucht auszuführen, daß der Culturkampf in Holland nicht nur nicht fehlt, sondern auch noch schärfer dort

geführt wird, als selbst in Deutschland und in der Schweiz. Man wird nach der Lectüre den ersten Theil dieser Behauptung zugeben müssen, für den zweiten Theil indeß bietet das Buch nicht zwingende Beweismomente genug. Die Zahl der aufgeführten Einzelheiten entscheidet doch hier nicht allein. Man sieht wohl, daß auch Holland hier in Nöthen ist, nur erscheint die Bedeutung einzelner Thatsachen allzusehr gesteigert, was wohl seinen Grund auch in der Weitschweifigkeit der Darstellung haben mag, die durch strengere Kürze entschieden gewonnen hätte. Immerhin ist das Resultat interessant genug. Wir sehen, wie der Einfluß der Utrechter Kirche vorwiegend formell, innerlich schwach ist, wie die Lücken, welche der Tod des Erzbischofs von Loos und des reformirten Historikers Janssonius zurückgelassen hatte, heute noch nicht ausgefüllt sind. Auch der holländische Altkatholicismus, zu sehr abgesperrt, zu conservativ in den Formen, leidet an den Schwächen der Halbheit. Weder die Utrechter Episcopalkirche, noch die Freimaurerlogen, noch auch die Gemeinnützigen Gesellschaften werden hier den Uebergriffen des Ultramontanismus wirksam begegnen können. Auch hier steht das Heil allein beim Staate.

Bibliographie.

In den letzten Wochen sind bei der Redaction unter anderen folgende Bücher eingegangen:

Asmus, G., Camp Paradise. Cöln, Mayer.
Balbi, G., Julius II. Berlin, Enslin.
Brandes, G., Ferdinand Lasalle. Berlin, Duncker.
Camerer, Th., die Lehre Spinozas. Stuttgart, Cotta.
Csengery, A., Franz Deák. Leipzig, Duncker u. Humblot.
Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. Würzburg, Stuber.
Der Ausbruch des Krieges. Erlangen, Deichert.
Engel, E., Zeitschrift des preuß. statist. Bureaus. 16. Jahrg. H. III. IV. Berlin, Stat. Bureau.
Freiligrath, F., Gesammelte Dichtungen. Lief. 1—8. Stuttgart, Göschen.
Hellwald, F. v., Die Erde und ihre Völker. 28. 29. Lieferung. Stuttgart, Spemann.
Heß, W., Der Golf von Neapel. Leipzig, J. J. Weber.
Kaiser Wilhelm. Von einem süddeutschen Offizier. Stuttgart, Weise.
Keller, A. v., Uhland als Dramatiker. Stuttgart, Cotta.
Klunzinger, B., Bilder aus Oberegypten. Stuttgart, Lang u. Müller.
Kräwel, R. v., Die deutsche Civilproceßordnung. Leipzig, Duncker u. Humblot.
Leander, R., Gedichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.
Lehmann, Stein, Scharnhorst und Schön. Leipzig, Hirzel.
Lossing, B., Illustrirte Geschichte der Vereinigten Staaten. 1. Halbband. Stuttgart, Auerbach.
Menzel, W., Geschichte der Neuzeit. 1. Lief. Stuttgart, Kröner.
Müller, M., Präsident Dr. Jolly. Stuttgart, Metzler.
Nohl, L., Beethoven. Stuttgart, Cotta.
Oertzen, G. v., Deutsche Träume, deutsche Siege. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.
Reuter, R., Die vereinigte freisinnige Partei. Berlin, Springer.
Schmidt, Ferd., Kaiser Wilhelm der Siegreiche. 1. Heft. Leipzig, Spamer.
Stade, B., Ueber die alttestamentlichen Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode. Leipzig, F. C. W. Vogel.
Stieler, K., Bilder aus Elsaß-Lothringen. Lief. 9. 10. Stuttgart, Neff.
Strauß, Th., Das Geistesleben der Zukunft. Leipzig, Schlömp.
Taine, H., Die Entstehung des modernen Frankreich. 1. Bd. Leipzig, Günther.
Uhde, H., O. Reichard. Stuttgart, J. G. Cotta.
Wittstock, A., Französische Sprachlehre. 1. Stufe. Leipzig, Klinkhardt.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 29. März 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Aus dem katholischen Leben.

Von Julian Schmidt.

Kurz vor dem Schluß des preußischen Landtags äußerte sich der Abgeordnete Lasker über den Culturkampf in einer so versöhnenden Weise, daß er manchen seiner Parteigenossen zu weit zu gehen schien. Ich glaube mit Unrecht. Ich lasse in politischen Dingen durchaus keine Sentimentalität gelten; dennoch hat mich Laskers Rede sympathisch berührt. In dem gerechten und nothwendigen Kampf, den wir gegen die römische Curie und ihren Anhang führen, müssen wir sorgfältig jeden Verdacht vermeiden, als sei dieser Kampf gegen die katholische Kirche gerichtet.

Der Kampf ist uns aufgedrungen. Mit sträflicher Nachlässigkeit hatten die früheren preußischen Regierungen es versäumt, das Aufsichtsrecht des Staates zu wahren, das einer so gewaltigen Macht gegenüber, wie es die Kirche ist, zu den Lebensbedingungen des politischen Athemholens gehört.

Die Wortführer dieser Macht haben sich nun verleiten lassen, in einer Zeit, wo alle nationalen Kräfte zusammengerafft werden mußten, um das große Ziel der Einigung zu erreichen, sich einer Leitung dienstbar zu machen, die offen und versteckt gegen dies Ziel gerichtet war. So mußten wir den Kampf aufnehmen; wir mußten nachholen, was früher versäumt war, und da nun alle Maßregeln auf einmal ergriffen werden mußten, erregte es natürlich heftigen Anstoß. Das kann uns nicht anfechten. Der Staat ist in seinem vollsten Recht, wenn er von der Kirche ebenso Gehorsam gegen seine Gesetze fordert wie von jeder andern Corporation. Bevor dieser Gehorsam durch offenes Bekenntniß oder auch stillschweigend wieder hergestellt ist, kann von einem Nachlaß in den Zwangsmaßregeln keine Rede sein.

Aber wir dürfen bei den friedfertigen und wohlgesinnten Anhängern der katholischen Confession nicht den Verdacht aufkommen lassen, als sei es auf das Innere ihres Glaubens abgesehen. Die politische Verfassung der Kirche

unterliegt der Aufsicht des Staates; auf die Functionen ihres inneren Lebens darf er nicht einwirken.

Freilich wäre es für jeden Protestanten ein rechter Herzenswunsch, die katholischen Länder zur gereinigten Lehre zurückzuführen, oder wenigstens eine freisinnigere Richtung in der Kirche zu begünstigen. Aber zu dem letzteren fehlt uns jede Handhabe, und das erstere hat die Geschichte als unmöglich erwiesen.

Ich kann daher über den nothwendigen Kampf nicht so leicht und sanguinisch denken wie viele, denen das religiöse Leben überhaupt entweder fremd oder gar zuwider ist. Die katholische Kirche, so vielfach sie auch unsern heiligsten Ueberzeugungen widerspricht, ist dennoch eine christliche und hat gleich der unsrigen eine heilige Mission gegen die Barbaren des modernen Lebens. Sie ist nicht blos ein starker und gefährlicher Gegner, sondern ein Gegner, mit dem wir im Interesse der allgemeinen Cultur schonend verfahren müssen. Je fester wir entschlossen sind, unser eigentliches Recht bis ins äußerste zu verfolgen, desto lauter müssen wir erklären, daß es uns nicht einfällt, in eine fremde Rechtssphäre überzugreifen.

Man erinnert sich an den Fall, der eben vorlag: es handelte sich um eine vermeintliche Verletzung des Beichtgeheimnisses. Zwar waren die Behörden formell in ihrem vollen Recht, denn das Beichtgeheimniß soll nicht den Priester, sondern das Beichtkind schützen. Aber solche feine Distinctionen macht das Gefühl nicht, es empfindet jede harte Berührung dieser wunden Stelle als einen freventlichen Eingriff. Und hier, glaube ich, hat der Staat das Recht, ja die Pflicht, das Gefühl zu respectiren und zu schonen.

In der Hitze des Gefechts und bei der Ungebühr, mit dem die Gegner ihrem Unmuth Luft machen, ist es nicht leicht, das Urtheil frei zu halten. Man stellt sich leicht alle Katholiken gerade so vor, wie die Redner des Centrums. Das ist ein Irrthum, der auch auf unser Handeln nachtheilig einwirken könnte. Gern suche ich daher im katholischen Leben Züge auf, die auch uns anheimeln können, die uns zeigen, daß es doch Berührungspuncte giebt, daß nicht zwei völlig getrennte Weltanschauungen sich einander gegenüber stehen. Es sind doch zuletzt unsere Mitbürger und unsere Landsleute, um die es sich handelt. Wir müssen versuchen, sie zu verstehen und uns ihnen verständlich zu machen.

Es sind drei neu erschienene Bücher, die mich auf diese Betrachtungen geführt haben. Sie haben sich freilich nur zufällig zusammengefunden, es läßt sich ihnen aber ein gemeinsamer Gesichtspunct abgewinnen.

Das erste ist „Görres und seine Zeitgenossen“ (Nördlingen, Beck). Der Verfasser, Professor Sepp, war ein Schüler, Freund und Bundesgenosse von Görres; er vertritt jetzt entschieden die nationale Richtung und kämpft

mit einem Eifer und einer Unerschrockenheit, für die wir ihm nur den wärmsten Dank sagen können, für die gute Sache gegen die Ultramontanen. Einer der Hauptzwecke seines Buchs ist, den Beweis zu führen, daß Görres, wenn er heute lebte, sich auf seine Seite stellen würde.

Schlagend ist der Beweis freilich nicht, wie könnte er es auch sein in einem rein hypothetischen Fall? Görres war freilich immer national gesinnt und es ist möglich, daß die großen Dinge, die in den letzten Jahren vorgegangen sind, dem nationalen Moment bei ihm das Uebergewicht würden verschafft haben; allein sicher ist es nicht. Görres war ein Stimmungsmensch, und ob das neue Reich den Idealen, die er in seiner Seele ausgearbeitet hatte, entsprochen haben würde, dafür möchte ich keine Bürgschaft übernehmen.

Gleichviel! das Buch enthält eine Reihe interessanter Züge zum Charakterbild eines Mannes, der in unserer deutschen Entwickelung eine sehr hervorragende Rolle gespielt hat, und als Mensch wie als Schriftsteller im Großen und Ganzen unsere hohe Achtung verdient. Es ist nicht meine Absicht, hier von seiner Entwickelung ein Gesammtbild zu entwerfen, eine Aufgabe, die übrigens sehr der Mühe lohnte; ich will nur die eine Seite seines Lebens hervorheben, die uns zunächst angeht.

War Görres, der leidenschaftlichste Vorkämpfer des Katholicismus in Deutschland während mehr als zwei Decennien, ein bigotter, ein streng gläubiger Katholik? Ich weiß wohl, daß man auf eine solche Frage niemals rund mit Ja oder Nein antworten kann. Wer wollte in das Innerste einer menschlichen Seele eindringen, und die mannichfaltigen Fäden des Gefühls, des Denkens, der Gewohnheit entwirren, die, indem sie sich durchkreuzen und verflechten, das hervorbringen, was man Ueberzeugung nennt? was übrigens keineswegs in allen Augenblicken des Lebens, auch wenn man völlig zur Ruhe gekommen zu sein glaubt, mit gleicher Wärme und Sicherheit hervortritt. Indeß giebt es Symptome, die wenigstens eine Art Wahrscheinlichkeitsschluß verstatten.

Eins der merkwürdigsten, das mich wahrhaft überrascht hat, berichtet Sepp.

Görres hatte 1801 geheirathet, „das geistreichste, schönste und liebenswürdigste Mädchen von Coblentz. Ihre Herzen hatten sich lange vor der Trauung gefunden. Sie stand mit männlichen Muth an seiner Seite und theilte mit ihm alle Lebensprüfungen.“

„Diese von allen Männern in den Umgebungen ihres Gemahls hochgeachtete Frau ging ihr Leben lang in keine Kirche. Und doch war es bis zum Ende die glücklichste Ehe. Jeder Theil achtete die Freiheit in dem andern und ging seinen eigenen Weg.“ Man konnte sie nicht dazu bringen auf ihrem Sterbebett die Sacramente zu empfangen, sie ist völlig consequent gestorben.

Wenn Sepp nach diesem Bericht, an dessen Wahrheitstreue nicht gezweifelt werden kann, ausruft: wahrlich, Görres war kein Fanatiker! so wird man dem gewiß beipflichten; aber ich glaube, man wird weiter gehen und hinzufügen: Görres war auch kein streng gläubiger Katholik! Denn unter allen Dogmen des katholischen Glaubens steht keins so fest, als daß, wer ohne Absolution stirbt, der Unseligkeit verfällt. Wie ein edler Mensch nun zulassen kann, daß ein geliebtes Wesen diesem Schicksale entgegen geht, und sich doch dabei glücklich fühlen, das wäre wohl völlig unbegreiflich, wenn man nicht annehme, daß in seiner Seele das Dogma doch nicht so fest stand. Damit aber hört der streng gläubige Katholik völlig auf.

Es ist in Görres' früherer Entwickelung Manches, was diese Vermuthung zu bestätigen scheint. Görres war als Rheinländer geborener Katholik, er wurde in seiner Jugend durch die Ideen der französischen Revolution nicht blos von ihrer politischen, sondern auch von ihrer religiösen Seite ergriffen; er wurde mit Begeisterung Franzose und sprach sich als entschiedener Gegner der Priesterherrschaft aus. Er fiel von Frankreich erst ab und wendete sich Deutschland zu, als in Frankreich durch das Concordat die katholische Religion wieder hergestellt war. Bei einem eifrigen Katholiken hätte man eher das umgekehrte erwartet.

Nun kommt eine Periode von mehreren Jahren, in denen sich Görres ganz von der Politik abwandte und im Verein mit Achim von Arnim, Brentano, Creuzer, Grimm u. A. sich hauptsächlich auf mythologische Studien legte. Die Tendenz dieser sämmtlichen Studien, die übrigens in glänzender Rhetorik ausgeführt sind, ist entschieden pantheistisch. Ich nehme dieses Wort allerdings auch in Gegensatz gegen Atheismus: denn der Atheismus will alle Götterbilder als Wahn und Trug aus dem Irdischen wegschaffen, während der romantische Pantheismus alle Götterbilder conserviren wollte. Es war eine Wiederaufnahme der herderschen Ideen: nicht blos die ganze Natur, sondern auch die ganze Geschichte sollte von Gottheit durchdrungen sein, jedes ihrer Blätter sollte Zeugniß vom Göttlichen ablegen. Die Offenbarung Gottes ist nicht eine einmal geschehene, sondern sie setzt sich fort durch alle Zeitalter, in den mannichfaltigsten Metamorphosen.

Ein solcher Pantheismus kann eine große Vorliebe für die katholische Form des Christenthums haben, ihrer reichen Mythologie und ihrer Bildlichkeit wegen; aber er ist an und für sich selbst wohl der herbste Gegensatz gegen den Glauben an die alleinseligmachende Kirche.

Nun kam durch die Franzosenkriege in das religiöse Gemüthsleben des deutschen Volkes ein neuer Inhalt. Die Noth lehrte beten. Man suchte sich das Göttliche nicht mehr im geistreichen Spiel anzueignen, es gleichsam hervorzubringen, man wendete sich um Hülfe nach oben, zu dem Gott, der

unabhängig war von den wechselnden Regungen des Gemüths. Eine solche Umkehr, gelinder oder stärker ausgesprochen, tritt bei allen hervorragenden Männern jener Epoche hervor.

Doch erfolgte der Umschlag bei Görres nicht auf einen Ruck. Noch vom 18. Mai 1818 haben wir einen merkwürdigen Brief an den Convertiten Adam Müller. Görres sieht mit Befriedigung, daß die moderne Bildung nach einer in sich zusammenhängenden religiösen Ansicht strebt. „Man kann hier," fährt er fort, „sehr verschiedener Ansicht sein . . . Alles auf eine Wurzel zurückbezogen, möchte wohl die Verschiedenheit unserer Ansicht darin liegen, daß Sie das Christenthum für die Religion, nicht aber für eine Religion, freilich für Gipfel und Mitte aller anderen nehmen. Darum ist mir der Dienst der Urwelt das kindliche Christenthum, das Judenthum und das Heidenthum seine Jugend, die in vielen, oft sehr excentrischen Bahnen sich versucht. So gewinne ich Raum vorwärts und rückwärts, um auch das unterzubringen, was ja Gott selbst nicht verurtheilen muß."

Von einem rechtgläubigen Katholicismus ist hier noch keine Rede, und die liberale Auffassung des Christenthums ist nicht etwa als Concession gemeint, sondern einem katholischen Eiferer gegenüber ausgesprochen.

Vier Jahre darauf hat sich die Ansicht geändert. „Sie sind," schreibt Görres 26. August 1822 an Jean Paul, „in Vielem nicht meiner Meinung. Das verschlägt nichts. Die Ueberzeugungen der Menschen gehen wie die cartesianischen Wirbel gegen einander ohne Schaden, sind sie nur in dem wichtigsten eins. So hab ich in religiösen Dingen nach reiflicher Ueberlegung für besser gefunden, an dem alten Bau, dessen Grundvesten vor so manchen Jahrtausenden gelegt worden, fortzubauen, als auf eigne Hand aus Stroh und Goldpapier ein Schwalbennest zu bauen, das in der stürmischen Witterung wenig behäglich ist. Sie sind darin wohl anderer Meinung, und ich habe für jede redliche Ueberzeugung Platz. In Ihrem Aufsatz, „der Anbeter des Lucifer", war mir psychologisch interessant zu sehen, wie ein Mann, der sonst Systeme und Menschen mit einem ruhigen, sicheren Auge wägt, es hier nicht zur Unbefangenheit gebracht: es giebt sich darin kund, wie der laute, lärmende, anmaßende, jüngere Bruder (der Protestantismus) vom älteren, stilleren zu urtheilen seit lange gewohnt gewesen, indem er ihn für schläfrig, sinnlich und allem Unglauben geneigt erkennt."

4. December 1822 an Grimm: „In jetziger Zeit muß sich Alles, was sich mit einander vertragen soll, erst mit einander gemessen haben. Die Reihe ist nun am Katholicismus, darum muß er exclusiv auftreten. Hat er erst sein Recht, dann wird er sich auch seinerseits billig finden lassen."

Also nach reiflicher Ueberlegung hat sich Görres entschieden, für die katholische Kirche einzutreten. Was hat diese Umstimmung motivirt.

Einen guten Fingerzeig giebt ein Wort von **Clemens Brentano**. Er wünscht, Juli 1825, daß in Görres katholischen Kritiken der politische Ingrimm nicht durchschauen möchte, damit keiner sage, „er kratzt sich katholisch, wo es ihn politisch juckt". Das Wort klingt sehr frivol, aber es trifft den Nagel auf den Kopf.

Görres hatte bald nach dem Ausbruch des Krieges den „Rheinischen Mercur" unternommen, dessen feurige Beredtsamkeit so zündete, daß man ihn freilich mit einiger Uebertreibung die sechste Großmacht im Kampf gegen Napoleon nannte. Die Zeitschrift war nicht blos im höchsten Grade deutsch gesinnt, sondern trotz der leidenschaftlichen Sprache im Ganzen sehr gemäßigt und vor allen Dingen wohlwollend gegen Preußen: man meinte mitunter, sie sei von Preußen inspirirt. In einem Brief vom 21. Februar 1815 berichtet Görres mit großer Befriedigung, daß die Abneigung der Rheinlande gegen Preußen im Abnehmen sei.

Nun wurde ganz unerwartet Februar 1816 der „Mercur" verboten, und Görres wurde um so mehr irre in seinem Glauben an Preußen, da es hieß, das Verbot sei auf einen Wink des russischen Kaisers erfolgt.

Indeß noch hatte die Richtung, der Görres angehörte, in Berlin ihre Verbindungen, und Görres wurde zum Director des öffentlichen Unterrichts im Regierungsbezirk Coblentz ernannt. Er fühlte sich hier in einer erfreulichen und gesegneten Thätigkeit, und gewöhnte sich mehr und mehr daran, die Gesinnungen der Rheinlande als vollberechtigt nach Berlin hin zu vertreten. Das gab einigemal Anstoß, aber noch ging man darüber hinweg.

Nun aber erfolgte die Ermordung Kotzebues, und ein ganz merkwürdiger Schreck fuhr durch die Machthaber. Man leitete den Mord aus dem politischen Fanatismus, den Fanatismus aus der Begeisterung her: Die Begeisterung als solche wurde verdächtig, und am verdächtigsten derjenige, der am lautesten und begeistertsten gesprochen hatte. Man wartete nur eine beliebige Gelegenheit ab, erließ einen Verhaftbefehl gegen Görres, und dieser entfloh nach Straßburg, also in Feindesland, wo er sehr freundlich aufgenommen wurde. Man weiß, gegen welche Männer damals die blinde Wuth ihre Verfolgung richtete.

Dies war nun der Moment, in dem sich Görres Ansicht über Preußen fixirte: Es sei in Preußen nichts anderes zu finden als Polizei, Bureaukratie und Militär. Es war übereilt, in einem augenblicklichen Zustand das bleibende Princip des Staats zu suchen: genug, Görres ist von dieser Uebereilung nie zurückgekommen, seine Ansicht über Preußen hat sich nie geändert.

Nun fühlte er als legitimer Vertreter der Rheinlande den Beruf, seine geliebte Heimath vor dem schleichenden Gift der Berliner Bureaukratie zu retten: er organisirte von Straßburg aus den Widerstand der Rheinprovinz;

seine Briefe geben darüber hinlängliche Belege. Um aber auf die Herzen der Provinz zu wirken, mußte er auch diejenige berechtigte Eigenthümlichkeit derselben stärker betonen, für die er sich bisher nur nebenbei interessirt hatte den Katholicismus.

Zudem fand er in den eifrigen Katholiken des Elsaß, z. B. in dem späteren Bischof Räß, der noch vor kurzem in hohem Alter eine Rolle spielte, die treuesten Verbündeten.

Görres hat sich diesen Gedankengang nicht etwa klar gemacht. Er war ein Mann des vollen Gefühls: bis 1818 hatte er die Empfindung, in dem vollen Strom der nationalen Begeisterung zu schwimmen; vor diesem großen Zug traten die Nebenempfindungen zurück. Sie machten sich aber wieder geltend und wurden die Hauptsache, als durch seine Verbannung ihm jener Wahn gelegt war. Die neue Richtung seiner Pflicht schien ihm gegeben, und wie Alles, was ihn innerlich bewegte, wurde ihm nun auch dies zur Leidenschaft.

Seinen religiösen Gesinnungen brauchte er dabei keinen Zwang anzuthun, wenigstens keinen Zwang, den er selber empfunden hätte. Wenn er früher pantheistisch die Berechtigung aller Religionen construirt hatte, so dehnte sich diese Berechtigung doch auch auf diejenige Religion aus, in der er geboren war, auf die katholische. Ja unter den Religionen, die überhaupt in Frage kamen, gab er ihr entschieden den Vorzug. Vom Protestantismus kannte er nichts als die Berliner Aufklärung, die er wegen ihrer phantasielosen Nüchternheit schon von seinen alten Lehrmeistern, den Romantikern zu verachten gelernt hatte. Die Fanatiker dieser Richtung, Voß an der Spitze, hatten ihn, als er noch Pantheist war und an nichts Arges dachte, beschuldigt, er wolle durch seine mythologischen Arbeiten Deutschland katholisch machen. Bei seinem großen rhetorischen Schwung war es ihm gegangen, wie Herder in den Jahren 1774—76: man hatte das, was eigentlich als historische Darstellung gemeint war, so aufgefaßt, als solle es die Anpreisung eines Ideals sein. Zuletzt wurde die Rede auch über ihn mächtig, und er glaubte es selbst. Ueberall schien sich in der katholischen Kirche jugendfrisches Leben zu entfalten und zum zweiten Mal hatte er das Gefühl, im großen Strom zu schwimmen, was ihm doch, wie allen rednerisch angelegten Naturen, ein geheimes Bedürfniß war.

Ich verfolge den Gang nicht weiter. Bei seiner Uebersiedelung nach München 1827 hatte er dort den Trost, sehr geistreiche und wackere Leute zu Verbündeten zu haben; vor der Bildung der Gegner empfand er keine sonderliche Achtung. Als er den „Athanasius“ schrieb und später die „historisch-politischen Blätter“, kam ihm das Preußen, welches er wegen der Verhaftung des Erzbischofs von Droste bekämpfte, noch gerade so vor wie das

Preußen, das ihn selber vor neunzehn Jahren hatte verhaften wollen. Preußen büßte damals für den schlechten Ruf, den es sich selber zugezogen.

Wenn man nun erwägt, daß in einer lange fortgesetzten literarischen Fehde es sich zuletzt fast nur noch darum handelt, die Verkehrtheiten des Gegners nachzuweisen, so wird man sich erklären, daß Görres, ohne irgend wie unwahr zu sein, als Hauptvertreter des strengen Katholicismus auftrat, ohne innerlich der strengeren Richtung anzugehören. Diese Empfindung hatten auch seine alten Freunde, die Grimm, die Arnim u. s. w., die zwar den Verkehr mit ihm aufgaben, weil sie sich nicht mehr verständigen konnten, ihm aber von ihrer vollen Achtung nichts entzogen.

Einer von diesen Freunden, Clemens Brentano, der auch in Sepps Buch vielfach vorkommt, spielte eine andere Rolle. Er war in seinem Katholicismus so weit gekommen, daß er jahrelang zu den Füßen einer kranken Nonne saß und ihre Visionen wie Offenbarungen Gottes aufzeichnete. Das entscheidende Wort über dies Beginnen hat Arnim ausgesprochen, in einem Brief an Görres 24. Januar 1826: „Ich kann dir nicht verhehlen, und du bist der einzige Mensch außer Clemens, den ich darüber gesprochen, daß alle Prophezeihungen, die mir dieser als Anschauungen jener Nonne verkündete, durchaus leer und lügenhaft waren."

Für mich hat eine Natur wie die von Clemens Brentano etwas absolut Unverständliches. Ich weiß sehr wohl, daß eine sehr lebhafte Einbildungskraft mitunter die Grenzen von Wahrheit und Dichtung verrückt, daß eine stark ausgeprägte Anempfindung auch über die Wahrheit des eigenen Gefühls täuschen kann. Aber hier ändert sich mit dem Grad doch auch die Art: wenn man in dem ganzen Charakter auch nicht einen Punct findet, der echt und sicher wäre, so hört doch das Verständniß auf.

Verschiedene namhafte Dichter haben versucht, einen solchen Charakter psychologisch zu entwickeln, so Jean Paul, dem vielleicht wirklich Brentano vorschwebte im „Rocquirol", so Gottfried Keller im „Grünen Heinrich". Der letztere findet diese innere Unwahrheit ziemlich erklärlich und verzeihlich, J. Paul sieht in ihr die Quelle alles Bösen; und ich muß bekennen, daß ich ihm beizupflichten geneigt bin.

Clemens Brentano ist nun eine der Hauptpersonen auch des zweiten Buchs, das ich hier zu erwähnen habe „Luise Hensel und ihre Lieder" (Bonn, Reusser).

Während seines Aufenthalts in Berlin in den Jahren 1816—18 lernte Clemens Brentano eine junge Dame kennen, die ihm durch den Contrast, durch ihre unbedingte Wahrheitsliebe imponirte, Luise Hensel. Immer geneigt, Frauen von seiner inneren Geschichte, von seinen Sünden und Tugenden zu unterhalten, wandte er sich an sie: sie verwies ihn strenge an seinen Beicht-

vater. Dies Verhalten entlockte ihm in seinen Briefen einige Töne, die fast wie Wahrheit klingen, obgleich ich überzeugt bin, daß auch hier die Resonanz die Hauptsache war.

Bald nach seiner Abreise aus Berlin, December 1818, trat sie, zwanzig Jahre alt, zur katholischen Kirche über.

Ihr Biograph ist der Bischof Reinkens, lange Jahre hindurch ihr intimer Freund und Berather, dem sie alle ihre Papiere hinterlassen wollte. Man hat ihm seiner oppositionellen Richtung wegen diese Papiere vorenthalten, und dadurch kommt eine Lücke in sein Gemälde, das sonst sehr interessante und ansprechende Züge enthält. Ich finde eine noch andere Lücke darin: im Urtheil.

Was bewog Luise Hensel zum Uebertritt? Gewöhnlich ist man bei der Hand mit den Bildern, den festlichen Aufzügen, der Musik u. s. w.: ich glaube, die Hauptanziehungskraft der katholischen Kirche für weibliche Naturen liegt in etwas Anderem, in der Beichte. Wer viel erlebt hat oder wem die Gabe wurde, nach außen hin zu schaffen, bedarf dieses Aussprechens weniger; es wird ein Bedürfniß, wo dem Gefühl des inneren Dranges die äußere Bethätigung fehlt. Die evangelische Kirche beschäftigt den Menschen zu wenig, activ wird er nur im Gebet, und das liegt außerhalb der Kirche. Aus dem Gefühl dieses Mangels entsprang die pietistische Richtung, die Brüdergemeinde u. s. w. Hier wurde Zeugniß abgelegt von den inneren Erfahrungen; es wurde gebeichtet nach Herzenslust. Aber man spürte immer nur nach religiösen Erfahrungen, nach dem Gefühl der vollendeten Sündhaftigkeit oder des erlangten Gnadenstandes, und das wird zuletzt eintönig; außerdem fehlt die kirchliche Autorität und die geschulte Erfahrung des Beichtvaters. Der katholische Beichtiger nimmt das ganze Leben in Anspruch, alle offenen und geheimen Sünden, alles, was einem in Kopf und Herzen schwirrt, darf und soll man ihm sagen. Das wird mannichfaltiger und interessanter, und der Beichtiger kommt mit seiner Erfahrung zu Hülfe; es wird mitunter ein ganzer Roman daraus.

Luise Hensel hat es erst mit geistlichen Gedichten und mit Tagebuchblättern versucht: die letzteren unterscheiden sich wenig von denen anderer berühmten und unberühmten Pietisten: Frankes, Hallers, Mosers u. s. w. Wenn solche Geständnisse interessant werden sollen, so muß einer dasein, der sie anhört, sie versteht, ihnen zu Hülfe kommt. Luise versuchte es mit einem protestantischen Pfarrer, dieser lehnte ab, und so wurde sie katholisch.

Hat sie in der neuen Confession den Frieden gefunden, den sie suchte? Darauf giebt ihr Biograph ein sehr bestimmtes Nein zur Antwort. Einer anderen wichtigen Frage gegenüber zeigt er sich zurückhaltender: hat die neue Confession das Gute, Große und Schöne, das in ihrer Seele lag, zur

reicheren, volleren Entwickelung gebracht? Zwischen den Zeilen liest man auch hier das Nein deutlich genug, aber der Bischof will es nicht aussprechen. Das Buch erregt viel Theilnahme, aber keine volle Befriedigung.

Mit desto reinerer Genugthuung kann ich mich über ein drittes verwandtes Buch aussprechen: „Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshof." (Münster, Russel.)

Hier haben wir es mit einer leibhaftigen Katholikin zu thun, einer Strenggläubigen, die in ihrem Glauben nie irre geworden zu sein scheint; noch dazu einer kranken Frau, die vielleicht keinen Tag ihres Lebens das reine Gefühl der Gesundheit genossen hat. Und diese kranke, „bigotte" Frau ist von einer Reinheit, von einem Adel des Herzens, von einer Wahrhaftigkeit, die auch den Leser erhebt; und dabei ist diese vornehme Natur in jeder ihrer Bewegungen anmuthig, sie fühlt sich heiter und macht jeden anderen heiter. Einen unbestreitbaren Vorzug hat die katholische Kirche: die Frommen in ihr haben nicht nöthig, viel Wesen von ihrer Frömmigkeit zu machen, sie erfüllen ihre kirchlichen Pflichten und damit ist es gut; ein frommer Protestant wird leicht zu ausführlich in seiner Frömmigkeit.

Ich ging mit dem besten Vorurtheil an diese Briefe, ich glaube, daß Annette Droste als Dichterin sich dreist neben die besten Dichter dieses halben Jahrhunderts stellen kann, Heine ausgenommen; aber meine Erwartungen wurden übertroffen: auf eine solche Freiheit und Unbefangenheit des Blicks hatte ich nicht gerechnet. Ich wünsche, daß das Büchlein recht viel Freunde finden möge.

Und wodurch wird diese strenggläubige Katholikin uns werth? In einem ihrer Gedichte schildert sie einen sterbenden General, den man vergebens durch Hinweis auf seinen militärischen Ruhm über den Todeskampf hinwegzureißen sucht; erst da erhellt sich sein Gesicht, als man ihn an einen edlen Zug seines Herzens erinnert: „auf einem Tropfen Menschlichkeit schwimmt mit dem letzten Athemzug die Seele lächelnd in die Ewigkeit."

Oder, um mit den Worten eines anderen Dichters zu reden: „Alle menschlichen Gebrechen (auch die des Glaubens) sühnet reine Menschlichkeit."

Aus der Jugendzeit.

Von A. Pichler.

Neue Folge.*)

I.

Wir landeten. Also in Wien! Ich ging vom Schanzel durch das Fischerthor auf das Salzgries und blickte beklommen in das Gewoge der engen Straßen. Endlich fragte ich einen Schuster, der ein paar Stiefel trug, nach der Universität. Da er gleichen Weges war, hieß er mich freundlich mitgehen. Auf der Aula traf ich einen Landsmann, der im Gefühle der Verlassenheit mit einem langen traurigen Gesicht die Anschläge auf dem schwarzen Brett betrachtete. Hocherfreut durch meinen Gruß reichte er mir die Hand; auch er war, um Medicin zu studiren, nach Wien gereist und am nämlichen Morgen eingetroffen. Wir gingen auf die Landstraße, wo die meisten unserer Collegen zu wohnen pflegten und mietheten uns ein bescheidenes Zimmer unweit der Pfarrkirche. Das kostete damals für den Monat fünf Gulden; den Titel „Doctor" erhielten wir anticipando von der Quartierfrau gratis. Ueber meine Schicksale in Wien verweise ich auf eine Reihe von Briefen; sie geben, da sie unmittelbar aus der Zeit reden, ein viel treueres Bild von Menschen und Dingen, als ich es nachträglich zu entwerfen im Stande wäre. Die Weitläufigkeit dieser Mittheilungen entschuldigt jeder mit Nachsicht, der bedenkt, daß sie aus den wichtigen Jahren stammen, wo der Jüngling dem Mann entgegenreift. Meinen Genossen thue ich vielleicht einen Gefallen, wenn ich ihnen Tage, wo das Morgenroth einer bessern Zukunft den Himmel zu röthen schien, wieder zurückrufe. Der vielgeprüfte Mann wird sich die Sachen leicht nach ihrer Wirklichkeit zurechtlegen, deren Größe und Verhältnisse Eitelkeit und Ueberspanntheit der Jugend verzeichnete und jenes Selbstgefühl, welches in der Periode, wo die Phantasie den ganzen Ideenkreis des Menschen bestimmt, unrichtig färbte. Ich aber will im einsamen Studirzimmer sinnend über so viel zerronnene Hoffnungen, so viel verlorene Kraft und Zeit das Glück jener goldenen Tage noch einmal in der Erinnerung nachgenießen und neuen Geschlechtern helle Morgensterne wünschen.

Cornelie an mich.

Ich möchte Sie in Wien willkommen heißen durch dies Blatt und Ihnen sagen: die Götter werden deinen Eintritt segnen; ich hoffe es zuversichtlich. Dürfte ich Ihre Botschaft nach meinem Wunsche deuten, so spricht

*) Siehe J. N. R. 1875. I. S. 496 ff.

sie von zeitenloser Freundschaft und wohl ist die Zeitlose, der letzte Schmuck der Flur, ihr Sinnbild.

Victoria ist wieder vom Gebirg zurück; am gleichen Tag, wo ich Ihren Brief erhielt, brachte mir ihr Bruder die Nachricht, daß sie mich besuchen werde. Nun sind wir Abends gewöhnlich beisammen; ich weiß nicht mehr, wie sie auf diesen Gegenstand kam; sie sagte: „ich möchte nichts herausgeben, denn ich würde schreiben was ich fühle, nicht was ich denke und ich könnte keine Kritik darüber ertragen.“ Ich kann diesen Grund nicht anerkennen und gebe Johann recht, daß er in sie dringt, etwas zu veröffentlichen.

Neulich las ich meiner Mutter Manfred vor. Ich möchte gern Ihre Ansicht von diesem Werk ausführlicher hören, als Sie dieselbe in Innsbruck aussprachen. Man vergleicht ihn oft mit Faust; ich finde wenig gemeinsames zwischen beiden. Vielleicht verstehe ich ihn nicht ganz; sehen Sie, wie sehr ich Ihrer bedürfte, überall fehlen Sie mir. Früher glaubte ich, man könne aus Büchern ebenso viel lernen als durch mündlichen Unterricht; erst jetzt kenne ich den großen Unterschied zwischen dem todten Buchstaben und dem lebendigen Wort.

Glauben Sie nicht, daß der Ort, wo wir aufwachsen, großen Einfluß auf unsere Denkungsart und Entwickelung habe? Ich meine, ich würde anders sein, wenn ich nicht nach Salzburg gekommen wäre: vernünftiger, also besser. Für Ihre Gedichte danke ich Ihnen; lieber wär es mir, der Schutz wäre nicht so von trüben Nebeln umgeben. Gute Nacht; Gott segne Sie.

Cornelie.

An Cornelie.

Schon dachte ich: der gute Meister ist aus der Erinnerung hinausgetanzt. Als ich meinen Brief auf die Post trug, fand ich dort Ihre Zeilen, die meine Wohnung nicht aufgefunden. So kehrte ich zurück und lege ein neues Blatt bei. Zufällig erfuhr ich: „Cornelie will in das Kloster.“ Warum haben Sie mir nie von diesem Plane gesprochen? Muß ich Ihnen erst sagen, daß ich an allem, was Sie berührt, innigen Antheil nehme? Wohl hätte ich das Recht zu Vorwürfen, daß Sie einem Freund so wenig vertrauen.

So lang man sich hineinträumt in einen laubigen Kreuzgang, wo Heiligenbilder aus Blumen niederblicken, so lang man jedes Ideal, jede süße Erinnerung wiederzufinden glaubt in einsamer Zelle, ist die Sehnsucht nach dem Kloster erklärlich; aber wie stellt sich die Wirklichkeit dar? Eine Menagerie giftiger Betschwestern, die sich im steten Hader selbst zerkratzen; das ist kein Sein für Sie! Verdient Feigheit, die vor dem Leben davonläuft, einen Heiligenschein? Vertrauen wir dem Schicksal; ein edles Herz darf nicht

untergehen. Hätten wir mehr Glauben, so würden die Himmlischen wieder auf- und absteigen und wandeln unter uns, wie heilige Mythen lehren.

Von Victorien sollten Sie mir wohl mehr schreiben; Sie sprachen nie ein Wort von ihr, so daß ich sie gar nicht kenne. Sie wollen meine Ansicht über Manfred? Es ist wohl schon länger her, daß ich ihn las; alles schwindet mir wie in einem Nebel zurück. In einzelnes kann ich daher nicht mit Sicherheit eingehen und muß mich auf das allgemeinste beschränken. Zwischen Faust und Manfred ist das gemeinsame mehr scheinbar als wirklich; darin hat Sie ein sehr richtiges Gefühl geleitet. Manfred ist schuldbefleckt, hingegeben in die Gewalt seines düsteren Geistes, der ihn die schrecklichen Kräfte der Natur aufsluchen läßt aus der Tiefe und der Fluch lastet auf ihm, nie mehr Befriedigung zu finden. Faust dagegen erscheint als ein geistig ringender; er hat nicht in der Welt gesündigt; sein Fluch ist, daß er abgewendet von dieser im Grau der Speculation lebte und den reichen Inhalt des Gemüthes mit der Wirklichkeit nicht ins Gleichgewicht zu setzen vermochte. Er ist ein Deutscher im wahrsten Sinne des Wortes; nicht im Stande, die höchsten Aufgaben des Daseins zu lösen, bannt er das Jenseits in das Diesseits; er ist Geist, darum wendet er sich an den Tod um Aufschluß; er ist Gefühl, darum zieht ihm das Osterlied den Becher vom Munde. Manfreds Monologe spricht das Gewissen eines furchtbaren Mannes und er ruft in Verzweiflung: „Der Antwort schrecklichste ist doch das Grab!"

Manfred ist ein abgerissenes Höllenbild; man sollte ihn zu Goethes Faust, der die Erde durchstrebt und den die Hölle nicht vom Himmel reißen kann, gar nicht in Gegensatz stellen, höchstens zum Faust Lenaus mit seinen wundervollen Nachtgemälden.

Sie haben Recht: die irdische Umgebung bedingt das Wachsthum unseres Wesens. Ich merke das zu Wien. Noch bin ich nicht zur Ruhe gekommen, das Treiben um mich herum hat mich nur verwirrt, allein ich will die Goldkörner der Erfahrung suchen und der Baum des Lebens soll mir nicht ohne Frucht bleiben. Die Frauen gefallen mir nicht sehr, was ich in besserer Gesellschaft kennen lernte, scheint angeweht vom Scirocco des Genusses, eines Genusses ohne Geist. Diese Weiber sind fertig; ich bin es noch nicht, hie und da fühl ich mich als weltunerfahrener Tirolerwastel, schäme mich, werde verschüchtert und schließlich ausgelacht — auch noch von meinen Kameraden. Da machen sich neben dem Idealismus, der uns in Tirol wolkenan zog, noch ganz andere Mächte geltend. Jüngst waren wir vor der Linie. Ging es da zu! Der halbgegohrene Wein schäumte in den Bechern nicht toller als die Lust in den Köpfen dieses Völkleins. Endlich Tanz! Meine Landsleute sprangen mitten hinein und ich — mir wirbelte vom Zuschauen und doch kannte ich auf den wildesten Schrofen keinen Schwindel.

Heut war ich bei dem berühmten Gelehrten Endlicher; wir sprachen von Botanik; ich dachte dabei an Alpenrosen und Aurikeln, welche ich meinen Freundinnen vom Joch gebracht.

Neulich im Hoftheater Halms Sohn der Wildniß. Ich hielt es trotz des trefflichen Spieles kaum bis zum Schlusse aus. Welch ein großartiger Stoff ist hier zur Comödie verpfuscht, oder besser, welche großartige Idee. Ich vermuthe wenigstens, es sei die Absicht des Dichters gewesen, die höhere Berechtigung der Cultur über den urkräftigen Naturzustand dramatisch darzuthun, wie es „das eleusinische Fest" episch lyrisch thut. Dazu Hellenen und Tektosagen! Halm hat es so weit gebracht, wie etwa Clauren in anderer Form: ein ungezogener Corpsbursch verliebt sich, wird Praktikant und Philister in einem Bureau. Gott wird den braven Jüngling bei seiner Bekehrung nicht verlassen und ihm zum Amte reichen Kindersegen gewähren. Der ungeheure Beifall, den dieses Stück hier fand, hat mich zum Theil über das hiesige Publicum aufgeklärt. Aber gemacht ist es sehr gut, da könnte man lernen! Ich muß schließen, sonst komme ich vom hundertsten ins tausende.

Wien, 20. October 1842. Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Sie schreiben: „fast dachte ich, der gute Meister ist aus der Erinnerung hinausgetanzt." Wahrlich ich weiß nicht, ob Sie sich selbst oder mir dadurch mehr Unrecht thun. Daß man Sie so leicht vergessen könne, glaube ich nicht: wer Sie vergißt, muß Sie nie gekannt haben.

Meine Worte wurden falsch gedeutet. Ich kann aber dieses Mißverständniß nicht bedauern, da es mir Gelegenheit giebt, Ihre Ansichten vom Klosterleben kennen zu lernen. Sie sind auch die meinigen. Nur wer gelebt hat, darf ruhen! Ich glaube zwar, daß vielleicht einst das Kloster mein Loos sein könnte, aber ich weiß auch, daß ich jetzt das Gelübde nicht aussprechen dürfte und könnte. Ich fürchte das Leben nicht und sollte jemals solche Furcht mich beschleichen, so würden Ihre Worte, Ihr Beispiel mich erheben und trösten.

Neulich besuchten wir eine Bekannte meiner Mutter, welche auf dem Lande ein ruhiges, einfaches Leben führt. Das kleine Häuschen, das sie mit ihrer Stieftochter bewohnt, das einzige, was ihr von den Gütern, welche ihre Familie einst besaß, geblieben ist, hat eine sehr schöne Lage und die Aussicht, welche es darbietet, ist sehr lieblich. Wir verweilten länger, als wir uns vorgenommen, und als wir den Rückweg antraten, war der Mond aufgegangen und beleuchtete den Gaisberg, dessen Grün schon anfing, sich mit Roth und Gelb zu mischen, das Tännengebirge und den hohen Göll, deren schneebedeckte Gipfel das Auge kaum mehr von dem klaren Blau des Himmels zu unter-

scheiden vermochte und an ihrer Seite den finster hervortretenden Untersberg, der wie der Herrscher der Gegend stolz und einsam in düsterer Größe sich darstellt. Auch die Festung Hohensalzburg und die zu ihren Füßen ruhende Stadt erhellte sein Licht und schimmerte wider in der schnell dahin rauschenden Salzach. Ich lehnte mich über das Geländer und blickte entzückt hinaus.

Ich habe Ihnen nie von Victorie gesprochen? Das wundert mich, denn ich liebe sie sehr und immer mehr, je länger ich sie kenne. Beschreiben will ich sie nicht, aber ich will herschreiben, was ich einst las und was ganz auf sie paßt: „In ihrem Charakter lag etwas so Klares und Reingeistiges, daß man zu Zeiten wünschte, an ihr irgend eine menschliche Schwäche, irgend einen milden warmen Irrthum als einen Ruhepunct wahrzunehmen." Ihren älteren Bruder liebt sie über alles. Voriges Jahr kam er todtkrank von Padua zurück. Die Aerzte erklärten, daß er unheilbar an der Lungensucht leide und wir hatten alle Hoffnung aufgegeben. Sie wich nicht von seinem Bette. „Aber was ich auch litt, ich betete nie um seine Genesung", sagte sie neulich, „denn was könnte es helfen? Meines Gebetes wegen würde ihn Gott nicht gesund werden lassen." Das mag wahr sein, aber ich könnte nicht so denken.

Ich danke Ihnen, daß Sie meinen Wunsch erfüllten und mir Ihre Ansicht von Manfred und Faust schrieben.

Sie sind in Wien heiterer als ich mir zu erwarten getraute und so hoffe ich das Beste von der Zukunft.

Den Sohn der Wildniß kenne ich nicht; meine Schwägerin bezeichnete Sie mit diesem Namen, nach Ihren letzten Genrebildchen scheint er aber nicht mehr zu passen, am Ende liefern Sie uns gar noch beim Heurigen einen Teniers.

Die Alpenrosen! wie oft erinnere ich mich daran, wie Sie sie uns gaben. Jetzt blüht keine Blume mehr. Einmal hatten wir schon Schnee und bald werden die wenigen schönen Tage des Herbstes, die wir noch zu erwarten haben, vorüber sein und der Winter wird alles verhüllen. Ich aber habe mir hier selbst ein Reich eingerichtet, woraus der Winter verbannt ist, wenn nicht Sie etwa einen Frost schicken wollen, um meine Blumen zu schrecken.

Cornelie.

An Cornelie.

Ein Freund geht über Salzburg nach Tirol; ich benütze ihn als Boten für einige Zeilen. Frost werde ich schicken, aber nur an Ihr Fenster, daß er es mit schönen Eiskrystallen ziere, drinnen sei's aber recht warm und behaglich, damit sich eine reiche Fülle von Knospen und Blüthen aufthue. Gestern Allerheiligen wanderte ich mit Nagiller zu Beethovens Grab. Ein

einfacher Stein mit seinem Namen, einsam und verlassen; keine Kerze, kein Blumenkranz. Ich pflückte einige Grashalme, welche im Wind schwankten. Ihr Stillleben hat mich warm angemuthet; Glückauf zum Winter! Gedenken Sie mein.

Wien, 3. November 1842. Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Lassen Sie mich für Ihre Zeilen danken und für die wenigen Halme, welche Sie mir von jenem heiligen Grabe beigelegt. Fast möchte ich Sie beneiden um diese Leichenfeier. Beethovens Name hat einen schönern Klang für mich, als sonst einer, den die Musik aufweisen kann, und Ihre Feier war seiner gewiß würdig. Die tiefempfundene Dankbarkeit der wenigen, welche den Geist verstehen, scheint mir neidenswerth; nicht der hohle Prunk, womit die Nachwelt das Andenken der Todten zu ehren glaubt. Ich möchte wohl wissen, was Sie jetzt machen. Es ist Abend und ich bin allein; Ernest ist noch nicht nach Hause gekommen, meine Mutter und Schwester sind im Theater und Victoria hat sich bereden lassen, mitzugehen. Sie ist in ihren Forderungen viel strenger als ich, obwohl wir gewöhnlich der nämlichen Ansicht sind. Gewöhnlich streiten wir beide gegen meine Schwester, die immer anderer Meinung ist oder sich so stellt, um uns zu necken. Sie kann aber recht liebenswürdig sein und hat auch wirklich mehr Freunde, als wir zwei; jetzt kränkelt sie leider und ist daher manchmal verstimmt. Ich liebe sie, außer ihr ist Victoria das einzige Wesen, von dem ich einige Zuneigung verdient habe; das einzige, für welches die meinige einen Werth haben kann. So halten wir zusammen. Jetzt lesen wir Geschichte. Gestern Lykurg und Solon. Im Gespräch werden die Gestalten lebendig, man versteht sich und sie und hat doppelten Genuß. Sind Sie zufrieden in Wien? Sie schreiben so wenig und ich möchte gern recht viel von Ihnen wissen! Man sagte mir, Sie hätten Goethes Enkelin zu unterrichten; wie würde es mich freuen, wenn es wahr wäre. Hier macht ein Fremder großes Aufsehen; er soll ein außerordentliches Gedächtniß besitzen. Von einem griechischen Werke hatte man ihm eine Seite vorgelesen und er wiederholte das Wort für Wort; das wäre eine schöne Sache, ein solches Gedächtniß zu haben. Er soll auch ein Wahrsager sein. Damit würde ich ihn nicht bemühen; ich möchte die Zukunft nicht wissen, wenn dies auch möglich wäre, ich bin zufrieden mit der Gegenwart und Vergangenheit. Was würde ich auch erfahren? Gewiß wenig erfreuliches! Das Leben bietet mehr Leiden als Freuden, aber die Erinnerung an traurige Tage ist oft angenehmer als an vergnügte. Die Zeiten, an welche ich am liebsten denke, die ich mir am eifrigsten zurückwünsche, sind nicht immer die fröhlichsten meines Lebens. Ich glaube, es kommt daher,

weil die Erinnerung sich mehr auf das innere Leben bezieht als auf das äußere und jenes oft mit diesem im grellsten Widerspruche steht. Jetzt ist einmal eine heitere Zeit für mich.

Heut lesen wir von Miltiades, Aristides, Themistokles und Leonidas. Welch große Männer! Leonidas war wohl der Glücklichste, Themistokles der Bewunderungswürdigste, aber ich achte den Aristides am höchsten. Der Beiname: der Gerechte! scheint mir der schönste Ruhm. Ich möchte Sie wohl bitten, mir über diesen Gegenstand überhaupt einiges zu schreiben.

Neulich sah ich Sattlers Panorama von Salzburg und dessen Kosmoramen. Ersteres ist sehr getreu und fleißig gemalt; ich bewunderte die Geduld und Ausdauer des Malers. Es ist von der Festung aus aufgenommen; bei schlechtem Wetter ist es besonders den Fremden, welche die Gegend um Salzburg kennen lernen möchten, sehr zu empfehlen. Die Kosmoramen gefielen mir sehr. Es waren Ansichten von den verschiedensten Gegenständen und Gegenden. Auch ein Platz von Wien mit der Stephanskirche war dabei. Aber unter dem Gedränge der Menschen auf dem Bild suchte mein Auge freilich umsonst nach einer bekannten Gestalt. Von Ernst soll ich Ihnen einen Gruß schreiben. Vermuthlich wird er im Mai nach Wien gehen. Er hat hier bei einem Advocaten einen Platz zum Prakticiren gefunden und sich als Mitglied des Mozarteums einschreiben lassen. Neulich erhielt er einen Brief, worin es heißt: „Das Leben in Wien ist nicht so angenehm als du dir es vielleicht vorstellen magst." Ich wollte, Sie fänden das Gegentheil. Leben Sie wohl! Cornelie.

An Cornelie.

Nicht Trägheit oder Vergessenheit hielt mich von der Beantwortung Ihres Briefes so lang ab, sondern winterliche Stimmung. Die Wiener habe ich mir nach und nach angesehen. Kein Gedanke, keine Idee: Sinnengenuß und nur Sinnengenuß! Lobe mir einer die Gutmüthigkeit dieses Völkleins; Weichheit ohne Kraft ist unerträglich, nur dieser steht die Milde schön. So wirkt es nur als Masse. Aber die Masse erzeugt durch den Druck ihrer Wucht Wärme, die Wärme Bewegung, diese Bewegung nun zeigt sich vor- und rückwärts geschichtlich wirkend. Man ahnt, daß man sich an einem Mittelpunct menschlicher Schicksale befinde, aber wo sind die großen Menschen? Fast scheint's, das Erz der Männer hat die Vergangenheit schon aufgemünzt und nur das Flittergold des Salons ist geblieben. Die Natur ist immer groß, wie selten aber der Mensch! Warum nennen wir uns die Herren der Natur, wenn wir meistens ärmer, niedriger sind als sie?

Halten Sie fest an den Gestalten des Alterthums; sie sind rein und edel wie die schönsten Ideale. Es ist doch noch einiger Unterschied zwischen Metter-

nich und Perikles, zwischen den Oelzweigen von Olympia und dem Haslinger der Kasernen. Schon als Knabe erbaute ich mich an den Heroen der Vorwelt. Schöner, reiner menschlicher sind die Züge der Griechen; die Römer sind erstarrt im schroffen Egoismus ihres Gemeinwesens. Es ist sehr bezeichnend: Griechenland kannte die Gladiatorenkämpfe nicht, an welchen sich selbst römische Damen kaum satt sahen. Hier focht der gallische Knecht um ein feiles Leben und starb beim Jauchzen des grausamen Pöbels, vor dessen Blick er auf der Arena seine rohen Künste gezeigt; dort rangen freie Bürger um einen Kranz in begeisterten Gesängen und anderen Werken der Musen oder im Wechselspiel geübter Kraft. Wie gern möchte ich mit Ihnen ein und das andere griechische Buch durchlesen, z. B. Antigone. Sie würden staunen vor diesem sittlichen Ernst, dieser Heiligen im Schimmer ächter Menschlichkeit. Und dann Odyß und Nausikaa! nie wurde etwas Keuscheres gedichtet; mich ergreift stets Ehrfurcht vor dieser Jungfräulichkeit der Poesie. So wirkten die wenigen Reste des Griechengenius auf mich: veredelnd, läuternd, sittigend!

Fahren Sie fort Geschichte zu studiren; es ist ein gewaltiges Buch; nicht mit Blut geschrieben, wie sentimentale Schwätzer sagen: der Genius, der göttlich durch die Menschheit schreitet, sie führt und lenkt, hat darin mit unsterblichen Zügen seine Majestät bewiesen und die großen Männer als Gesandte durch alle Zeiten, alle Länder zerstreut mit dem Lorbeer des Sieges, mit dem Palmenzweig der Märtyrer. Lernen Sie falschen Tand und Schimmer, diese große Kleinheit, an der unsere Zeit krankt, erkennen und verachten, bis wieder einmal der Boden vulkanisch zittert und die Völker ihren Ammen Saugfläschchen und Schlafhaube an den Kopf werfen.

Gegenwärtig beschäftige ich mich mit Spinoza, einem der edelsten und tiefsten Geister. Als Jude geboren widmete er sein Leben der Weisheit; weil er die Träumereien der Rabbiner durchschaute, wurde er aus der Synagoge gestoßen und nährte sich vom Brillenschleifen, indem er jedes Amt, das ihm die Zunge gebunden hätte, uneigennützig und männlich zurückwies. Er starb mit vierundvierzig Jahren ohne Makel des Charakters, verlästert von Juden und Christen, denn im Hasse gegen vernünftige Erkenntniß stimmen die Pfaffen aller Religionen überein, mögen sie sich auch sonst noch so grimmig befehden.

So lebe ich sehr eingezogen. Vor meinem Fenster rauscht der breite Strom, schmutzig, seicht trüb, aber dennoch mächtig; das Geld, welches ich mir durch Lehrstunden verdiene, würde mir zwar einigen Genuß erlauben, ich will jedoch bei meiner alten strengen Weise bleiben. Ich habe mir vorgenommen, das Gute nicht blos an Anderen zu preisen, sondern es soviel möglich an mir selbst darzustellen und jeden Widerspruch zwischen Denken und äußerlichem Leben aufzuheben.

Manchmal möchte ich freilich nach Tirol fliehen und dort als Eremit zwischen Felsen eine Zelle bauen; ich Narr wollte Ihnen vom Kloster predigen. Was ist der Mensch für ein kleiner Topf; bei etlichen Tropfen fließt er über und stets ist das Auge weiter als der Magen.

Bezüglich Goethes Enkelin sprach einmal die Baronin Buol, deren Töchter ich ja auch unterrichte, obenhin mit mir; ohne gerade abzulehnen, verwies ich auf die Stunden, welche ich bereits zu geben habe; so weiß ich nicht, was nun geschehen und noch weniger, wie die Sache zu einem Gerücht werden konnte.

Das Theater besuche ich nicht selten. Leider wird man aber bei den classischen Stücken, die man rein für sich genießen möchte, am widerlichsten an die Gegenwart gemahnt. Metternichs Oesterreich muß ja auch bei den Dramen Shakespeares und Schillers aus den Coulissen gucken, dumm und boshaft mit der Scheere des Censors, der manche berühmte Stelle dadurch zu vernichten glaubt, daß er sie streicht. Die recitirt dann freilich jeder in der Stille und sie wirkt doppelt. Manches verschuldet aber auch die Direction, indem sie durch schwächliche Bearbeitungen die Tragik hoher Werke, deren Urform das Publicum nicht erträgt, abstumpft. So wurde jüngst Lear zu einem Rührstück von Kotzebue. Diese Lämmer — nein Austern!

Sie möchten das Gedächtniß jenes Wahrsagers, der in Salzburg solches Aufsehen machte? Das schönste Gedächtniß wohnt im Herzen, das alles edle, gute, schöne fühlt und den Eindruck davon still in sich bewahrt. Nicht die Anhängsel des Wissens, nein was wir innerlichst erlebt, bildet den ächten Kern des Daseins. Ihre Schilderungen haben mich in Ihrem häuslichen Kreise heimisch gemacht, fahren Sie fort mir alles, was auf Sie erfreulich oder wie immer wirkt, ausführlich mitzutheilen. Glück auf zum neuen Jahr!

Wien, 22. December 1842. Ihr Pichler.

An Sebastian Ruf.

Bereits drei Monate in Wien und noch keine Zeile an mich! werden Sie ausrufen. Jetzt ist mein kleiner Haushalt in Ordnung und so kann ich Ihnen desto ruhiger schreiben. Endlich gelingt es mir auch, mich innerlich ins Gleichgewicht zu setzen. Altes brach in mir zusammen; neues drängt von allen Seiten heran und ich habe Mühe mich gegen den Strom zu stemmen. Das war eine Zeitlang ein wirres Durcheinander; jetzt sinkt freilich wie ein trüber chemischer Niederschlag manches zu Boden, was ich für unvergänglich hielt. Wer kann der elementaren Gewalt des Wachsens widerstehen und sei dieses Wachsen auch noch so schmerzlich! Die Kinderzähne fallen aus, die Stockzähne drücken nach und da will ich denn frisch und munter zubeißen,

das wo und was soll mir noch gegeben werden. Ist doch das meiste, was wir sind und haben, ein Geschenk, zu dem wir kommen, wir wissen selten wie? und unser einzig Verdienst ist muthig zuzugreifen und damit geduldig weiter zu arbeiten. Ich beschäftige mich viel mit den Naturwissenschaften; höchst merkwürdig sind mir die Gesetze der Krystallisation, die jedoch nicht rein mathematisch in die Luft gezeichnet werden sollen, wie von Mohs, sondern mit Bezug auf die Grundstoffe und die aus ihnen hervorgehenden Zusammensetzungen. Im Hofmineraliencabinet ist Material für vieljähriges Studium. Ich werde mich mit all diesen Dingen so umfassend als möglich beschäftigen und so auch ein festes Fundament für geschichtliche Studien, die ohne Natur in der Luft hängen, zu legen trachten. Freie Stunden verbringe ich im Belvedere und andern Gallerien. Auch hier verlege ich mich nicht auf das Naschen, sondern auf das Studium und mit der Erkenntniß wächst auch der Genuß. Schade, daß uns Flir fehlt, der würde uns mit seiner Begeisterung wie Elias mit dem Flammenwagen in den siebenten Himmel reißen. So strapple ich genug; wie ein Käfer, der aus der Traufe an ein sonniges Plätzchen krabbelt. Schreiben Sie bald und ausführlich über die verschiedenen Geistesstörungen meiner faulen Freunde außerhalb des Irrenhauses und was in Tirol fliegt und stiebt.

Wien, 27. Jänner 1843. Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Ihren Brief erhielt ich am Weihnachtsabend; er war mir das liebste Christgeschenk, das ich hätte erhalten können, aber meine Freude wurde vermindert durch die Stimmung, in welcher Sie ihn geschrieben hatten. Mich fror als ich las. Doch wenigstens sah ich daraus, daß meine Besorgnisse hinsichtlich Ihrer Gesundheit ungegründet gewesen sind: immer hörte ich von den in Wien herrschenden Krankheiten. Sie sagen: „ich habe mir vorgenommen, nicht blos an andern das Gute und Edle zu preisen, sondern es auch so viel als möglich an mir selbst darzustellen und jeden Widerspruch zwischen Denken und äußerem Leben aufzuheben.“ Das war auch mein Entschluß; ich werde versuchen, Ihrem Beispiele zu folgen. Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht gern vor Ihnen erröthen möchte.

Daß Sie sehr einsam leben, hatte ich schon erfahren; Sie möchten als Eremit bloß Ihren Studien leben? Nein darüber lache ich nicht; aber aufrichtig gestanden: ich glaube auch nicht, daß Sie dabei glücklich sein könnten. Ich habe erkennen gelernt, daß Alleinsein nichts tauge. „Ich habe nie etwas entbehrt als Menschen, die mich verstanden und liebten,“ sagte mir neulich ein Mädchen. Die Arme! Sie hat wohl alles entbehrt; ich bedauerte sie,

denn ich weiß, daß es kein bittereres Gefühl giebt, als das mißverstanden zu werden und allein zu sein.

Ich gehe nur selten aus, aber vor kurzem war ich in einem sehr schönen Concert. Die Auswahl der Stücke und die Aufführung waren gleich gut. Ein Marsch und Chor: „die Ruinen von Athen" von Beethoven war es, was mich besonders ergriff. Als ich in Ihrem Briefe die Worte las: „so wirkten die wenigen Reste des Griechengenius auf mich!" da glaubte ich einen Nachhall dieser Musik zu hören. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihre Ansichten über Geschichte mitgetheilt. Hätten Sie mir's nicht versprochen, so würde ich Sie bitten, damit fortzufahren. O wie freue ich mich auf die Zeit, wann der todte Buchstabe nicht mehr nöthig sein wird, mir Ihre Gedanken mitzutheilen, wann das lebendige Wort an seine Stelle tritt. Bis dahin aber bin ich dem Erfinder dieses Hülfsmittels sehr dankbar. Da ist schon einer der Vortheile unserer Zeit: die Briefposten.

Ob Sie Victorien in Salzburg treffen werden, ist ungewiß; in unserer kleinen Welt haben allerlei Revolutionen stattgefunden. Wenn es wahr ist, was meine Tante sagte: daß der „Sohn der Wildniß" den Gedanken darstelle: „die Liebe macht Bären zahm", so möchte ich beinahe Victorien einen weiblichen Ingomar nennen. Wie kalt und stolz fand man sie immer! Gestern sagte ihr Ernst: „nun werde ich bald die Biographie eines Echos schreiben!" Mich freut ihre Heiterkeit und Zufriedenheit. Vorzüglich gefällt sie mir, wenn sie mit komischem Humor über die Nichtigkeit aller guten Entschlüsse Betrachtungen anstellt. Nun im Grunde hat sie Recht. Unlängst war ich mit Victorien in Leopoldskron: ein nahegelegenes Schloß mit einem Weiher. Ein Ort, den ich im Sommer wie im Winter gern besuche. Es lag kein Schnee, der Weiher war zugefroren und so rein, daß wir jeden Stein im Grunde sehen konnten, als wir darüber hingingen. Lange ließ ich mich auf dem Eise herumführen und betrachtete die Gegend, welche bei der herrlichen Abendbeleuchtung fast so schön wie im Sommer sich zeigte. Die Natur ist immer groß, Sie haben wohl Recht. Ich habe auch einen Wunsch, aber indem ich dies schreibe, sehe ich schon das Lächeln um Ihren Mund zucken: ich möchte ein Mann sein. Dann könnte ich diesen Ort verlassen und dahin ziehen, wo ich leben wollte. Freiheit ist ein herrliches Wort. Ich kann nicht zufrieden sein mit dem Loose der meisten Frauen; meine Begriffe von Glück sind anders. „Lerne etwas, dann bist du frei!" sagte meine Mutter, und das will ich auch. Wenn ich mich unterwerfe, sei's freiwillig, nicht gezwungen. Ernst ist herzlich froh, wenn er wieder Salzburg hinter sich hat; ich glaube er bereut es schon, Tirol verlassen zu haben. Jetzt ist Stelzhammer hier und giebt eine Vorlesung. Vermuthlich werden Sie ihn kennen; man hat ihn mir sehr gerühmt. Ich erhielt einen Band seiner Gedichte, was ich davon gelesen,

gefiel mir sehr gut, so gut, daß ich Lust hätte, eines herzuschreiben. Ich muß abbrechen; eine Visitte ist vor der Thür. Wie viel Zeit wird uns von Thoren gestohlen und wir Thoren lassen sie uns stehlen! Könnten Sie alles lesen, was ich in Gedanken an Sie schreibe, so würde selbst Ihre Nachsicht nicht groß genug sein; denn alles, was mich erfreut oder betrübt, erzähle ich Ihnen. Ein glücklicher Stern lächle Ihnen im neuen Jahre.

Cornelie.

An Cornelie.

Mein Leben in Wien hat sich, wenn auch nicht nach außen angenehmer und mannichfaltiger, nach innen reicher und voller entwickelt und so ist ein heftiges Fieber überwunden.

All mein Dichten war bisher lyrisch; ich faßte die Welt und die Dinge um mich nicht wie sie sind, sondern nach der Leidenschaft meines Herzens, aus der Einbildung. Jetzt ist die Selbstsucht des Gefühles in den Hintergrund gedrängt; ich sehe alles — nicht kalt — aber ruhiger an. Ein lyrisches Gedicht wäre mir jetzt unmöglich. Dagegen treibt mich eine innere Nothwendigkeit auf das Drama. Oft spät Abends, wenn ich fast allein im weiten Secirsaale bei einer Leiche arbeite, beginnt sich plötzlich der düstere Raum, den die schwache Kerze kaum erhellt, mit Gestalten zu füllen, sie wogen auf und ab, ich lege das Messer weg und kritzle mit dem Bleistift in das Taschenbuch. Der Gegenstand ist keine Herzensgeschichte, sondern berührt sich eher mit Politik. Hier in der Hauptstadt der Habsburger wählte ich den Tod des Kaisers Albrecht. Andrerseits freilich wieder eine Familiengeschichte. Rudolf war gewiß in seiner Art ein tüchtiger Mann, jedoch mehr auf Deutschland berechnet und das hatte damals bereits enge Coulissen. Der welthistorische Zug beginnt eigentlich erst wieder mit Karl dem Fünften. Am liebsten habe ich Maria Theresia. War ein prächtiges Weib und der Kaisermantel ihren Schultern nicht zu weit. Erst sie hat eigentlich Oesterreich begonnen. Poetisch läßt sich vorläufig mit ihr noch nicht viel machen; sie steht uns noch zu nahe, genau so wie der preußische Fritz.

Also Victorie verliebt; so schnell duckte diese wilde Taube. Da hat man die spröden Amazonen! Sei's ihr vergönnt!

Wien, 12. Februar 1843. Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Schon lange ist es, daß ich Ihre Zeilen erhielt und jetzt erst beantworte ich sie! Kaum weiß ich selbst, was mich abhielt. Ich denke oft an Sie; nur zu oft an die Zeit, welche ich zu Innsbruck verlebte: weil es mir, —

nicht unser zurückgezogenes, stilles Leben, wie meine Mutter besorgte — sondern die Menschen um mich herum verleidet. Die meisten kommen mir eher wie Automaten vor und so sehr ich mich hüte, Vergleichungen zu machen, fühle ich doch den Contrast. Diese Gesellschaften und Besuche sind mir nun beinahe unerträglich geworden und ich suche mich soviel möglich davon zu befreien. Doch den gestrigen Abend muß ich davon ausnehmen. Wir waren bei meiner Tante, wo wir auch den Maler Petzolt trafen. Ein Heft, das er von Köln mitgebracht: Ansichten und Grundrisse des Domes enthaltend, führte zu einem Gespräche über die verschiedenen Bauarten der Kirchen und Tempel. Um es uns besser verständlich zu machen, zeichnete er überall die Grundform und die Abweichungen und Verschönerungen, welche nach und nach damit vorgenommen wurden. Petzolt hat ganz Italien und einen großen Theil von Deutschland bereist und kehrte erst vor einigen Monaten von einem dreijährigen Aufenthalt in Rom zurück. Selten wird jemand die Gabe, sich andern mitzutheilen, in höherem Grade besitzen. Ich war außerordentlich erfreut, nach so langer Zeit ihm wieder zuhören zu können. Er hatte uns im Zeichnen unterrichtet, weil er bei meiner Schwester einiges Talent wahrnahm, doch zu seinem Erstaunen kam auch ich bei seiner Art ziemlich schnell vorwärts. Mathilde war vielleicht zu jung, um ihn ganz zu fassen und durch seine Heftigkeit verschüchterte er sie, obgleich sie eigentlich zu allem mehr Geschicklichkeit zeigt als ich. Der Unterricht wurde leider zu bald unterbrochen, aber ich verdanke ihm viel, denn er gab sich alle Mühe unsern Geschmack zu bilden.

Die Veränderung, welche Sie schildern, freut mich, — aber dabei habe ich den Wunsch, daß Sie gegen mich gleich nachsichtig und freundlich bleiben mögen! Ich glaube, ich habe mich auch ein wenig geändert, aber ruhiger und heiterer bin ich nicht geworden; ich verlebte die letzte Zeit nicht glücklich, wie ich bei den vielen Vorzügen meiner Lage wohl könnte.

Meinen Abscheu vor Secirsälen habe ich ziemlich überwunden und wenn ich manchmal bei unvermeidlichen Gesellschaften durch eine Reihe erleuchteter Zimmer hinschreite, so steht mir Ihr Bild bei dem dämmernden Scheine des Lichtes im weiten Saale, wie Sie es mir geschildert haben, vor Augen. Doch lieber denke ich an Sie bei dem sanften Glanz der Sterne oder beim Anblick einer schönen Gegend oder Blume; denn seit Sie mir davon gesprochen, betrachte ich dies alles mit würdigeren Gefühlen.

Nun von dem Schlusse Ihres Briefes. Das: „da hat man die spröden Amazonen!“ will ich verzeihen, aber es geht den stolzen, kalten Männern auch nicht besser. Victoria macht ihrem Namen Ehre, das werden Sie selbst gestehen müssen, wenn Sie sie sehen. Uebrigens gebe ich ihr ganz Recht,

daß sie das Glück zu genießen sucht, welches die schnell enteilende Jugendzeit ihr bietet. Darf ich hoffen, daß Sie mich bald mit einigen Zeilen erfreuen?

Cornelie.

An Cornelie.

Sie schreiben mir, daß Sie viel allein sind. Hüten Sie sich vor schwärmerischem Hinträumen, denn nicht Empfindung, sondern was wir wollen, was wir thun, giebt uns Werth. Wir müssen am Marmorblocke unseres Ich rastlos arbeiten, dann erst entsteht eine sittlich edle Gestaltung.

„Die Habsburger" habe ich fertig. Nach einigen Monaten, wo mir das Werk gewissermaßen fremd geworden, beginnt das Ueberarbeiten und ich kehre selbst zu kleineren Dingen mehrmals zurück. Fertig ist ein Gedicht bald, aber vollendet! Das ursprüngliche Schaffen ist unmittelbar, eine Freude; das Ausfeilen, wodurch wir rauhes glätten, schroffes mildern, flaches vertiefen, ist Reflexion, ist eine Mühe.

Victorias Liebe soll einen schlimmen Ausgang gehabt haben. Welchen? Ist es nur eine Lappalie, so hat ein so treffliches Mädchen gewiß Kraft genug, es zu verwinden. Noch ist nichts verloren; denn nur daß sie irrte, nicht daß sie liebte, darf sie bedauern. Leider gelangen wir Menschen nur durch Verluste zur Einsicht, daß wir das Ideale nicht in der Welt, sondern im tiefsten Grund der Seele zu suchen haben. Erst wenn wir es hier gefunden, dann tritt es uns auch in der Welt als Kunst entgegen. Auch für mich gab es einmal eine Zeit, wo mich Sehnsucht nach Liebe verzehrte. Sie ging vorüber. Der Cölibat hat unter Umständen eine hohe Bedeutung, jedenfalls ist der Gedanke aus der tiefsten Kenntniß der menschlichen Natur hervorgegangen; nur ist es eine Sünde wider die Natur, ihn andern als Pflicht aufzulegen.

Neulich erfuhr ich, man sage mir nach, ich habe keine Religion. Diese Leute möchten, ich solle bei ihnen die Talgstümpchen kaufen, sie an ihrer Dogmatik anzünden und damit die Sonne bei hellem Tage am Himmel suchen. Ich erkenne Gott in den Gesetzen der Natur und Geschichte; ich schaue von Wesen zu Wesen unmittelbar seine lautere Herrlichkeit. Gott ist mir gewisser, als ich es mir selber bin und ohne ihn ist mir nichts und das Weltall ist durch ihn und in ihm.

Diese Zeilen schreibe ich am Krankenbette Purtschers, den ein gefährliches Uebel darniederwarf. Ich wache heut bei ihm; die Nachtlampe wirft ihre zitternden Strahlen auf sein bleiches Gesicht, er athmet schwer und langsam. Wie sehr wünschte ich ihm die zärtliche Pflege einer Frauenhand!

Grüßen Sie mir den Frühling; grüßen Sie mir Blumen und singende Vögel in den Bergen. In vier Monaten hoffe ich wieder frei, von Wien

fern, herumzustreifen und dann sehen wir uns zu Salzburg. Hier ein Gedicht von Schnell!

Wien, 21. April 1843. Ihr Pichler.

Die Sternschnuppe.

Schlingst deine Strahlenkrone
Schon wieder in das Haar
Und winkst dem Erdensohne
Mit Augen licht und klar!

Winkst mir in hehrem Schweigen
O Nacht so freundlich zu,
Ich sah das Haupt dich neigen
In göttlich milder Ruh.

Zum Kranz die Hand erhoben
Die eine Blume pflückt,
Aus Aetherstoff gewoben,
Mit Sternengold gestickt.

Du läßt die Wunderblume,
Sie fällt, ein Liebespfand,
Aus fernem Heiligthume
Zu mir ins Erdenland.

Jos. von Schnell.

Cornelie an mich.

Nicht mehr aus der düstern Stadt kommen Ihnen diese Zeilen zu; die freie Luft weht mich an, wie ich hier sitze, ich höre die Vögel singen und die Bäume vor meinem Fenster bewegen sich im Winde, als wollten Sie mir auch Grüße an Sie zuflüstern. Ich hätte wohl recht gehabt zu zürnen, daß Sie mich so lang ohne Nachrichten ließen, aber es freute mich, daß Sie meinen letzten Brief so schnell beantworteten und noch mehr die Gewißheit, daß ich Sie bald hier sehen werde. Aber kaum ist ein Wunsch erfüllt, so entsteht daraus ein neuer, und als ich las: Sie werden kommen! dachte ich auch sogleich: wenn's nur nicht ein solcher Blitzbesuch ist! Versprechen Sie mir also nicht wie ein Traum zu erscheinen und zu verschwinden. Auch hier finden Sie Berge und Blumen und gewiß werden Sie nirgends mit mehr Freude und Liebe erwartet. Nicht wahr, Sie versprechen es? Ich weiß, daß Sie mir diese Freude machen werden, wenn Sie können.

Victoriens Liebe ist nicht zu Ende, aber eine Störung ist eingetreten. Es ist eine unangenehme Geschichte. Ihr Bräutigam hat Salzburg verlassen, für immer! und vor der Hand sind alle Pläne, die sie gemacht hatten, vereitelt. Er hatte vor zwei Jahren eine Gesellschaft unter den Studenten errichtet und so erhielt er jetzt die Erlaubniß Oesterreich sogleich zu verlassen. Glücklicherweise ist er ein Ausländer.

Wäre es aber so, wie Sie meine Worte deuteten, so könnte ich Ihre Ansicht doch nicht billigen. Eine solche Lappalie sagen Sie. Ist es eine Lappalie, wenn wir unser alles hingegeben haben für Nichts! Und wie könnten wir noch lieben, wenn wir einmal erkannt haben, daß wir das Ideale nicht in der Welt, sondern im Grund der Seele suchen müssen. Seien Sie nicht undankbar. Sie betrachten nur die Blüthen, die Ihnen welkten oder zertreten wurden; nicht die, welche noch blühen, nicht die reichen Knospen, die sich noch erschließen müssen. Die Zukunft wird die Vergangenheit lossprechen.

Sie haben Recht, wenn Sie mich vor Träumerei warnen. Aus einem solchen Hinträumen wurde ich aufgeweckt durch meinen Besuch in Innsbruck; vielleicht wäre ich wieder darin verfallen, aber ich habe nun den Fehler erkannt. Manche Erfahrung habe ich dieses Jahr gemacht, manches Vorurtheil abgelegt. Aber wie ich verständiger und besser geworden bin, so verdanke ich es hauptsächlich Ihnen, Ihren Worten, Ihren Beispielen.

Was Sie mir von Religion andeuteten überrascht mich nicht. Ich ahnte das ohnehin. Ja ich glaube, ich kenne Sie so gut, daß ich Ihnen Ihre Gedanken darüber schreiben könnte. Religion! An das Wort reicht keine Höhe und Tiefe! Ich scheue das Wort!

Wie geht es Purtscher? Hoffentlich ist er schon längst wieder genesen. Achten Sie auf Ihre Gesundheit, ich bitte Sie. Strengen Sie Sich nicht zu sehr an.

Gott segne Sie! Cornelie.

An Cornelie.

Sie haben Recht; wenn auch eine und die andere Blume zertreten wird, so bleibt doch die unendliche Blüthenfülle des Lebens. Lassen wir den Muth nicht sinken; ist unser Gemüth rein und edel, so wird nach dem Winter auch der Frühling kommen und der Himmel dem neuen Boden Regen und Sonnenschein schicken.

Also auf dem Lande! Während Sie den Segen des Frühlings heiter genießen, sitzt Ihr Freund im Stübchen und betrachtet an einem Skelett die verschiedenen Leisten, Rinnen und Ecken. Neulich flog mir Abends ein Maikäfer an den Kopf, ich packte den Kerl, schmiß das Gerümpel in die Ecke und trug ihn in einen Wirthsgarten, wo ihm das Grünzeug ebenso gemundet haben möge, wie mir der Krug schäumenden Bieres. Ich strenge mich also nicht zu sehr an.

Daß Sie Ihren Horizont mehr und mehr zu erweitern trachten, freut mich sehr und so wird Ihnen die Hesperidenfrucht langsam aber sicher reifen, während Sie aus ruhigem Gehege in die Welt blicken. Das Weib wirkt mit holder Thätigkeit in einem engen Kreise und bereitet das größte vor, während es sich mit scheinbar niedrigem beschäftigt.

Neulich war ich in der Kunstausstellung; viel Pinselei wie überall: die Mittelmäßigkeit hat breite Straßen.

Victorien wünsche ich für ihre Liebe reinen Himmel; stark wie die Liebe ist ja auch die Hoffnung!

Zu Salzburg werde ich mich einen ganzen Tag aufhalten, da wollen wir plauschen. Warum schreiben Sie mir so kurze Briefe? Schade, daß ich Ihnen kein böses Gesicht beischließen kann, ich würde es gleich thun. Wenn ich nach Salzburg komme, müssen Sie mir recht viel erzählen, sonst werd' ich „wegschwinden wie ein Traum!"

Wien, 5. Mai 1843. Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie freudig überrascht ich durch Ihren Brief ward, denn eine so schnelle Antwort hatte ich mir nicht gehofft. Einen Tag also wollen Sie hier bleiben. Nur Einen Tag! Warum nicht ein bischen länger, drei oder vier Tage. Bedenken Sie einmal, daß ich Sie ein Jahrlang nicht gesehen habe und daß dieses 365 Tage sind. Ich kann Ihnen versprechen, daß wir alles versuchen wollen um zu machen, daß Sie sich bei uns heimatlich fühlen sollen. Meine liebe Mutter, — ich will Ihnen nichts von ihr sagen; es käme mir wie ein Unrecht vor und Sie werden sie ja ohnehin kennen lernen, — freut sich fast so sehr wie ich Sie zu sehen. Mathilde wird ihre ganze Geschicklichkeit in der Musik aufbieten, wenn es Ihnen Vergnügen macht, und ich — nun ich will alles thun, was Sie verlangen; ich will Ihnen Briefe schreiben so lang, daß Sie beim Lesen die Geduld verlieren und so viel vorplaudern, daß Sie mich gern schweigen heißen sollen. Willigen Sie nur gleich ein.

Salzburgs Gegend ist schön genug, um auch zu längerem Aufenthalt einzuladen und da Sie lieber auf dem Lande als in Städten wohnen, werden Sie es schon einige Tage bei uns aushalten können. Nicht wahr, Sie wollten mich nur necken; ich kenne ja Ihre Bosheit.

Warum ich Ihnen so kurze Briefe schrieb? Weil ich befürchtete Sie zu ermüden und Ihnen mit meinem Geschwätz lästig zu fallen.

Ich habe einen sehr geringen Begriff vom Geist der Frauen angenommen. Vor einem Jahre ärgerte ich mich über meine Tante, als sie sagte, „daß man sich auf ein Mädchen, auch wenn sie die vollkommenste Erziehung genossen, doch nie verlassen könne, da die Männer zu viel Einfluß auf die Frauen hätten." Jetzt muß ich ihr in gewisser Hinsicht Recht geben, wie selten kann ein Mädchen Festigkeit und Selbständigkeit erlangen! Selbst Victorie mit ihrem scharfen Verstand und festem Willen vermochte nichts gegen das Schicksal.

Ganz Recht hat aber meine verehrte Tante doch nicht, denn die Bildung wird uns vor Niedrigem bewahren, in unserer Seele ein edleres Ideal erwecken und wir werden uns nur höherstehenden Männern anschließen.

Nun etwas von meinem Leben. Ja mit ruhiger Heiterkeit genieße ich den schönen Frühling. Aber nur für den ist der Frühling, der ihn auch in der Seele trägt und so sind Sie gewiß nie ohne Blüthen, wenn auch auf dem Tische meines Freundes die Blumen fehlen. Wie viele gehen da kalt vorüber, wo ich entzückt die unendlich reiche Natur anstaune, die so verschwenderisch doch nie ihre Schätze erschöpft.

Vor einigen Tagen war ich mit meiner Schwester und Victorie auf dem Heuberg. Es ist etwa eine Stunde zu gehen; man hat von da eine sehr schöne Aussicht. Wir sahen lang gegen Baiern und Oesterreich und die Linzerstraße, die ich auch von meinem Fenster aus in einiger Entfernung sehe; dann lasen wir Mailieder von Hölty: ich liebe diesen Dichter, seine Gedichte sind so freundlich und herzlich.

Seit längerer Zeit hat mich aber nichts so angesprochen, wie das Liedchen Schnells, welches Sie Ihrem Briefe beilegten. Ist es schon ein so süßer Genuß, sich von guten Menschen geliebt zu wissen, daß der Gedanke mein Auge mit Thränen der Freude und des Dankes füllen kann, was müssen Sie erst empfinden bei dem Bewußtsein edle Menschen zu bilden und anzuregen. Schreiben Sie mir doch einiges über ihn.

Ob das Wirken des Lehrers oder des Dichters herrlicher sei, kann ich nicht entscheiden. Ich glaube, daß es eins ist; daß eines ohne das andere nicht bestehen könnte. Wenn das geschriebene Wort minder ergreift als das gesprochene, so kennt der Dichter auch dafür nicht die Fesseln von Raum und Zeit. Frei sucht er unter allen Mitbrüdern sich Freunde, die ihn verstehen und wenn ihn die Mitwelt verkennt, so beruft er sich auf die Nachwelt.

Von Purtscher haben Sie nichts geschrieben; Ihrem Briefe glaube ich entnehmen zu können, daß er wieder genesen ist.

Eine neue Bekanntschaft habe ich hier gemacht: die des Pfarrers. Er ist schon sehr alt, in kurzem wird er seine Jubelfeier halten, aber er ist noch voll Leben und Thätigkeit. Im äußern ist er nicht sehr fein, was ihm viele übel nehmen. Viel Gutes hat er für die Gemeinde gewirkt; unter anderen verdankt man ihm die Errichtung eines Krankenhauses für arme Dienstboten. Er gefiel mir recht gut.

Von Ernst haben wir außer einem gleich bei seiner Ankunft in Wien geschriebenen Briefe keine Nachrichten. Ich bin wirklich etwas in Sorgen um ihn. Er ging so schwer fort und nie, wenn ich Abschied nahm, war ich so bewegt gewesen, wie diesesmal. Ueberdies kenne ich seine Aengstlichkeit hinsichtlich seiner Gesundheit und damit beunruhigt er auch mich, obgleich das

sonst nicht meine Art ist. Wissen Sie nichts von ihm? Bitte fragen Sie ihn nach; hier seine Adresse, wenn Sie der Zufall auf die Wieden führt.

Gern schickte ich Ihnen den ganzen Mai, wie er jetzt in mein Fenster lacht; von all den Blüthen und Blumen hier nur Eine und die wird vertrocknen, bis sie in Ihre Hände kommt.

Soeben kommt ein Brief von Ernst mit der Nachricht, daß es ihm gut gehe, daß er in Wien bleiben werde. Er geht nicht zur Advokatie, sondern tritt als Conceptspractikant unter dem Grafen Wilczek ein. Das mußte ich noch beisetzen; auch einen Gruß von Ihnen schickte er mit, möge ihm bald ein Brief folgen. Cornelie.

Ein Gang durch Metz.

„Sie werden sehen! eine riesige Caserne, in deren Ecken noch Platz ist für einige unentbehrliche bürgerliche Institute und Personen." Mit diesen Worten beschrieb mir ein deutscher Beamter aus Metz, der von Saarbrück aus mein Reisegefährte gewesen, seinen Wohnort, dem wir entgegenfuhren. Kaum war ich auf dem Bahnhof ausgestiegen, als sich seine Worte wenigstens theilweise als bewahrheitet zeigten. Der ganze Bahnhof in seiner provisorischen Gestalt machte einen jämmerlichen Eindruck, das zeitige Bahnhofsgebäude bot eine täuschende Aehnlichkeit mit einem über Nacht errichteten Militärschuppen, die übrigen Nebengebäude gemahnten mich lebhaft an die Stallungen auf dem Kasernenhofe meiner Vaterstadt. Auch das reisende Publikum bestand zum größten Theil aus Soldaten. Mit meinem Reisebegleiter drängte ich mich durch und kam so zur großen Landstraße, die zur Stadt führt. Jenseits, etwa dreißig Schritt entfernt, nimmt ein niedriger riesig langer Schuppen, anscheinend von Planken gezimmert, den Kamm eines kleinen Hügels ein, rings umgeben ihn Schützengräben; diese wie auch die davor auf- und niederschreitenden Wachen überzeugten mich, daß er Militaria berge. Auf der Straße zeigte sich ein recht lebhaftes Gehen und Treiben. Es war ja Sonntag und am wolkenlosen, blauen Himmel strahlte die mildwarme Herbstsonne. Stattliche Offiziere aller Farben, theils in Gruppen, theils einzeln, gingen des Weges. Steif und pedantisch promenirte der deutsche Beamte einher, die Frau an der Seite, die Kinderschaar vor oder hinter sich. Gravitätisch schritt inmitten der Menge, dem Aeußeren nach leicht kenntlich, der Metzer Monsieur mit Madame. Aber alle diese Elemente, sie verschwammen beinahe im dichten Gewoge der übrigen: hunderte und abermals hunderte von Soldaten der unteren Rangstufen,

pausbackige, wohlbeleibte Baiern in blauem Rock, schlanke, dunkelhaarige Braunschweiger in dunkler Uniform, Preußen endlich der verschiedensten Dialekte und von den verschiedensten Waffengattungen, sie strömten hinaus aus den engen Gassen und Thoren der Festung zum nahen Montigny; dort gab es ja — wie ich vom Begleiter vernahm — ein ganzes Dutzend von Tanzlokalen, die ihrer harrten. Freilich sind sie etwa dritten bis siebenten Ranges; der barsche Sergeant gehört darin schon zu den Honoratioren des ersten Ranges, und verirrt sich einmal zu heiterer, später Stunde ein stolzer Feldwebel dahin, so gilt er als Crême der Gesellschaft. Ebendahin eilten denn auch augenscheinlich in ganz ansehnlicher Zahl die entsprechenden „Damen“: blutjunge kichernde Dienstmädchen im Sonntagsstaat, die Lebenslust und den Leichtsinn auf der Stirn; hier und da untermischt auch dunklere Gestalten in noch keckerem Aufputz. Doch wir stehen bereits dicht vor der Stadt. Zwei gewaltige tiefe Gräben, zwei riesige Wälle mit zwei mächtigen Thoren: sie lassen ahnen, warum die stolze Feste dreihundert Jahre lang den Namen der „jungfräulichen“ zu wahren wußte. Das äußere Thor, noch unter dem dritten Napoleon gebaut, trägt zu beiden Seiten in großen Lettern zwei Inschriften, in Stein gehauen. Zur Linken wird der ruhmreichen Vertheidigung der Stadt durch den Herzog Franz von Guise gegen Kaiser Karl V gedacht. Derselben mit Stolz sich zu erinnern, hat der Franzose alles Recht gehabt, denn jene füllt eines der ruhmreichsten Blätter in der Kriegsgeschichte Frankreichs. Um so komischer aber wirkt für jeden Kundigen die Inschrift zur Rechten. Der französische Commandant, auf dessen Geheiß sie gesetzt wurde, rühmt damit die That des Metzer Bäckers Harelle, der durch seinen Muth und seine Geistesgegenwart die Stadt am 9. April 1473 vor einem Ueberfalle rettete. Wie in aller Welt kam denn das französische Empire dazu, den Metzer Bäckermeister deswegen zu glorifiziren? Hat er doch die Stadt vor nichts Anderem gerettet, als vor der Habgier eines französischen Prinzen. Denn Nicolas d'Anjou, Prinz des königlichen Hauses von Frankreich und Herzog von Lothringen, war es, der damals den Ueberfall und Raub versuchte, und der Bürgersmann der freien deutschen Reichsstadt war es, der seine Stadt für das deutsche Reich vor den Klauen jenes französischen Geiers wahrte. Ohne ihn wäre Metz schon achtzig Jahre früher in die französische Machtsphäre gekommen.

Durch das elliptische Riesengewölbe des inneren Thores treten wir ein in die Stadt. Hinter uns lassen wir die Thorwache mit ihrem Wachtgebäude und sehen uns dann sofort zwischen den zwei größten und mächtigsten Gegensätzen der Stadt. Zur Linken haben wir nämlich die gewaltige Langseite eines Flügels der vierstöckigen gigantischen Kaiser-Wilhelms-Caserne; zur Rechten dehnt sich eine lange hohe Mauer, von mächtigen, schattigen

Bäumen überragt; durch des Laubes Lücken schimmert hie und da Dach, Mauerwand und Fenster eines großen stillen Hauses; wir stehen hier vor Park und Palais des Bischofs. Der Eingang zu beiden liegt in einer kleinen stillen Nebenstraße. Die imponirende Caserne repräsentirt uns ganz treffend den dominirenden Factor der deutschen Bevölkerung, das Militair, Park und Palais in ihrer stillen, zurückgezogenen Verborgenheit den dominirenden Factor unter der französischen Bevölkerung, den Klerus. Zwar sein Haupt, der greise Bischof selber, ist nichts weniger als das active Haupt der klericalen oder französischen Partei. Der einundsiebenzigjährige Paul Dupont des Loges ist eine sanfte, fromme, gemüthvolle und weiche Natur, die stille Zurückgezogenheit liebend, allem politischen Treiben und Kämpfen abgeneigt, dazu eine aristokratisch reservirte Persönlichkeit, kurz, ein Bischof der alten, guten Zeit. Aber die treibenden Geister sind auch dahier ganz anderer Art. In den absperrenden Dressiranstalten, welche die wiedererstandenen Jesuiten im ersten Drittel unseres Jahrhunderts für nothwendig erklärten zum Heile des katholischen Frankreich und hier auch überall einführten, in diesen petits et grands seminaires ward auch hier von jesuitischen Lehrern und nach jesuitischer Methode ein Klerus herangezogen, der dem Commando blind gehorcht, das ihm auf hundert offenen oder geheimen Wegen von der Tiberstadt aus zukommt. Zwar die clownähnlichen Poltergeister, wie sie in der deutschen Caplanokratie sich vordrängen, fehlen hier gänzlich, auch ist hier kein Majunke denkbar, der im Civilrock und Regenmantel auf der Journalistentribüne verkehrte. Still und würdevoll und niedergeschlagenen Blickes geht der französische Kleriker einher in seiner schleppigen Calotte und mit barockem Dreispitz. Aber Macht und Einfluß sucht er ebenso sehr wie sein deutscher College im übrigen Reich. Und Macht und Einfluß besitzt er, weil er beides hat über die fast ausschließlich in Nonnenpensionaten erzogenen Frauen. Der Franzose aus den mittleren und höheren Ständen genießt die „Freiheit" des Junggesellenlebens durchgängig möglichst sehr und lange. Nur ungern und spät pflegt er sich zu vermählen, um aber alsdann um so abhängiger zu werden von seiner Gemahlin. Und was thäte dann nicht ein bereits alternder Ehemann, dessen Haupt schon bedenklich ins Graue hinüberspielt, was thäte er nicht, um seine junge, schöne und glaubenseifrige Gemahlin bei guter Laune zu erhalten? Er selber mag immerhin den Aufgeklärtesten weiter spielen; sie ist's, die für ihn mit doppeltem Eifer mitfastet und mitbetet, Messe und Communion besucht. Mag er immerhin Voltaire und Siècle und Journal amusant lesen: sie schickt seine Söhne zu den Jesuiten und seine Töchter zu den Nonnen. Und mit stetem Erfolg beansprucht sie sein Portemonnaie, wenn es gilt, die vom Curé oder Confessaire empfohlenen „bons oeuvres" zu fördern. Letztere floriren dann natürlich. Die späten

Heirathen, das auch hierzulande auftretende, tief unsittliche Zweikindersystem, zeigen ihren unheilvollen Einfluß. Eine reiche Erbin, im Kloster erzogen und von den Nonnen mit besonderer „Liebe" behandelt, bekommt nicht selten Klostergedanken und nimmt den Schleier. So mangelt es der verfolgten streitenden Kirche hier nicht an Mitteln; freilich die goldenen Tage sind längst vorüber. Das war ja fürwahr noch eine andere Zeit vor dreihundertfünfzig Jahren, als der Metzer Klerus mobil machte gegen die Türken! Der Leser wird vielleicht hier ungläubig lächeln, wenn man von einer Mobilmachung des Klerus spricht; er wird des Satzes gedenken im Jus canonicum: „ecclesia abhorret a sanguine", das heißt in sachgemäßer Uebersetzung: „Der Klerus hält sich weit vom Schuß." Und doch ist es so, wie ich sagte! Anno 1522 nämlich war große Türkennoth; der Muselmann stand im christlichen Ungarlande und an den Grenzen des Reiches. Da nahm sich denn auch der Metzer Klerus in altbewährter Opferwilligkeit der bedrängten Christenheit und in stets erprobtem Patriotismus des bedräuten Reiches an. Reich, gewaltig reich war er ja damals an Schätzen, Macht und Zahl. Er machte also mobil. Ein Metzer Chronist, Philipp von Vigneulles, hat uns als Augenzeuge das Factum beschrieben. Man concentrirte sich in der Domkirche; die imposanten Hallen des Riesenbaues waren kaum vermögend, die Schaaren zu fassen. Alle ihre Schätze, alle ihre Kostbarkeiten hatten die Kleriker aus den festverschlossenen Schreinen, aus den eisenbeschlagenen und verriegelten Truhen ihrer Kirchen, Klöster und Kapellen willig hervorgeholt: drei mächtige Kreuze von purem Golde, der große silberne, mit Edelsteinen verzierte Schrein des h. Stephanus und noch einige Dutzende solcher und ähnlicher Herrlichkeiten. Mit diesen zogen sie aus als Vortrab, eine stattliche Schaar von 508 Mann mit wehenden Fahnen. Ihnen folgte das Gros der Armee, die zahlreich aufgebotene Metzer Bürgerschaft. Erzbeschlagene Lanzen zwar nicht, aber mächtige, brennende Wachskerzen hatte sie in der Hand. Als Arrièregarde kamen dann noch einige hundert Nonnen. Stracks zog man gegen Südosten, in welcher Himmelsgegend ja bekanntlich der Türke sengte und brannte, und kam bis zum Theobaldsthore, wo man am St. Nikolaushospitale einmal Halt machte.

Zur rechten Zeit kam hier noch ein sehr ansehnliches Hilfscorps von der linken Seite her herangeschwenkt, es waren die Augustiner- und Cölestinermönche. Nach kurzer Rast brach man wieder auf, und weiß Gott, wie weit man noch gekommen wäre. Aber man zog es wahrscheinlich aus strategischen Gründen vor, nicht direct mehr gegen den Feind vorzurücken, sondern in kühn geschweiftem Seitenmarsch in die Domkirche zurück. Damit hatte die Sache ein Ende, nämlich der klericale Türkenzug, freilich leider nicht auch die Türken-

noth. Heute leidet der Klerus an einer anderen Noth, die ihm näher an Haut und Herz geht. Wohl würde er sich heute zu einem Mehr entschließen, als zu einer bloßen Procession, um des modernen „Christenfeindes" ledig zu werden; aber er fürchtet die Folgen; er hält sich äußerlich still, um in intimen Kreisen um so thätiger zu sein. Ein stattliches Contingent vermag er aber noch heute aufzustellen. Zwar sind die Mönche jenseits der Grenzen, aber unter den 38,000 Einwohnern der Stadt leben und wirken noch über hundert Mann Weltklerus. Sie sind der stille und doch thätige Mittelpunkt der Opposition; auf ihrem rechten Flügel, engst mit ihnen liirt, steht das kleine Häuflein der hier noch zurückgebliebenen Legitimisten; auf dem linken das zahlreiche Gros der französischen Bürgerschaft von Metz, im Herzen meist liberal und jenem Mittelpunkt nur wenig geneigt, aber jetzt einig mit ihm in der Negation und Opposition. Nicht eher wird diese Alliance zerfallen, als bis im Mittelpunkt Contreordre eintrifft aus Rom. So lange der Mann im Vatican weiter träumt unter seiner im Mittelalter empor gethürmten dreifachen Krone und auf seinen im Renaissancezeitalter zusammengefügten Throne den Traum einer kirchlich-politischen Weltherrschaft, ebenso lange wird auch der Metzer Klerus frondiren gegen das deutsche Reich. Erst wenn eine kühne Hand greift in den Vatican und unter den ringsum liegenden Trümmern der antiken und mittelalterlichen Zeit hinauswirft auch Thron und Kron', erst dann wird der Mann in der weißen Soutane wieder suchen den Hirtenstab seines ersten Vorgängers Petrus und sich wieder erinnern des Wortes von Paulus, dem Gründer seiner Kirche: „Civis romanus sum!" Und erst wenn dies geschehen, wird er im Stande sein auch den „auf Commando marschirenden" Klerus in Metz wie anders wo anzuweisen, daß er fortan in Wort und That es ausspricht: „Civis germanus sum." — Bis dahin aber werden sich Freund und Feind gegenüberstehen Kaiser-Wilhelms-Kaserne und Bischofs-Palais.

Den stillen Park des bischöflichen Palais lassen wir nunmehr hinter uns und wandern auf der Avenue Serpenoise — oder wie sie amtlich umgetauft wurde: Römerallee — weiter in die Stadt. Rechts sehen wir im Vorbeigehen noch ein französisches Café chantant mit seinen excentrischen Reclamen an der Vorderseite: eine traurige und doch zugleich tröstliche Reliquie aus der Franzosenzeit! Damals stand es im höchsten Flor; wohl für 100,000 Francs wurde der Besitz geschätzt, und heute würde es der Eigenthümer gern für den vierten Theil davon verkaufen. Denn heute fehlen eben die französischen Habitués. Der deutsche Beamte hat keine Neigung zu der dort sich bietenden überpikanten und schlüpfrigen „Kunst"; und das deutsche Officierscorps hat zu viel Selbstachtung, um sich ebenda sichtbar zu machen. Lassen wir also unter deutscher Herrschaft dort die patschouliduftende Muse des Sumpfs in

stillem Siechthum weiter dahin leben und wenden wir uns links um die Ecke der Kaiser-Wilhelms-Kaserne. Ein mächtiger Exercierplatz thut sich auf vor unseren Blicken; es ist der Königsplatz. Links umsäumt ihn die Front der ebengenannten Kaserne, hinter uns die Avenue Serpenoise, rechts die Esplanadenstraße mit ihren palastähnlichen Gebäuden, zur äußersten Rechten ragt in einiger Höhe der Justizpalast das stolzeste aller modernen Gebäude der Stadt. Wahrlich ein Platz, der durch seine Großartigkeit jeder Hauptstadt zur Zierde gereichen würde. Aber nicht auf ihm verweilen wir, denn jenseits locken uns dunkle Laubhallen und mächtige Blumenbeete. Quer über den Platz schreiten wir deshalb in sanfter Steigung; kaum haben wir ihn überschritten, so stehen wir am Fuße einer ehernen Collossalstatue mit mächtigen Piedestal. Es ist das Standbild eines Sohnes der Stadt, des weltberühmten napoleonischen Marschalls Ney, des „Tapfersten der Tapfern", wie ihn der Schlachtenkaiser nannte. Aus einiger Entfernung wirkt das Standbild imponirend; in der Nähe besehen, erscheint es jedoch viel zu theatralisch-affectirt. Der Marschall erscheint in leidenschaftlicher Bewegung; er steht über Schlachtentrümmern; ein Gewehr hat er aufgerafft und hält es krampfhaft mit beiden Händen; Haupt und Blick sind dabei stark nach oben gerichtet. Nein! wir hätten uns das Bild des Helden in seiner Vaterstadt ganz anders gedacht: entweder wie er mit spähendem Auge und doch ungebeugten Muthes hinüberschaut über die Eis- und Schneegefilde der Berezina, oder wie er mit mildem Blick und klarer Stirn die seinem Kaiser treue Brust öffnet dem tödtlichen Blei, das ihm der blasirte Bourbone ins Herz schleudern ließ.

Am Piedestal der Marschalsstatue beginnt die Esplanade, der Sammelplatz der fashionablen Welt von Metz. Zur Linken laden uns mehrere Reihen schattiger Kastanien ein, zur Rechten eine gleiche Zahl von parallelen Lindenreihen. Die Mitte nehmen mächtige Blumenbeete ein, geschmackvoll sortirt, in saubersten Ordnung gehalten und von frischem Rasen umsäumt; ein collossaler Springbrunnen mit großem, umgebendem Bassin, sowie ein zierlich aus dünnem Eisen construirter Pavillon für die Militärcapelle bei Concerten bilden zwischen den Beeten zwei Centren für die ganze Anlage. Schön ist die Esplanade fürwahr, und dazu bildet sie, einzelne kleinere Baumgruppen in der Stadt abgerechnet, den einzigen schattigen Spazierweg für die Einwohner. Draußen vor den Thoren leidet schon das fortificatorische Interesse kein Aufkommen einer größeren Baumgruppe oder Allee. So ist denn die Esplanade der Lieblingsort aller Einwohner beider Sprachen, der Zufluchtsplatz an den heißen Nachmittagen und die Erholungsstätte für die kühlen Sommerabende. Und sie bietet in der That auch Alles für solche Zwecke: frische Luft, kühlen Schatten, freundliche, sonnige Plätzchen zwischen den Blumenbeeten; für die Augen bald das dunkle Grün der Laubhallen, bald

das Hellgrün des Rasens, bald die bunte Farbenpracht der Blumen, bald die lichten Strahlen des Springquells, in dessen herabfallender, dichter Tropfenfülle beim Schein der Sonne die sieben Farben des Regenbogens sich wiederspiegeln. Und so ist die Esplanade der neutrale Boden zwischen der sonst starr getrennten französischen und deutschen Einwohnerschaft; hier promenirt der deutsche Officier aller Grade wie auch der finsterblickende französische Proprietär, der deutsche Beamte wie der behäbige französische Marchand, die Frauen und Töchter jener wie dieser. Aber steif und strenge sind auch hier die Nationalitäten gesondert, ohne Verkehr und Gruß. Dieser Zwiespalt eben giebt dem Ganzen eine monotone und langweilende Färbung und verleidet auf die Dauer den regelmäßigen Besuch des sonst so einzigen Platzes.

Und leider, leider wird gerade von der Seite, von welcher man es am ersten erwarten sollte, fast nichts gethan, um jenen Uebelstand zu heben und durch Schaffung eines gemeinsamen Mittelpunctes Leben und Verbindung in das Ganze zu bringen. In Metz nämlich hat man an ästhetisch-geselligen Genüssen beinahe geradesoviel, als in Hammerfest am Nordcap zur Saisonzeit unter den Walfischfängern. Einigemal während des Winters kommt ein Theil des Straßburger Theaterpersonals herüber und giebt kürzere oder längere Serien von Vorstellungen: das ist auch Alles. Im Sommer zwar gab auch ein Gastwirth, der Erbarmen hatte mit uns Armen, Abonnementsconcerte auf dem hinter seinem Hotel liegenden Plätzchen, das er Garten zu nennen beliebt: und dies ist alles für den Sommer. Und doch ist Metz eine Stadt von 40,000 Einwohnern, es ist nächst Berlin der größte Militärplatz des Reiches. Darum muß ich es dem Kundigeren überlassen, die Zahl der hiesigen Militärcapellen zu zählen. Und alle diese was bieten sie? Zweimal wöchentlich — sage und schreibe: Zweimal! — während der Sommernachmittage ist Militärmusik auf der Esplanade. Aber von den vierzigtausend Bürgerlichen weiß Niemand den Tag und die Stunde, wenn man nicht zufällig unter den höheren Officieren einen Bekannten hat, diesen zufällig jedesmal vorher trifft und dann die Nachfrage nicht vergißt.

Doch verlassen wir nunmehr die Esplanade mit ihren wirklichen Geheimconcerten und schreiten wir durch jene hindurch zu ihrem Südwestrande. Da stehen wir an der Brüstung einer hohen und mächtigen Festungsmauer, es ist die noch erhaltene Seitenwand von der durch Condé zu Deutschlands Trutz errichteten Citadelle; schwindelnd schauen wir hinab in den tiefen und breiten Graben, der wiederum durch Vorwerke bis zur Mosel hinab gedeckt ist. Aber weiter schweift nun unser Auge in die wonnige Landschaft, deren entzückender Anblick von hier sich ihm bietet. Vor uns liegt das schöne Moselthal, augenblicklich gerade von Purpurschein der Abendsonne überstrahlt. Der blaugrüne Fluß umspannt mit seinen langen Armen die Inseln; links liegt die größte St. Symphorien, ein einziger, für das Auge fast endloser Rasenteppich; gerade vor uns tief zu unseren Füßen die kleine Saulcy mit mächtigen, dunkellaubigen Bäumen überdeckt, von grünen Wällen und tiefen Gräben durchzogen, zwischen denen etwa zwanzig kleine niedliche Häuslein im Laubschatten halbversteckt und zerstreut da liegen. Sie scheinen niedlichen Villen ähnlich, deren Besitzer hier zur Sommerzeit frische Luft, milden Schatten und kühle Fluth suchen. Und doch, wie sehr trügt hier der Schein!

Ist es doch nichts anderes, als eine der gewaltigsten Werkstätten des grausigen Kriegsgottes; was wir vor uns sehen, ist die große Pulverfabrik der Festung. Mit der größtmöglichen Vorsicht hat man hier geschieden und getrennt, um ein allgemeines Unglück zu verhindern. Nirgends wohl ist gegenüber einem gefährlichen Elemente gegenüber getreuer die Lehre befolgt worden: Divide et impera! Rechts von der Saulcy dehnt sich auf zwei unteren Inseln der nördliche, niedere Theil der Stadt aus. Auf der kleineren ragen das meist leere Theater und die Präfectur empor, der Wohnsitz Bazaines während der Belagerung. Auf der größeren und entfernteren erhebt sich hoch und stolz die stattliche Abteikirche von St. Vincent mit ihrem gothischen Thurmpaare. Vor mehr als neunhundert Jahren (968) ward die Abtei gegründet vom Metzer Bischofe Theodorich I. Das war so recht ein Bischof nach dem Herzen unserer Ultramontanen! Aus dem fernen Sachsenlande hatte ihn Otto der Große als seinen Landsmann und Verwandten hinübergesandt, um ihm die wankelmüthigen Lothringer in des Reiches Treue erhalten zu helfen. So lange die starke Hand des ersten und zweiten Otto waltete und ihre volle Hand dem Bischofe spendete, blieb dieser dem Kaiser und Reich getreu; als aber auf dem kaiserlichen Throne ein zartes, schwaches Kind saß, Otto III., da vergaß der Bischof, obschon ein Greis und dem Grabe nahe, den Lehenseid, den Kaiser, den Landmann, den Verwandten und ward ein Empörer. Er starb darüber; und sein späterer Lebensbeschreiber, ein Geistlicher in Metz, hat sich wohl gehütet, diese schwache Seite des heilig gepriesenen Mannes auch nur anzurühren. Aber gleichzeitig mit Theodorich lebte noch ein anderer Gottesmann, Gerbert. Der war ein großer Gelehrter, weshalb ihn die Frömmsten jener Tage einen Zauberer schalten, und zugleich auch, was in den Augen mancher heutzutage noch schlimmer ist, dem Kaiser und Reich äußerst ergeben. „Staatspriester" würde er heute von der „Germania" und „Staatspfaff" vom „Vaterland" Ehrensigls betitelt werden. Genug, Gerbert erboste über den Verrath seines Mitbruders in Christo und nahm kein Blatt vor den Mund. Opportunitätsrücksichten kannte er nicht, und den Mantel der Liebe, womit man sonst beim Klerus Berge bedeckt, wollte er nicht, sondern er schrieb im kräftigsten Stile dem Metzer einige Briefe wegen seines Abfalls, die dieser nicht hinter den Spiegel stecken würde. Glücklicherweise sind sie uns erhalten. Aber fromm, sehr fromm war bei alledem der Herr Bischof. Prächtig erbaute er St. Vincent, Abtei und Kirche, und stattete seine Gründung mit reichem Besitze aus. Aus Italien, Frankreich und Deutschland schleppte er mit Mühe und Kosten die allerrarsten Reliquien schockweise zusammen. Weilte er am Hofe des Kaisers und war dieser bei guter Laune oder in schlimmer Verlegenheit, so wußte der Bischof ihm Schenkungen und Privilegien abzuzwacken. Dabei kam es ihm in seinem frommen Eifer sogar auf die eine oder andere Urkundenfälschung nicht an.

Das sind die geschichtlichen Erinnerungen beim Anblicke der Thürme von St. Vincent. Ueber ihnen in blauer Ferne ragen bewaldete Höhen im Nordwesten; es sind die Vorberge der Ardennen zwischen Maas und Mosel. Links von ihnen, näher zur Stadt gerückt und etwa dreiviertel Meilen von dieser entfernt zieht sich ein kahler Bergrücken dahin, seiner ganzen Länge nach mit hellen Steinwällen gekrönt. Es ist Fort Plappeville, das unscheinbarste und doch wichtigste von den großen Außenforts.

Links lehnt sich Plappeville an einen etwas höheren und ins Thal vorspringenden Berg; gerade vor uns hinter der Pulverinsel erhebt der St.

Quentin fünfhundert Fuß hoch über der Thalsohle sein stolzes Haupt; auf ihm liegt auch das größte und mächtigste aller Außenforts. Es hat die Bestimmung, das obere Thal der Mosel und die Höhen im Westen und Nordwesten weithin zu decken. Schon zu Franzosenzeiten galt es als das erste und größte; heute ist es bedeutend erweitert und auf der äußeren, niederen Fortsetzung des Berges noch ein neues (Fort Mannstein) vorgeschoben worden. Nun ist der ganze langgedehnte Berg eine einzige, halb unterirdische Riesenfeste; eben jetzt leuchten seine Spitzen, die riesigen Wälle und die der Stadt zugewendete Casematte im rosigen Lichte der untergehenden Sonne. Wie würde der Klausner erstaunen, der vor drei Jahrhunderten hier noch einsam in seinem Capellchen mit anstoßender Einsiedelei hauste, wenn er heute wieder erstände. Der ganze Berg bedeckt mit gigantischen Wällen und Gräben, dazwischen colossales Mauerwerk aus Riesenquadern, gegen das ihm eine stolze Ritterburg nur wie ein kleines Eulennest erscheinen würde. Und statt seines kleinen Glöckleins erschaute er heute dort ein halbes Tausend eherner Feuerschlünde, stets bereit, ihren Donnergruß meilenweit zu entsenden über Berg und Thal.

Aber die Gegensätze berühren sich auch auf dem St. Quentin. Zu den Füßen des grimmigen Mars, der auf der Höhe thront, hat der friedlich und freundlich lächelnde Bacchus seinen Sitz aufgeschlagen. Am sonnigen Südwestabhange des Berges breitet sich, schon dicht unter Festungswerken beginnend, Weinberg an Weinberg aus. Inmitten auf halber Höhe liegt hier das Dörflein Scy; in seiner Gemarkung wächst der beste Wein von Deutsch-Lothringen. Man versäume es nicht, den Weg zum Dörflein zu lenken, wo der Wirth zum goldenen Löwen schon für einen Franken recht guten, und für das Doppelte gar einen recht edlen und herzerfreuenden Stoff bietet.

Weiter links von St. Quentin und Scy schweift unser Blick das obere Moselthal hinauf bis zu den rauchenden Hochöfen und Schornsteinen von Aos; den Hintergrund bilden hier mächtige und erzreiche Berge. Aber hinter diesen ist bereits die Sonne hinabgesunken und ein dichter Nebel spreitet sich über die Thalfläche. Von der abendlichen Kühle angefröstelt scheiden wir von der sich immer mehr im Nebel verengenden Aussicht und suchen über die Esplanade den Rückweg zur Stadt.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Das Protocoll. Vom Hofe. — Wenn man gewöhnlich gut unterrichteten Quellen trauen darf, so ist dem neuen Protocoll ein leidlich günstiges Prognosticon zu stellen. Die russischen Vorschläge haben in Downingstreet einen günstigen Boden gefunden, obwohl sie von den alten, wie man sich erzählt, nur insofern abweichen sollen, als sie das Souveränetätsgefühl der Pforte mit größerer Schonung behandeln, in dieser Hinsicht freilich so weit gehen, daß sie sich mit der factischen Einhaltung der Stipulationen seitens der Türkei begnügen, von einem förmlichen Beitritt derselben aber absehen werden. Man wird sich, um das Entgegenkommen des Grafen Derby sich zu erklären, die Sache etwa so denken müssen, daß der heikelste Punct der ganzen Frage, die russische Demobilisation, im Protocoll selbst umgangen oder daß doch seitens Rußlands eine Clausel zum Abrüstungspassus zugefügt worden ist, welche kriegerische Eventualitäten in die möglichste Ferne rückt,

dem Bedürfniß der englischen Politik aber consequent zu scheinen, Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Hierin liegt noch viel Unklares. Sicher scheint jedoch, daß Rußland den Passus, welcher die Abrüstung der russischen Armee als durch die Annahme des Conferenzprotocolls durch die Pforte bedingt hinstellt, nicht aufgeben und sich zur Ergreifung der Waffen jedesmal für berechtigt halten wird, wenn unter den Südslawen irgend welche Unruhen sich zeigen sollten, eine Eventualität, welche man in Petersburg ja jederzeit in der Hand hat. Jeder leise Druck auf den Stöpsel der Flasche setzt das cartesianische Teufelchen in quirlende Bewegung. Steht dieser Punct aber fest, so wird die freundliche Neigung der Britten sich etwa nur in der eben angedeuteten Weise erklären lassen, da durchaus keine Zeichen vorhanden sind, welche eine Abänderung der englischen Orientpolitik in Aussicht stellen, eher Zeichen vom Gegentheil, wie die Ernennung des pfortenfreundlichen Herrn Layard zum provisorischen Botschafter in Constantinopel. Klarer und günstiger ist der Vorschlag, den Friedensschluß mit Montenegro aus der Reihe der Verhandlungsbasen zu streichen, sowie die Entwaffnung der türkischen Truppen. Den Kriegstand letzterer kann man ja ohne alle Gefahr ruhig bestehen lassen, der Starke wird dann von selbst muthig zurückweichen, was aber Montenegro anlangt, so würde dieser Punct allein den Abschluß der Verhandlungen in nebelhafte Ferne rücken. Die Forderungen Nikitas scheinen allerdings, soweit sie Gebietsabtretungen seitens der Türkei betreffen, nicht ohne große Entsagungen erfüllbar und es wird wenig Unterschied in dem moralischen Einfluß der Sache machen, ob die Festung Nikšitsch ganz oder, wie England vorschlug, mit geschleiften Werken, Montenegro überliefert werden würde. Montenegro verlangt jetzt noch ein Gebiet von 27 Quadratmeilen, nachdem es andere Forderungen bereits zurückgezogen hat. Der Mangel aller Informationen über den inneren Verlauf der Protocollfrage, welchen selbst die ersten Organe der ausländischen Presse schwer empfinden lassen, schließt ein nur irgendwie sicheres Urtheil heute noch aus, und es läßt sich nicht sagen, ob es bereits an der Zeit ist, sich friedlichen Hoffnungen hinzugeben. Höchlich zu wünschen im Interesse des hart darniederliegenden Verkehrs der Grenzlande wäre es, wenn der peinlichen Ungewißheit auf diese oder jene Art bald ein definitives Ende gemacht würde.

Die fürstlichen Gäste, welche das vielgefeierte Geburtsfest des Kaisers herbeigezogen hatte, sind wieder aus Berlin abgereist. Das königliche Schloß hat sein gewohntes stilles Aussehen, nachdem in voriger Woche ein reger Verkehr geherrscht hatte und alle Flügel des großen Gebäudes von Besuchern besetzt waren. Die Zahl der Gäste, die in jedem Jahre zunahm, hat schon im Innern des Schlosses erhebliche Umbauten und Einrichtung neuer Wohngemächer erforderlich gemacht. In diesem Jahre ward sogar ein Theil der Zimmer König Friedrich Wilhelm IV., die bis dahin noch nicht wieder benutzt worden waren, den Fremden geöffnet. Die Fürsten waren bekanntlich, wenn auch nicht vollzählig, doch in beträchtlicher Schaar erschienen. Die süddeutschen Königreiche waren durch nahe Angehörige des Regenten vertreten. Von nördlich des Mains fehlten nur Wenige, wie Coburg und Braunschweig, doch diese waren in der Neuzeit noch niemals hergezogen. Die Häupter von Oldenburg, Anhalt, Meiningen, Reuß sind beständig durch ihre jüngeren Glieder in den Regimentern hier vertreten. Von Baden war diesmal der Sohn des Großherzogs, als junger Lieutenant, mit seinem Vater erschienen. Der Schwager unseres Kronprinzen, der Prinz Ludwig von Hessen,

welcher sonst bei keinem Anlaß zu fehlen pflegt, ward durch Familientrauer zu Haus gehalten.

Schon mehrere Tage vor dem 22. trafen die Fürsten hier ein und am Vorabend waren sie vollzählig beim Empfange, den der österreichische Botschafter veranstaltet. Es war gewissermaßen das Begrüßungsfest der fremden Abgesandten. Nur der russische Großfürst fehlte noch. Zu Ehren des Erzherzogs hatten Kaiser und Kronprinz, sowie der Großherzog von Weimar die Uniform ihrer österreichischen Regimenter angelegt, während jener ebenso wie der König und Prinz Georg von Sachsen als preußische Ulanen und Dragoner erschienen. Dieser Austausch der Gewandung mag ja dem Fernerstehenden als harmloses Spiel erscheinen, immerhin ist es ein sinniger Ausdruck der Waffenbrüderschaft. Der Kaiser erschien als österreichischer Husar im blauen Attila mit silbernen Schnüren und im rothen Husarenbeinkleid. Das ungewohnte Gewand stand ihm nicht gerade schlecht, doch der Kronprinz wollte gar nicht in die dunkle, wenig gefällige, österreichische Infanterieuniform passen. Es war ein glänzender Anblick, diese bunte Versammlung; die fremden Damen hatten nicht minder ihren reichsten Steinschmuck angelegt.

In der Versammlung weilte auch der Abgesandte Spaniens, der Herzog von Ossuña, der in früheren Jahren in Begleitung seiner jugendlichen schönen Frau mehrfach den Winter in Berlin zubrachte, und der Adjutant und langjährige Begleiter des Marschalls Mac Mahon, der Marquis d'Abzac. Er ist der Typus des eleganten französischen Soldaten, der kriegerisches Aussehen mit gefälligen Formen verbindet und sticht unleugbar vortheilhaft ab gegen die Erscheinungen der verschiedenen französischen Militärs, die in den letzten Jahren hier als officielle Vertreter dauernd anwesend waren. Er diente schon im Krimkriege und machte sich bekannt durch einen Recognoscirungsritt, bei welchem er von Kosaken bedenklich verfolgt wurde. Die Kugel des Nächsten streifte ihm nur den Rücken, da er sich schnell gebückt, er mochte diese Geschicklichkeit von den Arabern in Algerien gelernt haben, doch das Feuer aus der Mündung verbraunte ihm den Rock. Durch die Verwandtschaft seiner Gattin mit schlesischen Familien verknüpft, reist er oft hier durch und scheint so eine Art persona grata zu sein.

Ein Theil der Gesellschaft hatte erwartet, an diesem Abend den jungen Liebling der Berliner zu hören. Etelka Gerster, die Ungarin, sicherlich die schönste und frischeste Coloratursängerin, die seit lange hier auftrat, hatte zwei Tage vorher bei Herrn von Oubril, dem russischen Botschafter, singen wollen. Der Trauerfall in der kaiserlichen Familie in Petersburg hatte das Fest gehindert, doch auch an diesem Abend war die Hoffnung eine vergebene. Nachdem der größere Theil der Versammlung bewegungslos die Runde des Kuppelsaals beim Grafen Karolyi dicht gefüllt hatte und nur in der Mitte Raum für die Circulation der Fürstlichkeit blieb, hatte sich die Erwartung beständig gemehrt, doch sah sich die Ungeduld enttäuscht. Nachdem Kaiser und Kaiserin sich entfernt, ging auch die Versammlung allmählig auseinander.

Mit der Schilderung des oft geschilderten Geburtsfestes will ich Sie nicht behelligen. Nur soviel noch: Der Kaiser glänzt in voller Frische, der rothe Rock des Gardes du Corps mit den hohen Stiefeln kleidete ihn doch weit anders wie der Husar am Abend zuvor. Unter den fremden Gästen war jetzt auch der russische Großfürst, der Sohn des Obercommandirenden der Südarmee. Vor wenigen Tagen erst hatte er den Vater in Odessa verlassen. In seiner Begleitung befand sich General Totleben, der Vertheidiger

Sebastopols, ein energisch und rüstig blickender Mann. Er gilt noch als einer der tüchtigsten russischen Generäle, allein sein deutscher Ursprung erschwert ihm, wie man sagt, einen bedeutenden Einfluß auszuüben.

Auch der Prinz Weimar von der englischen Armee und Abgesandter der Königin Victoria war inzwischen eingetroffen, in seiner Nähe zeigte sich ein englischer Officier in der kleidsamen Uniform der Yeomanry. Streng nach der Rangfolge erschien der fürstliche Zug geordnet. Unter den Jüngeren fiel die anmuthige Prinzeß von Dessau, Braut des Erbgroßherzogs von Strelitz, allgemein auf.

Literatur.

Vom Büchertisch. Spruners Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit, in dritter Auflage bearbeitet von Theodor Menke (Gotha, J. Perthes). — Wenn dies schöne und gediegene Werk nur langsam fortschreitet, so liegt dies in der Natur der Arbeit selbst, welche sich ihr Material nicht allzuhäufig aus den sicheren Resultaten der Forschung behaglich zusammentragen kann, sondern sich in vielen Partien fast überwiegend mit der Roharbeit in den Quellen beschäftigen muß. Mußte doch auch da, wo so gründliche Untersuchungen vorlagen, wie die Bonnells über die merowingischen Theilungen, manches Ergänzende und Berichtigende nachgetragen werden. So sehr das Unternehmen zunächst wissenschaftlichen Zwecken zu Gute kommt, so ist doch seine Wirkung nicht auf diese allein beschränkt. Klarer und übersichtlicher als ein Lehrbuch stellt es den Wechsel der Geschicke dar, die Machtverhältnisse der Staaten, die Wege des Kriegers und des Kaufmanns, die Ursachen der Kämpfe, soweit sie räumliche Unterlagen haben, die staatlichen und kirchlichen Principien der verschiedenen Zeiträume; hat der Blick sich nur einmal mit dem bunten Spiel sich verschlingender Farben vertraut gemacht, so sprechen diese sauber ausgeführten Blätter eine Sprache, die nicht blos dem Fachmann verständlich ist, die ihnen Beifall und Interesse eines jeden Gebildeten sichern sollten. Allen diesen sie ernhaft zu empfehlen ist der Zweck dieser Zeilen. Die letzten uns vorliegenden Hefte bringen außer einigen Karten, welche sich auf die Geschichte Ostroms und auf die der britischen Inseln beziehen, eine Anzahl Blätter, welche uns das Frankenreich in seinen Ursprüngen, seinen Spaltungen, seinen Zusammenfassungen darstellen, sowie die Geschichte einzelner Perioden der zwei größten Staatenbildungen, die aus ihnen schließlich resultirten: Deutschlands und Frankreichs. Keine gedruckte Darlegung wird uns auch nur annähernd ein solches verständliches Bild der verwickelten merowingischen und karolingischen Theilungen zu geben im Stande sein, wie wir es hier mit leichter Mühe erhalten. Kleinere Cartons helfen überall nach. Ueber Kleinigkeiten wird man streiten können, so möchten wir z. B. die Weitahaburc in Alamannien lieber nach Wetau an der Saale verlegen, als nach Altenburg bei Naumburg. Deutschland ist bis zum Jahre 1871 fortgeführt worden, auch die Volkszählung von diesem Jahre liegt schon zu Grunde. Von besonderem Interesse sind hier eine Rechtskarte von Deutschland, sowie eine Karte der Bekenntnisse, welche die religiösen Wirren erläutert.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 6. April 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Aus der Jugendzeit.

Von A. Pichler.

Neue Folge.

II.

An Cornelie.

Kennen Sie das schöne Lied von Burns:

„Mein Herz ist im Hochland,
Mein Herz ist nicht hier!“

Ich summe es vor mich hin, wenn ich Abends in die Dämmerung hinausschaue. Wo die goldgesäumten Wolken auf- und niederfließen, sind die Berge der Heimath und in fünf Wochen bin ich auf dem Wege dahin. Wie lang ich zu Salzburg bleiben kann, hängt davon ab, wann ich von Wien fortkomme. Meine Reise beschleunigt vorzüglich die Einladung eines Studienfreundes, der erst nach Rom und dann als Missionär nach Amerika gehen will und von mir für dieses Leben Abschied nehmen möchte.

Sie schreiben: „ich habe einen geringen Begriff vom Geiste der Frauen angenommen“. Das ist Sünde. Nur das innigste Vertrauen auf unsere Natur kann uns durch die Welt helfen, also muthig vorwärts! Sie schreiben: „der Einfluß der Männer auf Frauen ist zu stark!“ — Das Wesen der Frauen wird sich, wenn es anders ächt, immer wieder mit sich ins Gleichgewicht setzen, wie ja auch die Magnetnadel trotz aller Oscillationen nie den Pol verliert. Mir scheint, der Einfluß der Frauen, den auch der strengste Mann nicht immer abzuweisen vermag, ist unter Umständen viel gefährlicher, ja oft genug die Quelle des größten Unglückes: des Sichselbstverlierens. Manchmal auch des größten Segens; ich möchte die Erinnerung an meine alte engelsgute Tante nie missen.

Weil ich nichts neues habe, schicke ich einen Legendencyclus vom vorigen Sommer. Trebisch, der sich zu Innsbruck unter Beihülfe Flirs taufen ließ,

nennt sie meine beste und reifste Arbeit. Wie ich höre, sind droben, weil er sich neugewaschen so gut ausnimmt, alle närrischen Weiber in ihn verliebt. Möge ihn der heilige Geist überschatten, daß sie ihn nicht zu einem Heiligen hinaufschwärmen und er anstatt den Flammen Gehennas, allen Teufeln des Ultramontanismus und Fanatismus verfalle, wie sie bereits einige seiner Freunde und Verwandten geholt. Nach einigen Mittheilungen fürchte ich fast zwischen Weihrauch und Weihwasser zu gerathen; da will ich mich durchmachen, lustiger Büchsenknall auf den Alpen soll mir den heiligen Stank vertreiben.

Auch Purtschers „Blumenkaravane" lege ich bei. Er hat eine Reihe sinniger Naturbilder vollendet, in welche auch Legende und Volkssage hineinspielen. Einiges davon sollen Sie bei Gelegenheit noch erhalten.

Ich stecke übrigens jetzt voll kleiner Teufeleien und hätte den frommen Frauen zu Innsbruck gern ein paar Schelmliedchen aufgepelzt; da höre ich aber, daß sich bei Trebisch die Keime einer gefährlichen Krankheit zeigen und da hat der Spaß ein Ende. Auf Wiedersehen.

Wien, 15. Juni 1843. Ihr Pichler.

Blumenkaravane.

Süßholde Blumenkaravane
  Was pilgerst du die öde Bahn,
So frommen Muths mit schmucker Fahne
  Das dürre Steingeröll hinan?

O wolle mir zu Rede stehen,
  Gewiß, ich frage nicht aus Hohn,
Hab' ja noch nirgendwo gesehen
  Solch eine bunte Prozession.

Wer bist du, der da kühnlich allen
  Ein sichrer Führer geht voran?
„Der Himmelsschlüssel hör ich schallen
  „Mein Küster wandelt nebenan.

„Du hörst doch wohl die Maienglocke
  „Des blonden Knäbchens mir zur Seit?
„Daß es die Seelen heimwärts locke,
  „Erregt es himmlisches Geläut."

Und hinter ihm in reiner Schöne,
  Der Rosen Rose wär es nicht?
Die demuthstolze Magdalene
  Mit sittig heiterm Angesicht.

Sie ist's, und trägt als Busenschleife
  Von Dornen einen straffen Ring,
Zur Strafe, daß in ihre Reife,
  So manche Unschuld sich verfing.

Ein Weihrauchbecken ohne Kohle
Mit gottentflammten Duft gefeit,
Erquickt die stille Nachtviole,
Das zaubrisch selige Geleit.

Das klare Auge keusch erhoben,
In Hüllen blank wie frischer Schnee,
Ein ewig Singen, Beten, Loben,
Wallt nebenan die Lilie.

In sichrer Mitte trägt bescheiden,
— Der Pilger Schmerz, der Pilger Lust, —
Die Symbola von Christi Leiden
Die Passionsblume an der Brust.

Daß nicht der Böse wen umstricke,
Wo Seel um Seele im Verein,
Läßt Hand in Hand nun auch die Wicke
Durch ihre Glaubensfessel reih'n.

So wallt der Zug, wie suchend weiter
Der Himmelssehnsucht ew'gen Born,
Als Nachhut schirmet ihn ein Streiter
Gar fromm und streng der Rittersporn.

Ad. Purtscher.

Cornelie an mich.

„Regen, Regen und wieder Regen! das ist nun schon lange der Genuß, welchen uns das Landleben darbietet!" seufzen die Städter, welche auf das Land gegangen sind, um die schöne Natur zu genießen, aber mir kann dieses trübe Wetter nicht, wie wohl früher, meine Heiterkeit stören. Es ist etwas so angenehmes auf dem Lande zu leben; jedes Lächeln, jeden freundlichen Blick, den uns die Natur vergönnt, können wir da aufhaschen. In der Stadt lernen wir ihre halbe Schönheit nicht kennen.

Die Zeit verfliegt mir so schnell, daß ich oft darüber erstaune. Ein recht einförmiges, zurückgezogenes Leben, wo jeder Tag seine Beschäftigung hat und dem vorhergehenden gleicht, läßt sie uns am schnellsten und unmerklichsten vorübergehen. Wunderbar scheint es mir manchmal beinahe, daß ein Jahr, ja oft ein Tag, so schnell verflossen, nicht nur im Leben, sondern auch im Geiste des Menschen die größte Veränderung hervorbringen kann.

Mein Leben ist jetzt so einfach und still, daß ein Brief, den ich erhalte, mir eine sehr wichtige Sache ist und da brauche ich wohl nicht zu sagen, welche mich immer am meisten freuen. Kommen Sie nur bald, denn ich habe Ihnen soviel zu erzählen, soviel zu fragen! Sollten es die Umstände erlauben, daß Sie sich hier aufhalten können, so hoffe ich doch, daß Sie nicht in Salzburg, sondern hier bei uns in der Geigl bleiben werden. Für Ihren

Freund, der nach Amerika geht, habe ich Segenswünsche. Es ist ein herrliches Amt, möge ihm der reichste Erfolg werden.

Gegen Ihre Rüge kann ich nichts einwenden, Sie haben Recht. Ich dachte an die Frauen, wie sie gewöhnlich sind, Sie wie sie sein sollen. Ich sollte mir wohl noch weniger als andere einen solchen Fehler zu schulden kommen lassen, weil ich auch unter den Frauen manche fand, die noch der Natur treu sind, wenn ich auch gestehen muß, daß ich mehr edle Männer als Frauen kenne.

Ich danke Ihnen herzlich für die Bekanntschaft, welche Sie mir vermittelten. Jetzt wo die Kälte die Knospen zurückhält, war mir die Blumenkaravane desto willkommener. Anfangs war ich erstaunt über die seltsame Prozession, aber je mehr ich sie betrachtete, desto besser gefiel sie mir. Purtscher interessirte mich ohnehin längst, es ist mir leid, daß ich ihn zu Innsbruck niemals sah.

Die Legenden*) sind recht schön. Ob Trebisch Recht hat, sie Ihre beste Arbeit zu nennen, weiß ich nicht; doch scheint sie mir auch die vollendetste unter allen, die ich kenne. Ich möchte sie ächt christlich nennen und das ist für mich das Höchste. Ich finde sie viel besser als den Isispriester. Die große Einfachheit paßt völlig zum Schlusse.

Meine Antwort wurde durch die Nachricht von dem Tode einer braven edlen Frau, die Ernst und mich wie ihre Kinder behandelte und liebte, verzögert. Diese Nachricht nahm mir für einige Zeit ganz meine Heiterkeit. Victoriens Bruder, der hierher kommen wollte um zu sterben, erlag auf der Reise und fast bin ich auch um sie besorgt, es ist unglaublich, wie sich ihr Aussehen seit drei Monaten verändert hat.

Wann reisen Sie von Wien ab? Cornelie.

*
* *

Die Erlebnisse dieses Schuljahres zu Wien sind in den Briefen angedeutet, ebenso der Eindruck, den die große Kaiserstadt auf mich machte. Wissenschaftliche Kreise konnten sich einem völlig unbekannten Jünglinge noch nicht erschließen; die Professoren — den Anatomen Berres etwa ausgenommen, entsprachen in den Jahren der theoretischen Medicin keineswegs meinen Erwartungen und hätten mich die Naturwissenschaften nicht an und für sich gefesselt, so würde ich meinen Abschied vom Inn fast bedauert haben.

Lebhaft wenn auch nicht vertraulich war der Verkehr mit den Collegen; hingeworfen in ein Lager der verschiedensten Nationalitäten lernte ich Menschen unterscheiden und dabei Vorsicht im Umgang. Für feine Weltbildung war

*) Die „Legenden" und der „Isispriester" sind in den „Marksteinen von Adolf Pichler", Gera bei Amthor, enthalten.

da freilich keine Schule. Die Mediciner sind im Verkehr ungenirt, im Ausdruck oft cynisch und mißduftige Raketen gehören fast zum Handwerk. Abgesehen von den Schweinen, deren Rüssel aus physischer und moralischer Bestialität stets mit grunzendem Behagen im Koth wühlt, darf man die Wurzel der Zote nicht immer in Rohheit oder Unsittlichkeit suchen, etwa wie bei den wollüstigen Schilderungen moderner Poeten, die sich im Dienst eines unqualifizirbaren Publicum mit Canthariden zur Geilheit kitzeln. Der Mediciner muß sich mit den natürlichsten Dingen beschäftigen und wie sein Messer gerade in faules Fleisch und Eiterbeulen dringt, bezeichnet er sie auch geradezu ohne Umschweif mit dem drastischen Wort aus dem Munde des Volkes. Rosen und Lilien blühen ihm ja später, wenn er als Damenarzt Frauen und Fräulein aus dem gewissen Puncte zu curiren hat, früh genug. Oft ist aber die Zote der überfeinerten und dennoch unmoralischen Prüderie gegenüber der einzig richtige Trumpf, indem sie Alles mit dem rechten Namen wieder auf den rechten Platz stellt; auch wer die unreife Sentimentalität eben aus dem Leibe hat, schickt ihr nicht selten voll Uebermuth der Gesundheit Salven nach, welche kaum für das Ohr christlich germanischer Jungfrauen passen. Mein Mund war nun eben auch nicht mit Kölnerwasser gewaschen; einmal erhielt ich aber eine Lehre, die ich mir für gewisse Fälle merkte. Wir Mediciner pflegten zwischen den Vorlesungen in eine nahe Zuckerbäckerei zu gehen und dort gemeinsam ein Stück Mohnstrudel oder Gugelhupf zu verzehren. Die Aufwärterin mochte schon manchen Feldzug mitgemacht haben, wenigstens beanspruchte sie nie den Namen einer Vestalin, was auch hier nicht am Platz gewesen wäre, denn die Studenten ließen sich keinen Beißkorb anlegen. Ich redete ganz unbefangen mit, da sah sie mich einmal sehr ernst an und sagte endlich: „Sie, wenn d' andern klaffen, so sein sie darnach; für ihren Christuskopf paßt es aber schon gar nit." Die Collegen brachen in ein schallendes Gelächter aus und ich hatte mein Theil.

Abends fand ich mich mit meinen Landsleuten, denen sich auch Steirer, Salzburger und Oberösterreicher gesellten, im Gasthaus zum Eisenhut ein, wir hatten einen langen Tisch und da ging es lebhaft genug zu. Auch junge Künstler gesellten sich zu uns und da wurde dann über Bilder, Statuen und Literatur gestritten, bis der Kellner die „Allgemeine Zeitung" brachte, wo wir dann nicht blos Oesterreich, sondern gleich die ganze Welt reformirten.

Am letzten Juli Morgens wanderte ich mit etlichen Kameraden nach Nußdorf und übergab mich dem Dampfschiff. Wie ganz anders wirkte die herrliche Fahrt auf dem Strome als im Herbst des vorigen Jahres. Ich hatte mir einige Gulden erspart, die für etliche Monate ausreichten. Etliche Monate! da meint man sich für die ganze Zukunft geborgen und denkt gar nicht voraus, bis dann das horazische Jahr in sein Recht tritt!

Von Linz fuhren wir erst auf der Pferdeeisenbahn und dann mit dem Omnibus weiter. Dieser pflegte immer einige Stunden hinter Lambach bei einem Bierkeller anzuhalten. So auch diesesmal. Wri waren noch nicht ausgestiegen, so fielen mehrere Bauernbursche über unsern Kutscher her, der, wie wir nachträglich erfuhren, einen Liebeshandel auf der Kreide hatte, und begannen ihn tüchtig zu walken. Wir nicht faul, sprangen hinzu und prügelten nun die Bauernbursche, daß sie über alle Zäune das Weite suchten. Der Kutscher wusch sich am Brunnen die blutige Nase, wir setzten ein paar halbe Bier auf unsere Heldenthat und fuhren dann lachend und jodelnd weiter.

In Salzburg traf ich zu meiner Ueberraschung Cornelie nicht. Es war ihr von einem verwittweten Güterbesitzer bei Linz die Erziehung seiner Kinder übertragen worden und sie nahm diese Stelle sogleich an. Bald jedoch konnte sie sich überzeugen, daß der Posten in jedem Sinne sehr zweifelhafter Art war, daher wurde sie von ihrer Mutter wieder abberufen und ich durfte hoffen, sie auf der Reise nach Wien zu begrüßen.

Zunächst verfügte ich mich nach Innsbruck, wo ich von meinen Bekannten herzlich empfangen, einige Wochen angenehm verbrachte. In diesen Kreisen lernte ich auch Michael Stotter, der sich damals um eine Kanzel der Naturgeschichte bewarb, näher kennen. Er mochte fünf bis sechs Jahre älter sein als ich: ein feuriger Mann, dessen Gedanken durch einander sprudelten wie die Worte; voll des besten Willens, sich oft überstürzend, nicht ohne satyrische Ader, wie das ein komisches Epos „die Nebeljungen" gegen die Jesuiten zeigte. Als Geognost hat er sich Verdienste um die Erforschung Tirols und die Bearbeitung der Karte erworben, über welche sich L. v. Buch sehr anerkennend äußerte. Er starb 1848 als Oberlieutenant der Innsbrucker Studentencompagnie. Sein wissenschaftlicher Nachlaß wurde später durch mich auf Kosten des Ferdinandeum der Oeffentlichkeit übergeben.

Von Innsbruck machte ich einen Ausflug nach Südtirol, wo ich mich länger aufhielt und den verschiedenen Gebirgsformationen, namentlich dem Porphyr, einige Zeit widmete. Wie Moses blickte ich vom Rittnerhorn in das gelobte Land Italien; ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und streifte bis Verona und an den Garda. Ein Brief an Cornelie giebt Bericht über diese Fahrt.

An Cornelie.

Gestern Abends bin ich von einer Reise wieder zu Innsbruck in der Bibliothek Ihres Bruders vor Anker gegangen. Wohl nur auf kurze Zeit, meine Füße werden sich bald wieder regen. Ich tornisterte über den Brenner nach Sterzing, dann nach Kollman; früh Morgens besuchte ich Beda Weber auf der Trostburg. Der Mann wurde aus einem Schusterjungen Benedik-

tiner und dann Professor zu Meran. Das ist viel. Von seinen Gedichten zeigte Ihnen wohl Johann einiges; den Inhalt hat am Ende jeder für sich, wäre nur nicht alles so schwülstig und überladen! Dem narkotischen Parfüm dieser mystischen Jerichorosen ziehe ich den Knastergeruch des derbsten Schnadahüpfels vor. Wenn man doch einmal auf dem Kopf stehen soll, sei's höchstens bei einem lustigen Burzelbaum. Er zeigte mir manche Reliquien Oswalts von Wolkenstein, der als Wildfang von diesem Schlosse in die Welt zog, singend, sagend und schlagend, wie's eben kam.

Zu Botzen suchte ich Streiter auf, er hat einen herrlichen Ansitz: o wie schön ist es im Süden! Streiter ist das reine Gegentheil von Beda Weber, ein kleines putziges Männchen, voll Beweglichkeit, hoch gebildet und dessen würdig, was er hat. Seine Malice ist ein Wespenstachel; je nun wenn die Botzner sind, wie er sie schildert, dann gehört es ihnen.

Von Botzen radelte mich der Omnibus nach Trient, Roveredo. An den Garda! Ich begreife vollständig die Ekstasen der bleichen Nordländer, wenn sich ihnen dieser blaue Himmel aufthut, aus dem sich die Sommerfülle auf die üppigen Pflanzen ergießt. Und dann die Denkmäler der Geschichte und der Kunst! Von Riva mit wälschen Studenten nach Arco; viel in Landkneipen herum, deren Dreck an tirolische Sennhütten, deren Wein an Nektar erinnert. Auf dem Dampfer nach Desenzano; vorbei am epheuumsponnenen Schutt der Villa Catulls und dem vielersehnten Sirmio. Nachts Verona; noch in der Stadt herum; Mondbeleuchtung, extra für mich! Morgens dort das Stück Rom, das Amphitheater, gerade wie die Römer: kein ideales Aufstreben in die Wolken, Alles kräftig und gediegen, auf breitem festem Grunde, in sich gefaßt. Auch Venedig hat seine düsteren Reste zurückgelassen; und nebenbei ein ganz neues österreichisches Wachthaus, als wären die Steine nach dem Takt eines Korporalstockes zusammenmarschirt. Auch im Palazzo Capuletti war ich, jetzt eine gräuliche Fuhrmannskneipe, wer mag da an die süße Julia denken! Im Garten Giusti herrliche Cypressen und Lorbeer die Fülle; ein Gärtner sagte mir, sie liefern davon in die Küchen nach Deutschland zu allerlei Saucen. Die berühmten Gräber der Scaligeri mahnten mich trotz der Gothik an das Rococo. Auch die Kirchen abgelaufen; kamen mir die Wiener Kunststudien zu statten. Was für Mordskerle: Tizian und Veronese! Diese Werke sind in ihrer Heimath doppelt so schön, als draußen bei Kartoffelbrei und Rüben. Die wunderbare Abtei S. Zeno, einst Herberge der großen deutschen Kaiser. Da hätte unser Franz beim Congreß von Verona übernachten sollen. Es wären ihm gewiß Geister erschienen, sie hätten sich aber schwerlich gegenseitig verstanden. Er haßte die Revolution und hatte Recht, denn Frankreich hat ihm genug Leid gethan, er war jedoch modern durch und durch und besaß keine Faser vom Mittelalter.

Durch die Etschklamm nach Tirol. Links Rivoli, wo Napoleon die Oesterreicher in die Alpen zurückwarf; sie sind aber wieder gekommen und er ist gegangen auf Nimmerwiedersehen; rechts die Klause, durch welche die Ottonen und Hohenstaufen herabzogen, stahlgepanzert, gewaltig und gedankenvoll, die Freier Italias!

Von Brixen durch Pusterthal nach Taufers. Zu hinterst im Thal S. Martin; etliche Tage bei einem Freund. Uebers Hörndle an die Ziller, ins Dux. Hier längerer Aufenthalt bei einem Freund. Die Bauern wackere Leute; zwischen Gletschern und Föhren an den italienischen Eindrücken gesonnen und gesponnen. Dann übers Joch hierher. Da haben Sie den Sack voll Wirrwarr, klauben Sie ihn auseinander und laufen Sie mir einstweilen auf der Karte mit dem Finger nach, bis ich Ihnen erzähle, erzähle, erzähle. Denn nach Salzburg will ich und muß ich und werde mich von dem hegelschen „außer sich sein“ ein bischen beim „für sich sein“ und „an sich sein“ erholen. Und bei Ihnen, bei Ihrer Schwester, bei Ihrer Mutter sein!

Ich mache wohl noch einige Seitensprünge, habe aber bereits Auftrag gegeben, daß mir der Bote meine Büchse nach Kufstein liefert, dort will ich mich wieder herumtreiben, wenn auch nicht in den düstern Nebeln des Weltschmerzes. Tausend Grüße.

Innsbruck, 20. September 1843. Ihr Pichler.

Ich ging nach Kufstein und quartierte mich wieder auf der Naggelburg ein. Bis mein Gewehr kommen sollte, besuchte ich Plätze mit lieben und noch mehr traurigen Erinnerungen. Ich wartete und wartete, aber das Gewehr kam nicht. Endlich erkundigte ich mich beim Boten; meine Eltern hatten es ihm abgenommen und heimlich verkauft! — Es war mein liebster, fast mein einziger Besitz! Grimm im Herzen fuhr ich von Kufstein fort, um nie mehr für längeren Aufenthalt zurückzukehren. Erst in Salzburg lebte ich wieder auf; im Kreise der Freunde empfand ich wieder freundliche Theilnahme.

Zu Wien erwarteten mich kummervolle Tage. Von meinen Schülern war einer nicht mehr gekommen, der andere krank und so konnte ich nichts verdienen. Ich schränkte mich auf das äußerste ein, bereits drohte die Nothwendigkeit mich als Schreiberknecht zu verdingen, da öffneten sich unerwartet neue Quellen und ich konnte die letzten 48 Kreuzer, die mir noch geblieben, ruhig für ein Stück Braten, den ich lang nicht mehr gesehen, aus der Tasche fliegen lassen. An dieses für mich lucullische Mahl denke ich auch jetzt noch mit Behagen; es gutelet mir herauf, wie in Tirol genäschige Kinder sagen. Die weiteren Erlebnisse mögen wieder Briefe unmittelbar aus der Vergangenheit erzählen.

An Johann Schuler.

Ihre Anweisung kann ich froh und dankbar zurückschicken. Am ersten November war nämlich mein Schüler bereits so weit reconvalescent, daß er mir sagen ließ, ich könne meinen vorjährigen Unterricht in der Naturgeschichte wieder aufnehmen.

Von meiner Reise nach Wien so viel, daß ich noch im Stellwagen bei Volders mit dem Entwurf eines Dramas begann. Der Stoff, welcher über mich große Gewalt übt, ist der römischen Geschichte entlehnt. Jetzt sind zwei Acte fertig, das wird concreter als die Habsburger; beim Arbeiten selbst freut mich die erworbene Festigkeit.

Goethes „natürliche Tochter", von der wir in den Ferien sprachen, habe ich neulich vorgenommen; in dem Sinn als es reine Exempla der Geometrie giebt, ein Exemplum der Poesie. Nach Sophokles Ajax geht es nächstens an die Orestie des Aeschylos, von der ich mir sehr viel verspreche. Ich studire die Griechen, daß man sie nicht nachahmen soll, sagen mir die mehr als 2000 Jahre, die seit ihnen verflossen. Schiller hatte Recht, als er den Trimeter wieder fallen ließ. Das Burgtheater besuche ich nach Verhältniß meiner Börse; es ist da viel zu lernen und zu genießen.

In den letzten Wochen habe ich meine sämmtlichen Manuscripte durchmustert und einen großen Stoß Geschreibsel verbrannt, darunter auch die zerstreuten Blätter eines Tagebuches mit all der Misere von Selbstbespiegelung. Allmählig muß der Geist doch mehr und mehr den Aufwand meines Seins tragen, den vorher Herz und Gemüth trug.

Neulich erregte eine Schrift über Pflanzengenesis meine Aufmerksamkeit, es eröffnete sich eine überraschende Perspective auf die Bedeutung der Geschlechter. Die Pflanzenphysiologie ist weit interessanter als jenes Schubladeziehen barbarischer Namen, was viele für Botanik halten. Derlei Dinge nützen ohne Kenntniß des Organismus gar nichts. Doch muß man sich vor speculativen Irrwischen hüten; ich besorge fast, daß all die geistreichen Gedankenblitze der Naturphilosophen mit Colophonium bestritten wurden.

Ich habe mich zu Wien so ziemlich eingehäuselt. Sie sagten einmal: „Der Anblick all des Reichthums und Comforts werde mir wehethun, wenn ich selbst den Genuß entbehren müsse." — Ich sehe das ruhig an wie ein Kind, das man in den Harem eines Sultans führt. Keine Pasteten, nur Brot und das will ich verdienen, keine Wollust, aber gesunde Sinne und dann gehört die Welt mein.

Weihnachten hoffe ich nach meinem Sinn zu feiern. Bei Euch droben gehts freilich hoch her; ihr habt den Trebisch und der sei noch vom Taufwasser trunken wie ein Bachant. Ei, da werden die Engelein mit goldenen

Flügeln und nacktem Hintern gaukeln, tanzen und schwimmen wie die Immen im Lenz um den grünen Klee. Wenn ich nur auch mitthun dürfte und bei dem himmlischen Concert wenigstens die große Posaune blasen.

Grüße an Ruf und Flir.

Wien, 5. December 1843. Ihr Pichler.

An Cornelie.

Die ersten Tage in Wien waren für mich trauriger als ich Ihnen schildern mag. Es ist eben wunderbar, welche scheinbar geringen Umstände uns oft über trübe Wogen in ein reineres Licht emportragen. Ich konnte vor Kummer lang nicht einschlafen; endlich spät wie es auf Abspannung folgt, sank ich in müden Schlummer, jedoch ohne einen Gedanken, der das folgende hätte veranlassen können. Da war's mir gegen Morgen, als vernähme ich die Worte: „Schau auf, welch ein Auge über dir wacht." Ich fuhr aus dem Schlaf empor, da traf gerade klar und mild meinen Blick der Glanz des Morgensterns, die seligste Ruhe floß auf mich, als wäre meine Brust durchleuchtet von seinen Strahlen. Ohne mich zu besinnen, murmelte ich die schönen Worte des Kirchenliedes: Ave maris stella! Bald sank ich wieder auf den Polster und in den Schlaf zurück; ein leises Klingen und Singen spielte in meine Träume hinüber. Als ich bei Anbruch des Tages erwachte, war meine Seele lauter, besonnen und heiter.

Meine Verhältnisse ordneten sich und ich bin jetzt ohne Sorge.

Ihre wenigen Zeilen haben auf mich einen düstern Eindruck gemacht, indem ich Stimmungen der Art, wo alles besser ist als Ruhe, kenne. Da senden wir unsere Sehnsucht gleich einer Taube hinaus über das öde Gewässer, aber sie kehrt selten mit dem Oelzweig des Friedens. Es ist eine klägliche Weisheit, welche die Worte: „Alles ist eitel!" in die Bibel geschrieben und ein schlechter Trost, die fliehenden Ideale in Carricaturen zu verzerren, um darüber zu lachen. Ich finde dagegen nur ein Mittel: den himmlischen Eros, jene erhabene Liebe, die schaffend und zeugend die Welt gebildet und unser Herz, sie zu erfassen. Seien wir Priester desselben und die Blume des Ideales wird uns nie verwelken.

Ich habe ein neues Quartier in der Sterngasse bezogen. Wenn Sie in das Stübchen träten, möchten Sie kaum glauben, daß es zum Aufenthalt für Ihren Freund bestimmt sei, so nett, niedlich und klein ist alles. Fünf Schritt Länge, vier breit; dieser enge Raum wird noch beschränkt durch mein Bett, einen Kasten, großes Sopha, zwei Stühle, den Tisch und Ofen, der so klein ist, daß man ihn fast in die Tasche stecken könnte. Es ist aber gar wohnlich zwischen diesen schmalen grün bemalten Wänden. Raum genug für mich;

wenn Sie können, wollten wir gar vertraulich plaudern. Durch mein Fenster seh ich ein Stückchen blauen Himmels und einen Garten; auf dem Gesims steht ein großer Cactusstock und Gelbveigelein; meine Quartierfrau, ein gutes altes Weib wollte sie hinausstellen. Ich litt es aber nicht; das war der Alten recht lieb, denn in ihrem Zimmer hatte sie keinen Platz mehr und so brachte sie noch etliche Blumentöpfe: das werde eine rechte Lust sein, wenn alles blühe. Will ich Toilette machen, so hängt mir gegenüber ein großer Spiegel an Seidenbändern. Alle Möbel sind braun lackirt, der Boden sauber gebohnt, Sie müßten gewiß über meine häusliche Ordnung lächeln.

Gestern Commers. Stellen Sie sich die Wirthsstube vor, ganz erfüllt von Tabaksqualm, daß die Lichter dumpf wie in einem Nebel glosten, auf einem Schragen ein angezapftes Faß, am langen Tisch dicht gedrängt jodelnde und brüllende Studenten, Künstler, Techniker in Hemdärmeln: da haben Sie ungefähr die Scenerie eines Ostade. Weil ich flüstern hörte, man müßte mir einen Affen aufhalsen, so machte ich mich bei der Reverirung und dem Lärm eines Salamanders davon und danke Gott, daß ich heute keinen Häring frühstücken mußte. Der Morgen war zu schön. Ich machte einen Strich durch den botanischen Garten. Die Sonne schien hell und freundlich; ein heftiger Wind rauschte durch die Zweige, daß die gelben Blätter wirbelnd nach allen Seiten flogen. Nur einige Eichen standen und ließen von ihrem rostbraunen Laube kein einziges fallen; wie Greise, die festhalten an den Erinnerungen der Jugend. Ein Gärtnerbursch öffnete mir für etliche Kreuzer das Pförtchen, das rückwärts in die weite Ebene führt. Ich stieg auf den Linienwall, im Schatten spreizten sich die Nadeln des Reifes wie feines Filigran; an der Sonne etliche verspätete Maßlieben, Ranunkel, Scabiosen. Den Spott auf den Winter vollendete ein brauner Falter, der von Blume zu Blume flatterte, als gehörte diese Zeit ihm. Der scharfe Wind hatte die Dünste weggefegt, überall krystallene Ruhe. Ich genoß das voll und innig, mir war, als wehte um mich der Hauch unsichtbarer Lebensgeister und so hatte ich die richtige Stimmung für das Belvedere, wo mich von allen Wänden alte Bekannte grüßten. Ich nehme sichtlich zu im Verständniß dieser herrlichen Gemälde. Beim Heimgehen danke ich immer wieder den Habsburgern, daß sie diese Schätze zusammengebracht und dem alten Eugeni, dem edlen Ritter, der ihnen den schönen Palast gebaut. Und erst der Garten davor: dieser Blick auf Wien und das Gebirg dahinter! Verwundert glotzen schon mehr als hundert Jahre die steinernen Zopfsphinxe hinaus und haben sich noch nicht genug geschaut: man möchte ihnen vor Lust auf den Rücken voltigiren und noch hundert Jahre hinausschauen.

Wären Sie doch ein Mann, daß ich Ihnen auch von meinen philosophischen Studien, von Plato und Spinoza erzählen dürfte! Bei alledem bleibt

aber die Medicin nicht brach, auch Thiere hab' ich schon mehrere zerlegt. Ich möchte vom Mittelpunct des Kreises aus arbeiten, nur das schützt vor Zersplitterung und was die vierundzwanzig Stunden des Tages anlangt, so vertrödle ich unserem Herrgott keine davon.

Heute war Ernst bei mir; wir sprachen über verschiedenes, er sagte unter anderem: „Die Weiber sind nur auf der Welt, alles zu verwirren." Nun was meinen Sie? dafür verdient er wohl eine schwesterliche Predigt. Uebrigens hat er doch nicht gar unrecht. Es ist Verwirrung genug in der Welt; ich möchte hier und da diese ganze confuse Welt um einen Knopf verschachern. Wenn sie nur nicht doch wieder so schön wäre!

Die „Allgemeine Zeitung" vom 6. December bringt einen Aufsatz: „Poetische Regungen in Tirol". Auch meiner war freundlich gedacht. Ist wohl von Streiter und dürfte in Tirol, wo man zwischen dem Hanswurst, der um die Scheibe tanzt und dem Dichter, welcher Bierspäße reimen soll, das Gleichheitszeichen setzt, Lärm machen. Grüße an alle Freunde!

Wien, 14. December 1843. Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Sagen Sie mir, was ist Freundschaft, Liebe, — Worte weiter nichts! Hätten sie wirklich eine Bedeutung, gäbe es eine Freundschaft, wie wir träumen, wie könnten die, welche wir lieben, uns oft so mißverstehen? Wie könnte die Freundschaft aufhören? Sie werden lachen über den seltsamen Anfang, es ist gerade eine Laune, daß ich manchmal der Welt den Abschied geben und mich in ein Heiligenbild verlieben möchte.

Ich dachte vor einiger Zeit ernstlich daran, in ein Kloster zu gehen, denn ich hatte wenig Freude am Leben und alles war mir schal geworden. Ich schrieb Ihnen auch in einer solchen Stimmung. Aber an einem herrlichen Abend trieb es mich doch einmal hinaus, ich ging hinauf nach Neuhaus und wie ich auf die ruhige Landschaft herabsah, erkannte ich wie sehr ich Unrecht gehabt hatte; ich fühlte Gott und betete, wie ich lang nicht mehr gebetet hatte. Religion ist der Oelzweig des Friedens und was ist sie anders als Liebe!

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.

Dieses Blatt lag lang auf meinem Tische; lassen Sie mich fortfahren, indem ich einiges auf Ihren Brief erwidere. Ernst, ja der mag sich freuen! Ei, der hat schöne Begriffe angenommen: „Die Weiber sind nur auf der Welt alles zu verwirren!" Er verdiente wohl eine tüchtige Bußpredigt, wie uns heute unser Pfarrer eine hielt, worin er sagte: „Der Geist der Buße

besteht darin, daß du das, was früher dein Auf und Nieder war, womit du dich immer beschäftigt, lassest und das thuest, was du sonst am wenigsten wolltest." Aber was verdienen erst Sie, der Sie die ganze Welt sammt allen verwirrenden und verwirrten Weibern um einen Knopf verschachern wollten, — mir graut ganz vor einem solchen Frevel. Ihr seid mit einander ein sauberes Paar.

Ich lese gegenwärtig mit großem Eifer die Bibel, aber ich verstehe sie nicht. Es geht mir jetzt mit allem so; ich ärgere mich täglich über mich selbst.

Victorie glaubt, der alte Bund sei nur da, um durch den Gegensatz die Reinheit und Herrlichkeit des neuen zu erheben. Mir kommt es vor, als ob das Verhältniß zwischen beiden in Johannes und Christus dargestellt wäre.

Mathilde sagte mir gestern: ich sei zu allen Thorheiten aufgelegt und sie sei recht besorgt, was noch aus mir werde. Sie dachte, vielleicht eine Schwärmerin, aber da thut sie mir Unrecht, wenn ich auch zugeben muß, daß man leicht auf solche Gedanken kommen kann.

Nun darf ich auch nicht vergessen, daß mir Victorie zwei Aufträge gegeben hat, nämlich erstens soll ich Ihnen melden, daß endlich ihrem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren sei, indem neulich der Wunsch geäußert wurde, daß morgen wieder eine solche Heubergparthie gemacht werden könnte, wie die Ihnen noch im Gedächtniß sein wird. Dasmal werde sie uns nicht mehr auf Irrwegen in die Brombeerranken führen. Sie können denken, welchen Triumph sie feierte.

Dann läßt sie Ihnen sagen: die Blume, welche Sie ihr gegeben, sehe fürchterlich aus, als ob sie Brandflecken hätte, ganz schwarz und grau; sie sei also der Ehre ganz unwürdig in das edle Schwabenland eingeführt zu werden, deßwegen läßt Sie sie inständigst bitten, ihr ein grünes Blatt zu senden. Vermuthlich wird sie im Frühling Salzburg verlassen. Ich kann's ihr nicht verzeihen, daß sie sich verliebt hat; eigentlich ist es aber nur eine kleine Eifersucht. Doch was thut's: Liebe und Freundschaft sind ja nur Worte, nicht wahr?

Klarheit und Licht uns allen zum neuen Jahr! Cornelie.

An Cornelie.

Schimpfen Sie nicht über meine Saumseligkeit; heute hab' ich mein Oefchen tüchtig geheizt und da soll's vorwärts mit der Feder.

Sie lesen gegenwärtig die Bibel? Von Zeit zu Zeit kehre auch ich gern zu diesem Buch der Bücher zurück. Ist's die Kindersprache der Menschheit, die uns so mächtig darin anzieht? Purtscher will einen Aufsatz über den Brief Pauli an die Römer abfassen; thut er's so sende ich Ihnen das Manuscript.

Sehr anregend für Sie dürfte eine geniale Aeußerung Schellings über die Entwicklung des Christenthums sein. „Man müßte hier drei Perioden unterscheiden, wie es drei Hauptapostel gebe: Petrus, Paulus, Johannes. Das Christenthum, in seiner Wesenheit Eines, finde aber in der Zeit steigende Klarheit des Ausdruckes; zuerst sei des Juden Petrus Form starrer Katholicismus, das sei vorbei; dann folge des tiefsinnigen Paulus aus den Gedanken anstrebender Protestantismus und auch dieses Weltalter mußte vergehen und der alles in Liebe einigenden Milde des Johannes weichen." In einem anderen Werke tritt wieder die verhängnißvolle Drei auf als Trinität: Das Reich des Vaters im Judenthum, das Reich des Sohnes mit der römischen Kirche, doch die letzte Zeit des heiligen Geistes muß erst kommen: ist der Protestantismus ihr Morgenroth? Vielleicht! Wenigstens nach der Gründung des Christenthums in der Geschichte desselben die bedeutendste Erscheinung.

Am Silvesterabend war ich auf einem Balle; ich trug zum erstenmal elegante Kleidung, frisch vom Schneider weg, und Glacehandschuhe, auf höhere Ordre ließ ich mir auch das Haar kräuseln. Nun! als ich eine schöne hochbusige Wienerin am Arm im Saal auf- und abwandelte und mein Blick zufällig den Spiegel traf, durfte ich mir gestehen, daß ich mich nicht zu verstecken brauche. Auch getanzt habe ich, oder vielmehr ich wurde getanzt. Ich stand und gaffte. Da faßte mich so eine Hexe frischweg beim Arm: „Sie müssen hinein!" Mir wurde ganz herzschlachtig. „Ich kann's ja nicht recht!" — „So zeig' ich es Ihnen!" Damit schleppte sie mich ins Nebenzimmer. Nun hatte ich allerdings zu Innsbruck ein bischen getanzt, so ungefähr wie der Bär auf dem Jahrmarkt; hier ging es aber anders und ich machte lachend und scherzend Pas um Pas der ersten Quadrillefigur. Eine Schelmin sah heimlich zu, holte das junge Volk und ich wurde in den Strudel hineingezerrt, habe mich auch nicht mehr lange gesträubt. Es ging nicht schlecht: diese Wienerinnen fliegen aber auch, als ob sie den Teufel im Leib hätten. So stünde ich denn am Eingang des Venusberges.

Wien, 19. Januar 1844. Ihr Pichler.

Michael Stotter an mich.

Sie scheinen zu glauben, daß man eine geognostische Karte so leicht hinzeichnen könne, wie ein Fratzenbild mit langer Nase und spindeldürren Beinen? Es wird eine Karte von Tirol schon kommen, aber erst wenn die Vorarbeiten gediegen sind. „Tirol ist der Schlüssel der Alpen!" sagt v. Buch, und wenn wir nun einen Schlüssel machen und er thäte nicht auf; das wäre doch eine Schande. Ich liebe es nicht, halb zu arbeiten.

Mohs' opus posthumum ist recht gut, so lang es auf dem mineralogischen Felde bleibt, aber im geognostischen hat er das Pulver nicht erfunden. Ich möchte Sie sehr gern über das Individuum in der anorganischen Welt discutiren hören und auch Sie sollten meine Ansicht hierüber hören, wenn das Gegeige nicht das Maß des Briefes überschreiten würde.

Die Krystallographie, so wie sie Mohs entwickelte, hat so viel geniales, daß sie jeden bezwingt, der sich ihr naht und sie verdient dieselbe Achtung als die vier Spezies des Rechnens. Aber über die Form werden Sie mit derselben nie hinauskommen und die Krystallographie für sich wird ebensowenig zur Erklärung der Lebenserscheinungen führen als die Chemie. Erst eine noch zu gründende Wissenschaft, die auf diesen beiden Füßen steht, wird unsere Ahnungen, daß kein lebloses Ding auf unserem Planeten existire, erwahren. Der Krystallisationsact ist noch eben so dunkel als die Generation. Da fällt mir aber die Geschichte der mineralogischen Individuen in der geologischen Zeit ein und ich will selbe Ihnen mittheilen. Leo will nichts von einer patriarchalischen Geschichtsperiode wissen und er mag Recht haben; aber ich kann diesen Zeitabschnitt nicht überspringen. Als die mineralogischen Individuen zur Bildung unserer Urfelsarten zusammentraten, brachte jedes seine Berechtigung zur selbständigen Existenz, zur scharfen gesetzmäßigen Begränzung nach außen mit und sie drängten sich ohne Störung ihres inneren Gefüges, das ihr Lebensproceß gewoben hatte, aneinander. Die spitzige Hornblende schob sich zwischen den scharfeckigen Quarz und den spathig zerklüfteten Feldspath ohne Störung der Eigenthümlichkeit des einzelnen ein und behauptete ihre Stelle so abgeschlossen und rücksichtslos gegen die nächsten Nachbarn, wie die patriarchalische Hirtenfamilie. Da fiel aber einigen dieser Herren Individuen ein, ihre eingeklemmte Stellung zu verändern; sie gaben ihre ursprüngliche Existenz auf und wollten wie Lucifer weiser sein wie die andern. Es waren dieses besonders die Feldspäthe. Was kam heraus? Ein Koth, ein Letten, wie immer etwas schlechteres. Der machte sich aber nun breit; ein böses Beispiel steckt an, umarmte die lose gewordenen Quarze, welche unwillig darüber ihrem Bewältiger scharfe Kanten und Ecken entgegenstreckten, aber endlich doch einzeln umringt und abgefangen wurden. Der übel riechende, fettig anzufühlende Thonschiefer, diese glatte, wohlgemästete Priesterkaste, bezwang die kriegerisch bewaffneten Quarze und machte mit den von Natur aus schon plattgedrückten, geduldigen, biegsamen Glimmerindividuen aus dem Bauernstande noch weniger Umstände. Beide mußten sich in den Teig, welchen er geknetet hatte, nach Thunlichkeit fügen. Natürlich fanden die unterdrückten Individuenklassen ihren neuen Zustand unbehaglich und erinnerten sich, daß sie es auch so machen könnten, wie die stolzen Feldspäthe. Der Kampf begann; Priester und Patrizier stritten mit dem Volke, „quetschten, zerrieben

und stumpften sich gegenseitig so lange ab, bis endlich die demokratische Masse der bunten und Keupersandsteine und der dichte Kalk daraus wurde, aus denen nur mit Mühe das Individuum erkennbar ist. So entstanden die Felsarten der secundären Periode und die Staaten in Griechenland und Rom. Auch über diese schritt der Gang der Zeit hin und bedeckte sie mit einer barbarischen Masse ohne regelrechte Structur und innere Gestaltung: mit der Kreide und dem Greensand. In diese ungefügigen Schichten haben sich aber, wenngleich in rauher Hülle doch mit reinstem krystallinischen Gefüge die Horn- und Feuersteine, diese Helden aus der Zeit der Völkerwanderung, eingebettet. Als diese Massen über die Erdoberfläche sich ausbreiteten und das bestehende überschütteten, regten sich auch die Gewalten der Tiefe, die Alpen und andere Gebirgsketten stiegen empor und gaben der Erde eine neue Gestalt. Dabei rüttelten sich auch die älteren Schichten, zerborsten und zerbrachen und schütteten ihre Geröllhaufen über die neue Erdkruste aus. Damit begann die tertiäre Zeit, in der die Individuen der Urperiode einzeln und verbunden wieder die obersten Erdschichten behaupteten und die weit größere Masse zur Bildung unserer Schutthügel lieferten, denn nur sie waren im Stande, dem gewaltigen Getriebe der Massen zu widerstehen und wenn auch nicht mit scharfen Kanten und der vollen natürlichen äußern Form, doch mit ihrer unveränderten innern Structur den Stürmen zu entkommen. Die Trümmer der neuen Formationen, welche sich unter die Rollsteine der primitiven Periode mischten, wurden beim heftigen Zusammenstoße zerrieben und meist vernichtet. Ziemlich häufig senkten sich Cämente in die Zwischenräume der Geröllhaufen ein und vereinigten sich zu den Conglomeraten der neuern Staaten, in denen das Individuum wohl bewahrt wird, aber sich in die gerundete, abgeschliffene Form fügen muß. Dies ist die Geschichte des Individuums; wer's nicht glaubt, schaue nur in der Natur und Geschichte nach.

Arbeitet brav und laßt mich auch etwas sehen, an spitziger Kritik soll es nicht fehlen. Ich tadle herzlich gern, weil ich selbst nichts machen kann.

Innsbruck, 25. März 1844. Michael Stotter.

Aloys Flir an mich.

Die Vorwürfe, welche Sie uns an die Köpfe schleudern, müssen wir geduldig acceptiren. Die schöne Zeit, wo mir das Briefeschreiben ein innigstes Bedürfniß war, ist längst vorüber: der Drang nach einem behaglich trauten Gespräche in lebendigem Gedankenspiel oder Ernst trat an die Stelle. Der Plunder der Alltagsgeschäfte legt sich so drückend auf das Leben, daß es, wie der Fuchs mit seinen Flöhen, in das Nasse sich flüchten muß, um ihrer ledig zu werden. Durch Tinte und Feder wird man bis zu kranker Reizbarkeit

gegen beide abgemüdet. Zu diesem Ekel gegen Pult und Geschreibsel kommt noch ein zweiter Grund: man hat seit Jahren die Erfahrung gemacht, wie einseitig, ungenügsam, todt — die Buchstabensprache das Innere mittheilt. Und mittelst gegenseitiger Mißverständnisse, die sich oft bis zu tollem Aerger steigern, eine lang gedehnte Correspondenz fortzuschieben, ist denn doch eine miserable Kärnerei. Also muthen Sie mir ja nicht zu, mich in Ihre Feuerkreise hineinziehen und in ihrer brausenden Geistesbewegung mitumschwingen zu können. Je unerquicklicher und widriger mir das Schreiben ist, um so erfrischender und belebender sind mir Briefe aus lieben, befreundeten Gemüthern. Ich verschlinge sie enthusiastisch wie Ezechiel sein Buch: sie sind mir ein Manna in der Wüste. „Verdammter Egoist!" rufen Sie vielleicht aus. Nun ja — ein Egoist bin ich allerdings eben so weil ich ein ego bin, wie ich menschlich bin, weil ich ein Mensch bin. Ein Egoist sind Sie auch, mit Verlaub zu reden. Wenn es sich also mit Ihrem Egoismus vereinbart, meinem Egoismus eine Freude zu machen, so wird mein Egoismus dem ihrigen dankbar seyn. Zerreißen oder zerstoßen Sie das Blatt noch nicht, sondern lesen Sie geduldig weiter. Ihre Weltansicht ist von der meinen zwar vielseitig nicht nur verschieden, sondern mit ihr im Gegensatze. Doch das verschlägt nichts. Ein Jeder strecke sich nach seiner Elasticität, ein Jeder trage die Nase, wie sie ihm gewachsen, ein Jeder suche das Wahre und Gute nach seinem Vermögen. Sie sind in Ihren Jahren weit toleranter, als ich in diesem Alter war. Wer nicht mit mir stand, stand gegen mich und mit wildem Hochmuthe hielt ich Jeden für dumm und bornirt, der nicht pantheistisch dachte. Sie scheinen diesen Paroxysmus der Tölpeljahre längst überwunden zu haben. Wenn Ihnen aber etwa ein Wunsch aufzuckt, sich mit mir philosophisch zu balgen, so habe ich auch diese Rauflust schon seit Jahren überlebt. Die geistige Entwickelung durchläuft ihre Stadien, wie die physische: eine energische Natur stockt nicht zu lange auf einem untergeordneten Puncte; ihr eigenes Leben treibt sie weiter: es bedarf der Handlanger nicht: ich taste nie hinein in ein strebend Wesen, und jedem Pedanten, der so Etwas versucht ruft man mit Recht zu: „Rühre nicht Bock: denn da brennt's!" Wollte aber ein Jüngerer an mir einen Bekehrungsversuch beginnen, wie es wohl schon Einige sich einfallen ließen, so stopfe ich ihm mit einem Kusse den Mund oder gebe ihm eine Ohrfeige. „Aber was hat denn der Kerl noch übrig nach allen Ueberlebtheiten? Sein Brevier und die Chrestomathia Latina?" Die Frage ist unrichtig gestellt. Dadurch, daß ich viele Dinge überlebt und abgestreift habe, folgt nicht, daß ich zu einem Residuum — zu einem magern Reste reducirt worden: wenn es mir auch noch an unendlich Vielem gebricht, so fühle ich mich doch in meinem Mannesalter tausendmal lebendiger und glückseliger als in allen früheren Jahren. Jugendschöner und freudiger ist

es jetzt! Meine größte Wonne ist meine Ueberzeugung: und diese Ueberzeugung in strengen Gedanken immer mehr zu entfalten und zugleich auszuleben und mich damit zu indentificiren, das ist mein seligstes Streben. Was ich bisher gelegenheitlich geschrieben, ist eben nur Gelegenheits-Schmarren. Ueberhaupt hat mir das Einzelne, aus seiner Ganzheit, der es angehört und wo es allein seine Stelle und Verständlichkeit hat, herausgerissen, einen sehr geringen Werth. Nach einem Modelle des Ganzen drängt mein Innerstes: die Arbeit wirkt im Stillen — ungesehen und unbelauscht. Unseren Studenten ein Lehrer zu seyn, ist nicht meine Absicht: nur Wachrufer Manchen zu werden, genügt. Das Leben unserer Universität oder vielmehr — unserer Studenten nimmt von Jahr zu Jahr einen kräftigeren Aufschwung. Sie und Purtscher waren eben auch tüchtige Motores. Gestern haben 60 Kerle vor dem Publicum im Rekruten-Saale „das deutsche Lied" gesungen, daß eine stürmische Begeisterung ausbrach und die Pedanten, welche die Sperrketten immer in der Tasche tragen, beschämt Augen und Ohren sinken ließen. Die Liedertafel macht Epoche dahier. Es wäre zu wünschen, daß auch anderwärts und allerwärts ächter Chorgesang aus Studentenschaaren erschalle. Geh' ich Abends durch die Gassen, so tönt es bald da, bald dort herzerhebend von einer Sängergruppe. Am Donnerstage ging es lustig und gemüthvoll zu auf dem Husselhofe; vor vierzehn Tagen sangen alle 60 Sänger im Schloß Ambras. Der Gesang ist Schwingung der tiefsten Geisteskräfte und wo männliche Energie ist, kann es bei musikalischer Allgemeinheit und Simplicität nicht verbleiben. Leider sind auch einige Klopfereien vorgefallen — nicht von Sängern, auch nicht im Löwenhause, aber Sie wissen wohl, man wirft gerne Alles in Einen Topf, weil gewisse Leute so arm sind, eben nur Einen Topf zu haben. So zahm und friedliebend ich in meiner Stube eingeschlossen lebe, so gelte ich doch als der Sündenbock, und längst schon hätten manche Freunde der Ruhe mich ausgepeitscht, wenn sie es gewagt hätten, mich öffentlich anzurühren. Meinen Gegnern verzeih ich um so lieber, je klarer ich sehe, daß sie von ihrem Standpuncte aus ganz natürlich handeln. Uebrigens hat mich mein sterbender Freund Trebisch in eine unabhängige Lage versetzt: ich handle — momentane Uebereilungen abgerechnet, ohne dieß nur zum offenbaren Wohle der Studenten: sollte ich endlich einmal wirklich lästig zu seyn scheinen, so kann ich ja gehen, wohin es mir beliebt. Doch solange Brand das Ruder führt, geht Alles frey und zugleich zum Bessern. Trebisch hat oft von Ihnen gesprochen: Sie waren ihm sehr lieb. Ich habe ihm in Ansehung seiner religiösen Ueberzeugung nur gedient, nichts aufgedrungen. Der Katholicismus sowie die Religion überhaupt kann für das Subject keine Wahrheit und kein Leben seyn noch werden ohne innerste Freiheit. Intoleranz ist der Mord der Religion. Ich bin aus Katholicis-

mus tolerant: aber wohl auch zugleich aus tausend anderen Motiven. Ehre sey Gott nicht blos in den Höhen, sondern überall, und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind, wenn auch von irrender Ansicht. Heute haben die Landstände dem lieben Adolph Purtscher, dem wiedergegebenen, das Stipendium zuerkannt. Grüßen Sie mir ihn inbrünstig!

Innsbruck, 23. Juni 1844. Ihr aufrichtiger Freund Al. Flir.

An Aloys Flir.

„Aber was hat denn der Kerl nach allen seinen Ueberlebtheiten?" Warum legen Sie diese Frage in einen Mund, aus dem sie nie gekommen wäre? Weiß ich doch aus eigener Erfahrung, daß das Leben des Geistes um so gehaltreicher wird, je weiter es fortschreitet. Sie halten mir Ihre gewonnenen Ueberzeugungen entgegen, ich beneide Sie darum nicht, — keineswegs aus Geringschätzung, sondern weil sich eines nicht für alle schickt und jede Pflanze das Recht eigenen Wuchses und eigener Frucht hat. Was ist, ist gut, wenn es lebt; nur der Todte gehört zu den Todten. Ihre Ueberzeugung ist katholisch; ich habe Roms Dogmen den Rücken gewandt; Sie sind selig im Glauben, in der Hoffnung auf das Jenseits; ich will stark und entschlossen im Diesseits stehen: Sie sind ein Christ, ich bin ein Heide. Und bei dieser klaren Kenntniß unserer gegenseitigen Stellung konnten Sie mir den „Unsinn einer Bekehrung zu meinen Meinungen" wenn auch nur verdeckt zumuthen?

Ich habe nichts „abgestreift" was ächt ist, sondern mir dieses zu erhalten gewußt als den Grund, auf dem ich weiter bauen muß, will ich nicht wurzellos in der Luft hängen. Bleiben Sie wie Faust mit ihrer philosophisch-theologischen Helena in ruhiger Behaglichkeit; meine Natur schnellt mit Euphorions Sohlen in die Höhe; fürchten Sie nicht, daß Ihnen die Exuvien in den Schooß fallen: ich habe meine Entwickelung bis jetzt allein durchgekämpft und fühle Kraft genug, es auch ferner zu thun.

„Nach einem Modelle des Ganzen" drängt auch mein Innerstes, jetzt um so mehr, wo ich allmählig in so weit erstarke: außer meiner Subjectivität auch dem Object sein volles Recht zu wahren.

Sie sind „aus Katholicismus tolerant". Ich bin es aus Humanität und der allmählig gewonnenen Erkenntniß, daß jedes Individuum als solches das Recht hat, seine Weltanschauung zu haben. Das Sehen ist ein allgemeiner Begriff, allein jedes Wesen sieht nach seinem Auge. Von Toleranz aus Religion mag ich nichts wissen, am wenigsten von jener aus Katholicismus. Wär's nur nicht jetzt der Ultramontanismus, dieser hochmüthige Antisthenes im Bettlerkleid der Demuth, welcher mit einem Stoßseufzer die

Augen verdreht und pharisäisch ausruft: „Liebes Jesulein erleuchte die Verblendeten, und wenn du sie nicht erleuchtest, gieb mir Macht, sie zu Ehren der Unbefleckten zu braten." Der Katholicismus ist übrigens nicht die Quelle Ihrer Toleranz, Sie sind tolerant, weil sie edel und gut sind.

Nach so viel Gepolter auch noch eine drollige Neuigkeit. Ein Maler bringt mich auf einem Altarblatt für eine Dorfkirche als heiligen Johannes an, neben bei Purtscher und Tiezel als halbnackte Schergen. Seht Ihr, ich werde bei Lebzeiten heilig, das bringt ihr sammt eurem Katholicismus nicht zuwege. Nichts für ungut!

Wien, 10. Juli 1844. Ihr Pichler.

* * *

Die Ferien dieses Jahres benützte ich, um Beiträge für die „Frühlieder aus Tirol" zu sammeln, einen kleinen lyrischen Almanach, den ich als Zeugniß meines Strebens herausgeben wollte. Damals regten sich auch in Tirol überall unter der Eisdecke frische Keime, es schien als wolle ein neuer Frühling anbrechen, die Denunciationen der Ultramontanen kündeten ihn vorläufig an.

Lavater im Verhältniß zu Goethe.

Von J. C. Mörikofer.

Ein hervorragender Zug der Sturm- und Drangjahre war jene Sucht nach einer Verbrüderung der Geister, die sich allgemein geltend machte. Die verschiedensten Charaktere suchten sich auf und zogen sich an, oft gerade nur um die Sonderbarkeiten willen; man übersprang in weitherziger Humanität die Schranken des Standes, des Berufs und der Confession. Dem vornehmen und wählerischen Goethe war freilich nicht so leicht beizukommen. Die Individuen, welche ihn anzogen, waren nicht die schul- und professionsmäßig gebildeten, daher Gelehrsamkeit bei ihm wenig ins Gewicht fiel; die eigenartigen, wenn auch excentrischen, Geister fesselten vor anderen seine Theilnahme: daher schenkte er den Lenz und Merk, den Klinger und Behrisch, den Salzmann und Jung-Stilling seine besondere Aufmerksamkeit. Denn seine Vertrautheit mit der mütterlich liebevollen Katharina von Klettenberg, nebst seiner Bekanntschaft mit der Bibel von Jugend an, eröffnete ihm auch das Verständniß und die Werthschätzung religiöser Charaktere. Demnach mußte der „Prophet" von Zürich, welcher die rege Theilnahme des deutschen

Publicums in den weitesten Kreisen gleichsam im Sturme erobert hatte, für Goethe eine anziehende Erscheinung sein, und namentlich mußte sich der kühn gesinnte Bürger der freien Stadt Frankfurt mit dem freien Schweizer, dem ritterlichen Bekämpfer des ungerechten Landvogts, in näherer Verwandtschaft fühlen.

Doch als Goethe sich zum ersten Male mit Lavater beschäftigt, steht er diesem noch fern und fremd gegenüber. Goethes Recension der Aussichten in die Ewigkeit in den Frankfurter gelehrten Anzeigen findet die Vorstellungen von der künftigen Welt ebenso willkürlich als die redseligen Vorbereitungen auf das projectirte Gedicht überflüssig, während der Verfasser sich gleich unmittelbar auf das Gedicht selbst hätte einlassen sollen. Aus dem, was Lavater bisher von Goethe wußte und namentlich aus diesem tiefen Kennerwort überzeugte sich sein rascher und scharfer Blick, daß ein überlegener Geist an ihn herangetreten, daher sich Lavater den 11. Juli 1773 an Deinet in Frankfurt, Goethes Verleger, also vernehmen läßt: „Ich erstaune über das unvergleichliche Genie des Herrn Goethe; wahrlich der hat nicht nur Genie — Er ist ein Genius von der ersten Größe. Aber ein Ungläubiger! der jedoch sagen kann: Verflucht sei der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist. Nun denn, dieser Mann sei einige Tage mein tägliches und nächtliches Studium.“ Zu eben dieser Zeit war der Götz von Berlichingen erschienen, daher sich Lavater veranlaßt sah, einen Monat später an Deinet zu schreiben: „Wie angenehm haben Sie mich mit dem Goetheschen Geschenke des Götzen mit der eisernen Hand überrascht. Sie können sich nicht vorstellen, wie interessant mir dieser Mann, und alles ist, was von ihm herkömmt. Ich sehe, deucht mich, tief in seine Seele und liebe ihn und hochachte ihn bei allen seinen Schwächen. Unaussprechlich wünsch' ich mir sein Bild.“ Unterdessen war Lavater auch von einer anderen Seite dem goetheschen Kreise näher gerückt worden, indem Goethes Schwester Cornelie mit Hofrath Schlosser sich verlobte, welche Nachricht der Bräutigam mit den Berichte begleitete, daß er auf die Freundschaft eines Mannes und die mit demselben beabsichtigten Lebenspläne nun einen doppelten Werth lege, da dessen Herz einen Goethe liebe.

Nach diesen mehrfachen Einleitungen zur näheren Bekanntschaft legte nun auch Goethe ein öffentliches Zeugniß für Lavater ab. Er ließ es sich nicht verdrießen, dessen Predigten über Jonas zur Hand zu nehmen und seine bemerkenswerthe Recension mit folgenden Worten einzuleiten: „Jedes große Genie hat seinen eigenen Gang, seinen eigenen Ausdruck, seinen eignen Ton, sein eignes System, und sogar sein eigenes Costum. Wenn das nicht wahr wäre, so müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung von der Welt halten. Wir müßten bei Vergleichung einer Lavaterschen Schrift

mit der anderen den seltsamsten Contrast, und selbst in einer und derselben Schrift die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber Schwärmerei, von Edelm und Lächerlichem zu erblicken glauben. Allein der Recensent hat diesen Mann seit einiger Zeit genauer studirt, und würde sich nun der Sünde fürchten, dieses Urtheil über ihn zu fällen. Jener Contrast ist nur scheinbar." Darauf setzt Goethe mit merkwürdigem Verständniß die Darstellungsweise Lavaters und die Grundgedanken jener Predigten auseinander. Nachdem Lavater bei Goethe diese wohlwollende Anerkennung gefunden, war er nun zunächst bemüht, den Menschenbeobachter und Kunstkenner zur Mitwirkung für seine Physiognomik zu gewinnen. Mochte man vom Standpunct, aus welchem Lavater der Physiognomik den höchsten Werth beilegte, noch so entfernt sein, so wußte der Menschenkenner seiner Lieblingsaufgabe in den weitesten Kreisen ein Interesse und einen Reiz zu verleihen, daß es schwer war, sich seiner liebevollen Dringlichkeit zu entziehen. Für Goethe aber war es eine Freude, den dankbaren Physiognomiker mit der Zusendung interessanter Menschengesichter zu erfreuen. So beginnt vom Anfang des Jahres 1773 zwischen den beiden ein lebhafter Briefwechsel; dessen Anfänge indessen verloren gegangen sind und daher in den von Hirzel herausgegebenen Briefen Goethes an Lavater fehlen müssen.

Er selbst schrieb den 1. September 1773 an Goethe: „Ich kann nicht aussprechen, wie meine Seele dürstet, von einem Doctor Juris Theologie zu lernen." Und später wiederholt er nochmals: „Willst Du mein Lehrer bleiben?" Den 30. November macht er folgende Eröffnung: „Mein lieber Bruder, Gott weiß es, Du bist's noch mehr, seit Du's mir gesagt hast: Ich bin kein Christ. Aber nun, Bruder, sage mir, wie Du's sagen kannst: Was hast Du wider den Christus, dessen Namen ich zu verherrlichen dürfte?" Nicht ohne Absichtlichkeit führt Lavater den unstät umherschweifenden poetischen Liebesritter in seine einfache Häuslichkeit ein: „Meine Frau, liebster Goethe, ist ein herzgutes, taubenähnlich sanftes, lang und zart und reinlich gebildetes, geduldiges und unschuldiges Herzenslämmchen — ein edles, stilles, friedliches, in meinen Armen unaussprechlich anmuthsvolles — mich unaussprechlich beglückendes Weibchen; ungelehrt, ungestutzt, ohne Coketerie und Prätension. — Nie schöner, himmlischer, einziger, als wenn wir allein sind; Sie allein ist, Sie Niemanden, Niemand Sie sieht. — Das allerliebste Kindermütterchen — das liebste Töchterchen und Schwesterchen. Nichtsweniger als schön — aber voll Anmuth und edler Jungfräulichkeit. — Lebe wohl im Leben der Liebe — Du Allen Alles — und trage den schwachen, Alles Allen seyn wollenden."

Lavaters zarter Körperbau, seine unruhige Beweglichkeit, seine hastige Vielthätigkeit brachten immer wieder körperliche Störungen mit sich. Daher

er sich im Jahre 1774 zu einer Reise nach dem Bad Ems, wozu Zimmermann ihm rieth, entschloß. Unter den vielen Leuten beiderlei Geschlechts, welche Lavater auf dieser Menschenforschungsreise sah, war Goethe für ihn das bedeutendste und fesselndste Individuum, um so anziehender, weil er aus dessen enger Verbindung mit dem frommen Fräulein von Klettenberg die stille Hoffnung nährte, diese Freundin werde den jungen Mann allmählich zu einer verwandten Gesinnung herüberziehen. Daher Lavater schon vor seinem Aufbruch Herdern gegenüber „Cordata (wie sich die Klettenberg unterschrieb) den Sabbath seiner Reise" nannte. Denn mit und durch Goethe war Lavater auch schon mit Katharina von Klettenberg in Verbindung getreten, und mit welchem Verlangen er der persönlichen Bekanntschaft mit dieser gleichgestimmten Seele entgegensah, vernehmen wir aus dem Schreiben, welches er den 14. Mai an dieselbe richtete: „O wie innig freue ich mich der heitern, gefühlvollen, schwesterlichen Seele, die mich nun zum dritten Male meinem himmlischen Freunde näher ruft. Gewiß bringst Du mich weiter, oder Niemand, meine Schwester, Du mich zur Einfalt, zu Ruhe, oder ich bleib im Wirbel. .... Aber dafür, daß Du mir so entgegen kommst, wie dank ich Dir! Doch Deine Christusfreude, wie viel mehr ist sie als all mein Dank! Ich will Dein gedenken und Deines ewigen Meinseyns — meines ewigen Deinseyns. Lebe! liebe! leide! Bist Du selig, so mach' mich selig!" Aus Cordatas freudeseliger Antwort, welche sie am 20. Mai in ihrem und Goethes Namen an Lavater richtet, die im „jungen Goethe" abgedruckt ist, heben wir folgende bezeichnende Stelle heraus: „Die brüderliche Verbindung und Bekanntschaft mit Lavater ist ein Geschenk meines himmlischen Freundes: Er wandelt mit Lavater und mit Goethe — ich kenne Ihn am Gange, noch werden ihre Augen gehalten, daß sie Ihn nicht erkennen."

Der Eindruck des ersten Zusammentreffens der angehenden Freunde entsprach den gegenseitigen Erwartungen vollkommen, denn sie begegneten sich mit dem klaren Bewußtsein der weit auseinander gehenden Differenz ihres Wesens, aber zugleich mit der Bereitwilligkeit eines weitherzigen und liebevollen Wohlwollens, wodurch ihnen jener komische Zusammenstoß erspart blieb, welcher vor vierundzwanzig Jahren beim ersten Blick Bodmers enggepfählte Bürgerlichkeit und Klopstocks trotzig anspruchvolles Selbstgefühl verblüfft hatte. Beide haben uns die Zeugnisse ihres gegenseitigen Eindruckes überliefert, der Eine in den Ausrufungen eines verallgemeinernden Pathos, der Andere mit dem unvergleichlichen Geschick des Menschenmalers, welcher beflissen ist, weniger das an sich Reale, als den Eindruck auf das Individuum mit psychologischem Tiefblick und anmuthigster Klarheit zu schildern, wo sich freilich bei mehr als dreißigjährigen Rückerinnerungen mehrfache Irrthümer und Verwechslungen einschleichen mußten. Beide Männer theilten bei aller Verschie-

denheit Einen bedeutenden Zug, jeder hatte das liebevolle Geschick zu hören und mit offenem Verständniß auf den anderen einzugehen; und so wurden denn die Beiden während der fünf Tage, welche Lavater im goetheschen Hause verlebte, mit den mannichfaltigsten gegenseitigen Mittheilungen, allein und in Gesellschaft nie müde. Von Goethes anmuthiger Ausmalung über die Erlebnisse mit seinem Gastfreunde nur ein paar Striche. „Bei einer religiösen und sittlichen, keineswegs ängstlichen Richtung seines Geistes, blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und lustig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geistreich, witzig, und mochte das Gleiche gern an anderen, nur daß es innerhalb der Grenzen bliebe, die seine zarten Gesinnungen ihm vorschrieben. Wagte man sich allenfalls darüber hinaus, so pflegte er einem auf die Achsel zu klopfen, und den Verwegenen durch ein treuherziges Bis guet! zur Sitte aufzufordern. — — — Reinlich wie er war, schaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren."

Ein so gearteter Mann mußte auf das wohlgeordnete, heimlich anmuthige Haus der Eltern Goethes einen wohlthuenden Eindruck machen. Es sind noch zwölf herzenswarme Briefe vorhanden, welche Frau Rath von Zeit zu Zeit an ihren „lieben Sohn" richtete.

Wie erfreut der junge Goethe über die persönliche Bekanntschaft war, geht daraus hervor, daß er Lavater sogleich nach Ems begleitete. Lavaters liebevolle Anmuth, sich leicht und frei mit den verschiedensten Menschen einzulassen und ihr Vertrauen zu gewinnen und die Virtuosität seines Blicks, die Anlagen ihres Geistes und Gemüthes und ihre geheimsten Gedanken und Empfindungen zu erforschen, so häufige und ergötzliche Verirrungen und Täuschungen vorkommen mochten, fesselte den Dichter in hohem Grade, daher er auch sich sofort werben ließ, den Freund in seinem physiognomischen Werke zu unterstützen. Als Goethe Lavater in Ems das zweite Mal besuchte und daselbst auch mit Basedow zusammentraf, nahm jeder der beiden Propheten, der christliche und der pädagogische, den Dichter bekanntlich auf seine Weise in Anspruch.

Im Sommer 1775 kamen die Brüder Stolberg und Haugwitz, der nachherige Minister, bei Goethe vorbei und veranlaßten ihn, sie nach der Schweiz zu begleiten. Die Schweiz war damals nicht nur wegen ihrer Naturschönheiten in Bergen, Thälern und Seen besucht, sondern seit Hallers und Bodmers Zeiten fanden die Zustände und die Verfassung, die Lebensweise und die Lebensanschauungen des freien Volkes die Theilnahme der gebildeten Welt. Das Wohlgefallen gerade dieser geistreichen und vornehmen jungen Männer an der Schweiz fand in den höheren Kreisen einen günstigen

Widerhall. Auch jetzt fühlte sich Goethe wieder in hohem Grade von Lavater angezogen, in dessen gastlichem Hause er Herberge nahm.

Nach seiner Reise durch die Schweiz, kehrte er wieder bei Lavater ein, und dieser meldet den 8. November an Wieland: „Ich muß Ihnen sagen, daß seit letztem Dienstag Goethe bei uns ist, und daß ich den herrlichen Menschen binnen dieser drei Tage so herzlich lieb gewonnen habe, so daß ich durch schauen, fühlen und begreifen so ganz voll von ihm bin — wie Sie besser sich selbst vorstellen, als ich Ihnen beschreiben könnte."

In Folge dieses Zusammenseins trat Goethe mit voller Hingebung zur Förderung der Physiognomik ein. Lavater schickte ihm das ganze Material an Bildern und Text und gab ihm unbedingte Vollmacht, zu ändern, zu streichen, beizufügen, was er räthlich finde. Das von Goethe Revidirte ging dann unmittelbar zum Druck an den Buchhändler Reich in Leipzig ab. Es wäre sehr anziehend, wenn sich nachweisen ließe, welche Stücke und Einschiebsel in den physiognomischen Fragmenten von Goethe herrühren. Zimmermann hatte wirklich Lavater aufgefordert, die Beiträge Goethes, aus Dankbarkeit sowohl als zur Empfehlung des Werkes, zu bezeichnen. Lavater aber entschuldigte sich, Goethe habe solches aus Bescheidenheit, oder wohl eher noch aus Klugheit sich verbeten. Weder die zimmermannsche noch die goethesche Correspondenz ermöglicht diese Ausscheidung, weil Goethe in seinen Beiträgen sich Lavaters Schreibart anbequemte. Schon dieser Verkehr mußte zwischen den beiden einen lebhaften Briefwechsel mit sich bringen. Allein man sieht aus jedem Briefe Goethes, das Geschäftliche ist völlige Nebensache; dagegen ist es ihm Bedürfniß, Herzenssache, gegen den eigenartigen, himmelweit anders gesinnten Freund sein Innerstes herauszukehren, zutrauensvoll ihn in die Eigenheiten seines Lebens und Denkens schauen zu lassen, oder sich in liebevollem Humor mit ihm herumzunecken, aber immer geradewegs, offen und ehrlich. Während sich Goethe bei jeder Gelegenheit mit der derbsten Ungenirtheit als „decidirter Nichtchrist" erklärt, läßt er sich dagegen angelegen sein, kundzuthun, daß das religiöse Bewußtsein ihm als eine Realität gilt und daß er die Natur und die Kraft des religiösen Glaubens versteht. Daher er schreiben kann: „Mir wird Gott gnädig seyn. Bruder ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn, und sing ihm Psalmen, von denen Du ehestens eine Schwingung erhalten sollst." Sehr überraschend ist ferner die liebevolle Schonung, womit Goethe die in rascher Folge herauskommenden Schriften Lavaters aufnimmt. Die Correspondenz umfaßt zehn Jahre, und enthält welch eine Fülle von Gedanken, von Liebe und Treue! Denn selbst gegen das Ende, wo der Zwiespalt der Richtungen und Gesinnung immer mehr auseinander klafft, wie gutherzig läßt sich Goethe auch da vernehmen: „Mein Pflaster schlägt bei Dir nicht an, deines nicht bei mir, in

unsers Vaters Apotheke sind viele Recepte. Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Columnen neben einander setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten." Selbst der letzte Brief, in welchem Goethe bekennt: „Ich fühl erst jetzt, wie weit wir auseinander kommen sind, ich kann Dir nichts schreiben" — schließt mit der treuherzigen Aufforderung: „Schreib mir doch!" Es ist eine empfindliche Lücke in Lavaters Nachlaß, daß in demselben die Abschriften von seinen früheren Briefen an Goethe fehlen.

Den Schluß und Höhepunct der Reise von 1779 bildete die Einkehr bei Lavater. Goethe berichtet darüber an Frau von Stein, in der offenbaren Voraussetzung der Mittheilung an die Herzogin, was er auch wirklich mit ausdrücklichen Worten verlangt. „Die Bekanntschaft von Lavatern ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise, und eine Weide am Himmelsbort, wovon man lange gute Folgen spüren wird. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus, wenn durch Abwesenheit sich die Idee von ihm verschwächt hat, wird man aufs neue von seinem Wesen überrascht. Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne." Und einige Tage später, den 30. November, schreibt er abermals an dieselbe Stein: „Wir sind in und mit Lavater glücklich, es ist uns allen eine Cur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gerne möchte ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freilich nicht müßig, wie jetzt. Etwas zu arbeiten haben und Abends wieder zusammenlaufen. Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ists im Moralischen, wie mit einer Brunnencur; alle Uebel im Menschen tiefe, und flache, kommen in Bewegung und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander. Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammen leben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vortheilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsere Seelen offen behalten, und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen." Am gleichen Tage, aber wie an Frau von Stein schrieb er auch an Knebel: „Hier bin ich bei Lavater, im reinsten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruhe, bei allem Drang der Welt nur ein anhaltendes mitgenießen von Freud und Schmerz; doch hab ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine rein menschliche Existenz in der nächsten Noth-

durft hat. Das schließt aneinander und speit, was feindlich ist, sogleich aus. Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man, nur drei Schritte von ihm, gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannichfaltigkeit, Ruhe ist weder in Israel noch unter den Heiden. Grüß Herdern und gieb ihm seinen Theil von diesem Briefe."

Wie wohlthätig aber die durch Goethe eingeleitete Bekanntschaft mit Lavater und die Werthschätzung von dessen Vorzügen auf das fürstliche Paar gewirkt, geht aus dem vieljährigen Briefwechsel hervor, welchen Karl August und Luise von Weimar mit Lavater führten.

Das Zusammensein Goethes mit Lavater im Jahre 1779 und die schöne Anerkennung von dessen Eigenschaften gab der gegenseitigen Freundschaft für mehrere Jahre eine ungewöhnliche Wärme, um so mehr, da Lavaters klares Urtheil Goethes geistige Ueberlegenheit gerne und bescheiden anerkannte, daher dieser schon in Erwartung des Freundes an ihn schrieb: „Allemal weiß ich, daß Du mich wieder eine Stufe höher heben und einen neuen Lebensfunken in mir entschlagen wirst." Später, als ihm ein Freund von Goethes Thätigkeit in Weimar berichtete, bezeugt er diesem: „Deine Amtstreue und Gewissenhaftigkeit wurde mir neue Ermunterung." Dann fügte er nach dem Anschauen von Goethes Bild hinzu: „Dieß Gesicht ist mir theures, heiliges Pfand der ewigen Einzigkeit meines Goethe. Gereinigt einst von jedem Anhauch des Grimmes — wie wird er niedersehn, anbethen und anbethen lehren." Als Goethe derlei Bekehrungsversuche derb genug zurückwies, ließ sich Lavater also vernehmen: „Ich halte mich für redlich und stark genug, Alles hören zu können, weil es mir Ernst ist, mich von Allem, was sittlich fehlerhaft heißt, zu verbessern. Mein ganzes Leben wenigstens ist das notorischste, möglichste Gegentheil eines ausschließlichen Sinnes. Ja ich getraue mir zu behaupten, daß unter allen Schriftstellern Deutschlands kein toleranterer, allgemeiner duldender, alles Gute schätzender Schriftsteller und Mensch sey als Ich. Ich finde millionen Sachen neben dem Evangelium schön — obgleich ich noch nichts gefunden habe, das so schön sey wie das Evangelium, das Evangelium, das mich tausend mal schärfer richtet, als Feind Steinbrüchel und Freund Goethe."

Im Sommer 1782 machte Lavater eine Reise durch das südwestliche Deutschland bis Frankfurt. Darüber mahnte Goethe: „Du verwendest und verthust manchen Augenblick, gönne mir auch über Menschen und Sachen, die Du auf dieser Reise gesehen hast, ein Wort, ich verdiens und brauchs." Wir geben folgenden Auszug aus Lavaters merkwürdigem Briefe vom 10. August: „Mein Genius machte mir immer Bahn und bestellte mir Quartier — ohne zu sagen für wen. Alte Bekanntschaften habe ich wohl sechzig neuert, wohl

sechzig interessante neue gemacht. — Iselin sah ich ruhig, voll Lebenshoffnung — quasi in agone — wie den gemeinsten gutherzigen Menschen. Die Fürstin von Zerbst, wie die gemeinste fromme Baronin — in ein Bußzimmer eingesperrt, wie mirs vorkam — die gute reizlose Seele. — In Straßburg sah ich Cagliostro, der sehr ernsthaft gegen alles entschied, was wider H. Obrigkeit schreibe, sehr wenig von den sieben Geistern merken ließ, mir menschlicher und edler schien. Ferner Duc et Pair de France Caylus, ein widerlich hagerer, aber profonder, feiner, beredter, von passiver Geisterseherei zu seinem größten Aerger sehr geplagter Vielwisser, der viel auf Cagliostros Wissen, aber auf seinen Charakter wenig hält. — Des Marggrafen anfängliche Kälte, besser Marmornheit, fiel mir sehr auf. Neben (dem Fürsten von) Dessau war er anfangs fast ungenießbar. Die Vielwisserin, Vielfragerin von Baden war sehr honett gegen mich. Die Erbprinzessin von Baden wurde mir herzlieb, ohne daß ich jedoch ein herzliches Wort zu ihr sagen, oder von ihr hören konnte. Der Erbprinz schien mir, obgleich sie sich sehr lieben, nicht zu ihr zu passen. — Edelsheim drückte mich anfangs durch seine höfische Suffisance. Nachher kamen wir auf Kunstcapitel, wo wir wohl fortkamen. — Der fürstliche Dessau — über den Augen etwas erhebendes, ernsthelles, was ich noch nie sah — der Edle, Feste, Feingute, Allgenießer alles Genußbaren. — In Heidelberg fiel mir der erzfreie, erzfeine, erzdienstfertige und dienstkundige Ming, und sein sehr gescheites, fühlendes mannlenkendes, unanziehendes Weibchen auf. In Darmstadt sah ich der Herderin Schwester, unkenntlich, ausgelärt, todtenähnlich — eine athmende Leiche, zum Schrecken aller Augen! — Merk begleitete mich nach Frankfurt, wo wir herzlich goethisirten, weimarisirten, tischbeinten. Dort sah ich nur Mama — Du denkst wie sie sich stellte. — In Ofenbach sprach mir Prinz Carl vom Gebethe!! Herzog Ferdinand, in dem ein halb Dutzend Kerls steckten — ohne eigentlichen Verstand, voll Unternehmungsgeist, Klugheit, savoir dire. Prinz Friedrich, Schneider und Perrükier in einer Person. — Frau von Löw, ein großmütterlich herrenhutisch, englisch hanövrischer Adelsgeist im edelsten Sinn. Schrautenbach, der erste denkende, philosophische Herrenhuter, den ich gesehen habe. Ein Mann, in dessen Umgang ich einmal wieder gefühlt habe, was Umgang mit Menschen ist, die nicht nur empfangen, sondern geben. Ich wünschte, daß Du das große Capitel über Dich, das zwischen Ihm und mir und Frau von Löw abgehandelt ward, mit angehört hättest. — Zu Schwezingen sah ich La Roche und Frau. Er kam mir wie ein Hofkauz vor, insbesondere war mir Minister Stadion aus seinem Gesichte transparent. Sie schien mir, seit ich sie sah, größer gewachsen. Ihre harmlose Zuthulichkeit behagte mir; jedoch nicht so viel, als mir ihre sentimentale Preziosität schenant war. — In Wisloch hielt ich in der Lutherischen Kirche Lutheranern, Refor-

mirten, Katholiken, wohl auch einigen Juden, eine sehr tolerante Predigt über das: Eins ist Noth. — In Schlüchtern Graf Neiperg und Frau. Er die allergemeinste, frivolste gräfliche Hoflaus, die viel weiß, ohne etwas zu kennen, viel hat, ohne etwas zu besitzen. Seine Frau, eine erzgelehrte Jakobitin, mit der Prätension von „Mondsucht" behaftet. Uebrigens sicherlich kein gemeines Weib, von dem aber einer meiner Freunde sagen würde: „Ich mag sie nicht zur Frau, nicht zur Freundin, nicht zur Maitresse, nicht zur Correspondentin." — In Ludwigsburg sah ich den immer gleichen Nathanael Hartmann, in dem gewiß ein halbes Dutzend Apostelseelen sich zu Einer vereinigt haben könnten; den häßlichen und herrlichen Obrist Nicolai, einen wahrhaft philosophischen Soldaten. — In Hohen Asperg sah ich Schubert, ein Mensch mit bahrdtischen Talenten, mit viel ehrlicherm Herzen; übrigens fürchte ich, weiter nichts, als Meteor von Genie und Tugend. — In Stuttgart sah ich die große Prachtmaschine des militärischen Treibhauses. — In Eßlingen sah ich nebst einigen subalternen klugen und guten Menschen das vortreffliche Schwesterkleeblatt Palm, in meinen Augen ein einziges Phänomen von Verstand, Nachdenken, Lichtbedürfniß, Adel der Seele, Sitte, Unschuld, Religion, Frohheit. — In Echterdingen sah ich den immer gleichen, scharfdenkenden, jedoch sans ame Schriftforschenden, feinen, geschmacklosen, unanziehenden, lehrreichen, Sternelauf und die Minute der Wiederkunft Christi ernst berechnenden Pfarrer Hahn. — In Waldenburg einen sehr wackern Jägerbaron von Röder und seine hausmütterliche brave Frau. — In Tübingen den süß, sanft bescheidenen Schweiger und gutherzig weise redenden, innerlich unbeweglichen D. Merklin; sonst keine Dir interessante Personen, als zwei oder drei sehr talentreiche, thätige Dichter, Reichard und Konz, in deren Gestalten und Gesichtern ich das feine und originelle ihrer Poetereyen mühsam heraussuchen müssen. — Glücklich kehrte ich ohne die mindeste Erhitzung oder Ermüdung nach drei Wochen sehr gefühlter Existenz, in den Schooß der Meinigen zurück." Ein Brief Goethes an Lavater ist vom 28. November 1783, welcher also schließt: „Lebe wohl und liebe mich, Du alter, erfahrener, verständiger, kluger, menschenfreundlicher, thätiger Arzt, der, wenn es die Noth erfordert, es nicht für einen Raub hält, auch einmal zu quacksalbern. Wir stehen hir alle auf menschlichen Füßen. Sey brav, so will ich wohl auch gut seyn." Gegen Ende des Jahres 1783 stellt sich Goethe nochmals mit einem ausführlichen Briefe an Lavater ein, wo er unter mancherlei Nachrichten ihm meldet, daß ihn nun nichts mehr von Herder trenne, und richtet an Lavater das freundliche Wort: „Wäre es Dir gegeben, mir das nächste Jahr öfter zu schreiben, daß wir einander mehr genössen, so wollte ich auch fleißiger sein. Gieb mir vom menschlichen deines Treibens und Wesens. Sende mir manchmal etwas wie Du sonst thatst." Darauf antwortete Lavater anfangs 1784 schon etwas

schüchtern und kleinmüthig im Gefühl der Entfremdung: „Mich freut, daß Herder und Du wie zwei Adler über alle Nationen und Zonen hinfliegen. Ich verachte nicht, was ich nicht habe, nicht thue und nicht kann. Alle Wahrheit ist mir Gotteswort."

Im Sommer 1786 kam Lavater auf der Rückreise von Bremen, vom Fürsten von Dessau begleitet, in Weimar an. Der Briefwechsel zwischen den beiden Freunden war unterdessen erloschen: vieles in ihren Richtungen und Bestrebungen war anders geworden. Goethe hatte sich mit allem Eifer in die Naturwissenschaften vertieft, und war eben bereit, nach Italien aufzubrechen, in leidenschaftlichem Verlangen nach einer in jedem Sinne poesievollen Existenz. Lavater hatte seine Freunde und Verehrer durch mancherlei Sonderbarkeiten überrascht, wie durch seine auffallende Theilnahme für den Teufelsbanner Gaßner, durch die ausposaunten von ihm verrichteten magnetischen Wundercuren an seiner Frau, durch das immer sehnsuchtsvollere Schmachten, seinen Christus mit leiblichen Augen auf Erden zu schauen. Darum war Goethe schon zum Voraus verstimmt, den alten Freund bei sich empfangen zu müssen, und schrieb daher den 12. Juli an Frau von Stein: „Es scheint ich werde gezwungen, Lavatern zu erwarten, es kommen Briefe an ihn schon bei uns an. Wie gerne wäre ich ihm auf seinem apostolischen Zug aus dem Wege gegangen, denn aus Verbindungen, die nicht bis ins Innerste der Existenz gehen, kann nichts kluges werden." Als die beiden sich gegenüber standen, mußte so klar blickenden Männern das Gefühl der Entfremdung sich sofort kund thun. Daher berichtet Goethe den 21. Juli an Frau von Stein: „Lavater hat bei mir gewohnt. Kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe unter seine Existenz einen großen Strich gemacht, und weis nun was mir per saldo von ihm übrig bleibt." Unter solchen Umständen wollte Lavater seinem Gastfreunde nicht lästig sein, sondern füllte seine Zeit mit Besuchen aus. Abends gab Goethe seinem Gaste zu Ehren Gesellschaft, an welcher der Herzog, Herder und Wieland Theil nahmen. Wieland war von Lavater so entzückt, daß er ihm beim Abschied die Hand küßte. Die Herzogin Amalie schätzte sich glücklich, „den großen Zürcher Propheten" kennen zu lernen. „Wenn ich eine große Monarchin wäre, müßte Lavater mein Premierminister sein, denn ich bin überzeugt, daß er eine solche Stelle ebenso gut bekleiden würde, als jetzt die von einem Premierminister Christi." Mit schonender Zurückhaltung meldet Lavater an Spalding: „Ich fand Goethe älter, kälter, weiser, fester, verschlossener, praktischer." Lavater beeilte sich nicht, Goethen für seine Gastfreundschaft zu danken, allein so rücksichtsvoll wie er für jede

Freundlichkeit war, schrieb er den 27. September an Goethe in wohl abgewogenen Ausdrücken: „Herzlichen Dank für die edle, freundschaftliche, gütige Manier, womit Du mich bewirthetest. Die anderthalb Tage in Weimar vergeß ich so bald nicht. Das Locale lieber Menschen zu kennen, ist wahrlich kein geringes Vergnügen in dieser Zeitlichkeit. Dank allem um Dich her in meinem Namen, was mir in Weimar wohl machte, von der Herzogin Mutter an bis auf den braven Diener, dem ich noch etwas schuldig bin, besonders Herdern und Wielanden."

Von da an zwischen den Beiden tiefes Schweigen! Aber nach Pfenningers Tod, wo Lavater aufs treuste für dessen hülfsbedürftige Familie besorgt war und den Herzog von Weimar veranlaßt hatte, den Unterhalt eines der Söhne Pfenningers zu übernehmen, schreibt Lavater den 3. October 1792: „Lieber Goethe. Zürne nicht, daß ich Dich zu verfolgen scheine. Ach! könnt ich Dir etwas Interessanteres schreiben! Doch Freunden nach dem Tode dienen, ist auch Etwas, was kein Edler verachtet." Aber Goethe blieb kalt und abweisend, wie er sich im Jahre 1793 erzeigte, als Lavater auf der Reise nach Kopenhagen durch Jena kam, wo er mit Reinhold nähere Bekanntschaft angeknüpft hatte, und durch diesen bei Schiller eingeführt wurde. Nachher erwähnt Reinhold gelegentlich: „Sie wünschten Schillers persönliche Bekanntschaft; ich begleitete Sie zu ihm. Meines Wissens war zwischen euch kein Gespräch von Bedeutung vorgefallen." Schiller berichtet von diesen ihm nicht sympathischen Besuche an den abwesenden Goethe. Worauf dieser folgender Maßen antwortet: „Für die sonderbare Nachricht, daß der Prophet in Jena sei, danke ich aufs beste. Ich werde mich seiner zu enthalten suchen, und bin sehr neugierig auf das, was Sie von ihm sagen werden. Wenn die Conferenz zwischen dem Propheten und Paulus zu Stande kommt, so zieht der Letztere wahrscheinlich den kürzeren, und muß sich noch bedanken, daß er beleidigt worden ist. Es kostet den Propheten nichts sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei erst zu assimiliren, um seine herrschsüchtigen Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können." Zu gleicher Zeit schrieb Goethe an Herder, welcher mit Lavater längst völlig gebrochen hatte: „Ich habe meinen Genius verehrt, der mich unterwegs sowohl als in Weimar den Propheten nicht antreffen ließ. Wie sich dies Gezücht hinwendet, kann man immer vorauswissen. Auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß, Talent ist ihre Nase wie Wünschelruthe gerichtet."

Bei dieser Stimmung Goethes kann man sich leicht denken, daß in den Xenien auch Lavater mit einer scharfen Ladung bedacht werden mußte. Indessen sind von den fünf auf Lavater gemünzten Distichen nicht alle gelungen und treffend.

Im Jahr 1797 machte Goethe mit seinem Kunstfreunde Heinrich Meyer

von Stäfa eine Reise durch die innere Schweiz, und verweilte auf der Rückkehr vom 22. bis zum 26. October in Zürich. Wir lassen darüber Hegner berichten: „Als Goethe 1797 mehrere Tage in Zürich war, machte er Besuche bei Antistes Heß, den Chorherren Rahn und Hottinger, Frau Schultheß, Dr. Lavater, Professor Fäsi, Zeitungsschreiber Bürkli, und anderen. Lavatern selbst aber, den alten Herzensfreund, ignorirte er gänzlich, wandelte sogar auf dem Petersplatz, wo dieser wohnte, hin und her, ohne in sein Haus, wo ihm einst so wohl war, einzutreten; und als Lavater ihn im Gasthof aufsuchte, nicht antraf, und seinen Namen an die Stubenthüre schrieb, blieb er unbeweglich. — Lavater erzählte mir später dieses selbst, mit Bedauern, doch ohne laute Klage." Von Lavaters milder und edler Gesinnung zeugt auch, was er bald darauf an Dr. Hoze schrieb: „Goethe sah ich nur von ferne — Er will in keinem Verhältniß mehr mit mir stehen. Indeß — Saulus ist Paulus geworden. Goethe kann wohl noch ein Christ werden — so sehr er über dieses Wort lachen würde." Und den 29. November fügt er weiter bei: „Daß ich Goethe nicht sprach, weißt Du schon. Sein Hermann ist vortrefflich — und ein Versöhnungsopfer für die Xenien."

Bei dieser Härte des Sohnes bewahrte die gute Frau Rath das alte liebevolle Andenken an Lavater. Daher empfiehlt sie noch den 9. April 1795 den Jüngling eines befreundeten Hauses in folgender Weise: „Lieber Sohn Lavater! Es ist eine kleine Ewigkeit, daß wir uns einander nicht genähert haben, und schon längst wünschte ich eine schickliche Gelegenheit mein Andenken bei Euch aufzufrischen — Euch Frau Aja einmahl wieder ins Gedächtniß zu bringen — gegenwärtige erwünschte Gelegenheit ergreife ich demnach mit Freuden — Euch zu versichern, daß Ihr theurer Freund in meinem Andenken noch grünet und blühet, daß ich noch immer mit freudiger Seele an die Zeit Eures Hierseins denke. Auch bin ich überzeugt — daß Ihr mich noch lieb und werth habt. Amen. — Seid diesem jungen mann freundlich und belohnet dadurch den Glauben den jederzeit an Eure Menschenliebe und Freundlichkeit gehabt hat und noch hat Eure wahre und treue Freundin Goethe."

Ich habe in den verschiedenen goetheschen Briefsammlungen nachgeschlagen, ob irgend ein Laut der Theilnahme an dem tragischen und heldenhaften Ausgange des alten Freundes sich kund thue: ich habe aber nichts gefunden.

Doch als der Dichter den höheren Jahren entgegenging und sich in jene Zeit des schönen Lebens und glücklichen Schaffens versenkte, da that sich seine Jugend wie eine sonnenbeglänzte Frühlingslandschaft vor ihm auf, und es erschienen ihm Menschen und Zustände, welche ihn in jener Blüthezeit berührt hatten, in neuem und fröhlichem Lichte. Wie anmuthig und herzgewinnend sind die Bilder, in welchen er die Jugendfreunde in seiner Seele zu neuem

Leben ruft! Mit welch solch freudigem Behagen, mit welch feiner Liebe ist da auch Lavater gezeichnet! Aber wer kennt sie nicht jene lichtvollen Auseinandersetzungen über Lavater in Dichtung und Wahrheit, voll des klarsten Tiefblicks und der liebevollsten Unbefangenheit, die er mit den Worten beginnt, mit dem ich versöhnend diese Skizze schließe: „Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet wie man es nicht gesehn hat und nicht wieder sehn wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir."

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Johann Jacoby. Phillips †. — Sie erwarten sicher, daß ich Ihnen über Johann Jacoby schreibe, und mit bestem Recht. Aber es ist doch nur ein zufälliger Umstand, daß dieser Mann in Königsberg gestorben ist, und was über ihn des Schreibens werth ist, kann von jedem anderen Orte aus so gut geschrieben werden als von hier: er war eine politische Berühmtheit weit über die Grenzen Deutschlands hinaus und selbst die französischen Blätter wagen nicht seinen Tod ohne eine Notiznahme zu lassen. Aber er ist in Königsberg geboren und hat mit kurzen Unterbrechungen, zu denen ihn seine politische Thätigkeit oder die Rücksicht auf seine Gesundheit veranlaßte, bis an sein Ende hier gelebt — das fällt schwerer ins Gewicht. Hier hat man ihm die letzte Ehre erwiesen, und was an seinem Grabe gesprochen ist, scheint Anspruch darauf zu haben, von hier aus weiteren Kreisen mitgetheilt zu werden. Auch das freilich scheint nur. Wer von Jacoby nichts gewußt und zufällig nur seinem Leichenbegängniß beigewohnt hätte, würde sicher ein ganz schiefes Bild von der Persönlichkeit erhalten haben, die man feierte. Man darf sagen: Johann Jacoby hat als Philosoph gelebt, und er ist als Jude und Socialdemokrat begraben worden. Dazu kommt, daß die Juden am liebsten nur den Juden, die Socialdemokraten nur den Socialdemokraten begraben hätten. Wer das in der allgemeinen deutschen Associationsbuchdruckerei herausgegebene Schriftchen über seine Begräbnißfeier am 11. März auch nur mit den Augen durchfliegt, wird diese Auffassung als nur zu berechtigt anerkennen müssen. Er hat nicht nur, weil er von jüdischen Eltern stammte, auf dem Friedhof der jüdischen Gemeinde seine Ruhestätte gefunden, sondern die jüdischen Cultusbeamten haben es sich auch nicht nehmen lassen, ihn als ihren großen Todten zu bestatten. Der Rabbiner hat an seinem Grabe gesprochen, und er hat ganz taktvoll, da er doch nicht den frommen Juden loben konnte, den Weisen verherrlicht. Man wisse nicht, sagte er, ob man in ihm mehr den hohen Charakter ehren, oder den tiefen Denker bewundern, oder den Menschen lieben solle; aber bei näherer Würdigung des Mannes werde man bald erkennen,

daß es gerade das Zusammentreffen dieser einzelnen Geistes- und Herzenszüge gewesen, was seine Größe ausmachte. „Der Wahrheit seines Denkens, der Unerschrockenheit seines Muthes, der Festigkeit seiner Ueberzeugung stand eine Hoheit und Reinheit der Gesinnung zur Seite, die auch die erbittertsten Gegner niemals anzutasten wagten; aber hier entflossen einem Herzen voll Liebe und Güte, voll Milde und Versöhnung." Es ist bemerkenswerth, daß er ihn nicht nur mit dem großen Gottesmann Moses verglich, von dem es in der Thora heißt: „Du wirst das Land aus der Ferne sehen, aber nicht erreichen," sondern auch mit seinem Stammes- und Glaubensgenossen Baruch Spinoza. War nicht Spinoza ein Ausgestoßener, Geächteter, weil er nicht Jude sein wollte? Und ist nicht Jacoby ein Philosoph gewesen ganz in seinem Sinne? Beides hat die Synagoge von heute vergessen können: sie nennt trotzdem mit Stolz den einen und den andern den ihren. Es ist vielleicht ein wenig Eitelkeit dabei im Spiel, aber die Humanität überwiegt. An solchem Tage merkt man's, daß der philosophische Geist dieser zwei Jahrhunderte eine Macht geworden ist, der sich auch der Talar beugt. Und dann, als Erde auf den Sarg geschüttet war, begann das socialdemokratische Ritual. „Zum sichtlichen Aerger der jüdischen Friedhofsadministration," heißt es in dem oben citirten Schriftchen, „hielten mehrere von den Herren, die Kränze mit rothen, schwarz-roth-goldnen und weißen Schleifen auf sein Grab niederlegten, kurze Ansprachen." Dieser Aerger war nicht ganz ungerechtfertigt, denn er galt der erwarteten Demonstration, die denn auch nicht ausblieb. Einige von den Rednern, besonders die auswärtigen, nahmen den Mund ungeheuer voll: sie versicherten, nicht nur im Namen ihrer Absender, der Socialistenvereine, sondern im Namen der socialdemokratischen Partei Deutschlands, Europas, der ganzen Menschheit zu sprechen. Voran der Reichstagsabgeordnete Most-Berlin. Er hatte ein Recht zu behaupten, Jakoby sei ein Genosse, mehr als das: ein Vorkämpfer und Bahnbrecher seiner Partei gewesen. Denn das hatte Jacoby in der That sein wollen, dafür hatte er sich selbst gehalten. Aber geradezu lächerlich ist dann schon der folgende Satz: „Das Leben Johann Jacobys bildet gleichsam die Personification der Entwickelung des deutschen Volkes." Herr Most hat den Beweis billig, wenn er hinzusetzt: zum Theil werde es die einzelnen Entwickelungsphasen noch durchzumachen haben! Es scheint mir denn doch, daß das deutsche Volk noch immer auf der anfänglichsten steht, den Constitutionalismus zu einer sein politisches Leben beherrschenden Rechtsinstitution zu gestalten. Jacoby ist allerdings „hindurchgeschritten"; er mag auch „durch den Republicanismus" hindurchgeschritten und „zuletzt bei der eigentlichen Socialdemokratie angelangt" sein, aber es hat nicht das Ansehen, als ob das deutsche Volk, wenn darunter nicht die Partei des Herrn Most gemeint sein soll, auf diesem Wege nachzuschreiten gewillt wäre. Was ein Volk erst zum Volk macht: seine charakteristische Separatstellung gegenüber anderen sich durch Sprache und Eigenart gesondert fühlenden politischen Gemeinschaften, das Bewußtsein, für seine Erhaltung als ein

geschlossenes Ganzes mit Gut und Blut eintreten zu müssen, die Freude am nationalen Wachsen und Gedeihen, wünschte Jacoby gerade zu verneinen, als eine die Menschheit in ihrem besten Streben nach allgemeiner Glückseligkeit hemmende Schranke fortzuräumen. Was ihm fehlte, war der Sinn für Patriotismus. So wenig er ein Preuße sein wollte, so wenig wollte er ein Deutscher sein, und das schwarz-roth-goldene Deutschland des Frankfurter Parlaments hätte so wenig einen begeisterten Bürger in ihm gefunden, als es das schwarz-roth-weiße Kaiser Wilhelms und Bismarcks fand. Der Staat in jeder Form war ihm eine unerträgliche Zwangsanstalt, die Auflösung der großen politischen Körper in die kleinsten Gemeinschaften mit freiester Selbstverwaltung und Selbstbestimmung sein Ziel. Deshalb auch die anfänglich befremdende Erscheinung, daß er sich in den Parlamenten wenig bethätigte und zuletzt jede Betheiligung bei ihren Arbeiten ausschlug, zugleich aber das eifrigste Mitglied des Handwerkervereins und der Stadtverordnetenversammlung seiner Vaterstadt Königsberg bis an sein Ende blieb. Jener ausgesprochene, sich geradezu als eine allgemein zu erstrebende Tugend schätzende Mangel an Patriotismus war es, was nach 1866 zwischen ihm und dem deutschen Volke eine tiefe Kluft riß — eine hoffentlich für alle Zeit unausfüllbare. Denn der positive Idealismus, der bei ihm auf dem kategorischen Imperativ Kants basirte und ihm persönlich nicht nur die strengste menschliche, sondern auch die strengste bürgerliche Pflichterfüllung zur sittlichen Nothwendigkeit machte, wird nie Gemeingut werden können. Und darum schloß Most seine Rede mit einer Phrase, wenn er emphatisch rief: „Kommen wird die Zeit, wo sich diese Principien verwirklichen, wo Noth und Elend verschwunden (!), wo die Menschen frei und glücklich sein werden, wie es Johann Jacoby gewollt!“ Kräcker-Breslau traf richtiger den eigentlichen Brennpunct; er meinte, Jacoby sei ein Patriot in dem erweiterten Sinne gewesen, „daß des wahren Menschen Vaterland die ganze Welt sei“. Bewundernswürdig ist die Logik der Schlußfolgerung: „da wir uns aber keine Welt ohne Menschen denken können, (wirklich nicht?) so (!) war Jacoby als Patriot der einzige (?) und wahre Menschenfreund.“ Es gehört ein gewisser Muth dazu, so etwas drucken zu lassen. Die Königsberger Gesinnungsgenossen sprachen sich zugleich wärmer und mäßiger aus. So Ender in der freigemeindlichen Tonart: „Jacoby gehörte nicht zu denjenigen Männern, welche durch irgend ein hervortretendes Talent groß geworden, er war groß dadurch, daß er Mensch war! Durch das echt Menschliche war Jacoby groß!“ Und so Arnoldt (derselbe, dessen gesammte Correspondenz jüngst die Staatsanwaltschaft mit Beschlag gelegt hat), indem er an Spinozas homo homini deus erinnerte. Ein Schauer freilich mag die jüdischen Cultusbeamten durchrieselt haben, als Max Herbig schließlich Jacoby mit dem „großen Nazarener Jesus“ verglich, da er wie dieser milde über seine Feinde geurtheilt habe: „lassen wir sie, denn sie wissen nicht was sie thun.“ Ja, lassen wir sie, denn sie wissen nicht, was sie thun! „Die Männer des Fortschritts,“ die sich damit hatten begnügen müssen, „sich hinter dem Leichenwagen möglichst auffällig in den Vordergrund zu drängen,“ veranstalteten später ihre besondere Leichenfeier, zu der nicht Parteigenossen, sondern „Freunde und Verehrer“ des Geschiedenen eingeladen waren. Man ließ hier liebevoll den Schleier fallen, wo für die Socialdemokraten eigentlich erst die wahre Action begonnen hatte. Der Mann der vier Fragen, der Volksvertreter im Rumpfparlament, der Angeklagte vor den Geschworenen, denen er sich freiwillig gestellt hatte, wurde hier gefeiert.

Mannhaft war Jacoby, darüber wird kein Streit sein. Als er in Königsberg sein Gericht forderte, hatte er keineswegs auf seine Freisprechung zu rechnen. Sie erfolgte auch nur mit einer einzigen Stimme Majorität, nachdem Staatsanwaltschaft und Vertheidigung das Recht der Ausloosung erschöpft hatten. Im Falle der Verurtheilung wäre er unzweifelhaft einen Kopf kürzer gemacht. Und daß er nicht zu einer mehrjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, dankte er allein drei von den fünf Richtern, die eine vom Vorsitzenden gestellte Zusatzfrage aus einem Grunde ablehnten, der später in ähnlichen Fällen vom Obertribunal nicht für stichhaltig anerkannt ist. Sein Leben hing am seidenen Faden. Wäre er aber auch damals gerissen, so hätte er doch seine wesentliche Aufgabe erfüllt gehabt. Nicht wie die anderen Volksmänner jener Zeit erntete er, was er gesäet hatte: über sich selbst ging er weit hinaus, und die ihm zu folgen meinten, glaubten sich ihm wohl nur deshalb nahe, weil die Ziele eine scheinbare Aehnlichkeit hatten. Jacoby war weder ein praktischer Politiker, noch ein praktischer Socialist, er war ein Philosoph und ein Mann. So konnte er uns Allen angehören, und so entsprangen selbst seine Irrthümer den Vorzügen eines reifen Geistes, eines großen Herzens, eines kräftigen Charakters.

Rasch ist ihm ein anderer Volksmann gefolgt, dessen Name vielgenannt ist, wenn er auch nicht so weithin einen Klang hatte: der Oberbürgermeister Phillips. Er war eine viel praktischere Natur, stand fester in seiner Partei, wirkte auf engerem Felde. Die Stadt Elbing bleibt ihm zu großem Danke verpflichtet, da er ihrem Gemeinwesen zu einem bedeutenden Aufschwung half. Seine Entfernung vom Amte gehört zu den traurigsten Errungenschaften der Reaction anfangs der Fünfziger Jahre. Ihr Haß war so kleinlich, daß man den Elbingern, um sie für die Ueberschätzung ihres Unterthanenverstandes zu strafen, den Bahnhof eine Viertelmeile vor die Stadt baute. Sie sind gleichwohl ihren Gesinnungen treu geblieben, und Phillips war bis zu seinem Tode ihr treuer Berather. Ehre dem Ehrenmanne! N—s.

Aus Berlin. Zur Reichskanzlerkrisis. — Sehr begreiflicher Weise beschäftigt augenblicklich die Angelegenheit des Pensionirungsgesuches des Fürsten Bismarck fast ausschließlich alle Kreise der Hauptstadt. Es sei hier gleich vorweg bemerkt, daß eine Entscheidung des Kaisers hierüber bis zur Stunde nicht vorliegt und daß gegründete Hoffnung zu der Annahme vorhanden ist, die Krisis werde nicht mit dem Rücktritte des Kanzlers endigen, sondern zu einem anderweitigen Arrangement führen, auf das wir sogleich zurückkommen werden. Der äußere Verlauf des ganzen Vorganges war folgender. Am grünen Donnerstage gab der Fürst in einem Ministerrathe seine Entschließung kund, sich von den Geschäften zurückzuziehen. In demselben Ministerrathe wurde dann auch sogleich eine Berathung über die Frage eröffnet, in welcher Weise die Vertretung des Reichskanzlers einstweilen zu erfolgen habe, und kam man dahin überein, an maßgebender Stelle in Vorschlag zu bringen, daß der Staatssecretär von Bülow den Kanzler in den äußeren Reichsangelegenheiten und der Vicepräsident des Staatsministeriums Camphausen ihn in den inneren Reichs- und preußischen Staatsangelegenheiten vertreten solle. Gleichzeitig fand, was von hervorragender Wichtigkeit ist, eine Discussion über die künftige Wirthschaftspolitik der Regierung statt, welche zu dem Ergebnisse führte, daß die vom Reichskanzler bisher speciell vertretenen wirthschaftlichen Ideen künftig zu einer entschiedeneren Geltung gelangen sollten. Am Sonn-

abend vor Ostern reichte der Kanzler sein Entlassungsgesuch formell ein, am Ostersonntage, seinem Geburtstage, empfing er den Besuch des Kaisers, am folgenden Tage begannen zwischen dem Kaiser, dem Kanzler und allen Betheiligten die Verhandlungen, die bis zum heutigen Tage fortdauern. Ganz unzweifelhaft ist, daß der Kaiser durchaus auf das entschiedenste dem Gedanken widerstrebt, sich dauernd von dem Kanzler zu trennen, und daß er in Folge dessen das Pensionirungsgesuch des letzteren wohl nicht bewilligen wird. Da aber andererseits der Gesundheitszustand des Fürsten ein sehr unbefriedigender ist und da außerdem der Fürst eine sehr entschiedene Unzufriedenheit mit dem Stande mancher Dinge im Reiche und in der Organisation desselben bekundet hat, so möchte die Krisis wohl zu dem doppelten Ergebniß führen, daß erstens der Kanzler einen zur Kräftigung seiner Gesundheit dringend nothwendigen längeren Urlaub erhält und daß zweitens einige Schritte zur weiteren Ausbildung unseres Reichsorganismus geschehen, um künftig dem Fürsten eine wirksamere und doch minder aufreibende Thätigkeit zu ermöglichen und die fernere Entwickelung der Reichsinstitutionen überhaupt energisch zu fördern.

An dieses Resultat der Krisis glaubt man gegenwärtig; zum mindesten erhofft man ein solches. Was den Gesundheitszustand des Kanzlers anlangt, so haben wir in diesen Blättern schon oftmals betont, daß derselbe die äußerste Rücksichtnahme erfordere und daß es wenig Einsicht in den wirklichen Zustand der Dinge verrathe, wenn Viele beharrlich diese Thatsache leugnen und sich sehr klug vorkommen, wenn sie hinter den Klagen über des Kanzlers körperliches Befinden stets andere Gründe seines Handelns vermuthen zu können meinen. Man soll doch nicht vergessen, daß Bismarck eine fünfzehnjährige weltumgestaltende Amtsthätigkeit hinter sich hat, deren ungeheure Aufregungen und Anstrengungen auch die festeste Gesundheit aufreiben mußten. Es ist also sehr begreiflich, daß der Kanzler einen längeren Urlaub nachsucht und auch erhält. Gerade weil aber das üble körperliche Befinden des Kanzlers durch die ihm in seiner Thätigkeit erwachsenen Reibungen und Schwierigkeiten verursacht worden ist, hält man sehr begreiflicher Weise und mit gutem Grunde auch die mangelhaften und ungenügenden Zustände in unserem Reichswesen, aus denen jene Aergernisse und Widrigkeiten hervorgingen, für einen der wesentlichsten Gründe, durch die der Kanzler zum Entschlusse des Rücktrittes bestimmt wurde. Natürlich ist es unstatthaft, sich alle die willkürlichen und bunten Conjecturen anzueignen, welche über die Gründe des Entlassungsgesuches in Wort und Schrift in zahlloser Menge umlaufen. Indeß ist es sehr gut möglich, sich eine ungefähre, der Wirklichkeit der Dinge recht nahe kommende allgemeine Meinung über die Sachlage zu bilden, aus der heraus sich die Krisis entwickelt hat.

Zuvörderst ist es ersichtlich, daß die Absicht des Kanzlers, sich von den Geschäften zurückzuziehen, dieses Mal nicht wie zuweilen früher plötzlich unter dem Eindrucke irgend einer gerade im Augenblicke eingetretenen Widrigkeit entstand, sondern nach sehr langer und eingehender Ueberlegung zur Reife gelangte. Die letzten Wochen hatten auch in der inneren Politik gar keine eigentlich brennende Frage aufzuweisen und verliefen auch, obwohl bewegt genug, doch ohne tief eingreifende, wirklich kritische Momente. Es stand auch gar keine Angelegenheit zur Erledigung, um derentwillen der Kanzler sein ganzes persönliches Gewicht in die Wagschale zu werfen wünschte oder geworfen hätte, oder deren Durchführung in seinem Sinne er, wie mehrfach früher, durch die Andeutung seines Rücktrittes im anderen Falle hätte sicher-

stellen wollen. Dagegen verriethen die letzten großen Reden Bismarcks im Reichstage eine sehr große allgemeine Verstimmung. Diese von allen früheren Krisen abweichende Signatur der diesmaligen, diese gänzliche Abwesenheit eines einzelnen Differenzpunctes, dieses unbedingte Vorwalten einer allgemeinen Indisposition ist ein sehr bedeutsames und ein sehr ernstes Symptom unsrer augenblicklichen Lage, der deutliche Hinweis auf die Thatsache, daß das Leben und die Thätigkeit im Reichsorganismus nicht so functionirt, wie der Kanzler sie für die Entfaltung seiner eigenen gedeihlichen Wirksamkeit braucht und wie sie das Reich selbst für seine fernere Entwickelung nöthig hat. Welcher Art diese Hemmnisse sind, ist im allgemeinen bekannt genug. Der Kanzler selbst hat oft genug im Reichstage und auch sonst laute Klagen geführt über seine Ohnmacht in Dingen der Verwaltung gegenüber den verschiedenen Ressortministern im Reiche und in Preußen, und über den gewaltigen Aufwand von Mühe und Kraft, den ihm die Bewältigung solches Widerstandes kostet. Ebenso bitter aber hat sich der Fürst in letzter Zeit über die Haltung des Reichstags beklagt, über den absoluten Mangel einer die Regierung stützenden sicheren Majorität und über die kleinliche, ihn so vielfach persönlich kränkende Kritik seines Handelns, die im Reichstage selbst von Rednern geübt wird, die sich sonst für des Kanzlers Freunde halten und es im Grunde auch gewiß sind. Zu diesen Beschwerden, die dem Kanzler in der Verwaltung und im Reichstage erwachsen, kommt nun der offene und der versteckte Kampf, den eine große und mächtige Adelspartei gegen den Fürsten Jahr aus Jahr ein unablässig führt. Die Malcontenten der ganzen Aristokratie haben sich in diesem Kriege brüderlich die Hände gereicht. Am Hofe und im Lande wirken sie gleicher Weise gegen den Kanzler. Die Inhaber großer und einflußreicher Hofämter sind Bismarcks persönliche Gegner und Gegner seiner Politik. Von Westphalen, vom Rhein und von Schlesien aus arbeiten die großen ultramontanen Adelsfamilien consequent und mit fanatischem Eifer gegen ihn. Dazu kommen die welfischen Junker, die Particularisten und die leider noch so große Schaar der altpreußischen Adelsfamilien, welche der Politik Bismarcks feindlich gegenüberstehen. Wenn von allen diesen zahlreichen und mächtigen Gegnern nur jedesmal einer in Action tritt, so genügt dies wohl schon, um dem Fürsten heftige Verdrießlichkeiten zu bereiten, ganz zu geschweigen der combinirten Angriffe.

Und nun nehme man dazu, wie wenig erfreulich sich die Pläne entwickelt haben, die der Kanzler in den letzten Jahren für den ferneren Ausbau und die festere Gestaltung des Reiches entworfen hat. Das Reichseisenbahnamt ist nach zweimaligem Anlaufe gegen die Particularstaaten wie gegen die Eisenbahnverwaltungen so gut wie außer Gefecht gesetzt. Die Schöpfungen, die man von ihm erwartete, haben sich fast gar nicht an das Licht des Tages gewagt. Das Project des Ankaufes der preußischen Staatsbahnen durch das Reich stößt auf den härtesten Widerstand der Bundesstaaten. Die großen Pläne des Kanzlers hinsichtlich der Steuerreform, seine Gedanken über die wirthschaftliche Politik haben bis jetzt nicht einmal die allererste praktische Gestaltung erlangen können. Bei solcher Lage der Dinge wird es wohl begreiflich erscheinen, daß der Kanzler an seinen Rücktritt denkt.

Inzwischen ist es so gut wie entschieden, daß der Fürst sich nicht dauernd von den Geschäften zurückziehen wird, sondern einen längeren Urlaub zur Herstellung seiner Kräfte für ausreichend erachten wird. Den Bemühungen des Kaisers ist es wohl in erster Linie zu danken, daß des Kanzlers unersetz-

liche Kraft dem Reiche erhalten bleibt. Schwerlich aber hätte Fürst Bismarck diesen erfreulichen Entschluß fassen können, wenn man ihm nicht zugleich gegründete Aussicht gemacht hätte, daß sich seine Thätigkeit in Zukunft ersprießlicher und wirksamer gestalten werde. Und darin liegt ein hochbedeutsames Ergebniß dieser ernstesten aller bisherigen Kanzlerkrisen. Freilich liegt es wohl weder in des Kaisers noch sonst in Jemandes Macht alle oder auch nur einen Theil jener oben entwickelten Mißstände allgemeiner Natur zu beseitigen, welche den Arm des Fürsten lähmen. Aber es steht doch in der Hand der obersten Machthaber den Regierungsorganismus mehr den Wünschen des Fürsten entsprechend zu gestalten. Und dieser Richtung wird man zweifellos vorgehen und so den Anstoß geben zu einer weitern sehr wichtigen Entwickelung der obersten Reichsbehörden. Man wird gewiß dazu schreiten, den Reichsämtern eine Organisation zu geben, in der sie selbständiger und wirksamer functioniren können, als in der heutigen. Man irrt, wenn man den Fürsten schlechtweg für einen Gegner der Creirung verantwortlicher Reichsminister hält. Er will heute nur keine solche, weil er weiß, daß sie machtlos sein werden, so machtlos wie der Präsident des Reichseisenbahnamtes. Ist es aber erst gelungen, den obersten Reichsorganen wirkliche Macht zu verleihen, so wird er gegen die Selbständigkeit und Verantwortlichkeit derselben, natürlich unter der Voraussetzung, daß dieselbe seine eigene nicht aufhebt, so viel nicht einzuwenden haben.

In der Zeit des Intermisticums, das wir zunächst während des Urlaubes des Fürsten durchzumachen haben, werden ihn, wie schon erwähnt, Bülow und Camphausen vertreten. Da sich der Kanzler während dieser Zeit ganz von den Geschäften zurückzuziehen wünscht, so macht die Beschaffung der Vertretung große Schwierigkeit, weil man eine verantwortliche Vertretung herstellen muß, und die Verfassung eine solche nicht kennt. Der preußische Ministerrath discutirt heute diese Frage. Wie man meint, wird er beschließen, bei dem Bundesrathe einen Antrag auf entsprechende Abänderung der Verfassung einzubringen und wird dann der Bundesrath eben diesen Antrag dem Reichstage unterbreiten. In den Fällen der früheren Beurlaubungen des Kanzlers war eine solche Bestellung einer verantwortlichen Vertretung nicht nöthig, weil der Kanzler nicht völlig aus den Geschäften ausschied, sondern Gegenzeichnungen und solche ihm allein zustehende Functionen vollzog. Uebrigens wird vielfach darauf hingewiesen, daß der frühere Präsident des Reichskanzleramtes Delbrück zu solchen Zeiten in Vertretung des Kanzlers diese Functionen ebenfalls ausgeübt habe, ohne daß man seine Thätigkeit in dieser Beziehung beanstandet habe. Man folgert daraus, daß auch im gegenwärtigen Falle ein gesetzgeberischer Act nicht von Nöthen sei. Wie dem nun auch sein mag, man darf sicher annehmen, daß die Regierung Sorge tragen wird, die Angelegenheit der Vertretung in einer Weise zu regeln, die der Verfassung und den Ansprüchen des Reichstages vollauf gerecht werden wird.

Von höchstem Interesse war übrigens die Beobachtung des Eindruckes, den die Nachricht von dem Rücktritte des Fürsten in den verschiedenen Ländern hervorbrachte. Die österreichische Presse trauerte fast noch tiefer als die deutsche selbst. Aus Wien drangen Klagetöne aufrichtigen Leides zu uns, man fühlte dort, daß man einen großen und guten Freund zu verlieren im Begriffe war. Die französischen Zeitungen wurden anfänglich vor Freude kopflos. Sie sprachen von dem „Sturze“ Bismarcks und meinten einen großen Sieg erfochten zu haben. Ebenso unverständig war ein Theil der

englischen Presse, welcher sich so geberdete, als sei er von einem gewissen Alpdrücken erlöst worden, als habe die Welt bisher durch Bismarck in fortwährender Kriegsgefahr geschwebt, und werde jetzt der Aera des ewigen Friedens entgegengehen. Augenblicklich ist die Stimmung sowohl in Paris wie in London wesentlich nüchterner und vernünftiger. Man begreift dort jetzt schon ganz gut, daß der Rücktritt Bismarcks der Welt die wohlthätigste und stärkste Kraft entziehen würde, die sie besitzt. Sehr zu beklagen ist, daß sich in unserem eigenen Vaterlande die Stimmung des Volkes in dieser Angelegenheit so wenig bethätigt hat. Endlich heute, acht Tage nach Beginn der Krisis kommt die erfreuliche Nachricht von einer Kundgebung in Bremen, welche fest und treu für den Kanzler eintritt, und für sein Verbleiben im Amte und für die Unterstützung seiner Politik sich ausspricht. Mögen ihr viele ähnliche folgen! Das Ausland, das die Schwerfälligkeit des deutschen Wesens nicht kennt, möchte sonst die Schweigsamkeit der Nation leicht mißverstehen. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Die natürliche Höhe des Beamtengehaltes. Von Emil Witte. In der volkswirthschaftlichen Vierteljahrsschrift, Jahrgang 13, IV. p. 26—59. — In den letzten Jahren haben gerade die Beamten unter der Entwerthung des Geldes am meisten zu leiden gehabt. Ihre Lage fängt aber jetzt an sich wieder bessern. Dies ist nicht sowohl die Folge der namentlich 1872 und 1873 erfolgten Aufbesserung ihrer Gehälter als vielmehr der wirthschaftlichen Krise, welche z. B. auf dem Geschäftsmann lastet und ihn zur möglichsten Einschränkung seiner Ausgaben veranlaßt, ein Zustand, der nothwendig ein Zurückgehen der Preise der Lebensbedürfnisse zu Gunsten des Beamten herbeiführt. Aber trotzdem durchzittert die Beamtenkreise noch immer ein Nachgefühl der kaum überstandenen schweren Noth, und somit darf es entschuldbar erscheinen, wenn in denselben noch immer Wünsche laut werden, noch mehr als bisher geschehen, die Gehälter zu steigern. Und, wie es heißt, geht auch wirklich die Staatsregierung mit der nochmaligen Verbesserung der Gehälter einer Classe von Staatsbeamten, nämlich der Juristen, um. Da kommt denn die oben genannte Abhandlung des Herrn Witte, der selbst Beamter ist und die Rechte seiner Amtsgenossen in einer kleinen vor drei Jahren bei Krummer in Pleß erschienenen Schrift über die Versorgung der Wittwen und Waisen der Staatsbeamten energisch, leider bis zur Stunde erfolglos vertreten hat, gerade zur rechten Zeit in die Oeffentlichkeit, um auf die Uebelstände und Gefahren hinzuweisen, die für die Beamten selbst sich daraus ergeben, wenn ihre Gehälter über die natürliche Höhe, wie es der Verfasser nennt, erhöht werden. Diese natürliche Höhe zu bestimmen, hat sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt. Wir empfehlen die Lectüre dieses wohldurchdachten Aufsatzes den Beamten und den Volksvertretern, den Einen, damit sie ihre Wünsche zum Wohle des Ganzen einschränken lernen, den Andern, damit sie nicht einer hier übel angewendeten Liberalität nachgeben. Denn in Fragen dieser Art hat nur eine rein sachgemäße, keine sentimentale Beurtheilung Platz zu greifen. Rke.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 12. April 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Ursachen der preußischen Katastrophe von 1806.

Von H. Delbrück.

Am 14. October des Jahres 1806 wurde mit einem einzigen Anprall ein Staat zertrümmert, unter dessen Ministern sich ein Stein und Hardenberg befanden. Eine Armee wurde vernichtet, die zu ihren Generalen Blücher und Tauenzien zählte, deren Generalstabschef Scharnhorst war; in welcher Kleist, der spätere von Nollendorf, als Generaladjutant diente und als persönlicher Berather des Königs in militärischen Angelegenheiten. Mit unerhörter Schmach bedeckte sich in diesen Tagen durch widerstandslose Ergebung ein Officiercorps, das in seiner vorhergehenden Generation sich einen Platz neben den ersten Helden aller Zeiten erworben und sieben Jahre später diesen Ruhm in unvergeßlichen Thaten erneuert hat. Unter demselben ängstlich auf das Wohl seines Landes bedachten König hatte jener tiefe plötzliche Fall statt und die unmittelbar darauf folgende unvergleichliche Erhebung.

Um so überraschender erscheint uns die Niederlage des Jahres 1806, wenn wir sehen, daß die Männer, welche im Stande waren hinterher den wunderbaren Neubau aufzuführen, keineswegs beim Eintritt jener Katastrophe noch im Dunkel verborgen waren. Sie waren da und es fehlte nicht an dem Willen sie zu gebrauchen. Woran aber fehlte es denn?

Nichts ist einfacher als den König für schuldig zu erklären. Er hatte die absolute Gewalt, also auch die absolute Verantwortung. Warum hatte er die Armee nicht in besseren Stand setzen lassen und ihr bessere Befehlshaber gegeben als Braunschweig und Hohenlohe? Warum duldete er, daß die Festungen von abgelebten Greisen befehligt wurden? Warum benutzte er nicht den günstigen Augenblick 1805 im Bunde mit Rußland und Oesterreich loszuschlagen, statt sich hinhalten zu lassen, bis jene bei Austerlitz niedergeworfen waren, um dann ein Jahr später allein der furchtbaren Uebermacht des Frankenkaisers entgegenzutreten? Ist es nicht derselbe Mangel an Energie

und Entschluß, welcher sich auch später so unheilvoll zeigte, welcher Preußen verhinderte, wenigstens 1809 den Oesterreichern zu Hülfe zu kommen, als sie die Völker aufriefen zu eigener Wiedererwerbung ihrer Unabhängigkeit, mit dem Friedrich Wilhelm alle guten Preußen zur Verzweiflung brachte, als er 1812 gar im Bündniß mit Frankreich gegen Rußland zu Felde zog?

Wenn man nach den Gründen des Unglücks von 1806 sucht, wird man sich zunächst immer mit dieser naheliegenden Erklärung auseinanderzusetzen haben.

Ein vollständiges Verständniß des Zusammenhanges der Politik jener Zeit ist uns erst ermöglicht worden durch das Erscheinen der hardenbergschen Denkwürdigkeiten, deren Herausgabe wir Ranke verdanken. Ergänzend tritt dazu das Buch von Beer: Zehn Jahre österreichischer Politik 1800—1810, das im vorigen Jahre erschienen ist.

Auf den ersten Blick scheinen Hardenbergs Aufzeichnungen geeignet, das abfällige Urtheil über das persönliche Regiment Friedrich Wilhelms III. zu bestätigen. Wie scheinen die bisherigen Vertheidiger Friedrich Wilhelms geschlagen, wenn man sieht, wie der eigene Minister, ein Mann, dem Beides, Kenntniß der Dinge und Urtheilsfähigkeit, nicht abgesprochen werden kann, den König mit schonungslos harten Ausdrücken verurtheilt? Es wäre freilich für Hardenberg selbst übel genug, wenn sein eignes Verdienst etwa in derselben Weise nach den fast mehr als derben Aussprüchen Steins über ihn bemessen werden sollte. Solche Aussprüche mit- und oft gegeneinander wirkender Staatsmänner gerade desselben Lagers sind von außerordentlich geringem objectiven Werth. York und Gneisenau hielten sich gegenseitig für sehr mangelhafte Heerführer. Wir wissen das glücklicherweise besser. Nicht anders haben wir es mit den Denkwürdigkeiten Hardenbergs zu halten. Wir untersuchen, ob ihr Urtheil mit den Thatsachen übereinstimmt.

Es ist kaum glaublich, aber es ist wirklich wahr, daß Hardenberg im Juli 1807, als Rußland nach der Niederlage bei Friedland Friede und Freundschaft mit Napoleon geschlossen hatte, als der König von Preußen von seinem Staate nichts mehr besaß als das Gebiet der Stadt Memel und einige Festungen, daß Hardenberg da verlangte, der König habe sich nach Rügen einschiffen sollen und von hier mit den Truppen, die Blücher gesammelt hatte, im Vertrauen auf eine Erhebung in Deutschland den Krieg mit Napoleon allein weiterführen! Napoleon stand damals auf der Höhe seiner Macht. Er hatte sich noch nicht selbst die unaufhörlich zehrende Wunde in Spanien geschlagen und noch nicht den Kern seiner Armee, den er 1812 in Rußland ließ, verloren. Nachdem er diese Verluste erlitten, waren Preußen und Rußland zusammen im Frühling 1813 doch noch zu schwach, ihn niederzukämpfen und nur durch den Zutritt Oesterreichs konnte er mit großer Mühe endlich

überwunden werden. Eine wirksame massenhafte Erhebung in Deutschland jenseit der Elbe ist dabei den Verbündeten nicht zu Hülfe gekommen. Wir also wissen es heute, daß die Hoffnung auf eine überwältigende Erhebung im Rücken Napoleons illusorisch war. Wir wissen es mit mathematischer Gewißheit, daß damals ein Unternehmen Preußens, wie Hardenberg es vorschlug, Preußen ehrenvoll vernichtet und damit auf immer jede Hoffnung auf eine Befreiung Deutschlands ausgelöscht hätte. Gewiß werden wir Hardenbergs festem Glauben unsere Achtung nicht versagen, aber wir stimmen ihm nicht bei, wenn er sagt: „Ein solcher Entschluß und die Kraft ihn durchzusetzen lagen nicht in dem Charakter des Königs, und nach seinem Charakter konnte ihn auch ein Anderer für ihn nicht ausführen. Wer konnte ihn also vorschlagen? Das sagte ich der Königin, als ich sie nachher sprach. Wäre der König empfänglich für solche Thaten gewesen, so würde Napoleon gewiß nicht bis an die Memel gekommen sein, der preußische Staat hätte dann sein Unglück überhaupt nicht erlebt."

Es unterliegt für mich gar keinem Zweifel, daß Hardenberg, wäre er damals verantwortlicher Minister gewesen, auf einen solchen Gedanken gar nicht gerathen wäre. Wie haben die Patrioten gezürnt und gescholten über die unbegreifliche Langsamkeit und frivole Nachlässigkeit des Staatskanzlers Hardenberg, als er 1813 zögerte und zögerte, sich den Russen anzuschließen. Wir wissen es jetzt wohl, warum er sich nicht eher decouvriren durfte, und werden daher aus seinen kritischen Bemerkungen 1807 auch noch nicht schließen, daß er in der That damals, wenn im Amt, mit einem eben so unverantwortlichen Leichtsinn gehandelt hätte, wie er 1813 überlegene Vorsicht und Festigkeit bewies.

Weil er lebte und athmete in dem Bewußtsein steter Verantwortlichkeit, hatte Friedrich Wilhelm III. oft ein zutreffenderes politisches Urtheil, als Männer, die ihn an intellectueller Begabung so weit überragten, wie Stein und Hardenberg. An letzterem vollzieht sich der Umschwung vor unseren Augen. Bis 1807 war er nur Cabinetsminister, da die Einrichtung verantwortlicher Minister in Preußen noch nicht existirte. Er hatte Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten zu leiten, die Befehle des Königs auszuführen und, wenn er gefragt wurde, Rath zu ertheilen. Die Verantwortung für den gefaßten Entschluß aber trug der König allein. Die Minister hatten nach der damaligen Verfassung Preußens weder das Recht noch die Pflicht einer selbständigen Meinung. Wenn die Lage sehr gefährlich wurde, erklärten sie wohl, hier dürfe Niemand es sich herausnehmen, dem König einen Rath geben zu wollen, er müsse selbständig entscheiden. Der Minister konnte daher niemals in die Lage kommen zu erklären, daß er einer Maßregel nicht zustimmen könne und seinen Abschied nehmen müsse. Er verhielt

sich zum König nicht viel anders als heute ein Rath zum Minister. Der letztere faßt die Beschlüsse und vertritt sie. Der andere führt den erhaltenen Befehl mit guten Gewissen aus, auch wenn er ihn für fehlerhaft und selbst für verderblich hält. Da in Preußen bis zum Jahre 1807 mehrere Cabinetsminister existirten, die nach den jeweiligen Befehlen des Königs die Verhandlungen besorgten, so hatte häufig keiner von ihnen überhaupt eine vollständige Uebersicht der Geschäftslage. Schon dieser äußere Mangel, den Hardenberg bereits Anstalt getroffen hatte zu ändern, verhinderte ihn, ein völlig zutreffendes Urtheil zu haben. Das ist es aber noch nicht so sehr, als ihre verfassungsmäßige Stellung und die psychologische Wirkung der mangelnden Verantwortlichkeit, die selbst große Staatsmänner sich zuweilen in die reine politische Kannegießerei verirren läßt. Als verantwortlicher Staatskanzler hat Hardenberg sich von den Eifrigen ganz dieselben Vorwürfe zugezogen, die er seinerseits dem König machte. Wir kennen aus den nachfolgenden Kämpfen das Maß der allerseits verfügbaren Kräfte an Menschen, Intelligenz und Thatkraft genau. Wir können danach also noch selbst mit Leichtigkeit feststellen, was wir von dem politischen Urtheil eines Jeden der Zeitgenossen zu halten haben.

Ohne Zweifel war nun Friedrich Wilhelm III. von Natur ein sehr unentschlossener Charakter. Einige in den hardenbergschen Denkwürdigkeiten uns mitgetheilte Schriftstücke belegen diese bekannte Thatsache aufs neue. Daß der König durch diese Eigenschaft die Kritik seiner persönlichen Umgebung oft herausgefordert hat, ist sehr wahrscheinlich. Etwas anderes aber ist, ob er dadurch das Unglück Preußens verschuldet hat.

Um das Jahr 1806 vollkommen verstehen zu können, ist es nützlich, auch auf die entscheidenden Momente der späteren Jahre einen Blick zu werfen.

Um nur bis zum Jahre 1809 vorzugehen, damals erhob sich das dreimal besiegte Oesterreich allein zum Volkskrieg gegen die französische Universalmonarchie. Das Jahr vorher hatte Napoleon sich der spanischen Monarchie bemächtigt; der populäre Widerstand aber, den er hierbei fand, ermuthigte Oesterreich zu einer Erneuerung des Kampfes. Ein so bedeutender Theil der französischen Streitmacht, rechnete man, würde in Spanien festgehalten, daß Oesterreich mit den übertretenden kleinen deutschen Staaten dem Rest gewachsen sein würde. In der That gelang es bei Aspern zum ersten Mal dem Kaiser selbst in offener Feldschlacht erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Und bei Wagram brachen die Oesterreicher mehr die Schlacht ab, als daß sie eine entschiedene Niederlage erlitten. Nur 20,000 Preußen mehr bei Wagram und die Schlacht war gewonnen, seufzten die Patrioten. Allerdings — aber unter der Voraussetzung, daß es Napoleon nicht möglich war, ebenfalls noch

bedeutende Verstärkungen ins Feld zu führen. In Wirklichkeit hatte er indessen seine Kraft noch lange nicht aufs äußerste angespannt. Bei Wagram kämpfte er mit 180,000 Mann, drei Jahre später zog er, trotz des unausgesetzten, fressenden Krieges in Spanien, mit einer halben Million Streiter nach Rußland. Und als er diese verloren hatte, trat er bei Großgörschen und Bautzen immer noch den vereinigten Kräften der Russen und Preußen mit fast doppelter Uebermacht entgegen. Das ist aber noch nicht das Entscheidende. In allen solchen mechanischen Zahlenberechnungen mochte man sich täuschen und hat in der That regelmäßig in allen Kriegen Napoleons Macht immer zu niedrig angeschlagen: der Umstand aber, der von vorn herein jede Möglichkeit eines Sieges ausschloß und dieses Kriegsunternehmen seitens der Oesterreicher unbegreiflich leichtsinnig erscheinen läßt, lag vor Aller Augen. Napoleon führte ja diesen Krieg nicht allein, sondern im Bunde mit Rußland. Auch Kaiser Alexander hatte Oesterreich den Krieg erklärt. In Tilsit hatten Frankreich und Rußland nicht nur Frieden, sondern eine Allianz geschlossen, in Folge deren letzteres soeben beschäftigt war, als die ihm zugewiesene Beute die Donaufürstenthümer und Finnland zu erobern. Auf die Kriegserklärung Oesterreichs gegen Frankreich sah sich auch Kaiser Alexander gezwungen, seine Truppen mit den Polen vereinigt in Galizien einrücken zu lassen. Zwar bestand ein geheimes Einvernehmen zwischen den feindlichen Hauptquartieren, daß man sich nichts Ernstliches zufügen werde, aber eine gewisse Truppenzahl wurde doch immer durch das Vorgehen der Russen paralysirt, und vor allem war gar nicht die geringste Aussicht, daß Rußland, das sich im Kriege mit der Türkei, Schweden und England befand, plötzlich die Partei wechseln und zu England und Oesterreich übertreten würde. Und daß ohne den Zutritt Rußlands an eine Vertreibung der Franzosen aus Deutschland nicht zu denken war, daran wird nach den Erfahrungen des Jahres 1813 Niemand mehr zweifeln. Wenn man sich diese Sachlage klar macht, wundert man sich weniger, daß Preußen neutral blieb, als daß Friedrich Wilhelm in der That selbst voll Hoffnung war, der rechte Moment würde jetzt erscheinen. „Ich hoffe zu kommen und ich hoffe sogar nicht allein zu kommen", sagte er zu dem österreichischen Obersten Steigentesch, den man zur Betreibung des Bündnisses nach Königsberg gesandt hatte. Er hoffte auf Rußland, war aber völlig entschieden darüber, daß er ohne Rußland nicht schlagen dürfe. Die Exaltirten, wie er sie nannte, machten ihm manche schwere Stunde. Es war aber doch wohl ein Verdienst damals der gewaltsam andrängenden Fluth der empörten öffentlichen Meinung, welche den Major von Schill fortriß mit seinem Regiment auf eigene Hand von Berlin auszuziehen, um den Krieg gegen Napoleon zu beginnen, mit Ernst und Ruhe zu widerstehen. Aus Beer erfahren wir jetzt mit Bestimmtheit, daß auch

Blücher dem österreichischen Cabinet den Antrag gemacht habe, das schillsche Unternehmen mit größeren Kräften zu wiederholen. Kaiser Franz war so verständig, es abzulehnen: wundern wir uns aber nicht, daß Friedrich Wilhelm den Kreisen, in welchen solche Projecte entstanden, immer mit einem gewissen Mißtrauen begegnete. Für ihre prophetische Größe hatte er kein Verständniß und keine Sympathie: aber er glaubte zu handeln im Bewußtsein seiner Pflicht; sie gaben ihm zu erkennen, daß sie ihn seinem Berufe nicht gewachsen hielten. Niemand hat den Gegensatz besser charakterisirt als der König selbst, wenn er zu Steigentesch über seinen Schwager Oranien sagte: „Das ist auch einer von den passionirten Herren, die zwar eine sehr lobenswerthe Passion für die gute Sache haben, aber das ganze Land wimmelt von solchen werthen Passionen, die es zu Grunde gerichtet haben, und es ist meine Pflicht, ihnen Ruhe und Kälte entgegenzusetzen; doch ich würde vielleicht eben so denken, wie sie, wenn ich nicht höhere Pflichten hätte."

Warum hatte Preußen es überhaupt aber so weit kommen lassen? Warum hatte es nicht durch seinen Beitritt zur dritten Coalition vor der Schlacht bei Austerlitz die Combinationen von 1813, durch welche Napoleon endlich überwunden wurde, schon 1805 herbeigeführt, statt sich 1806 allein in den ungleichen Kampf zu stürzen?

Wie konnte man nach der herausfordernden Gebietsverletzung in Franken, statt auf der Stelle zuzuschlagen, einen Menschen wie den Grafen Haugwitz zu dem französischen Kaiser schicken, der sich durch bloße Schönrednereien hinhalten ließ, bis die Entscheidung bei Austerlitz gefallen war?

Graf Haugwitz war gewiß kein großer Staatsmann, aber von diesem seinem größten Verbrechen, das mehr als ein halbes Jahrhundert auf seinem Namen gehaftet hat, ist er seit dem Erscheinen der hardenbergschen Denkwürdigkeiten freizusprechen. Wir erfahren hier, daß er auf Befehl gehandelt hat. Der Oberstcommandirende der preußischen Armee, der Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, erklärte, vor dem 15. December nicht mit der Truppenaufstellung fertig sein zu können. Er instruirte also Haugwitz, so lange die Verhandlungen hinzuziehen, und schon am 2. December war Alles vorüber.

Und warum konnte der Herzog die Armee nicht eher zur Stelle haben? Weil sie gegen Rußland mobil gemacht war und an der russischen Grenze stand!

Diese Wendung zeigt uns in einem Bilde die ganze Situation. Die preußischen Staatsmänner wußten nicht, ob sie sich mehr vor dem jungen Riesen im Westen oder im Osten fürchten sollten. Hardenbergs Rath war, mit Frankreich zu gehen. Er dachte Böhmen und Sachsen auf diese Weise für Preußen zu gewinnen. Jedenfalls ist es ein Beweis, in wie schwieriger

Lage sich Friedrich Wilhelm befand, daß der einzige wirkliche Staatsmann, den er in seiner Umgebung hatte, einem Plane geneigt war, der zum absoluten Verderben geführt hätte.

Die Frage ist: konnte die Coalition von 1813 sich schon früher bilden?

Zu einem Vernichtungskampf gegen Napoleon fehlten nun 1805 noch alle die Bedingungen, die ihn 1813 ermöglichten. Zunächst war der Preis, für den Rußland sich engagiren konnte, alle Kräfte seines weiten Reiches für einen Marsch nach Paris behufs Befreiung Deutschlands einzusetzen, noch nicht vorhanden. Kaiser Alexander ist bis nach Paris gezogen, um Polen zu erwerben. Er erhielt auf dem Wiener Congreß die Theile des ehemaligen Polens, welche Napoleon 1807 und 1809 Preußen und Oesterreich an ihn abzutreten gezwungen hatte. Diese Provinzen gehörten 1805 noch jenen Staaten, welche dieses wie eine armirte Bastion in ihre Gebiete einspringende Land nimmermehr freiwillig an Rußland überlassen hätten. Noch 1814 wollte Metternich es lieber auf einen neuen Krieg zwischen den eben Alliirten ankommen lassen, als dies Zugeständniß machen. Das Bündniß mit England und Frankreich gegen Rußland und Preußen war fertig und abgeschlossen, als die Rückkehr Napoleons von Elba zum Nachgeben zwang. Und ebensowenig hätte Oesterreich Rußland als anderweitige Entschädigung, etwa den Erwerb der Donaufürstenthümer, anders als unter dem Zwang der bittersten Noth concedirt. Wenn es so unter den durch die heiligsten Schwüre Verbrüderten der Freiheitskriege stand, so war an ein einheitliches Zusammenwirken einer Cabinetscoalition im Jahre 1805 gar nicht zu denken.

Nicht anders verhielt es sich mit Oesterreich und Preußen. Ihr Zusammenwirken 1813 wurde dadurch ermöglicht, daß beide sich beschieden, den Krieg rein defensiv zu führen. Sie erhoben beide nur den Anspruch, wieder in den alten Stand vor der französischen Niederlage hergestellt zu werden, und verzichteten auf jede Machtvermehrung. Auch das haben sie noch nicht einmal vollkommen erreicht. Preußen hat auf den größten Theil seiner polnischen Besitzungen verzichtet und dafür die Rheinlande und die Hälfte von Sachsen erhalten. Immer um mehrere Hundert Quadratmeilen weniger, als es vorher besessen hatte, vortheilhafter nicht einmal durch die Lage, sondern nur durch die überwiegende nationale Einheitlichkeit der Bewohner. Oesterreich verzichtete auf Belgien, seine schwäbischen Besitzungen und Westgalizien, um dafür Venetien, Dalmatien und Salzburg zu erhalten, der Masse nach ein noch bedeutenderer Verlust und nur durch die Lage gewinnbringend. Keinem von diesen Staaten hätte man 1805 zumuthen dürfen, eine solche Enthaltsamkeit zu zeigen, und die ganze Masse der geistlichen Fürstenthümer in Deutschland, der verrotteten Republiken in Italien ihrer eigenen Fäulniß oder irgend einem Duodezfürsten zu überlassen. Wie aber

war das Frankreich Napoleons nicht das Frankreich Ludwig XV. und Rußland übte, seitdem durch innere Reformen gekräftigt, mit den polnischen Erwerbungen den höchst empfindlichen Druck seiner ungeheuern Masse direct auf die Ostgrenze Preußens. Das waren Abwandlungen der Machtverhältnisse die gänzlich unabhängig waren von dem eigenen und inneren Status der preußischen Regierung. Preußen hatte allerdings ebenfalls seinen Besitz seit dem siebenjährigen Kriege fast verdoppelt, aber die Zugehörigkeit von nahezu 2500 Quadratmeilen Provinzen fremder Zunge, anderer Religion, stets zum Abfall geneigt, war für ein auf moralische Kraft, nicht blos mechanische Masse basirtes Staatswesen wie Preußen, kaum eine Verstärkung. Die Armee war in der That auch trotz der Verdoppelung der Bevölkerung seit dem Tode Friedrichs des Großen bis zum Jahre 1806 nur von 195,000 auf 250,000 Mann vermehrt; die Einnahme von 19—20 Millionen Thaler nur auf 27 (nach anderer Angabe 31) Millionen Thaler gestiegen, der Staatsschatz [illegible] in Folge der vielen Kriege unter Friedrich Wilhelm II. nur 17, statt [illegible] Millionen Thaler.

Alle diese äußeren Mängel waren freilich noch nicht das schlimmste. Wären die Kräfte nur ordentlich angespannt worden, so wären sie, wie das Jahr 1813 gezeigt hat, schon dagewesen.

Ohne Zweifel lassen sich leicht zahlreiche Einzelheiten aufführen, die durch ein selbstvertrauendes Eingreifen des Königs hätten gebessert werden können. Aber es ist weit entfernt davon, daß dieser Mangel allein oder nur an erster Stelle die Niederlage von 1806 verschuldet habe.

Ueberhaupt geschlagen worden wäre Preußen, wenn wir die beiderseitigen Machtverhältnisse, wie sie die Folgezeit offenbart hat, gegen einander abwägen, unter allen Umständen. Der Grund, weshalb die Niederlage so überaus schrecklich und schimpflich wurde, ist auf den ersten Blick gar nicht so leicht zu erkennen. Die preußische Verwaltung war schlecht. Aber sie war jedenfalls nicht schlechter als die gleichzeitige englische, russische oder österreichische, die zwar auch nicht viel Gutes zu Tage förderten, aber doch nie so völlig zusammenbrachen. Die Oberstcommandirenden, Herzog von Braunschweig und Fürst Hohenlohe, waren keineswegs absolut untüchtig. Der berufenste der pflichtvergessenen Festungscommandanten, Kleist, der Magdeburg übergab, hatte sich ehedem ausgezeichnet, war völlig rüstig und wegen seiner militärischen Strenge gefürchtet. Auch jetzt war er anfänglich in der vollsten Thätigkeit, Vertheidigungsanstalten zu treffen, bis er plötzlich unter der Last des von allen Seiten sich unabsehbar aufthürmenden Unglücks moralisch zusammenbrach. Ebenso wenig wie von ihm hätte man sich von den meisten der übrigen Befehlshaber eines Versagens besorgt.

Geht man Capitulation für Capitulation jeden einzelnen Fall durch und

fragt, wie war es möglich, daß man in der Armee Friedrichs des Großen an der Spitze immer wieder einen Feigling findet, während die Freiheitskriege zeigten, daß hinter ihnen an der zweiten Stelle lauter Helden gestanden hatten, so trifft man regelmäßig auf dieselbe Erscheinung, es fehlte der Glaube an Preußens Zukunft, damit das Selbstvertrauen. Jeder Widerstand ist vergeblich und unnütz: in der erstickenden Atmosphäre dieses Unglaubens erstarb die Widerstandskraft der Festungscommandanten.

Die Neubildung war so leicht nicht. Die Reorganisation des preußischen Staats, wie sie im Jahre 1807 begonnen wurde, war nicht auf vereinzelten Gebieten durchzuführen, sondern bildete ein untrennbares organisches Ganze. Allgemeine Wehrpflicht, Aufhebung der Erbunterthänigkeit, Beseitigung der Adelsprivilegien, Gewerbefreiheit, Städteordnung, Ministerialverfassung stehen alle in einer so engen, directen oder geistigen Verbindung, daß ein Aufarbeiten des alten ständischen Preußen mit einigen dieser Ideen völlig unthunlich und undenkbar ist. Auch die Volksvertretung wird als eine unvermeidliche Consequenz jener Gesetzgebung heute so zugegeben werden, wie sie von jenen Gesetzgebern vorausgesetzt worden ist. Die Grundlage des Ganzen ist die Nationalität. Ein nationaler Staat mußte mit der Zeit daraus entstehen und von Anfang an daraus entstehen können, oder die ganze Schöpfung war ein Unding.

Nun waren aber von den 5500 Quadratmeilen, die Friedrich Wilhelm III. von seinem Vater überkam, 2500 Quadratmeilen ehemals polnischen Gebietes und bis auf die westpreußischen Städte ausschließlich von Polen bewohnt. Warschau war eine preußische Stadt. Es bedarf eigentlich keines Wortes weiter als dieser Thatsache.

Wenn die polnischen Regimenter nun unter Führung ihrer Officiere zum Feinde übergingen? Wenn die Stände sich nun für Napoleon erklärten, in der Erkenntniß, daß sie nur das Bruchstück eines Volkes seien und in der Hoffnung, daß sie durch ihn mit ihren geknechteten Brüdern in Kleinpolen und Litthauen wieder zu einer Nation vereinigt werden könnten?

Wenn Napoleon Preußen Schlesien genommen und die polnischen Besitzungen gelassen hätte, hätte man dann die Selbstverwaltung einführen können, von deren Zuverlässigkeit vielleicht die Zufuhr und die Rekrutenstellung abhing? Hätte man hier die Landwehr errichten können mit gewählten Officieren, hier die Freiwilligen aufbieten, hier den Aufruf „An mein Volk" erlassen können?

Die Entwickelung des nationalen Gedankens war noch so jung, daß man sich noch so sehr über seine Stärke täuschen konnte. Wir, die wir aus Erfahrung die Schwierigkeiten kennen, die uns ein kleiner Bruchtheil polnischer Bevölkerung bereitet, durchschauen sofort die Unmöglichkeit, aus einer Bevöl-

kerung mit nicht viel unter der Hälfte fremder Zunge, einen modernen Staat zu bilden.

Kein ausbesserndes Flickwerk hätte Preußen retten können vor dem Jahre 1806, sondern nur die ganze und volle Reform. Und diese Reform war objectiv unmöglich, weil Preußen kein deutscher Staat war. Das alte Preußen war gegründet auf die Idee der patriarchalischen und vassalitischen Treue. Dieser uralt germanische Zug, der den teutonischen Krieger an seinen Gefolgsherrn band und dessen psychologische Eigenthümlichkeit sich verfolgen läßt durch die politischen Institutionen zweier Jahrtausende, verknüpfte Cleve und Memel zu einem Staat. Was den Officier band an seinen Kriegsherrn, band den Bauer an seinen Edelmann und vereinigte so das Ganze. Für einen solchen Staat war es so wichtig nicht, welche Sprache seine Unterthanen redeten. Wenn sie in den Krieg zogen, kämpften sie nicht für ein Land — der Märker hätte nie für Schlesien, der Schlesier nie für die Mark Opfer gebracht — sondern für eine Person, der sie treu waren. Diese Tugend, dieses sittliche Fundament des preußischen Staats, so stark es war, reichte doch nicht aus für die gewaltig erhöhten Anforderungen der Neuzeit an die staatliche Leistungsfähigkeit. Mit erstaunlicher Unbefangenheit wurde das von Anhängern des Alten selbst ausgesprochen. „Der König habe gar nicht das Recht, das Letzte aufs Spiel zu setzen", war die Ansicht des intimsten Berathers Friedrich Wilhelms III., des Generals von Köckeritz 1807. Ebenso antwortete noch 1812 Ancillon, der Erzieher des Kronprinzen und spätere Minister des Aeußern, in einer auf Befehl des Königs verfaßten Denkschrift, auf die Frage, ob jetzt Leben und Eigenthum des ganzen Volkes der Regierung zur Verfügung zu stellen seien, „nur die Republik, nicht ein Monarch habe das Recht, in dieser Weise über Leben und Gut der Staatsangehörigen zu disponiren". War das Bild der Treue erhaben gewesen in den schlesischen Kriegen, so war es unter den Strahlen der neuen Sonne politischer Freiheit an vielen Stellen zum Zerrbilde geworden. Die Hauslehrer, klagt der alte Marwitz, seien an dem ganzen Unglück schuld, die mit ihren modernen Ideen die adelige Jugend in dem Glauben an ihren eigenen Beruf irre gemacht hätten. So ist es allerdings: dem Officiercorps, das zur Schlacht bei Jena auszog, fehlte es an dem Glauben an sich selbst und deshalb wurde es geschlagen: aber einen neuen Glauben zu setzen an die Stelle dieses alten war die Zeit noch nicht gekommen und die Prüfung der sieben schweren Jahre konnte Preußen nicht erspart werden.

Neuland.*)

Von Julian Schmidt.

Vor einiger Zeit wurden in St. Petersburg zwei Monsterprocesse zu Ende geführt, der Proceß der sogenannten Coeurbuben, einer merkwürdigen Gaunergesellschaft, die sich zum Theil aus den höchsten Ständen recrutirte, und ein Demagogenproceß. Die russischen Zeitungen berichteten darüber sehr ausführlich, zum Theil aber so verworren, und die russischen Namen prägen sich so schwer dem Gedächtniß ein, daß ich mir im Anfang einbildete, es wäre eine und dieselbe Sache oder die beiden hingen wenigstens aufs engste mit einander zusammen. Das ist aber nicht der Fall, die Demagogen haben mit den Coeurbuben nicht das Mindeste zu thun.

Der Eindruck des zweiten Processes war ein recht niederschlagender. Die Angeklagten hatten zum Theil fünf Jahre in Untersuchungshaft gesessen, und wurden nun noch zu recht schweren Strafen verurtheilt. Vorgeworfen wurde ihnen im wesentlichen nichts weiter, als daß sie aufrührerische Broschüren an die Bauern vertheilt hatten. Noch dazu waren diese Broschüren ohne alle Wirkung geblieben, in der Regel hatten die Bauern selbst die Verschworenen, meist ganz junge Leute, gebunden der Polizei überliefert.

Der Proceß konnte in uns alte Erinnerungen wach rufen. Auch bei uns trat von Zeit zu Zeit die Neigung, von Unten aus den Staat umzuwerfen, gleichsam epidemisch auf; seit 1819, seit der Ermordung Kotzebues, wiederholte sich das in bestimmten Perioden noch bis in die Fünfziger Jahre hin: dies Fieber ist also keine specifisch russische Eigenthümlichkeit, wir haben es bei uns redlich durchgemacht.

Das Interesse unseres Publicums richtete sich bei uns in der Regel nicht auf das, was die Verschwörer gewollt und geplant hatten, sondern auf die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren. Man verdammte die Inquisitoren, man beklagte die Opfer; in wiefern ihr Schicksal mit ihrer Schuld zusammenhing, darnach wurde nicht gefragt. Vor nicht langer Zeit hat ein Dichter von europäischem Ruf, Fritz Reuter, aus der Erinnerung die Sache

*) Roman von J. Turgénjew. Im Russischen „Wnow". Wie oben übersetzt die „Allgemeine Petersburger Zeitung"; die deutsche Uebersetzung von W. Lange, die soeben in sehr eleganter Ausstattung in Berlin bei Wallroth erschienen ist: „die neue Generation"; die französische Uebersetzung von Durand-Gréville — nach des Dichters Ansicht die beste: „Terres vierges".

Bei der Gelegenheit ein Notiz für Diejenigen, welchen Hayms „Geschichte der romantischen Schule" nicht zugänglich ist. Woher nahm Fr. von Hardenberg den Namen Novalis? Seiner Familie gehörte früher ein Gut Rode (= Neuland = novále), wonach sich einer seiner Vorfahren de Novali nannte.

so dargestellt, als habe man die angeblichen Verschwörer lediglich ihrer schwarz-roth-goldenen Bänder wegen verfolgt. Ganz so einfach lag die Sache nicht. Das Frankfurter Attentat bleibt eine Thatsache und der bereits begonnene Versuch, die Mitglieder des deutschen Bundestags am Sitz des Bundestags selbst gefangen zu nehmen, war bei aller Sinnwidrigkeit doch immer eine stärkere Handhabe für die Justiz, als die Vertheilung von Broschüren an Bauern, die schwerlich alle lesen können.

Es zeigt sich übrigens hier recht deutlich, wie vortheilhaft nach allen Seiten das öffentliche Gerichtsverfahren ist. Der Groll gegen die deutsche Inquisition schrieb sich hauptsächlich davon her, daß hinter verschlossenen Thüren geurtheilt wurde. Was die Schuld der Angeklagten war, erfuhr Niemand recht deutlich und bei dem, was in die Oeffentlichkeit drang, war die Absurdität auf Seiten des Untersuchungsverfahrens mindestens eben so stark, als auf Seiten der Verschwörung. Das öffentliche Gerichtsverfahren in Rußland wird wohl tiefes Mitleid für die Verurtheilten hervorrufen und hoffentlich in einiger Zeit eine Milderung der Strafe bewirken, aber das Publicum gewinnt wenigstens die Ueberzeugung, daß hier nicht rein Willkür obgewaltet hat.

Der vorliegende Roman ist nicht eine Darstellung des letzten Processes: er war schon geschrieben, ehe das öffentliche Verfahren begann; aber er nimmt sein Motiv aus ähnlichen Begebenheiten, die sich ja fast stets in der nämlichen Form wiederholen. Er wird, wie ich meine, in Rußland eine fieberhafte Aufregung hervorrufen und je nach dem Parteistandpunct sehr verschieden beurtheilt werden. Wir Deutsche können uns ganz objectiv dazu verhalten; unser Hauptinteresse ist, über die fremden Zustände etwas Authentisches zu erfahren.

Ehe ich auf den Roman eingehe, einige Worte über den Dichter selbst.

Paul Heyse hat ihn einmal als den Meister der russischen Novelle angeredet; er hätte nach meiner Ueberzeugung dreist weiter gehen und ihn den Meister der Novelle überhaupt nennen können; von den jetzt lebenden Dichtern wüßte ich keinen, welcher ihm zu vergleichen wäre, auch Paul Heyse selbst nicht, so reizende Bilder wir ihm auch verdanken.

Iwan Turgénjew ist als Dichter Realist, d. h. er giebt niemals Schein- und Gedankendinge, sondern alles was er darstellt, steht in vollster Sichtbarkeit vor den Augen seines Geistes, und er besitzt als Künstler alle Mittel, um es eben so dem Leser sichtbar zu machen. Das dehnt sich bis ins Kleinste aus. Niemals begegnet man bei ihm einem matten, nachlässigen Zug, niemals arbeitet er aus dem Handgelenk; er ist, als Künstler betrachtet, von unbedingter Wahrhaftigkeit.

Aber er ist keineswegs ein Realist in dem gewöhnlichen Sinn des Worts.

Er reibt dem Leser nicht alle die Farben vor, die er durchgeprüft hat, um die angemessenen zu finden; er hat gewählt, ehe er schreibt, und zeigt nur das, was er als das Zweckmäßige erprobt hat. Seine Zeichnung ist von einer ganz ungemeinen Zartheit, oft sogar weich, ohne dadurch an Bestimmtheit zu verlieren. Der Dichter huldigt, abgesehen von einzelnen Stellen, wo er sich verirrt hat, unbedingt dem Cultus des Schönen. Nicht als ob all die Ereignisse, die er uns zeigt, oder die Personen, schön wären; ich meine es rein artistisch: seine Zeichnung ist immer schön, auch wo er das Häßliche abconterfeit.

In diesen beiden Puncten werden die meisten Leser, die aus Turgénjews Werken ein Studium gemacht, mir wohl Recht geben. Dagegen höre ich von Männern, die sonst ein sehr gutes Urtheil haben, wiederholt den Vorwurf gegen den Dichter aussprechen, er zeige uns Figuren von ganz anderem Fleisch und Blut, Figuren, für die wir keine Sympathie hegen, ja für die wir kein rechtes Verständniß gewinnen könnten. Solche Figuren kommen in der That bei ihm vor, namentlich in den „Seltsamen Geschichten". Er stellt sie uns als Räthsel dar, weil sie ihm selbst als Räthsel sind; ihre Seltsamkeit ist eine gewußte und gewollte. Dazu hat nach meiner Ueberzeugung der Novellist das vollste Recht. Von den Personen aber, mit denen er uns wirklich bekannt machen, an deren Umgang er uns gewöhnen will, gilt das ganz und gar nicht. Wir verstehen sie so vollkommen wie irgend eine Figur aus den besseren französischen oder englischen Novellen, und wir, die wir die Schule der Dorfgeschichten durchgemacht haben, sollten doch wissen, daß es auch bei uns zu Lande Schichten des Lebens giebt, in denen anders als nach dem geläufigen Stil des Conversationslexicons gedacht und empfunden wird. Wo Turgénjew die Gemüthsseite anschlägt, ist er zuweilen entzückend: die beiden Alten in „Väter und Söhne" sind mit einer Aechtheit und Gemüthstiefe empfunden und wiedergegeben, daß selbst Jean Paul dahinter zurückbleibt.

Ich habe ihn immer einen Novellisten genannt, und damit zugleich eine Grenze seiner Kunstform ausdrücken wollen, die er in dem neuesten Werk zu überschreiten versucht. Den Anlauf zwar hat er schon wiederholt genommen: „Väter und Söhne", „Rudin", „Rauch" nähern sich schon dem Culturroman, aber das Novellistische überwiegt doch bei ihnen sehr stark, während es in „Neuland" fast ganz zurücktritt.

In den genannten Novellen wird durchweg der Versuch gemacht, die allgemeine Culturbewegung Rußlands an einen individuellen Charakter oder an ein individuelles Schicksal zu knüpfen; das letztere aber ist die Hauptsache. Rudin und Bazarof sind Typen, in denen sich eine Eigenthümlichkeit des neurussischen Geistes abspiegeln soll, aber sie sind ganz individuell behandelt. Im „Rauch" nimmt die Satire sowohl gegen die herrschenden Kreise Ruß-

lands als gegen das unruhige Streben der jungen Generation einen breiteren Platz ein, und sie hat auch der Novelle den Namen gegeben: — es soll wohl „Dunst" heißen, nicht „Rauch"; denn aus dem Rauch schließt man auf Feuer, und Turgénjew will eben sagen, daß keins vorhanden ist. Aber so unterhaltend für die meisten Leser die Bierkneipen der Nihilisten und die Salons der „jungen Generale" sein mögen, so werden sie doch immer mit größerer Theilnahme dem Schicksal Irenes und Litvinofs folgen, das zwar in die socialen Mißstände verwebt, aber im Grund von ihnen unabhängig ist.

Dies novellistische Gegengewicht gegen die Culturschilderung fehlt im „Neuland", oder ist wenigstens nicht so stark betont; das Persönliche erregt zwar Interesse, aber kein sehr hervortretendes.

Insofern ist es eine ganz neue Kunstform. Um den eigentlichen Absichten des Verfassers beizukommen, muß man also den politischen Theil zuerst ins Auge fassen.

Schon in „Rauch" wird ein gewisser Gubaref geschildert, der die junge russische Generation, wie sie sich in Heidelberg und Baden-Baden versammelt, unbedingt beherrscht; nicht durch die Ueberlegenheit seines Verstandes: was er sagt, grenzt vielmehr stets an Blödsinn, und wer sich ihm unterwirft, muß in der That so einfältig sein wie die Personen, die hier geschildert werden. Er beherrscht sie nur durch die Energie seines Willens. Aber auch das ist mit Einschränkung zu verstehen. Wenn man sonst von Willensstärke spricht, meint man doch den Willen, der wirklich etwas will: Gubaref aber will in der That gar nichts, wenigstens gewinnt man keine Anschauung von dem, was er eigentlich wollen könnte; es kommt ihm nur darauf an, den Anderen zu imponiren, und das gelingt ihm hauptsächlich durch Brutalität. Diese Schwächlinge haben das tiefe Bedürfniß, die Peitsche zu fühlen, und dieses Bedürfniß befriedigt Gubaref erst als Demagoge, dann als Reactionär in vollstem Maß.

Uebrigens scheint der ganze Club eine Spielerei zu sein und sich wesentlich auf Kannegießerei im Ausland zu beschränken.

In „Neuland" tritt eine ähnliche Figur auf, Wassili Nikolajewitsch. Er selbst erscheint nicht auf der Scene, er wird beschrieben als kleiner halb verwachsener Mann, aber von einem colossalen Willen; seine Anhänger fürchten ihn und befolgen blindlings seine Ordres. Für die Art, wie er Gehorsam findet, sind ein paar prächtige Typen aufgestellt, Maschurina und Ostrodumof, beide ungebildet und auch sonst völlig unbedeutend, aber für die Fähigkeit des russischen Volkes, sich blind einem überlegenen Willen unterzuordnen, höchst bezeichnende Phänomene.

Bei der Schilderung des Unternehmens selbst ist es für den Dichter ein sehr großer Uebelstand, daß es so wenig sinnliche Ausführung verstattet.

Ich sprach vorher vom Frankfurter Attentat: es war allerdings ein toller Einfall, den Bundestag aufheben zu wollen, was sich daraus ergeben hätte, selbst im Fall des Gelingens, wäre schwer zu sagen. Aber es war doch eine wirkliche Action, man konnte doch Hand und Fuß dabei regen. Ich fragte einen alten Herrn, der dabei gewesen war: was hättet Ihr denn mit den Leuten gemacht, wenn sie Euch in die Hände gefallen wären? „Wir hätten sie aufgeknüpft!" antwortete er finster.

Aber was thun eigentlich die Apostel des Wassili Nikolajewitsch? Er schickt sie bald an den einen, bald an den anderen Ort, aber was sie dort machen, das erfährt man nicht. Hauptsächlich vertheilen sie Brochüren. Endlich schickt er den Befehl, loszuschlagen. Was geschieht nun? Zwei seiner Anhänger halten Reden vor den Bauern. Die Zuhörer des Einen gerathen erst in Schreck, sie meinen, daß er französisch spricht, und rufen aus: Gott, wie streng ist dieser Herr! Die Anderen sind lustig und nöthigen den Emissar, sich mit ihnen in Branntwein zu betrinken.

Vermuthlich ist das Alles vollkommen richtig geschildert, aber ich lege mir immer die Frage vor: ist das nun wirklich Alles? Es kam hier doch nicht darauf an, einzelne Genrebilder aus den revolutionären Umtrieben zu zeichnen, man verlangt nach Typen. Ist in dem russischen Volke wirklich kein Zündstoff enthalten, der durch solche Wühlereien in Brand gesetzt werden könnte? Das ist doch die Hauptsache, und darüber weiß ich, nachdem ich den Roman gelesen, gerade so viel als vorher; ja ich bin im Zweifel, ob der Dichter selbst darüber Bescheid geben könnte.

Wie die Sache hier erzählt wird, handeln die beiden Betheiligten, Neschdanof und Markelof, geradezu wie Irrsinnige. Das ist zum Theil psychologisch sehr fein motivirt, und wenn das novellistische Interesse überwöge, so würde man nichts dagegen einwenden können; aber die Einsicht ins Geschichtliche wird dadurch nicht gefördert.

Ich muß gestehen, ich war nicht wenig überrascht, als der Roman auf einmal zu Ende war. Ich hatte geglaubt, ich wäre erst in der Mitte, alles bisherige sei nur Vorbereitung und die Geschichte sollte nun mit der Criminaluntersuchung erst recht angehen. Jetzt erst, im Leiden, sollten die Charaktere sich entwickeln, die bisher nur blind umher geirrt waren. Jetzt auch erst sollte sich die Classe, gegen welche die Verschwörung gerichtet war, die Aristokratie, in ihrer ganzen Gehässigkeit zeigen, und damit zwar nicht das Unternehmen aber wenigstens die Gesinnung, aus der es entsprang, rechtfertigen. Manche Züge schienen darauf vorbereiten zu sollen; die Scene, wo der scheinbar liberale Gutsbesitzer den Zeugen auf die Präfectur führt, ist ganz köstlich ausgemalt. Aber dann bricht alles ab, und man hat die Empfindung, daß die Behörden nach Lage der Sache noch ziemlich glimpflich verfahren.

Ich hatte gemeint, die Verfolgung würde ganz andere Dimensionen annehmen, sie würde den Unschuldigen mit dem Schuldigen treffen. Da ist zunächst ein gewisser Solomin, in welchem der Dichter ein Ideal schildern zu wollen scheint, das Bild eines echten Russen, der an dem Fortschritt arbeitet ohne sich in unsinnige Unternehmungen einzulassen. Es ist die einzige Figur bei Turgénjew, die mir nicht recht körperlich vorkömmt, in der ich etwas Gedachtes finde; sie scheint ganz gegen die sonstige Art des Dichters mehr aus der Idee als aus der Anschauung hervorgegangen zu sein.

Seine Tüchtigkeit zeigt sich zunächst in seinem eigenen Geschäft; die Fabrik, die er leitet, ist mit der höchsten Anschaulichkeit dargestellt; ich mußte an Adolph Menzels Walzwerk denken. Aber inwiefern das Alles zweckmäßig eingerichtet ist, das kann uns der Dichter nicht zeigen, das müssen wir ihm glauben. Was an dem Menschen ist, vermag der Dichter nur in seinen Beziehungen zu anderen Menschen uns vor Augen zu bringen. Viel schon liegt in dem Eindruck, den er auf seine Umgebungen macht: sie empfinden durchweg seine Ueberlegenheit, und wir sind sehr geneigt mitzugehen. Aber bei irgend einem Punct möchten wir ihn doch wirklich fassen. Seine kühle, lächelnde, wortkarge Art ist als Grundfarbe vortrefflich gedacht, aber bei einzelnen Gelegenheiten erwartete ich, daß er mehr aus sich herausgehen würde. Er sieht das Thörichte der Verschwörung ein, dennoch hegt er für die letzten Zwecke derselben eine gewisse Sympathie. Welche? Das möchte ich gern erfahren. Der Mann sieht gerade so aus, als ob er mir Aufschluß ertheilen könnte. Inwiefern soll diese fieberhafte Unruhe junger Leute, wenn sie auch für den Augenblick nichts frommt, doch den Boden für die Zukunft vorbereiten? Solomin bleibt stumm; er verhält sich auch sehr einsilbig, als der junge Mensch, dem er doch sehr zugethan ist, im Begriff steht, eine Absurdität zu verüben, die für ihn und die Anderen die schlimmsten Folgen haben muß. War Solomin eine wirklich energische Natur, so mußte er den guten Freund beim Kragen nehmen und ihn nöthigenfalls einsperren.

Ich vermuthete immer, nach der Absicht des Dichters solle in dieser kühlen Objectivität eine geheime Schuld liegen, die sich dann rächen würde. Solomin, Marianne, Packlin, sie alle würden nach Sibirien transportirt werden, und hier würde denn auch das Abscheuliche in der Natur der Familie Sipiagin hervortreten, das sich bis dahin blos andeutet. Was bis dahin geschehen, stimmt nicht recht zu den Erwartungen, die der Dichter erregt. Die gnädige Frau hat freilich eine starke Neigung zur Coquetterie, und sie horcht an den Thüren, was nicht fein ist; der Baron bildet sich ein, ein großer und liberaler Staatsmann zu sein, während sein Kopf doch ziemlich leer ist. Das Alles ist indeß in Bezug auf das Ereigniß, von dem allein die Rede ist, noch nicht so schlimm, um das harte Urtheil zu motiviren, daß

Marianne, wie es scheint, im Sinn des Dichters fällt, und der Leser fühlt sich in seinen Erwartungen einigermaßen getäuscht. Wäre der Ausgang so gewesen, wie ich ihn mir gedacht, so würde die Stimmung des Romans eine viel düstere sein. Ich habe freilich von verschiedenen Seiten gehört, daß man ihn jetzt schon sehr düster findet, mir will das nicht scheinen. Daß ein hoffnungsvoller junger Mann seinem Leben ein Ende macht, ist freilich traurig, aber solche Dinge kommen bei Turgénjew anderwärts viel ergreifender heraus.

Neschdanof ist ein Charakter, wie der Dichter sie besonders liebt. Er wird von einem Freunde eine Hamletnatur genannt; statt dessen möchte ich lieber einen Ausdruck gebrauchen, den Goethe bei uns eingebürgert hat: Neschdanof gehört in die Classe der Anempfinder. Dieses etwas stark ausgesprochene Wort findet in ihm eine lebhafte Resonanz, und erweckt in ihm den Trieb, mit einem entsprechenden Wort zu erwidern oder es auch zu überbieten. Er ist denn mit seinem ganzen Gefühl dabei; er ist gerührt, aufopferungsfähig, heroisch; aber das haftet nicht lang, es weicht leicht einem neuen Eindruck von Außen, und so schwankt er von einem Extrem ins andere. In keiner Weise unedel in seinem Denken oder Empfinden, entdeckt er doch, wenn er ernstlich sein Inneres sondirt, als eine Haupttriebfeder die Eitelkeit. Kurz, Neschdanof ist ein Zwillingsbruder von Rudin, aus dem Turgénjew einen Typus für alle Zeiten gemacht hat.

Solche Männer sind namentlich in ihrer Jugend gefährlich für glaubensbedürftige Frauen. Sie scheinen so echt, so voll in ihrer Begeisterung, daß sie nicht blos Glauben, sondern bald auch Liebe erregen. Dann aber tritt Enttäuschung ein, das Hohle des Tons wird empfunden. So geht es Rudin, so geht es Neschdanof. Beide erregen die Schwärmerei und die Liebe einer stärkeren weiblichen Natur, beide werden ihrerseits zur Liebe gleichsam verführt, fast möchte ich sagen gepreßt, und nun wissen sie selbst nicht recht, wie es mit ihnen steht. Das wird endlich durchschaut, und man wendet sich mit Härte von ihnen ab. In den Ausdrücken ist Natalie härter gegen Rudin, als Marianne gegen Neschdanof, thatsächlich steht es etwas anders. Neschdanof deutet der von ihm halb Geliebten an, das Klügste für ihn wäre, zu sterben, und Marianne denkt im Stillen ebenso: er hätte sich nicht erschossen, wenn man ihn gehindert hätte, sie hindert ihn nicht, das ist nicht etwa Plan und Ueberlegung, aber so gehts in ihrer Seele zu. Uebrigens ist gerade dieser Proceß mit der größten poetischen Feinheit durchgeführt.

Wenn mich, im Großen und Ganzen betrachtet, die Composition dieses Culturromans weniger befriedigt, als die der früheren Novellen, so wird das Urtheil ein ganz anderes, wenn ich an das Einzelne gehe. Von Anfang bis zu Ende, überall die Zeichnung einer Meisterhand; jeder Zug sprechend und bedeutend, jedes Ereigniß in voller Gegenwart; ernste psychologische Studien

und von wohlthuendem Humor getragen. Der oft bitteren Satire wird dadurch der Stachel genommen.

Da wird ein altes närrisches Ehepaar beschrieben, Tomiuscha und Timiuscha; sie leben einen Tag wie den anderen, sind mit sich selbst und aller Welt zufrieden; wenn dem einen etwas fehlt, trinken sie beide Kamillenthee und werden sofort gesund. Ich wollte, dies Bildchen aus dem achtzehnten Jahrhundert, das freilich etwas aus dem Rahmen der Handlung heraustritt, hätte einen bedeutenderen Platz gefunden. Ohne Absicht ist es nicht eingeschoben: hier sollen die Träumer aus Neuland, die sich von Fourrier und Büchner über die Bedürfnisse des russischen Volkes belehren lassen, ein wenn auch etwas verzerrtes Bild echt russischer Natur gewinnen. Es liegt im russischen Leben etwas Träumerisches, zu Gewaltschritten auf eigene Hand ist es nicht angethan.

Das am meisten Poetische bei Turgénjew habe ich noch nicht erwähnt. Es ist nicht blos die sichere Zeichnung, die charakteristische Farbe, sondern was die Maler den Luftton nennen. Er ist kein Landschafter von Profession, er vermeidet eher die ausführliche Schilderung: aber in jedem seiner Bilder athmen wir gleichsam die Natur ein. Die Figuren stoßen und drängen sich nicht aneinander, sie werden von einem allgemeinen Element getragen, in dem auch wir uns gesund fühlen.

Deshalb kommen wir ihnen nahe und nehmen Theil an ihnen, auch wo sie uns nicht gefallen, und doppelt nahe kommen wir dem Dichter selbst.

Am Vorabend des Krieges.

Die Komödie der Diplomaten wäre also zu Ende. Sie war nicht kurzweilig; die Spieler trugen keine Ehre davon und wir armen Zuschauer keinen Genuß. Und dennoch wünschten wir, sie dauerte fort. Denn so lange sie währte, konnte man wenigstens auf den Frieden eitel hoffen, jetzt aber stehen wir hülflos der brutalen Wirklichkeit des Krieges gegenüber. Es nützt uns nichts mehr, zu declamiren, daß die russische Regierung das Meisterstück fertig gebracht hat, unter einem noch frivoleren Vorwande den Krieg zu beginnen als Frankreich vor sieben Jahren, und auch das ist vorläufig ein geringer Trost, daß der Himmel hoffentlich an dem frevelhaften Friedensbrecher Gerechtigkeit üben und ihn mindestens mit Pech und Schwefel begießen werde. Wir müssen mit verschränkten Armen unthätig das Losbrechen des Kriegssturmes abwarten, und wollen froh dankbar sein, wenn er zunächst uns ver-

schont. Vielleicht geschieht es, da wir reumüthig an unsere Brust schlagen und unsere Sünden offen bekennen. Wir haben den Worten der russenfreundlichen Zeitungen nicht unbedingt Glauben geschenkt. Verleitet durch die Erzählungen, die von dem berühmtesten russischen Diplomaten Ignatiew im Gange sind, daß er noch niemals auf einer Wahrheit ertappt wurde, haben wir auf die weitere Verbreitung dieser edlen Eigenschaft geschlossen und gemeint, die von Moskau (nicht von Petersburg) inspirirten slavischen Blätter prahlen nur und wollen uns zum Besten haben, wenn sie etwa in folgender Weise schrieben: „Der Köder der Conferenzen und Protokolle, so verbraucht er auch schon sein mag, hat doch noch diesesmal gute Dienste gethan und die guten Leute in Westeuropa zu der Ueberzeugung gebracht, die Kriegsgefahr sei, Dank der Mäßigung und Friedensliebe der russischen Regierung, beseitigt. Sie wissen nicht, daß es Rußland nur um einen Aufschub von einigen Monaten zu thun sei, bis die Rüstungen vollendet, die Wege practicabel geworden sind, bis die Staatskunst der übrigen Großmächte, insbesondere Englands, ihre Impotenz noch deutlicher bewiesen und Rußlands Plänen in erbärmlichster Selbstverblendung die Wege gebahnt hat. Ist das Alles geschehen, so wird der Krieg eröffnet und zwar um die Mitte des Monats April." Wir haben diese Sprache als Flunkerei betrachtet und doch ist fast wörtlich eingetroffen, was uns da verkündigt wurde. Daher bekehren wir uns und glauben jetzt auch an die Worte, die einem hochgestellten russischen Staatsmann, der in Mr. Thiers seine Egeria verehrt, vor einiger Zeit entschlüpft sind: „Wir konnten nicht warten, bis die christliche Bevölkerung in der Türkei durch eigene Kraft frei geworden ist". An die Wahrheit dieser Worte glauben wir, auch wenn sie nicht von so gewichtiger Seite bekräftigt würden. Seit einem Jahrzehnt und länger konnte man auf griechischem, bulgarischem und (wenigstens theilweise) serbischem Boden die Anfänge einer vielversprechenden, friedlichen Culturarbeit beobachten. Als Erben des Bodens wollten die christlichen Anwohner denselben nicht verwüsten und veröden lassen, ehe sie ihn in Besitz nehmen; da der letztere ihnen durch den natürlichen Lauf der Dinge gesichert schien, so hörten sie nicht gern von Maßregeln, welche seinen Werth verringern. Sie bereiteten sich auf die künftige Würde vor. Die nichtswürdige Herrschaft der Popen wurde nach Kräften gelockert, Schulen wurden errichtet, an die Verbesserung der heimischen Arbeitszweige, insbesondere an die bessere Erziehung der Frauen gedacht. Das Alles lag freilich noch im Keime, ließ aber mit der Zeit schöne Blüthen und gute Früchte hoffen, zu nicht geringem Mißvergnügen der russischen Staatsmänner, die auf diese Art das Tummelfeld ihrer Machtgelüste eingeschränkt sahen und die Rückwirkung auf das eigene, absichtlich in der größten Abhängigkeit vom Popenthum gelassene Volk fürchten mußten. Nicht die Türken und Muhamedaner sind Rußlands

Feinde, höchstens ihre Nebenbuhler in der Vormundschaft über die christlichen Völker auf der Balkanhalbinsel. Rußlands wahre Feinde sind diese letzteren, welche sich auf eigene Faust emancipiren und nicht das türkische Joch mit der russischen Knute vertauschen wollten. Der Krieg gilt nicht der Befreiung der Slavenbrüder und Christenbrüder, sondern gerade im Gegentheil der dauernden Fesselung derselben, nur unter einer anderen Firma. Ist der Krieg zu Ende geführt, hat die russische Macht die Erfolge errungen, welche sie zuversichtlich erwartet, so wird alle Welt darüber klar werden, daß der Kriegsvorwand, die Befreiung der Slaven und Christen, eben nur ein eitler Vorwand war. Heute aber glaubt die halbe Welt an die Ehrlichkeit der russischen Versicherungen, gerade so wie sie an die Brüderlichkeit der französischen Sansculotten in den Revolutionsjahren glaubte.

Es ist Rußland in der That gelungen, die öffentliche Meinung in Europa, insbesondere die politischen Querköpfe in England über seine Absichten zu täuschen, sogar die armen Opfer der russischen Politik, die Bulgaren, Serben und Griechen, drängen sich herbei, um an den eigenen Ketten schmieden zu helfen. Unter ihnen herrscht Dank den vortrefflich geleiteten russischen Einwirkungen vollständige Abspannung und Kleinmüthigkeit, sie mißtrauen einander, sie haben sich sogar hassen gelernt und erscheinen vollständig reif für die Verfassung, die ihnen die russischen Gönner zugedacht haben, das ist die Permanenz des Zustandes, der in der heiligen Grabkirche in Jerusalem in der Osterwoche herrscht. Dort schlagen die verschiedenen christlichen Secten mit Wuth auf einander los, bis sie die türkische Wache gewaltsam auseinander reißt und zum Frieden zwingt. Geradeso werden sich, ist der türkische Druck gewichen, die mit kunstvoller Arglist gegen einander gehetzten Christenstämme, von welchen sich jeder zur Alleinherrschaft berufen wähnt, wie jede Secte sich für allein orthodox hält, gegenseitig zerfleischen, bis die russische Gewalt Ordnung stiftet. Ist es denn aber so sicher, daß der Ausgang des Krieges genau dem Recepte entsprechen wird, welches in Petersburg dafür aufgesetzt wurde? Man nimmt an, daß es der Pforte nicht ernst ist mit dem Kriege und sie sich gern wird besiegen lassen. Wie dann aber, wenn dieser Glaube auf Täuschung beruht, wenn der muhamedanische Fanatismus aufgestachelt und der Ruf nach Befreiung der Christen mit ihrem Gemetzel beantwortet wird? Man hat Alles gethan, um diesen Krieg zu einem Kampf um das Dasein zu stempeln, man darf sich daher nicht wundern, wenn die ganze Bestialität, die ein solcher Kampf weckt, sich in dem Kriege offenbaren wird. Und kann dann der Krieg nicht auch Rußland in unmittelbare Gefahr stürzen? Da es nicht schicklich ist, an der Friedensliebe des russischen Kaisers, nachdem er sie betheuert hat, zu zweifeln, so muß er der schwächste und ohnmächtigste Mann in seinem ganzen Reiche sein. Wollte er wirklich den Frieden, und

hätte er die Macht, seinen Willen durchzusetzen, so wäre die Kriegsgefahr längst beseitigt. Der Kaiser wird also gegen seinen Willen in den Krieg getrieben. Von wem? Es ließe sich eine ganze Reihe von Parteien in Rußland, von der Hofpartei bis zu den Nihilisten, aufzählen, die alle den Krieg wollen, von denen aber jede von einem anderen Motive beherrscht wird. Darin liegt für Rußland eine große politische Gefahr. Es fehlt der Action ein großes, bewußtes, allgemeines Ziel, es wird Jedermann die Wechselfälle des Krieges zu eigenen Vortheilen auszubeuten suchen, und jede Partei sich den größten Gewinnstantheil sichern wollen. Unter solchen Umständen erscheint der Glaube berechtigt, daß das türkische Reich dem Untergange nicht näher liege als Rußland der Revolution. A. S.

Aus dem deutschen Reichstag.

VI.

Nach einer zweiwöchentlichen Osterpause fand der Reichstag bei seinem Wiederzusammentritt die Scenerie vollständig verändert durch die inmittelst eingetretene und zur Zeit wieder beseitigte Kanzlerkrisis, die ein grelles Licht warf auf manche dunkle Partien unserer Zustände und die Unfertigkeit der Entwickelung des Reichs in besorgnißerregender Weise klarlegte. Die erste Sitzung des Reichstags zeigte nicht einen so zahlreichen Besuch, wie man bei der starken Erregung und Spannung der Gemüther es hätte erwarten können; vielleicht mochte der Grund darin liegen, daß Manchen in diesem Augenblick die Gefahr eines Rücktrittes Bismarcks schon beseitigt schien. Natürlich bewegte sich vom ersten Augenblick des Wiedereintreffens der Abgeordneten Alles um die Stellung, die der Reichstag der ganzen Angelegenheit gegenüber einzunehmen habe, die ja nicht ein ausschließlicher Widerschein der ganz Deutschland und Europa durchziehenden Stimmung war, einer allgemeinen Panique auf der einen und eines schadenfrohen Jubels auf der andern Seite. Im Reichstag gesellten sich zu dieser Stimmung noch die hier natürlich unmittelbarer und lebhafter als draußen sich aufdrängenden Sorgen und Bedenken, die sich an die Klarlegung starker Lücken in unsern Institutionen bei dieser Gelegenheit knüpfen, und war schon im Anfang der gegenwärtigen Session aus der nationalliberalen Partei heraus dem starken Bedürfniß nach einer zweckmäßigern Organisation der obersten Reichsbehörden ein sehr bestimmter Ausdruck verliehen und die Ueberzeugung von der dringenden Nothwendigkeit solcher festeren Organisation im Laufe der Woche durch Einblick in die Lage der Reichsgeschäfte immer allgemeiner geworden, so mußte jetzt die Be-

stürzung um so größer sein, bei der nahe liegenden Möglichkeit, daß der Mann, der allein im Stande ist durch seine außerordentliche Persönlichkeit den noch unentwickelten Organismus zu ersetzen, uns schon in einem Augenblicke fehlen könne, wo wir die Mängel der Organisation noch nicht im Stande gewesen sind so auszugleichen, daß darin für die Dauer eine Garantie für eine stetige und ruhige Reichsentwickelung gegeben ist, wie wir sie bis jetzt durch besondere Gunst des Schicksals in Bismarcks eminenter Persönlichkeit hatten. Die so unvermuthet eingetretene Gefahr eines Rücktritts Bismarcks hat die Nothwendigkeit organischer Veränderungen nur noch klarer gemacht; eben so klar war aber alsbald auch der andere Gedanke, daß eine vorübergehende Beurlaubung Bismarcks nothwendig für jetzt die Inangriffnahme solcher Umgestaltung ausschließe. Denn kein Reichstag, am wenigsten aber der jetzt neu gewählte mit unbestimmter Färbung und schwankender Majorität kann ohne oder gar gegen Bismarck solche Organisation versuchen ohne die starke Aussicht auf einen Mißerfolg. Deshalb kann sich jetzt an die Beurlaubung des Kanzlers nur die Hoffnung knüpfen, daß er bald gestärkt und erfrischt zurückkehren und alsdann selbst die Initiative ergreifen möge, um die Lücken in unserm Organismus zu ergänzen, die sich gerade jetzt uns recht deutlich geoffenbart haben und die wohl auch ihm selbst fühlbar genug geworden sind. Die unmittelbar bestimmenden Gründe für Bismarcks Abschiedsgedanken können natürlich nur den Eingeweihtesten bekannt sein, vielleicht ist es aber überhaupt unmöglich, sie genau zu präcisiren, da der, nicht urplötzlich entstandene, sondern sehr allmählich gereifte Entschluß des Abgangs aus einer ganzen Zahl verschiedener Gründe hervorgegangen zu sein scheint. Körperliche und geistige Erschöpfung — nach einer fünfzehnjährigen Thätigkeit so gigantischer Art überaus natürlich — und der dringende Wunsch der Familie, daß nicht durch eine Fortführung der bisherigen amtlichen Thätigkeit die Befürchtungen bald eintretender ernster Gefahr sich bewahrheiten mögen, scheinen einen starken Antheil an dem Entlassungsgesuch gehabt zu haben, wenn sie auch nicht ausschließlicher Grund waren, das zum Glück an der entschiedenen Ablehnung des Kaisers gescheitert ist. Deutschland muß es seinem Kaiser Dank wissen, daß er ablehnte, sich von seinem Kanzler zu trennen, und ebenso dem Fürsten Bismarck, daß er die Verpflichtung anerkannte, auch seinerseits diesem Verlangen seines Kaisers zu entsprechen. Die Verlängerung der Krisis scheint ihren Grund nur in den Verhandlungen und Versuchen gehabt zu haben, an die Stelle gänzlicher Entlassung eine längere Beurlaubung mit voller Befreiung von allen Geschäften und voller Stellvertretung treten zu lassen, Versuche, die schließlich gänzlich gescheitert sind, theils an verfassungsmäßigen Schwierigkeiten, theils an dem Umstande, daß die Stellung des deutschen Reichskanzlers von einem Inhaber auf Zeit, der mehr oder weniger

dabei Rücksicht auf den eigentlichen Inhaber zu nehmen hätte, also nicht seine ganze Individualität und Kraft ungehindert entfalten könnte, gar nicht ausgefüllt werden kann. So ist dem kaiserlichen Verlangen entsprechend allmählich der Gedanke der gänzlichen Entlassung, wie der einjährigen Beurlaubung fallen gelassen worden und nichts übrig geblieben, als eine schon wiederholt gewährte längere Beurlaubung, die mit früheren Fällen auch das gemeinsam hat, daß der Urlaub auf unbestimmte Zeit ertheilt ist. Auch die Art der Vertretung „in den laufenden Geschäften" entspricht beinahe vollständig einem früheren Vorgange. Früher hatte Delbrück die Vertretung für alle laufenden Geschäfte, diesmal v. Bülow für die auswärtigen, Hoffmann für die innern Angelegenheiten. Bis zum letzten Augenblick war Camphausen für die letztern bestimmt — angeblich war das Schreiben mit diesem Namen bereits concipirt —, man sagt, daß dies daran gescheitert sei, daß Camphausen nur eine ganz selbständige Vertretung mit voller Verantwortlichkeit und dem Recht der eigenen Unterschrift habe übernehmen wollen, eine Stellvertretung, die ohne Verfassungsveränderung nicht möglich war und deshalb unterbleiben mußte. An diesem formellen Hinderniß soll die Vertretung durch Camphausen gescheitert sein; die Beurtheilung des schnell fertigen Gerüchts, daß in dieser Wendung im letzten Augenblick der Vorbote einer Wendung der Politik in wirthschaftlichen und Zollfragen liege, überlassen wir eben so den Conjecturalpolitikern, wie die der andern Version, daß der beabsichtigten Vertretung durch Camphausen die stille Absicht zu Grunde gelegen habe, die Infallibilität Camphausens auf dem Gebiet der Wirthschafts- und Handelspolitik zu Falle zu bringen. Wäre der Reichstag in dem früheren Stadium der Krisis wieder zusammengetreten, wo es sich noch um die Frage wirklichen Rücktrittes oder wenigstens gänzlicher Beurlaubung und Enthebung von allen Geschäften und somit auch aller Verantwortlichkeit handelte, so würde sicherlich in irgend einer Form durch den Reichstag dem dringenden Wunsche der Nation Ausdruck verliehen worden sein, den Fürsten Bismarck auch ferner an der Spitze der Leitung des deutschen Reichs und damit der europäischen Politik zu behalten und das vor allem in einem Augenblick, wo der russisch-türkische Krieg in Sicht steht, vor dessen möglichen Folgen alle Häkeleien, die in kleinen Salonintriguen und Nörgeleien wurzeln können, und alle Schwierigkeiten unserer innern Politik verschwindend klein erscheinen. Indeß diese Lage der Dinge fand der Reichstag bei seinem Wiederzusammentritt nicht mehr vor, er fand im Gegentheil die abgeschlossene Thatsache vor, daß die eigentliche Kanzlerkrisis bereits erledigt war und daß es sich nur noch um die Frage handelte, in welcher Weise Bismarck für die Zeit eines vorübergehenden Sommerurlaubes vertreten werden sollte.

Auch diese Frage ward am Tage nach der ersten Sitzung durch die

amtliche Mittheilung erledigt, die von Bülow und Hoffmann als die Vertreter in den laufenden Geschäften bezeichnet, während Bismarck die volle Verantwortlichkeit, sowie die Contresignatur der kaiserlichen Erlasse behält und von den Geschäften keineswegs „zurücktritt“. Hiergegen war ein formell juristisches Bedenken nicht zu erheben und es würde für den Reichstag gar kein Anlaß gewesen sein, ein Wort zu verlieren über diesen Sommerurlaub, wie dies auch früher in ganz analogem Falle nicht geschehen ist, wenn nicht der vorherige Verlauf der Sache und die gesammte politische Lage unwillkürlich dazu gedrängt hätte, der Stimmung der Nation bei diesem Anlaß durch den Reichstag einen Ausdruck zu verleihen. Deshalb war in voller Uebereinstimmung aller Parteien die amtliche Mittheilung von Bismarcks Sommerurlaub, die stillschweigend zugleich die Mittheilung vom Ende der Kanzlerkrisis enthielt, zum Gegenstande einer besonderen Debatte gemacht, die der Natur der Sache nach ohne irgend eine Beschlußfassung verlaufen mußte, und nur dazu dienen konnte, die Auffassung unsrer politischen Lage von den verschiedenen Parteistandpuncten aus klar zu legen, aber auch in dieser Beschränkung charakteristisch genug und hoch erfreulich war. Wenn etwa die Curie in Rom und französischer Chauvinismus und, wen das deutsche Reich sonst noch zu Feinden hat, gehofft haben, aus der Mitte deutscher Oppositionsparteien heraus Genossen ihrer Freude über den erträumten Sturz Bismarcks zu finden, so hat diese Reichstagsdebatte sie belehrt, daß sie im gründlichen Irrthum sich befanden, daß im Gegentheil Bismarck im deutschen Reichstag eine feste Stütze hat und daß im Augenblick so ernster auswärtiger Gefahren, wie der gegenwärtige, auch die deutschen Oppositionsparteien den inneren Hader vergessen und nichts thun, um Bismarck zu stürzen oder ihm Schwierigkeiten zu bereiten, sondern mehr bestrebt sind, ihn zu halten und ihm Erleichterung zu gewähren. Dies erscheint uns als das hocherfreuliche Resultat der Reichstagsdebatte über die beendigte Kanzlerkrisis, für Bismarck der wohlverdiente, unzweideutige Ausdruck, wie sehr alle Parteien erfüllt sind von den Gefühlen des Dankes für das, was er für Deutschland geleistet, und von dem Wunsche, ihn auch ferner als Deutschlands Leiter zu behalten, und für Deutschland ein erfreuliches Zeichen, daß in gewissen Tagen die innern Parteiungen zurücktreten vor der Stärke des nationalen Zuges, der unwiderstehlich alle beherrscht. Jede Partei ließ durch einen Redner ihren Standpunct entwickeln, von keiner Seite erfolgte ein Angriff auf Bismarcks Politik; die Fortschrittspartei zollte durch Hänels höchst maß- und taktvolle Rede Bismarcks Leitung der auswärtigen Politik ein großes Lob, die Nationalliberalen durch von Benningsens staatsmännische Rede charakterisirten Bismarck als den Regenerator Deutschlands, der in einem Dutzend Jahren mehr erreicht, als jemals in solchem Zeitraum für Deutschland oder für irgend ein Volk erreicht worden

sei; beide betonten mit übereinstimmender Entschiedenheit die Nothwendigkeit organischer Veränderungen in unsern Institutionen durch Begründung selbständiger Reichsbehörden, die aber nur mit und durch Bismarck bewirkt werden könnten, weshalb man im Augenblick seiner Beurlaubung von diesfallsigen Anträgen absehen müsse, sie aber vorbehalte für die folgende Zeit; die Freiconservativen erklärten durch Graf Bethusy ihre volle Uebereinstimmung mit von Benningsens Ausführung und damit war schon in diesem einen wichtigen Punct, in der Frage der Begründung selbständiger Reichsbehörden, eine starke Mehrheit des Hauses constatirt. Das Centrum verhielt sich in einer langen Rede des eigens zu dieser Verhandlung herbeigeeilten Windthorst überaus vorsichtig und zahm. Die große Beschränkung, die sich Windthorst auferlegen zu müssen glaubte, beraubte ihn seiner sonstigen pikanten Frische, er ließ es natürlich an Ausfällen und Hieben nicht fehlen, aber er vermied sorgfältig jeden ernsten Angriff und höchst bezeichnend erschien seine Aeußerung, daß, wenn er wirklich irgend einmal über Frieden im Culturkampf verhandeln sollte, er solchen Frieden am liebsten mit Fürst Bismarck verhandeln möchte. Ob letzterer durch diesen avis au lecteur sich locken lassen wird, wissen wir nicht. Für die Conservativen, die ebenso wie das Centrum sich gegen den „unitarischen" Gedanken von Reichsministerien erklärten, gab von Kleist-Retzow mit einer glänzenden Lobeserhebung von Bismarcks auswärtiger Politik die nicht mißzuverstehende Zusicherung, daß der große Staatsmann der unbedingten und sichern Unterstützung gewiß sei, wenn, wie zu hoffen sei, er in der innern Politik sich ganz und voll den Wegen seiner Partei wieder zuwende.

Für den von dieser Seite sehr erhofften und in der That nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegenden Fall einer baldigen Reichstagsauflösung etwa im Herbst dieses Jahres bezweifeln wir nicht den guten Willen von Kleist-Retzows in dieser Beziehung, eher möchten wir bezweifeln, daß er eine wirksame Partei in seinem Sinne von einer Stärke, die sich der Majorität auch nur annähert, zu Stande bringen kann und dadurch verliert seine freundliche Lockung für den großen Staatsmann freilich ihren Reiz.

Für den Reichstag ist mit der Beendigung dieser Kanzlerkrisis ein Alp von der Seele genommen und wenigstens die geistige Freiheit zu Behandlung der wichtigen vorliegenden Fragen wieder gegeben. Wie freilich eine Abwickelung der wichtigen Fragen auf wirthschaftlichem Gebiete ohne eine unmittelbare Betheiligung des leitenden Staatsmannes erfolgen soll, das ist eine andere Frage. Es bleibt uns nichts übrig, als: unsere innere Politik muß sich auf die nothwendigsten „laufenden Geschäfte" beschränken, so lange Bismarck beurlaubt ist, im übrigen muß sie einstweilen Ferien machen. Und darin liegt das Bedenkliche und Gefährliche, was bei dieser Kanzlerkrisis zu

Tage getreten ist. Für den Reichstag aber ist es bei dieser Sachlage doppelt geboten, daß er für jetzt seine Geschäfte auf das Allernothwendigste beschränkt und dann bald vertagt wird. Freilich eine sehr große Calamität, daß wir die drängenden und brennenden wirthschaftlichen Fragen jetzt ungelöst lassen müssen. Die auswärtige Politik führt Bismarck von Varzin aus unverändert fort, für die innere liegt solche Möglichkeit nicht vor. Möge ein glücklicher Sommer seine kranken Nerven wieder gesunden lassen und manche Schwierigkeiten beseitigen, die im Innern sein Wirken ihm erschweren und verleiden, damit er im Herbst neu gestärkt an die drängende Aufgabe herantreten kann, zu dem, was er bis jetzt für Deutschland schon gethan, auch noch den Ausbau der Institutionen hinzuzufügen, die uns jetzt fehlen, die uns bisher seine machtvolle Persönlichkeit ersetzt hat, die aber nach seinem einstigen Weggang uns kaum ersetzt werden können. Gelänge dies nicht, so würde im Herbst oder bald darauf die Kanzlerkrisis sich erneuern und mit einer Reichstagsauflösung sich kaum bessern lassen trotz der so verlockend in Aussicht gestellten conservativ-ultramontanen Majorität.

Wie dieser Bericht, so war auch die ganze Reichstagswoche ganz vorwiegend durch die Kanzlerkrisis ausgefüllt. Fleißige Etatsberathungen mit schrecklich langen Reden über Post- und Telegraphenwesen traten ernüchternd hinzu, ebenso wie eine ganze Reihe örtlicher Gesetze für Elsaß-Lothringen, die zum Glück künftig nicht mehr den Reichstag, sondern den Landesausschuß für Elsaß-Lothringen beschäftigen werden. Die Frage über den Sitz des Reichsgerichts in Leipzig, die vor Ostern die Gemüther so unnöthig echauffirte, ist durch beifälligen Beschluß des Bundesraths erledigt. Einen erfreulichen Ausblick in die Weite auf die starke Entwickelung des überseeischen Handels Deutschlands, für den unsere Flotte angefangen hat den unentbehrlichen Schutz und Rückhalt zu bieten, gewährte die Verhandlung über einen Freundschaftsvertrag mit Sr. Majestät dem König von Tonga (Südseeinseln), wodurch der deutschen dort ungeahnt entwickelten Schifffahrt eine nothwendige Kohlenstation gesichert werden soll. Mit der neuen Woche sollen nun die Debatten über eine Reihe von Anträgen auf wirthschaftlichem Gebiete, Gewerbeordnung, Zölle und Handelsverträge stattfinden; dieselben werden einen breiten Strom von Reden sich ergießen lassen, der die gewohnten Grenzen politischer Parteistellung sehr unkenntlich machen wird. Auch die Socialdemokraten sind mit einem sorgfältig ausgearbeiteten Gesetzentwurf hervorgetreten, der neben der Einführung eines zehnstündigen Normalarbeitstages, Verbot der Nachtarbeit u. s. w. eine Reihe sehr wohl discutabler und verständiger Gedanken enthält, freilich mit einer Bestimmung schließend, die die socialdemokratischen Versammlungen von allen Beschränkungen des Vereins- und Versammlungsrechtes eximiren soll. Gewerbefreiheit und Innungswesen, Schutz-

zoll und Freihandel und socialdemokratische Doctrinen werden für einige Tage in sehr verschiedenen Zubereitungsarten von der Rednertribüne des Reichstags aus behandelt werden, die russisch-türkischen Kanonen am Pruth und der Donau können die Tafelmusik dazu aufspielen, der deutsche Reichskanzler hört von Varzin aus dem Doppelconcert innerer und äußerer Politik zu und wird hoffentlich den Tactirstock auch fernerhin handhaben. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Oberschlesien. Zur socialen Lage. — Als ich vor drei Jahren in dieser Zeitschrift (1874, Nr. 42) einen Aufsatz über die sociale Lage Oberschlesiens veröffentlichte, sagte ich (Seite 615):

„Die geschilderten Verhältnisse müssen nothwendig auf die Entwickelung des übrigen Deutschlands einen hervorragenden Einfluß ausüben, im guten wie im schlimmen Sinne. Augenblicklich vielleicht die nächste Gefahr, welche die Anhäufung großer, unreinlicher, schlecht wohnender und sich schlecht nährender Massen mit sich bringt, liegt in der Erzeugung und leichten Verbreitung ansteckender Krankheiten .... Und wenn die Bevölkerung schon jetzt, wo es ihr äußerlich so wohl geht, ansteckenden Krankheiten ein willkommenes Object darbietet, so ist es erklärlich, daß eine zweimalige Mißernte Zustände hervorrufen kann, wie sie hier in den Jahren 1847/48 geherrscht haben."

Die Verhältnisse haben sich inzwischen naturgemäß nur wenig ändern können, und so gilt denn insbesondere für die industrielosen Bezirke die damalige Schilderung fast wörtlich noch heute. Ich muß daher, um mich nicht zu wiederholen, auf meine damalige Abhandlung verweisen. Für die industriellen Bezirke ist besonders beachtenswerth: „Schlockow, der oberschlesische Industriebezirk." Breslau, 1876. Korn. Was Wunder also, wenn ein naßkalter Winter die schädlichen Einflüsse soweit gesteigert hat, daß die „nächste Gefahr" nunmehr einen bedenklicheren Charakter angenommen hat. Doch soll auch hier noch einmal darauf hingewiesen werden, daß die ersten Zeitungsberichte sich von Uebertreibungen nicht ganz fern gehalten haben. Die gedrückte Lage der Industrie ließ die Befürchtung einer größeren Arbeitslosigkeit vielleicht näher erscheinen, als sie wirklich war. Die an einzelnen Puncten überflüssig gewordenen Arbeitskräfte dürften gegenwärtig von der Landwirthschaft ziemlich aufgenommen sein, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß die auf den wenigen Quadratmeilen der sogenannten Hüttengegend zusammengedrängte und dort zum Theil ansässig gewordene Bevölkerung schon überall wieder ausreichende Beschäftigung gefunden hätte. Die von da zurückfluthende

Bevölkerung hat allerdings den Fleckentyphus auch in einzelne Dörfer der industrielosen Gegend getragen, wie denn in einem Dorfe des Kreises Pleß, in welches ein mit dieser Krankheit behafteter Bettler gekommen war, nach ganz kurzer Zeit fünfundzwanzig Fälle derselben constatirt wurden.

Nur in einem Puncte muß ich meine damalige Schilderung ergänzen, beziehungsweise berichtigen. Ich sagte S. 613: „Auch daß größere Verbrechen gegen Leben und Eigenthum selten vorkommen, ist in meinen Augen ausschließlich eine Folge der Bedürfnißlosigkeit; denn kleinere Vergehen, Diebstähle an dem, was unmittelbar zum Lebensunterhalte gehört, sind um so häufiger." Seitdem haben wir in Oberschlesien Zustände gehabt, welche auch hinsichtlich der Unsicherheit des Lebens und Eigenthums an amerikanische Verhältnisse erinnerten. Mehrere weit verzweigte Räuberbanden haben hierselbst gehaust in einer Weise, wie es seit Jahrhunderten in Deutschland nicht vorgekommen sein dürfte. Man konnte fast keine Nummer der Zeitungen aus dem Hüttenbezirke in die Hand nehmen, ohne von Raubanfällen, Einbrüchen, Brandstiftungen u. dgl. zu lesen. In der Presse ist dieses Symptom fauler Zustände wiederholentlich besprochen worden. Insbesondere brachte die Breslauer Zeitung einmal einen längeren Aufsatz über „die zunehmende Verwilderung des oberschlesischen Volkes", unterzeichnet „Clericus Ohngepäck", in welchem die katholische Geistlichkeit für diese „gräulichen Zustände" verantwortlich gemacht wurde. Dieselbe habe einestheils durch die Art, wie sie die Volkserziehung geleitet habe, die Verdummung der geistig durchaus begabten Bevölkerung verschuldet, anderntheils durch die Art, wie sie den „Culturkampf" geführt habe, das Ansehen der Obrigkeit untergraben. Wenn ich auch weit entfernt bin, die Geistlichkeit von aller Verschuldung freizusprechen, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß sie hinsichtlich des ersten Punktes nur im Sinne der damaligen Regierung gehandelt hat, daß die Verantwortung also auf diese zurückfällt. Und wenn nun auch auf eine geistig vernachlässigte Bevölkerung der Culturkampf besonders schädlich einwirken mußte, so lag nach meiner Ansicht die „Verwilderung" des Volkes doch wohl viel mehr in andern Verhältnissen. Die außerordentliche Leichtigkeit, den Lebensunterhalt zu verdienen, die zu plötzliche Einführung in neue, früher ungekannte Bedürfnisse, die rapide Anhäufung großer Reichthümer in nicht immer ganz reinen Händen, die auffallende Art, in der das leicht erworbene Geld auch von den gebildeteren Classen leicht wieder ausgegeben wurde, das Zusammenströmen unlauterer Elemente auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum, das waren meines Dafürhaltens die hauptsächlichsten Ursachen für jene traurigen Zustände. Die mit jeder zu schnell fortschreitenden Entwickelung*) wohl

*) Zur Ergänzung der früher mitgetheilten statistischen Nachrichten sei aus den

nothwendig verbundene allgemeinere Corruption fand in den unteren Volksschichten nur ihren mehr in die Augen springenden Ausdruck in schweren Verbrechen. Seitdem „die Zeiten schlechter geworden sind", fließt in den Wirthshäusern der Champagner sparsamer; es wird weniger, und das Wenige schwerer verdient, aber die redliche Arbeit ist wieder mehr zu Ehren gekommen, und in den unteren Volksclassen haben die Verbrechen nicht, wie man beim Beginne des Umschwunges vielfach fürchtete, zu- sondern abgenommen.

E. Witte.

Aus Berlin. Die Stellung der Weltmächte. — Endlich sind die orientalischen Dinge auf den Punkt gekommen, daß ein fernerer Zweifel, ob die nächste Zukunft Krieg oder Frieden bringen wird, ausgeschlossen ist. So langsam und schwerfällig der frühere Verlauf der türkischen Krisis war, so schnell und spannend entwickelte sich der letzte Act des Dramas. Der Unterzeichnung des Londoner Protokolles folgte die Ablehnung desselben durch die Pforte auf dem Fuße und schon kündigt Rußland sein letztes Wort an die Mächte an, schon ist das russische Kriegsmanifest unter der Presse, schon erwartet man in Kischeneff den Kaiser Alexander, schon hat sich Abdul Kerim Pascha an die Spitze der Donau-Armee gestellt. So stehen wir denn unmittelbar vor der verhängnißvollen Entscheidung durch das Schwert! Unerwartet kommt sie uns nicht. Wir hielten es zwar für sehr wahrscheinlich, daß die Unterzeichnung des Londoner Protokolles das Einvernehmen der Mächte befestigen würde, aber wir glaubten niemals, daß dem Protokoll gelingen würde, was schon der Conferenz mißglückt war, die Pforte zur Nachgiebigkeit gegen die Wünsche Europas zu bringen. In der ersten Beziehung haben wir uns getäuscht. Das Protokoll, wie es schließlich zu Stande gekommen ist, hat nichts zur Einigung der Mächte beigetragen, im

---

Ergebnissen der Volkszählung vom 1. December 1875 noch angeführt, daß sich im Zeitraum von 1871—1875 die Bevölkerung vermehrt hat in den Kreisen:

	Zunahme der Bevölkerung	
	absolut	Procent
Tost-Gleiwitz . .	4631	5,49
Tarnowitz . . .	2134	5,49
Beuthen	18,386	22,11
Zabrzé	7098	18,27
Kattowitz . . .	15,434	20,86
Pleß	4312	4,78
Rybnik	3261	4,40

Die Kreise Pleß und Rybnik zeigen, was ich besonders in dem früheren Aufsatze betonte, daß trotz einer außerordentlich großen Kindersterblichkeit die Zunahme der Bevölkerung auch in den industrielosen Gegenden wiederum auffallend groß war.

Gegentheil es hat die evidenteste Uneinigkeit der zunächst an der orientalischen Frage interessirten Regierungen zu Tage gefördert. Zunächst war aus dem Protokolle nach und nach schon fast alles herausredigirt worden, was einem einheitlichen Programme der Mächte hätte zur Grundlage dienen können und nichts war zurückgeblieben, als eine nochmalige gemeinsame Bekräftigung der auf der Conferenz gefaßten Beschlüsse nebst einer ganz unbestimmt und allgemein gehaltenen Drohung für den Fall, daß die Pforte diesen Beschlüssen nicht nachkommen sollte. Dann aber war Rußland durch seine dem Protokolle beigefügte Declaration hinsichtlich der Anforderungen an die Pforte aus dem Rahmen des Protokolles einseitig herausgetreten. England aber ging noch weiter, indem es eine Declaration abgab, die eigentlich das Protokoll von vorne herein für null und nichtig erklärte. Italien that ungefähr dasselbe und so stellten die nominell geinigten Mächte der Türkei einen Act zur Unterzeichnung zu, der ihre Uneinigkeit im hellsten Lichte zeigte. Die Pforte hat das Protokoll auch nur von dieser Seite betrachtet und besonders wohl aus der Declaration Lord Derbys den Muth geschöpft, es rundweg ablehnend zu beantworten. Die Pforte findet sich durch die Sprache und durch die Anforderungen des Protokolles in ihrer Ehre und in ihrer Selbständigkeit gekränkt und zieht den Krieg dem Verzichte auf ihre Unabhängigkeit vor, so lautet die die officielle Aeußerung, die einer der türkischen Botschafter über die Intentionen seiner Regierung jüngst gethan hat.

In Petersburg bereitet man nun den letzten diplomatischen Schritt vor, der dem kriegerischen Schauspiel als effectvolle Einleitung dienen und zugleich die Zeit ausfüllen soll, die man noch zur Vollendung der letzten Rüstungen braucht. Fürst Gortschakoff wird den europäischen Mächten formell und feierlich anzeigen, daß die Weigerung der Pforte Rußland zwinge, die von den Mächten zum Schutze der Christen verlangten Reformen der Türkei mit Waffengewalt abzunöthigen und Kaiser Alexander selbst wird sich noch einmal an die Nation wenden und sie aufrufen zu dem heiligen Kampfe wider den Erbfeind. Die Türkei erwartet den russischen Ansturm ungebrochenen Muthes, sie verläßt sich auf ihre starken Positionen in Bulgarien, auf ihre gut gerüstete Armee, auf den Fanatismus der ganzen islamitischen Welt und nicht am wenigsten auf die versteckte oder offene, in jedem Falle aber wirksame Hilfe Englands. Geld haben die Türken jedenfalls genug, ob von England oder nicht, das steht dahin. Sie sind die besten Kunden des Herrn Krupp in Essen und auch seine besten Zahler. Sobald sie Kanonen bestellen, zahlen sie drei Viertel der Summe im voraus und das vierte Viertel erfolgt pünktlich bei der Abnahme der Waare.

Zahllos sind die Conjecturen, die über die muthmaßlichen Chancen der beiden Kriegführenden und über das wahrscheinliche Resultat des Kampfes an-

gestellt werden. Es lohnt nicht der Mühe, ihre Zahl hier noch um eine zu vermehren. Dagegen mag das knappe bedeutsame Wort angeführt werden, das kürzlich Graf Moltke im Reichstage gesprochen haben soll, als man ihn über seine Ansicht über den Ausgang des Feldzuges befragte. „Die Russen haben sich eine große Aufgabe gestellt, sie trauen sich viel zu,“ hätte der Feldmarschall geantwortet. Eines Commentars bedarf diese Aeußerung nicht, wenn nicht etwa der Hinweis von Nöthen ist, daß Moltke wohl nicht gemeint haben kann, daß der endliche Erfolg der Russen ausgeschlossen wäre. Denn an Rußlands langandauernde nachhaltige Kraft zur Kriegführung glaubt man hier durchaus. Was nun Deutschlands Lage beim Beginne des Kampfes und nach dem Ausbruche desselben anlangt, so ist dieselbe eine sehr gute und wird voraussichtlich auch eine solche bleiben. Deutschland kann mit dem Resultate seiner Politik zufrieden sein. Sein Ziel war, den Frieden möglichst lange zu erhalten und wofern dies nicht mehr thunlich war, eine europäische Lage herzustellen, welche Deutschland auf alle Fälle vor einer Betheiligung an den kriegerischen Verwickelungen sicherstellte und ihm die ruhige Arbeit an seiner inneren weiteren Entwickelung ermöglichte.

Diese Politik ist mit gutem Erfolge betrieben worden. Vornehmlich dem deutschen Bemühen ist es gelungen, den Frieden während zweier Jahre orientalischen Streites zu erhalten und heute, wo der Krieg ausbricht, liegen die Dinge so, daß Deutschlands ruhige politische Arbeit vollkommen gesichert ist und daß etwaige mißgünstige Nachbarn weniger als je daran denken können, uns darin zu stören.

Natürlich bleibt unser Auge in erster Linie stets auf Frankreich gerichtet, Aber gerade Frankreich ist durch die kriegerische Wendung, welche die Entwickelung der orientalischen Frage genommen hat, so empfindlich getroffen, daß der Chauvinismus gegen Deutschland dort wohl für das erste nicht wieder zum Worte gelangen wird. Den Franzosen wird durch den Ausbruch des russisch-türkischen Krieges die Ausführung des schon arg gefährdeten Projectes der Pariser Weltausstellung fast unmöglich gemacht, und damit ist dem französischen Nationalstolz, welcher es nicht vermochte, der Welt die Bahn vorzuzeichnen, die ihm nun einmal beliebte, eine tiefe Wunde geschlagen. Aber der orientalische Krieg kann auch in eine Phase kommen, welche Frankreich sehr gegen seinen Willen nöthigen könnte, für die Wahrung seiner Interessen im Orient einzutreten. Man nehme den doch im Ganzen nicht so unwahrscheinlichen Fall an, daß die Russen früher oder später so erhebliche Vortheile über die Türken davontrügen, daß Englands Besorgniß für seine Besitzungen im Orient wachgerufen würde. Man weiß, daß für einen solchen Fall schon in einem weit früheren Stadium der orientalischen Frage englischer Seits die Besetzung von Aegypten in das Auge gefaßt wurde, und

wer sich entsinnt, welche patriotischen Beklemmungen seiner Zeit das Suezcanalgeschäft in Frankreich hervorrief, der wird leicht den Grad der Aufregung ermessen können, den eine englische Occupation Aegyptens in Frankreich zur Folge haben müßte. Frankreich würde zu jeder anderen Zeit unter solchen Umständen activ in die orientalische Frage eingreifen und wenn es dies im Verlaufe dieses Krieges unterläßt, so geschieht dies nur im Hinblicke auf die Revanche an Deutschland, für die es alle seine Kräfte spart. Wenn Frankreich aber doch nicht umhin könnte, sich in den orientalischen Dingen zu engagiren, so würde damit natürlich Niemand zufriedener sein, als wir. Das fühlt man in Paris sehr wohl und wird in Folge dessen nicht müde zu versichern, daß Frankreich gar kein directes Interesse im Orient habe und daß es absolut keine Veranlassung gäbe, aus der Frankreich von der gemeinsam mit den anderen Mächten verfolgten Politik des Friedens abweichen könnte. Dieses Lied wird vom „Moniteur", vom „Temps" und allen anderen namhaften Blättern in allen Tonarten wiederholt und beweist zur Genüge, daß man in Paris große Furcht hat, der Gang der orientalischen Dinge möchte Frankreich zu einer Politik der Action nöthigen, zu der es augenblicklich weder die Lust noch die Kraft hat. Und abgesehen von allen diesen Umständen verdrießt schon die Thatsache an sich die Franzosen auf das Höchste, daß ein großes Stück der Weltgeschichte aufgeführt wird, ohne daß Frankreich im Stande wäre, eine hervorragende Rolle dabei zu übernehmen.

Was die anderen Mächte anlangt, so verfolgen sie Interessen, die mit den unsrigen nicht collidiren und zwar Interessen, die unmittelbar mit der orientalischen Frage zusammenhängen, während wir an derselben nicht direct interessirt sind. Natürlicher Weise werden nun diese Mächte allesammt im gegenwärtigen verhängnißschweren Stadium der türkischen Krisis gezwungen, sich ganz auf diese ihre orientalischen Interessen zu concentriren, und das ist schon an und für sich für uns ein bedeutender Vortheil, da unsere Politik dadurch freier und gewichtiger wird. Sehr sympathisch verhalten wir uns augenblicklich zu Oesterreich, dessen schwierige Lage hier vollkommen gewürdigt wird und das auf die bereitwilligste Unterstützung von hier aus zu rechnen hat. Vielleicht kommt Oesterreich in die Lage, unsere freundschaftliche Vermittelung Italien gegenüber in Anspruch zu nehmen, denn die Italiener nehmen bereits die Miene an, als sei eine Occupation Bosniens, zu der Oesterreich vielleicht wird schreiten müssen, eine Beeinträchtigung Italiens. Nicht undeutlich wird dann zu verstehen gegeben, daß diese Schädigung Italiens nur durch eine anderweitige Regulirung der österreichisch-italienischen Grenze ausgeglichen werden könnte. Wir glauben, daß man unsererseits nicht zögern wird, die Unzweckmäßigkeit dieses Begehrens erforderlichen Falles in freundschaftlichster Weise vorstellig zu machen. In diesen Tagen hat übrigens

Oesterreich noch einen letzten Versuch gemacht, um die kriegerische Entscheidung an der Donau wenigstens noch etwas hinauszuschieben, doch ist diese letzte Mediation an dem Einspruche Englands gescheitert, das alle weiteren Vermittelungsversuche für nutzlos erklärte. So werden denn nach Erfüllung der letzten diplomatischen Formalitäten in wenigen Tagen die Kanonen das Wort haben, und Europa wird mit schweigender Erwartung das Schauspiel begleiten, von dessen Entwickelung nicht allein das Schicksal der Türkei, sondern auch Gedeihen und Verderben vieler hochwichtiger Interessen im Leben aller europäischen Staaten abhängt. J.

Literatur.

Altorientalische Teppichmuster, gezeichnet von Julius Lessing. Berlin, Ernst Wasmuth. — In den letzten Jahrzehnten war man auf dem Gebiete der Industrie fast ausschließlich auf Vervollkommnung der Technik bedacht und hat in dieser Beziehung Bewunderswerthes geleistet. Aber diese Vervollkommnung der Technik, die große Ausbildung der Maschinenarbeit und das daraus sich ergebende Bestreben nach möglichster Billigkeit der Producte hat zu einer argen Vernachlässigung von Formen und Farben an diesen Producten, d. h. der künstlerischen Ausbildung derselben geführt.

Seitdem diese Thatsache in den leitenden Kreisen mit Klarheit erkannt worden ist, ist man nun, und zwar in stets zunehmendem Maße, bestrebt, diesen Fehler zu beseitigen, um auch der Kunst in der Industrie zu den ihr gebührenden Rechten zu verhelfen, die Kunst mit dem Handwerk und der Industrie in ähnlicher Weise zu verbinden, wie das in alter Zeit in mustergültiger und so wohlthuender Weise der Fall war, um dadurch die Industrieproducte unserer Zeit den besten aller Zeiten möglichst gleich zu stellen und sie auf dem Weltmarkte concurrenzfähig zu machen. Diese Aufgabe zu erfüllen ist der Zweck der modernen Gewerbemuseen.

Um nun möglichst bald zu dem erwünschten Ziele zu gelangen, muß man gleichzeitig zwei verschiedene Wege einschlagen und verfolgen, nämlich vor Allem den Geschmack des großen consumirenden Publicums bilden, das Publicum für die besser ausgeführten Gegenstände interessiren, und die Fabrikanten anregen, auch künstlerisch behandelte Gegenstände zu produciren, ihnen zu dem Zwecke auch gute Vorbilder dafür zu beschaffen. Beides muß aber gleichzeitig und unter wechselseitiger Rücksicht des Einen auf das Andere geschehen, denn das Publicum braucht den Fabrikanten und der Fabrikant kann ohne das kaufende Publicum nicht bestehen. Daneben müssen auch Künstler herangebildet werden, welche im Stande sind, die Entwürfe für Gegenstände

zu fertigen, welche ihren Zweck vollkommen erfüllen, und zugleich künstlerisch ausgebildet sind, bei welchen auch besondere Rücksicht auf Material und Technik genommen ist, damit die Ausführung derselben leicht, d. h. nicht zu theuer, bewerkstelligt werden kann.

Neues auf diesem Gebiete zu schaffen ist überaus schwer, gelingt nur in vereinzelten Fällen und ist auch kaum nöthig, da die meisten derartigen Aufgaben in alter Zeit in mustergültiger Weise bereits gelöst worden sind und für unsere heutigen Zwecke entweder nur geringer oder gar keiner Abänderung bedürfen. Wir dürfen nur auf das zurückgehen, was in den Blütheperioden der Kunst in früheren Jahrhunderten im Zeitalter eines Perikles, Augustus, Leo X., Franz I., Maximilian I. in Griechenland, Italien, Frankreich und im Orient Gutes, ja Mustergültiges geleistet worden ist. Wir sammeln solche Stücke in unseren Museen, theils für Zwecke der Wissenschaft, um aus ihnen theoretisch die Grundsätze, welche in alter Zeit maßgebend waren, kennen zu lernen, die historische Entwickelung von Kunst und Technik zu studiren, dann aber auch, um unsern Geschmack an ihnen zu bilden, und sie wohl auch direct als Vorbilder für unsere modernen Producte zu verwenden.

Aber von ausgeführten älteren Gegenständen, besonders solchen, welche leicht dem Verderben ausgesetzt sind, wie Gewebe und Spitzen, oder welche zur Zerstörung reizen, wie Gegenstände aus edlen Metallen, sind uns nicht genug erhalten. Wir müssen daher zur Ergänzung der im Original erhaltenen Gegenstände auf ältere Abbildungen derselben, wie sie auf Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen, ja selbst an Sculpturen sich finden, auf die in Kupferstich noch erhaltenen Vorbilder für Handwerker, die (im Kunsthandel gegenwärtig eine große Rolle spielenden) Ornamentstiche und auf die nur in Handzeichnung vorhandenen Entwürfe zu solchen Gegenständen zurückgehen, sie sammeln und studiren.

Hausgeräthe, Schmuckgegenstände, Teppiche, Muster von Seiden- und Sammetstoffen u. A. finden sich auf alten Bildern ziemlich oft in so vollständiger Weise dargestellt, daß man jetzt ohne Weiteres darnach arbeiten kann. Eine Sammlung dieser Gegenstände in guten Abbildungen war schon lange ein lebhafter Wunsch der betreffenden Kreise, war bis jetzt aber nur in Anfängen, und zwar nur in Zeichnungen, also nur Wenigen zugänglich, vorhanden.

Die vorliegende Publication Lessings aber erfüllt unsern Wunsch, vorerst wenigstens zum Theil, und zwar in mustergültigster Weise. Die Weiterführung und Ausdehnung des schönen Unternehmens wird hoffentlich nicht zu lange auf sich warten lassen.

Dr. Julius Lessing, Director der reichen und höchst instructiven Sammlung des deutschen Gewerbemuseums zu Berlin, hat seit Jahren die Muster

aller orientalischen Teppiche, welche als Gegenstände des höchsten Luxus auf Bildern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts (besonders zu den Füßen der Madonna) meist in sehr sorgfältiger Weise, so daß die Muster, welche natürlich nur selten ganz vollständig dargestellt sind, auf verschiedenen Bildern sich gegenseitig ergänzen, dargestellt sind, aus den verschiedensten, zum Theil weit entlegenen Kunstsammlungen und Kirchen, gesammelt und eine kritisch sorgfältig gesichtete Auswahl daraus in gewissenhaften, den Originalen möglichst getreuen, wie der Verfasser versichert, „bis auf den Stich genauen“ (auch die Varianten sind angegeben) Nachbildungen in vortrefflichen Farbendrücken reproduciren lassen. Zur Ergänzung dieser im Original bis jetzt nicht bekannten, wohl meist verlorenen Teppichmuster nach alten Gemälden hat Lessing dann auch noch sechs Originalteppiche des Berliner Gewerbemuseums aus dem sechzehnten Jahrhundert hinzugefügt.

Diese Muster sind, wie die meisten primitiven Webe- und Stickornamente, im Wesentlichen streng geometrische Figuren, wirken aber durch glückliche Vertheilung der Farben und Wahl der Farbentöne doch in sehr harmonischer und wohlthuender Weise. Interessant ist der Vergleich dieser ursprünglichen Muster des fünfzehnten Jahrhunderts mit ihren Nachbildungen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert und an modernen persischen Teppichen, auf welchen man zuweilen dieselben Muster, jedoch in gewisser Abschwächung und Entartung findet.

Die von Lessing gegebenen Muster sind eigentlich Reconstructionen der ältesten Teppiche, bei welchen er die Glaubwürdigkeit und Gewissenhaftigkeit der Natur, die Perspective, die Veränderungen, welche die Bilder durch Zeit und Uebermalung etwa erlitten haben u. A., sorgfältig in Betracht gezogen, jedoch jede willkürliche Veränderung oder Ergänzung durchaus vermieden hat. Fortgelassen sind nur die zufälligen Unregelmäßigkeiten, welche der Teppichweber oder der Maler verschuldet haben.

Das Werk ist also nicht nur wissenschaftlich von hohem Werthe, als Publication wichtiger Kunstdenkmäler, sondern zugleich auch praktisch, als Vorbildersammlung zum Studium, zur Nachbildung für moderne Teppiche und für Stickereien auf Stramin, bildet also eine sehr willkommene Ergänzung der verschiedenen Werke von Friedrich Fischbach (Südslavische und ungarische Ornamente, Album für Stickereien 2c.) und ist ein wichtiges, künftig kaum noch zu entbehrendes Quellenwerk und Musterbuch für Schulen, Museen, Musterzeichner, Fabrikanten, stickende Damen 2c.

Die technische Ausführung der Tafeln aus der rühmlichst bekannten Anstalt für Farbendruck von W. Loillot in Berlin ist geradezu unübertrefflich und in jeder Beziehung mustergültig.

Die vorliegenden zehn Tafeln, welche den dritten Theil des vollständigen

Werkes bilden sollen, sind in hohem Grade geeignet, das lebhafteste Interesse für das verdienstvolle und daher in jeder Beziehung zu unterstützende Unternehmen zu erwecken.

Für den Schluß des Werkes hat Lessing noch einen Text zugesagt, welcher die Entwickelung der orientalischen Teppichweberei darstellen soll.

R. Bergau.

Der Kampf der französischen und deutschen Schulorganisation und seine neueste Phase in Elsaß-Lothringen. Von Dr. Georg Kaufmann, Oberlehrer am kaiserlichen Lyceum zu Straßburg im Elsaß. Heft 81 der deutschen Zeit- und Streitfragen von Fr. von Holtzendorff. Berlin 1877, Carl Habel. 48 S. — Daß die preußische Schulverwaltung, wie ja alles Menschliche, keineswegs frei von Schäden ist, wer wüßte es nicht? Vor etwa zwei Jahren deckte sie, soweit sie das höhere Unterrichtswesen betreffen, in einer hart an das Cynische anstreifenden Weise das auch in diesen Blättern seiner Zeit besprochene Büchlein von Herbert Soller auf. Es war viel Beherzigenswerthes in jener wunderlichen Schrift, namentlich was vom Streberthum und vom Directorendünkel dort zu lesen war. Und es scheint, daß es in diesen Beziehungen besser geworden ist. Man ist nämlich in den maßgebenden Kreisen nicht mehr von der Ueberzeugung durchdrungen, daß gerade die jüngsten und unerfahrensten, wenn nur dabei „gesinnungstüchtigen" Lehrer die geeignetsten Candidaten für Directorenposten seien. Im Gegentheil, und dafür wissen wir dem Minister aufrichtig Dank, der Staat wählt sich seine Directoren jetzt in der Regel aus den älteren Lehrern. Daß dies die Städte noch nicht alle thun, liegt wohl in deren Befürchtung, bei Befolgung dieses Principes verhältnißmäßig zu viele Pensionen zahlen zu müssen. Aber ein bestimmtes Dienstalter sollte im allgemeinen Schulinteresse das Unterrichtsgesetz für die Wählbarkeit zum Director feststellen. So weit sind wir doch jetzt wieder, daß auch das Amt eines Lehrers von den Lehrern geschätzt wird, und nicht der als subalterner Kopf gilt, der nicht Director werden will. Aber eine andere Gefahr droht der höheren Schule, und zwar, wie nicht zu leugnen ist, gerade heute mehr denn je. Auf allen Gebieten nämlich macht sich jetzt eine Centralisirungs- und Uniformirungssucht geltend, die einerseits der Mittelmäßigkeit zum Siege hilft, andrerseits die rechte Freude an der Arbeit ertödtet. Denn nur eine selbständige Thätigkeit macht Freude und ist daher gesegnet. Wie heute so viele Regimentscommandeure die einst in so weitem Spielraum sich bewegende Freiheit des Compagniechefs in der Erziehung und Schulung seiner Truppe derartig einschränken, daß die Beschäftigungszettel eigentlich nur wiederbringen können, was der Parolebefehl schon angeordnet hatte, so dirigirt jetzt so

mancher Schulrath bis ins Kleinste hinein den Director, und der alljährlich einzureichende Lehrplan repetirt im Grunde nur die vorher ergangenen behördlichen Verfügungen. Nicht mehr Dirigent, sondern Dirigend, so sagte der alte Ranke in Berlin, der einst bessere Tage gesehen, müsse jetzt der Titel für den Leiter einer höheren Unterrichtsanstalt sein. Es mag ja sein, daß in Folge früher begangener Mißgriffe bei der Auswahl der Directoren die Oberbehörde sich gezwungen sieht, zur Vermeidung von schlimmeren Dingen die Selbständigkeit der Leiter zu schmälern. Aber dann hoffen wir, daß die Behörde jetzt, wo sie wieder nur ältere und erprobte Lehrer in die Vertrauensstellung von Directoren befördert, von jener Bevormundung entsprechend nachlassen wird. Dem deutschen Geist entspricht dies System jedenfalls nicht. Dies zeigt die oben genannte, ebenso gründliche und wissenschaftliche wie mannhafte und besonnene Schrift von Kaufmann. Sie zeigt aber auch zweitens, daß es französisch, nicht deutsch ist, den Lehrer wiederum durch den Director so zu bevormunden, daß ersterer nur Stundengeber, letzterer — oder eigentlich durch ihn der vom grünen Tische her directirende Schulrath Lehrer ist. Ist es nicht im höchsten Grade beklagenswerth, daß in einem Lande, das der deutschen Sitte durch die Schule wieder gewonnen werden soll, gerade in diesem selbigen Institut der Schule so undeutsch verfahren wird? Bei uns in den alten Provinzen hält die gute alte Tradition noch aus, wenn sie schon Risse bekommt und der Directoren nicht wenige sind, die das Lehrercollegium möglichst bei Seite schieben und, damit der Einzelne ja nicht zu dem Bewußtsein einer unabhängigen Lehrerstellung komme, alljährlich mit einer neuen Vertheilung der Lectionen vor die Conferenz treten. Zum Nutzen der Schule? Gewiß nicht! Ihr Volksvertreter, die Ihr nächstens ein Schulgesetz geben sollt, leset in diesem Schriftchen, was der nationalen Schule noth thut! Schaffet Abhülfe gegen Willkür! Der deutsche Lehrer hat ein Recht, gegen diese durch das Gesetz geschützt zu werden. Wir haben ja, Gott sei es geklagt, noch immer kein Unterrichtsgesetz, aber die dasselbe jetzt noch vertretenden Verordnungen dürfen doch nicht nach dem jeweiligen Belieben der Behörde einfach ignorirt werden. Wenn also das Beschlußrecht der Lehrerconferenz durch die preußischen Lehrerinstructionen, durch den bisherigen Gebrauch und in der Bestimmung der Militärersatzinstruction über die Ausstellung des Militärzeugnisses auch gesetzlich feststeht, so sollte es nicht, wie im Elsaß geschehen, durch eine „gelegentlich" erlassene neue Verordnung des Oberpräsidenten aufgehoben werden können. Wenn nach der Ministerialverfügung vom 20. März 1839 für Directoren der Professortitel nicht mehr eine Auszeichnung sein kann, so sollte auch nun in einem concreten Falle nicht der Minister einem Director gelegentlich des dreihundertjährigen Jubiläums der seiner Leitung übergebenen Schule diesen Titel als Auszeich-

nung verleihen; ganz abgesehen davon, daß ein Titel, der von Seiner Majestät ertheilt worden, durch einen ministeriellen nicht wohl überstrahlt werden kann. Wenn ferner die Ministerialverfügung vom 8. Nov. 1833 die Söhne der Lehrer eo ipso als Freischüler bezeichnet und Wiese, Gesetze und Verordnungen II, p. 265 diesen Erlaß des Schulgeldes officiell mit zu den Emolumenten der Lehrer rechnet, so haben dieselben unserer Meinung nach darauf ein Recht gewonnen, das ihnen nicht ohne Entschädigung durch eine bloße Verfügung des Ministers genommen werden sollte. Ich will hier nicht noch ein Mal von der im Wege der Verordnung erhöhten Zahl der wöchentlichen Pflichtstunden der Lehrer reden; jene Verfügung hat seiner Zeit eine so übereinstimmende Beurtheilung erfahren; daß ich mich derselben für überhoben erachte. Rke.

Notiz.

Ein ungedrucktes Gedicht Reinwalds.

Mitgetheilt von A. Schaubach.

Ueber Schillers Schwager, den Bibliothekar und Hofrath W. F. H. Reinwald in Meiningen (gestorben daselbst am 6. August 1815), hat zuletzt W. von Maltzahn in seinem trefflichen Buche: „Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald" Ausführlicheres berichtet. Reinwald war bekanntlich selbst Dichter und gab als solcher nicht nur „Poetische Briefe und kleine Gedichte" (1719), sowie „Poetische Launen" (1782) heraus, sondern versuchte sich auch bei der Herausgabe des „Neuen Meininger Gesangbuches" (1794) in der geistlichen Liederdichtung. Außerdem haben sich von ihm noch verschiedene einzelne gedruckte und auch ungedruckte Gedichte erhalten, von welchen letzteren eines mir die Güte einer mit Frau Hofräthin Reinwald (Schillers Schwester Christophine, gestorben am 31. August 1847 in Meiningen) eng befreundet gewesenen Familie zur Verfügung stellte. Reinwald war eine hypochondrische Natur und auch in Folge beschränkter ökonomischer Verhältnisse vielfach mißgestimmt, doch schlug auch eine rein humoristische Ader in ihm, welche, wie in mehreren seiner kleineren Gedichte, so auch in diesem, das überdies als eine Stimme aus den Tagen des zerfallenden deutschen Reichs Beachtung verdient, hervortritt. Ob sein Schwager Schiller, dem er seine poetischen Arbeiten in der Regel mitzutheilen pflegte, auch von diesem Gedichte Kenntniß erhalten hat, konnte ich nicht ermitteln; in den zwischen Beiden im Jahre 1803 gewechselten Briefen findet sich keine Andeutung darüber. Schließlich will ich noch bemerken, daß das im Folgenden mitzutheilende Gedicht auf einem Quartblatt von Reinwalds eigener Hand aufgezeichnet ist.

Abschieds-Epistolion an meinen alten Rock 1803.

So lebe demnach wohl, der fünfzehn Jahre mir
So treu gedient — mit Schmerz entsag' ich dir
Geliebter, alter Rock: denn heut' empfängt der Jude
Dich feierlich in seine Trödelbude!
Ja Freund, da wars noch gute Zeit
Als bückend sich mit schlauer Höflichkeit,
Dich mir der Wundermann, der Menschenbilder, brachte;
Als niemand noch ans ungeschlachte,
Ans unglücksschwangre Wort, die Staatsumwälzung, dachte,
Und Frankreichs Umkehr; — zwar schon krachte
Sein tausendjährig Staatsgebäu,
Doch wähnte man, daß es noch flickbar sei.
Noch war der Sündenbüßer Ludwig keine Leiche;
Der linke Strand des Rheins gehörte noch dem Reiche;
Nicht absolut war noch der Abts- und Bischofshut
Und unterm Krummstab wohnte meist sich gut.
Jetzt sind die Hüte prächtig neu betittelt,
Germania zerstückelt und zermittelt,
Sieht seine Simsonshaare baß verstutzt,
Sein Staatsrecht weidlich abgenutzt,
Trotz dir, mein alter Rock! und eine neue Regel
Bekömmt der Geograph vom Inn bis an den Pregel.
Nun bin ich zwar nicht jeder Neurung gram,
Verfassungen macht oft das Alter lahm,
Vollkommnerung entspricht dem menschlichen Geschlechte,
Doch sehr bequem sind oft auch alte Röck' und Rechte.
Ist nicht der alte Stoff meist fleißiger gewebt?
Der neue bricht, eh sich ein Jahr verlebt. —
Gnug Pflicht ist's, den Verhängnissen sich fügen:
Wird mir mein neu Gewand so sanft am Körper liegen
Als du, wird deutsches Bürgerglück
Im neuen Reichsverbande siegen,
So wünsch ich, was dahin ist, nicht zurück.
Wenn Deutschland nur in engen Schranken
Verdichtet mehr dem Druck von außen widersteht,
(Wie wenn auf einem Punct die Seele die Gedanken
In Stoff zusammenpreßt, und ihre Kraft erhöht)
Wenn ich mich neuen Heils im neuen Rock erfreue,
Zieht Eintracht und die alte Treue
Von neuem ein ins deutsche Vaterland —
So fahre hin, mein und sein alt Gewand
Und lebe hoch das Neue!

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 19. April 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Zu Gauß' hundertjährigem Geburtstag.

Von R. Baltzer.

Die Epochen der Culturgeschichte sind durch die großen Männer bezeichnet, deren Talent und Fleiß außerordentliche Leistungen auf den einzelnen Culturgebieten hervorgebracht haben. Es ziemt jedem Volk, welches an der Culturarbeit ernstlich betheiligt ist, seine erhabenen Wohlthäter freudig zu ehren; die Ehrfurcht vor den großen Männern ist der Weisheit Anfang für die aufstrebende Generation. Darum feiern wir Jubeltage und gedenken dabei der besondern Verdienste, welche an ihnen zur Erscheinung oder zum Abschluß kamen.

Ein hoher Festtag deutscher Nation ist der 30. April dieses Jahres, an welchem vor hundert Jahren in Braunschweig Gauß geboren wurde, ein Mathematiker unter den Deutschen, wie Archimedes unter den Griechen, Newton unter den Engländern. Es liegt in der Natur der Wissenschaften, am meisten in der Natur der Mathematik, daß die wissenschaftlichen Leistungen nicht an die breite Oberfläche treten, auf welcher sie von der Menge, selbst der Gebildeten, gewürdigt oder auch nur beachtet werden könnten. Ein Forscher auf wissenschaftlichem Gebiet kommt als solcher kaum jemals in den Fall, sich der Menge zu zeigen, wie der Künstler, der Dichter, der Philosoph. Wissenschaftliche Resultate werden zunächst nur von wenigen verstanden, ihre Bedeutung wird meist langsam und erst in dem Maße erkannt, als die gefundenen Sätze die Wissenschaft oder die daraus entspringende Praxis erweitern und umgestalten.

Aber wissenschaftliche Resultate, welche für die Erkenntniß von höchstem Werth sind, führen nicht nothwendig auch zu greifbaren Anwendungen; in den meisten Fällen ist der Weg von den Gaben des wissenschaftlichen Genius bis zu deren nutzbringenden und augenfälligen Verwerthungen viel zu weit, als daß aus den letzteren auch in einem längern Zeitraum ein richtiges

Urtheil über die erstern gewonnen würde. Daher kommt es, daß die Heroen der Wissenschaft nicht in gleicher Weise auf den Wogen der öffentlichen Gunst getragen werden und in dem öffentlichen Bewußtsein nicht so verherrlicht leben, wie andere große Männer, deren Wohlthaten das Geschlecht der Menschen unmittelbarer und mit weniger Anstrengung zu erkennen und zu genießen vermag.

Gauß' Leben hat vom 30. April 1777 bis zum 23. Februar 1855 fast 78 Jahre gewährt, und ist ein echtes Gelehrtenleben gewesen, ruhigernst und ganz dem Dienste des Genius gewidmet. Seine Jugend brachte Gauß im Elternhaus zu, und besuchte 1788—1795 die Katharinenschule und das Collegium Carolinum; dann bezog er 1795—1798 die Göttinger Universität, wo er den Philologen Heyne mit mehr Befriedigung hörte als den Mathematiker Kästner, und wo er bereits in voller Rüstung erscheint, um durch eigne Untersuchungen die Grenzen der mathematischen Wissenschaft in ungeahnter Weise zu erweitern. Von 1798 an wohnte er wieder in Braunschweig, vorübergehend in Helmstedt, unterstützt in liberaler Weise durch seinen hohen Protector, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, der 1791 von der ganz außerordentlichen Begabung des jungen Gauß Kenntniß erhalten hatte und seitdem die zur Freiheit seiner Studien erforderlichen Mittel gewährte. Im Jahr 1807 folgte Gauß dem Ruf nach Göttingen, nachdem die Petersburger Akademie wiederholte Versuche gemacht hatte, ihn zu gewinnen. Von Göttingen ihn abzurufen, sind 1821 von Berlin aus die ernstesten Anstrengungen gemacht worden: General von Müffling hat sich unter Humboldts und Lindenaus Vermittlung die größte Mühe gegeben, Gauß zur Annahme einer Stellung an der Berliner Akademie zu bewegen, indem er hofft, „an Gauß eine Stütze zu finden, um die Mathematik in Preußen in die Höhe zu bringen." Aber Gauß war zum Eintritt in neue Verhältnisse wenig geneigt, und es ist dem Grafen Münster nicht schwer geworden, Gauß zurückzuhalten an dem altgewohnten Sitz auf der Göttinger Sternwarte.

Die erste Veröffentlichung von Gauß betraf die Existenz der Wurzeln einer algebraischen Gleichung 1799, worüber die ersten Mathematiker des Jahrhunderts ohne den rechten Erfolg sich abgemüht hatten. Gleichzeitig wurde das Hauptwerk über Arithmetik (Disquisitiones arithmeticae, Zahlentheorie) gedruckt, welches 1801 erschien, nachdem der Druck sich durch fast vier Jahre hingezogen hatte. Inzwischen hat Gauß auch die Astronomie durch neue Methoden der Berechnung bereichert: der erste unter den neuen Planeten zwischen Mars und Jupiter, welchen Piazzi den 1. Januar 1801 bemerkte und mit den übrigen Astronomen verfolgte, war im Frühjahr nicht mehr sichtbar und schien verloren; auf der von Gauß neu berechneten Bahn wurde der Flüchtling (Ceres) am 7. December 1801 glücklich wiedergefunden. Was

Kepplers Gesetze begonnen, Newtons Principien begründet, Laplaces Himmelsmechanik weitergeführt hatte, das wurde durch Gauß in der theoria motus corporum coelestium 1809 zu einem Abschluß gebracht. Neben und nach diesen Arbeiten kamen die tiefsten Untersuchungen zur Reife aus den Gebieten der Arithmetik, Algebra, Analysis, Geometrie.

Die zweite Reihe von Gauß' Publicationen aus der zweiten Hälfte seines Göttinger Lebens betrafen die mathematische Physik, die Geodäsie und Metrologie. Dahin gehören die Abhandlung über die Figur einer im Gleichgewicht befindlichen Flüssigkeit 1829, die grundlegenden Untersuchungen über den Erdmagnetismus, welche Gauß in Gemeinschaft mit Wilhelm Weber (1831 nach Göttingen berufen) geführt hat 1832—41, die dioptrischen und die geodätischen Untersuchungen, letztere veranlaßt durch die hannoversche Grad- und Landmessung, mit welcher Gauß 1819 beauftragt worden war.

Gauß scheint im allgemeinen nicht mittheilsam gewesen zu sein, auch das Lehren gehörte nicht zu seinen Bedürfnissen. Er war bereits in jungen Jahren, wie sein großer Vorgänger Newton, bis zur Meisterschaft entwickelt, ausgestattet zur Forschung mit dem durchdringendsten Scharfsinn, mit vollendeter Kunst der Beobachtung und Messung, mit einer seltenen Fertigkeit im sicheren Rechnen, und zugleich mit dem feinsten Gefühl für sprachlichen Ausdruck und stilvolle Darstellung, ein Meister der Präcision, Verehrer der strengen Schönheit und Feind der gleißenden Phrase; lieber wenig als unreif sollten die Früchte sein, die er uns gab, pauca sed matura war das Motto seines Siegels. Manche seiner gewaltigen Conceptionen hat er im Pulte ruhen lassen, weil er zur Vollendung nicht Zeit fand, auch wohl dann, wenn Andere demselben Ziele zuzustreben schienen. Seine Erkenntniß der geometrischen Axiome und der elliptischen Functionen ist erst aus seinem Nachlaß ans Licht gebracht worden. Die wichtigsten Erfindungen, wie die Methode der kleinsten Quadrate 1795, der logarithmischen Hülfstabellen 1812, des Heliotrops 1821, des elektromagnetischen Telegraphen 1833, durch welchen Gauß und Weber zuerst die Sternwarte mit dem physicalischen Cabinet in Göttingen verbanden, — sie sind so zu sagen nur beiläufig und ohne geräuschvolle Ankündigung zur Oeffentlichkeit gelangt.

„Thou nature art my goddess, to thy laws my services are bound" hatte Gauß unter sein Bildniß geschrieben, indem er den Spruch im König Lear (I, 2) durch die Aenderung laws statt law zur Devise seiner Forschungen umgestaltete. Als einen Fürsten unter den Mathematikern bezeichnet ihn die Inschrift der Medaille, welche bald nach seinem Tode zu seinem Andenken geprägt worden ist. Wie er die Zierde der Göttinger Universität, so ist er für alle Zeiten der Stolz der deutschen Mathematik. Und der General von Müffling hat es nach wenig Jahren der erleuchteten Culturperiode, die man

nach Humboldt benennen mag, mit Befriedigung erlebt, daß die Mathematik in Preußen einen glorreichen Aufschwung nahm, obgleich Gauß in Göttingen blieb. Er war der unsere, und ist den deutschen Mathematikern ein leuchtendes Vorbild.

Der Beruf der Archive

Mit einem größeren Aufsatz dieses Inhalts hat unlängst der Vorstand des baierischen Archivwesens, Herr von Löher, den ersten Band einer von ihm ins Lebens gerufenen „Archivalischen Zeitschrift" eingeleitet. Sprechen wir es gleich hier aus, daß dieses Unternehmen ein höchst dankenswerthes ist und daß der Herausgeber keine Mühe gescheut hat, durch eigene Beiträge, Gewinnung tüchtiger Mitarbeiter, treffliche Auswahl des Stoffes, splendide Ausstattung u. s. w. der neuen Zeitschrift eine solide Unterlage zu schaffen. Bereits in den Dreißiger und Vierziger Jahren unseres Jahrhunderts haben eine Anzahl hervorragender Archivbeamten sich zur Herausgabe einer zur Wahrnehmung der Interessen der deutschen Archive bestimmten Zeitschrift vereinigt: beide Male ist jedoch das Unternehmen nach kurzem Bestande der Ungunst der materiellen Verhältnisse unterlegen. Wenn dagegen heutzutage die Auspicien für ein ersprießliches Fortgedeihen einer archivalischen Zeitschrift wesentlich günstigere sind, so ist dies hauptsächlich der größeren Theilnahme, die unseren Archiven jetzt sowohl seitens der Staatsregierungen als auch des Publicums zugewendet wird, und der vortheilhaft veränderten äußeren Stellung der deutschen Archivbeamten zu danken. Wollen wir hoffen, daß dieser freundliche Stern auch künftighin über unseren Archiven leuchtet, und die deutschen Archivare sich endlich einmal der Wohlthat eines öffentlichen Organs für die Vertretung ihrer Interessen dauernd erfreuen dürfen.

Mit richtigem Takte hat Herr von Löher zu Anfang seines Unternehmens eine Frage behandelt, die gleichmäßig für den Archivbeamten, das wissenschaftliche Publicum und die Staatsregierungen die allerwichtigste genannt werden darf. Welchen Zwecken sollen unsere gegenwärtigen Archive vorwiegend dienen: den Zwecken der Staatsverwaltung oder denen der Wissenschaft? Die Beantwortung dieser Frage ist entscheidend nicht nur für die ganze äußere Gestalt der Archive, sondern auch für die Art und Weise ihrer Benutzung, die Vorbildung und Stellung ihrer Beamten. Ich betone ausdrücklich, daß es sich nur um die Frage der vorzugsweisen, nicht ausschließlichen Berücksichtigung eines der beiden Interessen handeln kann. Die Zeit ist gottlob längst vorüber, in der man in den Archiven eine Art Waffenarsenal erblicken zu müssen glaubte, das lediglich dazu bestimmt sei, den

Gegnern — und deren gab es bei den unendlich complicirten Rechts- und Besitzverhältnissen der früheren Jahrhunderte nicht wenige — stets die nothwendigen schriftlichen Beweismittel entgegenhalten zu können. Kein fremdes Auge sollte Einblick in diese Schätze gewinnen, weil jede Mitwissenschaft dem Besitzstande ihres Inhabers einmal gefährlich werden konnte. Mit dieser sorgsamen Aengstlichkeit hing ein Doppeltes zusammen: einmal, daß man keine Trennung von Wichtigem und Bedeutungslosen — auch das scheinbar Bedeutungslose konnte möglicher Weise einmal Bedeutung gewinnen — von Altem und Neuem — bei der Continuität fast aller Einrichtungen konnte eine solche Abscheidung eigentlich gar nicht gemacht werden — vornahm, sondern das gesammte Urkunden- und Actenmaterial, wie es sich durch die Jahrhunderte herab aufgehäuft hatte, in einer Masse vereinigt beisammen ließ; sodann daß man nichts Fremdartiges in das Archiv aufnahm. Wenn wir heutzutage ein Archiv durchwandern, so stoßen wir neben den von Alters her überlieferten Bestandtheilen auf fremde Actenmassen, die erst in neuerer Zeit von ihrem natürlichen Boden entfernt und in einer künstlichen rein äußerlichen Weise an jene alten Bestände angeschlossen worden sind. Noch im vorigen Jahrhundert war dies anders. Da war kein Ländchen oder Städtchen, keine Genossenschaft, keine kirchliche oder wohlthätige Stiftung so klein und unbedeutend, daß sie nicht ihr eigenes Archiv gehabt hätte, in dem die schriftlichen Zeugnisse ihrer Geschichte und ihres dermaligen Rechtsbestandes — aber auch nur diese — verwahrt wurden. War diese letztere Beschränkung von entschiedenem Vortheil für die äußere Gestalt der Archive, so mußte jenes Nichtauseinanderhalten des Materials die Zugänglichkeit auch des rein historischen Theils desselben in hohem Grade erschweren, wenn nicht ganz unmöglich machen. Die Archive galten daher früher ausschließlich als Sammelstätten von Documenten, bestimmt zum Gebrauch des Eigenthümers: die Wissenschaft nahm dieselben nur in ganz vereinzelten Fällen in Anspruch.

Eine wesentlich andere erweiterte Bedeutung mußten daher die Archive erhalten, als ihnen seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in Folge der umfassenden Mediatisirungen und Saecularisationen eine Masse fremden Materials zugeführt wurde. War schon dieser Umstand geeignet, die herkömmlichen Verwaltungsprincipien zu erschüttern, so geschah dies letztere noch weiter dadurch, daß gerade in jene Zeit des Umsturzes des alten Territorialbestandes fast überall in Deutschland eine tiefgreifende Veränderung des gesammten alten Verfassungs- und Rechtszustandes fällt. Durch diese verloren aber ganze große Archivtheile ihre praktische Bedeutung: aus rechtlich wichtigem, den Zwecken der Verwaltung dienendem Material wurden sie jetzt — nach der damaligen Auffassung — eine unbrauchbare Masse alter Pergamente und Papiere, der man sich nicht rasch und gründlich genug entledigen konnte.

Aus dieser so veränderten Auffassung, bezüglich des Werths der alten Archive, erklärt sich die ganz enorme Verschleuderung und Vernichtung einer großen Anzahl unserer Archive in den ersten zehn Jahren dieses Jahrhunderts. Als dann mit dem Eintritt der Friedenszeit wieder Ordnung und Ruhe in die Staatsverwaltung kam, sah man sich bezüglich der Archive einer gänzlich veränderten Sachlage gegenüber. An die Stelle zahlloser meist kleinerer Archive waren jetzt einzelne große Landesarchive getreten, die nicht mehr ausschließlich, ja kaum mehr vorwiegend die auf die Geschichte der alten Landestheile bezüglichen Documente, sondern daneben eine Anzahl Archive der ehemaligen nun mediatisirten Reichsstände, der aufgehobenen Stifter, Klöster und anderer Genossenschaften enthielten. Ihre praktische Bedeutung war mit der Umwälzung der gesammten alten Rechtsverhältnisse zum größten Theil verloren gegangen. Die Archive dienten jetzt weit weniger mehr den directen Zwecken der Staatsverwaltung, sie sanken daher in der Achtung der Staatsregierungen wie des Publicums, das die Dinge stets nur nach dem Werthe zu taxiren pflegt, den sie für die Förderung seiner materiellen Interessen haben.

Und dieser allgemein verbreiteten Geringschätzung unserer Archive ist erst durch die Geschichtswissenschaft unserer Tage ein Ende gemacht worden. Man täusche sich nicht darüber! Nicht die Staatsregierungen und Stadtgemeinden oder überhaupt die Eigenthümer, die vielmehr häufig Indolenz, da und dort sogar eine wahre Zerstörungswuth gegen ihre Archive an den Tag legten, auch nicht die Archivbeamten, die mit wenigen Ausnahmen gar kein Verständniß ihrer Aufgabe hatten und ihrer Vorbildung nach auch kaum haben konnten, sind es gewesen, welche wieder auf die hohe Bedeutung unserer Archive hinwiesen und damit eine Reform des gesammten Archivwesens anbahnten: dieses Verdienst gebührt vielmehr der bald nach den Befreiungskriegen sich mächtig aufschwingenden deutschen Geschichtswissenschaft. Sie hat zuerst wieder darauf aufmerksam gemacht, welch reiche Fundgruben geschichtlichen Wissens unsere Archive sind, sie hat die schriftlichen Zeugnisse unserer alten Geschichte aus dem Staub und Moder der Archive ans Licht gefördert und den Anstoß zu einer erneuten größeren Fürsorge für dieselben seitens ihrer Eigenthümer gegeben. Und nur sehr langsam sind diese sich wiederum ihrer Pflichten gegen jene kostbaren Vermächtnisse der Vorzeit bewußt geworden.

Diesen Umstand finde ich in dem löherschen Aufsatz nicht gewürdigt. Nach ihm sind es die Staatsregierungen und neben ihnen einzelne hervorragende Archive gewesen, welche die neue Aera für das deutsche Archivwesen herbeigeführt haben. Um Herrn von Löher das Gegentheil zu beweisen, müßte ich hier auf die Schilderung von Zuständen eingehen, die unserem Gedächtniß noch viel zu nahe liegen, als daß ich ohne Gefahr mißverstanden zu werden von ihnen reden könnte. Sapienti sat! Auch gebe ich gerne zu,

daß einzelne Regierungen*) und Besitzer von Archiven schon früher denselben aus eigenen Antrieb eine ausreichende Pflege haben zu Theil werden lassen. Das sind aber Ausnahmen, die an der Wahrheit des von mir behaupteten allgemeinen Satzes nur wenig zu ändern vermögen. Herr von Löher führt selbst einzelne Beispiele von der Vernachlässigung werthvoller historischer Archive seitens ihrer Eigenthümer an, und es würde ein Leichtes sein, die Zahl derselben durch weitere Ausführungen auf eine traurige Höhe zu bringen. Nur ein Beispiel will ich hier aus meiner eigenen Erfahrung anführen. Eine unserer berühmtesten ehemaligen Reichsstädte, die sich im Besitze eines kostbaren alten Archives befindet, wußte gleichwohl mit demselben nichts Besseres anzufangen, als es in zwei Thürmen des Rathhauses aufzuspeichern oder vielmehr auszuschütten. Bis in die Zwanziger Jahre hatte man der kostbaren Sammlung wenigstens die Berücksichtigung zu Theil werden lassen, daß man sie in einem vor Wind und Wetter geschützten Raume aufbehielt. Als jedoch eines Tages der Stadtbaumeister erklärte, er bedürfe dieses Raumes zur Aufstellung seiner Baumodelle, erhielt der mit der Verwaltung des Archivs betraute Schreiber — von einem eigenen Archivar konnte natürlich nicht die Rede sein — den Auftrag, binnen kürzester Frist das Local zu räumen und die Archivalien in die genannten beiden Thürme zu verbringen. Hier blieben sie in Finsterniß und Staub gehüllt liegen, zahllosen Eulen und Fledermäusen zum willkommenen Verstecke dienend; durch die schlecht verwahrten Schallöffnungen hatten Regen und Sturm ungehinderten Zutritt. Und diese elementaren Mächte hatten denn auch das Ihrige an den alten Handschriften und Urkunden gethan, als nach zwanzig Jahren sich wieder einmal eine mitleidige Hand der grauenvollen Verwüstung erbarmte. Man wird mir hier einwenden, solche Vorkommnisse seien wohl bei städtischen Behörden möglich, deren Zusammensetzung eine ausschließende Pflege der rein materiellen Interessen nach sich ziehe; den Staatsbehörden dagegen könne eine derartige Vernachlässigung ihrer Archive nicht zur Last gelegt werden. Und doch begegnen uns auch hier ganz ähnliche Zustände, wenn ich auch gerne zugebe, daß so exorbitante Fälle wie der oben von mir geschilderte hier nur selten vorkommen. Wenigstens trifft jener Vorwurf alle diejenigen Behörden, deren Archive nicht von eigenen technisch vorgebildeten Beamten verwaltet wurden, und dies war durchgängig nicht einmal bei den allgemeinen Landesarchiven der Fall. Wie lange ist es her, daß die Staatsregierungen angefangen haben, zur Archivbranche nur mehr akademisch gebildete Leute zuzulassen? Bis in die neueste Zeit galt jene als eine letzte Zufluchtsstätte für

*) Es gilt dies namentlich von den Regierungen der größeren deutschen Staaten, allen voran Preußen und Sachsen.

solche, welche nirgend anderswo unterzubringen waren. Welch schlimmen Einfluß mußte dies wiederum auf die Schätzung der Archive und Archivbeamten seitens des Publicums ausüben! Nicht die Entfremdung und Abkehr unserer Archive von den lebendigen Fragen und Arbeiten der Gegenwart — wie Herr von Löher annimmt — hat dieselben in der Achtung des Publicums herabgesetzt, sondern dasselbe ist in der Geringschätzung der Archive lediglich dem ihm von oben gegebenen Beispiele gefolgt. Wie hätte es Achtung gewinnen sollen, wenn es täglich mit ansehen mußte, wie keine Räume für zu schlecht, keine Leute für zu unbrauchbar betrachtet wurden, als daß sie nicht zur Aufnahme von Archiven, beziehentlich zur Verwaltung derselben geeignet gewesen wären.

Doch das sind Meinungsverschiedenheiten ohne tiefere Bedeutung für die Cardinalfrage des gesammten Archivwesens: welchen Interessen sollen die Archive der Gegenwart vorzugsweise dienen, denen der Staatsverwaltung oder denen der Wissenschaft? Mit voller Entschiedenheit antwortet Herr von Löher: denen der Staatsverwaltung, und ebenso bestimmt entscheide ich mich dafür: denen der Wissenschaft. Die Art der Entscheidung zwischen diesen beiden Anschauungen ist, wie ich bereits bemerkt habe, von der allergrößten Wichtigkeit für die ganze gegenwärtige und künftige Gestaltung unserer Archive, weshalb es mir auch nicht ungeeignet erscheint, hier näher auf jene Fragen einzugehen.

Sehen wir uns heutzutage ein größeres Archiv an, so werden wir schon bei einem flüchtigen Umblick uns eine doppelte Ueberzeugung verschaffen können: einmal, daß dasselbe regelmäßig neben einem von Alters her überkommenen Bestandtheil größere Massen fremder Archivalien, die meist zu Anfang dieses Jahrhunderts an ihre jetzige Stelle gelangt sind, in sich schließt; sodann daß der Gesammtinhalt des Archivs wiederum in zwei große Hälften auseinander fällt: in einen alten mehr oder weniger nur noch der Geschichte angehörigen und in einen neuen hauptsächlich den Bedürfnissen der öffentlichen Verwaltung dienenden Theil. Den ersteren pflegt man vorzugsweise Archiv im engeren Sinn, den letzteren alte Registratur zu nennen. Zu jenem gehören im allgemeinen außer dem alten historischen Archiv des Stammlandes die Archive der aufgehobenen Stifter und Klöster, der mediatisirten Reichsstände u. s. w., da mit dem Untergang ihrer selbständigen Verfassung — häufig ihrer Existenz überhaupt — auch die schriftlichen Zeugnisse derselben ihre praktische Bedeutung für die gegenwärtige Verwaltung verloren haben; zu dieser außer den älteren Acten derjenigen Institute und Verwaltungen, die noch in die neueste Zeit hereindauern, namentlich die im Laufe dieses Jahrhunderts von den verschiedenen Behörden successive an die Archive abgegebenen zum laufenden Dienste nicht mehr nöthigen Acten. Nun ist mir wohl

bewußt, daß diese Eintheilung des gesammten Archivinhaltes nur ganz im allgemeinen eine zutreffende ist, daß der letztere jedes genaueren Classificationsversuchs spottet und daher auch keine stricte verbindlichen Consequenzen aus jener hergeleitet werden dürfen. Namentlich muß man sich hüten, ein sogenanntes Normaljahr anzunehmen, indem man z. B. festsetzen würde, daß alle vor dem Jahre 1806 entstandenen Acte dem Archive, alle späteren der alten Registratur angehören sollen. Denn die Verhältnisse liegen fast bei jedem Archive anders und die Abscheidung dessen, was blos noch der Geschichte angehört, von dem, was noch für die laufende Verwaltung von Wichtigkeit ist, kann nur auf der Grundlage der genauesten Kenntniß nicht nur der Archivbestände, sondern auch der Geschichte und Verwaltung des speciellen Territoriums vorgenommen werden. Aber was schwierig ist, ist deshalb noch nicht unmöglich. Ein Zerreißen des dermaligen Archivbestandes — das Herr von Löher von einer solcher Abscheidung fürchtet — ist dies allerdings, aber durchaus kein künstliches Zerreißen, wenn man unter einem solchen eine willkürliche ins Ungefähre hineingreifende Trennung versteht. Ich will dies an einem Beispiel deutlich zu machen suchen. Nehmen wir denjenigen Bestandtheil des Archivs heraus, der sich auf die Verhältnisse des regierenden Fürstenhauses bezieht. Wir finden hier neben den Urkunden und Acten, die lediglich persönliche Beziehungen zum Gegenstand haben (Geburt, Erziehung, Mündigkeitserklärung, Vermählung, Stellung im Staate, Reisen, Familiencorrespondenzen, Testamente, Tod, Wittwenversorgung u. a.) und daher jede praktische Bedeutung verloren haben, eine Anzahl solcher Stücke, die sich auf das Verhältniß zum Staatsganzen, zum Reiche und zu fremden Staaten beziehen (Regierungsantritt, Resignation, Landestheilung, kaiserliche Privilegien, Erbverträge u. s. w.). Diese letzteren Actengruppen haben ohne Zweifel theilweise noch praktische Bedeutung für die Haus- und Hofverwaltung der fürstlichen Familie; aber es wird nicht allzuschwer sein, eine Trennung des rein historischen von dem noch praktisch bedeutsamen Material vorzunehmen. Auszuscheiden sein würden vorerst die Acten aller derjenigen Institute, welche gegenwärtig nicht mehr zu Recht bestehen, also z. B. die Acten eines früheren Erboberjägermeisteramts, einer fürstlichen Theaterintendenz, wo späterhin das fürstliche Theater als solches aufgehoben worden ist. Solche Acten haben allen praktischen Werth verloren und gehören daher gleich den eigentlichen Personalacten der fürstlichen Familie ins Archiv. Schwieriger gestaltet sich die Trennung, wenn es sich um noch gegenwärtig bestehende Einrichtungen handelt. Wo liegt hier die richtige Grenze zwischen dem nur noch wissenschaftlich und dem noch praktisch Bedeutenden? Häufig giebt nun schon die Geschichte einen Fingerzeig. Hat z. B. eine Einrichtung oder ein Amt in einen bestimmten Zeitpunct eine ihr ganzes Wesen verändernde Neuorganisa-

tion erfahren, so wird jenes Jahr als eine zutreffende Grenze anzunehmen sein. In anderen Fällen bleibt es eben Aufgabe des Archivbeamten, auf der Grundlage einer genauen Kenntniß der Actenbestände sowohl als der Bedürfnisse des betreffenden Verwaltungszweiges die Scheidung vorzunehmen. Als eine recht brauchbare Handhabe hat sich mir in meiner vieljährigen Praxis hiebei das amtliche Benützungsjournal erwiesen. Werden gewisse Actengruppen immer wieder von den öffentlichen Behörden requirirt, so ist mir dies ein stricter Beweis, daß jene noch nicht reif zur Aufnahme in das Archiv sind. Welche Umständlichkeiten für beide Theile, das Archiv und die requirirende Behörde, würden sich vermeiden lassen, wenn solche Acten einfach da asservirt würden, wo man ihrer zunächst und am meisten bedarf. So aber kommt es nicht selten vor, daß ein Actenband innerhalb einer bestimmten Zeit dutzende Male zwischen Archiv und Benützer hin- und herwandert. Weist dagegen das amtliche Benützungsjournal auf, daß gewisse Acten innerhalb eines größeren Zeitraumes nicht zur Ausgabe gelangt sind, so liefert mir das den Beweis, daß sie jede praktische Bedeutung verloren haben.

Auf diese und ähnliche Weise wird sich überall eine Scheidung des eigentlichen Archivs von der bloßen Registratur bewerkstelligen lassen müssen. Und die Vortheile einer solchen Trennung erscheinen mir für alle Betheiligten, für die Staats- und Archivverwaltung so gut wie für die Wissenschaft und das Publicum, die allergrößten zu sein.

Denn der dermalige Stand unserer Archive ist ein Zwitterstand, bei dem weder die Wissenschaft noch die Praxis die Befriedigung ihrer Bedürfnisse finden. Die Verwaltung der historischen Archive erfordert andere Eigenschaften als die der modernen Registratur: jede von beiden stellt für sich allein eine solche Menge von Anforderungen an ihre Beamten, daß dieselben nicht noch außerdem anderen genügen, Archivare und Registratoren in einer Person sein können. Man halte nur einmal Umschau unter unseren Archivbeamten! Entweder sind sie tüchtige Historiker und Archivare, aber keine Verwaltungsbeamten, oder tüchtige Verwaltungsbeamten, aber keine Historiker; die Fälle, daß einer beides in einer Person ist, gehören zu den größten Seltenheiten. Wenn es sich freilich bei den modernen Acten lediglich um deren Ordnung und Instandhaltung handelte, so könnte das der Archivar im eigentlichen Sinne ebenso gut besorgen, wie der praktische Verwaltungsmann; nun aber soll jener außerdem bei den zahlreichen Anfragen, die von den Behörden an ihn gerichtet werden, gleichsam den Mittelsmann zwischen dem Actenstück und den betreffenden Decernenten machen: in den Fällen einer nicht directen Uebermittelung der Archivalien soll er aus denselben heraus den letzteren das Beweismaterial zu den verschiedenartigsten Fragen des öffentlichen und privaten Rechts liefern, was — wenn es genügend geschehen soll — eine genaue

Kenntniß nicht nur des gerade vorliegenden Falles, sondern auch der gesammten öffentlichen Verwaltung voraussetzt, mit anderen Worten: der Archivbeamte muß hinsichtlich der seiner Pflege unterstellten Archivbestände von noch praktischer Bedeutung genau dieselben Kenntnisse und Erfahrungen wie der requirirende Decernent besitzen, er muß geschulter Jurist und Verwaltungsmann sein. Ich könnte hier manche Namen tüchtiger Archivare aufführen, die mit gründlicher historischer Fachbildung die Verwaltung eines Archivs übernommen und nach kurzer Zeit ihren ganzen Schulsack gegenüber den auf sie eindrängenden Anforderungen der praktischen Verwaltung verloren haben. In Recherchen der kleinlichsten Art haben sie Tage und Wochen hingebracht, um schließlich doch kein befriedigendes Resultat ihrer Anstrengungen zu gewinnen, da die lückenhafte Kenntniß des speciellen Thatbestandes, die falsche oder ungenaue Fragestellung seitens der requirirenden Behörde, der mangelnde directe persönliche Verkehr mit derselben ihre ohnedem schwierige Aufgabe zu einer noch verwickelteren gemacht haben. Würde es hier nicht unendlich einfacher und zweckmäßiger sein, die Aufschluß begehrende Behörde könnte das nöthige Material im eigenen Hause sich zusammensuchen und ihre Ueberzeugung sich durch eigenes Studium der einschlägigen Acten bilden, die ohnedies — da sie allein die erforderliche Kenntniß der Voracten und des speciellen Sachverhalts hat — auch nur von ihr genügend gewürdigt und verstanden werden können? So aber kommt es vor, daß der Archivbeamte heute in einer Erbschaftssache, morgen in einer Pensionirungsfrage und den dritten Tag wieder in einer anderen ihm ebenso unbekannten und gleichgiltigen Sache zu Recherchen aufgefordert wird, die seine beste Zeit und Kraft vorweg nehmen. Und seine Lage wird dadurch eine noch unangenehmere, daß die öffentlichen Behörden nur allzuhäufig den Archiven Geschäfte zuschieben, deren sie selbst überdrüssig geworden sind und die sie für verloren halten, so daß dann schließlich die Archive auch noch die Sündenböcke für Andere abgeben müssen. In Consequenz jener Doppelstellung gelangen wir zu dem ungeheuerlichen Satze, daß für den Archivar das Original einer Karolingerurkunde dieselbe Wichtigkeit haben muß, wie der Reisepaß eines Handwerksgesellen.

Sollen unsere alten historischen Archive wieder zu ihrem Rechte kommen, so müssen sie vor allem aus der Verbindung mit den Registraturen losgelöst werden. So lange dies nicht geschieht, so lange sie von den öffentlichen Behörden nur als bequemer Ablagerungsplatz ausgeschiedener Acten, für deren Asservirung sie keinen Raum und keine Lust haben, angesehen werden, dürfen wir an ein gedeihliches Aufblühen unseres Archivwesens nicht denken. Also heraus aus den Archiven mit Allem was noch der Gegenwart angehört, und künftighin Nichts in sie hinein, was nicht bereits geschichtlich in sich fertig und abgeschlossen ist! Dabei will ich aber nicht befürworten, daß jede öffent-

liche Stelle ihre alte Registratur erhält, beziehentlich behält. Die Erfahrungen, die man hinsichtlich deren Fürsorge für ihnen unterstellte Archive früherhin gemacht hat, sind so trauriger Art, daß es nicht gerathen ist, den Versuch zu wiederholen. Auch sind erfahrungsgemäß von öffentlichen Behörden die unteren diejenigen, die die Archive am wenigsten in Anspruch nehmen. Unter hundert amtlichen Benutzungen rühren kaum drei von Unterbehörden her, alle übrigen kommen auf Rechnung der Mittel- und namentlich der Oberbehörden (Kreisgerichte, Apellationsgerichte, Provinzialregierungen); die Centralbehörden kommen — wenigstens bei den Provinzialarchiven — gar nicht in Betracht. Bei jenen oder noch besser bei den Provinzialoberbehörden sollten, soweit solche nicht schon bestehen, eigene alte Registraturen eingerichtet werden, in welche aus den einzelnen Amtsregistraturen der ganzen Provinz alle diejenigen Acten zu verbringen sein würden, die, wenn auch für den laufenden Dienst der betreffenden Einzelbehörde, deshalb noch nicht ohne weiteres für die Bedürfnisse der praktischen Verwaltung überhaupt entbehrlich erachtet würden. Die Leitung dieser Provinzialregistraturen müßte einem Verwaltungsbeamten übertragen werden; an ihn würden dann die Anfragen des praktischen Dienstes zu ergehen haben, und er könnte dann entweder die einschlägigen Acten den betreffenden Decernenten in Vorlage bringen oder sein Gutachten aus ihnen abgeben. Beide Male ist er in einer weit günstigeren Lage als der in Anspruch genommene Archivbeamte, indem er im ersten Fall das Material rascher zur Hand hat und direct übergeben kann, im andern Fall aber durch seine Stellung inmitten der praktischen Verwaltung eine größere Garantie für die Gründlichkeit seines Gutachtens zu geben im Stande ist. Und erst, was absolut für den laufenden Dienst entbehrlich geworden ist und seinem Inhalt nach sich zu einer ferneren Aufbewahrung eignet, müßte dann periodisch an die Archive abgegeben werden.

Die so entlasteten Archive würden alsdann im Stande sein, ganz ihrer natürlichen Bestimmung nachkommen zu können. Und diese ist keine andere, als daß die Archive Sammelstätten sein sollen aller derjenigen Schriftstücke, welche sich auf die Geschichte eines Landes beziehen und in sich fertig abgeschlossen sind, daß sie als solche die Nutzbarmachung derselben durch die Wissenschaft vermitteln und durch eigene Thätigkeit aufmunternd und anregend wirken. Sie sollen Allen ohne Unterschied ihre Pforten erschließen, wenn dieselben mit der Lauterkeit der Gesinnung, die der Dienst der Wissenschaft erheischt, an sie herantreten. Sie sollen nach wie vor den Zwecken der Staatsverwaltung dienen, soweit es sich bei dieser nicht um das geringfügige Vielerlei des Tagesdienstes handelt: sowie der Staat für seine Bedürfnisse die Hülfe anderer Wissenschaftszweige in Anspruch nimmt, so soll er dies auch hinsichtlich seiner Archive thun; sie sollen ihm nach wie vor Aufschluß

geben, aber nur mehr in solchen Fragen, die lediglich der Geschichte angehören und die nur der Archivar auf der Grundlage seiner besondern wissenschaftlichen Berufsbildung zu beantworten im Stande ist. Der Archivbeamte brauchte dann nicht länger zwei Herren zu dienen, heute dem täglichen Geschäftsleben, morgen der freien Wissenschaft — eine Verquickung zweier Richtungen, die nur auf Unkosten einer von ihnen bestehen kann; er könnte seine Zeit und Kraft ungetheilt der einen Aufgabe widmen, die mir so wichtig erscheint, daß allein ihrer genügenden Erfüllung halber die von uns befürwortete Trennung geboten ist, auch wenn mit ihr nicht auch für die laufende Verwaltung die Vortheile verknüpft wären, die — wie ich nachgewiesen zu haben glaube — thatsächlich damit verbunden sind.

Man hat hiebei nicht nöthig, zu den Consequenzen fortzuschreiten, die Herr von Löher als mit jener Trennung innerlich zusammenhängend aufzählt. Die Verfechter des wissenschaftlichen Charakters unserer Archive haben meines Wissens an keiner Stelle geäußert, daß die Archive lediglich „Sammelstätten von Handschriften oder nicht in den Buchhandel gekommener Druckschriften sein sollten, die besser den öffentlichen Bibliotheken anzuschließen sein und von einem Geschichtsprofessor dirigirt würden!" Sammlungen jener Art sind keine Archive, sondern Bibliotheken, und die Grundsätze der Verwaltung solcher werden stets wesentlich andere sein müssen, als diejenigen der Archivverwaltung. Von einem Anschluß der Archive an die Bibliotheken wird daher nur in dem Sinne die Rede sein können, daß beide denselben Zwecken dienen. Nur das ist richtig, daß es im Interesse der Archive sowohl als der Archivbeamten und Archivbenützer dringend geboten ist, die Archive an die Sitze von Universitäten zu verlegen, damit sie alle im lebendigen Verkehr mit der Wissenschaft bleiben. Namentlich der Archivbeamte hat den erfrischenden Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern nöthig, wenn er nicht geistig verkümmern soll; und mit welchen Schwierigkeiten er bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten in einer von allen literarischen Hülfsmitteln entblößten Stadt zu kämpfen hat, kann nur der genügend würdigen, der wie ich dies an sich selbst erfahren hat. Es ist daher nur mit freudiger Genugthuung zu begrüßen, daß die preußische Archivverwaltung energisch daran arbeitet, die ihr unterstellten Archive, wo es immer angeht, an die Sitze von Universitäten zu verlegen. Ob endlich Geschichtsprofessoren gerade deshalb auch untaugliche Archivvorstände sind, dürfen wir füglich dahingestellt sein lassen. Unseres Wissens ist Herr von Löher, als ihm vor zwölf Jahren die Verwaltung der baierischen Archive übertragen wurde, Professor der Länder- und Völkerkunde gewesen, welche Disciplinen mit der Archivkunde jedenfalls noch weniger zu thun haben als die Geschichtswissenschaft. Ja wir gehen noch einen Schritt weiter, indem wir behaupten, daß die Verwaltung großer Archive oder gar des gesammten

Archivwesens eines Staates besser in den Händen eines tüchtigen Historikers als in denen eines juristisch geschulten Verwaltungsbeamten aufbewahrt ist. Nur der erstere giebt uns die Garantie eines nach den Grundsätzen der freien Wissenschaft geregelten Regiments — das mehr Technische der Amtsführung erlernt sich rasch und mühelos, namentlich wenn man ein geschultes Canzleipersonal zur Seite hat — während der praktische Jurist bei aller formellen Gewandheit nur zu sehr geneigt ist, bei einer rein formalistischen, schablonenhaften Behandlung der einschlägigen Fragen stehen zu bleiben.

Halten wir an dem vorzugsweise wissenschaftlichen Charakter der Archive fest, so ergiebt sich alles Uebrige von selbst. Was einmal die Fachbildung des dermaligen Archivbeamten anlangt, so stimmen wir zwar Herrn von Löher nicht bei, der für einen Archivar die Aneignung so ziemlich sämmtlicher Wissenschaften für nothwendig erachtet*): aber ein Erkleckliches bleibt immerhin für den künftigen Doppelberuf zu lernen übrig. Dagegen verringert sich die Zahl dieser Disciplinen auf den dritten oder vierten Theil, wenn der Archivar künftighin es nur mit einem Archive und nicht mehr daneben noch mit einer modernen Registratur zu thun hat. Eine tüchtige Fachbildung in Geschichte und Diplomatik genügt dann vollkommen für den Eintritt in den Archivdienst. Die archivalische Fachbildung erwirbt der Adspirant doch erst durch die Praxis, und auf die praktische Schulung muß unseres Erachtens ein weit größeres Gewicht gelegt werden, als dies factisch in den baierischen Archiven geschieht. Archivschulen, wie sie Herr von Löher empfiehlt — obschon die von ihm hierin gemachten Erfahrungen ihn längst eines anderen hätten belehren müssen — leisten, weil außer dem beständigen Zusammenhang mit der praktischen Anschauung, nur einen zweifelhaften Dienst.

Auch die vielfach ventilirte Frage über die Grenze des Archivgeheimnisses wird in höchst einfacher Weise zu beantworten sein, wenn die Archive in erster Linie wissenschaftliche Anstalten sind. So lange der Staat an den in seinen Archiven hinterlegten Papieren noch ein praktisches Interesse nimmt, so lange ist derselbe zweifellos berechtigt ja verpflichtet, gewisse Archivbestandtheile der allgemeinen Einsichtnahme und Benützung zu verschließen. Zwar kann ich auch für diesen Fall den etwas engherzigen Anschauungen des Herrn von

*) Es sind folgende Disciplinen, die den Schulsack des Archivbeamten bilden sollen: Allgemeine Staatengeschichte, deutsche Reichs- und Landesgeschichte, historische Quellenkunde und Quellenkritik, Topographie, Ortsgeschichte, Genealogie, Staatsrecht, Civilrecht, Strafrecht, Kirchenrecht, Proceßrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Verwaltungsrecht, Staats- und Volkswirthschaft, Kunst- und Handelsgeschichte, Culturgeschichte, Paläographie, Chronologie, Diplomatik, Heraldik, Sphragistik, classische und germanische Philologie, Forst- und Bergwesen, Zoll-, Steuer- und Münzwesen, Deichwesen und Alpenwirthschaft (!). Warum nicht auch Kochkunst, da die alten Acten nicht selten auch Küchenrecepte und Speisezettel enthalten?

Löher nicht beipflichten — er setzt beispielsweise als Grenze für die freie Benützung der diplomatischen Correspondenzen und Verhandlungen das Jahr 1802 fest — immerhin müssen die landesfürstlichen Familienpapiere sowie diejenigen Acten, welche sich auf noch bestehende Vermögensrechte des Staates beziehen, ganz oder theilweise der allgemeinen Benützung entzogen bleiben. Es ist aber immer ein Mißstand, wenn ein Theil des Archivs mit dem Archivgeheimniß umgeben ist: nur zu leicht wird dann auch auf den anderen Theil die Geheimnißthuerei übertragen. Wenn man dagegen aus den historischen Archiven, wie wir sie uns denken, die Archivalien des regierenden Hauses ausscheidet — sie werden am geeignetsten als Hausarchiv unter besondere Verwaltung gestellt — so weiß ich in der That nicht, was dann noch in unseren Archiven mißtrauisch zu hüten wäre. Dann wird auch der in manchen Archiven — z. B. in den baierischen — übliche lästige Zwang aufgehoben werden können, daß der Archivbenützer beziehentlich des ihm zur Einsicht gewünschten Materials lediglich auf den guten Willen der Archivbeamten angewiesen ist, indem ihm weder die Einsicht der Repertorien, noch weniger das Betreten der eigentlichen Archivräume — auch nicht in Begleitung eines Beamten — gestattet ist.

Die Frage, welchem Ministerium die Archive am geeignetsten zu unterstellen sind, scheint uns von nur nebensächlicher Bedeutung zu sein. Die Hauptsache ist, daß die Archive unter sich in einem organischen Zusammenhange stehen und von einer technischen Centralbehörde in der richtigen Weise — nicht zu stramm, aber auch nicht zu lax — geleitet werden. Die nothwendige Einheit der Verwaltung wird gewahrt werden können, ohne daß man den einzelnen Archiven eine gewisse Selbständigkeit, wie sie der Dienst der freien Wissenschaft, die Besonderheit eines jeden einzelnen Archivs fordert, nimmt. Würden die Archive lediglich wissenschaftliche Institute sein, wie die Bibliotheken, so würden sie gleich diesen am besten den Cultusministerien zu unterstellen sein. Jedenfalls wäre das letztere richtiger als sie — wie dies in Baiern der Fall ist — dem Ministerium des Innern unterzuordnen. Denn dafür spricht nicht einmal der Umstand, daß man sie dem Ministerium des Aeußeren nicht mehr unterstellen konnte, weil demselben bereits die Verwaltung des von den Landesarchiven getrennten Staatsarchivs untergeben war.

Dagegen ist die Frage nach der Stellung der Staatsarchive gegenüber den Communal- und Genossenschaftsarchiven wiederum von der größten Wichtigkeit für die ganze Gestaltung des Archivwesens. Hier gilt es unseres Erachtens die schwierige Mittellinie zu finden zwischen Centralisirung der Archivalien und Belassung derselben auf dem Boden, auf dem sie erwachsen sind. Die erstere hat im Interesse sowohl der bestmöglich zu conservirenden Archivalien als des benützenden Publicums zu geschehen. Wir haben oben gesehen,

welchen Gefahren oft die kostbarsten Sammlungen in den Händen indifferenter und stupider Gemeindeverwaltungen ausgesetzt sind. Die Fälle können sich jeden Tag wiederholen, und es ist daher eine Forderung des allgemeinen Staatsinteresses, solchen Möglichkeiten nach Kräften vorzubeugen. Eine Hauptaufgabe der Archivverwaltungen wird demgemäß darin zu bestehen haben, die Gemeinde- und Genossenschaftsverwaltungen zur Deponirung ihrer Archive in den Landesarchiven zu veranlassen. Nur muß man hiebei etwas planmäßiger zu Werke gehen, als dies in Baiern früher geschehen ist, wo man eine gänzlich willkürliche Zerreißung der städtischen Archive sich förmlich zur Aufgabe gesetzt zu haben scheint, indem es sonst schwer zu begreifen ist, warum häufig die städtischen Urkunden eines bestimmten Jahres zur Hälfte im allgemeinen Reichs(!)-Archiv, zur anderen Hälfte an alter Stelle sich befinden. Ueberhaupt kann man bei der Centralisirung von Archivalien nicht vorsichtig genug verfahren. Mit der Anwendung von Normaljahren z. B. — in dem Sinne, daß man alle vor einem bestimmten Jahre erwachsenen Documente des ganzen Landes an eine Stelle zusammenbringt, wie dies in Baiern mit sämmtlichen Urkunden der einzelnen Kreisarchive vor dem Jahre 1400 geschehen ist — ist hier noch nicht erreicht, ebenso wenig wie mit jener Bestimmung, daß den ehemaligen reichsunmittelbaren Städten und Stiftern alle diejenigen Archivalien genommen wurden, die in der Ausübung von Souveränitätsrechten erwachsen waren. Denn gerade solche, wie z. B. Privilegien, Briefbücher, Stadtrechte und Stadtbücher, sind recht eigentlich localer Natur, und Documente solcher Art sollte man nicht ohne Noth von dem Boden entfernen, auf den sie entstanden sind, da sie hier am besten gewürdigt und verstanden werden können. Als vor einigen Jahren die baierische Regierung die Verbringung des Nürnberger Archivs nach einer entlegenen Landstadt des Kreises projectirte, erhob sich mit vollem Rechte nicht nur unter der Bürgerschaft, sondern auch in wissenschaftlichen Kreisen ein Sturm der Entrüstung, dem gegenüber der Versuch alsbald wieder aufgegeben werden mußte. Berechtigt erscheint eine solche Wegbringung nur dann, wenn entweder die bisherigen Inhaber keine Garantie für eine genügende Conservirung ihrer Archive bieten, so daß also ein allmähliches Zuverlustgehen derselben zu befürchten ist, oder ihre Nutzbarmachungen an einem anderen Orte sich besser bewerkstelligen läßt. In anderen Fällen belasse man die Archive auf ihrem historischen Boden!

Noch Manches ließe sich hier aufführen, was wir im Interesse einer gedeihlichen Fortentwickelung unseres Archivwesens für wünschenswerth erachten. Doch wir wollen abbrechen und nur noch das eine bemerken, daß uns Herr von Löher ein viel zu geringes Gewicht auf die wissenschaftliche Thätigkeit den Archivbeamten zu legen scheint. Man wendet heutzutage einschlägigen

Orts mit Recht der wissenschaftlichen Fortbildung von Schulmännern, Theologen, Officieren u. a. eine besondere Aufmerksamkeit zu, indem man in jener das beste Mittel erblickt, daß der betreffende Beamte sich auf der geistigen Höhe seines Berufes hält: mit nicht geringerem Rechte wird man dies letztere von dem Archivbeamten fordern können, der ja einem eminent wissenschaftlichen Berufe angehört. Ich denke dabei nicht an jene Antiquaria, wie sie vorzugsweise unsere Archivbeamten zu Tage fördern, sondern an große nach einem einheitlichen Plan geleitete Publicationen, wie sie die gegenwärtige preußische Archivverwaltung auf die Initiative keines Geringeren als des Fürsten Bismarck selbst unternommen hat. Solche von den Archiven ausgehende Publicationen haben überdies noch den weiteren Vortheil, daß sie Schätze zu Tage bringen, die außerdem vielleicht auf immer ungehoben bleiben würden, und daß dies mit dem größtmöglichen Aufwand von Gründlichkeit und Geschick geschieht. Die französischen Archive, die überhaupt in den meisten Beziehungen den unsrigen überlegen sind, sind uns auch in jenem Puncte schon seit Jahrzehnten mit trefflichem Beispiel vorangegangen. Gerade die baierische Archivverwaltung, die unter der Aegide des geistreichen Satirikers aber schlechten Archivars Ritter von Lang und des Freiherrn von Freyberg, der die Abschriften der von ihm herausgegebenen Geschichtsquellen durch seinen Bedienten fertigen ließ, eine so monströse Publication wie die Regesta Boica ans Licht gefördert hat, hat allen Grund, diesen Schaden durch eine Neubearbeitung der urkundlichen Schätze des Reichsarchivs wieder gut zu machen.

Tizians Leben.

Von allen italienischen Malern der Blüthezeit nimmt durch seine Persönlichkeit nächst Michelangelo Tizian das allgemeinste Interesse in Anspruch. Sein Leben umfaßt beinah genau ein Jahrhundert, nach unserem Wissen das reichste an geistiger Kraftentfaltung, was bis dahin die Erde gesehen hatte. Herrlich und leuchtend wie seine Bilder, liegt es vor uns, getragen von einem künstlerischen Weltruhm ohne Gleichen. Seine Persönlichkeit, zugleich kraftvoll und vornehm, die Fülle seiner Beziehungen, seine unerschöpfliche Lebens- und Arbeitskraft, die früh ausgeprägte Sicherheit seines Wirkens und Wollens, sein originaler Genius machen ihn zu einer geradezu einzigen Erscheinung. Kein Wunder, daß das schöne Buch, in welchem die Geschichtschreiber der italienischen Malerei den wechselvollen Gang seines Daseins an uns vorüberführen, längst sehnlichst erwartet, allenthalben eine freudige Aufnahme gefunden hat, die sich in Deutschland noch steigern wird, wenn das Werk, von Max Jordans

kundiger Hand übersetzt, im traulicheren Gewande der heimischen Sprache im Herbst uns vorliegen wird, hoffentlich ohne die wahrhaft abscheulichen Illustrationen, welche den englischen Text leider verunzieren.*) Die Verfasser waren in der glücklichen Lage, eine Menge des wichtigsten handschriftlichen Materials benutzen zu können; mit eigenen Augen haben sie fast alle die zahlreichen Gemälde verglichen, welche unter des Meisters Namen in den Kirchen, Palästen und Museen Europas die unstäten Blicke des Touristen fesseln: über ein Tausend; ihre einzige Kenntniß der gleichzeitigen Kunst befähigte sie vor allen anderen, das Leben und die Weise Tizians zu verstehen und seine Entwickelung, soweit sie erkennbar ist, uns zu schildern. Und man darf hinzufügen, daß ihnen das bei dem diesmaligen Unternehmen ganz besonders geglückt ist, da auch die äußere Darstellung allenthalben jene Wärme widerstrahlt, mit welcher die Fülle dieses glanzvollen Daseins auch auf die wissenschaftliche Betrachtung wirken mußte.

Nur die rein äußeren Umrisse, welche das Leben des Meisters charakterisiren, will diese flüchtige Skizze bieten. Eine kritische Würdigung des Buches, eine Schilderung des geistigen Werdeprocesses des Malers, seines Verhältnisses zur Kunst und den Künstlern überläßt sie gern Berufeneren. Ihr Zweck ist erreicht, wenn sie im Stande sein sollte, hie und da zur Lectüre des Buches anzuregen.

Das schöne Alpenthal von Cadore ist Tizians geliebte Heimath. An der Grenze deutschen und romanischen Wesens gelegen, gehörte die Landschaft im Mittelalter zum Gebiete der aquilegischen Patriarchen, die sie durch Grafen verwalten ließen; seit 1420 zinste sie der Signorie von Venedig. In sich abgeschlossen und doch an einem der großen Straßenzüge gelegen, auf dem bald das Saumthier des italienischen Händlers, bald die Märe des deutschen Landsknechts einherzog, weckte und nährte sie schon damals jene einander widerstrebenden Triebe, die den Bewohnern dieser Thäler noch heute eigen sind: die innigste Heimathsliebe und den regen Trieb in die Ferne, Eigenschaften, die auch in Tizians Leben mächtig und bestimmend hervortreten, die vielleicht den rührendsten Zug seines Wesens ausmachen. In einem langen Leben, dessen Geschicke ihn hoch erhoben über die engen Verhältnisse der Heimath, hat er die Stätte seiner Knabenjahre nicht vergessen. Immer hielt er die freundlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen lebendig und rege, oft kam er zu Besuch, und unzähligemal kehren auf seinen Bildern die kühnen Bergformen der Dolomitalpen wieder. Hier empfing er die dauernden Eindrücke, die ihn zum ersten Landschaftsmaler der Venetianer machten. Und auch ihrerseits haben die einfachen Bergbewohner das Gedächtniß ihres berühmten Lands-

*) Titian: his life and times. By J. A. Crowe and G. B. Cavalcaselle. In two volumes. London, J. Murray. 1877.

mannes durch die Jahrhunderte hindurch stolz in Ehren gehalten. Noch zeigen sie in Pieve di Cadore eine Madonna als ein Jugendwerk von ihm, vor allem aber das Haus, in dem er geboren sein soll; 1477, dem Gregorio di Conte von seiner Gattin Lucia Vecelli.

Die Familie der Vecelli führte ihren Ursprung bis ins elfte Jahrhundert zurück, der Name Tizian war unter ihren Gliedern nicht selten. Der Vater that sich als Kriegsmann und in Verwaltungsstellen seines Districtes hervor, lebte in mäßigen Verhältnissen. Als er seinen neunjährigen Tizian zu Verwandten nach Venedig in die Lehre gab, mochte der Knabe vielleicht schon etwas Zeichnen gelernt haben. Die Angaben widersprechen sich. Wie er dazu kam, den Pinsel zu ergreifen, statt der Wage und Feder des Kaufmanns, ob ihn selbst der Genius früh antrieb, ob ihn und seine Pfleger die äußeren Erfolge der venetianischen Künstler verlockten, wissen wir einfach nicht. Und es ist auch gleichgültig, bei ihm mehr als bei jedem Anderen. Denn sein Genie trat schon früh derart hervor, daß sich seine Eigenart den imitativen Elementen seines Schaffens entweder ebenbürtig zur Seite stellte oder sie übertraf. Weder als den Schüler eines einzigen Mannes noch als das Mitglied einer durch künstlerische Gemeinsamkeiten verbundenen Genossenschaft kann man ihn bezeichnen; bei allen Spuren der Nachahmung und Anlehnung an die Palma und Giorgione war er doch immer in erster Linie er. Man möchte fast sagen, seine Geschichte beginnt mit ihm selbst. Und so können wir hier der äußeren Zeugnisse leichter entbehren. Nicht als ob sie ganz fehlten. Wir wissen, daß der halbwüchsige Knabe zuerst bei dem uns sonst unbekannten Maler Sebastian Zuccato arbeitete, der seinerzeit nicht ohne Namen und Einfluß war, mit dessen Söhnen ihn später noch innige Freundschaft verband, daß er dann nach einander in den Ateliers von Gentile und Giovanni Bellini mit Palma und Giorgione zusammentraf, mit denen er dann wechselsweise gemeinsam Arbeiten ausführte.

Die reiche Handelsstadt, in welcher Arbeit und Luxus in gesunder Wechselwirkung standen, bot des Anregenden genug für den Künstler, nicht nur daß ihm außer der Fülle des wogenden Lebens vergönnt war die Reste der alten Zeiten zu vergleichen, die Vorliebe der Reichen, die Außenwände ihrer Paläste mit Fresken bedecken, Hallen und Gemächer ausmalen zu lassen, gab auch Anlaß zu Gewinn und Förderung, wenn auch ein directer Verkehr zwischen den Künstlern und ihren vornehmen Patronen damals kaum bestand. An diese Thätigkeit der Hausbemalung knüpft nun auch die Kunst Tizians an. Noch in späteren Zeiten zeigte man an den Wänden des Palazzo Morosini einen Hercules, der für eines seiner frühesten Werke galt. Man sieht ihn heute nicht mehr. Natürlich, daß es in Venedig nicht an Gemälden fehlt, an denen Kundige und Unkundige die Spuren des Löwen zu erkennen

meinen. Sicher ist als erstes, heute noch existirendes, Bild eine kleine Madonna in Wien, welche den venetianischen Stil des fünfzehnten Jahrhunderts aufweist, ohne doch an einen bestimmten Meister zu erinnern. Im Uebrigen ist es schwer, die stufenweise Entwickelung des Malers zu verfolgen, da die Chronologie dieser älteren Werke sehr unsicher ist. Schon „die zwei Mädchen am Brunnen", wie das bekannte Bild von der irdischen und himmlischen Liebe richtiger genannt wird, zeigen den jungen Mann auf dem Wege, den er fürder nie verlassen hat, in dem glücklichen Bestreben, entgegen der kühlen Art der Florentiner, der Natur allein zu folgen, wenn sie in Widerspruch trat mit den Ueberlieferungen der alten Kunst.

Daß Tizian sein Genie früh Anerkennung erwarb, ist erklärlich; man wollte später wissen, daß er mit dem Hofe Lodovico Sforzas in Verbindung gestanden habe; sicherer bezeugt sind seine Beziehungen zu der Familie der Pesari, die in den türkischen Unternehmungen der Venetianer eine Rolle spielte, mit den Borgias verbündet war. Er malte den Titularbischof von Cypern, den Jacopo Pesaro, etwa um 1503. Es ist das erste Bild, das eine annähernd sichere Datirung zuläßt.

Ein paar Jahre darauf, zwischen dem Mai 1507 und 1508, war Tizian in Gemeinschaft mit Giorgione beschäftigt, auf Staatskosten die Außenwände des neuerbauten deutschen Kaufhauses in Venedig mit Fresken zu schmücken. Man darf nicht annehmen, daß beide äußerlich gleich standen, Tizian ist vielmehr als Gehülfe Giorgiones zu betrachten, dem er sich dadurch empfohlen, daß er seine Manier studirt, hie und da wohl angewandt hatte. Und vielleicht nur durch den Einfluß eines Barbarigo ward ihm die Theilnahme an den Arbeiten am Fondaco gestattet. Soviel ist gewiß, daß, so lange Giorgione lebte, Tizian nicht vom Staate Venedig direct beschäftigt ward und auch nach Giorgiones Tode gelang es ihm nicht, in den officiellen Kreisen Fuß zu fassen, er sah sich auf ein Wanderleben angewiesen.

Damals nun geriethen die von Venedig mit Kaiser Max in Streit, Cadore ward der Schauplatz scharfer Gefechte, in den Kämpfen um die Alpenpässe thaten sich auch die Vecelli hervor, einer von den Brüdern Tizians weihte sich ganz den Waffen. Tizian selbst aber schuf und übte weiter in der Stille. Mitten in diesen stürmischen Zeiten entstanden einige seiner Meisterwerke, nicht allein verschiedene Madonnen von hoher Vollendung, wie die „Madonna mit den Kirschen", „mit den Rosen" und „mit der heiligen Brigitte", auch das vorzügliche Porträt des Dogen Nicoló Marcello, vor allem aber eines der größten Kunstwerke aller Zeiten: „der Zinsgroschen". Wer kennt es nicht? Wem wäre die milde Hoheit des Erlösers nicht unvergeßlich? Darf man der Ueberlieferung glauben, so hatte Tizian mit Bewußtsein das Problem gelöst, die sorgfältige Treue, welche die Behandlung

Dürers auszeichnete, mit einer gewissen Größe der Auffassung zu verbinden. Und dies Bild, das Meister Albrechts ernsten Einfluß nicht verkennen läßt, ist nicht das einzige Zeugniß dafür, daß das große Ansehen des deutschen Künstlers die reichen und üppigen Talente der venetianischen Malerei vor Ausschreitungen zu bewahren wußte und sie zwang, sich zu fassen.

In diesen Zeiten also, die übrigens erhöhte materielle Anforderungen an ihn stellten, da die Kriegsnöthe ganz besonders Cadore und die Familie der Vecelli heimgesucht hatten, hielt er für besser, auswärts Arbeit zu übernehmen. 1511 finden wir ihn als Freskenmaler in Padua und dem benachbarten Vicenza, von wo er nach Venedig zurückkehrte. Nach seiner Heimkehr schienen sich seine Verhältnisse bessern zu wollen. Giovanni Bellini zeigte sich zu schwach, seinen Verpflichtungen zu genügen, der überwiegende Einfluß anderer, wie Carpaccios, war im Sinken begriffen, vor allem der Tod Giorgiones ließ eine Lücke, die nur Tizian ausfüllen konnte, sein geschicktester Rival. Sah doch sein jüngstes Werk, ein heiliger Marcus in der Kirche della salute, einer Schöpfung Giorgiones zum Verwechseln ähnlich. Dazu kam, daß ihn sein wachsender Ruhm mit den literarischen Größen Italiens in Verbindung brachte. Durch Aldus Manutius ward er mit Bembo und Navagero bekannt, von denen der erstere ihn in den Dienst Leo X. zu bringen suchte, während der letztere dagegen auf die Gunst der Zeiten hinwies, welche eine Thätigkeit in der Heimath zu ermöglichen schien. Noch harrte die Halle des großen Rathes der Vollendung, eine Aufgabe dankbar in jeder Beziehung. Und so bewarb sich denn im Jahre 1513 Tizian bei dem Rath der Zehn um das Patent eines Sensals am deutschen Hause, ein Titel, welcher die Verpflichtungen eines Staatsmalers auferlegte, mit allerlei Privilegien. Als solcher hatte er z. B. das Bildniß des Dogen zu malen, auch die Decoration der erwähnten Halle lag ihm ob. Um Tizian nicht an Rom zu verlieren, sagte ihm der Rath die erste Vacanz sofort zu. Man gestattete ihm dieselben Privilegien wie seinem alten Widersacher Bellini; im Jahre 1516 trat er sein Amt an, übrigens nicht eben eifrig bemüht, seinen Versprechungen betreffs der Ausmalung der Rathshalle nachzukommen. Denn in den nächsten zwanzig Jahren setzten die Klagen nicht aus, die ihn an seine Pflicht mahnten.

Und als ob er den Ruhm Bellinis nicht nur in der Heimathstadt schlagen sollte, gleichzeitig fast traf ihn eine Einladung an den Hof von Ferrara, wo er Alfons von Este kennen lernte, dessen Bild er malte, und den Dichter des Orlando. Man hat sein freundschaftliches Verhältniß zu beiden übertrieben, aus seinen Briefen an den Herzog spricht nur die glatte Artigkeit der Venetianer, nichts aber, was etwa dem Selbstgefühl Michelangelos gleichkäme, der es bekanntlich nicht für einen Raub hielt, Fürsten gleich zu sein. Und Alfons seinerseits schlug einen Ton an, der eher geeignet war, den Künstler abzu-

schrecken, als zu fesseln, und dies zu einer Zeit, wo Tizians Ruhm täglich stieg, wo er durch sein großes Altarbild bei den Frari „die Himmelfahrt Mariä" die heimischen Künstler alle hinter sich gelassen hatte und in Venedig unbestritten als der erste Maler dastand.

Tizian war nun im besten Sinne eine öffentliche Figur geworden; sein großes Bild in der Kirche der Franziskaner, der Besuch des Herzogs von Ferrara in Venedig, die Aufträge, die von allen Seiten an ihn gelangten, von Ancona, Treviso, Padua und Brescia, die wachsende Gunst der Großen, alles dies veranlaßte die Signoria, einen weiteren Schritt zu thun, den seltenen Mann zu fesseln. Im Jahre 1518 berief ihn der Rath in das Salzamt, freilich mit der höflichen Bitte, er möge doch endlich einmal mit den Arbeiten für die Rathshalle beginnen, wenn er nicht wünsche, daß von anderen auf seine Kosten gemalt werde, eine Drohung, die indeß herzlich wenig Eindruck auf Tizian machte. Noch im selben Jahre ging er nach Padua, bald darauf wieder nach Ferrara, um früher Entworfenes dort zu vollenden, das große Bachanal, das jetzt eine Zierde des Museums in Madrid bildet. Er nahm in Ferrara eine Menge Aufträge an, aber weder Bitten noch Drohungen von allen Seiten vermochten ihn, seinen Verpflichtungen nachzukommen, wie andererseits er auch sich bereit zeigen mochte, immer neue Aufgaben zu übernehmen. Er arbeitete, wie ihn der Geist trieb. Während er von Versprechungen, die er gethan, fast erdrückt wurde, malte er in dem kleinen Conegliano die Front einer Scuola. Die frische Bergluft des Oertchens hatte ihn angezogen.

Damals im Jahre 1521 kam Antonio Grimani zur Regierung in Venedig, der erste Doge, dessen Bild Tizian zu malen hatte. In noch nicht zwei Jahren hat er es drei oder viermal auf die Leinwand geworfen. Zu gleicher Zeit schuf er auch den heiligen Sebastian als Altarbild für Brescia, den er selbst für sein bestes Werk erklärte. Als aber wieder der Ruf von Ferrara zu ihm drang, da machte der Rath mit seinen Drohungen einmal Ernst, und Tizian, um nicht seine städtischen Aemter ganz zu verlieren, machte wenigstens den Anfang mit seinen Arbeiten an der Rathshalle, ehe er über Mantua, wo er der Gast Federigo Gonzagas war, wieder an den Hof der Este zog. Hier vollendete er „Bacchus und Ariadne" und das Bild der Geliebten Alfonsos, der Laura Dianti.

Mit dem Gonzaga war Tizian vielleicht während der Carnevalsfreuden bekannt geworden, in der lustigen Gesellschaft der Calza; ein ernsteres Interesse an dem Maler nahm Federigo, wie es scheint, doch erst seit 1520. Jener Verbindung verdankt die „Grablegung" im Louvre ihren Ursprung.

Nach Venedig zurückgekehrt, erwarteten ihn neue Aufgaben, besonders das Porträt des neuen Dogen Gritti, das er oft ausführte, das seinen Ruf

als Porträtmaler ganz besonders hochhob. Gritti, ein Freund der Kunst im allgemeinen und Tizians im besonderen, stand auch zu den Este wie zu den Gonzaga in freundschaftlichen Beziehungen. Er erstreckte seine Gunst sogar auf Tizians Familie, ernannte den alten Gregorio zum Bergwerksinspector des Staates. Wir vermuthen, daß er auf Tizians Bereitwilligkeit, dem Heimathsstaate zu dienen, einen vortheilhaften Einfluß ausgeübt hat, da dieser im Jahre 1524 seinen Aufenthalt in Ferrara, der durch ein Fieber hinausgeschoben worden war, bedeutend abkürzte. Andrerseits war er aber auch geneigter als seine Vorgänger, Tizian Urlaub zum Besuche Alfonsos zu gewähren. In den folgenden Jahren, in denen er auch die Bekanntschaft des großen Spötters Pietro Aretino machte, besonders 1528 und 1529, finden wir den Maler wiederholt im Palaste Alfonsos, zu dem er allmählich in vertraulichere und freundschaftlichere Beziehungen getreten war.

Es war im Jahre 1528, als Tizian neben Palma Vecchio und Pordenone für eine der venetianischen Betbruderschaften den Entwurf eines heiligen Peter Martyr einreichte. Tizian gewann den Preis und den unversöhnlichen Haß Pordenones; Palma starb noch im Sommer. Im Jahre 1530 hatte Tizian das Meisterwerk vollendet, vier Jahre nach der prächtigen Madonna der Casa di Pesaro.

Während Tizian mit dieser Arbeit, sowie mit einigen Porträts beschäftigt war, die er im Auftrag des Federigo Gonzaga malte, erlitt er einen schweren häuslichen Verlust, der ihn eine Zeit lang unfähig machte zu arbeiten. Im August 1530 starb seine Frau Cäcilie, die Mutter seiner Pomponio und Orazio und der bekannteren Lavinia; nicht lange zuvor war er von Bologna, wo er den heißen Sommer verarbeitet hatte, heimgekehrt. Zur Pflege der jungen Kinder kam seine Schwester Orsa aus Cadore, die erst in späten Jahren bei ihm starb; er selbst hatte sich längst in dem finsteren San Samuele eingeengt gefühlt, nun zog er hinaus in eine der nördlichen Vorstädte, wo es frischere Luft gab und etwas Aussicht. Bei gutem Wetter erblickte man die Berge über Cadore. In seinem hübschen Garten war oft bunte Gesellschaft zu finden, in der es hoch herging.

Bald aber verdrängte erhöhte Geschäftigkeit die häusliche Trauer; die Jungen wuchsen heran, es galt, ihnen eine Zukunft zu sichern. Orazio sollte Maler werden wie der Vater, für Pomponio hoffte dieser durch seine Verbindungen eine Pfründe zu erlangen. Ganz besonders fleißig erscheint er in diesem Jahre. Der Doge, der Herzog von Mantua und Francesco Sforza von Mailand waren es, die ihn vor allen beschäftigten. Wir finden ihn bald in Ferrara, bald in Venedig, alle Jahre aber einmal in den Heimathsbergen von Cadore.

Das Jahr 1532 bildet einen gewichtigen Wendepunct in dem Leben des Meisters. An diese Zeit knüpfen sich seine engen Beziehungen zu Karl V. Crowe selbst, einer der Verfasser unseres Buches, hat in diesen Blättern den Ursprung und Verlauf dieser Verbindung ausführlich dargestellt*). Sie war durch den Großcomthur von Castilien, Covos, vermittelt worden, und in erster Linie durch das Bildniß der schönen Hofdame Cornelia, welches Gonzaga dem einflußreichen Günstling des Kaisers übersandt hatte. Natürlich, daß an und für sich dem Kaiser der Ruhm des Hofmalers von Ferrara und Mantua nicht unbekannt geblieben war. „Meister Tizian", schrieb der Herzog von Mantua am 7. Mai 1532, „ich wäre hoch erfreut, Euch um mich zu haben und bitte Euch dringlichst sobald als möglich zu kommen. Es wäre mir ein ganz besonderer Gefalle." Tizian kam, brachte auch noch seltene Fische für die herzogliche Tafel mit, zur Bewirthung des Kaisers, der dem Künstler denn auch in Mantua saß. Die meisten der Bilder Karls V. stammen daher. Sie befriedigten den Auftraggeber in hohem Grade. Niemals hat der Kaiser wieder einem anderen Maler gesessen. Ein Patent aus Barcellona vom Jahre 1533 ernannte „den Apelles seiner Zeit" zum kaiserlichen Hofmaler. Der Kaiser bemerkte dabei, daß er hier nur dem Beispiel Alexander des Großen in seinem Verhältniß zu dem Genannten folge. Er erhob Tizian außer zu anderen Ehrenstellen zum Hofrath mit dem Titel eines Pfalzgrafen und schenkte seinen Söhnen des Reichs Adel, er machte ihn zum Ritter des goldenen Sporns, wodurch er beständig Zutritt zum Hofe hatte, und gab ihm für jedes Porträt, das er von ihm malte, tausend Goldscudi. Es ist selbstverständlich, daß nun der ganze Hof von Tizian gemalt sein wollte, General Davalos und Ippolito dei Medici obenan, der ihn sogar zu sich nach Rom einlud.

Aber weder dorthin, noch nach Mantua kam Tizian, der sich in seinem neuen sonnigen Atelier in Biri Grande, wohin er vom großen Canal gezogen war, sehr behaglich fühlte. Er hatte der Arbeit genug, er schlug keinen Auftrag aus, wie wir wissen, und die Aufträge kamen in Masse, sogar Franz I. hat er nach einer Medaille gemalt, dreimal, nebenbei Isabellen von Este, wie sie als Braut ausgesehen hatte. Damals entstand auch wohl zuerst der Urtypus jener zahlreichen Frauenbilder von Tizians und von Anderer Hand, die bella di Tiziano im Palazzo Pitti, deren unvergeßliche Züge dem Wanderer durch die Museen so oft begegnen.

Man kann sich denken, wie stolz die Cadoresen auf den berühmten Landsmann waren, als er sie im Herbst 1534 besuchte. Der „Vetter" war immer bereit gewesen mit seinem Geldbeutel oder seinem Einfluß auszuhelfen, wo

*) Tizian in Augsburg. Von J. A. Crowe. „Im Neuen Reich" 1877 I. S. 13.

es noth that. Nun kam er gar als Pfalzgraf und mit den goldenen Sporen, und Rom und Spanien stritten sich, ihn zu besitzen.

Seine Stellung war in der That einzig und nie dagewesen; Raphael starb jung und Michelangelo liebte die ernsten Studien: Tizian lebte sich völlig aus und war der Geselligkeit nicht abhold. Fast mit allen großen Zeitgenossen seines Landes war er in regem Verkehr, er hatte auch in seiner Weltkenntniß unter seinesgleichen keinen Rivalen. Er hatte keine Feinde, nur Neider. Die Natur, sagten die Schmeichler, lerne von seinem Pinsel. Von jeher ist seine Kraft, die Natur in ihrer inneren Wahrheit darzustellen, tief empfunden, allgemein anerkannt worden. Alle anderen Landsleute hatte er überflügelt, außer Bordone und Bonifacio war neben ihm eigentlich Niemand aufgekommen, Tintoretto war noch jung und Schiavone gar Tizians eigener Schüler. Nur einer haßte ihn seit mehr als einem Lustrum von Grund des Herzens: Pordenone.

Es ließ sich freilich nicht leugnen, daß Tizian durch seine Richtung auf das Porträt etwas Einseitiges bekommen hatte, man rechnete aus, daß er in fünf Jahren höchstens vier componirte Gemälde, dagegen vierzig Porträts geschaffen habe. Dazu kam, daß er seine Versprechungen, die Rathshalle zu malen, immer noch nicht erfüllt hatte, daß Gritti alt ward und in der Vertheidigung des Freundes lasser. Dies läßt es erklärlich erscheinen, daß sich die Augen des Rathes auf Pordenone richteten, als es galt, die neugebaute Bibliothek zu zieren. Pordenone hatte seit 1528 allmählich großen Ruhm gewonnen, er kam gerade zum passenden Moment nach Venedig, 1537. Zwanzig Jahre lang war Tizian Sensal des deutschen Hauses gewesen, als er seinen Posten an Pordenone abtreten mußte. Der Rath verlangte die 1800 Ducaten zurück, die der Maler in dieser langen Zeit für nichts und wiedernichts als Salair genossen hatte. Die Forderung wirkte soviel, daß Tizian endlich in die Rathshalle die langgeplanten Landschlachten des Seestaates, die von Spoleto und Cadore, malte, die mit zu seinen besten Arbeiten gerechnet wurden. Es waren bedrängte und schwere Tage, die der bisher vom Glück so begünstigte Mann durchzumachen hatte; der Doge Andrea Gritti starb, in hohem Alter, und zu den Verdrießlichkeiten mit dem Rathe kam noch arge Geldnoth, da die Bezahlungen spärlich eingingen. Denn wenn hätte Karl V. je Geld gehabt? Da mochte der Tod Pordenones gelegen kommen, Ende 1538, der im folgenden Jahre Tizian sein Patent als Sensal wiedergab; dies um so mehr, als römische und florentinische Projecte, oft hin und her erwogen, abermals zu Wasser wurden.

Bald müssen sich Tizians äußere Verlegenheiten wieder gehoben haben; schon im Jahre 1540 finden wir in seinem schönen Garten an der Lagune lustige und vornehme Gesellschaft, in der Aretino, Sansovino und Nardi, der

Historiker, besonders sich hervorthun. Der gewiegte Philolog Priscianese wußte das Souper zu rühmen und die feinen und theuren Weine. Das Terrain der Gegend hat sich durch den Rücktritt der See sehr verändert, obwohl noch der Garten und das Haus darin gezeigt werden, die einst der Sitz eines Luxus waren, den nicht Alle billigen mochten. Es ist begreiflich, daß dieser Aufwand, mit dem Tizian seine Familie umgab, ihn zwang, auf das Seine zu sehen; er ging daran, Schulden einzutreiben und er zeigt dabei in diesen Jahren etwas Gereiztes und Streitsüchtiges.

Durch das Porträt eines Farnese, zu dessen Hause er nun in Beziehungen trat, öffnete sich ihm 1542 ein neuer Gesichtskreis, der ihn mit Paul III. und Alessandro Farnese in Verbindung brachte, deren Bilder er malte. Nichtsdestoweniger hielt er an der alten Verbindung mit dem Kaiser fest, mit dem er in Mailand 1541 zusammengetroffen war, dem er 1544 die Porträts der verstorbenen Kaiserin Isabella sandte. Er malte in diesen Jahren ausschließlich Porträts, gesellschaftlich besuchte er häufig die geistreichen Cirkel, welche Herzog Guidubaldo von Urbino in seinem venetianischen Palast um sich sammelte, in welchen die Sperone, Badoer, Navagero, Venier, Morosini und andere verkehrten. Guidubaldo war nicht sehr reich, aber er liebte es Pracht zu zeigen, als Beschützer der Kunst zu gelten. Als 1545 die Farnese Tizian nach Rom einluden, nahm er ihn in seinen besonderen Schutz, befahl ihn wie einen König durch eine Escorte nach der Weltstadt zu geleiten, ja er ließ es sich nicht nehmen, den Maler bis Pesaro selbst zu führen.

Tizian in Rom! Der Papst hieß ihn freundlich willkommen, auch der alte Gönner Bembo, die Farnese obenan, die ihn in dem Palazzo Belvedere einquartierten, den er oft verließ, um unter Vasaris Führung die Reste der alten Kunst zu studieren oder sich an Raphaels Tapeten zu erfreuen. Er war von dem glänzenden Empfang hoch erfreut und bedauerte Aretino gegenüber nur, daß er nicht vor zwanzig Jahren schon nach Rom gekommen sei. Nicht alle römischen Künstler freilich waren sehr erbaut von der Nachricht, daß der große Venetianer auf römischem Boden weile. Sowohl Perino del Vaga, wie vielleicht auch Fra Bastiano del Piombo und Vasari selbst hegten allerlei eifersüchtige Befürchtungen, die nicht grundlos waren, wenn Tizians Wünsche sich nur etwas realisirten. Nur Michelangelo stattete artig genug seinen Besuch im Belvedere ab. Indeß nicht einmal andere Angelegenheiten, die die Versorgung seiner Familie betrafen, gelang es ihm, durchzuführen, und so kehrte er über Florenz, wo er ehrenvoll empfangen ward, nach Venedig zurück, im Juni 1546. Gerade ein Jahr darauf starb Sebastian von Piombo und Tizian bewarb sich beim Cadinal Farnese in Rom direct um dessen Amt, zu einer Zeit, wo er dem Agenten Farneses erklärte, er werde die Stelle nur unter der Bedingung annehmen, daß sie ihm ange-

boten würde, wiederum ein Beweis, wie sehr der Maler ein „geborener Geschäftsmann" war.

In diesen Jahren — er war der Siebenzigern nahe — schuf er neben zahllosen Porträts die Danae, die Lavinienbilder, das Altarbild von Serravalle, die liegende Venus und den Ecce homo von Madrid, Meisterwerke, deren jedes allein ihn unsterblich gemacht haben würde.

Noch waren die Verhandlungen mit Rom im Gange, als im Jahre 1547 Karl V. Tizian nach Augsburg berief. Er war schnell entschlossen, dem Ruf des Kaisers zu folgen, um so mehr, als diese so entschieden ausgesprochene Gunst dem Glanz seines Namens eine neue Folie geben mußte. Wir sehen, daß er durch die Annahme des Rufs auch bei dem Cardinal Farnese selbst einen Theil seiner Wünsche erreichte, so sehr dieser sonst Grund hatte, ihm zu zürnen. Mitten im Winter überschritt Tizian die Alpen, im Januar 1548 betrat er Augsburg, wo er vom Kaiser und seinem Hofe gütigst empfangen, bis zum October weilte, in fleißigster Arbeit. Mit Ehren und Geld reich bedacht, kehrte er nach Venedig zurück, wo sich bald darauf seine Tochter Lavinia mit einem ehrbaren Jüngling aus Serravalle, Cornelio Saccinelli, verlobte, eine Freude, die den Aerger etwas versüßte, die ihm die Thorheiten seines ältesten Sohnes bereiteten. Abermals, im November 1550 berief ihn Karl V. nach Augsburg, wo er seinen Reichstag abhielt. Die Reise hatte diesmal einen halb politischen Zweck, Tizians Pinsel sollte dem gravitätischen Antlitz des spanischen Infanten Philipp jenen biederen und gemüthlichen Ton anzaubern, der dem Original neben anderen Dingen nur allzusehr abging, um einen Erfolg seiner Absichten auf den Reif Karls des Großen auch nur wahrscheinlich zu machen. Wenn auch das Bild seinen Zweck nicht erreichte, sicher hat es doch dazu beigetragen, daß ein paar Jahre darauf die herbe Tudor dem spanischen Prinzen die Hand reichte. Im Frühling 1551 brach der Hof nach Innsbruck auf, wohin Tizian folgte. Mit einer im Namen Philipps ihm verliehenen spanischen Pension von 500 Scudi, welche natürlich nie gezahlt ward, entließ ihn der Kaiser. Wenn ihn auch nicht, wie gesagt ward, der große Rath in voller Sitzung empfing, wie die Gesandten des Staates, immer war es doch bezeichnend, daß man so von ihm erzählte. Sicherer scheint, daß das Amt des Sensals, das während seiner oftmaligen und langanhaltenden Entfernungen von der Heimath begreiflicherweise suspendirt worden war, ihm wiedergegeben ward.

Er malte wenig in diesen Jahren: um so fleißiger pflegte er zu tafeln, er schien ganz im Existenzgenuß aufzugehen, man hörte nichts von ihm, nur einmal in Brüssel das falsche Gerücht von seinem Tode, welches dem Kaiser Gelegenheit gab, sich nach ihm zu erkundigen. Da trat er wieder mit der „Danae" für den Prinzen von Spanien hervor, mit der „heiligen Dreieinig-

keit", die der Kaiser mit nach San Juste nahm, mit dem „Täufer in der Wüste", mit vielen anderen Gemälden, welche die unerschöpfte Schaffenskraft des Greises bezeugten, wie die „Grablegung", die er 1557 für Philipp II. vorbereitete, und die prächtige „Lavinia" in Dresden.

Mitten in diesen Arbeiten mußte er sehen, wie einer nach dem andern dahin starb von den alten Gönnern und Freunden. Alfons und Federigo waren längst todt, jetzt kam plötzlich Aretino um, der altbewährte Freund, und ein paar Jahre darauf verschied auch sein mächtigster Schützer, Karl V. Seine Gunst setzte Philipp II. fort, für den der Maler eine Anzahl Arbeiten vollendete, die indeß gewisse Spuren des Alters tragen und naturgemäß die Frische der Tage von Ferrara vermissen lassen. Aber als hätten die Kräfte nur geschlummert: noch einmal tauchte er mit einem Meisterwerke ersten Ranges auf, mit „Jupiter und Antiope", jetzt im Louvre. Mythologische Stoffe waren es überhaupt vorwiegend, die ihn in alten Tagen beschäftigten, er entwickelte eine staunenswerthe Fruchtbarkeit; in der Mitte der Sechziger Jahre widmete er sich wieder vorwiegend den heiligen Geschichten, alle diese Dinge meist auf Bestellung Philipp II., mit dem über ein Jahrzehnt ein eifriger Briefwechsel unterhalten ward. Im Herbst 1566 ward Tizian zum Mitglied der florentinischen Akademie ernannt. Sonst war das Jahr ihm nicht günstig. Ward ihm doch das alte Privilegium entzogen, welches ihn für steuerfrei erklärt hatte. Er gab damals sein sicheres Einkommen auf 101 Ducaten an, aus verschiedenen Quellen, es ist aber Grund vorhanden zu der Annahme, daß er sich weise unterschätzte, in seiner Angabe zählt er allerlei magere Wiesen als unfruchtbaren Besitz auf, seine Pensionen, die man sich auf seine unablässigen Klagen doch allmählich bequemt hatte wenigstens dann und wann auszuzahlen, verschwieg er, auch sein Gehalt als Sensal gab er nicht an und den Gewinn der Geschäfte an Antiken und Kunstsachen, die er im Verein mit einem Mantuaner Kunsthändler mit Albrecht V. von Baiern abschloß.

Damals nahm er auch die Correspondenz mit seinem alten Gönner dem Cardinal Farnese wieder auf, arbeitete fleißig für den Spanier weiter; stritt sich mit den Brescianern wegen der von ihnen bestellten Fresken herum. Doch gedachte er seines Endes. So war er schon 1567 sorglich bedacht, sein Sanseriapatent auf seinen Orazio übertragen zu lassen, der ihm glücklich einer Lebensgefahr entronnen war, und man erwies dem Alten den Gefallen. Weniger wollte es ihm glücken, die Gunst Philipps festzuhalten, den er wegen der Pensionen fortwährend mit Briefen überhäufte; des Königs directe Antworten werden allmählich seltener.

Des Malers Haus in Biri Grande füllte sich noch immer mit Gemälden und der uralte Künstler gehörte auch ferner zu den Sehenswürdigkeiten der vielbesuchten Stadt, alle Fremden von Distinction kamen ihn zu bewundern, Heinrich III. stahl sich sogar von den Ehrenfestlichkeiten, die ihm die Stadt gab, weg, um dem verehrten Manne seine Aufwartung zu machen, wobei denn freilich die Nachricht anzuzweifeln ist, daß ihm dieser erfreut alle Gemälde schenkte, nach deren Preise der König fragte.

Immer ist es bewunderungswerth, wie er noch im neunundneunzigsten Lebensjahre malt, schreibt und die Schüler unterweist. Sein letzter Brief ist an Philipp II. gerichtet, vom 27. Februar 1576: es war immer wieder das bewußte Geld, um das es sich handelte. Der Brief athmet etwas die Geschwätzigkeit des Polonius, der alte Herr freut sich seiner alten Tage und hofft

es noch lange so weiter zu treiben. Er war nie gefährlich krank gewesen und der Tod schien ihn nun einmal vergessen zu haben.

Da brach plötzlich die Pest aus, die ein Viertel der Bevölkerung dahinraffte, 50,000 von 190,000. Auch Tizian bestellte da sein Grab; bei den Frari, und versprach eine „Pietá" zu malen zum Dank, die er denn auch begann. Aber es kam zu Zwistigkeiten, die ihn veranlaßten, anders zu verfügen. So blieb das Gemälde unvollendet, bis der junge Palma es endlich pietätvoll ausgeführt hat.

Mitten in dieser allgemeinen Aufregung, am 27. August 1576 starb Tizian in seinem Hause an der Pest. Der Senat hatte ein Gesetz gegeben, welches die Bestattung eines an der Seuche Verstorbenen in einer der städtischen Kirchen untersagte, der Künstler selbst hatte gewünscht, daß seine Gebeine in der Heimath ihre Ruhe fänden. Aber die Stadt wollte ihren großen Todten nicht missen. Feierlich ward die Leiche Tags darauf in der Capelle des gekreuzigten Heilands bei den Frari beigesetzt, da, wo jetzt ein Marmordenkmal ihre Ruhestätte bezeichnet. Am hellen Tage, unter Beistand der höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger, ward der größte venetianische Maler bestattet, mit allem Pomp, den die Schreckenszeit erlaubte, in der Nähe seiner Madonna der Casa di Pesaro, eines der größten Kunstwerke aller Zeiten. Wie anders schloß sein Leben doch, als das Peruginos oder Ghirlandajos, welche eine ähnliche Seuche dahinraffte, von denen der eine auf offenem Felde verscharrt, der andere hastig in schweigender Nacht begraben ward. Kurz nachher ist sein Sohn Orazio gestorben, im Lazareth; in das öde Haus an der Lagune aber brachen Diebe, raubend und plündernd nach Herzenslust, noch ehe Pomponio von dem zerstörten Erbe Besitz ergreifen konnte. Rd.

Aus dem deutschen Reichstag.

VII.

Die wirthschaftlichen Interessen beherrschen jetzt die Welt, wohl nicht zum Vortheil unserer gesammten Culturentwickelung, in so überwiegender Weise, daß fast alle anderen Interessen in die zweite oder hintere Linie gedrängt werden. Diese Erscheinung spiegelte sich auch in den Verhandlungen des Reichstags der letzten Woche ab. Sie ward beinahe ausschließlich durch die Themen Gewerbeordnung, Socialdemokratie, Schutzzoll und Freihandel in Anspruch genommen. Und wenn dem in sechs vielstündigen Sitzungen dieser Woche aufgewendeten unermüdlichen Fleiß des Reichstags ein gleichgroßer greifbarer Erfolg zur Seite stünde für Deutschlands durch die schwere wirthschaftliche Krisis so tief beunruhigte Bevölkerung, so müßten viele Sorgen schwinden, die jetzt die Gemüther in den unfruchtbaren Zustand der Depression versetzen, der die Lösung der großen politischen Aufgaben so sehr erschwert, die der gegenwärtigen Generation gestellt sind. Diese Erfolge freilich werden nur für das scharfe Kennerauge sichtbar werden, im großen Ganzen wird man sich mit einem Achtungserfolg begnügen müssen: das Publicum, das sich so vielfach gewöhnt hat, in unserer gewerblichen Gesetzgebung den alleinigen oder ausschließlichen Grund wirthschaftlicher und socialer Schäden zu erkennen, wird sich wenigstens überzeugt haben, daß Regierung und Reichstag diesen Klagen die eingehendste und sorgfältigste Prüfung zugewendet haben, daß aber

freilich auch diejenigen, welche die stärksten Klagen und Beschuldigungen gegen die neuere Gesetzgebung erhoben, mit ihrer Weisheit bald zu Ende sind, wenn es sich um positive und praktische Besserungsvorschläge handelt.

Drei lange Sitzungen waren der Berathung der aus den verschiedenen Parteien des Hauses gestellten Anträge zur Gewerbeordnung gewidmet. Die Berathung schloß mit einer Verweisung sämmtlicher Anträge an eine Commission, ein Verlegenheitsausweg, der ergriffen werden mußte, weil man bei der starken Parteizersplitterung und der fehlenden Majorität im Hause über keinen anderen Ausweg sich einigen konnte. Daß bei der nur kurzen Dauer des Reichstags die Commission, die ein getreues Abbild der Parteizersplitterung des Hauses ist, nicht bis zu positiven Vorschlägen gelangen wird, die der gegenwärtige Reichstag zum Beschluß erheben würde, daß also für jetzt die Angelegenheit in der Commission begraben bleibt, darüber wird kaum Jemand im Reichstag im Zweifel sein. Der Schwerpunct liegt also in den dreitägigen Berathungen dieser Woche, womit für die gegenwärtige Session die Sache abgethan ist. Wäre eine bestimmte, durch eine feste Majorität zum Ausdruck gelangende Richtung im Reichstag vorhanden, so wäre anstatt dieser gänzlich resultatlosen Commissionsverweisung zu einem anderen Abschluß, nämlich Ueberweisung eines Theils der Anträge an die Regierung durch eine geeignete Resolution, sehr starker Anlaß gewesen durch die Wendung, welche die Angelegenheit im Laufe der Debatte vom Regierungstische aus erhielt. Der Präsident des Reichskanzleramtes erklärte nämlich, daß der Bundesrath dem nächsten Reichstag eine Novelle zur Gewerbeordnung vorlegen werde, unter Aufrechthaltung des Princips der Gewerbefreiheit, über Lehrlingswesen, Gewerbegerichte, Frauen- und Kinderarbeit (Fabrikgesetzgebung), vielleicht, aber nicht sicher, auch noch über andere Themen, wie Schankconcession und Wanderlager. Diese bestimmte, durch eine sehr beifällig aufgenommene Rede des Präsidenten Hoffmann gegebene Erklärung der Reichsregierung hätte bei andrer Zusammensetzung des Reichstags wohl Anlaß sein können, in einer allgemeinen Discussion der Regierung die Gesichtspuncte darzulegen, die für die Mehrheit des Reichstags bei solcher Ergänzung der Gewerbeordnung — denn eine principielle Aenderung ward auch von der Regierung abgelehnt — die maßgebenden sein würden, im übrigen aber zunächst diese Gesetzesvorlage seiten der Regierung um so mehr abzuwarten, je mehr jeder erfahrene Parlamentarier weiß, um wie viel ungünstiger für die Vorlegung einer so tief einschneidenden und complicirten Gesetzvorlage alle Chancen für die Initiative des Reichstags gegenüber der der Regierung sind, so daß für solche der sorgsamsten Vorbereitung bedürfenden Gesetzesvorlagen der Reichstag nur in dringenden Nothfällen von seiner Initiative Gebrauch machen sollte. Indeß die Zerklüftung des Reichstags in stark divergirende Parteisplitter ließ es hierzu nicht kommen und ließ als Ausweg nur übrig, daß jede Partei ihre Ansichten und Wünsche in der allgemeinen Discussion so weit als möglich veranschaulichte, während der formelle Abschluß der Discussion in der Verweisung an die Commission bestand, die die unfruchtbare Aufgabe hat, den Fleiß ihrer resultatlosen Berathungen in den Acten beerdigt zu sehen. Die Regierung ist nun darauf angewiesen, die Directive dafür, wofür sie auf eine Majorität im gegenwärtigen Reichstag zu rechnen hat, sich aus diesen dreitägigen Debatten zusammenzusuchen. Das ist eine schwere, aber doch nicht erfolglose Aufgabe, wie denn diese lange Debatte doch nicht ohne alles Resultat und zwar nicht ohne erfreuliches Resultat verlaufen ist. Und das erfreu-

liche Resultat erkennen wir darin, daß alle Parteien mit alleiniger Ausnahme des Centrums in voller Uebereinstimmung mit der Regierungserklärung sich begegneten, in dem gemeinsamen Bestreben, die bestehende Gewerbegesetzgebung auf dem Boden ihres Princips der Gewerbefreiheit zu ergänzen und zu verbessern, nicht aber dieses Princip selbst anzutasten und umzugestalten. In dieser höchst werthvollen Uebereinstimmung aller Parteien gegenüber dem principiellen Dissens des Centrums erkennen wir den Schwerpunct der Verhandlungen des Reichstags über die Gewerbefragen und alle weiteren, in den Detailfragen sich ergebenden Differenzen können uns die hohe Bedeutung dieser Uebereinstimmung nicht mindern, die allerdings eine sehr bezeichnende Antwort giebt auf die den letzten Wahlkampf beherrschenden Schlagworte, die Antwort nämlich: Ihr verlangtet völlige Umkehr von der angeblich verderblichen liberalen Gewerbegesetzgebung und nun, vor die praktische Aufgabe gestellt, erklärt Ihr Euch in Uebereinstimmung mit uns gegen die Umkehr und für die Aufrechterhaltung des der Gesetzgebung zum Grunde liegenden Princips und nur für Ergänzung und Verbesserung des Details ganz eben so wie wir, wenn auch in einzelnen Detailfragen von uns abweichend! Dies möchten wir constatiren als das Hauptresultat der dreitägigen Debatten; die Regierung findet darin in der einen Hauptrichtung allerdings einen Fingerzeig, worin sie bei ihrer ergänzenden, nicht umkehrenden Novelle auf die Zustimmung dieses Reichstages rechnen kann, in den meisten — nicht in allen — Detailfragen ist ihr allerdings solch übereinstimmende Directive nicht gegeben. Ein Eingehen auf diese Details scheint uns, wie stark auch die Versuchung dazu ist, nicht in den Rahmen dieser Blätter zu passen. Nur auf einiges besonders Charakteristische sei es uns gestattet hinzuweisen.

Die Klericalen unterschieden sich von allen anderen Parteien dadurch, daß sie einen Antrag einbrachten ohne positive Vorschläge, nur in einer vernichtenden Kritik der bestehenden Gesetzgebung und der ganzen Tendenz der Regierungspolitik bestehend, der unmittelbar die Schuld an dem vorhandenen wirthschaftlichen Nothstand aufgebürdet ward, ein directer Protest gegen das Princip der modernen Gesetzgebung, ebenso die vollständigste Unkenntniß der thatsächlichen Zustände und ihrer Wechselwirkungen verrathend, wie andrerseits unverhüllt dem Syllabus sich anschließend, der das Anathema ausspricht über die gesammte moderne Culturentwickelung. Die lange salbungsvolle Predigt, in der Graf Galen diesen Standpunct des Centrums ausführte, war vollständig im Geiste des Syllabus gehalten und auch dem gewandten Windthorst, der für den abgerufenen von Schorlemer-Alst diese ihm nicht ganz geläufige Materie vertreten mußte, gelang es nicht, die allzu sichtbar aufgesteckte Fahne des Syllabus im Sinne geschickter Wahlreden für Gewinnung des kleinen Gewerbestandes, worauf es besonders abgesehen war, wieder zu verstecken.

Aehnlich wie Graf Galen und vielfach mit ihm sich berührend entwickelte der conservative von Kleist-Retzow vom orthodox-protestantischen Standpuncte aus seinen directen Gegensatz gegen das Princip der bestehenden Gesetzgebung, es ergab sich aber bald, daß er damit nur seine vereinzelte individuelle Meinung ausgesprochen hatte, nicht die seiner Partei, denn am andern Tage entwickelte von Helldorf im erklärten Auftrage der conservativen Partei in einer mit Recht sehr beifällig aufgenommenen Rede einen durchaus entgegengesetzten Standpunct, nämlich den, auf dem sichern Boden des Princips der Gewerbefreiheit einzelne Mängel derselben zu verbessern und zu ergänzen. Als solche

auszubessernde Mängel erscheinen der conservativen Partei für jetzt zwei Puncte, die die Nationalliberalen als Verbesserungsobjecte hingestellt und auch jetzt zum Gegenstand ihrer Anträge gemacht haben, nämlich Lehrlingswesen und Gewerbegerichte, und einen Punct, worin solch volles Einverständniß nicht vorhanden ist, der aber als vollständig discutabel und nicht absolut trennend bezeichnet wird, nämlich die Einführung von Arbeitsbüchern. Unter den Nationalliberalen verspricht man sich wenig praktischen Erfolg von solcher Controlmaßregel, die man höchstens bis zu einer gewissen Altersgrenze (vielleicht bis zu achtzehn Jahren) für zulässig halten möchte, ohne daß diese Meinungsverschiedenheit zu einer principiell trennenden würde. Die Nationalliberalen hatten ihre Anträge zur Zeit auf Lehrlingswesen und Gewerbegerichte beschränkt und diese Uebereinstimmung in wesentlichen Grundfragen, nämlich in denen der Aufrechthaltung des Princips der Gewerbefreiheit und Verbesserungsbedürftigkeit in Detailfragen, denen allmählich Schritt vor Schritt Rechnung zu tragen sei, betrachten wir als einen erfreulichen Gewinn dieser im übrigen ein sichtbares Resultat nicht gewährenden langen Debatten.

Die Socialdemokraten hatten die weitgehendsten, ins Detail ausgearbeiteten Anträge eingereicht, wenig originale Arbeit, sondern meist entnommen aus englischen und Schweizer Gesetzen mit Abänderungen, die nicht Verbesserungen waren, ein Gemisch von einigen verständigen mit völlig unmöglichen Vorschlägen. Das Charakteristische daran war jedenfalls, daß die Anträge keineswegs wie die gangbaren Forderungen dieser Partei auf der Voraussetzung des socialistischen Zukunftsstaates beruhten, sondern sich völlig im Rahmen der bestehenden Gesellschaftsordnung bewegten. Dies Hereintreten der Socialisten in die Bahn praktischer (wenn auch meist nicht annehmbarer) Vorschläge und Discussionen führte zu einem wahren Wetteifer der Redner aller Parteien, den Socialisten etwas angenehmes deshalb zu sagen, und dies hatte wieder die Folge, daß die socialistischen Redner Bebel und Fritzsche, die in gewohnter Redefülle ihre Anträge begründeten, ängstlich sich verwahrten, als wollten sie vom Programm ihres Zukunftsstaates irgend etwas fallen lassen, oder als wollten sie irgend einen Antheil haben an der Arbeit zur Stützung und Aufrechthaltung der von ihnen verurtheilten Gesellschaftsordnung. Wir finden es begreiflich, daß die Herren sich sträuben gegen den Gedanken, als könnten sie nur ein Pünctchen vom i aus ihrem Parteiprogramm fallen lassen oder als könnten sie je als Mithelfer und Mitarbeiter thätig sein im Staat der verhaßten Bourgeois. Und dennoch geben wir uns der Hoffnung hin, daß die jetzt betretene Bahn praktischer Mitarbeit allmählich zu diesem Ziele führen wird, eine friedliche Bekämpfung der socialistischen Irrthümer aus sich selbst heraus. Das ist zur Zeit allerdings nichts als eine leise Hoffnung, sie gewinnt aber einigen Anhalt in der Thatsache, daß die Haltung der Socialisten im jetzigen Reichstag im allgemeinen gegen die frühere sehr vortheilhaft absticht.

Im allgemeinen ward eine erfreuliche Uebereinstimmung erkennbar zwischen Regierung und Mehrheit des Reichstags, daß eine Reihe von Bestimmungen unsrer gewerblichen Gesetzgebung ohne Aenderung des Princips einer Abänderung und Ergänzung bedarf, und diese Uebereinstimmung läßt hoffen, daß nach den jetzigen langen, von sichtbarem Erfolg nicht begleiteten Debatten beim nächsten Reichstag ein gedeihliches Resultat sich wird erreichen lassen und daß dann die ruhelos gehetzte Gesetzgebung einmal die nöthige Ruhe finden wird, fest zu wachsen. Vortheilhaft wäre es vielleicht gewesen, wenn auch die

Regierung sich an der Debatte betheiligt hätte, während sie sich jetzt nur auf die vom Präsidenten Hoffmann abgegebene ausführlich motivirte Erklärung beschränkte. Vermißt haben wir in der so mannichfache Gesichtspuncte hervorhebenden Debatte die Betonung des einen Moments, in dem wir den Grund so vieler Schäden erkennen, daß wir nämlich in unserem wirthschaftlichen und politischen Leben die einfache Regel „hilf dir selbst" noch so äußerst wenig befolgen, sondern für jede Widerwärtigkeit, jede Schwierigkeit nach Hülfe rufen von Gesetzgebung, Staat und Polizei. Wenn wir ersticken im Uebermaß unsrer Production und für die allzureich producirten Güter keinen Absatz finden können, da rufen wir den Staat um Hülfe, daß er mit seinen Zöllen nachhelfen soll, wo wir doch gesündigt haben mit dem Uebermaß unsrer Production. Und wenn wir es fehlen lassen an strenger häuslicher Zucht, so daß eine reiche Schaar ungezogener Jungens heraufwächst, da rufen wir den Staat um Hülfe, daß er mit Strafgesetzen gegen die Jungens, gegen die Lehrlinge nachhelfen soll, während wir gesündigt haben durch unsre mangelnde häusliche Zucht und Erziehung. Und das Gleiche wiederholt sich in hundert Fällen. Wir wollen damit kein Wort sagen gegen die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit neuer gesetzlicher Bestimmungen über das Lehrlingswesen, die wir vollständig anerkennen. Aber das wollen wir sagen, daß die Gesetzgebung allein den vorhandenen Schäden auf diesem Gebiete ganz und gar nicht abhelfen kann, daß ihr Einfluß vielfach überschätzt wird, und daß die Selbstthätigkeit des Einzelnen, die gerade auf diesem Gebiete durch genossenschaftliche Verbindungen der Arbeitgeber ungemein viel thun kann, leider sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Mit diesen Debatten betrachten wir das Thema der gewerblichen Gesetzgebung für diese Session erledigt, die Berathungen der Commission darüber können zu keinem Resultat führen; deshalb legen wir auch auf die im übrigen auffallende Thatsache kein großes Gewicht, daß in Folge einer überraschenden Coalition von Centrum, Socialisten, Freiconservativen und Conservativen diese Commission einen Conservativen und einen Centrumsmann mit dem Vorsitz beauftragt und damit gewissermaßen dieser Commission den Stempel der beiden genannten Parteien aufgedrückt hat. Die Coalition ist eine zu unnatürliche, als daß wir an sie glauben und in dem Vorkommniß etwas anderes finden könnten, als eine augenblickliche Schwäche und einen bereits bereuten Fehler, der eine neue Verlegenheit fügt zu der Verlegenheitsauskunft, die man in dieser Commission suchte.

Dieselbe Woche, deren drei erste Tage von der gewerblichen Debatte ausgefüllt waren, führte am Schluß das aufregendere Thema der Zölle auf den Kampfplatz, ein Thema, das alle politische Parteigruppirung durchbricht und unkenntlich macht. Der Abgeordnete Löwe hatte, anschließend an das dem vorigen Reichstag vorgelegte, aber nicht erledigte Retorsionsgesetz, einen Gesetzentwurf vorgelegt zum Zweck der Wiedereinführung von Eisenzöllen, die nach Maßgabe eines Dreiundsiebziger Gesetzes mit dem 1. Januar dieses Jahres aufgehört hatten. Ehe dieser löwesche Antrag zur Berathung kam, entschloß sich der Bundesrath, das vorjährige Retorsionsgesetz in etwas veränderter Gestalt wieder vorzulegen. Den Eindruck einer mangelnden oder schwankenden Initiative auf Seiten der Regierung kann man bei diesem Verfahren nicht ganz zurückweisen. Diese Regierungsvorlage sammt dem löweschen Antrag kam am letzten Wochentag zur ersten Berathung, die aber nicht zu Ende geführt, sondern zum 23. April vertagt ward; wir werden also darauf zurück-

kommen. Die Redner gegen die Vorlage waren an diesem ersten Tage jedenfalls in der Superiorität, Richter mit seinen ganz eingehenden sachlichen Ausführungen, daß der Calamität der Eisenindustrie mit diesem Gesetz nicht geholfen werde und daß die kleine Industrie es entschieden ablehne; von Treitschke mit seinen politischen Ausführungen, daß wir mit diesem Gesetz die seit 1818 mit Segen befolgte preußische Politik eines gemäßigten Freihandels aufgeben und eine schiefe Bahn betreten würden, die uns rasch in ein volles Schutzsystem hineintreiben würde.

Von Treitschke richtete namentlich eine warme Mahnung an den Finanzminister Camphausen, dessen wirthschaftlicher Politik die Mehrheit des Reichstags das höchste Vertrauen schenke und den wir auch für die Zukunft uns erhalten wollten, daß er nicht die Hand bieten möge zu diesem Gesetz, das ihn und seine ganze Politik bald hinwegwehen würde. Der Handelsminister Achenbach vertheidigte die Regierungsvorlage warm und ausführlich, Camphausen übernahm nur die zweite Rolle und zwar so, daß das Wort von Treitschkes berechtigt schien, die Vorlage sei nur eingebracht, ut aliquid fecisse videamus. Richters und von Treitschkes Reden hinterließen sichtbaren Eindruck. Das Resultat der Abstimmung, die voraussichtlich am 25. April erfolgen wird, ist noch zweifelhaft, doch scheint eine geringe Mehrheit gegen das Gesetz wahrscheinlich.

Zwischen die gewerblichen und Zolldebatten fielen außer unbedeutenderem eine Reihe von Wahlprüfungen, die häufig socialistische Redner auf die Tribüne führten und die Cassation der einen socialistischen Wahl in Berlin (Hasenclever) zur Folge hatten, außerdem die Berathung des durch den Zeugnißzwang gegen Kantecky veranlaßten, aus der Initiative des Reichstags hervorgegangenen Gesetzes, das die in dieser Beziehung durch die neuen Justizgesetze vorgesehenen Beschränkungen schon jetzt einführen will. Durch die unmittelbar vorher erfolgte Freilassung Kanteckys, wodurch ein den aufrichtigen Freunden der Regierung wenig verständliches Verfahren derselben einen endlichen Abschluß gefunden hatte, verlor die Berathung ihren gereizten und acuten Charakter, das Gesetz selbst aber nichts von seiner Nothwendigkeit. Es wäre zu beklagen, wenn die Regierung sich weigern wollte, eine Bestimmung zu acceptiren, die sie selbst in den publicirten Justizgesetzen sanctionirt hat.

Wie sehr das Centrum bestrebt ist, seine römische Kirchenpolitik in alles Denkbare hineinzutragen, bewies die erneute Berathung des Freundschaftsvertrags mit dem König von Tonga, eine Majestät, deren Existenz der Welt noch durch keinen Gothaer Kalender bekannt war. Der Prinz Radziwill, der bekannte Kaplan, knüpfte an diese Fernsicht auf die Südseeinseln eine so endlose Expectoration über den kleinen Krieg zwischen katholischen und englisch-protestantischen Missionsbestrebungen unter unseren dortigen Antipoden, daß nur die immer deutlicher werdenden Zeichen der Ungeduld des Hauses ihn zur Abkürzung seiner Missionspredigt bewegen konnten.

Die Budgetcommission hat ihre Berathungen nun endlich zum Schluß gebracht, und hat die mit circa 24 Millionen beabsichtigte Erhöhung der Matricularbeiträge bis auf einen Betrag von circa 8 Millionen herabgedrückt, nicht durch Streichung von 16 Millionen Ausgaben, sondern meist durch Deckung dieses Betrags aus Beständen. Die Plenarberathungen hierüber gehören der nächsten Woche an und damit wird der Reichstag seinem Ende nahen, das jetzt mit einiger Wahrscheinlichkeit gegen den 5. Mai hin zu erwarten ist. Außer dem Etat sollen Patentgesetz, Seeunfallgesetz und Eisen-

zollgesetz zur Erledigung kommen, das Gesetz über Einnahmen und Ausgaben hat leider nicht die wünschenswerthe Aussicht für sich, alles Uebrige muß Ferien machen mit dem Kanzler in Varzin. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Zur Regierungsfeier. — In diesen Wochen vollendet Großherzog Friedrich das Vierteljahrhundert seiner Regierung. In der Vollkraft der Jahre stehend, scheint dem edlen Fürsten eine lange Regierung beschieden ähnlich seinem gefeierten Vorfahren Karl Friedrich. Mit gerechtem Stolze darf er aber auf die zurückliegende Zeit, die so reicherfüllt war von den mannichfaltigsten Begebenheiten und Vollbringungen, gleich bedeutsam für das Land wie für das Reich, blicken. Die Fürsten auf dem Throne theilen das gemeine Loos, ihr Wirken ist erst nach seinem Abschlusse völlig zu übersehen. Darüber kann kein Zweifel sein, daß die fünfundzwanzig Jahre, die Großherzog Friedrich am Ruder des Staates steht, so inhaltvoll und gedeihlich waren wie wenige Herrscherleben. Der Druck der Gegenwart vermag die Gefühle des Dankes und der Verehrung, die Baden für seinen Fürsten hegt, nicht zu mindern. Und über die Grenzen des Landes hinaus, überall wo Deutsche weilen, wird die Feier freudige Theilnahme finden wegen der hohen nationalen Verdienste Großherzog Friedrichs.

Unter der Einwirkung der großen Ereignisse, welche Deutschlands Neugestaltung herbeiführten, hat Baden eine neue Stellung angewiesen erhalten. Die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens gewährt dem Lande die äußere Sicherheit, die, so lange die Ausfallthore Metz und Straßburg in fremden Händen sich befanden, nicht vorhanden sein konnte, wäre selbst der Rückhalt des alten Bundes von ganz anderer Bedeutung gewesen. Hierzu gesellt sich die folgenreiche wirthschaftliche Anordnung, welche die staatliche Wiedervereinigung des Oberrheines für Baden mit sich gebracht hat. Der Umschwung vollzog sich zu schnell, um ohne manche Benachtheiligung hüben und drüben vor sich gehen zu können. In wenigen Jahren ist überall nicht nachzuholen, was seit Jahrhunderten nicht geschehen war. Die Zurückgewinnung unserer natürlichen Grenzen wird für beide Seiten des Oberrheines jedoch ihren segensreichen Einfluß zunehmend fühlbarer werden lassen, wenn die Leiden des Ueberganges wie des Augenblickes voraussichtlich längst vergessen wurden. Ist nur erst das „Loch durch den Gotthard" fertig, an dem muthig fortgearbeitet wird und fortgearbeitet werden mag, so darf der Oberrhein einer Entwickelung entgegensehen, die gewiß frühere Blüthezeiten weit hinter sich läßt. Das große mitteleuropäische Unternehmen, das kurzsichtige Scheelsucht hemmen konnte, jedoch nicht hindern kann, ist bekanntlich das Werk des Reichstagsmitgliedes für Villingen, Herrn Herwig. Ihm gebührt das entscheidende Verdienst des Planes, mußte er auch von der Ausführung seine Hand zurückziehen. Das stolzeste und schönste Bauwerk aus der Regierungszeit Großherzog Friedrichs, die Schwarzwaldbahn bildet die kühn erdachte Fortsetzung oder, wenn man will, den Anfang des künftigen Gotthardweges und bei ihr gehört Herrn Herwig auch die Ausführung. Großherzog Friedrich hat durch die verschiedensten Bauten, die einen Namen auf die Nachwelt bringen helfen werden, seine Regierung geschmückt. Erwähnung verdienen namentlich die großartigen Schiffahrts- und Handelsanlagen in Mannheim, eine Arbeit

vieler Jahre, ein Aufwand von vielen Millionen, das Unternehmen Karl Mathys, welches der gegenwärtige Staatsminister zu Ende führen durfte.

Die wirthschaftlichen Leistungen der Regierung Großherzog Friedrichs knüpfen an den Namen Mathy an. Durch das Vertrauen des Fürsten wieder in das Land berufen, konnte dieser die letzten Jahre seines Lebens der Verwirklichung seiner staatswirthschaftlichen Anschauungen widmen. Die Erneuerung des Zollvereins nach den Ereignissen von 1866 vollzog sich unter der persönlichen Mitwirkung des damaligen Staatsministers. Mit dem offenen Sinn für fremde Eigenart hatte Karl Mathy es verstanden, jüngere Kräfte heranzuziehen, sein schneller Tod ließ mit ihm nicht seine Staatskunst sterben. Herr Turban, der zweite Nachfolger Mathys, war sein vertrauter Rath, ebenso Herr Ellstätter, der langjährige Leiter der Finanzen. Wenn freilich in die wirthschaftlichen Wirren des Tages Mathys helle Stimme dringen, wenn sein gemessenes Urtheil die vielartigen wirthschaftlichen Strebungen der Gegenwart richten könnte, wer weiß, ob nicht so manche Lösung leichter entgegentreten, so manche Verwickelung einfacher sich auseinanderlegen würde!

Der Durchbruch der leitenden Regierungspolitik des Großherzogs erfolgte wie bekannt bald nach der Wendung in Berlin, welche die Regentschaft des gegenwärtigen deutschen Kaisers einleitete. Die neue Aera von 1860 brachte die Regierungsgrundsätze zur Geltung, die unter verschiedenen Persönlichkeiten verschiedenen Ausdruck gefunden haben, an sich jedoch unverändert geblieben sind. Die schnelle Weiterentwickelung der Dinge in Deutschland hat das Bewußtsein für die Leistungen jener Sechziger Jahre schwinden lassen, das erhöht nur ihren Werth für die geschäftliche Betrachtung. Die Gerichtsverfassung wird in den wesentlichsten Grundzügen in der deutschen Gerichtsverfassung fortleben. Auf dem Gebiete der inneren Verwaltung ist die Einführung der Verwaltungsrechtsprechung mit einem selbständigen Verwaltungsgerichtshofe an der Spitze bahnbrechend gewesen. Die Selbstverwaltung hat durch die geistvoll gedachte Verwaltungsgesetzgebung Lameys ebenso erfreuliche wie verdienstliche Anfänge gewonnen. Die noch zu lösenden Aufgaben sind Forderungen, welche das Reich mittelbar an die Länder stellt und zuversichtlich ist zu hoffen, zur gegebenen Zeit Badens innere Verwaltung in die dem Reiche gemäße Form sich einpassen zu sehen.

Das Verhältniß der Kirchen zum Staate ist der Gegenstand von Großherzog Friedrichs unausgesetzter Fürsorge gewesen. Die Zusammensetzung des Landes, die Mischung der Bevölkerung, vor allem wohl die Schwierigkeiten, die der erzbischöfliche Stuhl in Freiburg bereitet, machen die kirchenpolitischen Frage für den Regenten Badens zu Angelegenheiten von besonderer Wichtigkeit. Wenn der hohe Herr aber selbst das vollendete Vierteljahrhundert überblickt, wird er vielleicht am längsten und mit schmerzlicher Empfindung bei der Thatsache verweilen, daß sein treues Mühen in kirchenpolitischer Hinsicht nicht die Erfolge aufzuweisen hatte, welche dasselbe verdiente. Die evangelische Kirche erfreut sich seit dem Anfange der Sechziger Jahre einer selbständigen Kirchenverfassung und es ist bisher gelungen, das Verhältniß des Staates zu ihr gedeihlich fortzuentwickeln. Nicht so die römisch-katholische Kirche. Der erzbischöfliche Stuhl ist seit einer Reihe von Jahren unbesetzt, jede Aussicht scheint zu fehlen, daß die oberrheinische Kirchenprovinz, die eher oder später durch die Zutheilung des Reichslandes ihre naturgemäße Abrundung erfahren muß, wieder einen Oberhirten erhält. Die Gesetze, welche in

der ersten Hälfte des vorigen Jahrzehnts vereinbart wurden, um die Rechte des Staates der römisch-katholischen Kirche gegenüber festzustellen, haben der übrigen deutschen Gesetzgebung vorbildlich gedient, sie dürfen, so lange die Freiburger Curie offenen oder versteckten Widerstand leistet, nicht als Leben bildendes, Leben bringendes Landeseigenthum angesehen werden. Wer wollte in die Zukunft blicken und voraussagen, was sie emporführt? Mag Großherzog Friedrich jedoch beim Hindenken nach Freiburg die Wahrheit des Dichterwortes, daß dem Menschen nichts Vollkommenes wird, fühlen, er darf an dem Bewußtsein sich stärken, daß der Kampf, den er begann und der die Kräfte des kleinen Staates fast im Uebermaße in Anspruch nahm, zu einer gemeinsamen deutschen Aufgabe geworden ist, hinter welcher die Nation steht. Wenn je die Verfolgung großer Gesichtspuncte lohnte, war dies bei der deutschen Politik Großherzog Friedrichs der Fall. Das stete opferbereite Einstehen des Großherzogs für die deutsche Einigung hat derselben einen großen Vorschub gewährt. Dafür kann jetzt jedes Land für jede Angelegenheit, mit welcher ein Reichsinteresse verknüpft, der Förderung und Unterstützung des Reiches gewiß sein.

Die Pflege der Künste und Wissenschaften, dieses fürstliche Ehrenvorrecht, hat Großherzog Friedrich in reichem Maße geübt. Die Lessing, die Schirmer, die Gude und Riefstahl sind Namen von bleibendem Klange. Eduard Devrients und Gustav Putlitz' Verdienste um die darstellenden Künste, von des Letzteren schöpferischen Leistungen zu schweigen, sind bekannt und anerkannt. In Joseph von Scheffel besitzt Hebels Heimathsland eine eigenartige, von der Gunst der Zeit getragene Dichterkraft. Die Fürsorge für die Hochschulen war unter keiner Regierung eifriger, freigebiger. Ward es nicht immer möglich Gelehrte, welche das gute Glück gewinnen ließ, auch zu halten, so gehört das zu dem Wandel des Irdischen, worüber der Schmerz heutzutage häufiger getheilt wird.

Eine Feier, wie die Regierungsfeier, läßt den Blick nicht blos nach rückwärts schweifen, sie mahnt an die Aufgaben der Gegenwart, an die Fragen der Zukunft. Und da tritt eine Angelegenheit von erster Bedeutung zumeist entgegen, die Verfassungsangelegenheit. Allein es ist die schöne Eigenthümlichkeit einer derartigen Feier und dürfen wir hinzufügen, ein guter Zug im Menschen bei einer solchen dem Augenblicke sein volles Recht zu geben und die Zukunft wie hinter einem rosigen Schleier zu sehen. Wenn Fürst und Volk so lange zusammenstanden, muß ihrem redlichen Bemühen auch weiter gelingen, den gemeinsamen Aufgaben gerecht zu werden. Mit diesem guten Zutrauen wird Baden die Regierungsfeier Großherzog Friedrichs begehen.

Aus Berlin. Deutschlands Lage im orientalischen Kriege. — Die allgemeine europäische Lage hat sich in den letzten acht Tagen nicht wesentlich geändert. Weder Rußland noch die Pforte haben eine neue Manifestation ihrer Politik ergehen lassen noch auch die Feindseligkeiten eröffnet. Gleichwohl darf man mit Sicherheit erwarten, daß sowohl eine neue russische Kundgebung als auch der Beginn des Kampfes unverzüglich erfolgen wird. Heute, am Montag, trifft der Kaiser Alexander in Kischeneff ein, wohl heute noch wird er zur Armee und zu seinem Volke sprechen und gleichzeitig wird das Circular seiner Regierung an ihre Vertreter im Auslande versandt werden, worin Fürst Gortschakoff den Mächten anzeigt, daß Rußland sich genöthigt gesehen habe, den Krieg "gegen die Türkei" zu eröffnen. Alsdann

wird auch der Vormarsch der russischen Truppen sofort beginnen. Die Pforte wird offenbar den russischen Ansturm abwarten und den Kampf an den Donauübergängen aufnehmen. Ein türkischer Offensivstoß über die Donau nach Rumänien hinein scheint nicht beabsichtigt und hätte auch nach der Ansicht unserer militärischen Kreise keine rechten Chancen des Gelingens für sich, da das rumänische Ufer der Donau höher liegt, als das türkische und einer Invasion große Schwierigkeiten bereitet. Auch sind die Defensivpositionen der Türken auf dem rechten Donauufer so stark, daß Abdul Kerim Pascha gewiß vorziehen wird, in ihnen den Feind zu erwarten. Daß Rumänien seine politische und militärische Stellung an der Seite Rußlands nehmen wird, scheint völlig sicher und durch die Verhältnisse unbedingt geboten. Rumänien kann einer russischen Invasion noch weit weniger erfolgreich widerstehen, als einer türkischen, und außerdem könnte die Parteinahme Rumäniens für die Türkei dem Fürstenthume für die Zukunft nicht den geringsten politischen Vortheil bringen, während der Anschluß an Rußland im Falle des Sieges wohl die völlige Unabhängigkeit des Landes von der Oberhoheit der Pforte herbeiführen wird. Die Türkei nimmt natürlich die militärischen Kräfte ihres Vasallenstaates in Anspruch, die Vertheidigungsmaßregeln aber, die man in Bukarest gegen Streifzüge türkischer irregulärer Truppen trifft, beweisen zur Genüge, daß Rumänien auf die Seite des russischen Gegners treten wird, mit dem es überdies wohl schon eine Convention geschlossen hat, durch welche die Modalitäten, unter denen der Durchzug der russischen Truppen zu erfolgen hat, festgestellt werden.

Wichtig für die allgemeine europäische Situation ist übrigens, daß die englische Regierung kürzlich im Parlament ohne den nachherigen Widerspruch irgend einer anderen Macht hervorzurufen, constatirt hat, daß die Neutralität Rumäniens nirgends und niemals garantirt worden sei. Es ist also sicher, daß weder England noch sonst Jemand in Europa den Einmarsch der Russen in Rumänien als einen Vertragsbruch und als einen Kriegsfall betrachten wird. England wird also gegenüber der Thatsache der Eröffnung des Krieges ruhig bleiben. Englands fernere Entschließungen sind noch nicht mit Sicherheit zu beurtheilen. Ohne weiteres einleuchtend ist, daß Englands künftige Politik die Entwickelung der orientalischen Dinge fast ausschließlich bedingt und daß namentlich von Englands friedlicher oder kriegerischer Haltung die Localisirung oder weitere Ausbreitung des Krieges abhängt. Offenbar vollzieht sich augenblicklich in England wieder einmal ein großer Umschwung der öffentlichen Meinung zum Nachtheile Rußlands, offenbar sucht die parlamentarische Opposition die Regierung zu entscheidenden Schritten zu drängen. Dennoch gewinnt es aber den Anschein, als ob die englische Regierung im gegenwärtigen Stadium der türkischen Krisis sich darauf beschränken werde, die Pforte mit Geld, Officieren und Mannschaften für die Flotte zu unterstützen und daß sie erst zu einer späteren Zeit, wenn überhaupt, sich zu selbständigem Vorgehen bei den Dardanellen oder in Aegypten entschließen werde. Auch Oesterreich wird jedenfalls erst den Uebergang der Russen über die Donau abwarten, ehe es sich zu einer Occupation Bosniens entschließt. Frankreich betont nach wie vor in ängstlicher Zurückhaltung, daß es an den orientalischen Dingen ganz und gar nicht betheiligt sei.

Deutschland hat inzwischen einen Schritt gethan, der als ein bedeutsames Zeichen seiner guten Beziehungen zu Rußland anzusehen ist, es hat auf Ansuchen der russischen Regierung im ganzen Umfange des türkischen Reiches die

Wahrnehmung der Interessen der russischen Unterthanen durch die deutschen diplomatischen Vertreter übernommen. Es ist das keine kleine Sache, denn erstens muß zu diesem Zwecke das deutsche Consularcorps in der europäischen und in der asiatischen Türkei erheblich verstärkt werden und zweitens wird die Vertretung der russischen Unterthanen durch die deutschen diplomatischen Agenten den letzteren sehr viele und sehr unangenehme Verwickelungen zuziehen, die im ungünstigsten Falle auch die deutsche Politik in eine gewisse Mitleidenschaft ziehen können. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Aus dem Verlage von Dietrich Reimer in Berlin liegen uns einige interessante Karten des türkischen Kriegsschauplatzes von Heinrich Kiepert vor, die ersten überhaupt erschienenen, soweit uns bekannt ist. Es sind folgende: Specialkarte von der Walachei und Bulgarien. Preis etikettirt 1 M. 60 Pf. Karte der Dobrudja. Preis 1 M. und Politische Uebersichtskarte der asiatischen Türkei. Preis 1 M. 20 Pf., auf welche wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen wollen. Diese Karten des bekannten Autors bieten sowohl zur allgemeinen Orientirung, als auch zur Benutzung beim Zeitungslesen alles, was im Augenblick in Bezug auf den beginnenden orientalischen Krieg von Wichtigkeit und Interesse ist, namentlich können wir die Specialkarte von der Walachei 2c. und die politische Uebersichtskarte der asiatischen Türkei als zweckentsprechend sehr empfehlen.

Der große Kurfürst im Elsaß. Von H. Rocholl, Straßburg, Trübner. — „Wir kommen im Elsaß vorwärts," das ist nicht blos eine selbstgefällige Vorspiegelung, mit der wir Deutschen uns schmeicheln, sondern eine Thatsache, welche mit jedem Jahre mehr ans Tageslicht tritt. Abgesehen von den tagtäglichen Beweisen hierfür, welche wir in dem Zunehmen der deutschen Umgangssprache im Volke und dem deutschen Benehmen im Handel und Wandel finden, muß das Auftreten der autonomistischen elsässischen Reichstagsabgeordneten, namentlich eines Mannes wie Schneegans, dem ganzen Vaterlande zum Beleg geworden sein, daß die im Elsässer Stamme tief wurzelnde deutsche Natur sich allmählich von allen Entstellungen und Verbildungen frei machen wird, daß deutsche Art und Gesinnung die Lippen lehren wird, den Gefühlen einen deutschen Ausdruck zu verleihen. Erhebend ist es, wie der in Aussicht stehende Kaiserbesuch in manchen Herzen die alte Liebe zu Kaiser und Reich entflammt. Welch ein Fortschritt in vielen Landkreisen seit dem Jahre 1871, wenn man in der Zeitung liest: „Erstein, 9. April. Die Bürgermeister des Kreises Erstein haben beschlossen, heute Namens des Kreises, Sr. Majestät dem Kaiser bei seinem demnächstigen Besuch im Elsaß eine Ausfahrt nach dem Odilienberge nebst Diner auf der Höhe anzubieten." Ist einmal der Einfluß einer durch Geld und Bildung im Lande prävalirenden, französischen Partei gebrochen, dann werden ganze Dorfschaften und Städte jubelnd den altdeutschen Volksgenossen die Hände zum gemeinsamen deutschen Streben und Leben darbieten.

In diesem Umgestaltungsproceß des Landes können neben den berufenen Staatsmännern, Beamten und Lehrern hauptsächlich die Gelehrten, die Forscher der Geschichte des ehemaligen Elsaß dienstreiche Hand bieten. Die Archive des Landes sind reich an alten Urkunden deutscher Zunge, welche predigen von des Stammes deutscher Herkunft, deutschem Leben und deutschem Patriotismus. Erfreulich ist es, daß schon viele Federn thätig gewesen sind, in den wenigen Jahren, seitdem wir wieder Herren des Landes geworden, um nicht etwa in prahlerischer, fremdländischer Art, sondern in deutscher Nüchternheit, aber auch mit deutscher Gründlichkeit, aus den Archiven neue historische Forschungen zu liefern, welche auf Grund geschichtlicher Thatsachen dem heutigen Elsässer Stamme nachweisen, daß ihre Vorfahren sich als Glieder des deutschen Gemeinwesens fühlten. Interessant in unseren Tagen ist nun der Nachweis, daß die Elsässer sogar auf die Hohenzollern und deren Hülfe ihre größte Hoffnung gesetzt haben, mit Deutschland vereinigt zu bleiben, während sie doch durch ihre Geschichte und durch die Besitzthümer des österreichischen Fürstenhauses im eigenen Lande zunächst an Habsburg gewiesen waren. Da ist zur rechten Zeit vor dem Besuch unseres Kaisers im Elsaß die obgenannte Schrift erschienen, deren Verfasser uns ein lebendiges Bild entworfen hat, wie die Elsässer, denen doch vor kurzem noch es gegen ihr Fleisch und Blut ging, Deutsche werden zu müssen, vor zweihundert Jahren den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg angeklagt haben, ihr urdeutsches Land in den Händen des Gewaltherrschers Ludwig XIV. belassen zu haben. In anziehender Weise widerlegt die Schrift diese Anklagen; der große Hohenzoller hat die besten Absichten gehegt, Elsaß wieder mit dem deutschen Reich zu vereinigen, er hat gethan, was in seinen Kräften stand; doch die Noth der Zeit, die Politik des habsburgischen Kaisers, überhaupt die Ohnmacht des deutschen Vaterlandes verhinderten ihn, seinen Plan durchzuführen. Was der große Ahnherr des Hohenzollernhauses in Folge der Wirren seiner Zeit vergeblich erstrebt, hat der Urenkel ins Werk gesetzt. Auf den Wällen des vielbesungenen und vielbeweinten Straßburg, das einst vergeblich den großen Kurfürsten als den Retter des Elsaß begrüßen wollte, verkündet heute die deutsche Fahne, daß Deutschland, das Mutterland, die mit ihm wiedervereinte Tochter Elsaß-Lothringen beschützt. In der ehemaligen, freien deutschen Reichsstadt Colmar, welche manchen deutschen Kaiser und Fürsten beherbergt hat, gerade an dem Orte, wo einst der brandenburgische Kriegsherr residirte (im heutigen Appellationsgerichtsgebäude), wird unter dem Bilde des erhabenen Kaisers Wilhelm von dem höchsten Gerichtshof des Landes das unbeugsame Recht im Namen Gottes und des Kaisers gesprochen. Wir schließen uns dem Wunsche des Verfassers an, namentlich im Hinblick auf den bevorstehenden Besuch des Kaisers, wenn der Schluß der Schrift lautet: Möge das heutige Elsaß immer mehr erkennen, daß der große Hohenzollern-Kaiser, der es mit dem deutschen Vaterlande wiedervereint hat, sowohl für das alte Deutschland wie für das neue Reichsland sein wird: „allzeit Mehrer des Reichs, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung“.

P.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 26. April 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die heutige Lage der deutschen Eisenbahnfrage.

Es ist eine Pause eingetreten in der Entwickelung zur deutschen Verkehrseinheit, wie solche durch das siebente Kapitel der Reichsverfassung vorgeschrieben ist, eine Pause, welche da und dort als ein siegreiches Abschlagen unwillkommener Reformpläne aufgefaßt werden will. Als seiner Zeit im deutschen Reichstag der Gesetzentwurf über Einsetzung des Reichseisenbahnamts eingebracht wurde, da ward als Losungswort dagegen gehört: erst ein Gesetz, dann ein Amt. Die beiden der öffentlichen Prüfung anheimgegebenen Entwürfe eines Eisenbahngesetzes (Scheele und Maybach) begegneten noch einem stärkeren Widerstand, als er sich vorher gegen das Reichseisenbahnamt gekehrt hatte. Nun kam der Vorschlag, die preußischen Staatsbahnen aufs Reich zu übertragen — im Widerstreben gegen diesen Plan hören wir als Gegenzug wieder den Ruf: Erlaß eines Reichseisenbahngesetzes! Und sollte heute wieder ein solcher Entwurf aufgestellt werden, sicher wäre aufs Neue dieselbe Verneinung zur Stelle! Es sind immer dieselben Gegner: von den Privatbahnverwaltungen bis zu denjenigen der Staatsbahnen, von den dem Reiche überhaupt widerstrebenden Parteien bis zu der particularistischen Strömung, welcher die uneingeschränkte Souveränetät der heimischen Eisenbahn mehr noch ein Schooßkind ist, als Münze, Banken, ja selbst als das particulare Recht! Es ist immer derselbe geschlossene Widerstand, geschlossen, weil und so lange er blos verneinend auftritt. Wie oft ist schon die Aufforderung ergangen, einmal in Gegenvorschlägen die eigene Stellung kenntlich zu machen: im Bundesrathe stünde ja jeder Regierung dasselbe Recht zu, einen Vorschlag einzubringen, im Reichstag ohnedies jeder Partei; in den commissarischen Berathungen über den maybachschen Entwurf (1875) war recht eigentlich die Gelegenheit dazu geboten. Und die Aufstellung selbständiger Entwürfe, namentlich die Feststellung dessen, was ohne zu viele Schwierigkeit durchgeführt werden konnte, war um so wünschenswerther, als von den Einwürfen gegen

jene Entwürfe des Reichseisenbahnamtes der gegründetste vielleicht der war, daß sie auf einmal allzuviel erreichen wollten. Aber außer einem Entwurfe der deutschen Privatbahnverwaltungen (1873), der jedoch längst durch die spätere Stellung derselben überholt ist, liegt nichts, auch nicht ein Anhaltspunct dessen vor, was die Gegner der bisherigen Reformpläne eigentlich wollen.

Der Schluß liegt sehr nahe: nichts! keine weitergehende Reform durchs Reich, Stehenbleiben beim Wortlaut, in diesem Fall: dem meist todtgebliebenen Buchstaben der Reichsverfassung. Da aber im Verkehr der verschiedenen zahlreichen Verwaltungen unter sich eine Ordnung sein muß, so darf man, Angesichts jenes Widerstandes gegen eine Neuordnung, wohl annehmen: die Gegner der gemachten Vorschläge, vor allem die Staatsbahnverwaltungen, halten daran fest, eben die bestehende Gemeinsamkeit, d. h. den Verein der deutschen Eisenbahnen, fortzusetzen. Es ist bisher in der öffentlichen Verhandlung der Eisenbahnfrage, wie wir glauben, zu wenig betont worden, daß gerade dieses Beharren beim jetzigen Zustande in der Zukunft unmöglich sein wird. Dies nachzuweisen, womit die Unabwendbarkeit der Reform zusammenhängt, ist der Zweck dieser Zeilen.

Schon die allgemeinste Betrachtung der Frage oder auch die Vergleichung mit dem historischen Gange jeder der großen wirthschaftlichen Reformen, welche seit fünfzig Jahren in Deutschland unter langen schweren Kämpfen doch endlich gelungen sind, von Gründung des Zollvereins an, muß zu der Ueberzeugung führen, daß die Eisenbahnreform, einmal in Fluß gekommen, sich nicht mehr verhindern läßt. Die Gewalt der Umstände, der zumal im Verkehr übermächtige Zug zur Sammlung, Concentration wird sich stärker erweisen, als etwaiger particularistischer Widerstand; jede einzelne Maßregel, wenn sie auch eben abgemacht erscheint, wie z. B. jetzt die Tariffrage, drängt in ihrer stetigen Weiterentwickelung wieder zur einheitlichen Lösung. Das Ziel ist sicher, die Frage nur die nach dem Weg.

Wir haben drei Wege zum Ziel: den der Reform durch ein wirksames Reichseisenbahngesetz oder besser überhaupt durch Reichsgesetze, durch Ausbildung der Reichsverfassung und Zusammenfassen der nothwendigen einheitlichen obersten Leitung auch im Eisenbahnwesen in der Hand des Reichs. Der zweite Weg ist die durchgreifendere Maßregel: Uebergang zunächst der preußischen Staatsbahnen ans Reich und Weiterentwickelung durch den dann dem Reiche zustehenden Einfluß. Führt keiner dieser Wege voran, so bleibt die einseitige preußische Eisenbahnpolitik.

Der erste Weg wurde betreten in Schaffung des Reichseisenbahnamts und den Versuchen der späteren Gesetzgebung. Letztere sind seither gescheitert. Nur die jüngste Tarifreform kann noch hieher gerechnet werden. Sie wurzelt

in den Zeiten, da man hoffen konnte, mit Reformen im reichsverfassungsmäßigen Wege voranzukommen. Die große Reichsenquête hat allseitig die Ueberzeugung gebracht, daß nur ein Compromiß, also ein gemischtes System, durchdringen könne. Beiderseitige Opfer, seitens der Privatbahnen die Annahme eines Fortschritts, nämlich der allgemeinen Wagenladungsclasse, und seitens der Anhänger des sogenannten „natürlichen Systems" der Verzicht auf theoretische Liebhaberei und auf ein in seiner strengen Durchführung keineswegs bewährtes System, führten zu der erwünschten Einheit wenigstens der Classeneintheilung, zu Annahme, möchten wir sagen, ein- und derselben Tarifsprache. Unverkennbar ist hierbei auch der Eindruck des eben noch drückenden Schwergewichts des Reichseisenbahnprojects gewesen! So erfreulich nun die gewonnene Tarifeinigung ist, so darf aber sofort nicht verschwiegen werden, daß sie nur eine noch unvollkommene Einheit darstellt und alsbald wieder Keime zum Auseinandergehen in sich trägt. Nicht nur konnte blos Einheit des Schemas, nicht der Sätze geboten werden, sondern vor allem: es wollte und konnte die Bildung von Ausnahmetarifen keineswegs verboten werden; sie sind ausdrücklich zugelassen und an die Genehmigung der Aufsichtsbehörden gebunden; diese Genehmigung ist erforderlich, sowohl über die Höhe der Tarifeinheits- (Maximal-)sätze, als auch zu billigeren Ausnahmesätzen außerhalb des Rahmens des allgemeinen Tarifschemas. Hier ist die wunde Stelle der neuen Einheit. Differentialtarife sind nicht zu entbehren. Wer wird sie genehmigen? Die Aufsichtsbehörde. Wer ist das? Bei der Lücke unserer Reichsgesetze: die Landesbehörden, das preußische Handelsministerium, die anderen deutschen Regierungen. Damit haben wir wieder die Zersplitterung und, sobald die Umstände zutreffen, auch den Tarifkrieg. Wohl heißt es weiter: wenn einer Verwaltung billigere Ausnahmetarife gestattet seien, so sei vorausgesetzt, daß die gleiche Genehmigung den von dieser Maßregel betroffenen Strecken anderer Verwaltungen nicht vorenthalten werde. Aber dies hat ja nur Sinn, wenn nicht mehrere gleich souveräne Landesaufsichtsbehörden in Betracht kommen. Einheit wäre ja nur zu erzielen, wenn Eine Aufsichtsbehörde über alle Tarifausnahmen sich befindet, also das Reichseisenbahnamt. So war es vorgesehen in dem einen oder anderen der Reichseisenbahngesetzentwürfe. Bei der heutigen Sachlage ist wohl nicht sobald auf ein gemeinsames Reichseisenbahngesetz zu rechnen. Wer möchte glauben, daß heute der Bundesrath sich auf einen Entwurf einigte? oder daß im Reichstag etwa ein Gesetz aus eigener Initiative eine maßgebende Mehrzahl fände? Der letzte Versuch, der noch Aussicht hatte, war im November vorigen Jahres gemacht worden. Damals beriethen, so viel bekannt geworden, in vertraulicher Vorbesprechung die Abgeordneten Miquel, Lasker, Wehrenpfennig, Elben, Löwe, Berger, Bethusy, Lucius, zu Rabenau u. A. über die Frage,

ob es zeitgemäß sei, einen Entwurf im Reichstag einzubringen, und über eine vorliegende Arbeit hierzu, in welcher unter Anlehnung an den maybachschen Entwurf die in der öffentlichen wie in der commissarischen Besprechung desselben bekannt gewordenen Einwendungen ins Auge gefaßt waren. Es lag im vorigen Reichstag wenigstens die Möglichkeit vor, auf Grund einer eingehenden Commissionsarbeit einen brauchbaren Gesetzentwurf herzustellen. Die Erwägung, daß die Kraft und Zeit der letzten Sitzung des vorigen Reichstags den Justizgesetzen gehöre, führte zu einem Abstehen von dem Unternehmen. Schwerlich würde es jetzt im neuen Reichstag Aussicht haben. Ein Reichseisenbahngesetz ist zum sibyllinischen Buch geworden.

Das preußische Gesetz vom Jahre 1876 über die Abtretung der preußischen Staatsbahnen an das Reich soll hier keine neue Besprechung finden. Die Pause im Eisenbahnwesen, von deren Vorhandensein wir ausgingen, bezieht sich vor allem auf die Weiterentwickelung dieses Gesetzes. Neuere Haltung des Bundesraths, Zusammensetzung des Reichstags, Bismarcks Urlaub, um das günstigste Wort zu gebrauchen — weisen zur Zeit nicht auf diesen Weg.

Es bleibt die preußische Eisenbahnpolitik. Man wird sich der Motive wieder erinnern müssen, mit welchen jenes Gesetz am 24. März 1876 eingebracht wurde. Nachdem ausführlich die Gründe angegeben worden, warum Preußen sich für verpflichtet hält: „zunächst dem Reiche die Möglichkeit zu gewähren, seinerseits den Einfluß auszuüben, den andernfalls die preußische Regierung auszuüben genöthigt sein würde"; nachdem ausführlich die Reform in der Hand des Reichs als die natürlichste, wirksamste dargelegt worden, sagen diese Motive: „Würden die Bestrebungen Preußens an dem Widerspruch maßgebender Organe des Reichs scheitern, so könnte es nicht zweifelhaft sein, daß alsdann Preußen selbst an die Lösung der Aufgaben mit voller Energie heranzutreten und vor allem die Erweiterung und Consolidation seines eigenen Staatsbahnbesitzes als das nächste Ziel seiner Eisenbahnpolitik zu betrachten haben würde. Den Rücksichten, welche Preußen gegenüber seinen Bundesgenossen obliegen, wäre Genüge geschehen, und nichts würde entgegenstehen, der nachtheiligen Zersplitterung des Eisenbahnwesens und dem Ueberwiegen der Privateisenbahnindustrie selbständig entgegenzuwirken. Daß durch die Erweiterung des preußischen Staatseisenbahnbesitzes, durch die volle Entfaltung des in dem Besitze und der Verwaltung derselben liegenden Einflusses das Uebergewicht der mit den preußischen Bahnen verknüpften Interessen über die Grenzen des preußischen Staatsgebiets hinaus sich fühlbar machen würde, wäre eine wahrscheinliche Folge der alsdann von der preußischen Eisenbahnpolitik nothwendig einzuschlagenden Richtung."

Man wird heute fürchten müssen, daß diese Richtung bereits eingeschlagen ist.

Mehrere Vorgänge der letzten Wochen weisen darauf: vor allem der Uebertritt Maybachs, des thatkräftigen und einsichtigen bisherigen Leiters des Reichseisenbahnamts, in welchem er nicht den nöthigen Spielraum für wirksames Eingreifen fand, in das preußische Handelsministerium; in Folge davon das Fallenlassen der bereits beabsichtigt gewesenen Fortbildung des Reichseisenbahnamts durch fünf Reichseisenbahncommissariate; die Angelegenheit der Berlin-Dresdner Bahn u. s. w.

Doch es bedarf keiner einzelnen Anzeichen: die innere Nothwendigkeit führt, sobald nicht mehr das Reich mit Reformen energisch vorgeht, Preußen zu einer einheitlich wirkenden Eisenbahnpolitik. Daß im Laufe von vierzig Jahren diese Politik mehrfache Schwankungen aufweist, ist richtig; trotzdem geht im großen Ganzen ein stetiger Zug zur einheitlichen Zusammenfassung durch dieselbe, consequent seit 1866. Preußen hatte bekanntlich Anfangs nur Privatbahnen; der Mangel constitutioneller Einrichtungen, also die Unmöglichkeit, Staatsanlehen aufzunehmen, mußte zum bloßen Privatbau führen; das in seiner Art ganz gute Gesetz vom 3. November 1838 ist blos auf Privatbahnen berechnet. Staatsbetheiligung an den Actiengesellschaften und Zinsengarantien leiteten zu einer zweiten Periode über; in welcher wesentlich unter von der Heydt, 1849—1859, der Staatsbau und der Uebergang der Bahnen an den Staat vorbereitet wurden: die große Ostbahn wurde gebaut, Privatbahnen, wie die bergisch-märkische, gingen in Staatsverwaltung über, die Verwendung der Eisenbahnsteuern und -einnahmen zur Amortisation sicherten allmählichen Uebergang der Bahnen an den Staat. Diese Bewegung ward in einer dritten Periode unterbrochen: seit 1859 wurden die Eisenbahneinnahmen unmittelbar in die Staatscasse abgeführt, das gemischte System, Staats- und Privatbahnen trat in Blüthe. Die vierte Periode, entschiedene Umkehr zur Tendenz der Staatsbahnen, datirt von 1866: der Erwerb der hannöverschen, kurhessischen, nassauischen Staatsbahnen kräftigte diese Tendenz, die großen Staatsbahnen Berlin-Wetzlar, Koblenz-Sierck wurden zum Bau beschlossen, Uebernahme von Privatbahnen in Staatsbetrieb reihte sich an. Das preußische Eisenbahnwesen bietet deshalb einen himmelweit verschiedenen Blick, je nachdem des Netz vor 1866 oder nach diesem Jahr, zumal heute oder gar unter Hinzunahme der im Gang befindlichen Staatsbauten, betrachtet wird. Vor 1866: ganz entschiedenes Uebergewicht der Privatbahnen, nicht nur an Zahl, sondern auch deshalb, weil mit wenig Ausnahmen (Ostbahn, niederschlesisch-märkische) alle Hauptrichtungen des Verkehrs in Privathand waren. Die genannten Staatsbahnen im Osten der Monarchie waren räumlich getrennt von den westlichen (westphälische, Saarbrücker), so daß eine Einheit

derselben, eine maßgebende Einwirkung unmöglich war. Ganz anders heute und noch mehr in wenig Jahren. Jene Erwerbungen von 1866 und ihre Ergänzung durch die Taunus- und Offenbacher Bahn; der Uebergang der elsaß-lothringischen und luxemburgischen Bahnen in Eigenthum, beziehungsweise Verwaltung des Reichs; die Uebernahme weiterer Privatbahnen in preußische Staatsverwaltung (früher schon bergisch-märkische, oberschlesische, Rhein-Nahebahn; 1876 die wichtigen mitteldeutschen, die sächsische Grenze flankirenden Bahnen: Halle-Kottbus-Guben und Kottbus-Sorau); gleichzeitig 1876 der Erwerb für den Staat der die Fortsetzung der vorgenannten bildenden Bahn Halle-Nordhausen-Münden-Kassel; der überwiegende Einfluß Preußens auf die gemeinsamen Bahnen Main-Weser und Main-Neckar, auch vermöge der Staatsaufsicht auf die Thüringer Bahn; der Bau der wichtigen Strecke Göttingen-Bebra; endlich, sobald sie maßgebend in das Netz eingreifen werden, die erwähnten großen Neubauten mit Einschluß der die Ost- und Westbahnhöfe Berlins verbindenden Berliner Stadtbahn, sichern ein ganz entschiedenes Uebergewicht der Staatsverwaltung über die Privatverwaltung innerhalb der preußischen Monarchie. Noch 1874 besteht ein numerisches Uebergewicht der preußischen Privatbahnen mit 7939 Kilometer Betriebslänge gegen (4100 Staatsbahnen und 2470 Privatbahnen unter Staatsverwaltung) 6570 Kilometer in Staatsverwaltung; schon dies Verhältniß wird sich bei Hinzurechnung der neuen Staatsbauten und Betriebsübernahmen (und der Reichsbahnen) namhaft zu Gunsten des Staatsbetriebs ändern. Bedeutender aber noch wird das Uebergewicht, sobald man jetzt die geographische Lage ins Auge faßt. Im Osten beherrscht der preußische Staat die ausgedehnten Gebiete Preußen, Posen, Schlesien und reicht mit seinem zusammenhängenden Betrieb in die Reichshauptstadt. Wie von den ostpreußischen Häfen, so führen von den Nordseehäfen Emden, Bremen und Hamburg (Harburg) preußische Staatsbahnen ins Innere von Deutschland, mittelst der Main-Weser- und der Bebrabahn bis Frankfurt, an den Mittelrhein (Nassau) und mittelst der Main-Neckarbahn bis Heidelberg. In ostwestlicher Richtung herrscht Staatsbetrieb von Posen und Schlesien aus über Sorau, Guben-Kottbus, dicht an dem durch eine Zweigbahn verbundenen Leipzig vorbei, über Halle, Nordhausen bis zur Main-Weserbahn in Kassel. Die Berlin-Wetzlarbahn, fortgesetzt an der Mosel, wird bis Metz reichen. Im Westen dringen die westphälische und die bergisch-märkische Bahn in die Industrie- und Kohlenbezirke, an den Rhein und jenseits bis Aachen vor. Die nassauische und Rhein-Nahebahn schließen vom Rhein her an die Saarbrücker Bahn und Lothringen an. Von Belgien her übernehmen unmittelbar die Reichsbahnen in Luxemburg und Lothringen den Verkehr. Große Verkehrsrouten sind theils jetzt schon, theils in sehr kurzer Frist in zusammenhängender Strecke in preußischem

Staatsbetrieb; insbesondere: Eydtkuhnen-Berlin-Koblenz-Metz; Belgien-Basel; Bremerhaven-Heidelberg; Emden-Köln; Aachen-Halle-Thorn-Insterburg; Stralsund-Berlin-Breslau-Oderberg.

Dies Bild aus der Eisenbahngeographie wird schon den Einfluß erkennen lassen, der in solchen Linien liegt. Es wird aber, vor weiterer Erörterung, am Platze sein, einen Blick zu werfen auf diejenige Stelle, in welcher in den Zeiten vor dem deutschen Reich die Einheit geboten war: es ist der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen. Wenn man auch mit Befriedigung alles anerkennt, was dieser Verein geleistet hat, so kann man sich doch Angesichts seiner Einrichtungen der Erinnerung an den seligen Bundestag nicht entschlagen. Die Gleichberechtigung der Glieder führte zum liberum Veto, das erst in jüngster Zeit zu einem Verwerfungsrecht einer kleinen Minderheit umgebildet wurde. Aus der Natur des Vereins als eines freiwilligen ging hervor, daß ihm ausübende Gewalt, ja jede wirksame Controle fehlt. Aber eines hatte in alter Zeit der Verein vor dem Bundestag voraus: er kannte keinen Dualismus zweier Großstaaten; er hatte überhaupt keine Großmacht, sondern nur Mittel- und Kleinstaaten. Die preußischen Eisenbahnen waren nicht als solche vereinigt Mitglied des Vereins, sondern je einzeln jede Verwaltung für sich, so auch die Staatsbahnverwaltungen — fehlte ja doch der räumliche Zusammenhang derselben! Ebenso verhielt es sich mit den zahlreichen, dem Verein angehörigen österreichischen (meistentheils Privat-) Bahnen. So war eine gewisse Gleichstellung der Mitglieder des Vereins gegeben, und sicher liegt hierin eine Voraussetzung dafür, daß überhaupt der Verein eine immerhin ersprießliche Wirksamkeit entfalten konnte. Einige Zahlen müssen diese Ebenbürtigkeit der Mitgliedschaft beweisen. Nehmen wir das Jahr 1867. Es finden sich in demselben sieben preußische Staatsbahnen (hannöversche, Main-Weser, nassauische, niederschlesisch-märkische, Ostbahn, Saarbrücker, westphälische), eine gemeinsame (Main-Neckar), drei Privatbahnen in preußischer Staatsverwaltung (bergisch-märkische, oberschlesische, Rhein-Nahe), diese zusammen elf. Sodann fünf andere Staatsbahnen (badische, baierische, oldenburgsche, sächsische, württembergische), fünfundzwanzig Privatbahnen, zusammen dreißig (die außerdeutschen, namentlich österreichischen Mitglieder des Vereins können hierbei außer Betracht bleiben). Nach ihrer Größe (mittlere Betriebslänge des Jahres) folgen sich die Bahnen in folgender Ordnung:

Baierische Staatsbahnen . . .	1680	Kilometer
oberschlesische Bahnen zusammen	931	"
preußische Ostbahn	861	"
hannöversche Staatsbahnen . .	777	"
sächsische Staatsbahnen . . .	735	"

badische Staatsbahnen . . .	729	Kilometer
baierische Ostbahn	612	"
württembergische Staatsbahn .	596	"
bergisch-märkische Eisenbahn .	560	"
Köln-Minden	528	"
niederschlesisch-märkische . . .	507	"
rheinische	501	"
Berlin-Anhalt	368	"
Berlin-Hamburg	297	"
thüringische Eisenbahn . . .	287	"
Magdeburg-Halberstadt . . .	278	" u. s. w.

In der Mitgliedschaft des Vereins sind alle Verwaltungen gleichberechtigt; in seiner historischen Entwickelung aber sind es die Privatbahnen, welche entschieden voranstehen. Unter den 14,280 Kilometer Bahnen (immer nur die deutschen Bahnen gerechnet) des Jahres 1867 sind 5799 Kilometer Privatbahnen, 1646 Kilometer Privatbahnen in Staatsverwaltung und 6835 Kilometer Staatsbahnen, darunter preußische 2971 Kilometer (incl. Main-Weser). Würde man die außerdeutschen Mitglieder des Vereins, meist Privatbahnen, dazu rechnen, so übersteigt der Procentsatz der Privatbahnen wohl die Hälfte aller. Aber mehr als das: die leitende Stelle nehmen im Verein von Anfang an die Privatbahnen ein; die Direction führt lange Jahre Berlin-Anhalt, die tüchtig geleitete Zeitung des Vereins neigt ganz entschieden zu den Privatbahnen. Die Stellung der letzteren ist eine so wesentliche innerhalb des Vereins, daß man geradezu sagen muß: das gemischte System, wie es bisher geworden und zur Zeit noch herrscht, ist geradezu eine Voraussetzung des Vereins. Und weiter: die Gleichartigkeit seiner Mitglieder nach Größe und Einfluß ist die Grundbedingung des in seiner Verfassung so lose gefügten Vereins. Diese Gleichartigkeit besteht: so lange die preußischen Staatsbahnen je einzeln als Mitglieder erscheinen.

Allein dies Verhältniß trifft in Wahrheit jetzt schon und noch mehr nach Vollendung der Bahn Berlin-Metz nicht mehr zu; die ganze alte Grundlage des Vereins wird weggerückt; jetzt erscheint vor allem eine allen andern überlegene Großmacht, sobald an die Stelle der sieben oder acht preußischen Eisenbahndirectionen die Eine preußische Eisenbahnpolitik als maßgebend auftritt. Die eine quer durch das ganze Gebiet des Vereins sich erstreckende Eisenbahn Metz-Eydtkuhnen zählt 1560 Kilometer in einer ununterbrochenen Linie. Unter Hinzurechnung der Neubauten des Gesetzes von 1872, sowie der Reichsbahnen, wird die Länge der in preußischer Staatsverwaltung stehenden Eisenbahnen über 9000 Kilometer betragen. Damit können selbst die größten der anderen

Bahnen des Vereins nicht mehr den Wettbewerb aushalten, z. B. (Zahlen von 1875) die bairischen Staatsbahnen incl. der Ostbahn 3278 Kilometer, die württembergischen 1207, die badischen 1147, die sächsischen nach dem Ankaufe der Privatbahnen circa 1800. Diese Zahlen werden genugsam beweisen, daß mit Entfaltung einer einheitlich zusammengefaßten preußischen Eisenbahnpolitik der Verein in der bisherigen Weise (mit dem Veto einer Minderheit u. s. f.) seine Geltung nicht mehr erhalten und fortsetzen kann. Insbesondere wird man daran nicht denken können, daß einem so mächtig zusammengefaßten einheitlichen Staatswillen gegenüber die Privatbahnen ihren bisherigen vielfach maßgebenden Einfluß mehr werden zur Geltung bringen können; ja das Gleichgewicht des gemischten Systems ist nicht mehr aufrecht zu erhalten. Sehr bemerkenswerth in dieser Richtung ist eine Mittheilung in dem Geschäftsbericht der Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn von 1876. Es wird darin geklagt: die Ausdehnung des preußischen Staatsbahnnetzes nach Erwerbung der Halle-Gubener und Halle-Kasseler Bahn setze jenes in den Stand, den Verkehr von Ost nach West, insbesondere von Schlesien nach Westphalen, Hannover und Hessen, der bisher durch Privatbahnen vermittelt werden mußte, ausschließlich auf die Staatsbahn überzuleiten. Das Uebergewicht der preußischen Staatsbahn habe seine finanzielle Wirkung auch auf die Potsdam-Magdeburger Bahn nicht verfehlt, da es der Route über Berlin den Verkehr von Schlesien, Ungarn &c. nach dem Rhein zum Theil entziehe. Ein höchst inhaltsreicher Fingerzeig!

Es ist im Eingange ausgesprochen worden, daß das einfache Beharren bei den jetzigen Zuständen, in welchen das absolut nothwendige Gemeinsame im Betrieb durch den Verein der deutschen Eisenbahnen wahrgenommen wurde, hinfällig werde, sobald die preußische Eisenbahnpolitik den preußischen Staatsbahnen eine veränderte Stellung in jenem Vereine anweisen wird. Dieser Satz dürfte mit dem Vorgetragenen bewiesen sein.

Aber noch weit mehr! Die preußische Eisenbahnpolitik wird sich nicht auf die heutigen Staatsbahnen beschränken. Wo zum Aufschließen einer größeren Route ein Mittelglied fehlt, wird man bauen, oder ein Stück bestehender Privatbahn kaufen oder in die Verwaltung des Staates erwerben. Die Vorgänge gerade aus den letzten Jahren fehlen nicht, und der heutige Zustand so vieler Privatbahnen erleichtert diese Umwandlung. Dann wird der beherrschende Einfluß der mächtigen Staatsbahnverwaltung darin sich zeigen, daß sämmtliche preußische Privatbahnen diesem sich beugen, d. h. im Betrieb, den Fahrplänen, der Tarifgestaltung dem Schwergewichte der Staatsbahn folgen. Das preußische Handelsministerium ist ja die Landesaufsichtsbehörde, und was dieser z. B. in der Frage der Differential- und Ausnahmetarife in der neuesten Tarifreform eingeräumt worden, ist bereits erwähnt.

Kurz: sobald an die Stelle des Reichs Preußen mit seiner Eisenbahnpolitik tritt, sobald die Weiterbildung und Reform nicht mehr im Reichseisenbahnamt, sondern im preußischen Handelsministerium ihren Sitz hat, werden sämmtliche preußische Eisenbahnen, auch die Privatbahnen, zu der einen preußischen Eisenbahnpolitik zusammengefaßt sein.

Aber das preußische Staatsgebiet ist nicht die Grenze. Verkehrsgebiet und Landesgrenzen decken sich in Deutschland nicht. Vor allem reicht der preußische Staat bei seiner Gestalt weit hinaus mit seinem Verkehre über seine Staatsgrenze; er hält in seiner Lage und mit seinen wichtigen Industrie- und Handelscentren die Schlüssel in der Hand zum Verkehr auch anderer deutschen Staaten. Man denke nur an die Seestädte, an Rheinland und Westphalen! Sein Einfluß wird also auch übergreifen. Deß' ist sich die preußische Politik vollkommen bewußt, wie die oben aufgeführten Motive zum Gesetze vom Jahre 1876 es beweisen.

Auch hierüber belehrt am besten die Eisenbahnkarte. Eisenbahnen, welche rings von preußischen Bahnen umschlossen sind, wie die mecklenburgischen, braunschweigischen, oldenburgischen, zum Theile die hessischen, können nur der gesammten Politik, welche jene leitet, folgen; alles, was dort geschieht, ist für sie maßgebend. Dasselbe gilt für die thüringischen Bahnen, obwohl sie auch an Sachsen und Baiern grenzen; denn die Hauptrichtung ihres Verkehrs bewegt sich zwischen preußischen Stationen westlich und östlich. Im Südwesten reihen sich die Reichsbahnen an, in unmittelbarer Verbindung mit den preußischen Bahnen vom Rhein her, und gewähren so eine ununterbrochene Eisenbahnlinie bis Basel. Damit sind schon die Pfälzer Bahnen in die Mitte genommen, und da die Main-Neckarbahn bis Heidelberg und Mannheim reicht, auch die hessische Ludwigsbahn.

Es bleiben, wenn Preußen sein natürliches Schwergewicht geltend macht, dann nur die einigermaßen größeren Eisenbahnsysteme der vier Mittelstaaten übrig. Aber selbst deren Selbständigkeit, in ihrer Eisenbahnpolitik nämlich, würde eine sehr bedingte sein. Rechnet man ihre sämmtlichen Bahnen zusammen, so betragen dieselben (nach dem Stande von 1875), allein die Pfälzer Bahnen abgerechnet, 7,136 Kilometer, dagegen die preußischen, die Reichsbahnen und die in die Machtsphäre des preußischen Netzes fallenden Bahnen 19,285 Kilometer, jene 26,98 Procent, diese 72,99 Procent, ein zumal bei der geographischen Lage erdrückendes Uebergewicht. Denn schon dies Zusammenrechnen der Bahnen in den vier Mittelstaaten hat nur äußerliche Bedeutung: in Wahrheit fallen die sächsischen Bahnen in ein ganz anderes Verkehrsgebiet als die süddeutschen, und sind außerordentlich abhängig von den preußischen Bahnen. Baden sodann ist durch die Parallelbahnen im Elsaß weit mehr zur Rücksichtnahme auf diese, durch seine ganze Lage am Rhein, seine Handels-

stadt Mannheim, auf die Anpassung seiner Eisenbahnpolitik an die des rheinisch-elsässischen Netzes angewiesen. Baden sah sich mit Rücksicht auf die Reichsbahnen veranlaßt, das „natürliche Tarifsystem“ — ungern zwar, anzunehmen. Alle aber, und selbst das große Netz des diesseitigen Baiern sammt seinen Reservatrechten, können sich dem Schwergewicht nicht entziehen, welches in dem ganz überwiegenden Complexe des preußisch-rheinischen Verkehrsgebietes liegt, sobald dort die Eisenbahnen einigermaßen einheitlich gelenkt werden. Es wird dafür keiner näheren Ausführung bedürfen: Betrieb wie Tarife sind in dem kleineren Umkreise absolut nicht unabhängig, selbständig von dem größeren zu halten. Das lehren auf einem verwandten Gebiete alle Post- und Telegrapheneinrichtungen, z. B. der sofort auch in die Telegraphie der Reservatstaaten übergegangene Worttarif. Für die Eisenbahnen, oder besser für die gesammte Volkswirthschaft möge statt aller Ausführungen an die wahrhaft überzeugend redende mulvanysche Karte der Kohlentarife erinnert werden. Diese Karte zeigt, daß heutzutage, noch unter den jetzigen Tarifverhältnissen z. B. folgende von dem westfälischen Kohlenreviere gleich weit entfernte Städte die beigesetzten Kohlenfrachten (in Mark pr. 1000 Kilogramm) haben: Berlin 11,80, Regensburg 17,82, Augsburg 18,52, Basel 17,19. Die näheren Städte Leipzig 12,83, Nürnberg 15,12, Würzburg 12,42, Stuttgart 14,10 u. s. w. Die Ausnahmetarife sind auch in der neuen Tarifeinheit, wie wir sahen, der Genehmigung der Aufsichts-, d. h. Landesaufsichtsbehörde unterstellt. Setzen wir das Walten einer consequenten preußischen Eisenbahnpolitik innerhalb der ihrem Einfluß unterliegenden Bahnen: welche Macht liegt im Kohlentarif!

Mit der Zusammenfassung des Eisenbahnwesens in der Hand des Staats wird Preußen den Mittelstaaten, nach der Zeit gerechnet, nachfolgen. In Baden sind die vorhandenen kleinen Privatbahnen in Staatsbetrieb. Die ganz kleinen zwei Privatbahnen in Württemberg kommen nicht in Betracht. Nach dem Ankauf der Ostbahn hat Baiern die Eisenbahnen im diesseitigen Gebiete ganz in der Hand. Sachsen, wo das gemischte System bestand, hat mit Energie, ja mit fieberhafter Eile, die Leipzig-Dresdener und andere Bahnen angekauft. Privatbahnen von irgend einer Bedeutung bestehen in Deutschland nunmehr nur innerhalb der preußischen Verkehrszone. Was wird die Folge sein, sobald Preußen auch auf letztere lebhafteren Einfluß übt?

Unter den Gegnern der Reichseisenbahnidee sind mehrere hervorragende, welche von jeher entschieden für den Staatsbau eingetreten sind; sie haben sich auch dafür ausgesprochen, daß Preußen innerhalb seines Gebietes die Privatbahnen ankaufen solle. Es scheint uns, daß sie die Folgen einer solchen Entwickelung doch nicht genügend sich klar gemacht haben. Im Verein der deutschen Eisenbahnen, dem nothwendigen Vermittler so vieler getrennter Ver-

waltungen, waren zwischen den verschiedenen Staatseisenbahnen und den sie lenkenden Staatsregierungen die Privatverwaltungen gewissermaßen die alle Reibungen und Stöße abschwächenden Puffer. Ohne diese ist der Verein in seiner heutigen Gestalt undenkbar. Ein Verein, in welchem auf der einen Seite die preußische Eisenbahnverwaltung und Landesaufsicht nebst ihrem weiter gehenden Einfluß, auf der anderen Seite die Eisenbahndirectionen der Mittelstaaten stehen, kann nicht fortwirken, wie jetzt. Es kann dann fast nicht anders gehen, als wie es in den Motiven zu dem öfter erwähnten Eisenbahngesetze von 1876 angedeutet ist.

Wünschenswerth ist ein solcher Ausgang nicht. Wohl würde die Gewalt der Verhältnisse das nothwendige Gemeinsame auch auf diesem Wege erzielen. Aber wie? unter welchen Eindrücken der Nöthigung! Wohl würde das Ende auch wieder dasselbe werden, wie seiner Zeit mit dem Zollverein. Aber das im deutschen Reiche! wozu haben wir das Reich, die Reichsverfassung? Es wäre doch ein trauriges Zeichen, wenn das wichtigste Glied in der Verkehrseinheit nicht gemeinsam, unter stetiger maßgebender Mitwirkung Aller, sondern auf dem particularen Weg des Vorgehens eines Bundesgliedes geschaffen werden müßte! Auch heute noch und immer wieder, so oft sich eine Aussicht des Erfolges eröffnen wird, scheint es uns Pflicht, die Reform durchs Reich, die Verständigung über die Wege dazu durch die reichsverfassungsmäßigen Organe zu verlangen. Klarheit über die Folgen der Unthätigkeit oder des bloßen Verneinens dieser Organe wird am ehesten allseitig den Willen zur Reform fördern. Zu dieser Klarheit beizutragen ist der Zweck dieser Arbeit.

Die Gemeinnützige Gesellschaft in Basel.

Von J. Börlin.

Zu Ostern dieses Jahres hat Basel ein seltenes Fest gefeiert, das wenig geräuschvoll nach Außen, doch von der lebendigsten Theilnahme der gesammten Bevölkerung der Stadt begleitet war. Es war das Fest des hundertjährigen Bestandes der „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen". Die Schweiz ist vorzüglich das Land der Vereine und Feste, die allen erdenkbaren Zwecken dienen. Aber kein Verein hat eine so segensreiche Wirksamkeit hinter sich, als die Basler Gemeinnützige Gesellschaft, keiner hat so standhaft und innerlich kraftvoll alle politischen Stürme eines ganzen Jahrhunderts überdauert und einen immer schönern Aufschwung genommen, wie diese; denn

sie ist den edelsten Zielen der Menschheit gewidmet, aufgebaut auf der rein christlichen Grundlage der Liebe zum Nächsten, sie ist das Band, das bei den mehr und mehr sich spaltenden politischen, religiösen und socialen Bestrebungen der Gegenwart die Menschen in einer gemeinsamen Arbeit umschlingt. Hervorgegangen aus den Humanitätsprincipien des vorigen Jahrhunderts, hat die Gesellschaft den ihr vom Gründer, dem edlen Isaak Iselin, aufgeprägten Charakter treu bewahrt und ihn nach den größer werdenden Anforderungen der Zeit weiter ausgebildet. Sie hat von Anfang an dem eudämonistischen Grundsatze Iselins gehuldigt, „wonach kein Mensch glücklich sein kann, als insofern die Vortheile, die er genießt, den Wohlstand seiner Mitmenschen erhöhen". Ihre Thätigkeit wird am besten gekennzeichnet durch die Worte Lorenz Steins in dessen Lehre von der inneren Verwaltung. Stein sagt: „Sehen wir uns um. Wohin wir blicken, tritt uns eine alles überragende Thatsache entgegen. Auf allen Puncten arbeitet die Welt dahin, die niedere Classe durch ein immer steigendes Maß von Opfern zu heben, die sie der höhern auferlegt; und wunderbar, diese Opfer, die letztere bringt, werden in der Hand zuletzt zu einem Segen und Genuß für sie selber. Am Horizont unseres menschlichen Gesammtbewußtseins steigt die noch unklare, noch durch rohe Interessen und sinnverwirrende Auffassungen verkehrte und dennoch der Gottheit entstammende Erkenntniß herauf, daß die erste Bedingung des irdischen Glücks und aller menschlichen Vollendung des Einzelnen das Glück und die Vollendung des Andern ist. Und während wir, alle Einzelne, zaudernd und unsicher vor dieser Erkenntniß stehen, geht jene Wahrheit ruhig, im Kleinen und Nächsten zunächst arbeitend, ihren mächtigen Gang. Sie baut Schulen für die niedern Classen, sie errichtet Krankenhäuser, sie stiftet Vereine, sie fordert für sie Credit und Hülfe, sie sorgt für ihre Gesundheit, sie lichtet ihre Häuser, sie pflanzt ihre Gärten, sie giebt Wasser, sie giebt Brod, sie ruft alle Besitzenden zur Theilnahme an allem Veredelnden, Bildenden, Erhebenden, sie macht die eine Classe verantwortlich für die ruhige und sichere Entwickelung und Hebung der andern, und was wir als die höchste christliche Pflicht verehren, die thätige Liebe des Einen für den Andern, das erhebt sie mit oder ohne klar formulirtes Bewußtsein zunächst im Namen des Interesses zur Pflicht der gesellschaftlichen Ordnung."

Wie sehr sich Iselins Wort, das er den Gegnern seines Planes zugerufen: „Es wird noch eine Zeit kommen, wo in ganz Basel sich kein auf Bildung und Ansehen bei seinen Mitbürgern Anspruch machender Mann finden wird, der sich nicht schämen würde, nicht Mitglied dieser Gesellschaft zu sein", bewahrheitet hat, beweist die Thatsache, daß die Zahl der Mitglieder von 174 (im Jahre 1777) auf 1530 (im Jahre 1876) und ihre jährliche Einnahme von 2,126 Francs auf 40,800 Francs in dem nämlichen Zeitraum

sich gesteigert haben, während die Bevölkerung der Stadt sich höchstens um das Dreifache (auf 50,000) vermehrt hat.

Ein klares Gesammtbild der hundertjährigen Thätigkeit der Gesellschaft giebt die im Auftrag des Vorstandes von Dr. A. von Miaskowski, Professor der Staatswissenschaften an der Basler Hochschule, demselben, der im vorigen Jahre eine vorzügliche Biographie Iselins herausgegeben, verfaßte Festschrift zur Säcularfeier der Gesellschaft (Basel, Schweighauserſche Buchdruckerei), ein höchst verdienstvolles Werk, das über den engen Rahmen einer Gelegenheitsschrift weit hinausreicht und einen ehrenvollen Platz in der volkswirthschaftlichen Literatur einnehmen wird.

Jahre lang versuchte Iselin seinen Plan der Gründung einer Gemeinnützigen Gesellschaft in Basel durchzuführen, aber immer ohne Erfolg, bis es ihm gelang, einige Männer dafür zu begeistern. Am 30. März 1777 fanden sich seine Freunde Peter Burkhardt, Andreas Buxtorf, J. R. Forcart, Andreas Merian, Friedrich Münch und Jacob Sarasin in seinem Hause ein und beriethen die ersten Grundlagen der Gesellschaft. In einer größeren Versammlung am 1. Juni desselben Jahres wurde die Verfassung endgültig festgestellt und Iselin zum ersten Vorsteher gewählt. Die Organisation blieb sich, geringe Veränderungen abgesehen, fast immer gleich und der Geschäftsgang entwickelte sich mit der Zeit dahin, daß die Generalversammlung den Vorstand zu wählen, die allgemeinen wie die Commissionaljahresberichte und Jahresrechnungen entgegen zu nehmen und zu prüfen hat, daß aber die wirksame Thätigkeit in die Commissionen gelegt ist, welche den einzelnen, von der Gesellschaft ins Leben gerufenen oder doch von ihr unterstützten Anstalten vorstehen und dafür von der Gesellschaft einen gewissen Credit zugewiesen erhalten. „Sowohl in dieser Organisation", sagt die Festschrift, „als — und zwar in noch viel höherem Grad — in dem Geiste, der die Thätigkeit der Gesellschaft fort und fort beherrscht hat, spiegelt sich die begeisterte und doch wieder nüchterne, die ideale und doch zugleich dem Praktischen zugewandte Persönlichkeit ihres Gründers ab." „Das auf das Praktische gerichtete Wesen Iselins und seiner Freunde," sagt mit Recht der Vorsteher für das Jahr 1857, „hat unsere Gesellschaft vor dem anticipatorischem Drange bewahrt, der anderwärts die Philanthropen stets den zweiten Schritt vor dem ersten thun, und so den Schwerpunct für ihr Streben sowie ihre Mission für Humanität verlieren ließ." Sie hat überall, und nie mit kleinlichen Mitteln die Hand zu allen gemeinnützigen Anstalten geboten, sobald nur eine eingehende Prüfung ein Gelingen außer Zweifel setzte oder anderwärts gleiche oder ähnliche Anstalten mit Erfolg ins Leben gerufen waren. Daher kommt es auch, daß selten ein von ihr begonnenes Unternehmen fehlschlug. So war der Geschäftsgang immer ein sicherer, das Vertrauen der Bevölkerung zur

Gesellschaft und zu ihren Lenkern allgemein und die Opferwilligkeit der Basler Bevölkerung zu jedem von ihr anempfohlenen größeren Unternehmen allezeit vorhanden. Es gebricht an Raum, die weitumfassende Thätigkeit der Gesellschaft in ihren einzelnen Zweigen zu schildern. Wir wollen hier die Anstalten aufzählen, die gegenwärtig noch der Gesellschaft gehören und bei einzelnen derselben verweilen. Es sind dies die Commissionen zur Versorgung entlassener Sträflinge, die Thierschutzcommission, die Schlittschuhbahn, die Schwimm- und Badeanstalt, die Frauenbadeanstalt, die Commission zur Verschönerung der Umgebung Basels, die Zeichnungs- und Modellirschule, die Jugend-, Bürger- und Arbeiterbibliothek, die Musikschule, das Neujahrsblatt, die Commission zur Unterstützung von Gewerbslehrlingen, die zinstragende Ersparnißcasse, die beiden Repetirschulen, die Commission für Fabrikarbeiterverhältnisse, die Mägdestiftung, die Speisehütten, die Commission zur Beförderung des Hausverdienstes, die Lukasstiftung, die Commissionen zur Versorgung verwahrloster Kinder und zur Versorgung junger Taubstummer.

Außerdem sind der Gemeinnützigen Gesellschaft zugewandt und erhalten zugleich von ihr regelmäßige Beiträge folgende Anstalten: die naturhistorische Abtheilung des Museums, die öffentliche Kunstsammlung, die mittelalterliche Sammlung, der Kirchengesangchor, die Sonntagsschulen für Mädchen, die Nähsäle für Fabrikarbeiterinnen, das Turnwesen, die Kleinkinderschulen, die Commission für populäre Vorträge und die Waisenhausbibliothek.

Von der Gemeinnützigen Gesellschaft sind sodann bei ihrer Gründung gefördert und theilweise finanziell unterstützt worden: verschiedene Unternehmungen zum Bau von Arbeiterwohnungen, die allgemeine Speiseanstalt und die Bad- und Waschanstalt.

Während die Gesellschaft sich in der ersten Hälfte ihres Bestandes mehr dem vom Staate damals noch ungemein vernachlässigten Erziehungswesen widmete, Töchterschulen, den Turn-, Zeichnen- und Gesangsunterricht ins Leben rief, diese Anstalten und Unterrichtszweige mit der Zeit an den Staat übergingen, wandte sie mit dem Anwachsen der Bevölkerung, mit der Erweiterung der bis dahin in engen räumlichen wie in gesellschaftlichen Banden gehaltenen Stadt zu einer modernen Fabrik- und Handelsstadt, ihre Aufmerksamkeit den immer stärker hervortretenden socialen Mißständen zu und suchte denselben zu steuern. Wenn in dieser Hinsicht auch mit den vorhandenen Mitteln an Vermögen, Intelligenz und gutem Willen noch mehr hätte geschehen können, so wurden doch eine Reihe segensreicher Einrichtungen getroffen. So widmete die Gemeinnützige Gesellschaft seit 1843 ihre Aufmerksamkeit in immer steigendem Maße den Kleinkinderschulen; sie schuf im Jahre 1842 die Arbeiterbibliothek und regte 1843 die Sonntagsschulen für Mädchen, sowie 1865 die öffentliche Bade- und Waschanstalt an; seit 1868 unterstützte sie die Sonntags-

und Nähsäle für Fabrikarbeiterinnen, errichtete 1844 eine eigene Commission für Fabrikarbeiterverhältnisse und 1870 eine solche zur Förderung des Hausverdienstes. 1849 nahm die Gesellschaft die Mägdestiftung, 1856 die Lukasstiftung in ihre Verwaltung. Seit dem Jahre 1851 richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf die Herstellung zweckmäßiger Arbeiterwohnungen und unterstützte im Jahre 1862 die zum Zweck der Herstellung eines Gebäudecomplexes auf der Breite gebildete Actiengesellschaft, im Jahre 1869 die Baugesellschaft und 1875 den Bauverein. Seit 1868 endlich stellte sie eigene Speisehütten her und unterstützte zeitweilig die unabhängig von ihr entstandene Speiseanstalt. Außer diesen dem Gebiete der Socialpolitik angehörigen Anstalten sind von der Gemeinnützigen Gesellschaft in dieser Periode noch folgende Unternehmungen ausgegangen; auf dem Gebiete des Rechtsschutzes: 1857 die Gründung der Zwangsarbeitsanstalt Klosterfiechten; ferner 1849 die Niedersetzung einer Thierschutzcommission; auf dem Gebiete des Sanitätswesens: 1847 der Bau und die Eröffnung einer Frauenbadeanstalt und seit 1858 die Sorge für eine Schlittschuhbahn; auf dem Gebiete des Erziehungs- und Bildungswesens: 1853 die Gründung der französischen Repetirschule, seit 1860 die Unterstützung des Unterrichts im Violinspiel, seit 1856 auch des Kirchengesangschors und seit 1864 der populären Vorträge, im Jahre 1867 die Gründung der Musikschule und seit 1868 die wiederholte und bedeutende finanzielle Förderung des Baues einer Turnhalle; auf dem Gebiete der Kunst und der Verschönerung der Umgebungen Basels: seit 1854 die Unterstützung der öffentlichen Kunstsammlung und seit 1858 auch die der mittelalterlichen Sammlung, endlich 1874 die Niedersetzung einer eigenen Commission zur Verschönerung der Umgebung Basels; auf dem Gebiet des Armenwesens und namentlich der Armenerziehung: seit 1874 die Versorgung verwahrloster Kinder.

Die Stellung der Gemeinnützigen Gesellschaft zum Staate hat Wandlungen durchgemacht, je nach den Zielen, die der letztere seiner Thätigkeit gesteckt hatte. Zu einer Zeit da dieselbe noch nicht abgegrenzt war und man noch glaubte, der Staat habe blos die Aufgabe, dem Bürger den Rechtsschutz zu sichern, mußte der Kreis der Thätigkeit der Gesellschaft ein viel weiterer sein als heute, da der Staat sich seiner eigentlichen Aufgabe, das Wirken der Menschen auf allen Gebieten des Lebens nicht nur zu schützen, sondern auch zu fördern, immer mehr bewußt wird; doch arbeiten beide Factoren wieder mit und ineinander, indem eine Anzahl Anstalten des Staates von der Gesellschaft finanziell unterstützt wird, und umgekehrt Anstalten der Gesellschaft unter dem Schutze des Staates stehen. Die Aufgabe der Gesellschaft, sagte der gegenwärtige Vorsteher, Professor Eduard Hagenbach, in seiner Festrede, wird es deshalb auch sein, neue sociale Gebiete zu erobern, und sich

denselben mit immer intensiverer Hingebung zu widmen. Auch in dieser Hinsicht, wie früher im Erziehungswesen, verrichtet sie für den Staat die Pionierarbeit. Wie viel auch hiervon der Staat einst ganz in seine Sphäre hineinziehen wird, wer weiß es jetzt schon zu sagen? Aber sicher ist, daß die Gemeinnützige Gesellschaft ungemein dazu beiträgt, dem heutigen Staat seine socialen Aufgaben zu erleichtern und immer mehr dazu beitragen wird. Hat sie doch nicht nur gemeinnützige Werke geschaffen (eines der schönsten ist die auf die Jubelfeier fallende Gründung der auf wissenschaftlich-statistischer Grundlage errichteten Allgemeinen Alters- und Sterbecasse, zu der ein Reservefonds von 100,000 Frs. mehrere Jahre lang unverzinslicher Antheilscheine aufgebracht wurde, und die ungemein billig, meistens durch freiwillige Leistungen von Mitgliedern der Gesellschaft, verwaltet wird), sondern sie hat auch in der Basler Bevölkerung einen gemeinnützigen und opferwilligen Geist herangezogen, der für alles Schöne und Gute leicht zu entflammen ist. Sie hat in den verschiedenen Commissionen das Geschick und den Sinn für Selbstverwaltung ausgebildet und die Tüchtigkeit des Bürgerstandes gehoben. Ueberhaupt hat sich der freie und werkthätige Gemeinsinn, der die deutschen Städte des Mittelalters so auszeichnete, in dieser ehemaligen Reichsstadt und jetzigem schweizerischem Stadtcanton Basel, hauptsächlich in Folge der Bestrebungen der Gemeinnützigen Gesellschaft, in seinen schönsten Zügen erhalten. Noch bedeutungsvoller als in dem bisherigen Wirken der Gesellschaft dürfte dieser Gemeinsinn bei richtiger Leitung in Zukunft werden, in den Bestrebungen nämlich zur Ausgleichung der socialen Classenunterschiede. Wenn in keiner Fabrik- und Handelsstadt von der Wichtigkeit Basels weniger Classenhaß zu verspüren ist, die Bestrebungen der Arbeiterclassen weniger communistisch-revolutionären Geschmack haben, als gerade in dieser Stadt, so ist die Ursache davon nicht zum geringen Theil der Thätigkeit der Gemeinnützigen Gesellschaft zuzuschreiben und dem durch sie genährten Opfersinn der besitzenden Classen Basels. Denn, wie A. von Miaskowski im Schlußwort seiner Festschrift sagt: „die durch Bildung und Reichthum ihre Mitbürger überragenden Classen Basels sind sich des ins Bürgerliche übersetzten noblesse oblige wohl bewußt. Schon das wohlverstandene eigene Interesse hatte manchem Industriellen und Kaufmann, wie wir oben gezeigt haben, früh die Einsicht eröffnet, daß die durch den Lohnvertrag allein vermittelte Verbindung zwischen den capitalistischen Großproducenten und dem Verarbeiter zu schwach sei, um ein Auseinanderplatzen der durch die modernen Wirthschafts- und Culturverhältnisse erzeugten Gegensätze innerhalb dieser beiden großen Classen auf die Dauer verhüten zu können. Unter dem Einfluß dieser Erwägungen, sowie religiös-sittlicher Motive hat sich in Basel die Ueberzeugung herausgebildet, daß Reichthum, sowie hervorragende sociale und politische Stellung nicht Güter sind, die von

ihren glücklichen Besitzern beliebig genossen werden dürfen, sondern Güter, mit denen die ernstesten Verpflichtungen denen gegenüber, die sie nicht besitzen, verknüpft sind, Verpflichtungen, durch deren Erfüllung der Besitz dieser Güter erst seine höhere Weihe erhält. Aus dieser Ueberzeugung entsprang theils das Bestreben einiger Fabrikanten, das rein geschäftliche Verhältniß zu ihren Arbeitern durch sittliche Bande zu verstärken, theils die allgemeine Geneigtheit der höheren Classen, die Noth der unteren zu mildern und sie einem menschenwürdigen Dasein entgegen zu führen." Indessen macht A. von Miaskowski mit Recht darauf aufmerksam, daß die Thätigkeit der Gemeinnützigen Gesellschaft gegenüber der sogenannten Arbeiterclasse zu sehr noch einen patronisirenden Charakter trage, weshalb es sehr zu bedauern sei, daß in der Gesellschaft, die fast ausschließlich aus Männern der gebildeten und besitzenden Classen besteht, nicht auch der Arbeiterstand vertreten sei. „Jedenfalls hat die Gemeinnützige Gesellschaft in dieser Beziehung noch ein weites und segensreiches Arbeitsfeld vor sich, das sie um so erfolgreicher anbauen wird, je mehr sie sich von den einseitigen Vorstellungen einer bestimmten Classe freizuhalten vermag. Eine Voraussetzung dazu freilich ist, daß den Arbeitern in Zukunft die Möglichkeit gewährt wird, an den Aufgaben der Gesellschaft activ Theil zu nehmen." Blos durch eine solche, alle Gesellschaftsschichten umfassende Vereinigung wird dem Entstehen eines Classenhasses am erfolgreichsten entgegen gearbeitet.

Von wissenschaftlicher Bedeutung ist die Einleitung der Festschrift, worin A. von Miaskowski der Gemeinnützigen Gesellschaft innerhalb der volkswirthschaftlichen Systeme und Organisationen die ihr gebührende Stellung anweist. Die Gesellschaft vertritt das System der freien Hingebung, wie es der Verfasser nennt, und steht nach beiden Seiten vermittelnd zwischen der Staatswirthschaft und der egoistischen Privatwirthschaft. Die Grenze der beiden letzten Systeme hat sich im Laufe der Zeiten bald nach rechts, bald nach links verrückt. Oft griff jene tief in diese ein, wie unter dem Merkantilsystem und wie neuerdings wieder vom Socialismus angestrebt wird; dann mußte jene weit vor dieser zurücktreten, als die Ansichten der Physiokraten Adam Smiths und seiner Nachfolger zur Geltung kamen, welche lehrten, daß das möglichst freie Walten des Privatinteresses des Einzelnen das allgemeine Wohl am besten fördern, und daß es nur darauf ankomme, den Einzelnen über sein wahres Interesse aufzuklären und alle die freie Bewegung hindernden Schranken zu beseitigen. Jedes dieser Systeme hat in der volkswirthschaftlichen Entwickelung Fortschritte zu Tage gefördert, aber keines als absolut richtig und gut die Probe bestanden. A. von Miaskowski findet in einer Combination der verschiedenen Richtungen der Volkswirthschaftspolitik, wonach jeder derselben ein ihr eigenthümliches Gebiet innerhalb eines und

desselben Volksganzen angewiesen wird, die sicherste Garantie für eine möglichst vollständige Bedürfnißbefriedigung der gegenwärtigen Gesellschaft. „Alle Systeme enthalten ein Stück Wahrheit, ihr Fehler ist nur, daß sie die ganze Wahrheit zu enthalten glauben, während diese doch erst gewonnen wird, indem jeder dieser Richtungen ihre den Bedürfnissen des Lebens entsprechende Stelle in dem gesammten Organismus der Volkswirthschaft angewiesen wird.“ „So finden die Forderungen der Physiokraten, sowie Adam Smiths und seiner Schule im privatwirthschaftlichen System, die Forderungen der Merkantilisten und Socialisten in der öffentlichen Wirthschaft, sowie zum Theil auch in der das privatwirthschaftliche System beherrschenden Rechtsordnung und endlich die Postulate sittlicher und religiöser Natur innerhalb des Systems der freien Hingebung ihre Erfüllung.“ „Mit dem privatwirthschaftlichen System hat das System der freien Hingebung die Freiheit der Action und mit der öffentlichen Wirthschaft die Negation des Privategoismus gemein. Aus den starken sittlichen Impulsen, von denen die einzelnen Träger dieses Systems beherrscht werden, sowie aus der Freiheit und Beweglichkeit seiner Organisationen, wodurch es sich den vorhandenen Bedürfnissen leicht anzupassen vermag, folgt, daß es sein natürliches Anwendungsgebiet dort findet, wo es gilt neu entstehende Bedürfnisse zu erkennen, durch die versuchsweise Herstellung entsprechender Einrichtungen für die Befriedigung derselben Sorge zu tragen und dem späteren Einschreiten des Staates, der Gemeinde u. s. w. dadurch vorzuarbeiten, sowie dort, wo das privatwirthschaftliche System Lücken der Bedürfnißbefriedigung zurückläßt, zu deren Ausfüllung die öffentliche Wirthschaft sich überhaupt nicht eignet, weil ihre Leistungen zu generell und schablonenhaft sind und der für einzelne Gebiete wünschenswerthen Specialisirung und Individualisirung entbehren. Daher erweist sich das System der freien Hingebung besonders wirksam auf den Gebieten des Armen- und Krankenwesens und der socialen Hülfe.“

Schließen wir mit den Worten, welche der schon citirte Vorsteher der Gesellschaft für das Jahr 1857, Dr. Burkhardt Fürstenberger sprach, indem er die Stellung derselben folgendermaßen schilderte: „Iselins, und damit auch der Gesellschaft Thätigkeit charakterisirt sich als eine solche, die zwischen dem Leben des Staates und der egoistischen Sphäre des einzelnen Individuums sich ein neues Culturfeld erkor und zu dessen Bebauung einen Gemeinsinn wieder wach rief, welcher durch unmittelbares Hineingehen in das frische thatsächliche Leben, durch Anknüpfen an das Nächste und Mögliche, oft Unscheinbare und Kleinliche, zwar eines gewissen prosaischen Erdgeschmackes nicht entbehrte, aber dennoch in dem Kleinen stets das Große, in dem Zerstreuten das Gemeinsame, in dem Besonderen das Allgemeine festzuhalten wußte.“

Wie man vor 50 Jahren über den gegenwärtigen Krieg dachte.

Soeben wurde in Wien unter dem Titel: „Zur Geschichte der orientalischen Frage. Briefe aus dem Nachlasse Friedrichs von Gentz. 1823—1825" ein Buch ausgegeben, welches die Aufmerksamkeit aller politischen Denker auf sich ziehen wird. Nicht so sehr wegen der Namen der Briefschreiber, obgleich auch diese: Metternich, Clam-Martinitz, Gentz, Ottenfels, Lebzeltern, zu den berühmtesten in Oesterreich ja theilweise in Europa gehören, als wegen seines in höchstem Maße überraschenden Inhaltes. Das Datum der Briefe besagt ihr Alter; sie sind zur Zeit des Griechenaufstandes und des vorletzten russisch-türkischen Krieges geschrieben. Wüßten wir es nicht, so würden wir wahrhaftig glauben, sie sind erst heute und gestern in die Feder dictirt worden, so groß ist ihre Actualität, so vollkommen zeichnen sie die Stimmungen des gegenwärtigen Augenblickes ab, so richtig beurtheilen sie die Verhältnisse, unter deren Druck wir heute leiden und welche uns wieder um den Genuß des Friedens und der innerlichen freien Bildung zu bringen drohen. Unsere Ueberraschung wird etwas durch die Erinnerung gemildert, daß die Befangenheit und Beschränktheit, welche der Kreis Metternichs in der Beurtheilung westeuropäischer Ereignisse gemeinhin offenbarte, aufhörte, sobald die orientalischen Angelegenheiten zur Sprache kamen. Die altösterreichischen Staatsmänner, darin von den elenden diplomatischen Pfuschern der Reactionsperiode 1849—59 glücklicherweise sehr verschieden, erkannten den vitalen Charakter der orientalischen Frage deutlich an und wußten gar wohl, daß die Festsetzung der russischen Macht an der unteren Donau den Interessen der österreichischen Politik und des österreichischen Handels einen schweren Schlag versetze und daß das russische Protectorat, einmal über die türkischen Provinzen ausgedehnt, auch die Grenzen Oesterreichs überschreiten werde. Diese Sorgen schärften den Blick Metternichs und seiner Freunde und drängten im Urtheil die persönlichen Sympathien und Antipathien zurück. Alle Sagacität der Wiener Diplomaten zugegeben, bleibt doch die Voraussicht, mit der sie die gegenwärtigen Zustände und Ereignisse treffend charakterisiren, staunenswerth. Der Leser möge selbst entscheiden, ob die folgenden, dem Briefwechsel entlehnten Schilderungen als veraltet gelten können.

Bekanntlich spielten in den Zwanziger Jahren die Griechen die Rolle, welche heute den Bulgaren zugewiesen wurde. Als jene den Aufstand gegen die Türken in das Werk setzten, entdeckte die russische Regierung die Pflicht, als Schirmherr der christlichen Brüder aufzutreten und in dem „Culturkampfe" die Interessen der abendländisch-christlichen Bildung gegen die Barbarei der Mohamedaner zu vertreten. Es gelang ihr, die Diplomaten

Europas zu Conferenzen zu gewinnen, welche die Sachlage immer mehr verwickelten, es gelang ihr ferner die politische Beschränktheit der englischen Liberalen über ihre Absichten zu täuschen und zur Mitwirkung an den russischen Plänen zu verleiten. Nachdem Rußland, Dank seiner traditionellen Listigkeit, den Sieg auf diplomatischem Boden errungen, übertrug es, auf die Isolirung der europäischen Großmächte bauend, den Kampf auf das Schlachtfeld. Zum Glück für Europa blieb der Krieg localisirt und die Lösung der orientalischen Frage im russischen Sinne noch für fünfzig Jahre aufgeschoben. Alle diese Wechselfälle begleitet der Briefwechsel mit eben so deutlich ausgesprochenen guten Wünschen wie mit unumwundenen Befürchtungen. Da ihnen keine Thaten folgten, so fesseln sie uns weniger als die Betrachtungen und Urtheile, die sich auf die handelnden Personen beziehen. Hier einige Proben. Gleich im Anfang der russisch-türkischen Verwickelungen wird von Gentz der Charakter des russischen Kaisers und seine Stellung zu den Streitfragen einer eingehenden Untersuchung (S. 22) unterzogen. „Der Kaiser Alexander nimmt an dem Schicksal der Griechen (Bulgaren) sehr wenig wahren Antheil; das liebste wäre ihm, wenn er die ganze Insurrection auf einmal ungeschehen machen könnte. Er hat auch keine feindseligen Absichten, keine treulosen Pläne gegen die Türken. Er ist aber durchdrungen von dem Gefühl, daß er aus diesem Handel mit Ehren nicht scheiden kann, ohne etwas entscheidend Günstiges zur Verbesserung des Zustandes der Griechen (Christen) erreicht zu haben und was das Schlimmste und Gefährlichste ist, er lebt in dem Wahne, daß er diesen Zweck durch Mitwirkung der Alliirten, durch eine imposante Stellung, durch Drohungen und durch Schrecken erreichen wird und muß." Rußland hatte natürlich die Mittel zu einer Pacification der aufständischen Provinzen den Großmächten in einem Memoire mitgetheilt. Darüber urtheilt Lord Strangford in einem Briefe an Gentz (S. 26) folgendermaßen: „Es giebt einen Standpunct, von dem aus das russische Memoire noch nicht genügend betrachtet worden ist. Ich meine den Standpunct nicht der europäischen Ausführbarkeit, sondern der muselmännischen Möglichkeit oder Unmöglichkeit. Die Russen scheinen drei wesentliche Rücksichten vergessen zu haben: 1) daß dergleichen Dinge bestehen wie mohamedanische Gesetze und religiöse Grundsätze, auf welche nach Ansicht der Türken die Existenz des Reiches wohl eigentlich gegründet ist; 2) daß mehrere Puncte des russischen Projectes den Gesetzen und fundamentalen Grundsätzen dieses Reiches direct widerstreiten; 3) daß die muselmännische Bevölkerung sich zur Vertheidigung dieser Grundsätze wie ein Mann erheben und eher untergehen als dieselben aufgeben würde."

Gegen die Ansprüche Rußlands hatten die europäischen Großmächte insgeheim schwer wiegende Bedenken; sie wagten aber nicht, denselben unum-

wundenen Ausdruck zu geben. Auch darüber führt Lord Strangford (S. 31) bittere Klage: „Ich kann dies feige System (cowardly system) der Rücksicht gegen Rußland, welches die Verbündeten bezüglich der asiatischen Frage anzunehmen entschlossen scheinen, nicht entschuldigen. — Warum in Gottes Namen sollen wir zittern und beten und alle möglichen Ausflüchte suchen, um zu vermeiden, Rußland gegenüber dasjenige nur zu erwähnen, was wir früher oder später gezwungen sein werden gründlich zu erörtern? Ich hasse diese unwürdige und verächtliche Gefälligkeit." Die öffentliche Meinung Europas wiegte sich vielfach in dem Glauben, daß Rußland in der That die Befreiung der christlichen Brüder ohne alle eigennützigen Hintergedanken anstrebe. Gentz wußte es besser. „Es mag, schreibt er (S. 48) an den Fürsten Metternich, dem Grafen Nesselrode hart genug geworden sein mit der wahren Absicht seines Cabinets so offen hervorzutreten und erklären zu müssen, que ce n'était point là ce que la Russie voulait, – qu'elle voulait au contraire que les Grecs (Bulgares) rentrassent sous la domination de Grand Seigneur en obtenant une indépendance purement administrative. Daß die Russen unter der indépendance administrative nichts anderes meinen als einen Stand der Dinge, in welchen sie die griechischen (bulgarischen) Provinzen beherrschen würden, ist uns hinreichend bekannt." Zwar ließen die humanen Gesinnungen Kaiser Alexanders manches Gute hoffen. Wie schlecht sich aber darauf politische Pläne bauen lassen, hatte Fürst Metternich frühzeitig erkannt. Er schrieb (S. 70 und 73) an Gentz: „Kaiser Alexander steht noch ganz correct. Zwischen correct stehen und wissen was man will und besonders wie man wollen soll, ist jedoch ein großer Unterschied. In Kaiser Alexander liegt mehr Instinct als Verstand. — Wenn ein Coloß wie Rußland nicht weiß was es will und dennoch dem Triebe nach Bewegung folgt, so treibt sich die Politik herum, wie ein Wirbelwind." Die leidenschaftlichen Rathgeber, die sich des Kaisers bemächtigten, machten Metternich um den Ausgang besorgt. Damals hießen sie Pozzo di Borgo, heute führen sie russische Namen. „Pozzo wird mit einem gräulichen Sturze endigen. Das Leidige der Sache ist, daß nicht er, sondern das russische Cabinet die blauen Flecke davon tragen wird. Wie kann eine große Macht wie Rußland sich mit Händen und Füßen gebunden einem hergelaufenen — übergeben. Es geht den Mächten wie vielen Menschen, welche den Ruf der höchsten Unbeugsamkeit haben, die alle Freunde anschnurren und manchen die Prügel zurückgeben, die ihnen ein Kammerdiener oder eine Köchin täglich zumessen." So klagte Graf Andrassy, doch nein Fürst Metternich im Jahre 1825 in einem Briefe (S. 83) an Gentz —; der Internuncius, wie man damals den österreichischen Gesandten in Constantinopel nannte, der Freiherr von Ottenfels, gab den Klagen (S. 104) einen noch weiteren Raum. „Wir

stehen allein gegen Uebermuth, Herrschsucht und Ungerechtigkeit, während alle anderen Cabinete des Continents vor dem russischen Colosse zittern und in ihrer Angst der Wahrheit und Klugheit den Rücken kehren, kurz jenen Wankelmuth zeigen, der eine Folge des Mangels fester Grundsätze und des Bewußtseins ist, daß das was man will, das Rechte sei." So schlimm die politischen Aussichten schon standen, sie sollten noch viel düsterer werden. Am Schluß 1825 starb plötzlich Kaiser Alexander, dessen schwammig weiche Natur ihn in diesen schweren Zeiten wenig fähig machte, die größte Macht Europas mit fester Hand nach einem bestimmten Ziele zu steuern. Was ließ sich aber erst von seinem Nachfolger erwarten, von dem Großfürsten Constantin, dessen Abdication noch nicht bekannt war. „In diesem Augenblicke", seufzt (S. 106) Ottenfels, „gelangt ein Stockrusse auf den Thron und an die Spitze von 600,000 gerüsteten Kriegern. Ich kann nur in dem Glauben an das mohamedanische Fatum einige Beruhigung finden, indem ich mir sage, der Herr, der durch seinen kalten Hauch 600,000 Franzosen in Staub verwandelte, kann auch hier helfen." Kaiser Nicolaus, der an Constantins Stelle den Thron bestieg, gab zu solchen Befürchtungen weniger Anlaß. Obgleich Graf Clam Martinitz an ihm (S. 171) „einen tiefen Zug von Verstellung und Falschheit fand, der das Blut, dem er entsprossen, nicht verläugnen konnte," so stand er doch der abendländischen Bildung näher als Constantin und erschien vernünftigen Vorstellungen eher zugänglich. Eine andere Gefahr rückte dagegen seit Nicolaus Thronbesteigung viel näher. Schon früher machten conservative Staatsmänner die Beobachtung, daß hinter der humanen Theilnahme für die Christenbrüder viel politische Oppositionslust und die reine Freude an der Agitation sich berge. Der österreichische Gesandte in Petersburg Graf Lebzeltern meinte (S. 99), das Interesse für die Griechen würde bald schwinden, wenn es nicht ein so treffliches Mittel darböte, die Regierungen in Verlegenheit zu bringen und Unruhe zu verbreiten. Wie erst, wenn die Unruhegeister dort ihren Mittelpunct fänden, wo auch die größte Macht sich angesammelt hatte, und wenn sie es verständen, sich diese dienstbar zu machen. Der schärfste Beobachter politischer Dinge, den das alte Oesterreich besaß, Graf Clam Martinitz, schrieb bald nach dem Regierungsantritte Kaiser Nicolaus an Gentz (S. 112): „Die Revolution kann man als materiell besiegt, aber noch keineswegs als virtuell besiegt annehmen. Die ungeheuere Majorität der Russen (nämlich derjenigen, die Uniformen und Orden tragen und eine Classennummer führen, zum Unterschied von den unbescholtenen wackeren Leuten, die mit Bärten einhergehen) ist zu reich an Eitelkeit, Leichtsinn, sinnlichen Bedürfnissen und so arm an Ehr- und Pflichtgefühl, daß es nie an Werkzeugen, — die Masse der Mißbräuche, der Justizgräuel und der Mißgriffe aber so ungeheuer, daß es nie an Anlässen und Vorwänden fehlen wird,

deren Uebelgesinnte und Unruhestifter sich zu bedienen im Stande sein können. Dies gilt für eine vielleicht entferntere Zukunft; für die nächste Zukunft aber ist das moralische Fortleben der materiell gescheiterten Revolution darin zu suchen, daß alle Anstrengungen dahin gerichtet sind, aus ihren Trümmern einen Türkenkrieg zusammenzubauen." Es war die Ansicht des Grafen Clam, daß die russische Regierung in den Krieg zum Theil getrieben wurde und daß sie sich treiben ließ, um Schwierigkeiten der inneren Lage zu beseitigen. Begreiflicher Weise herrschte, als der endlich ausgebrochene Krieg für Rußland keine Siegesfrüchte brachte, darüber im Kreise Metternichs große Freude. Metternich malt sich das gerade nicht heroische Bild aus, wie der Kaiser am Tische der Kaiserin Charpie zupft. Ihm ist es allmählich deutlich geworden, daß der Krieg das alleinige Resultat kindischer Ansichten des Monarchen und einer abgeschmackten Sophisterei seiner Umgebung sei; daß man den Krieg ohne Rücksicht auf den möglichen Widerstand der Türken unternommen habe und daß der Kaiser nichts als ganz natürliches zu wollen glaubt, wenn er von den Türken außer einer ungeheueren Entschädigung als Garantie die Rasirung aller Donaufestungen und der Schlösser des Bosporus und der Dardanellen fordert (S. 186). Der Frieden von Adrianopel löste alle Sorgen, befreite auch von der Furcht vor russischen Eroberungsgelüsten. „Der Kaiser, meinte Gentz (S. 195), hat zwar wiederholt versichert, in diesem Kriege keine Eroberungen machen zu wollen; von dergleichen Versicherungen zieht man sich aber durch hundert diplomatische Subtilitäten zurück und wenn gleich die Stimmen einiger ehrlicher Männer ihn wortbrüchig gescholten hätten, so hätte dafür die weit stärkere der tiefverderbten öffentlichen Meinung ihm von allen Seiten lauten Jubel zugejauchzt." Jedenfalls erkannte Gentz die Mäßigung der Russen an. „Im Vergleich mit dem, was sie ungestraft fordern konnten, haben sie wenig gefordert." Als größtes Glück preist er aber im letzten Briefe die Localisirung des Krieges, wie der moderne Ausdruck lautet. Hoffentlich wird sich dieses Glück auch in dem jetzt begonnenen Kriege wiederholen, und wir nicht zu Zeugen gemacht werden der Erfüllung des letzten Satzes, welchen Gentz ausspricht: „Das türkische Reich wird stehen oder fallen, jenachdem sich die Keime der allgemeinen Zerstörung im übrigen Europa langsamer oder schneller entwickeln werden. Was Constantinopel bevorsteht, wird immer nur der Rückschlag des allgemeinen politischen Bankrottes sein, der uns alle erwartet." Das sind schwarze Gesichte; ob aber doch nicht ohne den einen oder anderen wahren Strich? Gentz war ein Hypochonder, aber dabei ein Kenner des inneren politischen Triebwerkes wie wenige Zeitgenossen. Daß uns der Herausgeber der Briefe, Graf Anton Prokesch-Osten, den Einblick in dieses Getriebe gewährt, verpflichtet uns zu großem Danke. A. S.

Aus dem deutschen Reichstag.

VIII.

Angesichts baldiger Heimkehr hat der Reichstag angefangen mit Hochdruck zu arbeiten, die Pause, die ihm durch den in die letzte Woche fallenden preußischen Buß- und Bettag auferlegt ward, hat er reichlich ausgeglichen durch angestrengtere Tages- und Abendsitzungen. Reichshaushalt und Zollfragen beherrschten das Terrain. Unter dem Druck des Umstandes, daß der alte Etat nur bis zum 30. April verwilligt war, eine Vereinbarung über den neuen Etat also bis zu diesem Tage erfolgt sein mußte, wenn nicht die ganze Staatsmaschine still stehen sollte, vollzogen sich gegen das Ende die Etatsberathungen etwas schneller, als im Anfange. Wesentliche materielle Aenderungen hat der Etat nicht erfahren, sie sind mehr formaler Natur und gipfeln darin, daß die Deckung für circa siebzehn Millionen Mark Ausgaben nicht durch Matricularbeiträge, sondern theils durch Benutzung disponibler Bestände, theils durch Zinseinnahmen und Anleihen gewährt werden soll. Die Matricularbeiträge vermindern sich dadurch um den obigen Betrag und während der Bundesrath sie gegen das Vorjahr um circa vierundzwanzig Millionen erhöhen zu müssen glaubte, beschränkt sich jetzt diese Erhöhung auf wenig über sieben Millionen. Die Budgetcommission, die in endlosen Sitzungen unter schweren Mühen — als Quälereien wurden sie von einem Mitgliede bezeichnet — diese Beschlüsse vorbereitet, hat sich damit ein unleugbares Verdienst erworben um die Durchführung größerer Sparsamkeit im Reichshaushalt ebenso wie um die Finanzen der Einzelstaaten, die durch eine starke Erhöhung der Matricularbeiträge theilweise sehr unangenehm berührt werden würden. Die Reduction ist vorzugsweise herbeigeführt durch Verweisung von Ausgaben auf disponible Bestände, wovon sich unter allen möglichen Titeln im Reich bereits ein recht hübscher Vorrath angesammelt hat. Solche Bestände aufzuhäufen muß aber ein sparsamer Staatshaushalt vermeiden; das ist eine der besten Traditionen der sparsamen preußischen Finanzpolitik, die in der Instruction für die Oberrechnungskammer von 1824 zu so trefflichem Ausdruck gelangt. Der Staat soll nie mehr Steuern erheben, als er für die nothwendigen Ausgaben braucht, disponible Bestände soll er nicht ansammeln, denn diese sind nichts als zu viel erhobene Steuern, die zum Nutzen der Nation besser in den Taschen der Steuerpflichtigen aufbewahrt bleiben, als in den Cassen der Finanzverwaltung. Wir halten es daher für eine ganz richtige und heilsame Finanzpolitik, daß die Budgetcommission mühsam nach diesen Beständen geforscht und durch ihre Verwendung die Summe neu

zu erhebender Steuern vermindert hat; so weit ist man übrigens noch keineswegs gegangen, daß diese Bestände etwa bis auf den letzten Pfennig ausgekehrt wären. Völlig einverstanden erklären wir uns auch damit, daß eine Entlastung der dauernden Ausgaben im Betrage von etwa fünfundeinhalb Millionen Mark durch Ueberweisung auf den Invalidenfonds stattgefunden hat. Derselbe ward aus der französischen Kriegscontribution begründet zur Sicherung der Pensionen für die Invaliden aus dem Kriege 1870—71, seine Dotation ward möglichst reich bemessen mit dem Vorbehalt einer Reduction, falls später die Erfahrung eine überflüssig hohe Dotirung herausstellen sollte. Schon vor einem Jahre glaubte der Reichstag diese Erfahrung gewonnen zu haben und Delbrück widersetzte sich damals dem Antrag auf anderweite Verwendung lediglich aus dem Grunde, weil eine ganz sichere Berechnung noch nicht vorlag. Gegenwärtig hatte der Reichskanzler eine solche specielle Berechnung vorgelegt, sie ergab eine sehr bedeutende Abundanz des Invalidenfonds, und es war hiernach, auch behufs einer gleichen Behandlung der Invaliden von 1870—71 mit denen aus früheren Kriegen, ganz correct, daß die Pensionen für Kriegsinvaliden aus den Kriegen vor 1870 im Betrage von circa fünfundeinhalb Millionen dem Invalidenfonds mit überwiesen und damit die durch Steuern aufzubringenden Deckungsmittel um so viel entlastet wurden. Der Invalidenfonds gewährt auch nach dieser Uebernahme nicht nur die vollste Deckung und Sicherstellung für die Pensionen aller Kriegsinvaliden, sondern behält auch nach sorgfältiger Berechnung noch ein Reservecapital von etwa dreiunddreißig Millionen. Einige Abminderung haben die Matricularbeiträge auch erfahren durch Verweisung von Ausgaben auf Anleihen und zwar solcher Ausgaben, bei denen weder die Eigenschaft der productiven Anlage, noch die des Einmaligen und sicher nicht Wiederkehrenden außer allem Zweifel stand. Und nur unter dieser Voraussetzung soll eine solide Finanzverwaltung Ausgaben auf Anleihen, das heißt einen Theil der Last von der Gegenwart auf die Zukunft verweisen. Vielleicht ist die Budgetcommission in ihrem Bestreben, die Matricularbeiträge herabzumindern, insofern bis auf die äußerste Grenze des Zulässigen gegangen, als sie einige Ausgaben (Post- und Telegraphenbauten) auf Anleihen verwies, bei denen man über die Zulässigkeit dieser Behandlung rechten kann. Indeß bei dem geringen Betrag, um den es sich hier handelte (zwei Millionen Mark) läßt sich hier von einem falschen System nicht sprechen und im allgemeinen wird man die Tendenz der diesmaligen Etatsberathung und den erreichten Erfolg nur billigen können, der in der Vermeidung des Erhebens überflüssiger Steuern besteht. Beinahe Einmüthigkeit zeigte sich unter allen Parteien in dem Verlangen, die Matricularbeiträge — bei denen übrigens die eine wichtige Seite, ein constitutionelles Machtmittel

in der Hand des Reichstags zu sein, nicht unterschätzt ward — künftig wenigstens theilweise durch eigne Einnahmen des Reichs zu ersetzen. Zur Lösung dieser Frage, in welcher, wie gesagt, fast Einmüthigkeit herrschte, gehört eine planmäßige Steuerreform, wobei die Einmüthigkeit sehr rasch starken Differenzen über die Vorzüge der directen oder indirecten Steuern Platz machen wird, zu solcher Steuerreform gehört die sorgfältigste Beachtung der Einnahmen und Steuersysteme der Einzelstaaten, dazu gehört ein die Reform vorbereitender selbständiger Reichsfinanzminister, ein einheitlicher Wille in der Reichsregierung, Sicherheit vor der Wiederkehr einer Kanzlerkrisis — eine Reihe von Voraussetzungen, deren Erfüllung nicht ganz sicher ist, so daß wir das Gelingen solcher Steuerreform nicht für die nächste Zukunft verheißen möchten. Beklagen müssen wir, daß der mit dem Etat in naher Verbindung stehende Kasernirungsplan, der mit einer Anleihe von 168 Millionen ausgeführt werden soll, und über den wir früher berichteten, für diesmal unerledigt geblieben ist; einige bereits in den Rahmen dieses Planes gehörige Kasernen sind jetzt schon verwilligt, jedoch ohne dem Gesammtplan näher zu treten, während sicherlich das Vorgehen nach einem wohlerwogenen Gesammtplane sich mehr empfehlen würde. Die häufigen Klagen über gänzlichen Mangel an gutem Geschmack bei der Münzprägung wie bei den Bauten des Reichs wiederholten sich auch bezüglich der Kasernenbauten und der Socialist Demmler machte einige sehr verständige Bemerkungen über die technischen Mängel bei den Kasernenbauten. Das Reich ist in der Lage, sehr viel öffentliche Bauten ausführen zu müssen und es wäre dies eine treffliche Veranlassung, daß eine nationale Kunst sich üben und entwickeln könnte. Aber darin haben wir leider weit weniger Glück als auf dem Schlachtfelde, und der Parlamentsbau, der eine so schöne Aufgabe für die nationale Kunst gewesen wäre, steht jetzt in nebelgrauer Ferne. Möge es nicht eben so gehen mit dem Bau für das oberste Reichsgericht, der nicht minder eine große Aufgabe für die nationale Kunst ist; giebt uns doch das kleine Belgien durch einen prachtvollen Gerichtsbau in Brüssel jetzt ein Beispiel, wie die nationale Kunst ihre höchsten Aufgaben zu suchen hat im Wetteifer für die würdige Ausstattung der Stätten für die verschiedenen Functionen des öffentlichen Lebens. Auch die Straßburger Universitätsbauten, die wenigstens zum Theil auf Reichskosten ausgeführt werden sollen, fallen unter diese Kategorie. Aber die herbe Strenge unsrer Bureaukratie war bisher unfähig, auch die Kunst in ihren Dienst zu ziehen und die Schönheit der Form fand vor ihren Augen keine Gnade. Kein Wunder, daß dies Beispiel auch in der gesammten Bevölkerung Nachahmung findet, so daß der fehlende Sinn für Schönheit der Form sich als eine empfindliche Lücke in unserer Culturentwickelung bemerklich macht, zugleich zum nicht geringen Schaden unserer Industrie.

An Geneigtheit, der Regierung alle erforderlichen Mittel für die nothwendigen Staatsbedürfnisse zu bewilligen, hat es der Reichstag nicht fehlen lassen; es haben nur sehr wenig wirkliche Abstreichungen stattgefunden, es ward aber auch mehrfach anerkannt, daß die im Ganzen durchaus sparsame und sorgfältige Verwaltung namentlich im Militärwesen hierzu wenig Veranlassung bot; nur eine allzugroße Geneigtheit, bei Kasernenbauten den Officierswohnungen und Officierscasinos etwas reichliche Mittel zuzuwenden, fand Beanstandung. Auch eine Mehrforderung für unsre Militärorganisation erhielt in der Budgetcommission wie im Plenum des Reichstags die Mehrheit, die Begründung einer dreizehnten Hauptmannsstelle für jedes der 122 Infanterieregimenter, eine Nettomehrausgabe von kaum 400,000 Mark. Allemal ist es der Blick auf Frankreich, der uns zwingt, unsere Defensive so stark zu halten, daß wir ihm gewachsen bleiben und damit uns zu Mehrausgaben zwingt. Frankreich hält im Frieden seine ganzen Cadres für die Kriegsformation in Bereitschaft und hat dadurch für eine Mobilmachung bei ausbrechendem Krieg einen starken Vorsprung vor uns voraus, es ist uns überlegen an Zahl der Officiere, was bei der durch die weittragenden Waffen sehr veränderten Taktik, bei der vermehrten Nothwendigkeit in aufgelösten Massen zu kämpfen, von größerem Belang geworden ist als früher. Frankreich hat — abgesehen von seiner größern Zahl in anderen Officiersstellen — dreiundzwanzig Hauptleute im Regiment, wir haben deren zwölf. Im Hinblick auf diese Verhältnisse soll unsere Ziffer auf dreizehn Hauptleute pro Regiment erhöht werden. Der Reichstag verwilligte im Einklang mit seiner Commission die Forderung und die Sache gab unserm großen Strategen Moltke Veranlassung, in einer längeren Rede seine Stimme dafür zu erheben und dabei zugleich nach anderer Richtung hin auszuführen, daß Frankreich durch seine auffallenden Kriegsvorbereitungen uns gegen unsern Willen zu erhöhten Aufwendungen und vermehrten Vertheidigungsmaßregeln zwinge. Dies und nur dies war die Tendenz der moltkeschen Rede, die im ersten Anfang nach ihrem Bekanntwerden, namentlich durch ein den Sinn sehr wenig richtig wiedergebendes wolffsches Telegramm, große Beunruhigung als eine Kriegsdrohung hervorgerufen hat, die gerade im Augenblick des beginnenden russisch-türkischen Krieges aus dem Munde eines Mannes wie Moltke allerdings von höchster Bedeutung hätte sein müssen. Allein, wie er alsbald im Privatgespräch und später öffentlich erklärte, nichts lag ihm ferner als dies; im Gegentheil, er betonte auf das entschiedenste die Friedensliebe und das Friedensbedürfniß Deutschlands und wie die classische Ruhe, Einfachheit und Durchsichtigkeit seiner Reden nie des größten Eindrucks verfehlen, so machten jetzt aus dem Munde des größten Strategen und Schlachtengewinners die tiefempfundenen Worte der Sehnsucht nach Frieden — „denn materielle

Vortheile durch Menschenleben zu erkaufen, ist kein Gewinn" — einen unvergeßlichen Eindruck unter den Zuhörern. Aber um den Frieden zu sichern, betonte die Rede die Nothwendigkeit, daß Deutschland gegenüber den französischen auffallenden Truppenanhäufungen an unserer Grenze namentlich von Cavallerie, mit der sie binnen vierundzwanzig Stunden über die Mosel gehen und unsere Eisenbahnverbindungen in Elsaß-Lothringen unterbrechen können, zu Defensivmaßregeln genöthigt sei. Frankreich soll wissen, daß wir ihm auf die Finger sehen und uns nicht überrumpeln lassen wollen und Frankreich sowohl wie Deutschland soll wissen, daß die unbedingt erforderliche Maßregel einer Garnisonverstärkung in Elsaß-Lothringen eben weiter nichts ist als eine von Frankreich uns aufgedrungene Defensivmaßregel und nichts weniger als eine Kriegsdrohung unsererseits. Das war der Kern der Rede. Es ward glaubwürdig versichert, daß über die Nothwendigkeit solcher Garnisonverstärkung zwischen Bismarck und Moltke schon seit längerer Zeit volles Einverständniß geherrscht habe; nur andre Hindernisse bestanden noch, die zu überwinden wohl mit in der Absicht der moltkeschen Rede lag. Hoffentlich ist ihr dies eben so gelungen, wie die Aufklärung der öffentlichen Meinung Frankreichs und Deutschlands, wenn die Maßregel eintritt, was angeblich bald nach dem kaiserlichen Besuch in Elsaß-Lothringen der Fall sein soll, damit wir doch dann mehr als bisher dagegen geschützt sind, daß Frankreich durch ein Hereinwerfen seiner bereitstehenden Cavallerie- und Artilleriemassen unsere Eisenbahnverbindungen unterbreche und uns hindere, unsere Kriegsverstärkung nach Metz zu bringen.

Neben diesen Etatsberathungen, die durch die moltkesche Rede eine Unterbrechung ihrer zahlenmäßigen Nüchternheit erlitten, während ein merkwürdig gehaltloser Vortrag Jörgs über die orientalische Frage nur die Veranlassung ward für Lasker zu constatiren, daß die Majorität des Reichstags im vollen Vertrauen auf Bismarcks treffliche Leitung der auswärtigen Politik es unterlasse bei Ausbruch des Krieges in unfruchtbare Erörterungen hierüber einzutreten, ward die Woche ausgefüllt durch Zollberathungen mit den gewohnten Kämpfen zwischen Schutzzoll und Freihandel, herbeigeführt durch die doppelte Veranlassung einmal der Eisenzölle und zum anderen des varnbülerschen Antrags auf Veranstaltung einer großen Enquête über die Zustände von Industrie und Landwirthschaft dergestalt, daß vor Beendigung dieser Enquête kein Handelsvertrag abgeschlossen, das heißt die jetzt bereits begonnenen Verhandlungen mit Oesterreich wieder abgebrochen werden sollten. In beiden Beziehungen endeten die Verhandlungen mit einer — in diesem Umfange unerwarteten — Niederlage der Schutzzöllner. Die Regierungsvorlage wegen einer Ausgleichabgabe auf Eisen ward mit einer Mehrheit von 100 Stimmen abgelehnt, nachdem nachgewiesen, daß die französischen titres d'acquit à caution,

deren Beseitigung der ausgesprochene alleinige Zweck des Gesetzes war, weder die mehrfach behauptete einschneidende Bedeutung für unsere Eisenindustrie, noch auch die mindeste Aussicht haben, durch dies Gesetz beseitigt zu werden. Das Gesetz erschien hiernach als gänzlich zwecklos und verfehlt, wenn man ihm nicht einen unausgesprochenen Zweck, den des allmählichen Einlenkens in eine Bahn der Schutzzölle unterlegen wollte, was aber durch die ganz entschiedenen Erklärungen Achenbachs und Camphausens ausgeschlossen ward. Der Antrag Varnbüler, durch 140 Unterschriften aus dem Hause unterstützt, erwies sich namentlich durch seine Begründung als eine entschiedene Verurtheilung der bisherigen maßvollen, dem Freihandel zugeneigten Handelspolitik und von entschieden schutzzöllnerischer Tendenz. Das System der Handelsverträge und der „meistbegünstigten Nationen“ ward vollständig verworfen und anstatt dessen ein autonomes Tarifgesetz verlangt; folgerecht ward natürlich Abbruch der soeben mit Oesterreich begonnenen Verhandlungen gefordert. Die Erklärung der Reichsregierung ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Präsident Hoffmann erklärte, keinem der gestellten Wünsche entsprechen zu können, eine neue Enquête sei nicht nothwendig, da die Regierung durch die treffliche, seit längerer Zeit gedruckt vorliegende Enquête des deutschen Handelstags sowie durch umfassende anderweite Vorbereitungen in vollständiger Kenntniß aller einschlagenden Verhältnisse sei; die Verhandlungen mit Oesterreich abzubrechen, ehe auch nur der Versuch gemacht sei, auf diesem Wege das deutsche Interesse zu sichern, könne kein deutscher Staatsmann verantworten; die Regierung sei entschlossen, die deutschen Einfuhrzölle nicht zu ermäßigen und auf ihrer bisherigen Handelspolitik zu beharren, erst wenn die Verhandlungen mit Oesterreich erfolglos bleiben sollten, trete der Zeitpunct für weitere Regelung ein. Trotz der 140 Unterschriften des Antrags, die freilich zum guten Theil nicht seine Befürwortung, sondern nur das Verlangen seiner Discussion bedeuteten, war die Stimmung des Hauses so offenkundig, daß die Antragsteller die Abstimmung scheuten und den Antrag zurückzogen angeblich veranlaßt durch die „entgegenkommenden“ Erklärungen der Regierung, was freilich zur Folge hatte, daß Präsident Hoffmann jedes Entgegenkommen seiten der Regierung gegenüber solchem Antrage entschieden ablehnte. Von mehreren Rednern ward die Debatte benutzt zu Vertrauenserklärungen für Camphausen, dessen Verbleiben im Amte unter Festhaltung seiner bisherigen Finanzpolitik, was er selbst mehrfach versicherte, als dringendes Bedürfniß bezeichnet ward. Obwohl also Camphausen die von ihm — freilich wohl nur auf starkes Andrängen — eingebrachte Vorlage durch eine starke Mehrheit abgelehnt sieht, so geht er doch aus den gesammten Zolldebatten dieser Session gestärkt und in seiner bisherigen Zollpolitik gekräftigt hervor. Als Gesammtresultat der langen Debatten ergiebt sich nun neben

Ablehnung der Vorlagen nur eine völlige Uebereinstimmung zwischen Reichsregierung und einer starken Mehrheit des Hauses gegen das Andrängen der Schutzzöllner und für das Festhalten des bisherigen Systems. Positives und Neues ist nicht beschlossen worden und das wird vielen nicht genügen, denn unsere krankende Industrie sucht leider die Heilung mehr in der Gesetzgebung, als in der eigenen Thätigkeit, und darin liegt unser Hauptleiden. Möge nur diese so klar zum Ausdruck gelangte Uebereinstimmung zwischen den gesetzgebenden Factoren wenigstens den einen Erfolg haben, die schutzzöllnerische Agitation in ihrer vollen Aussichtslosigkeit nun einmal zum Schweigen zu bringen, damit die fortgesetzte Beunruhigung und Ungewißheit ein Ende nimmt, die so nachtheilig auf der Industrie lastet.

Für den Reichstag ist es ein Glück, daß diese spaltenden Interessenkämpfe für jetzt beendigt sind, sie sind ein schwerer Schaden für einen politischen Körper.

Nur wenige Tage trennen jetzt den Reichstag noch von seinem Schluß, der Etat für Elsaß-Lothringen und das Patentgesetz wird neben Wahlprüfungen für die Schlußtage den Hauptgegenstand der Berathungen bilden; sollte sich die soeben noch auftauchende Hoffnung erfüllen, auch das Gesetz über Einnahmen und Ausgaben noch zu Stande zu bringen, so würde die Gesammtleistung des Reichstags sich weit fruchtbarer herausstellen, als man anfänglich erwarten konnte. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Italien. Die „Revue des deux Mondes" und Rafael Mariano. — Durch die „Revue des deux Mondes" ist kürzlich eine kleine internationale, literarische Fehde angezettelt worden, die ein für den unvorsichtigen Angreifer sehr beschämendes Ende genommen hat und hoffentlich wenigstens als eine gute Lection wirken wird. Herr Blaze de Bury, ein bekannter Name unter den Mitarbeitern der genannten Revue, verarbeitete das Buch von Gregorovius über Lucrezia Borgia zu einem umfangreichen Essay, der im Heft vom 15. März erschienen ist. Dagegen wäre nichts einzuwenden; aber seinen Dank an den deutschen Gelehrten, dessen Arbeit er auszog, hat er auf eigenthümliche Art abgestattet. Er schickte dem Essay nämlich eine Einleitung voraus, welche die unsinnigsten Beleidigungen gegen die deutschen Gelehrten überhaupt und gegen Gregorovius insbesondere enthält. Italien, hieß es, wimmle von deutschen Historikern, Schülern Rankes, welche aller Orten die Archive durchwühlen, nicht um die Geschichte unparteiisch zu suchen und darzustellen, sondern Jeder mit einem vorgefaßten Pro-

gramm, das von Feindschaft gegen Italien eingegeben ist. Alle diese „guten, dicken Professoren aus Göttingen und Jena" sind Feinde der Italiener — und die letzteren sind dumm genug, diese Fremdlinge, die um sie anzuschwärzen kommen, noch mit Freuden, ja mit besonderen Ehrenbezeugungen aufzunehmen. Auch Gregorovius macht keine Ausnahme; nur weiß er schlau sein Spiel zu verstecken: er malt mit Behagen die Borgia und ihre Zeit aus, als den schwarzen Hintergrund der Reformation, als die lebendige Satire der Kirche, welche das Erscheinen Luthers nothwendig macht.

So Herr Blaze de Bury. Dreister und ungeschickter ist wohl nie ein Angriff gemacht worden, und man fragt sich erschreckt, für welches Publicum die Gelehrten der ersten französischen Zeitschrift neuerdings schreiben. Die Deutschen, die in Italien ihre wissenschaftlichen Studien machen, als Feinde des Landes „wo die Citronen blühn", darzustellen, war sicherlich keck; vollends keck, gerade Gregorovius zum Beispiel zu nehmen, den Verfasser der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, den Ehrenbürger der ewigen Stadt, der in Italien längst seine zweite Heimath gefunden hat. Ein Protest von Seiten der deutschen Gelehrtenwelt wäre in der That ein überflüssiges Ding gewesen, um so mehr, als sie ja von Seiten der „Revue des deux Mondes" an derartige Artigkeiten gewöhnt ist. Spricht ein Franzose von Goethes Faust, so geräth er unvermeidlich in das Capital der Pendules. Das ist einmal nicht zu ändern. Aber die Sache hatte diesmal noch eine andere Seite. Es sollte das Nationalgefühl der Italiener gegen die Deutschen aufgereizt werden, und die Italiener waren als Dummköpfe hingestellt, daß sie die feindlichen Absichten der geehrten Fremdlinge gar nicht merken. Das forderte allerdings die Italiener zu einer Antwort auf, und sie ist erfolgt, und so gründlich erfolgt, daß sie nichts zu wünschen übrig läßt.

Herr Rafael Mariano, ein Gelehrter und Schriftsteller der neuen Generation, ist im „Diritto" mit ritterlichen Sinne in die Schranken getreten, und sein Waffengang hat sich nicht auf die Abwehr beschränkt, er hat vielmehr den Stil umgedreht und dem Franzosen, der es auf die Entzweiung Deutschlands und Italiens abgesehen hatte, mit Wahrheiten gedient, die man in Frankreich empfinden wird. Wir lernen in Mariano einen Wortführer der kleinen, gebildeten, unabhängigen Gemeinde in Italien kennen, welche aus politischen Gründen und noch mehr aus Gründen der Bildung die innige Freundschaft ihres Landes mit Deutschland anstrebt; eine kleine Gemeinde, die aber stark durch ihre Ueberzeugung, und, nach dem Beifall zu schließen, den Marianos Wort in Italien gefunden hat, im Vorschreiten und Wachsen begriffen ist. Ein paar Sätze aus Marianos geharnischtem Schreiben dürfen wohl auch hier ihre Stelle finden.

„Wie kann man die Italiener für so einfältig halten, daß sie nicht ihre

Freunde von ihren Feinden unterscheiden sollten? Wahrlich, die Vergangenheit und die Gegenwart hat bei den Italienern mehr als bei irgend einem anderen Volk dieses Unterscheidungsvermögen entwickeln müssen. Wenn wir die Deutschen lieben, so ist es, weil wir in ihnen die aufrichtigsten Freunde unserer nationalen Unabhängigkeit und Einheit erkennen. Diese Anerkennung der denkenden Geister hat sich bei feierlichen Gelegenheiten selbst in der Stimme der unteren Volksclasse ausgesprochen, Dank einem richtigen Instinct. Hat es Italien nicht im Grunde Deutschland zu verdanken, daß es den Weg nach Rom hat nehmen können? Das ist nicht Alles. Wer weiter blickt, dem ist es unzweifelhaft, daß sein endgiltiges Bleiben in Rom zum großen Theil von der Zukunft Deutschlands abhängt ... Zwischen Völkern ist die festeste und innigste Allianz diejenige, die ihren gerechten Interessen und der Natur der Dinge entspricht. Was auch die Sympathien und Tendenzen seiner Staatsmänner sein mögen, Italien gravitirt gegen Deutschland als gegen seinen natürlichen Pol. Deutschland und Italien haben das gleiche moralische und geschichtliche Recht der Existenz, dieselben Feinde, die es bekämpfen und bedrohen. So ist und bleibt es. Indessen hat für Italien die geistige Einigung mit Deutschland noch größeren Werth als jedes politische Band. Die Wichtigkeit der Untersuchungen, die Energie, die Höhe und die Tiefe der deutschen Bildung sind ohne gleichen. Wer den Muth und die Kraft nicht hat, in diese Bildung einzudringen, wer sich ihren mächtigen so idealen wie praktischen Einflüssen verschließen will, der bleibt der geistigen Bewegung unserer Zeit fremd, und versteht nichts von den werthvollsten Eroberungen des Gedankens und der Geschichte. Diesem Deutschland verdankt die Civilisation und die Welt ein neues geistiges Leben, und die Italiener bringen ihm, so viel sie vermögen, einen Tribut der Achtung und der Verehrung dar. Nicht, daß die deutsche Bildung schon so weit durchgedrungen wäre, um hier eine weite, gemeinsame Atmosphäre zu schaffen. Nein, die alten geistigen Gewohnheiten haben noch die Oberhand. Noch ist die Zahl derer groß, die sich an oberflächliche Methoden und Studien halten. Die Herrschaft der Phrase hat noch nicht aufgehört. Die Vorliebe der Mehrzahl für die französische Bildung, begründet durch Rassenverwandtschaft und historische Beziehungen übt, wie bisher, noch heute einen beträchtlichen Einfluß aus. Diejenigen allein, die klar und weit sehen, richten ihre Blicke auf Deutschland. Allein ihre Bemühungen sind nicht ohne Erfolg. Die Sympathien für die deutsche Bildung sind im Wachsen begriffen. Das ist die Wahrheit."

Rafael Mariano, der mit diesen Sätzen nur ausgesprochen hat, was die gebildeten Deutschen ebenso empfinden und herzlich erwidern, ist in Deutschland kein unbekannter Name. Er hat seinen Freund Gregorovius auf dessen

Wanderungen durch die apulischen Hohenstaufenstädte begleitet und ist bei diesem Anlaß mehrmals von dem deutschen Gelehrten erwähnt worden. Er ist Neapolitaner, ein Schüler der Professoren Vera und Spaventa, also ein eifriger Hegelianer, wie denn diese Philosophie den speculativen Geist der Landsleute Giordano Brunos und Campanellas noch immer in besonderem Maße anzieht. Mariano hat sich aber nicht begnügt, die deutsche Wissenschaft aus Büchern sich eigen zu machen, er hat sich selber nach dem Lande seiner Studien aufgemacht, und wiederholt unter uns einen längeren Aufenthalt genommen, hat in Berlin und in Tübingen nach den Ueberresten der der hegelschen Philosophie sich umgesehen und mit dem Geist unserer heutigen Wissenschaft wie unseres öffentlichen Lebens sich wohl vertraut gemacht. Als Schriftsteller hat der junge, unabhängige Gelehrte schon eine ehrenvolle Vergangenheit hinter sich, und wenn sein Name noch nicht im verdienten Maße durchgedrungen ist, so ist der Grund ohne Zweifel eben der, daß er unabhängig ist und inmitten des unseligen Parteiwesens in Italien sich immer seine selbständige Stellung gewahrt hat. Gegen die bonghische Kirchenpolitik hat er Jahre lang mit scharfer Dialektik den Kampf im „Diritto", dem Blatt der Linken, geführt. Aber er gehört deswegen nicht zur politischen Partei der jetzt am Ruder befindlichen Linken, er ist überhaupt ein wesentlich kritischer Geist, und weniger die Tagespolitik ist sein Feld, als die großen moralischen und gesellschaftlichen Probleme, die in Italien zu lösen sind. Seine Ueberzeugung ist die, daß den Italienern vor allem eine moralische Wiedergeburt noth thut, und daß diese unzertrennlich ist von einer Erneuerung und Vertiefung des durch die Papstkirche verkümmerten religiösen Geistes. Schonungslos und nicht ohne Bitterkeit, mit warmer Beredtsamkeit und gestützt auf ein solides wissenschaftliches Fundament, predigt er seinen Landsleuten dieses sein ceterum censeo; darauf kommt er zuletzt immer hinaus, ob er ein politisches oder ein philosophisches, ein geschichtliches oder ein volkswirthschaftliches Thema behandelt.

Seine ersten Schriften, über die Todesstrafe, über Lasalle und dessen Heraklit, über die neuere Philosophie in Italien u. s. w. zeigen noch ganz den schulgerechten Hegelianer. Später wendet er sich mehr den brennenden Zeitfragen zu, und seit 1870 steht ihm die religiöse Frage oben an. Ich hebe von diesen seinen Schriften besonders hervor: I rapporti dello stato con la religione, Firenze 1870. Il problema religioso in Italia, Roma 1872. La libertà di coscienza, Milano 1875. Gregorovius' großes Werk über die mittelalterliche Geschichte Roms regte ihn zu einer eindringenden religionsphilosophischen Untersuchung an, die unter dem Titel: Roma nel medio evo, Roma 1873 erschien. An der Discussion über den „alten und neuen Glauben" von Strauß betheiligte er sich mit der Schrift: Strauss

e Vera, saggio critico, Roma 1874. Von umfassenden Studien auf den Gebieten der Staatswissenschaft und der Nationalökonomie legt sein Buch: L'individuo e lo stato nel rapporto economico e sociale, Milano 1876, Zeugniß ab, das an den nationalökonomischen Congreß anknüpft, der zu Mailand im Januar 1876 stattfand. Es enthält die charakteristischen und nebenbei gesagt auch für seine allzu ideale und schmeichelhafte Auffassung von den deutschen Dingen bezeichnenden Sätze: „Eines der wesentlichsten Elemente, welche die Stärke der germanischen Völker ausmachen, ist der gesunde Staatsbegriff, der bei ihnen beinahe allgemein ist. Das Gegentheil ist bei den lateinischen Völkern der Fall; das Staatsgefühl ist bei ihnen nahezu erloschen, oder was noch schlimmer ist, gänzlich entstellt .... Eine Freiheit, die nicht disciplinirt und geregelt ist von der Allgewalt des Staates, eine Freiheit, die nicht ihre Schranke und ihr Maß im Gesetz und in der strengen Verantwortlichkeit ihrer Handlungen findet, ist Willkür, Unordnung, Verwirrung; ist nicht Freiheit, sondern Sclaverei, nicht das Leben, sondern der Tod für eine Nation. So lange man fortfährt, den Staat als dem Individuum, der Gemeinde, der Provinz fremd oder gar feindselig zu betrachten, so lange man immer denkt, daß die Thätigkeit und Autorität des Staates ausgeschlossen vom Feld der Thätigkeit der einzelnen Glieder oder auch nur vermindert und eingezäumt werden müsse, so lange, das ist meine feste Ueberzeugung, ist ein ernsthaftes und wahrhaftes System der individuellen und der localen Autonomie schlechterdings eine Unmöglichkeit."

Endlich hat Mariano neuestens unter dem Titel Il nuovo parlamento, Roma 1877 eine Reihe von politischen Betrachtungen gesammelt, die mit unerbittlicher Schärfe in das Wesen der öffentlichen Zustände Italiens einschneiden. Ein Bedauern läßt sich allerdings nicht unterdrücken. Unstreitig verdankt Mariano die Freiheit und Höhe seiner Betrachtung wesentlich der unabhängigen Stellung, die er sich wahrt; könnte er aber seine Abneigung gegen den Eintritt in die politische Laufbahn überwinden, so würde seine Kritik ohne Zweifel, ich sage nicht milder werden, aber etwas von ihrer abstracten und einseitigen Idealität verlieren. Sie würde concreter und weniger eintönig werden. Mariano ist ganz im Recht, wenn er überall auf den Kern der Probleme eindringt, überall nach der philosophischen Begründung fragt. Allein im öffentlichen Leben genügt es nicht, den Staatsmännern unablässig die letzten Ziele vorzuhalten. Die Arbeit des Staats besteht in Compromissen, wenn diese nur in der Richtung des Zieles liegen. Es wäre schlimm für Italien, wenn für einen ernsten Patrioten, der so fest an die „Wirksamkeit des Ideals" glaubt, keine Stelle im öffentlichen Leben wäre
Jedenfalls kann man Italien nichts besseres wünschen, als daß die beredte Stimme nicht vergebens verhalle, die immer und immer wieder daran erinnert: „Die politischen Anforderungen und die administrativen Probleme sollen freilich nicht vernachlässigt werden; aber man darf nicht vergessen, daß die drin-

gendste Nothwendigkeit heutzutage darin besteht, die innersten Quellen des Volkslebens, seine geheimsten Lebenskräfte wieder zu beleben, mit Einem Worte, seine Ideale." L.

Aus Berlin. Die Rede Moltkes. Politische Klatschgeschichten. — Trotz der russischen Kriegserklärung, des russischen Manifestes und des russischen Circularschreibens, trotz der kriegerischen Ansprache des Sultans an seine Armeecommandanten, trotz des Aufrufes des türkischen Volkes und trotz aller Nachrichten über Gefechte und Bombardements ist heute der Orient doch nicht der hauptsächlichste Gegenstand unseres Interesses, vielmehr ist das unbedingt vorherrschende Gesprächsthema des Tages die jüngste Rede des Feldmarschalls Grafen Moltke im Reichstage, und nicht allein hier, sondern im ganzen Inlande und Auslande scheint gleicherweise die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf die Worte des ersten Heerführers unserer Zeit ausschließlich concentrirt gewesen zu sein. Seine Rede ist als ein europäisches Ereigniß betrachtet worden und mit Recht, denn sie diente einem großen politischen Zwecke in einer ernsten, gewichtigen Stunde, durch sie wurde unsere politische und militärische Stellung zu Frankreich aus berufenstem Munde vor den Augen Europas dargelegt in einem Augenblicke, wo der Beginn eines großen orientalischen Krieges unberechenbare Perspectiven auf die Zukunft eröffnet. Es ist ziemlich allgemein bekannt und auch eigentlich selbstverständlich, daß Graf Moltke das Wort ergriffen hat in völliger Uebereinstimmung mit der obersten Staatsleitung und nach Vereinbarung mit derselben. Es ist auch einleuchtend, daß die Etatsposition, für die der Feldmarschall eintrat, von ihm hätte durchgesetzt werden können, lediglich durch Einsetzen seiner persönlichen militärischen Autorität, ohne daß er deswegen nöthig gehabt hätte, die deutsche und militärische Gesammtlage zu erörtern und die Summe der deutschen und französischen Wehrkraft zu ziehen. Indem er dies aber that, indem er ferner des in Frankreich gegen Deutschland permanent herrschenden Mißtrauens gedachte, indem er bemerkte, daß er zwar den allgemeinen Wunsch nach Erhaltung des Friedens theile, nicht aber die Zuversicht in dieselbe, indem er die unbedingte Friedenstendenz der deutschen Regierung auf das nachdrücklichste betonte, indem er zur Kenntniß des Hauses brachte, daß die Franzosen einen unverhältnißmäßig großen Theil ihrer Cavallerie und Artillerie zwischen Paris und die deutsche Grenze gelegt hätten und indem er endlich erklärte, daß diese Maßregel seines Erachtens im Laufe der Zeit eine Ausgleichsmaßregel von deutscher Seite veranlassen müßte, indem er diese ganze Fülle politischen und militärischen Materials in strenger sachlicher Gliederung und Schlußfolgerung entwickelte, ließ er deutlich den großen politischen Zweck erkennen, auf den es ihm und der deutschen Regierung ankam.

Welches ist aber dieser Zweck? Man wird nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, es ist der deutschen Regierung in erster Linie darauf angekommen, Frankreich und die übrigen Mächte aus dem Munde unseres ersten Strategen vernehmen zu lassen, wie unbedingt friedlich die Gesinnungen Deutschlands zu jeder Zeit gewesen und auch heute noch sind. Dann aber hat man den Franzosen davon Kenntniß geben wollen, daß man deutscher Seits die Ueberzeugung hat, daß alle französischen Parteien unablässig auf den Krieg gegen Deutschland sinnen, alles thun, um sein Gelingen zu sichern und daß das in Frankreich gegen Deutschland herrschende Mißtrauen nichts anderes ist als

die Furcht vor der Vergeltung der eigenen Revanchegelüste. Die deutsche Regierung hat ferner durch ihren Feldmarschall die Franzosen sehr eindringlich darauf hingewiesen, daß das weitere Verfolgen des von ihnen beschrittenen Weges nothwendig zu einer verhängnißvollen Gestaltung der deutsch-französischen Beziehungen führen muß, daß Deutschland schon in nächster Zeit auf Maßregeln zu seinem Schutze wird bedacht sein müssen und daß es die Sache Frankreichs ist, sein Verhältniß zu Deutschland harmloser zu gestalten, indem es seinen Rüstungen den bedrohlichen Charakter nimmt und eine Situation schafft, die den Willen erkennen läßt, mit Deutschland in dauernd freundlichem, nachbarlichen Verkehr zu leben. Diese Mahnung ist an Frankreich durch die moltkesche Rede ergangen, öffentlich vor einem europäischen Auditorium.

Diese Oeffentlichkeit des Verfahrens ist ein weiterer Beweis für die friedlichen, auf Erhaltung der Ruhe gerichteten Gesinnungen Deutschlands. Man denke sich, welche Unruhe und Besorgniß wäre entstanden, wenn die deutsche Regierung behufs Ausführung ihres Vorhabens den anderen, gewöhnlichen Weg beschritten und die französische Regierung durch eine diplomatische Note davon in Kenntniß gesetzt hätte, daß Deutschland sich in Folge der in Frankreich im allgemeinen herrschenden politischen Stimmung und wegen der bedrohlichen Garnisonirung der französischen Truppen an der deutschen Grenze genöthigt sähe, auch seinerseits die Garnisonen an der Grenze zu verstärken, oder welche Fluth von beunruhigenden Gerüchten wäre selbst dann schon aufgetaucht, wenn die deutsche Regierung ohne irgend welche diplomatische Kundgebung einfach zu den angegebenen militärischen Schritten zum Zwecke der Sicherung der Grenze geschritten wäre. Vielfach hätte man geglaubt, der Krieg stände vor der Thür, während jetzt Jedermann, wenn er von einer Verlegung deutscher Truppen in die Reichslande hört, weiß, daß es sich lediglich um eine Defensivmaßregel Deutschlands handelt. Offenbar war es auch der Zweck Moltkes, das Publicum auf diesen Schritt vorzubereiten.

Die Hauptfrage ist nun, wie werden sich die Franzosen gegenüber dieser klaren Kundgebung Deutschlands verhalten? Alles, was man bisher aus Paris und aus Frankreich überhaupt über die Aufnahme der moltkeschen Rede gehört hat, giebt noch keine rechten Anhaltspuncte, um sich eine Meinung über die künftige Haltung Frankreichs zu bilden. Der erste Eindruck der Worte Moltkes erzeugte in Paris eine Panik, dann erholte man sich, da man den friedfertigen Grundton der Rede erkannte, und beeilte sich, alle möglichen Demonstrationen im Sinne des Friedens anzukündigen. Damit ist natürlich herzlich wenig gethan. Sehr bezeichnend ist andererseits, daß keine französische Zeitung es gewagt hat, den bedrohlichen Charakter der französischen Cavallerieaufstellung abzuleugnen. Beiläufig möchten wir bemerken, daß wir schon im Sommer des Jahres 1874, auf Grund von Informationen, die uns von einem deutschen Officier zugingen, auf diese auffällige Aufstellung aufmerksam gemacht haben. Wir schrieben damals am 5. Juni in einem Artikel „Französische und deutsche Rüstungen“: „Einen weiteren Vorzug haben sich die Franzosen dadurch zu sichern gewußt, daß sie ihre sämmtlichen Cavalleriedivisionen, welche nach preußischer Methode die Bewegungen der eigenen Armee gleich einer Wolke zu verdecken und die der feindlichen blitzähnlich aufzuklären bestimmt sind, hart an die Ostgrenze gelegt haben, d. h. sie haben uns in dieser Beziehung den bisherigen Vorsprung von acht Tagen, den uns unser Mobilmachungsplan sicherte, abgewonnen. Denn diesen Zeit-

raum brauchen unsere Cavalleriedivisionen, um kriegsmäßig formirt die Grenze zu erreichen.“ Heute wissen nun die Franzosen, welche Bedenken speciell diese ihre militärische Disposition hier erregt und sie werden wohl den deutlichsten Beweis ihrer friedlichen Gesinnungen dadurch geben können, daß sie hierin eine Abänderung herbeiführen. Das allgemeine Schweigen der französischen Presse über diesen Punct beweist aber wohl nicht nur, daß die Richtigkeit der Thatsache zugegeben wird, sondern es deutet auch an, daß man sie weder zu erörtern noch zu ändern wünscht. In dieser Hinsicht werden wir also gut thun, unsere Hoffnungen nicht zu hoch fliegen zu lassen. Andererseits ist aber die Erwartung durchaus berechtigt, daß die Worte Moltkes in Frankreich eine sehr eingehende sorgsame Würdigung finden werden und daß vermöge derselben die besonnenste Mäßigung die Signatur der französischen Regierungspolitik sowie der der Parteien in auswärtigen Dingen sein und bleiben wird. Wir glauben zwar nicht, daß der Gedanke des Revanchekrieges aus dem Grunde des französischen Volksgemüthes zu entfernen ist, aber wir dürfen bei fortdauernder Zügelung der nationalen Leidenschaften und bei dauernder ruhiger Haltung aller Organe der officiellen Politik wenigstens hoffen, daß der offene Conflict beider Nachbarvölker noch für lange Zeit vermieden wird. Das werden wir in erster Linie den meisterhaften Worten Moltkes zu danken haben.

Während so der Saal des deutschen Reichstages das Podium für eine weltbewegende Rede wurde, während das Kriegstheater an der Donau schon weitgeöffnet ist, tritt die officielle Welt Berlins scheinbar ganz von ihrer politischen Thätigkeit zurück. Der Kaiser weilt in Wiesbaden, Darmstadt und Carlsruhe und wird erst wieder in den Reichslanden in dem Mittelpuncte eines bedeutsamen politischen Actes erscheinen. Der Reichskanzler reitet im Sachsenlande umher in wilder Waldeinsamkeit. Er lebt dort allein mit seinem ältesten Sohne. Zwei Diener und ein Küchenmädchen, das den einfachen Tisch besorgt, das ist der ganze Hofstaat. Der Kanzler reitet und liest, liest und reitet, das ist seine ihn stärkende, ihm zusagende Erholung. Seine Familie ist mit Ausnahme des erwähnten Sohnes in Berlin. Sehr überflüssiger Weise bemühen sich eine Anzahl öffentlicher Organe nachträglich sogenannte Enthüllungen zu der glücklich beendigten Reichskanzlerkrisis zu machen. Es scheint, daß die einfache Wirklichkeit manchen sensationsbedürftigen Gemüthern zu dürftig erschienen ist und daß dieselben sich gedrungen gefühlt haben, die nüchterne Realität durch aufregende Phantasiegebilde reizvoller zu gestalten. Zu diesem Zwecke hat man der ganzen Kanzlerkrisis nachträglich eine neue, dem sensationellen Zwecke allerdings durchaus entsprechende, leider aber thatsächlich unwahre Basis gegeben. Während man bisher mit gutem Grunde glaubte, und wußte, daß die Krisis aus einer ganzen Reihe längst gekannter und seit lange her schmerzlich empfundener politischer Schwierigkeiten entstanden war, daß aber eine einzelne specielle, persönliche oder sachliche Veranlassung dieser Krisis nicht zu Grunde lag, macht man jetzt die Entdeckung einer ganzen Anzahl mehr oder minder pikanter Vorgänge, die alle in der letzten Zeit passirt, die unmittelbare Ursache des Demissionsgesuches des Fürsten gewesen sein sollen. Komischer Weise figuriren unter diesen Klatschgeschichten, die alle der Jetztzeit angehören sollen, Anekdoten, welche schon vor fünf bis sechs Jahren die Runde durch die Berliner Gesellschaft machten. Dahin gehört die Geschichte von der Beschwerde des Fürsten bei dem Kaiser über einen Kammerherren, der ihn nicht gegrüßt hätte. Auch

das ganz absurde Märchen von der Gegnerschaft des Grafen Eulenburg gegen den Fürsten Bismarck taucht wieder auf, gewiß zur größten Belustigung der Betheiligten, welche eng befreundet sind und im regsten angenehmsten Verkehr mit einander stehen. Geradezu lächerlich ist überdies die Miene, mit der diese Albernheiten vielfach vorgetragen werden, indem man sich den Anschein giebt, als wolle man mittelst dieser Enthüllungen den Kaiser über eine in seiner Nähe bestehende Nebenregierung aufklären. Ungeschickter Weise verlangen auch schon einige erzürnte Gegner dieser Sensationsmacherei, der Reichskanzler selbst solle diesen Unsinn desavouiren. Wir denken, die Ruhe des Kanzlers ist zu kostbar, um durch solche journalistischen Scherze unterbrochen zu werden.

Was die Krisis selbst anlangt, so haben wir seiner Zeit an dieser Stelle ihren sehr schweren Charakter und die umfassende Zahl ihrer Gründe eingehend entwickelt. Heute aber wie damals müssen wir auf das entschiedenste betonen, daß ein eigentlich persönlicher, gleichsam acuter, Vorgang der Krisis nicht voraufging, daß sie sich vielmehr durch diese gänzliche Abwesenheit eines speciellen persönlichen Momentes in so bemerkenswerther Weise von allen früheren ähnlichen Erschütterungen unterschied. Ein Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht ist unter anderen auch die Art der Lösung, welche die Krisis gefunden hat. Fürst Bismarck wäre schwerlich bereit gewesen, die Verantwortlichkeit für die Geschäfte während seines Urlaubes zu behalten, wenn die mächtigen Gegner seiner Politik gerade jetzt so hervorgetreten wären, wie die Sensationspolitiker uns glauben machen wollen. Freilich hat der Fürst viele mächtige Gegner, wir haben sie selbst seiner Zeit aufgezählt, aber keiner von ihnen hatte sich augenblicklich gerade besonders gegen den Kanzler hervorgethan, keiner bedrohte ihn gerade jetzt in gefährlicher Weise. Wäre es der Fall gewesen, Fürst Bismarck wäre entweder ganz geblieben oder ganz gegangen, er hätte aber nicht die Verantwortung behalten für die Geschäfte, deren Gang im einzelnen er heute nicht bestimmen kann, von denen einen feindlichen Einfluß abzuwehren, er heute kaum im Stande ist. Er muß also sehr wohl wissen, daß der Arm seiner Feinde heute zu kurz ist, um hindernd in das Räderwerk der Reichsmaschine einzugreifen. Ist das aber der Fall, wie konnte das derzeitige Auftreten dieser Feinde ihn zu dem Entschlusse des Rücktrittes bestimmen? Nein, kein Intriguant, kein offener oder geheimer Feind hat dies vermocht, der Entschluß reifte aus einer pessimistischen Auffassung der allgemeinen Lage und er verkehrte sich in sein Gegentheil, sobald der Fürst die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es ihm bei gekräftigter Gesundheit gelingen werde, der allgemeinen Schwierigkeiten in unserem Staats- und Reichsleben Herr zu werden. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Geschichte der Entdeckungsreisen und Schifffahrten zur Magellansstraße und zu den ihr benachbarten Ländern und Meeren. Von J. G. Kohl. Mit acht Karten. Berlin, Dietrich Reimer. — Es ist sehr dankenswerth, daß die den Lesern der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde schon bekannte sorgfältige und gediegene Darstellung der magellanischen Reisen, die ein besonderes Capitel in der Geschichte der Entdeckungen bilden, in einem geschlossenen Abdruck dem Publicum vorgelegt ward. Dies um so mehr, als nicht nur die

Persönlichkeiten derer, die zuerst unter allerlei Fährnissen kühn die Südspitze Amerikas umsegelten, und ihre Erfolge in mannichfachen Beziehungen dem Stoffe einen eigenen Reiz verleihen, sondern als auch die deutsche Schifffahrt in den letzten Jahren diese weltentlegene Straße häufiger aufzusuchen pflegt. So haben sich neben den Chilenen Deutsche bereits in Punta Arenas, fast genau an der Mitte des Canals, angesiedelt, so finden wir in und bei Puerto Montt, an der patagonischen Ostküste, deutsche Colonien, so sind seit dem Jahre 1868 die für die Westküste Patagoniens und Chiles so wichtigen Inseln der Juan Fernandezgruppe in den Besitz einer deutschen Gesellschaft übergegangen. Und daß der Verkehr an diesem alten Weltenthore in jüngster Zeit ganz andere Dimensionen annimmt, beweist wohl am besten der Plan der Chilenen, diese Küsten sämmtlich mit Leuchtthürmen zu illuminiren, welche den magellanischen Namen des Feuerlandes wieder zu Ehren bringen werden. Die Schrift befaßt sich mit den Fahrten seit Columbus bis auf Dampier, von 1492 bis etwa 1700. Sie führt uns die Vorläufer Magellans vor, dann ihn selbst und seine nächsten spanischen Nachfolger, ferner Drake und die durch seine Fahrt hervorgerufenen Expeditionen der Engländer und Spanier, die Reisen der Holländer bis zur Auffindung des freien Oceans im Süden Amerikas, und giebt schließlich noch einen kurzen Ueberblick über alles, was auf diesem Gebiete von 1700 bis 1876 geleistet worden ist. Die Darstellung ist knapp und gedrängt, doch unterläßt sie es nicht, durch Erzählung der Reisegeschicke das trockenere geographische Detail angenehm zu beleben.

Berichtigungen.

Die Redaction erhielt folgende Zuschrift:

Nach § 11 des deutschen Preßgesetzes ersuche ich Sie um Aufnahme folgender thatsächlichen Berichtigung: In einem mit B. unterzeichneten Artikel der Nr. 11 Ihrer Wochenschrift, ausgegeben am 8. März 1877, über meines verstorbenen Mannes, Georg Herwegh, „Neue Gedichte" heißt es: — „und — vor allem — sie (nämlich die Gedichte), radotiren, als ob es ihrem Verfasser Herzenssache gewesen wäre, das Spritzleder von Schopfheim nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen." Der Verfasser spielt mit diesen Worten auf die verschiedentlich aufgestellte Behauptung, als ob sich Herwegh in dem sogenannten badischen Feldzuge von 1848 nach dem Gefecht bei Dossenbach, unter dem Spritzleder eines Wagens verborgen, aus dem Staube gemacht hätte, wie auf eine Thatsache an. Obgleich schon wiederholt zu Herweghs Lebzeiten nachgewiesen wurde, daß die ganze Geschichte vollständig erfunden ist, namentlich auch von drei Augenzeugen, nämlich von mir selbst in „Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris. Von einer Hochverrätherin. Grünberg 1849. Verlag von W. Levysohn," von Herrn von Corvin in „Aus dem Leben eines Volkskämpfers. Erinnerungen 1862–64" und von Professor Krebs in einem Artikel der „Frankfurter Zeitung" vom Februar 1875, so sehe ich mich als Wittwe des Angegriffenen veranlaßt, nochmals zu erklären, daß Herwegh nirgends und zu keiner Zeit in der angegebenen oder in einer andern Weise seine mitkämpfenden Kameraden im Stich gelassen, daß insbesondere nach dem unglücklichen Ausgang des Dossenbacher Gefechtes er einer der Letzten war, der — und zwar zu Fuß — sich nach Rheinfelden auf Schweizer Boden rettete, was ihm nur dadurch gelang, daß er, als Bauernbursche verkleidet, einen Tag lang in Banzenbach auf dem Felde arbeitete und auf diese Weise den verfolgenden Soldaten entging.

Stuttgart, den 17. April 1877.

Emma Herwegh.

Von befreundeter Hand geht uns die Erinnerung zu, daß Marschall Ney nicht, wie Nr. 15, S. 594 bemerkt ist, in Metz, sondern in Saarlouis geboren ist. D. Red.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 3. Mai 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Kaisertage in Straßburg.

Das waren sonnige, wonnige Maientage, welche die „wunderschöne“ Stadt erlebt hat, voll reichen Lohnes für alle die einst das alte Vaterland verlassen haben um an den neuerworbenen Grenzen den Vorpostendienst zu übernehmen, voll erwärmender und tröstlicher Eindrücke für die Kinder des Reichslandes, welche mit größerer oder geringerer Zuversicht, mit stiller Resignation, oder mit schmerzlicher Trauer der Neugestaltung aller heimischen Verhältnisse folgen, voll froher Hoffnungen für das Gelingen des großen nationalen Werkes!

Durfte man auch über den Ausfall des Kaiserbesuches in der Hauptsache schon zum Voraus beruhigt sein, durfte man sogar nach mancherlei günstigeren Vorzeichen, welche die letzten Monate gebracht, auf etwas mehr als einen succès d'estime rechnen, so blieb doch im Einzelnen noch mancherlei Anlaß zu Zweifeln und Besorgnissen. Ließ sich z. B. erwarten, daß es an unliebsamen Demonstrationen ganz fehlen würde? Hatten doch die Pariser Blätter ihre Specialberichterstatter hierhergesandt, deren Anwesenheit wohl geeignet war manchen bereits Lauwarmen wiederum in die nöthige kühle Temperatur zurückzuversetzen. In der That war es nicht schwer, an dem Ankunftstage, dem ersten Mai, wenn man Morgens durch die Straßen der Stadt wanderte, die Schwarzen von den Weißen zu sondern. Der Schmuck an Fahnen, Kränzen und Guirlanden, an welchem überall noch eifrig gearbeitet ward, war freilich reich genug, aber leicht erkannte man, daß außer den öffentlichen Gebäuden ganz vorwiegend diejenigen Quartiere, Straßen, Häuser, ihr Festkleid angelegt hatten, in welchen hauptsächlich Eingewanderte wohnen. Ja man wollte wissen, daß hie und da ein Hausherr seinem Miether wegen des Fahnenschmuckes Schwierigkeiten bereitet habe. Elsässische Fahnen ließen sich fast gar nicht blicken. Mit Recht hatten die Behörden auf jede Einwirkung verzichtet; außer einer allgemeinen Einladung, die Häuser zu schmücken,

ist nichts, durchaus nichts dergleichen von irgend einer Behörde an Private ergangen. Damit war der aufrichtige Sinn des Kaisers zum Voraus richtig erkannt, der von Karlsruhe aus auf das Bestimmteste erklärte, er wolle Straßburg finden, wie es sich von selbst gebe, ohne offizielle Tünche. Noch eine andere Sorge bedrückte ängstliche Gemüther. Das Wetter hatte so wenig vom lachenden Mai, die Wolken hingen am Himmel so schwer herab und entluden von Zeit zu Zeit so starke Schauer von Regen und Hagel, daß es ganz vermessen schien, auf das sprichwörtliche Kaiserwetter zu hoffen, und vielmehr die Erinnerung an die regnichten Tage des vorjährigen Besuches in Weißenburg sich unwillkürlich aufdrängte. Endlich ward vielfach die Befürchtung laut, der militärische Theil des Programms möchte so stark in den Vordergrund treten, daß alle anderen Interessen darüber zu kurz kämen.

Allein wie bald schwanden alle diese Besorgnisse! Im Laufe des Nachmittags schlug das Wetter um, und ein frischer Nordwind als Vorbote der nordischen Gäste fegte rasch alles Gewölk vom Himmel weg, der fortan bis zum Freitag Abend in tadellosem Blau strahlte. Der seit längerer Zeit ungewohnte Glanz der Sonne lockte Alles heraus und schien bis tief in die Herzen hinein seine wärmenden Strahlen zu senden. Denn vom ersten Augenblicke an bis zum Schluß wogten die Straßen in lebhaftestem Getriebe. Es war nicht schwer, neben den hier angesiedelten Altdeutschen und den durch das Fest herangelockten badischen Gästen die Elsässer zu erkennen, welche weitaus den größten Theil der Zuschauer ausmachten und sichtlich mit jedem Tage in unbefangenerem Interesse und mit unverhohlenerer Befriedigung allen Schauspieln beiwohnten. So kamen denn auch immer mehr Fahnen zum Vorschein. Einige schienen nur den Moment der Ankunft des Kaisers erwartet zu haben, um sich herauszuwagen, andre folgten in den nächsten Tagen. Gerade daß die elsässischen Landesfarben später so viel zahlreicher vertreten waren, mußte als ein gutes Zeichen der steigenden Temperatur gelten. Dafür fehlte es freilich auch sonst nicht an Belegen. Die Persönlichkeiten des greisen Kaisers und des stattlichen Kronprinzen in ihrer ungesuchten Leutseligkeit und ihrer alles äußeren Prunkes baaren Würde überraschten das Volk ebensosehr, wie sie die Herzen gewannen; offenbar hatte man sich die höchsten irdischen Würdenträger unnahbarer und pomphafter vorgestellt. Nächst ihnen fesselte vor Allem Graf Moltke die allgemeine Aufmerksamkeit. Ihm machte Alles ehrfurchtsvoll Platz, ihn grüßten Alle, die an der übrigen Generalität ziemlich gleichgültig vorübergingen. Fast schien diese allgemeine Aufmerksamkeit dem stillen Sinne des Feldmarschalls lästig, aber es glitt doch ein frohes Lächeln über seine ernsten Züge, als mitten aus dem Volke heraus ein Mütterchen mit einem großen Bündel unter dem Arm im Vorübergehen ihn mit den Worten: „Grüß Gott, Herr Moltke“ begrüßte und ihm damit seine Popu-

larität bewies. Dergleichen kleine Züge ließen sich noch manche erzählen. Durchaus aber muß man dem Publikum das Zeugniß musterhaften Verhaltens geben. Keine Unordnung, kein Mißton störte die Ruhe und die Feststimmung; und dabei ward von Polizeidienern nur so viel sichtbar, wie zur Freihaltung der Straßen und für dergleichen Zwecke nöthig war. Für Alles Uebrige sorgte der maßvolle Sinn des Publikums selbst, das jeden Anstoß, jede Herausforderung nach dieser oder jener Seite vermied. Hie und da blieb wohl ein einzelner Fensterladen etwas demonstrativ geschlossen. Wer aber genauer hinsah, konnte durch die Läden die neugierigen Blicke der Bewohner bemerken, ja der Kundige fand diese auch unter der schaulustigen Menge selbst. Es waren eben von jenen harmlosen Politikern, die nicht den Muth hatten sich nach der Pariser Seite hin bloszustellen, aber doch auch nicht auf alles Vergnügen verzichten wollten.

Dem Militär gehörten die Vormittage. Am 2. Mai versammelte eine glänzende Parade auf dem südlich von der Stadt belegenen Polygon um etwa 10,000 Mann (zur Straßburger Garnison waren die Braunschweiger aus Zabern gestoßen) eine ungeheure Menschenmenge von Nah und Fern. Die nächsten beiden Vormittage wurden der Besichtigung der auf elsässischer Seite belegenen Forts gewidmet, der nördlichen und der südlichen. Wie man vernimmt, waren die hohen Gäste mit dem Ergebniß ihrer Prüfung sehr zufrieden und sprachen dies auch gegen die Ingenieure, wie die Bauunternehmer aus. Dem größeren Publikum blieben diese technisch militärischen Angelegenheiten natürlich fern.

Die Universität mag an zweiter Stelle genannt sein. Es war ein günstiges Vorzeichen, daß am Vormittage, ehe der Kaiser kam, der Beschluß des Reichstags allgemein bekannt ward, welcher nach des Freiherrn von Stauffenbergs Antrag die Uebernahme des Baues des Universitätsgebäudes auf das Reichsbudget empfiehlt. Damit ist eine für die ganze Entwickelung der Hochschule entscheidende Lebensfrage endlich der günstigen Lösung nahe geführt worden, und Alles war doppelt froh gestimmt. In einem überaus stattlichen Fackelzug — es mochten etwa fünfhundert Fackeln sein — brachten die Studenten gleich am ersten Abend dem Kaiser ihre Huldigung dar, indem der Sprecher an die Devise der alten Straßburger Universität „Für Gott, Kaiser und Vaterland" (Deo, Caesari, Patriae) erinnerte, welche jetzt von Neuem die Universitätsfahne schmücke und den Studenten zum Wahlspruch dienen solle. Der darauf folgende Commers in den festlich geschmückten Räumen des Sommertheaters im Tivoli stellte den Kronprinzen in den Vordergrund, welcher mit den meisten Herren des kaiserlichen Gefolges erschienen war; leider ward Graf Moltke vergebens erwartet. In herzgewinnender Rede gedachte der Kronprinz seiner eigenen Studentenzeit. Er erwähnte auch, wie

er erst vor Kurzem in Kiel einem solchen Feste beigewohnt habe. Kiel an der nördlichen, Straßburg an der westlichen Grenze, die eine Universität für Deutschland gesichert, die andere für Deutschland neu gewonnen, das mahne an die Größe des deutschen Reiches. Natürlich fehlte es an Reden auch sonst nicht. Es war nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn man dabei so wenig des Reichstages als hohen Beschützers der Universitätsinteressen vergaß, wie des anwesenden Freiherrn von Roggenbach, dem einst die erste Gründung der neuen Hochschule anvertraut gewesen war. Ihm widmete denn auch die juristische Facultät das Diplom eines Ehrendoctors.

Die offizielle akademische Feier fand am folgenden Tage statt, indem die jährliche Stiftungsfeier von dem für sie festgesetzten ersten Mai auf den folgenden Tag verschoben worden war. Die gewöhnlich mehr als schmucklose sogenannte Aula, das heißt ein Vorsaal, welcher einst einen Theil der Salle des gardes des bischöflichen Schlosses gebildet hat, war in aller Eile in einen Festsaal umgewandelt worden, welcher durch Kränze, Pflanzen, Vorhänge, Büsten und an dem einen Ende durch den Abguß der olympischen Nikestatue in der That einen würdigen Eindruck machte. Hier waren um die Lehrer der Hochschule so viele Gäste versammelt wie der ziemlich beschränkte Raum zu fassen vermochte, als der Kaiser und der Kronprinz, welche eben das Münster besichtigt hatten, mit ihrem glänzenden Gefolge eintraten, begrüßt von einem schwungvollen Gesange der akademischen Liedertafel, dessen Text und Composition von Lehrern der Hochschule herrührten. Der Rector Professor Kundt hatte eine dankbare Aufgabe, indem er in dem Kaiser nicht blos den Neubegründer der Universität, sondern nun auch ihren Pathen begrüßen durfte: durch den ihr verliehenen Ehrennamen „Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg" hatte der Kaiser soeben eine neue Bürgschaft seines Interesses an dieser Stiftung gegeben. Passend erinnerte der Redner an die Thätigkeit des großen Kurfürsten, um Elsaß beim Reiche zu erhalten; an das Interesse des brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III. für die Wiedergewinnung Straßburgs, dessen Verlust für das ganze deutsche Reich unersetzlich sei; an die Bemühungen der preußischen Staatsmänner, beim zweiten Pariser Frieden Elsaß wieder mit Deutschland zu vereinigen. Auch der Hinweis war wohl an der Stelle, wie gerade die Universität in Straßburg in der Zwischenzeit durch Pflege der Wissenschaft nach deutscher Art dahin gewirkt habe, daß das Band zwischen Einst und Jetzt nicht ganz zerrissen sei und man es nur wieder fester zu knüpfen brauche. — Meisterhaft war sodann die Rede, in welcher der Prorector Professor Baumgarten unter der Form eines statutengemäßen Jahresberichts das Interesse aller Anwesenden zu fesseln und zu spannen verstand. In aller Kürze wußte er eine Anzahl interessanter statistischer Daten mitzutheilen, in denen er das erste und das abgelaufene

zehnte Semester mit einander verglich: 212 und 707 Studenten, 47 und 92 Docenten, 22 und 38 Institute und Seminare, 120,000 und 400,000 Bände der Universitäts- und Landesbibliothek u. s. w. Er schilderte dann die günstigere Entwickelung, welche die Frage der akademischen Neubauten neuerdings gewonnen hat, wobei er Gelegenheit nahm allen mitwirkenden Factoren zu danken, ganz besonders warm aber den anwesenden Mitgliedern des Landesausschusses für ihre neuerdings so überraschend an den Tag gelegte Anerkennung der Universität deren Dank auszudrücken. Mit Recht begrüßte der Redner darin das sicherste Anzeichen, daß die Universität im Lande Wurzel geschlagen habe und der Verwirklichung ihrer hohen Ziele um ein erhebliches Stück näher gerückt sei. „So treten wir," schloß er, „in das neue Arbeitsjahr ein, voll Hoffnung, voll Eifer, voll Dank. Unsere Universität wird nie die großen Zeiten vergessen, denen sie ihren doppelten Ursprung verdankt, jene mächtige und tiefe Geistesbewegung des sechzehnten Jahrhunderts, welche Straßburg eine Weile in die vorderste Reihe deutschen Lebens rückte, und die glückliche Erhebung unserer Tage, welche Deutschland zurückgab, was es damals weltverachtend vollends verloren hatte. Möchte es ihr vergönnt sein, Tage zu schauen, wo die gesunden Kräfte des sechzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts in schönem Verein zusammenwirken, die Herzensinnigkeit und die treuherzige Lebenskraft des einen mit der starken Staats- und Kriegsmacht, der scharfen Kritik, der rastlosen Bewegung des andern, die einen die andern mildernd zugleich und stärkend! Möge es ihr gelingen, hier an der Grenzscheide zweier Nationen, welche, obwohl sie einander oft weh gethan haben, doch einander viel verdanken, von deren richtigem Verhältnis viel für den Gang der Weltgeschicke abhängt, an der Herbeiführung dieses richtigen und für beide gleich wünschenswerthen Verhältnisses ein wenig mitzuwirken! Möge von ihr die Geschichte einst rühmen können, sie habe mit Eifer und nicht ohne Erfolg den Zwecken nachgestrebt, für welche sie ihr hoher Gründer neu schuf, als er ihr die Aufgabe stellte: „im Dienste der Wahrheit die Wissenschaft zu pflegen, die Jugend zu lehren, und so den Boden zu bereiten, auf welchem mit geistiger Erkenntnis wahre Gottesfurcht und Hingebung für das Gemeinwesen gedeihen"!*) Ew. Majestät haben jetzt geruht unsere Universität, ich möchte sagen, in ein persönliches Verhältnis zu Sich zu rücken. Der Name des ruhmreichen Herstellers des deutschen Reiches, des weisen Gründers einer Frieden und Recht hütenden Macht im Herzen Europas, wird uns und denen, welche nach uns kommen, ein mächtiger Antrieb sein, daß wir in dem friedlichen Wetteifer der Nationen für die Erweiterung des Reiches der Wahrheit, in der stillen anspruchslosen Pflege der Wissenschaft

*) Worte der Stiftungsurkunde.

und Bildung nicht unwürdig befunden werden, wenn auch an ganz bescheidener Stelle, neben dem vielen Großen genannt zu werden, das sich an diesem Namen knüpft. Geschieht dies, so wird die Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg dem ganzen deutschen Lande, vor allem aber dieser deutschen Grenzmark reichen Segen bringen." Die schlichten würdigen Worte machten sichtlich auf alle Anwesenden den tiefsten Eindruck, nicht am wenigsten auf den Kaiser selbst, welcher in der augenscheinlichen Bewegung des Augenblicks vortrat und seine herzlichen Wünsche für diese jüngste deutsche Hochschule ausdrückte; wenn sie ihrer Aufgabe treu bleibe, werde ihr so wenig seine eigene wie seiner Nachfolger Fürsorge je fehlen.

Außer der Universität selbst hatte auch die Bibliothek sich des hohen Besuches zu erfreuen, die wirklich großartige Neuschöpfung, welche unter Professor Baracks eifriger Leitung an die Stelle der während der Belagerung vernichteten Bibliothek getreten ist und diese, mit Ausnahme einer Anzahl unersetzlicher Handschriften und Seltenheiten, längst weit überflügelt hat. Unter den Kirchen fesselten Erwins Prachtbau und die protestantische Thomaskirche die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Gäste. Dort wurden sie von dem katholischen Klerus, hier von der protestantischen Geistlichkeit der Stadt und Umgegend empfangen. Ueberall wußte der kaiserliche Herr ungesucht den rechten Ton, das rechte Wort zu finden, welches zu den Herzen drang; maßvoll, billig gegen jede Ansicht und jedes Empfinden, Jedem gerecht werdend und Niemandem zu nahe tretend, das Gemeinsame betonend, gewann er sich das Vertrauen und ein Gefühl persönlicher Verehrung auch von Seiten Widerstrebender. Die Schulen zu besuchen reichte die Zeit nicht aus, aber die Lehrer sprach der Kaiser bei der großen Empfangscour in der Präfectur mit Anerkennung und Ermunterung an, und die Schuljugend ward ihm in festlicher Weise gleich auf dem Wege vom Bahnhofe zu seiner Wohnung vorgeführt. Es war ein gar lieblicher Anblick, an den Plätzen der Stadt und den Ecken des Weges das kleine Volk in hellen Schaaren aufgestellt zu sehen, Alle im Festschmuck, Knaben wie Mädchen, und die begeisterten Hochrufe zu hören, mit welchen sie den Landesherrn begrüßten. Es war einer der wesentlichsten Züge des herrlichen Bildes, das dieser Einzug, begleitet von dem Geläute der Glocken von sämmtlichen-Thürmen der Stadt, darbot. Ueberall bemerkte man Rührung, bis zu Thränen, als so der ehrwürdige Herrscher, nach Jahrhunderten wieder der erste deutsche Kaiser in die ehemalige Reichsstadt einzog, von Jung und Alt in rauschender Begeisterung empfangen! Rückwärts und vorwärts wandten sich unwillkürlich die Gedanken, und wenn da die hellen Kinderstimmen erschollen, so lag der Gedanke nahe: in ihnen ruht die Hoffnung auf eine glückliche deutsche Zukunft dieser Lande! Was

die Gegenwart noch nicht bietet, noch nicht voll bieten kann, diese Kinder werden es erfüllen helfen und erfüllt sehen!

Es liegt in der Natur der hiesigen Verhältnisse, daß die Stadt selbst als solche zurücktreten mußte. Der Municipalrath hat bekanntlich vor mehreren Jahren aufgelöst werden müssen; mit den Functionen des Bürgermeisters und des Gemeinderathes ist ein deutscher Beamter betraut, daher denn auch statt seiner der Abgeordnete Straßburgs zum deutschen Reichstage, Herr Gustav Bergmann, nebst einigen anderen hiesigen Notabeln den Kaiser bei seiner Ankunft am Bahnhofe begrüßte. Mit richtigem Tact beschränkte sich die Thätigkeit des Bürgermeistereiverwalters Herrn Back auf die allgemeinen Anordnungen und auf die Ausschmückung der städtischen Gebäude, die allabendlich in reichem Lichterschmuck erglänzten. Außerdem verkündete das Münster, dessen prachtvolles Geläute den Kaiser bei seinem Einzuge begrüßt hatte und von dessen vier „Schnecken" die deutsche Fahne wehte, an jedem Abende durch Beleuchtung seines Riesenthurmes dem ganzen Rheinthal weit und breit, vom Schwarzwald bis zu den Vogesen, daß der deutsche Kaiser in der Hauptstadt des Elsasses weile. Am Donnerstagabend kam noch eine vollständige Illumination der Kirche selbst hinzu. Lange Lichterreihen und reiche Verwendnng von bengalischen Flammen, Feuergarben, Raketen u. s. w. brachten ein in der That zauberhaftes Bild zuwege, dem der Kaiser fast eine Stunde lang von dem ehrwürdigen alten „Frauenhause" zuschaute, während unter ihm den weiten Schloßplatz eine Kopf an Kopf gedrängte, aber wiederum musterhaft ruhige Menge erfüllte. Außerdem ward am folgenden Abende im Stadttheater eine Festvorstellung veranstaltet, welcher außer dem Kaiser und dem Kronprinzen nebst ihren Begleitern auch das großherzogliche Paar von Baden anwohnte. Dem Kaiser und seiner Tochter sah man die tiefe Bewegung an, als am Schlusse der Jubelouverture die ganze glänzende Versammlung sich wie ein Mann erhob und die Volkshymne anstimmte. Wie oft ist diese schon unter scheinbar ähnlichen Verhältnissen vor dem Kaiser erklungen, aber hier in Straßburg mag es den greisen Herrn nach den überraschend herrlichen Tagen doch wohl besonders nahe berührt haben, als „Liebling des Volks" begrüßt zu werden.

In den prächtigen Räumen des Stadthauses am Broglie sammelte sich am Mittwochabend auf Einladung des Oberpräsidenten Herrn von Möller eine sehr stattliche Gesellschaft von Herren und Damen, welchen dadurch die Freude zu Theil ward die hohen Herrschaften aus größerer Nähe kennen zu lernen. Der Kaiser unterhielt sich mit liebenswürdigster Freundlichkeit mit vielen Damen. Für die hiesige Gesellschaft war es bemerkenswerth, wie viel Französisch man vernahm, während sonst die geselligen Kreise der beiden Sprachen einander noch fast ganz ausschließen. Aber die gehobene Stimmung

war auch hier so mächtig wirksam, daß die gegensätzlichen Elemente friedlich und freundlich sich durch einander mischten. Im Uebrigen hatte der Kaiser jede Einladung abgelehnt und sah vielmehr alle Tage in seiner eigenen Wohnung Gäste um sich, bald in größerer bald in kleinerer Zahl, indem er hervorragende Vertreter aller Kreise an seine Tafel beschied. Hier war natürlich auch das einheimische Element reichlich vertreten, z. B. die Mitglieder des Landesausschusses und des Bezirkstages. Ihnen hatte bereits gleich nach der Ankunft in der Präfectur der erste Empfang gegolten, der Landesausschuß ward auch noch in besonderer Audienz empfangen. Ob freilich die Bitte desselben, Elsaß-Lothringen baldmöglichst zu einem förmlichen Bundesstaat des deutschen Reiches werden zu lassen, sobald auf Gewährung wird hoffen dürfen, steht wohl dahin. Es dürfte am Lande sein, zunächst noch weitere Beweise seiner politischen Reife und seines wirklichen Einlebens in die Verhältnisse und Interessen Deutschlands zu geben, ehe zu der Aenderung der Reichsverfassung geschritten werden kann, ohne welche die Verwandlung des Reichslandes in einen selbständigen Bundesstaat unthunlich ist. Wohl aber darf man sich mehr und mehr der auch vom Kaiser ausgesprochenen Erwartung getrösten, daß es nur eines allseitigen guten Willens und eines fortgesetzten Einlebens bedarf um dem Ziele rascher näher zu kommen, und man darf die Hoffnung aussprechen, daß die persönliche Berührung der berufenen Vertreter des Landes mit dem Reichsoberhaupt diese Einsicht fördern und damit das erneute Aufgehen der neuerworbenen Lande in das Reich beschleunigen werde.

Am Mittwochabend konnte man es von vielen Seiten hören, daß die Universitätsfeier den Glanzpunkt des Besuches bilde; sie hatte bei Militär wie Civil, bei Fremden wie Hiesigen, und nicht am wenigstens bei den Einheimischen lebhaft angesprochen. Allein dies Urtheil erlitt eine hocherfreuliche Modification durch die Umstände, welche die Besichtigung der verschiedenen Forts an den folgenden Tagen begleiteten. Man hatte wohl gewußt, daß die umliegenden Ortschaften ihre Deputationen zur Bewillkommnung entsenden würden, aber niemand hatte ahnen können, welches Schauspiel dort des Kaisers wartete. Sobald der lange Zug der Wagen die Grenze des Landkreises erreichte, begann ein förmlicher Triumphzug. Die schmucken Bursche der nächsten Dörfer hielten dort auf ihren schönen Pferden, begrüßten die Ankommenden und setzten sich an die Spitze des Zuges. Und so giengs weiter, durch das lachende Frühlingsgrün der Landschaft, durch die mit deutschen und elsässischen Fahnen und mit Kränzen reich geschmückten Dörfer: überall war Alt und Jung jubelnd zur Stelle, vom Bürgermeister bis zum letzten Säugling. An den Hauptorten, Mundolsheim, Hausbergen, Lingolsheim waren geradezu unzählbare Massen zusammengeströmt, von Nah und

Fern, bis hin nach Oberehnheim am Fuße von St. Ottilien. Jedes Dorf hatte seinen Stolz darein gesetzt, die stattlichsten Bursche, die schönsten Pferde zu entsenden. Aber noch mehr zogen die Augen der Gäste die Schaaren der Wagen auf sich, welche mit Laub bekränzt und überdacht, mit Bändern und Fahnen geziert, die hübschesten Mädchen zu Insassen hatten. Jeder Wagen trug den Namen seines Dorfes, oft mit einem Segenswunsche für den Kaiser verbunden; die Mädchen der einzelnen Ortschaften trugen je die bei ihnen ortsübliche Tracht. Schwarz und blau überwogen — es sind die Hauptfarben der protestantischen Dörfer —, aber namentlich am zweiten Tage machten ihnen die rothen und bunten Trachten der katholischen Ortschaften eifrig Concurrenz. Und die Fröhlichkeit, der Jubel! Hier war Alles Natur, nichts Gemachtes! Mit größter Unbefangenheit drängte sich Alles an die hohen Herrschaften heran. Ein altes Mütterchen blickte ruhig mit in die Karte hinein, auf der sich der Kaiser die Situation erklären ließ. Ein anderes erzählte ihm von dem sehr guten Appetit, welchen seine Soldaten während der Belagerung entwickelt hätten. Ein siebenundsiebzigjähriger Gemeindevorstand sah sich durch die Rüstigkeit seines kaiserlichen Herrn beschämt. Der Kronprinz mußte es sich gefallen lassen, daß man ihn befühlte, ob er auch von Fleisch und Bein sei, gleich andern gewöhnlichen Menschen, und mehr als einmal hatte er den Leuten auf Befragen zu bestätigen, daß er wirklich der Kronprinz sei. Dies Wogen und Treiben, dieser Farbenreichthum, diese Fröhlichkeit auf allen Gesichtern, dies Staunen wiederum über die einfache Art der hohen Gäste; und dazu das entzückende Landschaftsbild, das sich zu den Füßen im hellsten Sonnenglanze ausbreitete, die gesegneten Fluren des Elsasses, weiterhin die große Stadt überragt von ihrem gigantischen Münsterthurm, und fern, jenseits des Rheins, die bläuliche Kette des Schwarzwaldes — wem hätte da nicht das Herz aufgehen sollen in Freude und Dankbarkeit, daß Alles so gekommen, daß dies wirkliche, greifbare Gegenwart geworden war? Der Kaiser war von dem unverhofften Eindruck so angethan, daß er am ersten Tage von einem der Forts aus nach Baden telegraphirte und die Kaiserin nebst der Großherzogin auf den folgenden Tag nach Straßburg einlud.

Die Landbevölkerung war aber nicht zufrieden, da draußen ihrem Kaiser Ehre erwiesen zu haben, sondern ließ es sich nicht nehmen ihm das Geleite hinab in die Stadt zu geben und ihre eigene Begeisterung den etwa noch lässigen Städtern mitzutheilen. Es war ein erhebender Anblick, wie die besonders reich geschmückte Steinstraße entlang zuerst der lange Zug der berittenen Bauernbursche — es waren mehrere Hunderte von Pferden — in scharfem Trabe herankam. In die Lücke, welche zwischen ihnen und den kaiserlichen Wagen entstanden war, fügte es sich, daß gerade der eben ankom-

mende Großherzog von Baden sich einreihen konnte, und schon schlossen die Vorreiter des Kaisers wiederum die Lücke. In etwas langsamerem Tempo folgte dann den herrschaftlichen Wagen die lange Reihe von etwa vierzig Laubhüttenwagen mit den Mädchen. Die Bursche und die Mädchen sammelten sich dann und defilirten noch einmal vor dem kaiserlichen Palaste vorbei, um dann ihren Zug durch die Stadt weiter fortzusetzen, überall von wehenden Tüchern und jubelndem Zurufe begrüßt. Aehnlich war es am zweiten Tage, wo wiederum ein solcher Zug der mittlerweile eingetroffenen Kaiserin die gleiche Huldigung darbrachte. An den Abenden erklang draußen auf den Dörfern der Festjubel weiter, mit Gesang und Tanz ward der fröhliche Tag beschlossen.

In der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend schlug das Wetter um. Bei feuchtem Himmel verließ der Kaiser am Sonnabendmorgen die alte gute Stadt. Aber ihren Bewohnern ward es schwer, sogleich wieder die Werktagsstimmung zu finden. Mächtig und tief sind die Herzen ergriffen von der einfachen Gewalt des Eindruckes. Es wäre thöricht, aus dieser Stimmung den Maßstab zu entnehmen für das weitere Verhalten, welches man von der Bevölkerung Straßburgs erwarten darf. Aber nicht zu viel ist es zu constatiren, daß bei denen, welche den neuen Verhältnissen nicht von vorn herein absolut feindlich gegenüber standen, welche mit den Umständen zu rechnen und demgemäß ihrer Heimath zu dienen für ihre Pflicht halten, ein größeres Vertrauen in eine gute Zukunft und eine größere Freudigkeit des Mitwirkens zu solchem Ziele bewirkt worden ist. Diesen Erfolg, welcher dem ganzen Lande und dem ganzen deutschen Reiche zu Gute kommen wird, danken wir der Persönlichkeit des Kaisers und seines hohen Sohnes. Möchten doch alle die es angeht, jeder an seinem Theile, bestrebt sein, diesen Eindruck nicht wieder zu verwischen; möchten zumal alle Beamte des Reichslandes sich recht von der hohen Aufgabe durchdringen lassen, sich als Mehrer deutschen Sinnes durch Einleben in die Art des Reichslandes ihres kaiserlichen Herren würdig zu erweisen!

Bruhns, Humboldt und Gauß.*)

Von Alfred Dove.

Der Deutsche, sagte uns vor Jahren einmal eine Russin verächtlich, der Deutsche schenkt nur, wo er liebt! Und von einer Art deutscher Geschenke

*) „Briefe zwischen A. v. Humboldt und Gauß", zum hundertjährigen Geburtstage von Gauß am 30. April 1877, herausgegeben von Dr. K. Bruhns, Professor und Director der Sternwarte in Leipzig. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1877.

wenigstens mögen wir gern zugeben, daß nur Liebe oder, wenn man will, Pietät ihre Quelle sei: von den mannichfachen Festgaben, durch die wir die Ehren- und Jubeltage unserer großen Männer literarisch zu feiern pflegen. Da nun Liebe, wie billig, die Kritik entwaffnet, so dürft' es gerathen scheinen, derartige Gelegenheitsschriften mit eitel Dank zu begrüßen. Und das thun wir denn auch, sofern der Sinn des Gebers in Betracht kommt, mit Freuden dem obgenannten Büchlein gegenüber und erfüllen, da der Gefeierte selber dem Bereich irdischer Geschenke himmelweit entrückt ist, an seiner Statt als Publicum den bescheidenen Wunsch des Herrn Bruhns, indem wir die von ihm herausgegebenen Briefe „als kleinen Beitrag zu der noch fehlenden Gaußbiographie freundlich aufnehmen". Der Kritik aber begeben wir uns deshalb mit nichten, im Gegentheil: wir halten uns zu einer solchen aus eigener Ehrfurcht vor dem Genius des Todten verbunden; denn wir meinen, daß nicht nur der Mann der Liebesgabe, sondern auch die Liebesgabe des Mannes werth sein müsse. Und da können wir nicht umhin auszusprechen: eine so unexacte Leistung hätte zu Ehren des exactesten aller deutschen Geister nicht dargebracht werden sollen. „Der Meßkünstler, in dessen Augen", wie Gauß selbst im 45. der von Bruhns mitgetheilten Briefe sagt, „Verschwommenheit und Willkürlichkeit im Gegensatze zu Schärfe und Festigkeit immer etwas Abstoßendes haben", er würde sich, wenn er noch unter uns weilte, auch durch eine Huldigung, welche weit weniger von den ihm schätzbaren als von den ihm unerwünschten Eigenschaften an sich trägt, entschieden abgestoßen fühlen.

Das vorliegende Schriftchen bringt funfzig Briefe ganz oder theilweise zum Abdruck; dreißig davon sind von Alexander von Humboldt an Gauß gerichtet, denen sich vier Antworten von Gauß nebst einem Bericht von Baum an Humboldt anreihen; daneben erscheinen zwei Schreiben Wilhelm von Humboldts an den großen Mathematiker, den man 1810 in das geistig neu zu belebende Berlin zu ziehen trachtete. Ein Dutzend anderer Briefe oder Brieffragmente, von Frau Waldeck, General von Müffling, Herrn von Lindenau und Dirksen 1821—25 theils an, theils über Gauß geschrieben, dreht sich um den zweiten, leider auch gescheiterten, Versuch einer Berufung nach der preußischen Hauptstadt. Das halbe Hundert wird voll durch einen den Reigen eröffnenden, ganz unwichtigen Geschäftsbrief des alten Perthes an Olbers. Hätte nun die Publication des letzterwähnten Schriftstücks ohne jeden Schaden der künftigen Gaußbiographie einfach unterbleiben können, so nimmt der gesammte Rest um seines freilich zum Theil bekannten Inhalts willen allerdings unser Interesse in hohem Maß in Anspruch. Die beiden, übrigens nur e i n e Sendung bildenden Schreiben Wilhelm von Humboldts — ein ministerielles Rescript nebst einem vertraulichen Begleitbrief — zeigen, daß und wie

auch der hehre Name Gauß in die glorreiche Gründungsgeschichte der Berliner Hochschule verflochten worden. Gereicht das der preußischen Regierung und Wilhelm von Humboldt insbesondere zur Ehre, so steht in den späteren Verhandlungen von 1821—25 Preußen und vornehmlich der damalige Generalstabschef von Müffling abermals würdig da, und wenn Alexander von Humboldt an einer anderen, von Bruhns nicht citirten Stelle diese „vierjährige Berufungsgeschichte ekelhaft und rein deutsch" nennt, so will er damit offenbar eher Gauß' eigenes Benehmen tadeln, als das der übrigen Unterhändler.

Wunderlich genug begann die Sache mit einer wohlgemeinten weiblichen Intrigue. Gauß fühlte sich schon 1820 in seiner Göttinger Stellung unbehaglich, seine zweite Frau sah mit Kummer seinen Mißmuth wachsen, und die Schwiegermama, Frau Hofräthin Waldeck, brachte mit schwerem Herzen — für sie galt es ja Trennung von Tochter und Enkeln — das Opfer, am 14. März 1821 heimlich an Olbers die Bitte um Vermittlung eines Rufs nach auswärts zu richten. Es ist halb rührend, halb ergötzlich zu lesen, wie die gute Dame von dem Bremer Astronomen in einem Athem verlangt, er solle recht laut verkünden, daß Gauß sich von Göttingen wegsehne, und solle doch andererseits ihre und der Tochter Mitwirkung dabei unverbrüchlich geheim halten; denn erführe der verschlossene Gauß davon, so sei es um beider Frauen Lebensglück geschehen! Die dringende Bitte, den Brief zu verbrennen, hat weder Olbers erhört, noch ist Bruhns dadurch vermocht worden, von seiner Veröffentlichung abzustehen; ein Mangel an Discretion und Galanterie, den man um der historischen Wahrheit willen gutheißen muß. Olbers wandte sich, wie es scheint, sofort nach Berlin, und nun betrieb Müffling fast vier Jahre lang mit ebensoviel Eifer als Rücksicht die Berufung des unvergleichlichen Größendenkers an die Berliner Akademie, zugleich in der Absicht — wie bereits neulich in diesen Blättern (Nr. 18, S. 682) von Baltzer hervorgehoben worden —, durch Gauß' Einfluß auf das Ministerium den Gesammtzustand der mathematischen Studien in Preußen energisch zu heben. Gauß jedoch hat am Ende mit der Verbesserung seiner Lage in der welfischen Heimath vorlieb genommen, und wer wollte heute bezweifeln, daß für seine einsame Größe das stille Göttingen der bessere Platz war und blieb! Ebenso wenig aber kann man es der preußischen Regierung verdenken, wenn sie hernach, 1828—36, dem unverdrossenen Bemühen Alexander von Humboldts, die Unterhandlungen wieder in Zug zu bringen, ihrerseits nicht entgegenkommen mochte.

Auch von diesem Nachspiel erfahren wir aus der vorliegenden Jubelschrift nichts, obwohl es nahe gelegen hätte, durch ein Citat aus den Briefen Humboldts an Schumacher oder auch nur aus der von Bruhns selber herausgegebenen Biographie Humboldts den Leser davon zu unterrichten. Allein

dies — wie gesagt, von ihm selbst vor wenig Jahren ins Leben gerufene — literarische Unternehmen hat Bruhns, obgleich er in der Vorrede darauf anspielt, für die gegenwärtige Arbeit sonderbarer Weise nicht im mindesten benutzt; er hätte sonst nicht bloß manche kurz erläuternde Note zu des Lesers Frommen, sondern auch einige Originalstellen aus Briefen von Gauß und Humboldt, die sicherlich in seine Festgabe hineingehörten, daraus gewinnen können. Vor allen Dingen das Urtheil, das Gauß in einem verlorenen Schreiben an Humboldt vom Jahre 1844 oder 1845 über Eisenstein aussprach: „es giebt mehrere Arbeiten des jungen Menschen, unter die ich mit Freuden meinen Namen setzte; sagen Sie Ihrem Könige, er gehöre zu den Talenten, deren in jedem Jahrhundert nur einige geboren werden" — dies Urtheil, auf welches in Nr. 36 der Jubelschrift wiederholt hingedeutet wird, mußte als authentisch überliefertes Bruchstück eines Briefes von Gauß an Humboldt unter eigener Ziffer in unsere Sammlung aufgenommen werden. Durch Ausfüllung solcher Lücken wär' es dem Herausgeber ein Leichtes gewesen, uns das urkundlich erhaltene Material zur Beurtheilung des wundervollen Contrast- und Contactverhältnisses zwischen seinen beiden Helden vollständig vorzulegen, wodurch sein kleiner Beitrag zur künftigen Gaußbiographie auch intensiv beträchtlich vergrößert worden wäre.

Jenes Verhältniß nun, so oft man es auch betrachten mag, wie erweckt es doch stets aufs neue in uns das freudigste Staunen! Man muß an die allervornehmste geistige Verbrüderung denken, von der wir Deutsche so gern zu rühmen pflegen, will man einen ähnlichen Eindruck davontragen. Zwar daß Humboldt, der immerdar allem Großen seiner Zeit persönlich sich zu verbinden bestrebt war, einen Gauß in seine Kreise zu bannen sich bemühte, kann nicht überraschen; auch an ihm aber, dem Herzensgewinner von Beruf sozusagen, berührt uns in diesem Falle besonders wohlthuend die neidlose Ehrlichkeit seiner Unterordnung, die unerschütterliche Treue seiner Hingabe. Kaum hat er nach fünfjähriger Pilgerschaft 1804 den Boden Europas wieder betreten, so lenkt er in erster und einziger Bitte den Blick seines Königs von sich auf Gauß ab als auf den Mann, der allein — ein zweiter Lagrange — der Berliner Akademie ihren alten Glanz wiederzugeben vermöge. Und ein paar Jahr später, in Augenblicken, wo das Vaterland unter physischer Gewalt erliegt, wo er selber in der Fremde den Druck äußerer Begebenheiten qualvoll empfindet, erhebt es sein deutsches Gemüth, sich am Anblick eines Landsmannes wie Gauß zu weiden, dessen Namen in Paris mit so viel Hochachtung aussprechen zu hören. Ja, es ist ihm hernach wirklich schon ein Trost, als er 1827 ungern in die enge Heimath zurücksiedelt, daß er sich dem Verehrten nun räumlich näher weiß, daß er doch die Hoffnung hegen darf, ihn trotz aller zerschlagenen Versuche vielleicht noch dauernd an seine Seite

zu fesseln. So viel echte Liebe hat denn auch hier ihres Zieles nicht verfehlt. Der gestrenge Gauß, der tief in sich versenkte, fest an sich haltende Mann, er, dem schon Lehren keine Lust und Verkehren eher eine Last war, ließ sich verlocken, auf der Naturforscherversammlung zu Berlin, dem wissenschaftlichen Jahrmarkt von 1828, Humboldts Gast zu sein. Und bald nahm der vielgewandte Wirth mit Genugthuung wahr, wie vor dem Hauche seiner Liebenswürdigkeit die „gletscherartige Kälte" des Fremdlings abschmelzend zurückwich. Selbst eine gewisse Reue über die frühere Ablehnung des Berliner Rufes erwachte nun, wie Humboldt richtig erkannte, in Gauß; denn noch aus Berlin, unterm 19. September, schrieb dieser an Schumacher: „wäre Humboldt, dessen ganzes Wesen ich täglich mehr ehren und lieben muß, für immer an Berlin geknüpft, so gestehe ich Ihnen, daß ich alle hier zu erwartenden Unannehmlichkeiten für wenig achten und sehr gerne das Leben in Berlin mit dem in Göttingen vertauschen würde. Allein Humboldt spricht von einer Reise nach Asien, und ich sehe aus hundert kleinen Zügen, wie wenig er sich selbst unter dem Berliner Publicum gefällt, wie ohnmächtig auch alles kleinliche von seiner Superiorität absplittert." Seitdem hat denn auch Gauß die geistige Gestalt Humboldts, der 1837 beim Göttinger Jubiläum den Berliner Besuch erwiderte, mit lebendiger Freundschaft warm umfaßt. Noch in den Beschwerden der letzten Krankheit, deren Zunahme an Zahl, Intensität und Hartnäckigkeit der sterbende Meister über alles Quantitative klagend nachrechnet, auch da noch tröstet ihn der Gedanke an das frische, mehr als newtonische Greisenalter *seines* Humboldt, — ein Beiwort, womit man ihn keinen anderen Namen schmücken hörte. So hat im Widerspiel der Kräfte die rastlos bewegliche Seele des gutherzigen Weltwanderers den starren Ernst des einsam aufragenden Denkers schmeichelnd überwunden, wie endlich die anstrebende Welle dahinströmt über das abwehrende Riff. Doch genug! Denn nur andeuten wollten wir hier, was sich dem Auge dessen von selbst erschließen würde, dem die Quellen zur Geschichte des Verkehrs zwischen Gauß und Humboldt so vollständig vorlägen, wie sie Bruhns ohne Mühe durch kleine Ergänzungen seiner Festschrift vor dem Leser hätte versammeln können.

Möchte er indeß immerhin unvollständiges geliefert, möchte er wirklich ein Bündel Briefe, wie er's gerade in Händen hatte, nur eben zum Druck gefördert haben, auch damit wollten wir zufrieden sein, wäre das Vorhandene nur formell mit hinreichender Sorgfalt behandelt worden. Leider aber liegen die Briefe Alexander von Humboldts, d. h. an Zahl drei Fünftel, an Masse weit mehr als drei Fünftel der Sammlung, in der traurigsten Verfassung vor uns. Bruhns sagt darüber im Vorwort mit dankenswerther Offenheit: „Die Humboldtschen Briefe sind möglichst correct wiedergegeben, bei einigen unleserlichen Stellen sind Fragezeichen aufgeführt und wenige weggelassene

persönliche Ausdrücke sind durch Punkte bezeichnet." Möglichst correct also! nun ja, das durfte der Leser wohl ohne Unbescheidenheit erwarten. Nur ist das freilich bloß ein subjectives Maß und kann, objectiv betrachtet, wie sich recht betrübend zeigt, auch so viel als höchst incorrect bedeuten; wie denn auch der Ausdruck „unleserlich" hier augenscheinlich nicht auf eine durch elementare Einflüsse thatsächlich verdunkelte oder zerstörte, vielmehr lediglich auf eine vom Herausgeber nicht entzifferte Schrift abzielt. Nun schrieb Alexander von Humboldt in der That eine schwer lesbare Hand, und uns befremdet daher keineswegs, daß Bruhns die von ihm herausgegebenen Briefe nicht überall enträthselt hat; wodurch wir betroffen sind, das ist nur, daß er die von ihm nicht überall enträthselten Briefe herausgegeben hat. Und doch hat er seinen Lesern und zugleich Humboldts Andenken selber mit den unenträthselten Sätzen noch nicht den schlimmsten Dienst geleistet; viel bedenklicher ist manche Stelle, die er ohne Anstoß gelesen und ohne irgend ein Fragezeichen dabei „aufzuführen" — es scheint, er sieht Fragezeichen für Bauwerke, Symphonien oder Theaterstücke an — in die Welt gesandt hat.

So stellt in Nr. 19 Humboldt Betrachtungen über seine bevorstehende Heimkehr aus Paris an und schreibt nach Bruhns an Gauß unter anderem: „An gutem Willen nützlich zu sein soll es mir nicht fehlen und ich rechne stets auf Ihren Rath, auf den Rath ‚des großen Meisters in der Kunst' sagt Sabine, ein bescheidener freundlicher Engländer (und der freundlichen, mittheilenden giebt es nicht Ueberfluß), war seit wenigen Tagen angekommen, als Ihr Brief voll schöner Beobachtungen über die Strahlenbrechung, mich erfreute." Weder die grammatische Mißbildung dieses Satzungethüms noch die Sonderbarkeit, daß hier für eines der Lieblingscitate Humboldts die Autorität des bescheidenen Engländers angezogen wird, hat den Herausgeber stutzig gemacht. Man möchte wetten, daß hinter „des großen Meisters in der Kunst" ein Punkt zu setzen und statt „sagt Sabine" vielmehr „Capt. Sabine" zu lesen ist. Der später als Colonel, dann General und Präsident der Royal Society berühmte Edward Sabine, dessen Gattin den Kosmos so meisterhaft ins Englische übertragen hat, war eben 1827 noch Capitän, und somit stand ihm die bescheidene Freundlichkeit desto besser zu Gesichte. In der Nachschrift des nämlichen, Paris den 16. Februar 1827 datirten Briefes begegnet uns „den Bonapartischen Olymp erschütternd" ein „Graf Apperz." Wer, wenn ihm das Dienstmädchen den Besuch eines Grafen Apperz meldete, würde nicht den Verdacht schöpfen, daß hier eine bedauernswerth schwere, wenn auch nur fahrlässige Namensverstümmelung verübt worden sei! Indessen kann, wer Humboldts lateinische Lettern genau kennt, keinen Augenblick bezweifeln, daß er Appony geschrieben und den damaligen österreichischen Botschafter in Paris, Grafen Anton Apponyi gemeint hat. — In Nr. 27, dem

ersten kurz nach dem historischen Acte der Göttinger Sieben verfaßten Briefe, soll Humboldt nach Bruhns keinen geringeren als Wilhelm Weber „lobenswürdig, geistreich und harmlos" genannt haben. Die Correctur „liebenswürdig" für das überaus matte und platte „lobenswürdig" ergiebt sich unwidersprechlich aus der Erwägung der Situation wie der betheiligten Personen. Ein paar Zeilen weiter läßt unsere Jubelschrift Humboldt sagen, er habe nicht das Herz, Gauß diesmal „von anderen Meteoren zu schreiben." Die leuchtende That der Göttinger Sieben mit einem Meteor verglichen zu sehen befriedigt unser poetisches Bedürfniß in hohem Grade; indem man sich jedoch in desto größerer Verlegenheit nach den „anderen Meteoren" umschaut, gelangt man zu der Ueberzeugung, daß die prosaische Lesart „von anderen Materien" für diesmal doch noch vorzuziehen sein wird. — Aus dem folgenden, langen Schreiben über denselben Gegenstand (Nr. 28) erfahren wir bestürzt: „Lehrvorträge der Physik wären ja ohnedies allen soliden Beziehungen auf die Gegenwart fremd." Wie? also nur den soliden? und den unsoliden etwa nicht? Zum Glück für die doch nicht ganz so windige Physik ersehen wir aus dem von Bruhns früher edirten Leben Humboldts, wo der wichtige Brief sich gleichfalls fast unverkürzt findet, daß der alte gute Herr ganz einfach geschrieben hat: „allen solchen Beziehungen". — In Nr. 30 soll Humboldt gar die Grippe als „eine ziemlich sinnlose, systematische Bezeichnung der pathologischen rc.!" verdächtigen; und doch kann sich auch der größte Humboldtverehrer kaum verhehlen, daß durch „die pathologischen Etcetera" die düstere Sinnlosigkeit des Namens Grippe eher noch gesteigert, als vermindert werden würde. Aus Bruhns' „Alexander von Humboldt, eine wissenschaftliche Biographie" Band II. S. 269 erhellt die Auflösung: „eine ziemlich sinnlose systematische Bezeichnung des pathologischen X.", wodurch dem Mathematiker Gauß gegenüber gewiß nicht uneben auf eine unbekannte Größe hingedeutet wird. — Daß Humboldts kleines lateinisches n fast wie ein r aussieht, hatte schon oben zur Urzeugung des Grafen Apperz mitgeholfen; in Nr. 36 ist aus demselben Grunde die Unsündhaftigkeit magnetischer Sonntagsbeobachtungen zur „Ursündhaftigkeit" geworden. — In Nr. 42 endlich wird uns vertraut, Eisenstein sei moniviter in die Berliner Akademie aufgenommen, ein so fragwürdiges Adverb, daß Bruhns ausnahmsweise ein Fragezeichen dahinter aufgeführt hat. Und wirklich finden wir in unserem lateinischen Wörterbuch an der gefährlichen Stelle zwischen monitus der Warnung und monoceros dem Einhorn keine Spur von jener seltsamen Lautgestaltung. Dagegen stoßen wir in der Vulgata, Apostelgeschichte 2, Vers 46, auf unanimiter, was Luther durch „einmüthig" wiedergiebt, und das wird man wohl auch einmal von der Berliner Akademie haben sagen dürfen.

Diese flüchtige Blüthenlese von Leseblüthen aus den Briefen Alexander

von Humboldts mag genügen; aber auch der ältere und größere Bruder Wilhelm, der allerdings womöglich noch schlechter schrieb, ist bei Bruhns nicht besser gefahren. Sein einziges eigenhändiges Schreiben (Nr. 5) verräth an zwei Punkten Entstellung. Wenn es heißt: „verzeihen Sie die Wärme und die Freimüthigkeit dieses Briefs; aber mit einem Manne, den ich so innig hochschätze, wäre es nie an sich unmöglich uneins zu werden," so liegt die Heilung auf der Hand: „wäre es mir an sich unmöglich anders zu reden". An dem anderen Orte, einige Zeilen vorher bei dem Satze „Sie können sicher überzeugt sein" u. s. w., wagen wir deshalb keinen Vorschlag, weil da ebensowohl eine Auslassung als eine Verdrehung vorgekommen sein kann. Nur soviel ist klar: wie die Sätze dastehen, hat sie ein Wilhelm von Humboldt an einen Gauß nicht geschrieben; denn der Zweck dieser Leute war, einander zu verständigen und zu verstehen, und auch an der Fähigkeit, diese Absicht ins Werk zu setzen, gebrach es ihnen schwerlich.

Auch die „unleserlichen" Lücken durch Vermuthung auszufüllen ist unseres Amtes nicht; wir überlassen das billig dem künftigen Gaußbiographen, der übrigens selbstverständlich statt einer solchen Ausgabe das Manuscript selber wird in die Hand nehmen müssen. Was endlich die aus persönlichen Rücksichten unterdrückten Briefstellen angeht, so wollen wir darüber mit Bruhns nicht rechten, wiewohl es schade ist um manche niedliche Bosheit Alexander von Humboldts, die heute, wie man den Mann kennt, doch selbst die Betroffenen eher erheitert als verletzt haben würde. Nur ließe sich vielleicht die Generalfrage aufwerfen, ob Briefe, die noch nicht ganz gedruckt werden können, überhaupt schon für den Druck reif sind und nicht vorläufig besser den Biographen und anderen Forschern in der Handschrift zur Benutzung darzureichen wären. Sehr geschmacklos aber ist es jedenfalls, von einem in der Hauptsache als anstößig verschwiegenen Satze, wie Seite 68 geschieht, nichts weiter stehen zu lassen als die nun völlig unnützen Schlußworte: ..... „allzugroße Abgeschlossenheit veranlaßt". Unerklärlich wiederum erscheint eine andere Auslassung: „ich rieth davon ab," sagt Humboldt Seite 50 und meint damit die Stiftung des Ordens pour le mérite, „weil ich vorher sah, daß alle nicht Ernannten mit .... auftreten würden." Eine Anspielung auf bestimmte Personen kann hier kaum getilgt sein, ein „unleserliches" Wort dürfen wir nicht voraussetzen, da das Fragezeichen fehlt; soll man etwa auf einen leserlichen, aber unästhetischen Ausdruck schließen? Er muß dem Herausgeber wohl so erschienen sein, obwohl dieser jedenfalls nicht immer so zartfühlend gewesen ist, denn siehe da: unserer gewohnten Hülfsquelle, der wissenschaftlichen Humboldtbiographie von Bruhns entnehmen wir (Bd. II. S. 331) die Auflösung: „weil ich vorher sah, daß alle nicht Ernannten mit Krallen auftreten würden". Warum anders, als aus wechselnden ästhetischen Grund-

sätzen, der damals unschuldige Ausdruck heut die strenge, sinnzerreißende Censur verdiente, ist nicht ersichtlich.

Aber, werden unsere Leser nicht vielleicht einwerfen, daß auch wir, um mit Humboldt zu reden, hier mit Krallen auftreten? Es mag sein; nur daß wir uns bewußt sind, mit diesen scharfen Werkzeugen Wunden zu vergelten, die der Herausgeber der vorliegenden Festschrift zwar mit stumpferer Waffe, aber wahrlich nicht schonender den Schatten unserer großen Männer beigebracht. Allein lassen wir einmal den exacten Gauß und die Gebrüder Humboldt ganz aus dem Spiele! — was sollen wir armen Historiker und Philologen auch nur dazu sagen, daß ein Astronom so liest und edirt, ein Astronom, das heißt ein Mann, dessen Beruf, wie man uns gelehrt, die größte Präcision der sinnlichen wie der geistigen Arbeit erfordert? Alle Achtung vor der Sternkunde! — so werden wir, denk' ich, ausrufen — aber auch historisch-philologische Aufgaben verlangen eine gewisse Präcision, die der tüchtige Sternwärter als solcher noch durchaus nicht zu besitzen braucht. In Berlin erzählte man uns vor einigen Wochen von einem berühmten Naturforscher die Anekdote, er habe ein erfolgloses Examen mit den Worten abgebrochen: „aber warum mußten Sie auch, Herr Candidat, bei Ihrer Begabung Naturwissenschaften studiren, warum sind Sie nicht lieber Jurist geworden oder Philolog?“ Weit entfernt, die Spitze dieses angeblichen Urtheils einfach umdrehen zu wollen, halten doch auch wir diesseit der Grenze zu einer Art von Polizei uns berechtigt und erklären demgemäß unanimiter auch den größten Naturforscher nur dann für befugt zur Edition historischer Manuscripte, wenn er dieselben — einerlei ob mit bloßem oder mit bewaffnetem leiblichen und geistigen Auge — durchweg zu lesen und zu verstehen im Stande ist. Welch ein Muster war doch gerade in dieser Beziehung Alexander von Humboldt, insofern er jene philologischen Tugenden wenigstens, deren eigentlich kein wissenschaftlicher Autor entrathen kann, in seltener Vollkommenheit besaß und übte! Hätte er ahnen können, in welcher Gestalt man heut seine Zeilen in Umlauf setzen würde — den Brief, den er darüber etwa an Gauß geschrieben hätte, würde uns Bruhns, behutsam und sanft wie er literarisch auftritt, wohl nur zu lauter Punkten verdünnt zu genießen geben.

Nicht nur ein Recht jedoch glauben wir zu unserer Kritik gegenüber der besprochenen Jubelschrift zu haben, vielmehr erfüllen wir dadurch zugleich eine Pflicht gegen den Herausgeber selbst, die Pflicht der Abmahnung. Bruhns nennt in seinem Vorwort die jetzt gedruckten Briefe Alexander von Humboldts an Gauß einen „Auszug aus einer Sammlung von Briefen“, die er noch als Quellen zu der oft erwähnten Humboldtbiographie „dem Publicum schuldig sei und die noch in diesem Jahr erscheinen werde.“ Also stünde uns eine ähnliche Publication, nur von weit größerem Umfange so gut wie un-

mittelbar bevor? Beim unversöhnten Geiste des Grafen Apperz: man erschrickt, wenn man solches vernimmt! Das ganze Unternehmen zu vereiteln dürfen wir zwar schwerlich hoffen, wiewohl wir aufrichtig überzeugt sind, daß von allen noch ungedruckten Briefen Alexander von Humboldts an und für sich kaum der zehnte Theil, und nachdem jene umfassende Lebensbeschreibung zu Tage liegt, wenig mehr als ein Procent Druck und Herausgabe lohnen würde. Was wir aber durch die gegenwärtige Anzeige verhindern möchten, ist eine übereilte Ausgabe der noch ausstehenden Briefmasse im Stile der diesmal abgelegten Probe. Wir bitten vielmehr Herrn Bruhns, wenn denn unter allen Umständen weiter edirt werden soll, anstatt der Vielseitigkeit seines Humboldt sich vor allem einmal den Wahlspruch seines Gauß: „wenig aber reif!" vor Augen zu halten, und versichern ihm im Namen des Publicums, dem er sich verschuldet fühlt, daß wir lieber erst 1880 hundert auserlesene Briefe Humboldts ganz correct, als bereits 1877 tausend ungesichtete nur „möglichst" correct gedruckt in Zahlung annehmen würden. Oder was ließe sich von einer Massenedition, welche die Mängel der heut besprochenen kleinen Festgabe in monumentalem Maßstabe wiederholte, anders urtheilen, als: „das Unzulängliche, hier wirds Ereigniß!"

Moltke über den russisch-türkischen Krieg 1828.

Der größte Stratege unseres Jahrhunderts hat mit dem berühmtesten Feldherrn der Römer das gemein, daß beide nicht allein Schlachten siegreich zu lenken, sondern sie auch unübertrefflich zu beschreiben verstanden. Feldmarschall Moltke ist nicht allein ein Classiker der Kriegskunst, sondern auch ein Classiker der Kriegswissenschaft. Mit der Meisterschaft, wie sie nur dem siegreichen Schlachtenlenker zu Gebote steht, mit so vollendeter Klarheit, daß selbst der Laie folgen kann, schildert er den Verlauf der Kämpfe; er kennt aber auch den Zusammenhang des echten Wissens vom Kriege mit der Politik und Geschichte und beherrscht diese Gebiete mit einer Sicherheit, als ob er Zeitlebens nur mit denselben sich beschäftigt hätte. Von der wunderbaren Begabung des in seinem einfachen, schlicht wahren Wesen geradezu einzigen Mannes gewinnt man wieder einen lebendigen Begriff, wenn man die in diesen Tagen in zweiter Auflage erschienene Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1828*) zur Hand nimmt. Dreißig Jahre und darüber mußten verstreichen,

*) Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829, dargestellt im Jahre 1845 durch Freiherrn von Moltke, Major im königlich preußischen Generalstabe. Zweite Auflage. Mit Karten und Plänen. Berlin, G. Reimer.

ehe die erste Auflage vergriffen wurde — in Deutschland brauchen gar häufig die besten Bücher die längste Zeit, um durchzudringen — man braucht keine sonderliche Prophetengabe zu besitzen, um zu wissen, daß der Leseeifer der Gebildeten jetzt schon nach wenigen Wochen nach einer neuen Ausgabe rufen wird.

Und das nicht etwa, weil der gegenwärtige Augenblick dem Gegenstand des Buches ein erhöhtes Interesse verleiht, sondern wegen der geradezu musterhaften Darstellung und der vollendeten Form. Ob der Verfasser weiß, wie schön er schreibt, und daß nur wenige lebende Autoren sich eines ähnlich durchsichtigen Stiles rühmen können? Es spricht aber aus dem Buche außerdem ein tiefer politischer Denker, welcher die Verhältnisse der europäischen Staaten fein abzuwägen und richtig zu beurtheilen gewohnt ist, dann aber, und dieser Eigenschaft wegen erscheint uns der große Feldherr besonders werth, ein edel und human gesinnter Geist. Den militärisch-technischen Beschreibungen Moltkes hören wir mit Andacht zu, es wäre vermessen, hier auch nur leise Kritik üben zu wollen, aber auch bei den politischen Erörterungen und historischen Erzählungen schränkt sich die Aufgabe des Beurtheilers einfach auf das Hervorheben des Bedeutendsten und Wichtigsten ein.

In der Einleitung legt er das Verhältniß der Großmächte zu einander und ihre Stellung zur griechisch-orientalischen Frage dar. Das gegenseitige Mißtrauen, wie es Moltke in seiner jüngsten Reichstagsrede hervorgehoben, lähmte den Frieden und trieb zum Kriege. Die politische Auseinandersetzung ist nur wenige Seiten lang, aber so lichtvoll und übersichtlich, daß sie den Leser vollkommen in der Sachlage orientirt. Bemerkenswerth ist folgende Stelle über Oesterreich.

„Wenn Oesterreich später dem bedrängten türkischen Nachbar auch in seiner höchsten Noth den entscheidenden Beistand seiner Heere nicht gewährte, so geschah dies aus einer überwiegenden Friedensliebe, welche folgenden Geschlechtern, und wahrscheinlich unter noch schwierigeren Verhältnissen, die Aufgabe zuschob, welche Oesterreich unabweisbar früher oder später zu lösen haben wird, den Untergang des osmanischen Reichs zu verhindern, oder den Gang dieses vielleicht unvermeidlichen Weltereignisses zu regeln."

Unleugbar ist der Verfasser für Rußland wohlwollend gestimmt, aber keineswegs blind für die Fehler der russischen Kriegsführung. Die Tüchtigkeit und Anspruchslosigkeit der türkischen Soldaten erkennt er rückhaltslos an und kein Hehl macht er daraus, daß, wenn die Diplomatie nicht im letzten Augenblicke rettend eingegriffen hätte, die Lage des russischen Heeres trotz seiner Siege und seines Vordringens bis Adrianopel die Gefahr der Vernichtung in sich schloß.

Der erste Feldzug der Russen schloß bekanntlich mit keinem glänzenden

Erfolge. Die Ursachen und Gründe faßt Moltke in einem einzigen knappen Satze zusammen: „Höhern Orts scheint man allerdings den Zweck ohne die Mittel gewollt zu haben." Doch hatten die Russen gelernt und im zweiten Feldzuge wichtige Fehler vermieden. Der Kaiser beschloß, dem neuen Feldzuge nicht beizuwohnen und vertraute den Oberbefehl dem General Diebitsch an. „Es ist nicht zu verkennen, daß Graf Diebitsch sich in einer viel bedeutsameren und günstigeren Stellung befand, als sein Vorgänger im Obercommando. Die Erfahrungen des früheren Feldzugs kamen ihm und seinen Untergeneralen zu Statten, kein diplomatisches Gefolge klammerte sich an seine Fersen und beschränkte ihm die Freiheit des Handelns, die Politik konnte auf seine Unternehmungen wenig Einfluß haben, und bei der ungeheuern Entfernung war er ermächtigt und angewiesen, aus rein militärischer Ueberzeugung und nach eigenem Ermessen zu handeln. Die jedesmalige Lage der Dinge mußte seine Maßnehmungen bestimmen, ohne daß er, selbst bei den wichtigsten Entschlüssen, auf eine Instruction seines Monarchen warten durfte, bei deren Eintreffen die Sachlage aufs Neue völlig verändert sein konnte. Daher große Verantwortlichkeit, aber auch große Freiheit und eine seltene Machtvollkommenheit."

Die „Friction der Kriegsmaschine", nach einem von Moltke adoptirten Ausdruck des Generals Clausewitz bewirkte einen Stillstand der Operationen von Mitte Juni bis Mitte Juli; endlich wurde aber der kühne Entschluß ausgeführt und der Balkan überschritten, eigentlich mit unzureichender Mitteln, aber gut berechnet, die Pforte in panischen Schrecken zu versetzen und ihren Verstand zu umnebeln. Für den noch kühneren Vormarsch bis Adrianopel hatte sich der preußische Hauptmann Panzer im russischen Hauptquartiere kräftig ausgesprochen. Wie die Stimmung des Heeres sein mochte, als es vor Adrianopel anlangte, schildert Moltke mit lebendigen Farben.

„Der erste Anblick von Adrianopel ist von überraschender Schönheit. Die weißen Minarets und die bleigedeckten Kuppeln der Moscheen, der Bäder und Caravanserais erheben sich in zahlloser Menge über die endlose Masse der flachen Dächer und die breiten Gipfel der Platanen. Prachtvolle steinerne Brücken wölben sich über die schnellfließenden Ströme, die blendenden Baumwollensegel der Schiffe zeichnen sich auf breite, grüne Wiesen ab und vergoldete Halbmonde blitzen an allen Spitzen in der dunkelblauen Luft. Zur Rechten, jenseits der Tundscha, ragen über düstere Cypressen die Thürme des alten Serails, in welchem die osmanischen Herrscher hauseten, während sie das byzantinische Reich vor vierhundert Jahren bedrängten, wie das osmanische Reich jetzt durch die Russen bedroht wurde, und soweit der Blick über die unbegrenzte Landschaft schweift, entdeckt man nur üppige Fluren, Wälder von Obstbäumen und wohlhabende Dörfer.

„Nach so langen Anstrengungen und Gefahren mochte der russische Soldat bei diesem Anblicke wohl die überstandenen Leiden vergessen und von guten Quartieren und gefüllten Märkten träumen. Die Kranken mochten auf Ruhe und Genesung hinter jenen Mauern hoffen, während die meisten dort nur ein Grab fanden. Diejenigen aber, welche die Verhältnisse übersahen, mußten sich sagen, daß sie hier am Ende des Krieges oder am Anfange ihres Verderbens standen."

Sie standen, Dank der erwähnten Intervention der Diplomatie am Ende des Krieges. — Unwillkürlich möchte man aus dem reichen Buche die eine und die andere Stelle herausgreifen, um die Parallele zwischen sonst und jetzt zu ziehen und den Gang der gegenwärtigen Kriegsereignisse im Voraus zu erkennen. Doch würde man sich dadurch an dem geschlossenen Charakter des Werkes versündigen. Es genügt zu wissen, daß es keinen besseren Wegweiser auf dem gegenwärtigen Kriegsschauplatze geben kann, als Moltkes Buch. Nur eine Bemerkung sei noch gestattet. Im Anhange läßt uns Moltke noch einen Bick „hinter die Coulissen des Schauspieles" werfen. Er schildert die furchtbare Seuche, welche das russische Heer decimirte und ihre Opfer auch noch unter Tausenden friedlicher, harmloser Einwohner des Landes und der benachbarten Provinzen fand. In zehn Monaten (Mai 1828 bis Februar 1829) wurden in den russischen Lazarethen und Hospitälern über 200,000 Kranke behandelt. Es war, die Stärke der Armee zu 100,000 Mann angenommen, durchschnittlich jeder Mann zweimal im Lazareth gewesen. Im Juli 1829 aber lagen 40,000 Mann, also mehr als die Hälfte der ganzen activen Armee in den Hospitälern. In der eindringlichen Weise, in welcher Moltke diese entsetzlichen Greuel, diese nothwendige Kriegsfolge schildert, spricht sich der menschenfreundliche humane Sinn des großen Feldherrn in seiner ganzen Schärfe aus. Wir lesen hier gleichsam den Commentar zu dem edlen Bekenntnisse, welches Moltke neulich im Reichstage gethan, daß materielle Vortheile durch Menschenopfer immer zu theuer erkauft werden. Ob die Männer, welche für den Krieg sich entschieden haben, obgleich noch vor wenigen Wochen ihre Lippen von Friedensversicherungen träuften, auch bedacht haben, daß sie durch ihre frivole Begehrlichkeit, als siegreiche Kämpfer zu prunken, dem Würgengel der Menschheit die Thüre öffnen?

Der Fall von Metz.*)

I.

Es ist dem Generalstabswerke vorgeworfen worden, daß es die Politik zu wenig in den Rahmen seiner Darstellung zieht. In der That wird auch diesmal derjenige sich einer gewissen Enttäuschung nicht wehren können, welcher eine ausführliche Darlegung der Ursachen der bazaineschen Capitulation erwartet hat. Allein abgesehen davon, daß die Zeit für ein abgeschlossenes Urtheil, welches in einem Werk von monumentalem Charakter wie das vorliegende eine dauernde Geltung beanspruchen kann, noch nicht gekommen scheint, so darf nicht vergessen werden, daß die geschichtliche Bearbeitung militärischen Zwecken dienen soll. Eine treue Darstellung des Geschehenen zu geben, den Gefallenen zum Gedächtniß, den Nachfolgern zum Vorbilde, ist die Aufgabe des Werkes, welche Ausführlichkeit im Einzelnen und andererseits Beschränkung auf die Schilderung der kriegerischen Ereignisse gebietet. Die Erinnerung an das gemeinsam Durchlebte und an die bangen Stunden in der Heimath, während die Heere im Felde lagen, hat der soldatischen Schrift einen weiten Leserkreis geworben, daher denn zuweilen Stimmen des Vorwurfs, daß dieselbe sich auf das militärische Gebiet beschränkt.

Für die letzte Periode der Einschließung von Metz giebt das vorliegende Heft nur eine kurz gehaltene Aufzählung der Vorgänge nach der Schlacht von Noisseville am 1. September, welche den einzigen energischen Versuch Bazaines, durch Waffengewalt das Geschick seines Heeres zu wenden, bilden sollte.

Auf deutscher Seite blieb nach dem genannten Ausfall, dessen Zurückweisung gleichzeitig mit der Bezwingung des kaiserlichen Heeres bei Sedan erfolgt war, die Aufgabe der festen Abschließung der französischen Rheinarmee die gleiche wie zuvor. Nur hatte sich die allgemeine Kriegslage dahin geändert, daß ein neuer Durchbruchsversuch jedenfalls nicht mehr in der Richtung nach Norden und Nordwesten zu erwarten stand. Dorthin hatte Bazaine seinen Stoß geführt, weil die erwartete Annäherung des Entsatzheeres unter Mac Mahon seine Entschließungen in erster Linien beherrschte. An und für sich bot die Richtung nach Süden mannichfache Vortheile. Hier begünstigten die örtlichen Verhältnisse in Nähe der Festung Metz die Entwickelung großer Streitkräfte zum überraschenden Angriff der Einschließungstruppen, welche auf

*) Der deutsch französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabs. Zweiter Theil. Geschichte des Krieges gegen die Republik. Heft 12. Letzte Kämpfe der französischen Rheinarmee und Ereignisse nach dem Falle von Straßburg und Metz bis Mitte November. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

dieser Front nur wenig zahlreich gestanden hatten. Auf dem rechten Moselufer führen drei große Straßen nach Süden, welche die Hauptmassen zum Vorgehen benutzen konnten, während Seitenabtheilungen, nach rechts und links herausgeschoben, die preußischen Corps vom linken Ufer an der Ueberschreitung des Flusses zu hindern und ein Ueberflügeln der Marschcolonnen von Nordosten her abzuwehren hatten. „Allerdings würden die französischen Heerführer unter allen Umständen auf ein Mitnehmen der Trains haben verzichten müssen und auch in diesem Falle über kurz oder lang von den nachdrängenden Corps des Einschließungsheeres in Flanken und Rücken bedroht worden sein. Immerhin konnte aber Marschall Bazaine hoffen, wenigstens vor sich die Marschlinien frei zu finden — es konnte sich ihm dort höchstens ein Theil des Belagerungscorps von Straßburg vorlegen — die nur schwach besetzten Verbindungen der Deutschen vorübergehend zu durchbrechen und, wenngleich nicht ohne erhebliche Verpflegungsschwierigkeiten, mit einem großen Theile seines Heeres nach Süden zu entkommen." Diese Gesichtspuncte wurden für den Prinz Friedrich Karl maßgebend, als die Nachricht von der Capitulation von Sedan bei demselben eintraf. Der Schwerpunct der Einschließung wurde daher in den ersten Septembertagen auf die Südseite der Festung verschoben und das Hauptquartier ging dementsprechend nach Corny, welches hart an der Mosel an der großen Straße auf Pont à Mousson liegt. Für die Truppenkörper fand eine Zusammenschiebung nach Süden statt. Das erste Armeecorps und die Landwehrdivision Kummer verblieben in ihren Stellungen im Nordosten, die sie soeben erfolgreich vertheidigt hatten. Aber das ganze siebente und achte Corps, Westphalen und Rheinländer, schoben sich auf das rechte Ufer, wohin sie bereits während der Schlacht in Bewegung gesetzt waren. Die dem Schlachtfeld zunächst stehende Brigade hatte auch bereits von Süden her wirksam gegen die Flanke des Ausfalls eingegriffen. Auf dem linken Ufer schlossen sich an: das neunte Corps, Holsteiner und Hessen, und das dritte, Brandenburger, in der Gegend des Schlachtfeldes von Gravelotte, während das zehnte, Hannoveraner, bis an die Mosel unterhalb der Festung reichte. Bei sämmtlichen Corps war ein Theil in erster Linie nahe den Vorposten aufgestellt, während der Rest in größeren Gruppen an weiter rückwärts gelegenen Puncten vereinigt stand. Mit seinen sämmtlichen Truppen in zweiter Linie befand sich das zweite Corps, Pommern, hinter dem neunten Corps im Südwesten der Festung. Das damalige dreizehnte Corps, Großherzog von Mecklenburg, welches erst spät von der deutschen Küste herangezogen war, hatte nur vorübergehend der Einschließungsarmee angehört und befand sich um Mitte September bereits auf dem Marsche nach Westen. Eine weitere Veränderung betraf die Unterstellung sämmtlicher Streitkräfte vor Metz unter den Befehl des Prinzen Friedrich Karl, nachdem der bis-

herige Führer der ersten Armee, General von Steinmetz, zu einer anderweitigen Bestimmung abgerufen war.

Das Obercommando vor Metz versäumte nicht, die Eindrücke von Sedan und Noisseville Bazaine gegenüber zu benutzen, um eine Capitulation anzubahnen. Eine solche mit Hülfe aller Mittel zu erzwingen, war ja der offenbare Zweck der Einschließung. In den ersten Tagen des September ward ein Austausch von Gefangenen mit Bazaine vereinbart. Es wurden hierfür deutscher Seits einige hundert Mann der ehemaligen Armee von Chalons bestimmt, deren erste Transporte auf dem Wege nach Deutschland in der Nähe von Metz vorübergeführt wurden, „um den Marschall Bazaine in einer für ihn ganz zuverlässigen Weise vom Untergange jener Armee sowie von der durchgreifenden Veränderung in den Verhältnissen Frankreichs zu unterrichten, und dadurch womöglich zu Unterhandlungen geneigter zu machen."

Auch fand am 9. September unter dem Schutz der Dunkelheit eine Beschießung der französischen Lager und der Vorstädte von Metz durch Feldgeschütze statt, welche letzteren bei Tage durch das überlegene Festungsgeschütz zu sehr bedroht gewesen wären. Doch wurde hierdurch um so weniger eine Einschüchterung bewirkt, als ein strömender Regen jede Beobachtung unmöglich machte und das Feuer in Folge dessen schon nach einer Stunde wieder eingestellt wurde.

Der Marschall verkündigte die ihm gewordene Nachricht vom Sturze der kaiserlichen Herrschaft, sprach aber gleichzeitig aus, „daß die Pflichten der Rheinarmee nach wie vor dieselben blieben, daß letztere daher fortfahren werde, das Vaterland gegen den eingedrungenen Feind und die öffentliche Ordnung gegen schlechte Leidenschaften zu vertheidigen."

Verfänglicher konnte erscheinen, daß Bazaine am 16. September seinerseits den Prinzen Friedrich Karl um bestimmtere Mittheilungen über die augenblickliche Lage in Frankreich bat, denn es ist ein bedenkliches Wort, jenes forteresse qui parle, femme qui ecoute, toutes les deux vont se rendre. Immerhin rechnete man im deutschen Hauptquartier auf zähen Widerstand und neue Ausfälle der Rheinarmee und verlor keine Zeit, um die Befestigung der Einschließungslinie zu vervollständigen.

Der Armee vor Metz waren fünfzig schwere Geschütze aus heimischen Festungen zugeführt worden und wurden auf beherrschenden Höhepuncten vor verschiedenen Fronten der Festung in gesicherte Stellungen gebracht. Es fand ferner eine Vermehrung der Moselübergänge statt, und eine Verbesserung der Verbindungswege bildete die beendete Herstellung der Feldeisenbahn von Remilly nach Pont à Mousson, durch welche die Festung Metz umgangen worden war. Die Verpflegung und Unterbringung der Einschließungstruppen verursachte stets sehr bedeutende Schwierigkeiten. Die Zufuhr von lebendem Vieh konnte

wegen der im Osten ausgebrochenen Rinderpest nur aus Holland und Belgien erfolgen. Aus gleichem Grunde war auch die Herbeischaffung von Pferdefutter aus der Heimath eingeschränkt. Der Herbst war kalt und reich an Regentagen und trotz der ausgiebigsten Benutzung der Ortschaften und der Errichtung von Unterkunftsräumen litt stets ein großer Theil der Truppen empfindliche Beschwerden und der Gesundheitszustand wurde zunehmend ungünstiger, so daß schließlich nach Mitte October gegen 40,000 Kranke in den Lazarethen lagen.

Der September verging, ohne eine Aenderung in die Lage vor Metz zu bringen. Die französische Armee war nach der Schlacht bei Noisseville in vollständige Unthätigkeit versunken. Bazaine berichtete an den Kaiser, er werde auch nach diesem Mißerfolg alle Anstrengung aufbieten, um sich aus seiner Lage zu befreien, allein die Umwälzungen des 4. September wirkten lähmend auf seine Entschlüsse ein.

„Der Aussicht beraubt, einem anrückenden Entsatzheere die Hand reichen zu können, lief die Rheinarmee, selbst nach Gelingen eines Durchbruchs, Gefahr, ohne Lebensmittel und Trains in ausgesogenen Landstrichen den nachdringenden Deutschen zu erliegen.“ Bazaine zog es vor, entscheidende Kämpfe zu vermeiden und den Gang der Ereignisse in Frankreich mit der Armee bei Metz abzuwarten.

Man begnügte sich mit dem an sich allerdings unbestreitbaren Trost, durch das Ausharren unter der Festung ein so großes deutsches Heer dort zu fesseln. Die Befestigungen von Metz, welche bei Ausbruch des Krieges sich in unfertigem Zustande befunden hatten, wurden vollständig ausgebaut, und die zwischen den Forts liegenden Lager der Rheinarmee mit einem schützenden Gürtel von Feldwerken umgeben.

Daß die Dauer dieses abwartenden Zustandes von dem Bestande an Lebensmitteln abhing, wurde der Armee selbst sehr bald fühlbar. Am 19. August befand sich in Metz der Bedarf für die planmäßige Besatzung auf fünf Monate und für die gesammte Einwohnerschaft (70,000 Seelen) auf dreieinhalb Monate. Für die Rheinarmee war aber zu jener Zeit nur auf einundvierzig Tage Verpflegung vorräthig. Schon seit dem 4. September wurde daher an die Truppen nur noch Pferdefleisch geliefert, um die Vorräthe der Einwohnerschaft und der Lazarethe nicht noch mehr zu schmälern. Die bald nöthig werdende Verringerung der Brodportionen erheischte eine Vermehrung des Consums an Fleisch und da außerdem die Fütterung der Pferde völlig unzureichend war, schwand der Bestand derselben so sehr, daß die meisten Regimenter bald nur noch zwei Schwadronen beritten machen konnten.

Diese Verhältnisse drängten denn gegen Ende September den Marschall

zu einigen kriegerischen Unternehmungen, welche das Selbstgefühl der Truppen wieder heben sollten. In verschiedenen Ortschaften rings um die Festung, welche theils zwischen den beiderseitigen Vorposten lagen, theils von Deutschen besetzt waren, hatten die zum großen Theil nach Metz geflüchteten Einwohner nicht unbeträchtliche Vorräthe belassen. Diese nach Metz hineinzuschaffen, war der Zweck einer Reihe von Ausfallgefechten im letzten Drittel des September. Es gelang den Franzosen unter Zurückdrängung der deutschen Vorposten mehrfach sich in den Besitz von Vorräthen zu setzen und diese zurückzuschaffen. Aehnlich wie es vor Paris hin und wieder geschah, benutzten sie die Eisenbahn, um Truppen schnell dem Angriffspuncte zu nähern. Ein Festsetzen der Franzosen in den Ortschaften wurde durch die heranrückenden Verstärkungen stets verhindert. Auf deutscher Seite hatte man vom Vorhandensein der gedachten Vorräthe theils keine Kenntniß gehabt, theils ihre Fortschaffung unterlassen. Nunmehr befahl indeß Prinz Friedrich Karl, daß Pferde und Lebensmittel aus den Orten im Bereich der Vorposten fortgeschafft und im Nothfall vernichtet werden sollten. Aus diesem Grunde mußten einzelne Dörfer ganz oder zum Theil in Brand gesteckt werden.

Inzwischen war durch das Auftreten des Franzosen Regnier bei Bazaine die Aussicht auf eine Vereinbarung mit den Deutschen eröffnet worden. Regnier erschien eines Tages in Ferrières und zeigte zu seiner Legitimation eine Photographie von Hastings, auf welcher sich einige Worte des Prinzen Louis Napoleon an seinen Vater mit seiner Unterschrift gezeichnet befanden. Der anscheinend wohlgemeinte Versuch des Regnier erhielt die Genehmigung des Grafen Bismarck und derselbe erhielt die Erlaubniß, sich über das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl nach Metz hineinzubegeben. Bazaine, dem der Unterhändler bis dahin unbekannt gewesen, entschied sich für Absendung des General Bourbaki an die Kaiserin. Der Letztere durchschritt in bürgerlicher Kleidung zusammen mit mehreren luxemburgischen Aerzten die Vorposten, erhielt aber von der Kaiserin den Bescheid, daß Regnier ohne ihren Auftrag gehandelt habe und daß sie auch nicht gewillt sei, Abmachungen zu treffen, welche die Schwierigkeiten für die augenblickliche Regierung steigern könnten. Nach Metz erging direct aus Ferrières, während Bourbaki in England war, eine Anfrage betreffs der Capitulation, für welche Bazaine am 29. September den Ausschluß der Festung und freien Abzug der Rheinarmee als Bedingungen stellte. „Da man deutscher Seits auf derartige Bedingungen nicht eingehen konnte, ohne die nun schon reifende Frucht der langen Einschließung preiszugeben, so wurden die Verhandlungen abgebrochen.“ Bourbaki hatte nach seiner Rückkehr aus London in Luxemburg die näheren Bestimmungen über seine Rückkehr nach Metz abgewartet. Da sich bei den mit dem großen Hauptquartier zu diesem Zweck geführten Verhandlungen

Schwierigkeiten ergaben, so stellte sich derselbe der Regierung in Tours zur Verfügung und übernahm die Organisation und den Befehl über die Streitkräfte im nordwestlichen Frankreich. Aus diesem Posten verdrängte ihn, wie sein Nachfolger Faidherbe angiebt, das Mißtrauen gegen den ehemaligen Commandeur der kaiserlichen Garde.

Vor Metz hatte sich um diese Zeit die Aufmerksamkeit wieder auf die Nordfront gerichtet. Gegen das nur vier Meilen moselabwärts liegende Diedenhofen standen nur schwache Beobachtungstruppen. Die Besatzung unternahm daher erfolgreiche Streifereien bis auf deutsches Gebiet und vermochte sogar unter Herstellung der Eisenbahn einen Proviantzug von Luxemburg her in die Festung zu schaffen. In der Nacht beobachtete man wiederholt den Austausch von Leuchtsignalen zwischen den beiden Festungen, auch meldeten die Vorposten den Bau von Moselübergängen im nördlichen Theil von Metz. In Folge dieser Wahrnehmungen wurden am 1. October das zehnte Corps auf das rechte Ufer genommen und die hier befindlichen Truppen nach Norden zusammengeschoben.

Bazaine dachte in der That an einen Durchbruch nach Norden und hatte an mehreren Stellen seine Vortruppen näher an die Einschließungslinie herangeschoben. Auch gelang es den Franzosen, sich in einigen der weggenommenen Puncte, so in dem moselabwärts im Thal gelegenen Ladonchamps, zu behaupten. In einem Kriegsrath am 4. October erklärte Bazaine seine Absicht, auf beiden Moselufern gegen Diedenhofen vorzubrechen. Bisher war für Metz keine besondere Garnison bestimmt, jetzt wurden die zurückbleibenden Truppentheile ausdrücklich bezeichnet. Als Beweis, daß ernstlich an einen Durchbruchsversuch gedacht wurde, kann der Umstand gelten, daß sämmtliche Mannschaften auf ihre Marschfähigkeit hin ärztlich untersucht und am 6. die einzelnen Corps gefragt wurden, ob Alles zum Aufbruch bereit sei. Nach französischen Angaben wurde indeß in diesem Zeitpunct der Marschall durch die Nachricht vom Scheitern der Verhandlungen in Ferrières, welche eine ihm zu Händen gekommene Zeitung enthielt, umgestimmt. Das beabsichtigte Unternehmen wurde aufgegeben und beschränkte sich auf einen Vorstoß zur Hereinschaffung von Lebensmitteln. Am 7. October brachen die Franzosen über Ladonchamps gegen die deutschen Stellungen im Moselthal vor und machten einige Fortschritte, gleichzeitig erfolgte ein Angriff auf die Höhen zu beiden Seiten des Moselthals. Das Gefecht nahm größere Verhältnisse an und endete gegen Abend, unter Zurückdrängung der Franzosen, welche sich jedoch im Schlosse Ladonchamps behaupteten. Bazaine giebt an, er habe nach den anfänglichen Erfolgen im Moselthal die Absicht gefaßt, in der Nacht mit sämmtlichen Truppen die nördliche Einschließungslinie zu durchbrechen. Da jedoch das Gefecht hier zum Stehen kam und auch auf beiden Flügeln keine

Erfolge errungen wurden, gab er das Vorhaben zunächst auf und ordnete einen Vorstoß nach Süden an, um die Deutschen zu täuschen. Derselbe kam indeß nicht zur Ausführung, weil der damit beauftragte General seine Vorbereitungen nicht rechtzeitig zu beenden wußte.

Die Deutschen waren auf eine Fortsetzung des Ausfalls am nächsten Tage gefaßt und sämmtliche Truppen blieben über Nacht auf den Kampfplätzen stehn. Außer dem Feuer des Forts und einigen Truppenbewegungen brachte jedoch der nächste Tag keine Feindseligkeiten. Die Erfahrungen des Gefechts am 7. hatten die vermehrte Anlage von Feldwerken in den deutschen Linien als wünschenswerth gezeigt.

In Metz drängten die Dinge nunmehr zur Entscheidung. Tags nach dem Ausfall meldete der Commandant der Festung an Bazaine das Sinken seiner Vorräthe auf einen höchstens zwölftägigen Bestand. Dem daraufhin berufenen Kriegsrath legte der Marschall Fragen über das weitere Verhalten vor, welche derselbe dahin beantwortete, daß die Armee durch ihr Ausharren bei Metz dem Lande noch immer den besten Dienst erweise, weil ein starkes deutsches Heer dadurch gefesselt und für die Rüstungen im Lande Zeit gewonnen würde. Man beschloß ferner, sofort Unterhandlungen mit dem Gegner anzuknüpfen, bevor die gänzliche Aufzehrung der Vorräthe die Armee völlig erschöpft ließe. General Boyer ging nach Versailles, um für die Rheinarmee freien Abzug mit kriegerischen Ehren zu fordern, die Bedingungen der Capitulation von Sedan aber abzulehnen. In den Verhandlungen erklärte derselbe, die Rheinarmee stehe nach wie vor zum Kaiser und der von ihm eingesetzten Regentschaft. Graf Bismarck forderte nunmehr als Vorbedingung einer weiteren Verhandlung, „daß die Kaiserin sich zum Unterzeichnen eines Vertrages bereit erkläre, und daß die Rheinarmee ihre Bereitwilligkeit, der Regentin zu gehorchen, durch eine bestimmte Kundgebung unzweifelhaft darthue."

In Folge dieses Bescheides willigte der Metzer Kriegsrath in eine Entsendung Boyers nach England. Die Kaiserin erklärte jedoch direct nach Versailles ihre Forderung eines vierzehntägigen Waffenstillstandes unter Verproviantirung von Metz und ihren Entschluß, nie in eine Abtretung französischen Gebiets zu willigen. Der König beantwortete die an ihn gelangte Erklärung der Kaiserin dahin, „daß es sein aufrichtiger Wunsch sei, den Frieden wieder herzustellen, daß aber die noch obwaltende Ungewißheit, ob das französische Volk und die Rheinarmee den etwaigen Vereinbarungen Folge leisten würde, ihm vorläufig nicht erlaube, auf weitere Verhandlungen einzugehen."

Vor Metz mehrten sich die Anzeichen steigender Abnahme der Widerstandskraft. In großer Zahl ließen sich Soldaten beim Kartoffelsuchen gefangen nehmen und ihre Aeußerungen sowie die vorgefundenen Zeitungen

gaben genauen Aufschluß über die Zustände in Metz. Das Volk hatte vom Commandanten die Fortsetzung des Widerstandes und die Anerkennung der Republik gefordert und Soldaten hatten an dieser Bewegung Theil genommen. Seit dem 20. October fand keine Ausgabe von Lebensmitteln mehr statt, und die Truppen waren vielfach auf Pferdefleischsuppe ohne Salz und Brod angewiesen. Die Zahl der Pferde betrug am 18. noch 20,000 Stück, doch gingen hiervon täglich 1000 Stück durch Schlachten und Krankheiten fort. Thatsächlich besaßen die Truppen am 26. „theils gar keine, theils nur noch spärlich auf ein bis vier Tage reichende Nahrung, während die Einwohner noch bis zum 1. November mit Portionen im Gewichte von dreihundert Gramm für den Tag versorgt waren.“ Heftige und anhaltende Regengüsse weichten den Lehmboden zu Schlamm auf und steigerten die Beschwerden des Aufenthalts in den Lagern aufs Aeußerste.

Am 24. October beschloß ein neuer Kriegsrath nunmehr mit dem Befehlshaber der Einschließungsarmee in directe Verhandlungen zu treten. Noch immer forderten die Franzosen, diesmal durch den alten General Changarnier, freien Abzug nach Algier, und erst am 26. erklärte der neue Abgesandte, General Cissey, die Bereitwilligkeit des Kriegsraths und des Marschall Bazaines, auf die deutschen Capitulationsbedingungen einzugehen. In dem am 27. zu Schloß Frescaty unterzeichneten Vertrage wurde die Rheinarmee für kriegsgefangen erklärt und die Uebergabe von Metz mit allem dort befindlichen Staatseigenthum zugesagt.

Der Ausmarsch der gefangenen Armee fand bei strömendem Regen am 29. Nachmittags statt, nachdem bereits am Morgen auf den Forts die deutsche Fahne aufgepflanzt worden war. Die französischen Truppen zogen zu den einzelnen Thoren an den dort aufgestellten Corps der Sieger „meist in lautloser Stille und würdiger Haltung“ vorüber und wurden in die bereit gehaltenen und mit Lebensmitteln versehenen Bivouaks geführt. Die Officiere durften nach Metz zurückkehren. Der Marschall Bazaine reiste nach einer Unterredung mit dem Prinzen nach Kassel ab.

Auch für die Ernährung der Einwohner war deutscherseits gesorgt worden und ein Proviantzug sowie lebendes Vieh gingen sofort nach Metz hinein.

Der Aussehen der Stadt hatte während der Einschließung nur im äußeren Weichbild gelitten, doch gewährten die Lagerplätze einen schauerlichen Anblick, und trugen deutliche Spuren des Erlittenen. „Auch die Deutschen“, so schließt das Werk diesen Abschnitt, „hatten ihren großartigen und weittragenden Erfolg mit erheblichen Opfern erkauft. Während des zehnwöchentlichen, mit vielen Entbehrungen und Anstrengungen verbundenen Einschließungsdienstes waren die Reihen des Heeres durch Krankheiten gelichtet und in den Kämpfen

mit dem Feinde etwa 240 Officiere und 5500 Mann getödtet oder verwundet worden."

Die Gesammtzahl der Rheinarmee betrug 173,000 Köpfe bei Eintritt der Gefangenschaft. Eine große Menge von Kriegsmitteln ging mit der bis dahin unbezwungenen Festung in den Besitz des Siegers über. Soweit die kühle, streng sachliche Darstellung des Generalstabswerks. Keine Schlußbetrachtung, wie eine solche der Schilderung der Schlacht von Noisseville folgte, sucht hier ein zusammenfassendes Urtheil über den merkwürdigen Untergang dieses großen Heeres zu fällen. Indeß ein solches Urtheil konnte nur aus einer eingehenden Prüfung der politischen Verhältnisse hervorgehen, unter welchen das zweite Kaiserreich während des letzten Jahrzehnts bestanden hatte.

Aus dem deutschen Reichstag.

IX.

Nachdem der leidige Interessenkampf zwischen Schutzzoll und Freihandel in den Debatten des Reichstags für diesmal zu Ende geführt und zu Ungunsten des Schutzzolls entschieden war, zeigte sich rasch eine zunehmende Ermüdung des Reichstags. Die Reihen wurden lichter, der Strom der Reden verminderte sich und so stark ward das allgemeine Verlangen nach dem Schluß, daß die Gründlichkeit der Berathungen in Gefahr kam, darunter zu leiden. So geschah es, daß die schon seit ein paar Tagen nach Hause gerichtete Wagendeichsel noch vor dem 5. Mai, dem früher als zeitigsten Schlußtermin bezeichneten Tage, zur Heimfahrt für die Abgeordneten bespannt werden konnte. Leider ist nun hierbei ein wichtiges Gesetz unerledigt geblieben, für dessen Zustandekommen wir in unserem letzten Bericht das Aufsteigen einer Hoffnung ankündigten, das Gesetz über Einnahmen und Ausgaben, in Verbindung mit dem Gesetz über den Rechnungshof. Indeß liegt hier der Grund des Nichtzustandekommens nicht im Reichstag, sondern in der Regierung. Schon wiederholt ist dies Gesetz vorgelegt und eingehend berathen worden, ohne daß eine Einigung zwischen Regierung und Reichstag erreicht ward. Jetzt war es wieder vorgelegt und den Bemühungen einiger nationalliberaler Mitglieder war es gelungen, unter verschiedenen Parteien des Hauses eine Einigung über gemeinsame Abänderungsanträge herbeizuführen, und vertrauliche Verhandlungen mit der Regierung berechtigten zu der Hoffnung, daß auch diese die Anträge genehmigen und daß auf diese Weise sich eine enbloc Annahme des Gesetzes herbeiführen lassen werde. Indeß zerschlug sich diese Hoffnung im letzten Augenblick wesentlich durch die Differenz in einem Puncte und die Regierung erklärte, für diesmal auf die Vereinbarung dieses Gesetzes zu verzichten. Wir beklagen dies sehr, denn es fehlt damit eine unentbehr-

liche gesetzliche Grundlage für das Budgetrecht des Reichstags und so lange die wichtigsten Grundsätze in Bezug auf die Etatsaufstellung und die Rechnungslegung nicht gesetzlich festgestellt sind, so lange wird sich der Streit über diese Grundsätze in jedem concreten Falle erneuern und jede Etatsberathung wird an dem bisherigen Fehler leiden, daß sie mit Nothwendigkeit viel zu sehr auf die nur formalen Gesichtspuncte und viel zu wenig auf eine sachliche Prüfung der allgemeinen Finanzlage und der einzelnen Ausgaben gerichtet sein wird.

Der Etat für Elsaß-Lothringen, der schon einer Vorprüfung durch den dortigen Landesausschuß unterlegen hatte, während er nach dem neuen Gesetz gar nicht mehr an den Reichstag, sondern nur an den Landesausschuß zu gelangen braucht, fand in dieser Woche unverändert seine Erledigung, nicht ohne den Protestlern Anlaß zu geben zu wiederholten Klagen über zu viele Beamte und zu hohe Gehalte, über den Schulzwang, über angebliche Unterdrückung der klericalen Presse, über Unterdrückung der municipalen Freiheiten, Einsetzung von kaiserlichen Administratoren anstatt der erwählten Bürgermeister und Municipalräthe u. s. w. Der Reichstag hat in allen seinen Parteien gerade in dieser Session den Reichslanden wiederholt durch die That bewiesen, daß er dieselben nicht wie eine Provinz, nicht wie ein Stiefkind zu behandeln gemeint ist, sondern sie in die volle Gemeinsamkeit in allen Rechten und Pflichten mit allen Gliedern des deutschen Reichs hereinzuziehen und deshalb ihren begründeten Klagen Abhülfe zu verschaffen sich bestrebt, aber wohlverstanden volle Gemeinsamkeit in allen Rechten und Pflichten. Wir finden es natürlich, daß die Loslösung von den alten gewohnten Verhältnissen, das sich Einleben in neue und ungewohnte Formen der Verwaltung sich nicht so schnell vollzieht, nicht ohne vielfache Reibung, nicht ohne manche wenn auch unfreiwillige Verletzung. Wir begreifen auch, daß der Beamtenstand der Reichslande bei seiner überaus schweren Aufgabe manchen Mißgriff begeht aus falscher Aengstlichkeit, indem er hier einen Bürgermeister nicht bestätigt und dadurch ihn und seine Gemeinde nur zu größerem Widerstreben gegen alles Deutsche treibt, dort einen klericalen Redacteur nicht aufkommen läßt und dadurch den Ultramontanen den willkommenen Vorwand zur Klage über Mundtodtmachung giebt, ohne doch damit die Hetzereien dieser Presse verhindern zu können. Der Reichstag wird berechtigten Klagen in dieser Beziehung seine Sympathien nicht versagen können, aber er wird andererseits auch die überaus schwierige Aufgabe der Regierung respectiren müssen und nicht erschweren dürfen dadurch, daß er unwillkürlich französisch-ultramontane Hetzereien ermuthigt. Die wesentlichste Abhülfe haben aber die Bewohner der Reichslande selbst in der Hand dadurch, daß sie den unfruchtbaren Standpunct des Protestirens verlassen, sich auf den Boden der Thatsachen stellen und selbstthätig mit Hand anlegen bei der Verwaltung ihres Landes, nicht aber sich schmollend zurückziehen und die Regierung dadurch zwingen, mehr Fremde als Eingeborene in der Landesverwaltung zu verwenden. Diese Bitte kann die deutsche Presse nicht dringend genug an die Reichslande richten, wie sie gleichmäßig bei den jetzigen Berathungen sowohl aus der Mitte des Reichstags wie vom Regierungstische ausgesprochen ward. Ein treffliches Beispiel ist in dieser Beziehung gegeben durch die autonomistischen Abgeordneten im Reichstag, die den Muth gehabt haben, von der rein negirenden Haltung der Abstinenzler und Protestler sich loszusagen und ohne den Rechten ihres Landes etwas zu vergeben in thätige und bereits sichtbar erfolgreiche Mit-

arbeit getreten sind bei der Lösung von Aufgaben für das deutsche Reich wie für Elsaß-Lothringen. Ihr treffliches Beispiel wird nicht ohne Nachahmung bleiben und wird den Reichslanden mehr Nutzen bringen, als das unfruchtbare Schmollen und Grollen der Protestler, die dadurch doch schon zu einer Milderung ihrer schroffen Haltung gebracht sind und unwillkürlich mehr auf den Boden der Thatsachen werden herübergezogen werden. Einen hoffentlich recht fruchtbaren Beschluß hat der Reichstag bei der Etatsberathung bezüglich der Universität Straßburg gefaßt, deren Stellung als Landesanstalt oder als Reichsanstalt eine zweifelhafte ist. Das Reich hat sie begründet und wie sehr sie auch dem Landesinteresse dient und ihm unentbehrlich ist — denn es wäre nicht gleichgültig für das Land, wenn alle Beamte, geistliche Aerzte, Lehrer, Gelehrte des Landes ihre wissenschaftliche Bildung außerhalb suchen müßten —, so ist doch gleichzeitig unser politisches Interesse an dem Aufblühen dieser Universität ganz unleugbar. Das Reich hat dies Interesse bethätigt durch Fundationsbeiträge von sechs Millionen und durch einen namhaften fortlaufenden Jahresbeitrag von 400,000 Mark. Im übrigen sind die weitern Kosten für die Ausstattung und Erhaltung der Universität aus Landesmitteln zu bestreiten, wie denn überhaupt die Universität nicht auf dem Reichsetat steht, sondern auf dem Landesetat für Elsaß-Lothringen. Und in der That kann das Verhältniß auch nicht anders sein, denn sonst müßten alle deutschen Universitäten auf den Reichsetat gebracht und der Landesfürsorge entzogen werden. Für Elsaß-Lothringen allein fällt aber der Aufwand für die erste bauliche Herstellung aller Universitätsanstalten trotz der Reichsbeihülfe von sechs Millionen doch noch zu schwer und obwohl in der letzten Versammlung des Landesausschusses sich eine hoch erfreuliche nicht nur sympathische, sondern beinahe begeisterte Stimmung für die Universität Straßburg, „diesen Stolz des Landes", kundgab, so war doch zu fürchten, daß finanzielle Bedenken zu einer Beschränkung in der baulichen Einrichtung der einzelnen Universitätsinstitute geführt hätten, die der Universität sehr bald die Kräfte ersten Ranges entführen und sie dadurch auf eine niedere Stufe herabdrücken würden, wenn nicht das Reich durch einen nochmaligen Beitrag zu Hülfe kommen würde. Das ist denn geschehen durch ein Ersuchen des Reichstags an den Reichskanzler, zu erwägen, ob nicht unter der Bedingung, daß die Bauten für die anderen akademischen Institute aus Landesmitteln bestritten werden, zu den Kosten für Erbauung eines gemeinsamen Universitätsgebäudes — dessen bisheriges Fehlen nur vereinzelte Facultäten erscheinen läßt, ohne dem Charakter einer Universitas literarum Ausdruck zu geben —, aus Reichsmitteln ein Beitrag von 2,300,000 Mark zu gewähren sei (auf so hoch ist dieser Bau veranschlagt). Wir hoffen, daß diese entgegenkommende Fürsorge des Reichstags für die Universität Straßburg im Landesausschuß wie in der Universität, die in kaum fünf Jahren sich bis zu einer Frequenz von 700 Studenten aufgeschwungen hat, einen freudigen Widerhall findet und auf allen Seiten den Eifer erhöht, diese verjüngte und doch alte Pflanzstätte deutscher Wissenschaft sicher zu fundiren und mit allen Mitteln einer Universität ersten Ranges auszustatten. Denn Straßburg kann nur eine Universität ersten Ranges haben oder gar keine; eine andere kann sich dort nicht halten.

Ein erfreulicher Gewinn ist das Zustandekommen des Patentgesetzes wesentlich nach den durch gründliche Vorarbeiten der Commission vorbereiteten Vorschlägen. Dieser Commission gebührt für ihre verdienstlichen Arbeiten ein warmer Dank, nicht minder aber dem Patentschutzverein, der durch seine

anregende und vorbereitende Thätigkeit sehr viel beigetragen hat zu dem Zustandekommen eines Gesetzes, das wir als die beste und in der That als eine hervorragende Frucht der gegenwärtigen Reichstagssession begrüßen. Wir halten dies Gesetz für epochemachend für die deutsche Industrie und bedauern, daß der uns zugemessene Raum ein näheres Eingehen in die Materie nicht gestattet. Nur die Thatsache wollen wir mit Befriedigung constatiren, daß der beinahe allgemeine Widerstand der öffentlichen Meinung gegen jedes Patentgesetz, der bis vor wenigen Jahren noch bestand, vor der bitteren Lehre der Thatsachen verstummt und in das Gegentheil umgeschlagen ist. Auch politische Parteien können sich eine Nutzanwendung machen aus diesem raschen Wechsel der öffentlichen Meinung.

Die Wahlprüfungen seiner Mitglieder vollzog diesmal der Reichstag mit größerer Pünctlichkeit, Dank den unter Marquardsens Leitung mit musterhafter Unparteilichkeit, Gründlichkeit und Fleiß geführten Vorarbeiten der Wahlprüfungscommission. So sehr konnte der Reichstag den sorgfältigen Gutachten dieser Commission vertrauen, daß sie meist ohne alle Debatte angenommen wurden und die unerfreulichen Genrebilder widerwärtiger Wahlkämpfe im Reichstag diesmal nicht wieder vorgeführt wurden. Trotz des heftigen Wahlkampfes sind doch nur wenige Wahlen übrig geblieben, denen die Gültigerklärung bis jetzt versagt bleiben mußte. Von den sämmtlichen 397 Wahlen lagen bei 41 solche Bedenken vor, daß sie der Wahlprüfungscommission zur Prüfung und Berichterstattung überwiesen werden mußten. Diese hat alle erledigt bis auf eine, über welche noch eine eingeforderte Auskunft fehlt. Von den geprüften sind zwei definitiv für ungültig erklärt (ein Socialist und ein Freiconservativer) und acht beanstandet, das heißt die Endentscheidung ist abhängig gemacht vom Eingang der durch die Regierung zu veranstaltenden Untersuchungen. Die beanstandeten Abgeordneten führen aber verfassungsmäßig ihr Mandat unbeanstandet bis zur Endentscheidung fort. Eine seltsame Bestimmung.

Einen stillschweigenden Nachklang zu der neulichen moltkeschen Rede über die nothwendige „Ausgleichung“, zu der die französische Kriegsbereitschaft im Interesse unsrer Vertheidigung uns zwingt, gab eine in letzter Stunde eingekommene und angenommene Gesetzesvorlage wegen einer in strategischer Hinsicht nothwendigen Erbauung einer lothringischen Verbindungsbahn von Teterchen nach Bouß mit einem Kostenaufwand von 6,415,000 Mark, der anstandslos verwilligt ward. Mehr Schwierigkeit machte der Vorschlag der Regierung, ebenfalls erst in den letzten Tagen eingebracht, das deckersche Grundstück in der Wilhelmstraße sammt der darauf befindlichen Druckerei nebst zwei Bauplätzen in der benachbarten Voßstraße für einen Gesammtpreis von 7,564,380 Mark für Reichszwecke zu erwerben. Für welche Reichszwecke? das war nicht gesagt und es ergab sich auch aus den mündlichen Erläuterungen, daß ein bestimmter Plan deshalb nicht vorlag. Wenn auch unleugbar die vorhandenen Reichsbehörden zum Theil in ganz ungenügenden Miethlocalen untergebracht sind und die Beschaffung eigner geeigneter Räume für diese, wie für andre neu zu begründende Reichsbehörden, z. B. das Patentamt, unfehlbar nothwendig ist, so war doch der Reichstag gar nicht geneigt, Grundstücke fürs Reich „auf Lager“ oder auf Speculation zu kaufen; auch der hohe Preis erregte Bedenken, nicht minder die Befürchtung, mit dem sehr theuern Ankauf der Druckerei (ohne welche nach Versicherung das Grundstück nicht käuflich war) den Grund zu einer Staatsindustrie zu legen. Die Un-

möglichkeit näherer Orientirung in so später Stunde über den ziemlich unreifen Plan erschwerte einen beifälligen Beschluß, wozu noch der steigende Unwille unter sehr vielen Mitgliedern des Hauses kam, daß alle möglichen Bauten des Reichs zu Stande kommen, nur der eines Gebäudes für den Reichstag selbst nicht, dem gegen seinen Willen der Krollsche Platz aufgedrungen werden soll, wenn er überhaupt für sich ein definitives Gebäude haben will, anstatt des bisherigen Interimsbaues, der in seiner raschen und leichten Construction nur auf die Dauer weniger Jahre berechnet ist. Man kam schließlich dahin mit einigen Zusätzen, die die Frage der Fortführung der Druckerei, sowie die Benutzung des Grundstücks für einen anderen Zweck als zum Bau des Reichstagsgebäudes von der Zustimmung des Reichstags abhängig machen sollen, den etwas zweifelhaften Plan nach langen und übermäßig hitzigen Debatten zu genehmigen. Die ganze Angelegenheit nahm aber allmählich im Laufe der Debatte einen auffallend gereizten Charakter an, das Centrum schien das Bedürfniß zu fühlen, im letzten Augenblick noch agitatorisch zu wirken durch Angriffe und Beschuldigungen gegen die Nationalliberalen, die in solcher Weise, wie es hier geschah, gegen eine ganze Partei gerichtet allerdings geeignet sind, die parlamentarischen Kämpfe zu vergiften. Indeß wird manches in diesen Debatten gesprochene Wort vor einer späteren ruhigen Prüfung nicht Stand halten und dem Schluß der Berathungen ward dadurch bei verhältnißmäßig unbedeutender Gelegenheit ein minder erfreulicher Charakter aufgedrängt. Ob das, was für die Mehrheit des Reichstags die ausgesprochene Hauptabsicht war, gelingen wird, nämlich einen Druck auszuüben auf die bis jetzt so unbegreiflich hinausgeschleppte Frage der endlichen Erbauung eines Reichstagsgebäudes, das steht bei der eigenthümlichen Lage dieses Falles noch dahin.

So schloß die erste Session des dritten deutschen Reichstags, die an hingebender, strenger Arbeit es nicht hatte fehlen lassen. In fünfundfünfzig Tagen waren 37 Plenarsitzungen gehalten worden neben einer Unzahl von Einzelsitzungen, die Ermüdung der Abgeordneten war in der letzten Zeit ebenso sichtbar als erklärlich und sie leiden ebenso wie die ganze Nation unter der Hypertrophie des deutschen Parlamentarismus, woran doch bei der Eigenartigkeit unserer staatlichen Entwickelung für die nächste Folgezeit wenig zu ändern sein wird. Nicht jeder Reichstag kann so großartige gesetzgeberische Erfolge aufweisen wie der vorjährige durch die Vereinbarung der Justizorganisation. Indeß entbehrt auch die jetzige Session, die übrigens durch die gesetzliche Fixirung des obersten Gerichtshofs in Leipzig die Justizorganisation abschloß, keineswegs aller gesetzgeberischen Erfolge von größerer Bedeutung, wir rechnen dahin neben dem nicht unwichtigen Gesetz über die Untersuchung von Seeunfällen vor allem das hochwichtige Patentgesetz und sodann das Gesetz über den Landesausschuß für Elsaß-Lothringen, das für die Entwickelung der neuen Reichslande, für ihren festern Anschluß an das Reich und dadurch mittelbar zugleich für die Sicherung unserer Defensive gegen Frankreich von einschneidender Bedeutung ist. Gewiß wird auch der jetzige Besuch des Kaisers, dessen herzliche Aufnahme im Elsaß auch die besten Erwartungen noch übersteigt — (in Lothringen liegt die Sache natürlich anders) —, dazu beitragen, manche Kreise günstiger zu stimmen und allmählich mit dem Gedanken der untrennbaren Verbindung mit Deutschland zu versöhnen. Der Reichshaushalt ist in befriedigender Weise festgestellt, die Finanzlage des Reichs giebt zu keinen Befürchtungen Anlaß, die anfänglich befürchtete Nothwendigkeit von

Steuererhöhungen ist durch die Beschlüsse des Reichstags vermieden worden. Der Gedanke einer Steuerreform und der Schaffung eigener Reichseinnahmen, um damit einen Theil der Matricularbeiträge zu ersetzen, ist zwar noch nicht in das Stadium der wirklichen Ausführung getreten, er ist indeß übereinstimmend von Regierung und Reichstag als eine Aufgabe der nächsten Zukunft bezeichnet worden. Seine Ausführung setzt aber voraus einen selbständigen Leiter der Reichsfinanzen: in dieser Frage, die den gegenwärtigen Reichstag so viel beschäftigte, zeigte sich nicht die gleiche principielle Uebereinstimmung zwischen Reichstag und Regierung, indeß hat sie durch die gegenwärtige Session doch die Förderung erfahren, daß unter den Parteien des Hauses die Nothwendigkeit der Begründung selbständiger Reichsämter weit stärker und übereinstimmender betont ward als früher, so daß diese Session auch in dieser Beziehung nicht ohne alle Förderung war. Die den Wahlkampf beherrschende Devise, die Umkehr der Gesetzgebung auf wirthschaftlichem Gebiete verlangte, hinter der das augenblicklich noch verschleierte Verlangen nach politischer Umkehr stand, hat durch die abgeschlossene Session eine entschiedenere Antwort erhalten, als man erwarten konnte, und zwar eine Antwort des Reichstags in voller Uebereinstimmung mit der Reichsregierung, die Antwort: Aufrechterhaltung der bisherigen Zollpolitik, kein Einlenken in die Bahnen des Schutzzolles und Aufrechthaltung des Princips der Gewerbegesetzgebung neben Ausbau und Ergänzung derselben. Das ist ein starkes Fiasco für die rückwärts drängenden Parteien nach dem großartigen Sturmlauf, den sie im Wahlkampf genommen hatten. Aber wir halten es für ein höchst werthvolles Ergebniß dieser Session, daß auf diese Weise wenigstens Klarheit in die Situation gebracht und für einige Zeit ein Ende gemacht ist für die dem Verkehr so äußerst nachtheilige Beunruhigung durch eine Agitation, die unmögliches verlangt von der Gesetzgebung und dadurch die Heilung vorhandener Schäden durch die Selbstthätigkeit der Einzelnen hemmt und verhindert. Dem conservativen Feldgeschrei der Umkehr folgt dieser Reichstag und diese Regierung nicht; dies klargestellt zu haben, ist ein Verdienst der abgeschlossenen Session.

Der Anlauf der conservativen Parteien, die deutsche Entwickelung der letzten zehn Jahre zu unterbrechen und zurückzuschrauben, ist für diesmal gänzlich gescheitert. Der Culturkampf hat hier und da seine Schatten geworfen in die Verhandlungen der Session, im Ganzen aber war die Tendenz der römisch-klericalen Partei unverkennbar, etwas stumpferer Waffen sich zu bedienen als sonst, wir lassen dahingestellt sein, ob aus innerem Friedensbedürfniß oder aus kluger Berechnung, daß die Partei für den Fall eines Wechsels in der obersten Leitung sich nicht ganz unmöglich machen dürfe. Die Socialdemokraten haben mit der um einige Köpfe erfolgten Verstärkung ihrer Vertretung im Reichstag nicht eine entsprechende Steigerung der früheren aufregenden Scenen im Reichstag herbeigeführt, im Gegentheil, ihre Haltung unterschied sich sehr vortheilhaft von ihrer früheren und sie haben wenigstens bis zu gewissem Grade zu einer Mitarbeit innerhalb des Rahmens der bestehenden Gesellschaftsordnung sich herbeigelassen.

Starke Parteizersplitterung und das Fehlen einer festen Majorität ist eine Unvollkommenheit, die diesem Reichstag bei der Geburt bescheert ward, wiewohl diese erste Session in ihrem Verlauf doch immerhin einige Consolidirung bewirkt hat. Ein solcher Reichstag konnte, wie sehr auch die Lage Europas dazu Veranlassung bot, um so weniger den bestimmenden Einfluß

auf die auswärtige Politik nehmen, ohne den die Vertretung einer großen Nation für die Dauer sich überhaupt gar keinen Einfluß auf die Regierung des Landes bewahren kann, je mehr der Reichstag wie die ganze Nation sich in vollster Uebereinstimmung weiß mit der bismarckschen Leitung der auswärtigen Politik, so daß ein Anlaß zu einer Kritik nicht vorlag. An der Klippe der auswärtigen Politik konnte dieser Reichstag also nicht scheitern; seine Probe wird er mit seiner Parteizersplitterung erst zu bestehen haben, wenn es sich um die von ihm selbst angeregten und für nothwendig erkannten Organisationen handelt, die in das Gebiet der Kanzlerkrisis gehören. Sensationsbedürftige Berichterstatter versuchen jetzt unter Mittheilung zum Theil ganz veralteten Hofklatsches die Kanzlerkrisis als von durchaus acutem Charakter, durch bestimmte neuere Vorkommnisse veranlaßt, darzustellen und lenken dadurch die öffentliche Aufmerksamkeit von den eigentlichen Zielpuncten ganz ab. Wie die Kanzlerkrisis nicht solchen acuten Charakter hatte, wie wir schon in einem früheren Bericht erwähnten, so findet sie auch ihren dauernden Abschluß und Sicherung vor Wiederkehr nur in dauernden Organisationen. Daran mitzuwirken ist für die Folgezeit die schwere Aufgabe des Reichstags mit einer schwankenden Majorität. Was dieser Majorität an Zahlenstärke abgeht, ihr zu ersetzen durch innere Festigkeit und Geschlossenheit, durch die Sicherheit, den besten Theil des Volkes hinter sich zu haben, das ist die Aufgabe der Nation, damit der Reichstag, der jetzt nur eine kleine Probe gemacht hat, späterhin eine schwere und ernste Probe bestehen kann. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Zur auswärtigen Politik. Ultramontane Agitation. Städtisches. — Eine sehr wesentliche Rolle spielen bei der kaiserlichen Reise in die Reichslande auch die neuen militärischen Organisationen, welche für die Reichslande in Aussicht genommen sind. Die Pläne in Bezug auf die Verstärkung der reichsländischen Garnisonen und die Neuformation elsaß-lothringischer Regimenter sollen bei Gelegenheit dieser Reise definitiv festgestellt und ihre Ausführung alsdann in Angriff genommen werden. Die gegenwärtigen Garnisonen von Metz und Straßburg werden in militärischen Kreisen für viel zu schwach gehalten. Die neuerdings dort aufgeführten fortificatorischen Werke sind so ausgedehnt, daß sie eine weit stärkere Besatzung erfordern. Eine solche wird jetzt in diese Grenzfesten gelegt werden. Es bedarf wohl nicht des Hinweises, daß diese Maßregeln zu denjenigen gehören, auf deren Ausführung Graf Moltke in seiner bekannten Rede vorbereitet hat. Der Ausgleich gegenüber den militärischen Vorbereitungen der Franzosen wird somit alsbald eintreten.

Auch auf maritimem Gebiete entfaltet unsere Regierung eine rege Thätigkeit, um die Sicherheit des Reiches und der Interessen der deutschen Reichsangehörigen auf alle Eventualitäten hin sicherzustellen. Ein Panzergeschwader bestehend aus den Fregatten „Preußen", „Kaiser", „Deutschland" und „Friedrich Karl" ist heute in Dienst gestellt worden, um unter dem Commando des Contreadmirals Batsch, vorerst in der Nord- und Ostsee zu manövriren und dann gegen Ende des Monates nach dem Mittelmeere abzugehen. Selbstverständlich deutet diese Maßnahme der deutschen Regierung in keiner Weise auf ein künftiges Eingreifen Deutschlands in die orientalischen Angelegenheiten hin,

vielmehr handelt es sich hierbei nur um den Schutz der Deutschen im Orient. Zu demselben Zwecke ist auch das deutsche Consularcorps in der europäischen und asiatischen Türkei und in Südrußland erheblich verstärkt worden. Auch ein deutscher Botschafter zieht wieder in Constantinopel ein, um sich seiner Landsleute anzunehmen. Prinz Reuß hat heute Berlin verlassen, wird noch einige Tage in Wien verweilen und dann mit seiner Gemahlin, bekanntlich einer Tochter des Großherzogs von Weimar und Nichte der Kaiserin, sich auf den Weg nach Constantinopel machen. Die Schwierigkeiten, welche die Pforte gegen die Uebernahme der Vertretung der russischen Unterthanen in der Türkei durch die deutsche Diplomatie machte, sind beseitigt, ebenso wie es auch der deutschen Regierung gelungen ist, die Pforte von ihrem Vorhaben, alle Russen aus der Türkei auszuweisen, abzubringen. Nachdem diese diplomatische Action Deutschlands abgeschlossen ist, ist nicht zu erwarten, daß die nächsten Ereignisse die deutsche Politik irgendwie in die orientalischen Wirren hineinziehen könnten. Jedenfalls wird man hier alles thun, um denselben möglichst fern zu bleiben.

Die Entwickelung der Dinge auf dem Kriegsschauplatze ist zwar eine langsame, aber doch immerhin eine weit schnellere, als vordem vielfach angenommen wurde. Namentlich vollzieht sich der Aufmarsch der Russen mit einer unerwarteten Sicherheit und Schnelligkeit. Ueberhaupt werden in militärischen Kreisen seit kurzem die Chancen der Russen weit günstiger beurtheilt als früher. Man meint, daß die Russen bei ihren Rüstungen mit großer Umsicht verfahren sind und daß sie dieselben in solchem Umfange betrieben haben, daß sie den ernstesten Eventualitäten mit Ruhe entgegensehen können. Von den Türken hört man neuerdings wenig. Manche wollten ihnen zum Vorwurfe machen, daß sie nicht die Serethbrücke bei Barboschi rechtzeitig besetzt hätten, doch wird andererseits von competenter Seite bemerkt, sie hätten ganz Recht gethan, hinter der Donaulinie zu bleiben. England zeigt sich inzwischen durch das russische Vorschreiten lebhaft beunruhigt und nimmt Rußland gegenüber eine sehr entschiedene Haltung an. Der Ton der Note, mit welcher das englische Cabinet das letzte Circularschreiben des Fürsten Gortschakoff beantwortet hat, ist ein sehr schneidiger. Rußland wird darin geradezu der Friedensstörung und des Vertragsbruches beschuldigt. Die Petersburger Regierung, welche wohl nicht sehr lüstern nach einem Kriege mit England ist, thut gewiß sehr weise daran, unter der Hand zu erklären, sie würde auf diese Note gar nicht antworten, denn auf diese Kundgebung giebt es eigentlich nur eine Antwort, die Kriegserklärung. England seinerseits wird indeß vor der Hand wohl ebensowenig zum Kriege schreiten, vielmehr wird es zunächst in der Richtung vorgehen, die wir von jeher als die der englischen Politik am meisten zusagende bezeichnet hatten, es wird seine Hand auf Aegypten legen und sich seinen Antheil aus der eventuellen Concursmasse des türkischen Reiches schon im voraus de facto aneignen. Englische Ingenieure schicken sich bereits an den Suezcanal zu befestigen und die englischen Regimenter, welche nach Malta beordert sind, könnten auch eines schönen Tages plötzlich in Alexandrien auftauchen. Alles weitere wird dann von den Erfolgen oder Mißerfolgen der Russen an der Donau abhängen. Ehe nicht dort irgend eine entscheidende Wendung eingetreten ist, wird weder England noch sonst eine europäische Macht aus ihrer Reserve heraustreten.

Ein sehr beunruhigendes Element ist bei der gegenwärtigen gefahrvollen Weltlage die ultramontane Agitation, die jetzt mit ganz besonderer Heftigkeit

und Rührigkeit arbeitet. Im Vatican scheint man den Augenblick nahe zu wähnen, wo sich Großes erreichen ließe. Man plant dort wohl nichts Geringeres, als die Wiederherstellung der weltlichen Gewalt des Papstes. Um diesen zunächst gegen Italien gerichteten Schlag mit Sicherheit und Erfolg zu führen, hat die römische Curie zur Zeit nicht nur in Italien selbst eine große klericale Bewegung hervorgerufen, sondern sie hat dieselbe auch gleichzeitig in Frankreich und in Polen inscenirt, um auf alle Fälle sowohl Frankreich als auch Rußland und auch Deutschland im eigenen Hause zu beschäftigen. Denn Deutschland würde durch eine durch ultramontane Umtriebe veranlaßte Erhebung Polens ebenfalls sehr stark engagirt werden. In Polen arbeiten die ultramontanen Agenten offenbar am emsigsten. Cardinal Ledochowski ist der Führer dieser ganzen Bewegung, seine Würde eines Primas von Polen zeigt ohnehin deutlich genug die ganze Richtung seiner politischen Agitation. Wie weit diese Dinge gediehen sind, vermögen wir nicht zu sagen. Wir sind aber sicher, daß diejenigen, welche ihnen dermaleinst entgegenzutreten berufen sind, ganz genau den Grad ihrer Entwickelung kennen. Man darf sich durch die relative Unthätigkeit der Ultramontanen im westlichen Deutschland nicht täuschen lassen. Auf den Rhein und Westphalen kommt ihnen augenblicklich wenig an. Für sie liegt die Entscheidung im Osten, zumeist natürlich in Russisch-Polen, dann aber auch in Posen, Westpreußen und Oberschlesien. In jenen Gegenden weiß man dies recht gut, und hegt Besorgnisse, aus denen dann die so häufig wiederkehrenden, allerdings durchaus unbegründeten Gerüchte über bevorstehende Mobilmachungen der dortigen Armeetheile entstehen. Man sieht, die augenblickliche Situation giebt nach den verschiedensten Richtungen nur allzuviel Anlaß zu ernsten Sorgen.

Während Europa auf diese Weise in ängstlicher Spannung erhalten wird, hat die Hauptstadt des deutschen Reiches eine verhältnißmäßig harmlose Physiognomie gewonnen. Früher als sonst haben uns in diesem Jahre die Träger der hohen Politik verlassen und Berlin seines ernsten vorwiegend politischen Charakters entkleidet. Der Reichstag ist geschlossen, von dem preußischen Landtage weiß schon seit langer Zeit kein Mensch mehr etwas und Reichs- und Landsboten, welche sonst verurtheilt waren, bis in die heiße Sommerszeit hinein hier auszuhalten, pflegen diesmal schon bei guter Jahreszeit der wohlverdienten Muße. Bald wird auch der Bundesrath ihrem Beispiele folgen, Minister und Ministerräthe werden dann zu den Heilquellen und Bädern wandeln und nichts mehr wird den Berliner an die Sorgen des politischen Lebens erinnern, als die Märsche der exercirenden Truppen durch die Stadt und die Berichte von den Siegen der Russen und Türken in den Zeitungen. Wenn dieser Zustand völlig unpolitischen Daseins in Berlin seine Höhe erreicht hat, so erklärt sich Berlin als in der Epoche der „sauren Gurke" befindlich. Noch trennt uns eine leidliche Spanne Zeit von diesen trüben Tagen. Aber ihre Nähe ist schon zu verspüren. Die Theater- und Concertsaison ist vorüber, das geräuschvolle gesellschaftliche Treiben des Winters ist fast gänzlich verstummt, an den Winter erinnert nichts mehr als die permanente Kälte, die uns trotz knospender Bäume und Blüthen nicht verlassen will. Nur einiger warmer Sonnenstrahlen bedarf es, um die Menschen in die bereits ganz sommerlich decorirte Natur hinauszulocken. Bis dahin sind wir verurtheilt, winterlich zu leben ohne die Freuden des Winters.

J.

Literatur.

Italienisches Theater übersetzt von Wolf Graf Baudissin. Leipzig, 1877. — Wiederum hat uns der greise Uebersetzer Molieres mit einer schönen Gabe erfreut, mit einer Uebersetzung italienischer Dramen, die um so dankenswerther ist, je weniger zugänglich, auch schon ganz äußerlich genommen, diese Dichtungen unserer Kenntnißnahme sind. War doch der Verfasser nicht einmal im Stande, in den Buchläden der großen norditalischen Hauptstädte ein Exemplar Gozzis aufzutreiben, von welchem uns hier zwei tragikomische Märchen in der Weise der Turandot, „der Rabe“ und „König Hirsch“, dargeboten werden, von denen das eine treue Geschwisterliebe, das andere echte Gattenliebe feiert, in der etwas grotesken Phantastik des damaligen Zeitgeschmacks zwar, aber doch stellenweise mit origineller dichterischer Kraft, welche eher an die Romantik Shakespeares als an die Tiecks erinnert, und nicht selten von großer Wirkung. Man bedauert es nur, daß der Dichter die Ausfüllung der komischen Rollen dem improvisatorischen Talent des Schauspielers überlassen hat, da gerade diese Seite der volksthümlichen Muse ein ganz besonderes ethnologisches Interesse gehabt haben würde. Aus der Märchenwelt des aristokratischen Gozzi versetzen uns die beiden folgenden Stücke, „die Haustyrannen“ und „der großmüthige Polterer“, auf den realistischeren Boden seines Gegners Goldoni, so daß wir hier die zwei hauptsächlichsten Richtungen des italienischen Lustspiels im vorigen Jahrhundert vergleichen können. Aber auch die beiden Seiten der goldonischen Dichtung werden uns klar. Während das erste Stück ganz auf dem nationalen Grunde enger heimischer Verhältnisse steht, hat das andere, ursprünglich französisch geschrieben, auch innerlich einen leichten französischen Beigeschmack, wie es bei einem Jünger der Encyclopädisten nicht anders zu erwarten steht. Die beiden folgenden und letzten Stücke überspringen fast ein Jahrhundert und zeigen uns das moderne Italien in seinen höheren und mittleren Kreisen. Das etwas breite und nüchterne, auf dem Studium Goldonis offenbar beruhende Schauspiel Gherardi del Testas „der wahre Adel“ hat ungleich mehr sociales als poetisches Interesse, ja es darf sogar eine historische Bedeutung in Anspruch nehmen, die seine Wahl völlig rechtfertigt. Denn es schildert die sinkenden Reste der alten Elemente und die aufstrebenden neuen, auf denen das junge Italien sich aufbaut. Mehr der Posse ähnelt des Grafen Giraud „Don Desiderio“, der uns in das Kleinleben der mittleren Schichten des römischen Bürgerthums einführt, die Schilderung der Erlebnisse eines gutmüthigen alten Herrn, dessen Eifer überall zu helfen und zu nützen bald die lächerlichsten, bald die traurigsten Situationen herbeiführt, ein gewandtgeschriebenes, lebensvolles Stück Komik, dem man auch bei uns eine scenische Wirkung wohl zutrauen möchte. Es ist Schade, daß der treffliche Uebersetzer von der ursprünglich geplanten Wiedergabe von Machiavells berühmter Mandragola aus ästhetischen Gründen abstehen zu müssen glaubte, wenn wir auch zugeben müssen, daß das Buch dadurch vielen Frauen und Mädchen verschlossen bleiben mußte, denen wir es nun ohne allen Hinterhalt anpreißen können. Ueber die Uebersetzung bei einem Meister dieser Kunst noch ein Wort sagen, hieße Eulen nach Athen tragen. Wir können das hübsche Buch nur allgemein empfehlen. Rd.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 11. Mai 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ueber den Zustand der Seele im Fieber.

Von O. Heubner.

Einem aufmerksamen Beobachter verschafft sehr häufig schon der erste Blick auf einen Kranken das richtige Urtheil über die Schwere und den Grad einer Krankheit, noch ehe er weiß, welcher Art dieselbe ist. Die gebrochene Haltung des Körpers, die bleiche Färbung des Antlitzes und der Hände, die Durchsichtigkeit der Haut, das eckige Vortreten sonst abgerundeter Conturen: alles dies verräth sogleich auch dem, der sich dieser Einzelheiten nicht bewußt wird, daß es sich um eine schwere Erkrankung handelt, ebenso wie der Laie an dem Wiederaufleben der Wangenröthe, dem helleren Blick der Augen, einer kräftigeren Muskelbewegung oft das Herannahen der Besserung zu erkennen vermag, noch ehe die ärztliche Messung oder Wägung dieses Urtheil bestätigt hat.

Analysirt man diesen sogenannten Gesammteindruck, den ein Kranker macht, auf seine Componenten, so gewahrt man, daß dieselben in viel selteneren Fällen — zu denen besonders sehr schmerzhafte Erkrankungen gehören — durch das anatomisch erkrankte Organ geliefert werden, als vielmehr enthalten sind in den durch die Localkrankheit secundär bedingten Veränderungen des Gesammtorganismus. Noch ehe man aber versucht den Wegen nachzugehen, innerhalb welcher sich die letzteren aus ersterer herausentwickeln, haftet man mit einem gewissen Staunen an der Einförmigkeit, mit welcher die differentesten Localaffectionen immer wieder — wenn auch unter verschiedener Geschwindigkeit — zu demselben Ziele führen. In der That, wenn auch das geübte Auge des Praktikers an kleinen Zügen verschiedene Formen des allgemeinen Marasmus zu unterscheiden im Stande ist, im Großen und Ganzen können doch die Lungenschwindsucht sowohl wie der Magenkrebs, die chronische Leberentzündung wie eine Kniegelenkseiterung in gewissen Stadien ihres Verlaufes ganz die gleichen Nüancen des schlechten Aussehens erzeugen, vom

mäßig Angegriffenen bis zum tödtlich Erschöpften, und überall giebt uns dieses Letztere einen wichtigen, wo nicht den wichtigsten Maßstab an die Hand in unserem Urtheil darüber, in welchem Grade die Lebensfähigkeit des Organismus bedroht ist, bis zu welchem Grade des Mißverhältnisses zwischen Einnahmen und Ausgaben des Körpers jene Affectionen geführt haben.

Durchaus nicht in gleich monotoner Weise verhält sich unser psychisches Allgemeinbefinden den Krankheiten gegenüber, und ebensowenig wie bei den Geisteskrankheiten laufen bei den somatischen geistiger und körperlicher Marasmus parallel. Freilich wird damit nicht im Geringsten etwa geleugnet, daß nicht selbst die leichteste körperliche Erkrankung die Seele in eine gewisse Mitleidenschaft zöge. Es giebt im objectiven Gesammtbilde eines jeden schwerer Erkrankten einen Zug, der gerade diesem Momente seinen Ursprung verdankt, das ist die mimische Beschaffenheit des Gesichtes und der Augen; und nicht bedeutungslos ist es, daß auch die Sprache Rechenschaft von dem stärkeren oder schwächeren Vortreten dieses Zuges giebt, wenn sie das eine Mal sagt: „der Kranke sieht schlecht, elend aus", das andere Mal: „er sieht leidend aus".

Aber gerade hieran läßt sich der tiefgreifende Unterschied erläutern, der zwischen den Wirkungsweisen der Krankheiten auf den Körper und auf die Seele besteht; es sieht ein Kranker keineswegs um so leidender, je tiefer sein körperlicher Organismus ergriffen ist, und umgekehrt. Es giebt Affectionen, bei denen das Leben viele Jahre lang ungefährdet erhalten bleibt, und die doch den Gemüthszustand schwer schädigen, und es giebt schwerste, lebensgefährliche Erkrankungen, welche die psychischen Functionen beinahe unberührt lassen. Jedem Arzte ist es bekannt, wie gerade seit einer sorgfältigeren Untersuchung und Behandlung localer Gebärmuttererkrankungen der Skepticismus aufgehört hat, der es eine Zeit lang für unmöglich hielt, daß tiefe Gemüthsverstimmungen mit ihren Folgen auf Vorstellungen und Handlungen lediglich von jenen abhängen, und in ihrem Verlaufe genau mit ihnen congruent auf- und niederschwanken können. Ein Blick in das lehrreiche Buch von Lallemand zeigt, wie schwerwiegend die Störungen des Seelenlebens sind, welche durch gewisse Erkrankungen im Gebiete der männlichen Genitalsphäre hervorgerufen werden. Die Bezeichnung Hypochondrie, die schon die Alten einer schweren Affection des Gemüthes gaben, weist direct auf die unter den Rippen gelegenen Organe Leber, Magen, Milz hin, die in der That schon bei verhältnißmäßig leichten Störungen ganz beträchtliche krankhafte Reactionen im Empfindungsleben erzeugen. Umgekehrt aber finden wir bei manchen schweren Brustkrankheiten, namentlich in den späteren Stadien der Lungenschwindsucht, zuweilen auch sogar bei schmerzhaften Krebsen innerer Organe ein für den Unbetheiligten geradezu unbegreifliches psychisches Wohlbefinden, ganz hoffnungsvolle Stimmungen, vollkommene Klarheit in allen das Körperübel nicht betreffenden Dingen, so

daß man hier beinahe von einem in umgekehrter Richtung wirksamen Einflusse des letzteren reden könnte.

Während nun auf der einen Seite die Beziehungen zwischen localer Erkrankung und Allgemeinzustand des Körpers gerade seit der genaueren Durchforschung der Localaffectionen eingehende Würdigung erfahren haben, während nicht nur die hier in Betracht kommenden Thatsachen der Messung theilweise zugänglich gemacht sind, sondern auch ihrem Zusammenhang namentlich durch sorgfältige Stoffwechseluntersuchungen nachgespürt wird, — ist dem Einflusse, der Rückwirkung, die unsere körperlichen Krankheiten auf unsere psychische Constitution besitzen, gerade von Seiten der nicht psychiatrischen Aerzte bis jetzt nur eine geringe Aufmerksamkeit geschenkt worden. Freilich sind diese Verhältnisse oft genug nicht so grell in die Augen fallend, wie jene, freilich ist der Zusammenhang zwischen dem Einen und dem Anderen bis jetzt nur durch die tausendfach sich wiederholenden empirischen Thatsachen zu erweisen, und stehen wir in Betreff der Erklärung desselben noch kaum auf einem höheren Standpuncte, als ihn Henle in seiner Abhandlung über Nervensympathie im Jahre 1840 einnahm, freilich beruhigt sich endlich vielleicht gar Mancher, dem diese Dinge auffallen, damit, daß die psychischen Abweichungen nur eine Folge der Ernährungsstörungen seien, die, wie der Gesammtorganismus, so ein Theil desselben, das Gehirn, erleide. Aber schon oben habe ich hervorgehoben, wie eben körperlicher und geistiger Verfall oft so ganz differente Wege gehen, und man braucht nur an die complexen Eindrücke zu denken, die von der Peripherie her in ganz anderer Weise auf nervösem Wege das Gehirn treffen können, als z. B. die Muskelmasse, das Fettgewebe u. s. w., um schon a priori die Möglichkeit einer solchen Differenz des Verhaltens begreiflich zu finden. Würde es demnach durchaus keinen Nutzen versprechen, wollte man sich auf Reflexionen über die Art, wie die Krankheiten unser psychisches Leben beeinflussen, einlassen, so darf doch einstweilen das thatsächliche, was aus der Beobachtung am Krankenbette geschöpft werden kann, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Die Gesammtheit der körperlichen Erkrankungen, von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet, würde dann freilich in ganz andere Gruppen zu bringen sein, als in welchen sie gewöhnlich dargestellt werden, und ich muß mich hier mit der Beleuchtung einer solchen Classe von Krankheiten begnügen, die sich allerdings, wie mir scheint, dadurch auszeichnen, daß hier die Störung der psychischen Functionen in einem beinahe typischen Gange erfolgt.

Ich meine die schweren acuten fieberhaften Erkrankungen. Schon diese Zusammenstellung einer Zahl dem Wesen nach sehr verschiedener Erkrankungen deutet darauf hin, durch welches gemeinsame Moment mir hier die Entwickelung der psychischen Abweichungen wenigstens vorzugsweise bedingt erscheint.

Es ist der fieberhafte Zustand an sich. Dem Einwande gegenüber, der gegen diese Anschauung erhoben werden könnte, daß die Mehrzahl der hier in Betracht kommenden Affectionen Infektionskrankheiten seien, und die Hirnerscheinungen vielmehr durch die Vergiftung der Centralorgane, als durch das daneben bestehende continuirliche Fieber entstanden angesehen werden können, möchte ich damit begegnen, daß trotz der Verschiedenheit der einzelnen Krankheitsgifte doch die Entwickelung der Hirnsymptome überall ziemlich den gleichen Typus darbietet, der bei gleichartigen wie bei verschiedenartigen Krankheitsfällen sich doch hauptsächlich eben nach der Intensität und Dauer des Fiebers richtet, und welcher der nämliche bleibt, auch in Erkrankungen, die wenigstens von der Mehrzahl der Aerzte für einfache Entzündungskrankheiten gehalten werden, wie die Lungenentzündung, ja selbst die schwere eiternde Mandelentzündung, vorausgesetzt nur, daß letztere eben mit dem entsprechenden Fieber einhergehen. Gerade diese Gesetzmäßigkeit im Verlaufe der Erscheinungen gestattet ihre gemeinsame Betrachtung.

Als Prototyp für alle diese Erkrankungen kann der Abdominaltyphus betrachtet werden, bei welchem wir es mit einem allmählich sich entwickelnden, langanhaltenden, continuirlichen Fieber zu thun haben. Je mehr die anderen febrilen Krankheiten sich in ihrem Fieberlaufe der genannten Erkrankung nähern, um so mehr werden auch dort die Hirnerscheinungen „typhös“.

Das Erste, was uns im Beginne des Fiebers auffällt, ist eine bald stärker, bald schwächer hervortretende Veränderung der Stimmung, verbunden mit und zum größten Theil wohl hervorgehend aus einem Zustande der Centralorgane, den man treffend mit einem in der Nervenpathologie geläufigen Ausdruck als reizbare Schwäche bezeichnen kann. Alle Sinne sind in höherer Spannung, in abnormer Empfindlichkeit. Ein leiser Luftzug, geringe Temperaturwechsel werden höchst unbehaglich, Licht- und Schalleindrücke unerträglich, der Anblick von Speisen erregt Ekel. Auch psychische Eindrücke wirken in gleicher Weise ungewohnt heftig, und entsprechend heftig ist die Reaction gegen dieselben. Aber diese letztere erfolgt nicht mit der frühern Energie, de Kranke hat das Gefühl, als brauche er ganz ungewöhnlich viel Kraft zu den gewohnten Leistungen, er wird erschöpft nach kurzer Zeit, und fürchtet die Wiederholung einer seelischen Kraftanstrengung. So entsteht denn das bald mürrische, bald ungestüme Benehmen, der Wechsel zwischen heftiger Bewegung mit erregtem Antlitz, und zwischen scheuer, matter Ruhe mit schlaffem Gesichtsausdruck, jene Sprünge im Handeln und Thun, die es bewirken, das die Umgebung sich eine Zeit lang im Charakter des Leidenden nicht mehr zurechtzufinden vermag.

Ganz besonders ausgeprägt ist diese Stimmungsänderung beim kindlichen Organismus, hier ist sie oft geradezu der erste diagnostische Anhaltspunct für

das Herannahen der schwereren Erkrankung. An einem ungewöhnlich verlegenen oder weinerlichen Wesen, an dem Stillerwerden eines lauten, an dem Zärtlichwerden eines ruhigen Kindes, an leichten Veränderungen im Ausdrucke der Mimik und des Auges erkennt eine aufmerksame Mutter gar häufig schon den Beginn einer Krankheit, die der Arzt beim einmaligen Sehen noch nicht wahrnimmt, und von der das Kind selbst nichts weiß. Während beim Erwachsenen die fieberhafte Verstimmung zum größten Theile aus dem bewußten Krankheitsgefühle (aus der Empfindung der Beeinträchtigung seiner geistigen und körperlichen Functionen) resultirt, geht sie beim Kinde nicht aus bestimmten Vorstellungen hervor, sondern leitet sich aus unbewußten Folgen der erhöhten Reizbarkeit der Nervenmasse auf unsere Seele her, kommt aber gerade dadurch schärfer und unverhüllter zum Ausdruck; und je weiter zurück in der Gehirnentwickelung ein Organismus steht, um so mehr beherrscht diese Stimmungsänderung allein das ganze Bild der psychischen Erscheinungen. Beim ausgebildeten Erwachsenen ist sie kurzdauernd und unerheblich. Nicht entfernt begegnen wir beim Fiebernden jener Vertiefung in bestimmte traurige Vorstellungen, jenem Brüten über drückende Gedanken, die alles Grau in Grau erblicken und bis zum Lebensüberdrusse führen können, wie sie z. B. ein Magenkranker, eine Uterinleidende wochenlang darbieten können. Die Gemüthsverstimmung im Anfang des Fiebers hat nur eine blasse Färbung und wird mit zunehmender Krankheit immer blasser. Es mag das wohl damit zusammenhängen, daß zum Zustandekommen einer ausgeprägten Verstimmung eine gewisse Integrität der Gehirnfunctionen nothwendig ist. Es gehört, wie an manchem schweren Kranken leicht erweislich ist, eine größere Freiheit des Bewußtseins dazu, z. B. das Krankheitsgefühl zu haben, als dazu, grobe Sinneseindrücke richtig wahrzunehmen. Diese freie Ausübung der Hirnfunctionen, die das Bewußtsein ermöglichen, wird nun aber mit wachsendem Fieber mehr und mehr beeinträchtigt. Wenn wir den anfänglichen Zustand der psychischen Functionen als reizbare Schwäche bezeichnet haben, so ist die Signatur der weiteren Entwickelung folgende: die Reizbarkeit nimmt ab, die Schwäche zu.

Zunächst allerdings ist die Seele noch während gewisser Zeiten scheinbar in einem Zustande erhöhter Activität befindlich, und zwar gerade da, wo sie sonst ruht, während der Nacht. Der ruhige Schlaf verwandelt sich in einen Halbschlummer, aus dem der Kranke ohne die Einwirkung äußerer Reize fort und fort wieder erwacht. In den Schlummer hinein setzt sich das noch vorhandene Krankheitsgefühl fort; zu dem Gehirnzustande, wo der Kranke aufhört sich selbst zu empfinden, kommt es gar nicht mehr. Statt dessen ist dieser Halbschlummer von fortwährenden Träumen bewegt, welche sich von denen des Gesunden durch eine ungewöhnliche Verwirrtheit, durch ein fort-

währendes Abreißen des Fadens, durch eine rasende Geschwindigkeit der Vorstellungsfolge und häufig durch einen besonders düsteren und ängstigenden Inhalt unterscheiden. Schon in diesem Verhalten der Träume möchte ich einen Vorboten der hereinbrechenden Schwäche des Bewußtseins erblicken. Denn vergleichen wir damit die Träume, deren der Gesunde beim Erwachen sich erinnert, so charakterisiren auch sie sich allerdings durch eine völlige Regellosigkeit im Spiele der Phantasie, aber es ist doch eben noch ein Spiel vorhanden, ein gewisser Verlauf, ein Erleben von, wenn auch noch so abgeschmackten, Ereignissen; von alledem ist beim Fiebernden nicht mehr die Rede, keine Regel, keine Folge mehr in der wilden Hast, mit denen sich die einzelnen Bilder überstürzen. Es spielt gleichsam im Traume vor, was später viel deutlicher und objectiv wahrnehmbar bei den wachen Delirien sich wiederholt: der Mangel einer die Vorstellungen ordnenden Kraft.

Kaum ist so die Fähigkeit zu schlafen und wir möchten hinzufügen, ordentlich zu träumen, verloren gegangen, so tritt auch eine Beeinträchtigung des völligen Wachens auf. Das Bewußtsein hat auch nach dem scheinbaren Erwachen die Kraft eingebüßt, die ungeregelten Vorstellungen des Schlummers zu bannen und zu beherrschen; die dort emporgestiegenen Erinnerungsbilder setzen sich anfangs mit geringer, später mit steigender Lebhaftigkeit in den halbwachen Zustand fort, und führen zur wachen Verwirrtheit und bald zum Ausdruck derselben in der Sprache, zum Irrereden oder Deliriren über, welches gewöhnlich zuerst des Nachts, einige Zeit später auch am Tage sich bemerklich macht.

Das Delirium ist ein so constanter Begleiter aller schwereren fieberhaften Zustände, daß man vom Laien gar nicht selten fiebern und phantasiren als identische Bezeichnungen anwenden hört. Es ist der Zustand, der auch dem unerfahrensten Beobachter sofort als krankhaft sich aufdrängt, wenn er den Kranken Dinge reden hört, die zu der Lage, den Bedürfnissen, der Stimmung, in welchen derselbe sich befindet, nicht passen. Auf die Untersuchung dieses Irreredens sind wir nun vorzugsweise angewiesen, wenn wir über den psychischen Zustand des Fiebernden bis dahin, wo er in völlige Nacht versinkt, ein Urtheil gewinnen wollen. Freilich Irrereden und Irredenken sind nicht identisch, und die Möglichkeit fortdauernder falscher Vorstellungen ohne ein einziges delirirendes Wort muß auch für den fieberhaften Zustand zugegeben werden. Indessen wenn der Psychiater Neumann annimmt, daß gerade hier das innere Delirium viel häufiger sei, als das lautwerdende, so wäre dem doch entgegenzuhalten, daß dafür in den Erinnerungen der meisten Fieberkranken keine Beweise vorliegen, und es ließe sich vielleicht, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird, mit größerem Rechte sagen, daß viele Fiebernde scheinbar mehr irrereden, als wirklich falsch denken.

Es fallen bei der Betrachtung der Delirien verschiedener Fieberkranker zunächst große Differenzen auf. Erstlich quantitative.

Das eine Mal sehen wir den Kranken in ruhiger schlaffer Haltung mit halbgeschlossenen Augen meist stille liegen, nichts im Ausdrucke des Antlitzes verräth irgend welche Gedanken, und nur hin und wieder murmeln die Lippen einige unarticulirte Worte, die entweder gar nicht verstanden werden, oder wenn Letzteres der Fall, gänzlich gleichgültiger Natur sind. Solchen Zuständen gegenüber wird es dem Beobachter schwer, überhaupt an eine Bildung von Vorstellungen zu glauben; hier erhält er vielmehr den Eindruck eines gänzlichen Aufhörens der höheren geistigen Fähigkeiten und die etwa gesprochenen Worte machen den Eindruck rein automatischer Vorgänge. Die Seele hat aufgehört thätig zu sein, es ist ein leichterer Grad desjenigen Zustandes vorhanden, wie er sich bei schwererem Fieber erst nach dem intensiven Delirium einzustellen pflegt.

In anderen Fällen aber ist eine wirkliche Bildung reichlicher Delirien vorhanden, und dann machen sich wesentliche qualitative Unterschiede bemerklich. Wohl in der Mehrzahl der Fälle kennzeichnet sich auch das lebhaftere Fieberdelirium durch eine gewisse Oberflächlichkeit, durch eine Folge an sich gleichgültiger, die Affecte des Kranken unberührt lassender Vorstellungen. Dieselben sind so zu sagen stimmungslos, ein wesentlicher Unterschied von denjenigen der primären Geisteskranken. Ihr Inhalt ist ein zufälliger; sehr häufig bemerkt man, wie aus einem ganz beliebigen Reiz, der die Sinne trifft, namentlich Gesicht oder Gehör, sich eine Vorstellung entwickelt, und an diese wieder in Gestalt lockerster Association, z. B. rein durch die Klangfarbe des vorher gesprochenen Wortes bedingt, andere Vorstellungen sich anschließen, von denen keine einzige auch nur eine Zeitlang festgehalten werden kann. Sehr deutlich ist dieses mechanische, vom Bewußtsein und Willen ganz losgelöste Moment bei den Delirien, die man als räumliche bezeichnen könnte. Eine Arabeske der Tapete oder eines Geräthes fällt in die Augen und wird nun, ohne daß der Kranke im Stande ist, sich dem Vorgange zu entziehen, zu allen möglichen sinnlosen Figuren verarbeitet, wie wir sie den an der allgemeinen Paralyse leidenden Geisteskranken in stundenlanger Mühe zu Papiere bringen sehen; — oder ein kleiner Gegenstand wächst und wächst ins Ungeheure, um immer von Neuem zusammenzusinken. Aber in der gleichen Weise regt ein am Krankenbette gesprochenes Wort des Arztes, der Wärterin einen mit den Zuständen des Kranken gewöhnlich in gar keiner Beziehung stehenden Gedanken an, dem sich wieder andere an sich gar nicht falsche, aber nur eben nicht dahin gehörige, und kaleidoskopisch durcheinander geschüttelte Ideen anschließen. Wir haben es in diesen Fällen nicht eigentlich mit verkehrten, sondern mit undisciplinirten Vorstellungen zu thun. Die Aufmerksamkeit, das Bewußt-

sein sind nicht etwa auf bestimmte Puncte hin concentrirt, sondern sie sind abgeschwächt, ja fehlen ganz, und dadurch ist die Richtungslosigkeit der zufällig angeregten Ideen bedingt. Somit dürfen auch diese Delirien als Zeichen einer Schwächung der höheren psychischen Functionen angesehen werden.

Noch an zwei anderen Thatsachen, die man um diese Zeit zu bemerken Gelegenheit hat, wird dieser schwächende Einfluß des Fiebers bemerklich. Erstlich ist jetzt das Gedächtniß ganz erheblich reducirt. Während man die Kranken wohl aus ihrem geistesabwesenden Zustande auf kurze Zeit herauszureißen vermag und auf einzelne einfachste Fragen richtige Antworten erhält, sind sie nicht mehr im Stande über Vorgänge, die wenige Tage rückwärts liegen, Aufschluß zu ertheilen.

Zweitens aber ist die Urtheilskraft bedeutend geschwächt. Schon über den eigenen Zustand fehlt vollkommen die richtige Einsicht. Dem Kranken geht es, wenn man ihn befragt — ganz ähnlich wie dem gelähmten Geisteskranken in einem schon völlig hoffnungslosen Stadium der sogenannten Hirnerweichung — regelmäßig ganz gut, das Krankheitsgefühl ist erloschen; selbst die einfachsten Empfindungen, z. B. des Durstes scheinen nicht mehr zum Bewußtsein zu gelangen.

Aber auch der Außenwelt gegenüber geht alles Urtheil verloren. Deshalb treffen wir gerade beim Fiebernden so mannichfaltige Illusionen, d. h. falsche Deutungen von wirklich zur Perception gelangenden Sinneseindrücken. Ein Schatten verwandelt sich in eine Gestalt, eine beleuchtete Wandfläche wird zur phosphorescirenden Façade eines Palastes u. s. w.

Zu den Illusionen des Fiebernden möchte ich auch gewisse oft als Hallucinationen bezeichnete Phänomene rechnen. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß im Laufe schwerer fieberhafter Erkrankungen, die peripheren Nerven, Geruch, Geschmack, Muskel-, Hautnerven u. s. f. durch Parenchymentzündung, durch Einwirkungen des umspülenden Blutes und andere Momente von verschiedenen fremdartigen Reizen getroffen werden. Die so entstehenden Sensationen gelangen ins Bewußtsein und dieses täuscht sich in der Erklärung: nun glauben die Kranken in einer Pestatmosphäre sich zu befinden, sie halten sich für gefesselt, es fehlt ihnen der Mund, es ist ein Bein von Glas, ein Glied größer, die eine Körperhälfte geschrumpft 2c.

Gerade auf die Albernheit der Erklärungsversuche von vorhandenen Sensationen möchte ich aber ganz besonders die Aufmerksamkeit lenken; dem Inhalte nach ganz ähnliche Vorstellungen kommen gerade bei denjenigen Geisteskranken vor, bei denen von Anfang an die Schwäche der Intelligenz und des Urtheils das traurige Ende prophezeit, bei den schon erwähnten Paralytikern — eine Analogie, der wir noch weiter begegnen werden. Mit der Erwähnung der eben besprochenen Phänomene befinden wir uns aller-

dings schon in der Betrachtung einer anderen Form der Delirien, als wir sie bisher kennen gelernt haben.

Es sind diejenigen im allgemeinen allerdings viel selteneren Fieberdelirien, wo es sich nun in Wahrheit um entschieden verkehrte Action oder um deutliche Wahnideeen handelt, und in der That mehr das Bild einer geistigen Störung, als einer einfachen geistigen Schwächung entsteht.

Wie bei den Geisteskrankheiten, lassen sich auch hier zwei verschiedene Typen, in denen die Störung verläuft, erkennen. Das eine Mal entwickeln sich Zustände großer allgemeiner Aufregung mit den mannichfachsten motorischen Impulsen. Die Kranken schreien und toben, suchen sich der Bekleidung zu entledigen, springen aus den Betten, suchen sich aus dem Fenster zu stürzen, ja sie verlassen in unbewachten Momenten das Haus und stürzen sich ins Wasser oder nehmen sogar Selbstverstümmelungen vor. Den Wärtern setzen sie allen möglichen Widerstand entgegen, schlagen um sich, beißen u. s. w. Zuweilen erfährt man nachträglich, daß solchen maniakalischen Erscheinungen bestimmte Wahnideen zu Grunde gelegen, häufiger aber sind sie im Genesungsfalle gänzlich der Erinnerung entrückt und auch die Beobachtung läßt keine Motive in der zwecklosen Agitation erkennen. Man begegnet ihnen besonders bei rasch zu großer Intensität sich steigernden Fiebern, z. B. bei schweren Lungenentzündungen, Pocken, Flecktyphus und vorzugsweise dann, wenn die Befallenen kräftige blutreiche Individuen sind.

Eine andere ebenso seltene Form der fieberhaften Geistesstörung kennzeichnet sich dadurch, daß Wahnvorstellungen mit erkennbarem Inhalt viele Tage lang consequent festgehalten werden und das ganze Benehmen des Kranken beherrschen. Das sind die einzigen Fieberdelirien, wo von Stimmung, von Affect die Rede sein kann; und der letztere ist häufiger ein depressiver als ein expansiver. Angst, Schrecken, Furcht erhalten dann ihren Ausdruck in Vorstellungen und Reden des Kranken; alles, was um ihn vorgeht, jede Manipulation an seinem Körper nährt jene von neuem, er entsetzt sich vor dem ärztlichen Freunde, er entsetzt sich vor sich selbst.

So könnte es beinahe scheinen, als ob gerade diese schwersten Formen der fieberhaften psychischen Störung sich den Erkrankungen näherten, wie wir sie bei den sogenannten primären Geisteskranken, wo von einer Schwächung der höheren geistigen Functionen noch durchaus nicht die Rede ist, beobachten. Und doch besteht eine tiefe Kluft zwischen den Delirien hier und dort. Um es kurz zu sagen: die Manie des Fiebernden hat etwas Sinnloses, Blindes, seine Melancholie etwas Groteskes, Albernes an sich, die wir bei den primären Psychosen nie antreffen. Der maniakalische Geisteskranke zeigt doch in seinem Thun und Treiben irgend eine Direction, er vermeidet Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen, er wendet List und Kraft an, um zu seinem

Ziele zu gelangen. Nichts von alledem beim Fiebernden, nichts von einem, wenn auch verkehrten, System im Handeln, nichts von leitenden Gedanken: reines, triebartiges, impulsives Wesen. Der Kranke ist, um eines Wunderlichschen Ausdrucks mich zu bedienen, zu stupid, um bösartig zu sein.

Und nun vergleiche man die systematisirten Vorstellungen eines Melancholischen mit dem Delirieninhalt der Fiebernden, so wie er von Genesenen zuweilen in der Erinnerung behalten wird. Nun, ein Gelehrter, der, wie Murchison erzählt, glaubt in einem Luftballon zu fliegen, nach welchem Soldaten schießen, ein Arzt, welcher glaubt, man wolle ihm die Leber ausschneiden und seine Nerven präpariren, das sind keine Beispiele von primärer Melancholie. Aber es giebt eine Geisteskrankheit, bei der schon frühzeitig derartige alberne mit dem Bildungszustande des Individuums in gar keinem Verhältnisse stehende Vorstellungen den Stoff der gemüthlichen Verstimmung bilden, das ist der paralytische Blödsinn. Dieser Krankheit gegenüber gehen die Analogieen oft bis ins Detail. Vor nicht langer Zeit sah ich einen Typhuskranken, der die auch anderwärts schon beobachtete Wahnvorstellung hatte, er sei gestorben. Dieselbe verschwand, nachdem der Kranke einige Tage lang der antifebrilen Behandlung unterworfen war. Frappirt aber wurde ich, als wenige Wochen später mir das Bild jenes Typhuskranken an einem noch in einem frühen Stadium der allgemeinen Hirnparalyse befindlichen Geisteskranken Zug für Zug entgegentrat. Dieselbe leichenartig starre Haltung, mit der er im Bette lag, dasselbe alberntraurige Gesicht, dieselbe Art mit den geschlossenen Augenlidern dann und wann zu zwinkern (die einzige sichtbare Bewegung), dieselbe passive Abwehr bei der Annäherung und dieselbe nach langem Bemühen erhaltene leise Antwort: der N. N. ist nicht da, er ist verschwunden, er ist todt. Ja selbst der für die Paralyse so charakteristische Größenwahn kommt im Fieber vor. Ein ausgezeichneter Beobachter und Gelehrter theilte mir mit, daß er schon häufig, wenn er fieberte, von einer sehr gehobenen Stimmung getragen worden sei, wobei er geglaubt habe, eine große Entdeckung gemacht, einen neuen Gedanken gedacht zu haben. Bei der nachherigen Rückerinnerung sei es dann meist eine ganz ordinäre Sentenz gewesen, um die sich seine Gedanken mit diesem Affecte gedreht hatten.

So möchte denn die hier gezogene Parallele dem Gedanken eine Stütze verleihen, daß alle Delirien der Fieberkranken von den schwächsten bis zu den intensivsten ihren Charakter dadurch erhalten, daß eine fortwährend zunehmende Lähmung gerade der höheren geistigen Functionen, des Selbstbewußtseins, der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses und des Urtheils unter dem Einflusse des Fiebers Platz greift; — daß also durch das Letztere die Gehirnfunctionen überall vermindert werden, auch wo sie scheinbar eine Steigerung erfahren.

Der weitere Verlauf bringt dafür bald die Bestätigung. Wird die Ge-

walt des Fiebers nicht künstlich oder natürlich gebrochen, so nehmen die Wahnvorstellungen auch in den letztbesprochenen Fällen nicht in entsprechendem Verhältnisse zu, sondern machen einem Zustande völligen Versinkens aller psychischen Thätigkeit Platz. Jetzt stumpfen die Sinne auch den groben Eindrücken gegenüber ab, die willkürlichen Bewegungen werden seltener, und es beginnt nach dem Aufhören oder auch noch während der Vorstellungsdelirien eine Art Delirium von unbewußten Bewegungen, die zwar im Einzelnen oft frappant willkürlichen Muskelactionen gleichen, aber durch ihre Aufeinanderfolge und Mischung und oft durch ihr hastiges Jagen beweisen, daß die ordnende Kraft, die hemmend oder fördernd in die Impulse der Bewegungscentren eingreift, abhanden gekommen ist. Meist ist in dieser Periode noch ein Uebergangsstadium vorhanden, in welchem es noch gelingt, den Kranken auf Momente der geistigen Nacht zu entreißen, er öffnet auf starkes Anrufen oder Rütteln die Augen, beantwortet einzelne Fragen mit einem Worte oder einer Geste, aber in einer Weise, daß man sehr zweifelhaft bleibt, ob eine mehr als reflectorische Reaction stattgefunden hat, ob überhaupt eine Bewußtseinsspur erhalten blieb. Der Genesende hat später keine blasse Erinnerung mehr an derartige Momente. Schließlich hört auch diese Reaction auf und der Kranke befindet sich im Zustande vollkommener Bewußtlosigkeit, oder anders ausgedrückt, des tiefsten Blödsinns. Nicht etwa im Schlafe, denn auch wo der Kranke die Augen geschlossen hält, zeigt ein Blick auf die entstellten Gesichtszüge, auf die zitternden Bewegungen der herrenlosen Muskeln, auf die rein dem Gesetze der Schwere folgende Lage, daß die höhere Hirnthätigkeit vernichtet ist. Nicht selten sind aber in solchem Zustande die Augen des Kranken weit geöffnet, und die äußere Erscheinung desselben gleicht dann oft wieder täuschend derjenigen, die viele paralitische Geisteskranke in den letzten Wochen ihres Lebens darbieten.

Aber freilich ein fundamentaler Unterschied existirt zwischen beiden Zuständen; der eine ist absolut hoffnungslos, während der andere selbst in den höchsten Graden seiner Entwickelung noch Aussicht auf Genesung offen läßt, und in seinen mäßigen Höhen selbst ohne künstliche Hülfe der vollen Gesundheit wieder Platz machen kann. Besonders wenn seine Dauer nicht zu langgedehnt war, wie wir dies bei den kürzeren aber sehr intensiven Fiebern, z. B. der Lungenentzündung, einzelnen Fällen von Wechselfieber, Scharlach und anderen beobachten, aber auch selbst nach mehrtägigem völligen Darniederliegen aller psychischen Thätigkeit, z. B. beim Flecktyphus kann man eine spontane Restitutio in integrum beobachten. Sie erfolgt nur bei einem energischen und erfolgreichen Eingreifen des Arztes rasch und sogar in wunderbar kurzer Zeit, sonst leitet sich die Umkehr zur Besserung ganz allmählich ein. Zuerst immer dadurch, daß der scheinbare Schlummer, den die tiefe

Gehirnschwäche vortäuscht, anfangs auf Stunden, und dann mit oft noch sehr gestörten Intervallen länger und länger einem wirklichen Schlafe weicht. Merkwürdig ist gerade beim Fieber der Einfluß des letzteren auf die Kräftigung des erschöpften Organes; auf eine kurze Zeit wenigstens pflegt nach dem ersten gesunden Schlafe schon das Bewußtsein und die Klarheit zurückzukehren, und wenn sie sich auch bald wieder umhüllen, so wird doch mit jedem neuen Schlafe ein Schritt vorwärts gemacht. Das ist z. B. in Aufregungszuständen bei anatonischen Hirnkrankheiten oder bei Geisteskrankheiten durchaus nicht der Fall. Nachdem der Schlaf gewonnen, wird auch das Wachen immer vollkommener, die sinnlichen Eindrücke werden wieder gefaßt, die Bedürfnisse regen sich. Tage und selbst Wochen lang kann freilich ein geordneter Gang selbst niederer Vorstellungen noch beeinträchtigt werden, und oft genug beobachtet man mitten im scheinbar vernünftigen Zustande noch hin und wieder das Auftauchen einer Illusion oder selbst einer krankhaften Vorstellung. Ganz besonders lange aber bleibt eine Schwäche des Gedächtnisses und der Fassungskraft noch bemerklich und zuweilen bemerkt der Reconvalescent mit Erstaunen, wie die Krankheit ganze Categorien des vorher gesammelten Wissens aus dem Gedächtniß gestrichen hat. Aber selbst dies kann sich in relativ kurzer Zeit wieder ausgleichen und das Gehirn erholt sich wirklich vollständig von einem Erkranken, das seine wichtigsten Functionen unwiderbringlich vernichtet zu haben schien.

Der Fall von Metz.

II.

Welche Ursachen machten diesen Ausgang der Dinge unvermeidlich und welche Schuld trifft den Oberfeldherrn Bazaine?

Das Kriegsgericht hat in der letzten Frage sein Urtheil mit voller Strenge gesprochen und nach den Bestimmungen des Militärgesetzes war die Verurtheilung nicht zu umgehen. Bazaine hat eine Capitulation abgeschlossen, der zu Folge seine Armee im freien Felde die Waffen streckte. Die Rheinarmee bildete nicht die Besatzung einer Festung und kämpfte beim Angriff gegen das Einschließungsheer im freien Felde. Wenn diese Auffassung Zweifel zuläßt, so muß doch sonder Bedenken zugestanden werden, daß Bazaine nicht „Alles gethan hat, was Pflicht und Ehre gebieten", um den Feind zu hindern, sich in den Besitz des Platzes zu setzen. Aus diesem Grunde mußte er nach einem anderen Artikel des Gesetzes der Strafe verfallen. Jede Rechtfertigung des Verbleibens in Metz hörte auf, seitdem die Festung in einen

vertheidigungsfähigen Zustand gebracht worden war. Denn von diesem Zeitpunct minderte jeder Tag die Dauer des Widerstandes durch Aufzehrung der Lebensmittel. Allein diese Trennung des Heeres von der Festung war nur mittelst einer gewaltsamen Durchbrechung der Einschließung zu bewirken und die Schwierigkeit dieser Aufgabe ward von Seiten des französischen Kriegsgerichts nicht annähernd gewürdigt. Die Ausrückestärke der eingeschlossenen Armee auf 150,000 Mann veranschlagt, erfordert die Versammlung und der Aufmarsch zum Angriff gegen einen Punct der Einschließung eine Zeit, deren Dauer sich aus der Erwägung ergiebt, daß die gesammte Marschlänge einer so starken Truppenzahl etwa zehn deutschen Meilen gleichzusetzen ist. Die Rheinarmee lagerte auf beiden Seiten der Mosel und somit hatte ein Theil derselben stets in Marschcolonnen den Fluß zu überschreiten. Dieser Zeitverlust konnte durch Vermehrung der Brücken und theilweise Zuhülfenahme der Nachtzeit immer nur in beschränktem Maße gemildert werden. Auf eine völlige Ueberraschung des Gegners durch den Angriff war daher um so weniger zu rechnen, als derselbe durch seine auf allen Seiten hergerichteten Beobachtungswarten stets Kenntniß wenigstens von einzelnen Vorbereitungsmaßregeln erhalten mußte. Die Combination der telegraphischen Meldungen im Hauptquartier versprach dann Aufschluß über die Absichten des eingeschlossenen Heeres. Der offenbare Nachtheil, in welchem die weit auseinander gezogenen Kräfte der Cernirung sich befanden, ward ferner ausgeglichen durch die Nothwendigkeit, die Stellungen derselben in der Front anzugreifen. Und gelang selbst die Durchbrechung der Linie, so würde am nächsten Tage die übrige herangerückte Cernirungsarmee zu überwinden gewesen sein, oder der Weitermarsch des eingeschlossenen Heeres mußte ohne Trains, unter beständigem Kampf gegen den nachdrängenden Feind erfolgen. Die ersterwähnten Schwierigkeiten traten bei dem Durchbruchsversuch am 1. September deutlich zu Tage. Daß Bazaine nach diesem Mißerfolg keinen weiteren ernsten Vorstoß führte, wird für ihn als Feldherrn stets ein schwerer Vorwurf bleiben. Allein der politische Zusammenbruch, der auf die Gefangennahme des Kaisers folgte, wirkte nunmehr mit gewaltigem Druck auf die militärischen Entschließungen. Die Regentschaft war verdrängt worden. Das letzte organisirte Heer war eben bei dem Versuch, sich zu befreien, gescheitert. Wenn es zum Friedensschluß kam, nachdem nun der Krieg zweifellos entschieden war, so konnte allein die Armee Bazaines die Gewähr für Erfüllung des Vertrages gegenüber den Bestrebungen der Umsturzpartei bilden und die Wiederherstellung der Ordnung sichern. So lange sie nicht von ihrem Eide entbunden war, gehörte die Rheinarmee dem gefangenen Herrscher und der Regentin an und bildete die letzte Stütze ihrer Herrschaft. Entschied sich Bazaine dafür, die Grundlage für den Frieden zu suchen, so hatte er unverzüglich den Bedingungen

des Abschlusses näher zu treten und dem Gegner unter bestimmter Fristſtellung Vorschläge zu machen. Das Schlimmste aber, was er thun konnte, war, eine abwartende Haltung zu beobachten. Dadurch wurde dem Gegner nahezu eine Waffenruhe geboten, welche nur diesem Vortheil gewährte. In einem Moment, wo alles darauf ankam, die Armee fest und schlagfertig zu erhalten, begnügte Bazaine sich, seinen Corpsführern etwaige kleinere Unternehmungen gegen das Einschließungsheer zu überlassen, obgleich dieselben ihre Entmuthigung bereits in dem Kriegsrath vor der Schlacht von Noisseville bekundet hatten. Ebenso wie Bazaine auf ein kriegerisches Handeln verzichtete, zeigte er sich unsicher in der Wahl zwischen den politischen Richtungen, die ihm offen standen. In der farblosen Proclamation, mittelst welcher der Marschall die Vorgänge nach Sedan dem Heere verkündete, war mit keinem Worte von der fortdauernden Verpflichtung gegen den Kaiser auf Grund des Fahneneides die Rede, wie dieselbe unbeschadet des gemeinsam mit der Regierung der nationalen Vertheidigung zu leistenden Widerstandes gegen den Landesfeind bestehen blieb. Durch diese unklare Haltung legte er den Grund zu dem Mißtrauen, welches später auf ihm haften blieb.

So ließ er eine kostbare Zeit unthätig verstreichen, weil er im Interesse der Erhaltung der Armee entscheidende Gefechte vermeiden wollte. Als aber in Folge des Scheiterns der regnierschen Unterhandlungen die Aussicht auf ein Abkommen zerstört war, blieb eine Wendung der Lage nur durch Gewalt der Waffen herbeizuführen. Trotz der Gefahren eines Durchbruchs mußte derselbe jetzt abermals versucht werden. Allein es fehlte die Energie, denselben mit allen Mitteln ins Werk zu setzen. Dem Ausfall am 7. October lag keine ernste Absicht zu Grunde. Nun erst, nachdem es unmöglich geworden schien, das Schicksal der Armee von dem der Festung zu trennen, suchte Bazaine in bestimmterer Form eine Capitulation auf politischer Grundlage, deren Gedanke ein Friedensschluß zwischen der durch die Rheinarmee zu stützenden Regentschaft und Deutschland war. „Jetzt zeigten sich aber die Folgen der unentschiedenen Haltung des Marschalls, denn wie konnte die Kaiserin in einen Frieden willigen, der Frankreich nothwendig Opfer kosten mußte, ohne der Rheinarmee vollkommen sicher zu sein. Eine unzweideutige Kundgebung der Armee unterblieb und damit zerfielen die Verhandlungen von selbst. Die treuesten Anhänger des Kaisers, wie Le Boeuf, Canrobert, Boyer erklärten vor dem Kriegsgericht die Verweigerung einer derartigen Kundgebung für den rechtmäßigen Kriegsherrn mit dem Wort: „die französische Armee macht keine Pronunciamento".

Nachdem diese zweite Unterhandlung gescheitert war, hatte die Aufzehrung der Vorräthe einen weiteren Widerstand bereits unmöglich gemacht. Was dem Soldaten jetzt noch zu thun übrig blieb, um ehrenvoll und vorwurfsfrei

unterzugehen, kann nicht zweifelhaft sein, allein der zerrüttete Zustand der Armee erklärt das Weitere.

Dem Marschall Bazaine als Feldherrn wird der Vorwurf, die kriegerischen Mittel, welche in seine Hand gelegt waren, nicht mit voller Macht eingesetzt zu haben, unwiderlegbar verbleiben. Allein wenn ihn auch die Schuld trifft, statt dessen in schwächlicher Weise und zu spät einen politischen Ausweg gesucht zu haben, so ist es doch eine bittere Ungerechtigkeit, seine Person allein verantwortlich für den schmählichen Ausgang zu machen. Bazaine hat sich den ungewöhnlichen Schwierigkeiten, wie diese aus der Einschließung, der Kriegslage und dem staatlichen Umsturz entstanden, in keiner Weise gewachsen gezeigt, allein die Ursachen der Capitulation liegen nicht minder in den gesammten Verhältnissen der Armee und des zweiten Kaiserreichs.

Die Unschlüssigkeit und das Wanken der französischen Heeresleitung seit der Schlacht von Spichern fielen nicht dem Marschall, sondern dem Einfluß des Kaisers und der Regentin zur Last. In Folge dieses Zögerns wurde die Armee vor Metz von den Deutschen eingeholt und zum Schlagen gezwungen. Daß Bazaine sich nicht getraute, den Stützpunct der Festung aufzugeben, war sein strategischer Fehler und damit wurde die Armee mit Metz verkettet. Die Unentschlossenheit und die Mängel der militärischen Oberleitung während der Cernirung theilten aber fast sämmtliche höheren Generale und dies bekundet, wie sehr die Kunst der Heeresführung seit dem Kriege von 1859 zurückgegangen war. Wenn andererseits Bazaine nicht den Muth fand, offen und von Anfang an in der politischen Frage Stellung zu nehmen, so beruhte dies im Verfalle des Kaiserreichs, welches sich nur durch blendende Erfolge in dem Ansehen der Nation erhalten hatte. Und in der That erscheint es zweifelhaft, daß die Rheinarmee, obgleich in ihrer Zusammensetzung vielleicht die zuverlässigste, die Frankreich seit der von Boulogne (1805) besessen, einheitlich zum Kaiser gestanden hätte, nachdem er am 16. August aus ihrer Mitte gewichen und später mit seinem Heere ein Gefangener geworden war.

Die Beweggründe, welche die gerichtliche Verfolgung Bazaines herbeiführten, während Niemand daran dachte, Mac-Mahon, Trochu oder Bourbaki für die Capitulationen oder den Untergang ihres Heeres verantwortlich zu machen, sind bekannt. Gambetta war es, der mit dem Worte des „Verraths“ die Nation über den Fall von Metz zu beruhigen suchte, nachdem er noch kurz zuvor versichert, gute Nachrichten von dort zu haben.

Die Anklage hat nicht gewagt, das Wort „Verrath“ auszusprechen, doch lag es in der ganzen Tendenz des Processes, den Marschall nicht nur als Verräther zu brandmarken, sondern ihm die Schuld für alles Ungemach, welches Frankreich betroffen, aufzuwälzen. Welche Rolle Gambetta in dem Verhältniß zu Metz gespielt hat, blieb vorsichtig unberührt, dennoch hat die

Untersuchung merkwürdige Einzelheiten über die Beziehungen Bazaines zur Regierung des Dictators zu Tage gefördert. Gambetta hatte durch Bourbaki Mitte October erfahren, daß die Armee sich nur noch vierzehn Tage halten könne. Ebenso wurden durch Boyer bei seiner Reise Mittheilungen über die Lage in Metz gemacht, die nothwendig nach Tours weiter gegeben sein müssen. Ebenso gelangte an Gambetta eine Depesche Bazaines, deren Ueberbringer Aufschluß über das Versiegen der Vorräthe gab. Ueberhaupt gewinnt es den Anschein, daß die Regierung ein größeres Verschulden für den mangelhaften Verkehr mit Metz trifft, als Bazaine, aber die Untersuchung ist gerade über diese Sachen hinweggegangen. In der bekannten Proclamation nach dem Fall von Metz sprach Gambetta die schwere Beschuldigung aus, nachdem er kurz zuvor Bazaine noch den „Ruhmreichen" genannt. Hier bleibt der Raum für die Vermuthung, daß dem Gambetta der Fall des Marschalls nicht so ungelegen kam, denn er hätte immerhin besorgen müssen, daß die Rheinarmee eines Tages seiner Regierung ein jähes Ende zu bereiten käme.

Den Erfolg der Deutschen hat die Beschuldigung des feindlichen Heerführers in keiner Weise herabzusetzen vermocht, denn Thatsache ist, daß 170,000 Mann, wie Frankreich sie kaum je besser besessen, vor einem wenig stärkeren deutschen Heere die Waffen gestreckt haben und diesen Triumph hat letzteres mit einem Verlust von 51,000 Mann sicherlich nicht zu gering bezahlt.

Wir wenden uns nun zu den Streitmitteln, welche der Dictator in Bewegung gesetzt hatte. Es fehlte lange an zuverlässigen Nachrichten über dieselben auf deutscher Seite. Nach der Einnahme von Straßburg war einem Theil der Belagerungstruppen die Besetzung des oberen Elsasses, sowie die Wegnahme von Schlettstadt und Neubreisach aufgetragen worden, welche letztere auch in der Zeit bis zum 11. November vollzogen war. Zu dieser Zeit hatte auch die Einschließung von Belfort bereits begonnen. Dem neugebildeten vierzehnten Armeecorps, badische und preußische Truppen, war von Straßburg aus die Richtung gegen die obere Seine, auf Chatillon und Troyes, angewiesen worden. Auf seinem Wege sollte es Truppensammlungen des Gegners auseinandersprengen, die Bevölkerung entwaffnen und die nach Chaumont führende Bahnlinie möglichst fahrbar herstellen, welche indeß durch Langres noch gesperrt war.

Bis in die Höhe dieser Festung hatte sich auch bereits eine in der Bildung begriffene „Vogesenarmee" unter General Cambriels vorgeschoben. Freischaaren bedrohten seit Ende September die Eisenbahn von Lunéville nach Zabern. Bei Dijon, Besançon und Lyon wurden gleichzeitig National- und Mobilgarden zu größeren Verbänden vereinigt. Gegen den erwarteten Vormarsch der Deutschen durch die Vogesen schob Cambriels in den ersten Tagen

des October ein Corps von 15,000 Mann in die Gegend von St. Dié an der Meurthe vor.

In gleicher Richtung rückte am 6. October eine vorgeschobene Abtheilung des vierzehnten Corps, während dieses selbst die Vogesen an diesem Tag erst überschritt. Es kam zu einem heftigen Gefecht auf dem linken Meurtheufer, in Folge dessen die Franzosen diese Linie und auch St. Dié räumten. In den nächsten Tagen hatte das herangerückte Gros Gefechte bei Rambervillers und Bruyères zu bestehen, welche das Zurückweichen der Franzosen hinter die Mosel herbeiführten. Epinal wurde am 13. October von badischen Truppen besetzt. Es kam für das vierzehnte Corps darauf an, einen gesicherten Anschluß an die Hauptverbindungslinie des deutschen Heeres mit der Heimath über Chaumont zu gewinnen. „Da jedoch bei der obersten Heeresleitung die Streitkräfte des Feindes im östlichen Frankreich unterschätzt wurden und eine baldige Zersprengung ausführbar schien, erhielt General von Werder die Weisung zum Angriff auf den zunächststehenden Gegner.“ Das vierzehnte Corps folgte demselben über Vesoul. Hier ging weiterer Befehl des großen Hauptquartiers ein, welcher nach Beendigung der Verfolgung den Abmarsch des Corps über Dijon auf Bourges forderte. Es hatte zunächst den Anschein, als ob die an der Meurthe und Mosel geworfenen Truppen ihren Rückzug bis unter die Mauern von Besançon fortsetzen wollten. Das Abschwenken nach Westen gegen Dijon schien daher schon von Vesoul aus erfolgen zu können. Das Eintreffen von Meldungen, daß die Franzosen am Ognon Halt gemacht, um neue Ansammlungen bei Besançon zu decken, veranlaßte jedoch am 21. den Abmarsch des Corps gegen die Uebergänge dieses Flusses. Es kam am folgenden Tage zu mehreren Gefechten der badischen Truppen, welche die Gewinnung jener Puncte zur Folge hatte. Am 23. jedoch stießen die Patrouillen auf stärkeren Widerstand jenseits des Ognon in der Richtung von Besançon sowohl wie von dem abwärts am Doubs liegenden Auxonne und aus aufgefangenen Briefen ging hervor, daß sich am unteren Doubs eine zweite Vogesenarmee unter Garibaldi bilde. Dieser befand sich seit dem September im Dienst der französischen Republik. Gambetta hatte durch sein persönliches Erscheinen Cambriels bewogen, vor Besançon Stand zu halten. Es lag jedoch nicht in der Absicht der Deutschen, den Angriff hier fortzusetzen, sondern General von Werder beschloß, durch das Saonethal über Gray nach Dijon abzurücken.

Unter Gefechten gegen Franctireurs näherte sich das Corps Dijon, das Eintreffen neuer Befehle veranlaßte jedoch den Rückmarsch in die Gegend von Vesoul.

In Rücksicht auf den nahe bevorstehenden Fall von Metz hatte nämlich das große Hauptquartier dem vierzehnten Corps nur die Deckung der linken

Flanke der nunmehr nach Westen vorrückenden zweiten Armee zugewiesen. Im übrigen sollte das Corps nebst den von jetzt ab dem General von Werder unterstellten Landwehrtruppen das Elsaß sichern und demnächst Belfort belagern. Um eine der eigenen Stärke entsprechende französische Streitmacht zu fesseln, sollten die bereits im Saônegebiet befindlichen deutschen Truppen bei Vesoul Stellung nehmen und sich gegen Langres unter starker Besetzung von Dijon sichern. Nach dem früher befestigten Hauptort des alten Burgund wurden badische Truppen entsandt. Die Einwohner hatten ein Wiederheranziehen der bereits abgerückten Streitkräfte und eine Vertheidigung der Stadt gefordert, doch hatte sich der französische Befehlshaber verpflichten müssen, das Gefecht außerhalb der Stadt zu führen. Auf deutscher Seite wurde gemäß dem höheren Befehl das Gefecht abgebrochen, als es einen größeren Umfang annahm. Allein in der Nacht erschienen Abgesandte im Stabsquartier, baten um Schonung der Stadt und erklärten sich zu Lieferungen bereit. Die badischen Truppen besetzten daher am 31. October den inzwischen geräumten Ort. Das Gros des Corps war inzwischen bei Vesoul eingetroffen. Mit Rücksicht auf das bald zu erwartende Eintreffen der zweiten Armee bei Troyes war dem General von Werder die Weisung zugegangen, unter Beobachtung von Besançon angreifsweise in die Gegend des unteren Doubs auf Dôle vorzugehen.

Die Streitkräfte des Feindes hatten indeß eine Stärke erreicht, welche in Versailles nicht annähernd bekannt war. Es standen bei Besançon 45,000, bei Dôle Garibaldi mit 12,000 Mann, weiter abwärts der Saône 18,000 Mann eines bei Nevers sich bildenden Corps. Außerdem bedrohten an 12,000 Mobilgarden aus Langres die rechte Flanke der Verbindungen des deutschen Corps, welches sich somit in ausgedehnter Aufstellung einem mehr wie dreifach stärkeren Feinde gegenüber befand, ohne volle Kenntniß von diesem Verhältniß zu haben. Auf französischer Seite erwartete man nach dem Fall von Metz ein Vorrücken verstärkter Heereskräfte auf Lyon, das bei Besançon stehende Corps marschirte zur Deckung desselben nach der Saone ab und nahm in der Gegend von Chalons Stellung, während Garibaldi von Dijon auf Autun zurückgezogen wurde. General von Werder zog gegen Mitte November seine Truppen zu dem beabsichtigten Vorstoß auf Dôle zusammen, behielt jedoch Vesoul, Gray und Dijon besetzt. Da inzwischen der erwähnte Abmarsch der Franzosen erfolgt war, fand sich Dôle geräumt und die deutschen Truppen wurden nunmehr sämmtlich auf Dijon in Bewegung gesetzt, gegen welchen Ort die französische Ostarmee laut einem aufgefundenen Briefe in Anmarsch vermuthet wurde. Die Truppen wurden daher um Dijon in einer hauptsächlich nach Süden gerichteten Aufstellung versammelt. Hier wollte General von Werder das Eintreffen der vom Elsaß her anmarschirenden

Reservedivision abwarten, inzwischen den Gegner beunruhigen und seine eigene Verpflegung und die rückwärtige Verbindung mit der Hauptarmee sicher stellen.

Die Cernirungsarmee von Metz theilte sich wieder in ihre ursprünglichen Verbände. Die zweite Armee unter Führung des Prinzen Friedrich Karl trat sofort den Vormarsch auf Troyes an. Schon mehrere Tage vor der Entscheidung war das zweite Armeecorps auf der Eisenbahn nach Paris herangezogen worden. Die erste Armee, deren Befehl General von Manteuffel übernahm, sollte dagegen die Ardennenfestungen belagern, um die zweite Bahnlinie, welche für die Verbindungen des deutschen Heeres wichtig war, frei zu machen. Auch die inzwischen eingeleitete Belagerung von Verdun wurde dem Obercommando der ersten Armee übertragen, doch erfolgte bereits am 8. November die Capitulation der Festung, nachdem inzwischen ausreichende Mittel zur förmlichen Belagerung eingetroffen waren. Die Uebergabe fand jedoch unter der günstigen Bedingung statt, daß das vorgefundene Kriegsmaterial beim Friedensschlusse wieder auszuliefern sei. Demnächst waren es die Festungen Mézières, Rocroy und La Fére, sowie Diedenhofen und Montmedy, welche durch Belagerung zu gewinnen waren. Das siebente Armeecorps, Westphalen, welches auch Metz besetzt hielt und die Gefangenentransporte zu bewältigen hatte, erhielt in Verbindung mit einigen Reservetruppen diese Aufgaben zugewiesen.

Die zweite Armee fand auf ihrem Vormarsch nach Westen bei guter Kost, günstiger Witterung und geringen Anstrengungen schnell Erholung von den Entbehrungen während der Cernirung und der Gesundheitszustand besserte sich zusehends. Beim Betreten der Marnegegend zeigten sich indeß schon die Spuren einer von Langres und Chaumont aus geleiteten Volkserhebung, und es kam in den ersten Novembertagen zu einigen Gefechten. Am 10. November hatte die zweite Armee die Linie Chaumont-Troyes erreicht, als ein Telegramm aus Versailles den Prinzen zum schleunigen Rechtsabmarsch nach der Loire aufforderte.

In Paris hatte der Fall von Metz, die Wiedernahme von Le Bourget, die Erfolglosigkeit der Rundreise von Thiers eine tiefe Mißstimmung erzeugt, welche von den Männern der Umsturzpartei ausgebeutet wurde. Am 31. October drangen die Meuterer in den Sitzungssaal der Regierung und versuchten die Proclamation der Commune. Erst in der Nacht gelang es durch einige der Regierung treu gebliebene Bataillone des Aufstandes Herr zu werden. Die Theilnehmer warfen die Waffen weg und entflohen. Auch die wohlbekannten Rädelsführer blieben indeß ohne Bestrafung, wie die ganze Bewegung nur durch die Schwäche der Regierung derartig anwachsen konnte. Die in Versailles zwischen Thiers und Bismarck geführten Verhandlungen, um die Wahl einer gesetzlichen Volksvertretung zu ermöglichen, scheiterten an

der französischen Forderung eines Waffenstillstandes unter Proviantirung von Paris. Von Seiten der Regierung erklärten daher Favre in Paris und Gambetta in Tours, daß jede Aussicht auf Einigung geschwunden sei und der Krieg aufs Aeußerste fortgesetzt werden müsse. Die in Paris herrschende Muthlosigkeit entsprach diesem Aufruf keineswegs, als die plötzliche Kunde von einem Siege der französischen Waffen die Gemüther zu neuem Widerstande begeisterte. „Die Regierungsgewalt zu Tours befand sich seit Mitte October fast ausschließlich in den Händen Gambettas. Derselbe hatte als Minister des Innern und als Kriegsminister die zur Zeit wichtigsten Posten in seiner Person vereinigt und leitete sowohl die Zusammenstellung als auch die Bewegungen der von ihm aufgebotenen Heeresmassen, ohne die anderen Minister zu Rathe zu ziehen. Vermöge solcher bis zum Schlusse des Krieges fortdauernden, fast unumschränkten Alleinherrschaft gelang es dem eisernen Willen des unermüdlich thätigen Mannes nach und nach eine Streitmacht von 600,000 Mann nebst 1400 Geschützen gegen die Deutschen ins Feld zu stellen."

Die fertigen Corps der Loirearmee unter d'Aurelle de Paladines standen zwischen Blois und Gien. Andere Corps waren bei Nevers und Chauteaudun in der Bildung begriffen. In der Normandie organisirte Bourbaki, in Rouen Briant. Bis in große Nähe von Paris nach Dreux und Evreux standen starke Abtheilungen vorgeschoben. Als der gefürchtete Vormarsch der Deutschen von Orléans auf Tours unterblieb und die geringe Stärke der an der Loire stehenden Truppen bekannt wurde, beschloß man am 24. October französischerseits einen umfassenden Angriff auf Orléans ins Werk zu setzen. Nach dessen Einnahme beabsichtigte Gambetta daselbst die Errichtung eines Lagers für 200,000 Mann.

Die gegen den Wald von Marchénoir stehenden Vortruppen des Generals von der Tann sahen sich in häufige Scharmützel verwickelt und die von allen Seiten erstatteten Meldungen konnten im großen Hauptquartier keinen Zweifel über die Bedeutung des Aufschwungs der Rüstungen lassen. Die thatsächliche Stärke und die Hauptversammlungsorte blieben indeß unbekannt, doch lag die Voraussetzung nahe, daß die Franzosen noch vor Eintreffen der Armeen von Metz den Versuch eines Entsatzes der Hauptstadt machen würden. Die Richtung eines solchen Stoßes aus Westen versprach am wirksamsten zu werden, weil sie das Hauptquartier und den im Entstehen begriffenen Belagerungspark von Paris bedrohte. Anfang November wurde daher der Großherzog von Mecklenburg mit dem Befehl über das erste baierische Corps, die siebzehnte und zweiundzwanzigste Infanteriedivision, sowie über die bereits im Westen stehenden Cavalleriekörper betraut, mit der Aufgabe, Entsatzversuchen des Feindes in jener Richtung entgegenzutreten. Das Vorgehen des Feindes

und das Treffen bei Coulmiers änderte jedoch den entworfenen Plan für die Bewegungen dieser Armeeabtheilung.

General von der Tann erkannte die Absicht des Feindes zum umfassenden Angriff auf Orléans und entschied sich dafür, die unmittelbare Vertheidigung des Orts aufzugeben, und statt dessen nordwestlich derselben in vorgeschobener Stellung dem Feinde entgegenzutreten. Auf diese Weise hinderte er das unmittelbare Eingreifen aller etwa von Süden und Osten vorgehenden Theile des französischen Heeres wenigstens für den nächsten Tag. Am 9. November brach der Feind mit starken Massen aus dem Walde von Marchénoir gegen die Stellung der Baiern bei Coulmiers vor. Der Kampf endete mit dem Abzuge der Baiern am Nachmittag. 20,000 Deutsche hatten gegen 70,000 Franzosen mit überlegener Artillerie gefochten. Der französische Befehlshaber erwartete nach seinem errungenen Erfolge einen Gegenstoß der Deutschen, ließ die eroberten Stellungen noch während der Nacht zur Vertheidigung einrichten und verzichtete auf jede Verfolgung in Erwartung des baldigen Eintreffens der zweiten Armee von Metz her. Die Loirearmee nahm daher um Orléans zu beiden Seiten der Straße nach Paris eine ausgedehnte Stellung ein. Die Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg wurde näher zusammengezogen und die Cavallerie vorgetrieben. Doch gelang es bis Mitte November noch nicht klare Kenntniß über die Aufstellung und Absichten des Gegners zu gewinnen. Dagegen wurde in diesen Tagen die Verbindung mit den Spitzen der von Osten her anrückenden zweiten Armee aufgenommen, welche ihren Vormarsch sehr beschleunigt hatte.

Mit diesem Ergebniß schließt die Darstellung der Verhältnisse an der Loire in dem vorliegenden Heft ab und es folgt noch als Nachtrag eine Schilderung der Vorgänge zur See seit Anfang September. Die französische Marine hatte zahlreiche Mannschaften und viel Material zur Verstärkung der Vertheidigung von Paris abgegeben Dieser Umstand mußte auf die Thätigkeit der Flotte lähmend wirken. Dieselbe war Mitte September Abtheilungsweise von Helgoland nach Cherbourg zurückgedampft, die Ostseeflotte folgte bald ebendahin, so daß am 28. die Schiffahrt in der Ostsee wieder eröffnet wurde. Bei der späten Jahreszeit blieb ein neuer Angriff nicht zu erwarten, doch wurden die Befestigungsarbeiten zu Ende geführt und die Nordseeflotte ergänzt. Am 9. November fand jener merkwürdige Kampf zwischen dem deutschen Kanonenboot „Meteor“ und dem französischen Aviso „Bouvet“ in den westindischen Gewässern auf der Rhede von Habana statt. Der rühmliche Ausgang dieses Seegefechts steht noch in lebendiger Erinnerung. Es bildete zugleich den Abschluß der kriegerischen Thätigkeit zur See. „Auf dem Kriegsschauplatze in Frankreich hingegen drängten die um Mitte November eingetretenen Verhältnisse zu neuen Entscheidungen. Angesichts des nunmehrigen Vorrückens

der ersten und zweiten Armee mußte die nächste Zukunft lehren, in wieweit die schnell zusammengeraffte Uebermacht des Feindes fähig war, gegen eine schon in zahlreichen Kämpfen erprobte und von bewährten Führern befehligte Minderzahl geschulter Truppen das Feld zu halten.

Ein Jammerbild.*)

„Ernewertes Frankfurtisches Krieges Gedächtnuß", „Das blutige, aber muthige Frankfurt" oder so ähnlich würde etwa der Titel unserer Schrift lauten, wenn sie zu der Zeit entstanden wäre, in welche man sie der Qualität ihres Inhalts nach zu setzen geneigt ist. Wir lesen mit dem behaglichen Grauen der Sicherheit die Greuel der Schweden und Spanier im dreißigjährigen Kriege: Mord, Nothzucht, Brand, Plünderung, zertretene Parquetböden, zerrissene Causeusenüberzüge, irrende Mütter, geschändete Kirchhöfe, wimmernde Kinder, Hausväter, die sich erschießen wollen, weil sie täglich ihrer Einquartierung acht „gute" Cigarren zu liefern haben, Verrath, unbestellte Briefe und dergleichen gute Dinge. Echt tragisch winden sich unsere Gefühle zwischen Furcht und Mitleid herum, und, wenn wir fertig sind, sind wir gar nicht einmal so weit zurückgewesen in unserer deutschen Geschichte. Was wir lesen, ist nicht vor zweihundert, sondern vor zehn Jahren passirt, und nicht etwa in Magdeburg, sondern in Frankfurt am Main. Auch hieß der Wütherich, der zu all dem Unglück noch schlechte Witze machen konnte, gar nicht einmal Tilly, auch nicht Nero oder Dschingiskhan, wie ein unachtsamer Backfisch meinen könnte, sondern einfach Manteuffel. Und was das Beste ist, es waren gar keine Schweden, sondern Preußen. Das heißt, wohlgemerkt, alle Achtung vor dem gemeinen Mann, vor dem Landwehrmann, der Weib und Kind verlassend nur gezwungen der Fahne folgt! Er ist noch human, erst vom Feldwebel aufwärts beginnt die Unmenschlichkeit. Ja, die Preußen! Sie hatten immer einen Pik auf Frankfurt gehabt. „Sie glauben nicht, wie wenig Sympathien man unter den preußischen Collegen findet, so oft von Frankfurt die Rede ist". Aber 1866 haben sie „mit beispielloser Härte abgerechnet für niemals begangene Verbrechen". Und was hat nun Frankfurt eigentlich für Vortheile durch die preußische „Annexion" gehabt? Die Verluste, die es erlitten, sind keineswegs ersetzt und es nimmt mit nichten den

*) Geschichte der Eroberung der freien Stadt Frankfurt durch Preußen im Jahre 1866. Von Otto Kanngießer. Frankfurt am Main. Verlag von Heinrich Keller. 1877.

Platz in Deutschland ein, der ihm gebührt. Preußen hat ihm keinen „Vorzug vor der geringsten der preußischen Städte" gewährt, es ist eine untergeordnete „Kreisstadt" geworden, Preußen überläßt es der Stadt sich selbständig weiter zu entwickeln, anstatt mit Staatsmitteln den Handel zu beleben. Ja, wenn nur wenigstens das Parlament „in den Mauern Frankfurts, selbst des preußisch gewordenen Frankfurt" tagte oder das oberste Reichsgericht, dann ließe man sich die preußische Herrschaft wohl noch gefallen. Das ist nun traurig, aber noch lenkt Gerechtigkeit den Gang der Geschichte, noch fehlt viel, daß ein Zukunftsgoethe sagen kann: Sachsenhausen gegenüber liegt ein Ding, heißt Frankfurt. Einmal „kann die Lage des heutigen Frankfurt im Vergleich zu so vielen längst vor ihm aus der Liste der städtischen Republiken gestrichenen Reichsstädten von großer Vergangenheit noch eine glänzende genannt werden", hat es doch von allen wichtigen Städten die wirthschaftliche Krise der letzten Jahre ohngefährdet überdauert, sodann aber kann kein Zweifel sein, daß die „natürlich gewordene" Stadt das „künstlich erzeugte" Berlin, „das in Jahrhunderten noch nicht ein natürlicher Mittelpunct Deutschlands werden wird", überflügeln muß, „sobald Zeiten kommen, wo andere Kräfte als die bloße Macht der Bajonette die Existenz des Reiches schirmen müssen". Dann wird Frankfurt „wieder zu einer politischen Existenz gelangen, die seinen historischen und natürlichen Aufgaben entspricht. Mag dieser Zeitpunct noch fern liegen, kommen wird er einst".

Dieser Trost in Thränen ist nun ziemlich harmlos und wir alle wissen recht gut, daß auch die conservativsten Frankfurter ihren Kummer und ihren Groll gegen Preußen längst verdaut haben werden, ehe Herrn Kanngießers berühmter „Zeitpunct" eintritt. Aber es ist doch eine Schmach für das gesammte Vaterland, daß ein Buch wie das vorliegende, das an Abgeschmacktheit die gesammte französische Pendulenliteratur weit hinter sich läßt, in welchem der verschimmelte Dünkel des heiligen römischen Reichsstadtwesens, die unversöhnliche Gehässigkeit, die ohnmächtige Verbissenheit des kleinstaatlichen Particularismus sich wohlgefällig tummeln, daß ein solches Buch aus dem Schooße unseres Landes hervorgehen, in unserem Lande auf Leser hoffen konnte. Und dies nicht etwa in der bescheidenen Heftform der geistesverwandten Colportageliteratur, sondern im salonfähigen Gewande anständiger Bücher, mit dem golddedruckten Adler auf dem Einband und mit der Devise: „Stark im Recht."

Es kann nicht die entfernte Absicht dieser Zeilen sein, dem Machwerk die Ehre einer Widerlegung zu Theil werden zu lassen, genug, daß es überhaupt erwähnt wird. Eine solche Erwähnung schien aber schon deshalb als nicht ungerechtfertigt, als die Schrift gern einen „Widerstand des Südens", als dessen Symptom sie noch die letzten Reichstagswahlen in Württemberg angesehen wissen will, constatiren möchte, als sie zeigt, wie in gewissen Köpfen

sich die Welt malt, in Köpfen, welche freilich schon die nächste Generation mit dem Staunen völliger Verständnißlosigkeit betrachten wird. Der Verfasser gehört, um an bekannte komische Typen unserer Revolutionsjahre zu erinnern, mehr zu den „Heulmaiern" als zu den „Wühlhubern", er paßt auf und notirt, was geschieht, er schleicht Nachts durch die Straßen und steigt auf den Thurm, um in Gesellschaft Gleichgesinnter und bei „vielen Seideln" Bier, die „ein hübsches Dienstmädchen" ausschenkt „wißbegierig" den Marsch der abziehenden Preußen zu verfolgen. Er hat lange die Faust in der Tasche geballt, ehe er nun öffentlich sein Lamento anstimmt, das mit dem „herzlichen Wunsche an die preußische Regierung schließt, sie möge in ihrem Verhältniß zu Frankfurt stets die Worte Montesquieus beherzigen: der Eroberer hat immer eine ungeheure Schuld abzutragen, um mit den Gesetzen der Humanität wieder in Einklang zu treten".

Es versteht sich von selbst, daß das Buch gleich im Anfang auf gut bundestäglichem Boden steht, daß wir in ihm wiederum die Geschichte des Eiertanzes lesen müssen, welchen der Senat in der bekannten Affaire des Jahres 1865 zwischen seinen preußischen Antipathien und der österreichischen Drohnote aufführte. Das Verhalten des Senates Preußen gegenüber, das sich der Hülfe und des Beifalls des großen Staatsmanns an der Elbe erfreute, dem damals ein Gegencoup gegen die „sachsenvernichtenden Tendenzen" der Artikel Heinrichs von Treitschke erwünscht war, gilt dem Verfasser als die letzte Ruhmesthat der freien Reichsstadt. Seitdem ging es schnell abwärts, bis das Testament Friedrichs des Großen sich erfüllt hatte, das der große König wie der Verfasser annimmt — ganz genau will ers doch nicht behaupten — 1759 auf eine Denkmünze prägen ließ:

Nürnberg und Frankfurt
Will ichs denken,
Bayreuth und Anspach
Will ichs schenken,
Bamberg und Würzburg
Will ichs weisen,
Daß ich bin
Der König in Preußen.

Als der Krieg von 1866 nahte, „konnte man es den Frankfurtern verdenken, daß sie gegen den Friedensstörer Partei nahmen, dessen Bündniß mit Italien nicht mehr zu verbergen war und von dem man unter den damaligen Umständen annehmen mußte, daß er sich auch das Einverständniß des napoleonischen Frankreichs gesichert habe?" Daß Frankfurt diese Gesinnung weiter bethätigte, scheint dem Schreiber natürlich, ebenso natürlich freilich uns, daß am 16. Juli die Sieger in die feindlich gesinnte Stadt einrückten, Personen auswiesen, denen sie Grund hatten, besonders zu mißtrauen, wie die Sena-

toren von Bernus und Speltz, und nach den Strapazen sich, um die reiche Stadt etwa zu schonen, nicht nur mit Wasser und Brod begnügen wollten. Man denke! es ward Wein verlangt und „gute" Cigarren und General von Falkenstein hatte die Rationen ganz genau bestimmt, damit die Seinen nicht zu kurz kämen. $7\frac{1}{2}$ Loth Graupen! Quel horreur! Wie der verdiente General zum Cigarrenhändler en gros ward, mag man S. 218 selbst nachlesen. Ebenso können wir auf das Verzeichniß der preußischen Schandthaten S. 221—235 nur hinweisen. Es ist entsetzlich. Wie oft sind diese Officiere nicht grob gewesen gegen Frankfurter Bürger, wie oft nicht unzufrieden mit ihrem Quartier! Ein Lieutenant hat mit einem Beile eine Salonthür eingehauen, andere haben sich tobend und lärmend einquartiert, einmal eine Schwiegermutter belästigt, eine Droschke mit Stadtbons bezahlt, einen Portier durchgeprügelt und ihre Leute gefragt, ob sie zufrieden seien mit ihren Quartieren und wenn, ob sie „sehr" zufrieden seien. Eine Madame L . . . . schreibt, daß Croaten und Panduren, Kosaken und Baschkiren nicht so gehaust haben, wie die Preußen. Die arme Frau hätte den Officieren „beinahe" einmal selbst den Braten bringen müssen. Gott sei Dank, daß die Bedienten noch zeitig genug kamen. Sie war so ärgerlich, daß sie eine Medaille, die ihr die Königin Elisabeth geschenkt hatte, verkaufte und von dem Gewinne einen alten Schimmel einlöste.

Bei der Geschichte der Kriegscontributionen wollen wir unserm Verfasser vorsichtig aus dem Wege gehen, seine Erbitterung erreicht hier die höchste Höhe. An die Stelle Falkensteins ist nun Manteuffel getreten, der von nun an den Hannibal ante portas spielen muß, mit dem die Frankfurterinnen ihre Kinder schrecken. „Er lebte, was Kriegscontributionen und deren Gerechtigkeit betrifft, ganz in den Ideen Friedrich II., welcher in dieser Beziehung ein weites Gewissen hatte." Selbstverständlich war nur Davoust in Hamburg mit ihm zu vergleichen. Auf die Vorstellung, er werde doch nicht wie Nero die Stadt an den vier Ecken anzünden lassen, erwiderte der Schreckliche: „Rom ist nachher viel schöner aufgebaut geworden", und vor das Haus einer befreundeten Dame versprach er eine Schildwache mit weißer Fahne stellen zu lassen, damit die Flammen es artig verschonten. „So gelang es ihm, durch Furcht den „Frankfurter Pöbel" im Zaum zu halten". „Ein Frankfurter Pöbel, Herr General, existirte vor 1866, wie männiglich bekannt ist, nicht". O Auerswald und Lichnowsky, wer hat Euch denn ermordet? Und wenn ein Pöbel existirt hätte, meint der Verfasser, so hätte sich mancher Hochgebildete weit lieber zu diesem Pöbel zählen lassen, als mit dem Gewissen Manteuffels getauscht, der nun endlich, das Maß der Teufelei erfüllend, gar noch vier Kanonen auf dem Mühlberg auffahren ließ, um die Stadt zu bombardieren.

Doch genug von diesen, theils läppischen, theils verleumderischen Geschichten, von denen das Buch strotzt. Ich ward durch die Lectüre an die politische Auffassung eines Droschkenkutschers erinnert, welcher mich im Jahre 1866 durch Leipzig fuhr an eben dem Tage, da es von den preußischen Truppen occupirt ward. „Sehen Sie", sagte er in jenem Dialecte, der wohl seit langem schon*) die Anwohner der Mittelelbe kenntlich macht, „Sehen Sie, wie die Kerle quer über den Augustusplatz marschiren? Wenn ich drüber fahren wollte, müßte ich fünf Neugroschen Strafe zahlen". Hier wie dort der komisch enge Sinn, der an den großen Bau der Geschichte den Maßstab der eigenen Schlafstube anlegt. Indeß sein Vorhandensein allein in unserem Buche würde diese Zeilen nicht entschuldigen können, wenn nicht wie so häufig auch hier sich der Beschränktheit die Bosheit gesellte, die freche Verlogenheit des schlechten Gewissens. Bei alledem bleibt uns freilich die tröstliche Gewißheit, daß die deutsche Gesinnung in der trefflichen Mainstadt bereits derart erstarkt und gewachsen ist, daß solche Bücher auf eine nennenswerthe Wirkung nicht rechnen, geschweige denn als der Ausdruck einer irgendwie einflußreichen Meinungsgenossenschaft betrachtet werden können. Rd.

Ungedruckte Briefe Mercks an Wieland.

Mitgetheilt von K. Reichard.

— servabit odorem
Testa diu.
Hor.

I.

Die Originalien nachstehender Briefe Johann Heinrich Mercks an den Dichter Wieland gingen aus dem Nachlaß Müllners, des Dichters der „Schuld", in den Besitz Sr. Hoheit des regierenden Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha über, welcher huldvoll die Erlaubniß zur Publication ertheilte, wenn die Redaction dieser Blätter, der sie durch die dankenswerthe Vermittlung des Herrn Geheimen Cabinetsrathes Dr. E. Tempeltey bekannt geworden waren, eine solche wünschen sollte. Schon eine flüchtige Durchsicht mußte die hohe Bedeutung dieser vergilbten Documente darthun. Und diese Bedeutung mußte sich noch steigern, wenn man in Erwägung zog, daß gerade Zeugnisse von Mercks eigener Hand nicht eben häufig sind, so viel wir auch Briefe an ihn in Wagners bekannten Sammlungen besitzen. An und für sich

*) Beiläufig, bereits im Jahre 1289 nannte der Dresdner Sachse das nachbarliche Pirna wie heute noch: Perne.

schon schien eine Zugabe von vierundzwanzig neuen Briefen zu diesem kärglichen Material von großem Werthe.

Die Briefe machen mit einigen Briefen Mercks an Friedrich Heinrich Jacobi und ein paar Copialien in der herzoglichen Autographensammlung auf Coburg ein Convolut aus, in welchem sie die laufenden Nummern 1—27 tragen. Zwei davon (N. 2 und 3) sind noch von Herrn Dr. Salomon Hirzel als an Jacobi gerichtet erkannt worden, sie stammen aus dem Mai und December des Jahres 1772, zwischen sie hinein gehört vielleicht Brief Nr. 25, den ich ebenfalls aus hier nicht näher zu erörternden Gründen für ein an Jacobi gerichtetes Schreiben halten möchte. Die übrigen haben, wie sich aus dem Inhalt ergiebt, Wieland sicher zum Adressaten. Von diesen letzteren vierundzwanzig Briefen waren elf datirt, vierzehn nicht datirt, wie denn Merck in der Datirung seiner Schreiben ebenso nachlässig war, wie in Bezug auf ihre Lesbarkeit, Fehler, die von Wieland beklagt, von Merck eingestanden werden. In Abbreviaturen, in der Willkür der Buchstabenformung ist das Mögliche geleistet, einige Ligaturen könnten an die Cursive der alten Westgothen erinnern. Daneben wieder klarste Formen wie eines, der sich ernsthaft bemüht, leserlich zu schreiben. So begreift sich, daß Vieles sehr schwer, manches kaum, einiges gar nicht lesbar war.

Offenbar war die chronologische Ordnung nicht das Princip, welches derjenige, welcher die Briefe numerirte, beobachten zu müssen glaubte. Ich versuchte sie deshalb zunächst in folgende Reihe zu bringen, in welcher die eingeklammerten Zahlen die Nummern der Handschriften bezeichnen, die neubestimmten Datirungen aber ebenfalls durch Klammern eingeschlossen sind.

I (16)	9. Juli [1777]
II (27)	14. Juli [1777]
III (24)	[December 1777]
IV (4)	4. Januar 1778
V (21)	[Anfang Februar 1778]
VI (23)	[Februar 1778]
VII (6)	8. Mai 1778
VIII (5)	28. Mai 1778
IX (17)	8. Juni [1778]
X (7)	Darmstadt 20 Juli 1778
XI (18)	[Juli 1778]
XII (8)	1. August 1778
XIII (9)	8. August [1778]
XIV (10)	11. September 1778
XV (22)	[September 1778]
XVI (15)	7. November [1778]
XVII (1)	30. November [1778]
XVIII (11)	15. December 1778
XIX (12)	10. Januar 1779

XX (13)	16. März 1779
XXI (20)	[October 1779]
XXII (26)	[Mai 1783]
XXIII (14)	16. October 1783
XXIV (19)	[März 1784]

Die Briefe umfassen somit einen Zeitraum von sieben Jahren, die Zeit der engsten Verbindung Mercks mit Wieland, die durch des Ersteren Theilnahme am Teutschen Merkur vermittelt ward. Sie lassen uns einen tiefen Blick in das Seelenleben des genialen Mannes thun, wenn sie auch ihn schon völlig fertig zeigen, über die letzten Gründe seiner Eigenart aber uns noch immer im Dunkeln lassen, ja das Räthselhafte seines Lebens eher noch steigern, um nur der Andeutung im Anfange des vierten Briefes zu gedenken. Die knappen und richtigen, oft prophetischen Urtheile über den literarischen Charakter der Epoche, über die einzelnen Koryphäen, über den weimarischen Kreis, die Reife des Geistes, welche Lavater schon durchschaute, als Goethe erst an der Schwelle seines Enthusiasmus für eben denselben Mann stand, der herzliche, brave und natürliche Sinn bei allen Anzeichen wachsender Verbitterung, das Anregende und Fruchtbare einer derben Kritik, geben auch diesen Briefen Mercks ein hohes psychologisches wie historisches Interesse. Und so macht sich auch hier, nach einem Jahrhundert, die wunderbare Anziehungskraft geltend, welche die Persönlichkeit des „eigenen Mannes", wie ihn Goethe nennt, auf die Zeitgenossen ausgeübt hat, eine Anziehungskraft, die sich vielleicht durch die scharf ausgeprägten Gegensätze seines Charakters einigermaßen erklären läßt, in welchem ein weiches Gefühl und ein überlegener Verstand, der keine Täuschung kannte, in gleicher Weise eine Stätte fanden.

Die Anmerkungen beschränken sich nur auf Andeutungen, wie dies schon der eng bemessene Raum gebieten mußte. Die Erklärung der einzelnen Briefe geben in der Hauptsache die Antworten Wielands, wie sie in den drei Bänden, welche Wagner herausgegeben hat, sich finden, jedem, der ihnen näher treten will, unschwer zugänglich. Viele Dinge harren freilich noch der Deutung, die ihnen durch das Wissen und die Hülfsmittel der Literaturkenner früher oder später hoffentlich zu Theil werden wird.

Merck an Wieland.

I.

Nur mit zwey Worten berichte meinem Theuersten Herrn u. Freund, daß mir außerordentl. wohl zu Muthe ist an Leib u. Seele bey dem hellen Himmel, u. daß ich allen Türken u. Heyden desgl. wünsche, folgl. guten Leuten ein doppeltes Maaß davon. Zum Zweyten berichte, daß der verlangte

Theil der Biblioth. des Romans[1]) bereits vor mehr denn 6 Wochen, so lange nehml. die arme Schlosserin tod ist, bei der Frau Räthin Goethe deponirt worden, daß ihn wie ich vor 4 Wochen bereits gehört, ein HErr v. Bechtolsheim mitgenommen; ob ihn nun dieser lebendig gefressen, wie ehmals mein kleiner Hund den ersten Bogen der Dialogen des Diogenes von Sinope biß auf den lezten Fezen verschluckt hat, das weiß ich nicht, u. steht sich deswegen weiter zu erkundigen. Ich war meiner Sache mit diesem braven Herrn so gewiß, daß es mir überflüssig schien deswegen ein weiteres zu gedenken. Sodann erfolgt hier ein Schniz Ritterwesen[2]), mit ein paar Kunst Anzeigen zur beliebigen Diarrhoe des werthen Publikums. Uebrigens wünschte zuweilen etwas von Ihrem Gout zu hören, so wie ich heute noch viel Gutes von Mstr Flachsland[3]) betr. Ew. Wohlgebohren Familienverhältnisse u. Hausvater Sinn gehört habe, das auf meine Ehre mehr werth ist, als alles Bücherlesen u. Schreiben, u. daß mein Hochzuverehrender Herr u. Freund an Seine liebe Frau wie ein alter wahrer Deutscher als ein Orakel glaubt, u. sich von ihr in Hauptsachen zurecht weisen läßt, ohne alle Gründe. Das paßt nun so ganz in mein Frazen System[4]), u. hab ich den Herrn deswegen von ganzer Seele lieb. Denn das ist im Grunde nichts anders als wahrer Glaube an unseren Herr Gott, der so was gemacht hat, wie eine gute ehrliche Frau ist. Habe auch sehr viel gutes von Freund Goethe gehört, wie er so klug ist, u. hübsch zu Hause bleibt, u. wie ihn dann eben niemand zu sehen bekommt. Deswegen ich ihn gern einmal sehen möchte, um ihn deswegen zu loben. Denn man soll doch lieber mit Hunden u. Kazen als mit dem Publiko einer F. Deutschen Residenz huren, die da bekleckt u. besch— ist mit Herrn-Dienern, u. Hofleuten, u. wo man nichts weiter zu bauen hat, als hohe Mauern, daß einen die HsVetr nicht zu sehen bekommen. Leben Sie wohl, u. lassen Sie sichs offt so toll seyn, wie mir jezo ist.

den 9ten Jul. [1777] J. H. M.

1) Auch später und noch im Jahre 1778 schreibt Wieland wiederholt um die Rückgabe der Bibliothèque des Romans. Briefe an J. H. Merck. Nr. 47 („wohl zum sechstenmal") Nr. 52.

2) Auszug aus den Mémoires sur l'ancienne Chevalerie von St. Palaye. Vergl. darüber Briefe an und von J. H. Merck. Nr. 38. 40. Im Augustheft des Teutschen Merkur von 1777 erschien dann: „Fortsetzung der Nachrichten aus den Ritterzeiten". Der erste Theil war April desselben Jahres ebenda erschienen.

3) Herders Schwager war neun Monate in Weimar zu Besuch gewesen.

4) Anspielung auf Lavaters Physiognomik.

II.

den 14ten Jul. [1777]

Verzeihn Sie mir liebster Herr und Freund, daß Sie noch keine Recensionen für diesen Monat erhalten. In 4 Tagen soll alles abgehen, so daß

sie es den 21ten oder 22sten in Händen haben. Ich habe bißher immer auf die Physiognomik[1]) gehofft, und jezo schreibt mir Herr Rath Goethe, daß sie nicht zu haben sey. Außerdem hatt' ich einen meiner ältesten Freunde, den ich in 17 Jahren nicht gesehen hatte, 8 Tage mit seiner Familie zum Besuch. Es war also an kein Lesen u. Schreiben zu gedenken. Da die Recensionen immer das lezte sind, so denk' ich kann der Abdruk doch noch vor Ende des Monats geschehen, u. Ihnen dadurch kein Unheil zuwachsen[2]). Ordnung in allen Dingen könnte freylich bey unser einem zuwege bringen, daß man dergl. Arbeiten nicht so lang aufschöbe, u. eine genaue Eintheilung der Zeit Wunder thun. Allein man genießt, was man hat, ohne auf den Morgenden Tag zu sorgen, man widersteht keiner Versuchung im Sonnenschein zu wandeln, im Garten zu arbeiten, u. wie die Ursachen weiter heissen.

Ich denke es war nöthig, dieß Brieflein abzulassen, um Sie aus der Verlegenheit zu ziehen. Vielleicht stimmt dieser Aufschub mit den Hindernissen, die die Veränderungen des Hauses dem Fuhrwesen des d. Merkurs in Weg legten, u. so bin ich vor allen Schlägen sicher.

Leben Sie wohl, u. behalten Sie mich lieb, u. tragen Sie mich, wie wir alle wünschen, von andern getragen zu werden. Grüssen Sie Goethe, u. sagen ihm, daß er nächstens einen langen Brief von mir zu erwarten hat, so kurz auch die seinigen sind. Ich habe die Zeichnung seiner Gegend von Krauße gesehen. Der Vater steht mit dem Stäbchen in der Hand davor, u. erklärt Philipps Beschreibung, u. so weiß ich denn, wo der Bauplatz ist, was der Stern und die kalte Küche heißt.

Sie müssen auf den Herbst Ihrer Oper[3]) zu gefallen, unsere Gegend besuchen, u. Goethes Mutter sehen. Sie hat Sie von Grund der Seele lieb, u. giebt Ihnen wieder, was Sie ihr gaben. Leben Sie wohl u. verzeihen den leeren Brief. J. H. M.

1) Es ist der „dritte Versuch" gemeint.

2) In der That erschien die Besprechung von J. C. Lavaters Buch noch am Schluß des Augusthefts im Teutschen Merkur.

3) Rosamunde.

III.[1])

[Anfang December 1777.]

Liebster Herr und Freund,

Also ist und bleibt es wahr, daß wir Ihr Angesicht schauen sollen, u. zwar auf Weinachten. Wenn mirs mögl. ist, bin ich sogleich in Frankfurt. Meine Frau ist noch immer auf den Beinen, ich denke aber sie soll nächstens hintern Vorhang. Frau Aja hat grosse Anstalten gemacht, Sie zu empfangen, und alles unterweilen congediirt, was von Frau Baasen Gesellschaft hinderlich

hätte seyn können. Lieber herr ich danke Ihnen, daß Sie an HE. Prof. Dohm und alle seines Gleichen ein Wörtgen über den Politischen Cynismus haben fahren lassen[2]). Sie können nicht glauben, wie sich Ihre Laune gut liest, u. besonders wenn ich an die grosse Gesellschaft des gaffenden Publikums gedenke, wie das alles mit offnem Maul verschlukt wird, weils in der wahren Mährchen Sprache radotirt ist, und sie alle Zeilen verstehen können. Herre das ist eine Kunst kein Wort aus eignem Herzen hinzuzuthun, und den Leuten nach ihrem Sinn zu sprechen, die ich nicht begreiffe. Auch danke ich von Herzen etwas spat für die Mittheilung des vas murrhinum, das Sie der Göttin Olympia[3]) gebracht haben. Ich kann mir alle Ihre Poesien nicht anders als Porcellan Arbeit gedenken, so geradigt (so!), so lieblicher glänzender Form, u. heller wollüstiger Farbe, daß Sie (mit allen Seufzern der Klopstokischen Sekte) auch in meinen Augen längst nicht zum Nothwendigen, aber zum leidigen Luxus gehören. Hier einige Schnizzen Recensions, worunter auch Klopstok[4]) kurz abgethan worden. Das Produktgen ist possierlich, und weder zum Strafen noch Warnen wuchtig genug. HE. Oheims Geschichte[5]) wächst und gedeyht. Wenn Sie's einigermassen erbaut hat, gut genug. Ein Schelm machts besser als er kan. Wenn ich an die Stellen kommen, wo ich Gifft blase, u. hauen u. stechen kan, auf die Euterbeule der lieben Constitution, da solls kräftiger werden. Leben Sie wohl, u. gedenken meiner biß den 18ten[6]) dieses im Frieden. Sagen Sie Goethen bey Gelegenheit, daß nächstens was erscheine, u. zwar sehr herliches u. gutes, für sein mahlerisches Leben.

JHM.

1) Ist die Antwort auf Wielands Briefe vom 24. November und 1. December 1777. Briefe an und von M. Nr. 51. u. 52.

2) Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit an Herrn P. D. in C. Teutscher Merkur vom November 1777. War gegen gewisse republikanische Grundsätze gerichtet, welche Dohm in seinen Neuesten politischen Gerüchten aus Portugal vorgebracht hatte.

3) Wielands Gedicht auf die Herzogin Amalie: An Olympia. Den 24. October 1777. Teutscher Merkur. November desselben Jahres.

4) Anzeige von Klopstock in Fragmenten u. s. w. Hamburg 1777. Teutscher Merkur. Januar 1778.

5) Mercks didaktische Erzählung: „Geschichte des Herrn Oheims", die im Januarhefte des Merkur 1778 begann.

6) An welchem Tage Wieland in Frankfurt sein wollte.

IV.[1])

Ich bin nun seit 3 Tagen, da das dumme Gerüchte von dem Politischen Kram des Kurfürstenthums Bayern[2]) um uns herum sumst, mit Euch lieber Mann zu Bette gegangen und aufgestanden. Mir hat ehedem ein grosser Herr, der mich weniger angieng, als Euch jezo der Kurf. von Bayern, durch

seinen Tod einen so verflucht dummen Streich gespielt, der sich gar nicht sagen läßt, aber darum nicht minder auf meine ganze Glükseligkeit Einfluß gehabt. — Das ist nun so in dem Strudel der Dinge hienieden, die immer anders gehen, als wir hoffen, u. rechnen. Das allerbeste ist, daß man immer die Seegel genauer einpackt, und so wenig Wind nimmt als mögl. ist. — Im Ganzen soll uns nun einmal die Reise nicht gereuen. Außerdem daß man von neuem ins Publikum gegafft hat, u. gesehen, wie's draussen steht, ists doch was werth ein paar brave Leute gesehen zu haben, u. von ihnen gesehen worden zu seyn. Um Euch hatte das Gerücht des grossen Mannes einen Nebel von Politischheit, u. Gottweiß was gezogen, der verschwindet, sobald man die reine Natur Gottes, und die ungekränkte Güte u. Bonhommie Eures Wesens sieht, die Euch bey allen Menschen die Herz haben, mehr werth ist, als der ganze Imaginations Kram der Schriftstellerey. — Euch hatten die Menschen auch allerley weißgemacht, was meine Wenigkeit angieng, das fällt nun alles ab, wie Schuppen, u. wir stehen einander über, wie zwey brave ehrliche Leute, die einander lieb haben, und gerne dienen, und über die Ehrlichkeit verliehren wir nun weiter keine Worte.

Nun sollen die Fragen kommen. 1.) weis ich der Geschichte des HE. Oheim keinen andern Namen als die Geschichte des HE. Oheim, wißt Ihr einen bessern, so gebt Ihr einen Namen, Cain, Abel, oder wie Ihr wolt.

2tens erhellet aus Eurem Briefe, daß Ihr nicht gerne nach Darmstadt geht. Wenn das Ursachen sind, die Euch würklich plagen, u. solts nur auf eine Viertelstunde seyn[2]), so thut, was Euch wohlgefällt. Für meine Frau wärs mir aber lieb, Ihr kämet zu uns, u. brächtet wenigstens mit dem Abend Eures Ankommens, den folgenden ganzen Tag bey uns zu. Wahrscheinl. begleit ich Euch dann in die Casa santa[3]) demohngeachtet, so bald Ihr wolt, u. so sähen wir Einander soviel als thunlich ist. Hierüber aber müßt Ihr aufrichtig seyn, u. es wäre das dummste Ding, wenn sich 2 Menschen wie wir gegeneinander geniren wolten. Ihr könnt wenigstens den ganzen ersten Abend den andern Morgen früh, biß Nachmittag gegen 4 Uhr, wan Ihr dem Erb Prinzen, Moser u. Hesse Visite machen wolt, alleine bey uns seyn. Gesehen solt Ihr von Niemand werden, so wenig wie in der Casa santa, wans Euch behagt.

Warum ich Euch nicht geschrieben habe, ist natürlich. Ich denke man schreibt immer weniger, jenäher man einander kommt. An Goethen fällt mirs mein Leben nicht ein, zu schreiben, es müßten denn Frachtbriefe seyn. Und viel gutes kan ich meinem Bruder nicht sagen, je mehr ers für mich ist, denn es wäre mir, als wenn ich mir selbst Complimente machte. Liebe, Liebe ist ein so heiliges Ding, das immer bedeckt, u. verhüllt stehen muß, damit nicht was unreines hineinfalle. Wenn ich noch etwas in der Welt zu

wünschen hätte, das länger gienge als auf Einen Tag (wozu ichs aber wohl nicht bringen werde) so wäres dieß, daß unsere Häuser u. Gärten zusammenstießen, u. wir uns zuweilen sehen u. trösten könnten, wenns draußen so dumm u. garstig bläßt. Indessen lieber Freund hat jeder von uns Frau u. Kind, die lasset uns genug seyn, und im übrigen Gott danken, wenn weder Gutes noch böses von uns geschwazt wird. Denn es ist meist immer nicht wahr, u. thut uns doch meist immer Schaden.

Noch Eins lieber Mann seyd aufrichtig, u. zwar biß zum Wehthun. Denn ich merke Ihr fürchtet das. Thut aber wehe, damit Ihr wohlthut. Und so seyd auch in Eurem Entschluß zu uns, oder nicht zu uns zu kommen, aufrichtig, u. laßt michs durch Euch oder durch Kranz[4]) mit 2 Worten wissen, damit ich mich darnach richten kan. Mir thut Ihr darau einen großen Gefallen wenn Ihr kommt, so seht Ihr doch mein Wesen, von dem Euch auch die Menschen allerley vorgelogen haben, und wir sehen uns drum um 2 Tage länger, wenn Ihr anders wolt, daß ich bey Goethes mitseyn soll. Seht unsere Rede sey Ja Ja, Nein Nein; ich habe mich immer bey Goethen recht wohl dabey befunden. Wir haben einander wechselsweise fortgeschickt, wenns Zeit war, eben so wie man einander rufft.

An Müllern[5]) hab ich nicht gezweifelt. Das ist ein treflicher Mensch, die andern Kobel[6]) und Cannabich[7]) kenn' ich nicht. Mir solls sehr wohl thun, etwas gutes von den lieben Sterblichen zu hören, denn es arrivirt nicht immer, besonders wenn die Nachrichten aus guter Hand sind. Mich dünkt, es wäre doch gut, wir richteten unsere Sach so ein, daß wir Bölling noch in Frankfurt sehen, der den 10— oder 12ten erscheinen soll. Das ist auch ein Ganzer Mensch.

So laßt uns denn den Schwaben belachen. Ihr habt wenigstens den Vortheil, daß man von Eurer Oper nichts böses sagen kan. Das Unglük war eben, daß die Scene in der Pfalz lag, die schon seit Christi Geburt dazu verordnet ist, daß nichts gescheutes da zu Stand kommen soll. — Der arme Kranz dauert mich. Dem ist sein musikalischer Fraß auch vor der Nase weggenommen worden. Ich grüß ihn herzlich und bin wie Ihr wißt

der alte Kerl.

den 4ten Jan. 1778. JHM.

in margine: Fragen Sie doch Müllern, ob in Mannheim nichts von seinen radirten Blättern zu haben ist, u. ob dort nicht irgend Rembrands zu verkauffen stehen?

1) Antwort auf Wielands Brief vom 27. December 1777. Briefe an M. Nr. 49. Der Brief ist nach Mannheim gerichtet, wo sich Wieland wegen der Aufführung seiner Oper Rosamunde aufhielt.

2) Wegen der Nachfolge Karl Theodors nach dem am 30. December 1777 erfolgten Tode des Kurfürsten Max III. von Baiern.

3) Goethes Vaterhaus.

4) Der weimarische Kammermusikus Kranz hatte Wieland begleitet.

5) Der Maler Müller, damals in Mannheim.

6) Der Kupferstecher Ferdinand Kobell, der spätere Galleriedirector in Mannheim.

7) Vielleicht Christian Cannabich aus Mannheim, damals Director der italienischen Oper in München, mit welchem W. wohl wegen der Aufführung seiner Oper Verbindungen angeknüpft hatte.

V.[1])

[Anf. Febr. 1778.]

Lieber Bruder, ich habe den Abend bey mir gefeyert, da ich dachte Ihr wäret in Eurer Familie eingetreten[2]). So viel allgemeine Liebe hat noch niemand mit sich weggenommen wie Ihr. Ist das nicht ein herrliches Ding sich zu sehen. Das ist besser als alle Briefe, u. berichtigt die Verhältnisse auf Jahre u. Lebenslang. Das Schreiben wird auch dadurch in einen sehr engen Raum gebracht. Ich hoffe wir wollens noch biß auf Frachtbriefe bringen. An G. ist mirs wenigstens ohnmöglich was anders zu schreiben. Hier kommen allerley Dinge — unter andern die Fortsezung des HE. Oheims — laßt Euch die Correktur selbst angelegen seyn; denn sonst könnte schändliches Zeug passiren. Ich habe nicht Zeit gehabt, es abschreiben zu lassen. Meine Frau und Kinder reden viel von Euch. Habt Ihr schon gehört, daß der arme Junge Lenz verrückt ist? Schlosser hat mirs selber geschrieben, bey dem er kürzlich war. Kaufmann hat gestern geheirathet, u. Schlosser ist mit ihm nach Winterthur zur Hochzeit abgegangen. Ich habe sehr für Euch wegen der bösen Wege gefürchtet. Gottlob daß alles gut abgelauffen ist, die Mannheimer Historie wird nach u. nach schwinden, u. Ihr werdet sie geruhig in das grosse Buch der verlohrenen Schulden eintragen. Morgen laß ich das Portefeuille mit Müllers Zeichnungen abgehen. Lebt wohl lieber Mann, und habt Dank für Alles Gute, was ihr mir von Euch habt sehen lassen. sowas thut mir zum . . . . . [3]) in der Welt noth, weil ich oft anfange, wenig davon mehr zu spüren. —

Frau und Kinder grüssen Euch. Das Andenken an die liebe Adelaide[4]) hat mehr Wirkung hervorgebracht, als zehn Lektionen. Möcht ich Euch doch in Eurer Familie kennen, und auch von allen diesen Punkten berühren. Doch das wird auch kommen. Indessen laßt uns an Einander hangen von ganzem Herzen Amen! J. H. M.

1) Antwort auf Wielands Schreiben vom 26. Januar 1778. Briefe an und von Merck Nr. 55. Wielands Antwort vom 15. Februar 1778 steht Briefe an Merck Nr. 51.

2) Wieland kam am 24. Januar nach Weimar zurück.

3) Das Wort spottete jeglicher Mühe. Die Meisten, denen ich das Original vorlegte, lasen: Begehren.

4) Mercks Töchterchen Adelaide hatte Wieland besonders gefallen. Siehe die citirten Briefe.

VI.[1])

[Februar 1778.]

Lieber Bruder, Hir kommt eine Fracht vielerley Zeugs. Ich habe jezt mit dem Buchhändler Brönner in Frfurt einen accord gegen 10 pc Provision (das freylich viel ist,) und mit der Heiligen Bedingung, alles binnen 8 Tagen zurückzuliefern, mir alle Nova, u. besonders wichtige theure Werke aus der Naturgeschichte zukommen zu lassen. Dies hat nun seinen doppelten Vortheil, wie denn das liebe Lucrum das heiligste Band auf Erden ist, daß ich binnen 8 Tagen absolviren muß, wenn ich die Provision nicht umsonst zahlen will, und mir der Kerl auf seiner Seite fein viel schikt, damit er viel Provision zieht. So aber bekommen wir auch viel Recensiones, u. mitunter Musterstücke über Insectologie u. Botanik von einem gewissen Pfarrer[2]), der ein Meister in sieben Künsten ist. Ich danke von Herzen für den PotPourri[3]) u. das Fragment aus dem Mährchen[4]). Es wird bey Euch alle Tage alles lebendiger, so wie's bey andern Leuten zurückgeht. Es muß Euch sehr wohl seyn, wenn Ihr so was gemacht habt, und ich möcht Euch in der Minute sehen. Von HE. Oheim soll in 8 Tagen etwas nachkommen. Ich bin über gewisse Kleinigkeiten noch nicht ganz einig. Indessen werdet Ihr den Monat Merz nicht so geschwind abdrucken. Einstweilen ist hier zur Noth ein Auszug aus dem neuen herrlichen Buch des Pallas über die Mongolen[5]) — Thut mir den Gefallen, u. druckts ganz so gleich ab. Es muß für alle essentiellen Leute ein herrlicher Fraß seyn. Mir ists immer, als wenn ich Euch sonst nichts zu schreiben hätte! Drukt nur alles fein hurtig ab, was Ihr von mir habt, damit ich weiß, daß das Ding von meiner Seite auf dem Sand sizt, so wollen wir Euch bald eben so viel neue Ladung zuschiken. Indessen Mache der Herr schöne Mährchen, auch Abhandlungen, nur nichts mehr vom Empfindsamen Jacobischen Zeug, das kein Mensch brauchen kan. Auch hütet Euch in dem Lavaterschen Kram zum Besten der guten Sache, wie Sies nennen[6]), Euren Merkur als NachtStuhl herzugeben. Prof. Lichtenberg hat Euch ein Feuer bereitet[7]). Ich wills nächstens durch eine Vortheilhafte Recension seines Werkleins gegen die Physiognomik abwenden. Denn die braven Kerls von klarem, Starken Sinn, sind besser als alle Han Caspars, u. ihresgl. thun auch mehr Schaden, wenn sie gereizt werden. Der Kerl sizt nun mit der Physiognomik auf dem A... wie der Urkunden Mann[8]). Aber so gehts, wenn man den Leuten das Paradies aufschließen will, und den Schlüssel nicht finden kan. Hütet Euch für den falschen Propheten, die mit dem HErrn

Christus spielen, und doch nichts sind als Tripoteurs und Cabinetsministers [9]), sie treiben das im Kleinen, was die Schelmen im Ordensband im Grossen thun. Die Welt läßt sich nun Einmal nicht besch . . ., u. wenn einer nur ein ehrlicher Hans A . . . ist, kommt man immer weiter, als alle die grossen Narren mit ihrem Lug und Trug.

Gehabt Euch wohl — u. mich habt lieb. Der Preuß Courant liegt schon 12 Tage da für den Hrn KammerPraesidenten [10]). Uebrigens laßt mir Einmal was tröstliches von Euch hören. J. H. M.

1) Die Antwort Wielands vom 6. März 1778. Br. a. u. v. M. Nr. 57.

2) Scriba, ein geschätzter Entomolog.

3) La philosophie endormie. Eine Conversation on Pot-Pourri. Teutscher Merkur Jänner 1778.

4) Bezieht sich wohl auf Schach Lolo.

5) Auszug aus Pallas Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften. Teutscher Merkur März 1778.

6) Im Novemberheft des Teutschen Merkur hatte sich Artikel II. gegen die göttingische Betrachtung der Physiognomik ausgesprochen.

7) Mit seiner bekannten Abhandlung im göttingischen Almanach für 1778: Ueber Physiognomik.

8) Jedenfalls Herder. Das Urtheil, welches die Kritiker des Merkur im Jahre 1774 (8. Bd. 2. Stück S. 176) über dessen Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts fällten, entspricht ganz dem hier über Lavater ausgesprochenen.

9) Anspielung auf den Merck verhaßten darmstädtischen Minister Karl Friedrich von Moser.

10) Goethe.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus dem Elsaß. Neues politisches Leben. — Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit mit der vollzogenen Einverleibung in Deutschland zu rechnen, gewinnt allmählich festeren Boden. Seit den Reichstagswahlen vom 1. Februar 1874, welche lediglich den Charakter einer politischen Demonstration trugen, hatte man die Erfahrung gewonnen, daß ein directes Anklopfen in Berlin, über die Bezirkspräsidenten und den Oberpräsidenten hinweg, meist ganz über alles Erwarten günstige Resultate gewinnen ließ, ja man deren Einschreiten lahm legen konnte. Alle Parteien des Reichstages zeigten sich im höchsten Grad nachgiebig, sobald ihnen mit dem Vorwurf gedroht wurde: daß sie die Interessen des Reichslandes nicht genügend berücksichtigten. Die Thätigkeit im Reichstage bot unter solchen Umständen so günstige Aussichten, daß die Protestpartei ihr bisheriges Verhalten im Interesse ihrer eigenen Machtstellung nicht beibehalten konnte und die Zänkereien zwischen den sogenannten Protestcandidaten und den Autonomisten beweisen, daß nicht nur in norddeutschen Wahlkreisen

die heftige Erbitterung zwischen zwei liberalen Parteien im Wesentlichen die Folge rein persönlicher Gegensätze einiger Führer ist und die gemäßigteren Elemente gegen ihren Willen in die Stellung einer Regierungspartei gedrängt werden. Der Vorwurf des Mangels an Ueberzeugungstreue wird hier von beiden Parteien mit demselben Recht erhoben, als mitunter dort im Norden. So gering auch noch die Theilnahme an dem politischen Leben in Elsaß-Lothringen ist, so erfreut man sich doch allgemein des Gedankens: daß Vertreter des Landes zu dessen Gunsten in den verschiedenen ständischen Versammlungen und nicht ohne Erfolg thätig sind. In dem Bewußtsein, in der Bevölkerung einen Rückhalt zu haben, hat denn auch der Landesausschuß in seinen Beschlüssen und seiner Kritik sich unabhängiger und energischer gezeigt. Eine größere politische Rührigkeit ist auch bei der jetzigen Weltlage nicht zu erwarten. Je mehr die Resultate großer politischer Ereignisse, wie es der Krieg von 1870 war, überraschen und in das Leben jedes Einzelnen eingreifen, desto schwieriger ist demselben die Erkenntniß, daß dieselben nur der Abschluß einer langen politischen Entwickelung der gesammten Nation sind, und da er sich wohl sagen läßt, aber nicht einsieht, daß er als Glied des Ganzen auch mit beigetragen haben soll, so verzichtet er zeitweise auf weiteres politisches Wirken.

Die erhöhten Befugnisse des Landesausschusses werden letzteres vorläufig auch nicht fördern; denn es steht zu hoffen, daß die Regierung ihm keine weitere gesetzgeberische Beschäftigung verschaffen wird, als die persönlichen und örtlichen Gesichtspuncte gestatten, unter denen jede Ständeversammlung eines kleineren Bezirkes leidet. Die Erörterungen des Ausschusses über die Verwaltungsorganisationen, Kreisordnung u. s. w. haben vor allem bewiesen, daß demselben jedes Gefühl für diejenigen allgemeinen Rücksichten fehlt, welche gerade bei der jetzt im Gang befindlichen Neuordnung aller staatlichen Verhältnisse maßgebend sein sollen. Nachdem ohne seine Mitwirkung die Bezirkspräsidien der wichtigen Befugnisse der französischen Präfectur entlastet sind, sollte er ernstlicher an Beseitigung von Einrichtungen gehen, welche nur noch zu bestehen scheinen, um jüngeren preußischen Verwaltungsbeamten den Sprung in das Oberpräsidium zu erleichtern. Die Bevölkerung tritt in solchen Personenfragen den Klagen hiesiger Beamten bei, daß nicht genügend diejenigen berücksichtigt werden, welche sich bereits mit hiesigen Verhältnissen und Anschauungen durch längere Thätigkeit vertraut gemacht haben, und denen nicht immer durch ihre Schuld bereits so manche Unannehmlichkeiten in socialer Beziehung erwachsen sind.

Ein Ersatz des Beamtenpersonals aus Einheimischen ist freilich sobald noch nicht zu erwarten, denn die hiesigen Lehranstalten haben noch immer nicht die genügende Anzahl von Zöglingen aus denjenigen Familien, auf

welche in dieser Hinsicht gerechnet werden muß. Die Regierung wird die Frage nach Möglichkeit einer Einwirkung in dieser Richtung schon um deshalb in Erwägung ziehen müssen, weil aus den älteren deutschen Provinzen ein Zuzug nicht mehr stattfindet; denn wenn auch keine lombardischen und venetianischen Zustände hier herrschen, wie der Abgeordnete Dolfus meint, so bieten doch weder dienstliche noch gesellschaftliche Verhältnisse Vortheile, welche ein Verlassen der heimischen Kreise aufwiegen könnten. Die Berührungen mit Einheimischen in dienstlicher Beziehung sind immer noch geringe, dieselben haben bisher wenig von der Anlage zur Selbstverwaltung bekundet, welcher das Elsaß Jahrhunderte lang seine hohe Bedeutung verdankte.

Bei großen communalen Freiheiten und thätigem Bürgersinn war dasselbe streng kaiserlich. Seit den stets hochgeehrten Hohenstaufen dürfte kein würdigerer deutscher Kaiser das Land betreten haben. Der Elsässer, der von seinem Lande und von sich Etwas besonders hält, dürfte vielleicht dereinst stolz sein, direct unter des Kaisers Hut zu stehen; — ein solcher Particularismus ist ein berechtigter und begehrenswerther.

Aus Berlin. Zur Weltlage. Berliner Treiben. Director Bonnell †. — Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze entwickeln sich langsam aber stetig zu Gunsten der Russen. In Asien schreiben sich zwar beide Theile den Sieg zu und haben dort die Russen jedenfalls noch keine sehr namhaften Vortheile errungen. An der Donau aber fechten die Russen mit entschiedenem Glück, auch schweigen die türkischen Bülletins ganz über diesen Theil des Kriegsschauplatzes. Das große Werk des Donauüberganges harrt freilich noch seiner Ausführung, wird aber offenbar mit größter Umsicht vorbereitet. In der Stellung der europäischen Mächte zu einander hat sich in den letzten Tagen nichts geändert. Wie schon bemerkt, darf man eine Verschiebung der Beziehungen Englands zu Frankreich als bevorstehend betrachten. Alles Andere hängt von der Entwickelung der Ereignisse an der Donau ab. Graf Schuwaloff hat mittlerweile London verlassen und hat sich nach einem kurzen Aufenthalt bei dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh und einer kurzen Rast in Berlin nach Petersburg begeben. Hier wurde er von dem Kaiser in Audienz empfangen. Seine Abreise von London bedeutet zwar keineswegs eine Störung in den diplomatischen Beziehungen Rußlands zu England, sie ist aber immerhin ein deutliches Symptom der Erkältung derselben, zumal auch von der Versetzung des englischen Botschafters in Petersburg, Lord Loftus, nach Indien die Rede ist. Auch die Herzogin von Edinburg, die Tochter des Kaisers Alexander, wird England verlassen und sich auf neutrales Gebiet nach Coburg begeben. Das Alles zeigt an, daß ein rauher Wind im Anzuge ist; ob er nun zu einer anhaltenden Erkältung der Atmosphäre führen oder sich zum Sturme entwickeln wird, läßt sich heute noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Sicher ist heute nur so viel, daß England vorläufig alles Feindselige gegen Rußland unternehmen wird, was es ohne directe Kriegserklärung irgend ausführen kann. Daß diese letztere eine einfache Folge einer solchen Politik sein wird, ist freilich nicht unwahrscheinlich, aber nicht unbedingt nothwendig. Oesterreichs Situation wird offenbar eine immer günstigere, denn je mehr sich Rußland im Kriege engagirt, je weiter es sich auf türkischem Gebiete vorwagt, desto schwerer fällt die Haltung Oesterreichs in das Gewicht, desto freier wird seine Entschließung.

Auf dem Gebiete der inneren Politik herrscht fast absolute Stille, auch

das leidige Gezänk über die Wahrheit oder Unwahrheit der sogenannten Enthüllungen zur Reichskanzlerkrisis ist endlich glücklich verstummt. Schließlich wurde das Publicum dieser Expectorationen satt, zumal es endlich auch gewahr wurde, daß die ältesten abgestandensten Hofanekdoten ihm als funkelnagelneue Geschichten und werthvolle Beiträge zur Genesis der Kanzlerkrisis aufgetischt wurden. Es war ergötzlich zu sehen, wie nach und nach der ganze poetische Hausschatz der deutschen Presse neu aufgelegt wurde, wie alle die alten wohlbekannten Repertoirstücke der Sensationspresse neu aufgestutzt und höchlich bewundert durch die Spalten der Zeitungen gingen. Bald machte freilich die Bewunderung dem Gelächter Platz und damit hatte der Spuk sein Ende erreicht. Die vornehme Welt, welche sich eine Zeitlang nicht ohne einiges Behagen mit diesen Klatschgeschichten beschäftigt hatte, mußte sich überdies einem anderen Vergnügen zuwenden, welches ihre ganze Zeit in Anspruch nahm, den Rennen. Die Berliner Rennen sind allerdings eigentlich mehr ein Geschäft als ein Vergnügen, weil der Rennplatz in Hoppegarten so unbequem und so weit ab liegt, daß an eine allgemeine Betheiligung Schaulustiger und Vergnügungssüchtiger kaum zu denken ist und überwiegend geschäftlich Interessirte den weiten Weg nach dem Rennplatze antreten. Da aber fast die ganze aristokratische Gesellschaft und ein guter Theil der bürgerlichen durch geschäftliche Bande mit den Rennen verknüpft ist, so ist die Betheiligung dennoch eine ziemlich rege. Freilich ist die Fahrt strapaziös genug. Durch die ganze Stadt bis zum Ostbahnhofe geht der Weg, dann besteigt man den Zug, um nach halbstündiger Fahrt noch einen beschwerlichen Marsch zu Fuß durch tiefen Sand zu machen, ehe man das Ziel erreicht. Da war freilich der alte Rennplatz in Tempelhof, der vor zehn bis fünfzehn Jahren im Gebrauche war, günstiger gelegen. Unmittelbar am hallischen Thore befindlich, entwickelte sich auf ihm ein wirkliches Volksfest, da die geringe Entfernung von der Stadt Jedermann die Betheiligung gestattete. Sehr erfreulicher Weise denkt man gegenwärtig daran, Berlin wieder einen solchen, der allgemeinen Betheiligung günstigen Rennplatz zu schaffen. Freunde des Sports, unter dem Vorsitze des Fürsten Pleß, wollen eine Actiengesellschaft gründen zum Ankaufe eines Terrains zwischen Berlin und Wilmersdorf, das ist die Gegend hinter dem zoologischen Garten, südwestlich von Charlottenburg. Ein dort etablirter Rennplatz würde allerdings unmittelbaren Anschluß an die eleganten Stadtgegenden haben und viel und gern besucht werden. Ob es in der gegenwärtigen, in Geldsachen bekanntlich sehr genau rechnenden Zeit möglich sein wird, eine solche Actiengesellschaft zu Stande zu bringen, erscheint Vielen fraglich. Andererseits wird jeder Zweifel daran auf das Bestimmteste in Abrede gestellt.

In den letzten vierzehn Tagen haben unerwarteter Weise noch drei der hiesigen Bühnen Novitäten gebracht. Das Wallnertheater inscenirte mit Wiener Kräften Offenbachs neue Operette „Margot die reiche Bäckerin", ein Stück, das sehr verschieden beurtheilt, aber jedenfalls sehr zahlreich besucht wird, im Victoriatheater gab man den „Courier des Czaren", ein sogenanntes Decorations- und Costumestück, in dem an scenisch-mechanischen Kunststücken das Unglaublichste geleistet wird und auf der Bühne der Friedrich-Wilhelmstadt zog das „Blitzmädel" an, eine ansprechende und wirklich lustige Posse mit Gesang und vielen guten Witzen und Einfällen. Herr Schweighofer aus Wien, der jetzt vielfach bei uns weilt, trägt viel zu dem Gelingen des Ganzen bei und unterhält das Publicum in seinen verschiedenen Rollen als

französischer Abbé, als spanischer Sänger und als deutscher Student auf das Beste. In den königlichen Theatern giebt man jetzt wieder die so sehr beliebten und so zweckmäßigen Vorstellungen classischer Stücke zu halben Preisen, welche dem minder bemittelten Publicum diesen theatralischen Genuß ermöglichen. Diese Institution hat sich sowohl für das Publicum als auch für die Theatercasse so bewährt, daß sie in jedem Jahre wieder in das Leben tritt.

In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag verschied hier ein weit und breit hochgeschätzter Mann, ein bekannter Gelehrter und Pädagog, der ehemalige Director des hiesigen Friedrichs-Werderschen Gymnasiums, Professor Dr. Bonnell. Fast fünfzig Jahre hat er dem Gymnasium, dem er in der Franzosenzeit als Schüler angehörte, als Director vorgestanden und sich bei seinen nach Tausenden zählenden Schülern reiche Liebe und Verehrung erworben. Als er vor zwei Jahren in den Ruhestand trat, versammelte sich noch einmal um ihn ein großer Kreis seiner anhänglichen Schüler, und gestern umstanden seinen Sarg wieder viele Hundert aus demselben Kreise, Männer aller Lebensstellungen und verschiedensten Berufes, alle geeint in der Verehrung für den Dahingeschiedenen. Treffend führte Prediger Fournier in seiner Grabrede aus, wie tiefe Religiosität der Grundzug seines Wesens gewesen sei, wie er, wie sein Lehrer Schleiermacher, durchdrungen gewesen sei, von dem Gefühle seiner persönlichen Verantwortung vor Gott. Daraus sei seine Treue geflossen, seine allgemeine Menschenfreundlichkeit, seine aufopfernde Liebe, und seine Einfachheit und Gradheit. Alle, die ihn kannten, werden die Wahrheit dieses Urtheils bestätigen. Bonnell war bekanntlich auch der Lehrer Bismarcks, der bei ihm in Pension war. Auch Bismarcks Söhne waren seine Schüler. Ein dankbares treues Andenken vieler Tausende ist ihm gesichert. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Heinrich Rückert in seinem Leben und seinen kleineren Schriften, dargestellt von A. Sohr und A. Reifferscheid. Weimar, Böhlau. — Einer aus zwei Bänden bestehenden Sammlung der zerstreuten Aufsätze Heinrich Rückerts, von denen der erste eben uns vorliegt, soll eine auf Grund reichhaltigen brieflichen Materials erbaute Biographie folgen, wie es denn in dem philologischen Zuge liegt, der unser Zeitalter kennzeichnet, allenthalben zu sammeln und zusammenzufassen, alles an seinen Platz zu stellen und kein fruchtfähiges Körnlein verkommen zu lassen. Mehr als bei vielen anderen war eine solche Sammlung vielleicht bei Rückert gerechtfertigt, der es liebte, sich aphoristisch auszusprechen, an die Besprechung seiner Lectüre allerlei Gedankenreihen anzuknüpfen und behaglich und sauber weiterzuspinnen, wie es ganz besonders Leser anmuthen wird, deren Muße nicht allzu spärlich bemessen ist. Es sind seine Ausarbeitungen meist literargeschichtlichen Inhalts, die uns geboten werden, theils allgemeinerer Natur, theils besondere Dichterbilder aus mittleren und neueren Zeiten uns vorführend, wie Walter von der Vogelweide, Heinrich von Breslau, Brandt und Ayrer. Die Form ist klar und lichtvoll, der Inhalt gediegen, so beeinträchtigt es den Werth des Buches nicht, daß die meisten Aufsätze schon anderswo zu lesen waren.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 17. Mai 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Der Platz für das Reichstagsgebäude.

Es giebt in der französischen Sprache einen sehr bezeichnenden Ausdruck für unerquickliche Streitigkeiten, die niemals zu einem Resultat kommen, man nennt sie „querelles allemandes“ und denkt dabei wohl an jene endlosen Zänkereien um die allererbärmlichsten Kleinigkeiten, deren Sitz einst die deutschen Reichstage waren. Eine solche „querelle allemande“ droht allmählich die Frage nach dem Bauplatz des Reichstagsgebäudes zu werden. Sechs Jahre sind vergangen, seitdem das deutsche Reich gegründet worden ist, wir haben ein deutsches Heer, eine deutsche Marine, es sind für die Vertretung im Auslande erhebliche Summen bewilligt, aber das deutsche Parlament entbehrt noch immer eines würdigen Gebäudes, das gewissermaßen der Schlußstein der Gründung des deutschen Reiches ist.

Gegenwärtig tagt der Reichstag in einem provisorischen Gebäude, dessen äußere Erscheinung weit mehr den Charakter einer Caserne als der Versammlungsstätte des Reichstages trägt, dessen innere Bauart so provisorisch ist, daß kaum eine Woche vergeht, wo nicht irgend eine Ausbesserung vorgenommen werden muß. Das ganze Innere des Gebäudes ist ein kümmerlicher Fachwerkbau, der im höchsten Grade feuergefährlich ist. Die Verzierungen in dem Versammlungssaal sind aus Pappe und Gyps und haben ihre Vergänglichkeit schon mehrfach dadurch zu erkennen gegeben, daß nicht unerhebliche Stücke von der Decke sich ablösten und in die Versammlung hinabfielen. Die Heizungseinrichtungen sowie die Ventilation sind sehr mangelhaft, so daß im Winter oft eine recht empfindliche Kälte sich in dem Berathungssaale geltend machte, die dann wieder mit einer recht schwülen, drückenden Atmosphäre abwechselte. Das Beiwort „billig und schlecht“, das man der deutschen Industrie gegeben hat, paßt so recht eigentlich auf dieses provisorische Reichstagsgebäude in der Leipzigerstraße.

An Stimmen, welche die Herstellung eines würdigen Reichstagsgebäudes gefordert haben, hat es nicht gefehlt. Es vergeht fast keine Session, in welcher

diese Frage nicht in der eindringlichsten Weise zur Sprache kommt und auch diesmal ist noch kurz vor dem Schluß der Session bei Gelegenheit der Debatte über den Ankauf des deckerschen Grundstückes diese Frage wieder aufgetaucht und von einer ganzen Anzahl von Rednern die dringende Nothwendigkeit der baldigen Herstellung eines definitiven Reichstagsgebäudes hervorgehoben und dabei namentlich von freiconservativer Seite durch die Abgeordneten Lucius und Fürst Hohenlohe-Langenburg die dem Reiche gehörigen Grundstücke in der Wilhelmsstraße und das zu erwerbende deckersche Terrain als der geeignetste Platz für das definitive Reichstagsgebäude empfohlen worden, freilich mit der Bemerkung, daß dort nur ein Gebäude aufgeführt werden könne, welches „bescheidenen Ansprüchen" genüge und eine „weniger anspruchsvolle Fassade" aufweise, als bisher projectirt sei. Mit anderen Worten, das Reichstagsgebäude soll nach den Wünschen der Herren Lucius und Hohenlohe ein Appendix der Wohnung des Reichskanzlers werden, jedes monumentalen Charakters entbehren und lediglich den praktischen Bedürfnissen entsprechen. Wenn diese Absicht wirklich besteht, wenn es sich nur darum handeln soll, ein wesentlich praktischen Zwecken genügendes Gebäude herzustellen, wenn der bisher beabsichtigte Monumentalbau ganz aufgegeben werden soll, so sieht man wirklich nicht ein, warum überhaupt erst ein Neubau hergestellt werden soll, dann braucht man ja nur das provisorische Gebäude solider umzugestalten und die Unkosten eines Neubaues würden dann ganz und gar erspart.

Es hat ganz den Anschein, als ob das Bestreben, das Reichstagsgebäude hinter dem Palais Radziwill mit einer Fassade nach der so traurig angelegten Voßstraße zu errichten, einzig und allein um der Bequemlichkeit des Reichskanzlers entgegenzukommen, den Bau wieder auf unbestimmte Zeit hinausschieben wird. Es ist nun allerdings in dieser Beziehung kein Beschluß des Reichstags gefaßt und er wird auch hoffentlich nicht gefaßt werden, denn er würde diese Frage ebenso wenig fördern, als der früher gefaßte Beschluß das Reichstagsgebäude hinter dem Herrenhaus auf dem Terrain der Porcellanmanufactur zu errichten. Wenn nach dem Urtheil der Sachverständigen der Platz hinter dem Herrenhause wegen seiner eigenthümlichen Configuration sich nicht für das Reichstagsgebäude eignet, so trifft dieser Grund noch vielmehr bei dem Terrain an der Wilhelmsstraße zu. Das Parlamentsgebäude muß nach dem Urtheil Sachverständiger, um alle nothwendigen Räumlichkeiten in sich aufzunehmen, eine Länge von 180 Metern und eine Tiefe von 100—110 Metern haben. Ein solches Gebäude wird also beinahe die Größe und den Umfang des königlichen Schlosses in Berlin haben, würde es an eine Straße wie die Wilhelmsstraße oder auch die Königgrätzerstraße gelegt, die beide für ein so großes Gebäude viel zu schmal sind, so würde es ein monumentales Bauwerk nicht werden können. Es muß nach dem Urtheile

aller Sachverständigen auf einen freien Platz gelegt werden, so daß es von allen Seiten frei liegt. Eine solche Lage ist bei dem Terrain an der Wilhelmsstraße ebenso wenig möglich wie bei dem Terrain hinter der Porcellanmanufactur. Sollte dies nämlich zur Ausführung kommen, so müßten in der Wilhelmsstraße die schönen Gärten mit ihren alten Bäumen hinter dem Reichskanzleramt, dem deckerschen Hause, dem auswärtigen Amte und dem radziwillschen Palais cassirt werden, es müßte ein Zugang von der Wilhelmsstraße etwa über dem deckerschen Terrain geschaffen und ein freier Platz von circa 150 Fuß Tiefe an der Königgrätzer Straße hergestellt werden.

Aber selbst das Opfer dieses herrlichen Parkes würde immer noch keine harmonische Anlage herstellen, denn die beiden Straßen, zwischen welchen das Parlamentsgebäude alsdann zu liegen käme, nämlich die Wilhelmsstraße und die Königgrätzerstraße gehen keinesweges parallel, sondern sind convergent, so daß nach einer Seite jedenfalls das Parlamentsgebäude in eine schräge Lage zu liegen käme. Außerdem aber ist noch hervorzuheben, daß die Lennéstraße, welche ungefähr auf die Axe des Gebäudes nach der Königgrätzerstraße gerichtet sein würde, auf diese nicht rechtwinklig zuläuft, sondern einen stumpfen Winkel mit derselben bildet.

Bei der Anlage eines so bedeutenden Gebäudes sind alle diese Gesichtspuncte zu berücksichtigen. Es würde ein colossaler Mißgriff sein, wenn man eine so unharmonische Lage herstellte, wenn man für das Parlamentsgebäude einen Platz auswählte, auf dem es entweder ganz versteckt an eine schmale Straße gelegt würde, wie die Voßstraße und die Wilhelmsstraße sind, oder aber wenn man nach Abholzung des Parks dem Gebäude eine Lage gäbe, die mit der Richtung der Straßen nicht harmonirte. Die Erbauer des Gebäudes würden dadurch für alle Zeiten einen Tadel auf sich ziehen, und die Wahl dieses Platzes als ein wahrer Abderitenstreich von der Nachwelt bezeichnet werden.

Aber auch die Abholzung des Parks muß als ein großes Unrecht und eine wesentliche Benachtheiligung der Bevölkerung Berlins hingestellt werden. Es ist leider eine Thatsache, daß durch die Speculation eine große Anzahl von Privatgärten in Berlin eingegangen sind, so daß jetzt nach dieser Seite hin sich Berlin ungünstiger stellt wie irgend eine andere Stadt. In den letzten Jahren ist nämlich so viel Gartenterrain bebaut worden, daß die mit Häusern bestandenen Flächen das Gartenland bedeutend überragen. Daß diese Beschränkung des Gartenterrains bei dem Mangel an öffentlichen Parkanlagen innerhalb der Stadt große sanitäre Nachtheile hat, ist schon vielfach constatirt und es ist deshalb schon mehrfach die Forderung erhoben worden, daß der immer weiter um sich greifenden Vernichtung der Gärten Einhalt geboten werden möge. Am allerwenigsten darf aber der Staat selbst mit der

Ausrottung der Gärten und der Abholzung der alten Bäume vor sich gehen. Eine solche Vernichtung dieser prachtvollen Parkanlagen wäre nicht nur ein Vandalismus der unverzeihlichsten Art, sondern wäre geradezu ein Unrecht gegen die Bevölkerung Berlins, und wenn wirklich die Absicht bestehen sollte, die fiscalischen Gärten in der Wilhelmsstraße abzuholzen, so sollten dagegen sowohl die städtischen Behörden als die Bevölkerung Berlins in der energischesten Weise protestiren.

Ganz dasselbe gilt auch von einem anderen Project, welches lange Zeit von einer Reihe von Reichstagsmitgliedern besonders begünstigt wurde und das auch jetzt wieder aufgetaucht ist, nämlich einen hervorragenden und zwar den schönsten Theil des Thiergartens an der Lennéstraße abzuholzen, und das Parlamentsgebäude auf dem zwischen der Königgrätzerstraße und der Siegesallee einerseits und der Charlottenburger Chaussee und der Lennéstraße andererseits gelegenen Theil des Thiergartens zu errichten.

Man begreift es nicht, wie Mitglieder des Reichstags, welche außerdem nicht einmal Einwohner Berlins sind, mithin also auch nicht die Wünsche und Bedürfnisse der Stadt Berlin genau kennen, es wagen können, auch nur einen solchen Vorschlag zu machen; denn wenn er wirklich jemals vom Reichstage angenommen werden sollte, so würde sich gegen einen solchen Vandalismus unzweifelhaft eine sehr energische Agitation erheben. Außerdem aber würde der Kaiser zu der Ausführung einer theilweisen Abholzung des Thiergartens niemals seine Einwilligung geben. Wie derselbe über diesen Punct denkt, hat er noch kürzlich in sehr eindringlicher Weise gezeigt. Bei der Regulirung des Königsplatzes sollten nach dem Entwurf des Gartendirectors Neide eine Anzahl alter Bäume an der Südseite und Ostseite abgeholzt werden. Dieser Plan wurde vom Kaiser entschieden verworfen und ausdrücklich befohlen, keinen der alten Bäume abzuhauen, sondern statt dessen den Plan zu ändern, und so ist es denn geschehen, daß die alten Bäume am Königsplatze erhalten sind und kein einziger abgehauen wurde, vielmehr eine Reihe von Bäumen gegenwärtig im Fahrwege und in den Promenaden steht.

Ebenso wenig würde demnach auch der Kaiser jemals seine Zustimmung dazu geben, den Platz vor dem Brandenburger Thor bis zur Siegesallee abzuholzen und dorthin das Parlamentsgebäude zu legen, wie es von einzelnen Architekten projectirt ist und noch kürzlich in der illustrirten Wochenschrift „Daheim“ empfohlen wurde. Ein solches Project stößt ebenso wie das der Erbauung des Parlamentsgebäudes an der Lennéstraße auf den Widerstand der Berliner Bevölkerung als auf die entschiedene Abneigung des Kaisers, den Thiergarten noch weiter zu beschränken. Ein solches Project wird wohl niemals zur Ausführung kommen, und auch diejenigen, die nur um auf ihre Caprice zu bestehen, lieber den Bau des Parlamentsgebäudes vertagen wollen

und hoffen, daß der Kronprinz dereinst ihre Wünsche erfüllen werde, dürften sich sehr verrechnen; denn der Kronprinz hat nach dieser Seite hin bereits sehr entschiedene Erklärungen abgegeben, daß er ebenso wenig eine Abholzung und Beschränkung des Thiergartens billigen könne als der Kaiser.

So wie die Sache jetzt liegt, wird daher in alle Ewigkeit eine Einigung über den Platz nicht erfolgen, wenn nicht von irgend einer Seite Concessionen gemacht werden oder ein Compromiß zu Stande kommt. Der Kaiser sowie die Bevölkerung der Stadt Berlin wünschen, daß das Parlamentsgebäude ein großartiger monumentaler Bau werde, welches der Stadt Berlin zur besondern Zierde gereiche. Die Pietät gegen seine Vorgänger, namentlich gegen Friedrich den Großen, der die Anlagen am Ausgange der Linden geschaffen hat und gegen Friedrich Wilhelm III., der das Palais des Prinzen Heinrich der Universität schenkte, machen es dem Kaiser unmöglich, den vielfach geäußerten Wunsch zur Ausführung zu bringen, das Parlamentsgebäude in die Mitte der Stadt dorthin zu legen, wo jetzt die Universität steht, ganz abgesehen davon, daß die Schenkungsurkunde und die Rechte der Universität ein solches Project unausführbar machen. Es wäre auch wirklich ein entschiedenes Unrecht, das Forum Friedrichs des Großen zu zerstören und dort hinein das Parlamentsgebäude zu stellen. Passender und weit richtiger wäre es, wie an dem einen Ende der Straße unter den Linden das Forum Friedrichs des Großen steht, so an das andere Ende das Forum Wilhelms I. zu legen, und so führt denn diese Betrachtung uns wieder nach dem Königsplatz zurück. Dort befindet sich jetzt bereits die Siegessäule als das Ehrendenkmal der Thaten Kaiser Wilhelms I., dort ist bereits der Monumentalbau des Generalstabsgebäudes errichtet. Es ist daher durchaus berechtigt, wenn der Kaiser den Wunsch hegt, daß auch dorthin das Parlamentsgebäude verlegt wird. Er hat sich deshalb für das krollsche Etablissement bisher entschieden. Würde man ausschließlich die monumentale Lage in Berücksichtigung ziehen, so ist dieser Bauplatz allerdings allen andern vorzuziehen. Aber man muß auch praktische Gesichtspuncte bei der Wahl des Bauplatzes in Erwägung ziehen. Der Reichstag hält seine Sessionen fast ausschließlich während des Winters; die Commissionssitzungen dauern oft bis Abends elf, ja bis zwölf Uhr. Kann man es da den Reichstagsmitgliedern verdenken, wenn sie sich gegen die Wahl des krollschen Etablissements erklären, wenn sie nicht geneigt sind, in den kalten Winternächten über den großen Platz zu gehen und ihre Gesundheit zu schädigen? Vom praktischen Gesichtspuncte aus ist die Wahl des krollschen Etablissements daher geradezu unmöglich. Ursprünglich hat auch niemand diesen Bauplatz für besonders geeignet gehalten, vielmehr vereinigten sich sowohl die öffentliche Meinung als auch die Wünsche der Reichstagsmitglieder dahin den Bauplatz zu wählen, auf welchem das Palais

Raczinski steht. Dieses liegt dem krollschen Etablissement gegenüber an der Ostseite des Königsplatzes. Es hat den großen Vorzug, daß es nahe an der Stadt gelegen ist und die Mitglieder des Reichstags mithin nicht nöthig haben, über den Königsplatz zu gehen. Außerdem aber befinden sich dort schon jetzt in unmittelbarer Nähe zwei Pferdebahnen, die den Verkehr nach allen Stadttheilen vermitteln und bald wird in nächster Nähe an der Karlsstraße die Stadtbahn erbaut, so daß alsdann auch dieses Verkehrsmittel den Reichstagsmitgliedern zur Verfügung stünde.

Die Anlage des Parlamentsgebäudes auf dem Terrain des raczinskischen Palais verlangt allerdings eine Regulirung der unmittelbar dahinter gelegenen Sommerstraße, weil das Terrain an und für sich nicht tief genug ist, aber diese Regulirung würde wesentlich zu einer besseren Gestaltung dieses Stadtviertels dienen. Es müßten nämlich von dem Brandenburger Thor an die Häuser so weit zurückgelegt werden, daß die Sommerstraße mit der Straße Unter den Linden, die gegenwärtig einen stumpfen Winkel bildet, rechtwinklig gestältet würde. Dadurch würde Raum genug geschaffen, um die erforderliche Tiefe für das Reichstagsgebäude zu gewinnen, es würde sich nach der Stadtseite zu ein Platz von 200 Fuß Breite herstellen lassen, welcher vom Brandenburger Thor bis an die durch die Regulirung freigelegte Spree gehen würde in einer Länge von circa 1000 Fuß, so daß also das Parlamentsgebäude zwischen zwei Plätzen zu liegen käme und von dem Brandenburger Thor aus gesehen werden könnte. Sodann würde sich aber mitten auf die Axe des Parlamentsgebäudes von der Neuen Wilhelmsstraße eine Avenue führen lassen anfangs in einer Breite von 80 Fuß, welche sich erweitern ließe zu einem Platze von 150—200 Fuß Breite, so daß dem Parlamentsgebäude gegenüber zu beiden Seiten dieses Platzes zwei monumentale Bauten aufgeführt werden könnten. Da bei der Regulirung der Sommerstraße auch die Gebäude an der Dorotheenstraße bis zum Brandenburger Thor den Bauplatz für ein monumentales Gebäude hergeben würden, außerdem noch am Königsplatze zwei fiscalische Bauplätze sind, die durch einen Triumphbogen leicht zu einem einheitlichen Bau umgestaltet werden können, so ließe sich unmittelbar vor dem Brandenburger Thor und am Königsplatz ein Ensemble von Bauten schaffen von einer Großartigkeit, wie sie schwerlich irgend eine andere Stadt besitzen würde. Dazu kommt endlich, daß nach der Freilegung der Spree eine Avenue ähnlich der Straße Unter den Linden nach dem Karlsplatze mit großer Leichtigkeit hergestellt werden könnte, welche das Parlamentsgebäude als Point de vue hätte. Dadurch würde außerdem dieser Stadttheil auf der rechten Seite der Spree in unmittelbare Verbindung mit dem Parlamentsgebäude gesetzt.

So entspricht dieser Bauplatz mehr als irgend ein anderer allen Wün-

schen und Anforderungen. Er liegt an dem Königsplatz, der Siegessäule gegenüber dem Wunsche des Kaisers gemäß, er befindet sich nahe an der Stadt wie das krollsche Etablissement, unmittelbar am Ausgange der Straße Unter den Linden, wie es die Mehrzahl der Abgeordneten wünscht. Durch die Regulirung der Sommerstraße und durch die Anlegung eines Platzes an der Ostseite des projectirten Parlamentsgebäudes würde dieser Stadttheil wesentlich verschönert.

Unter den Reichstagsmitgliedern findet auch dieser Bauplatz unbedingt die meiste Anerkennung, und nur weil derselbe aus der Zahl der zu berücksichtigenden gestrichen wurde, erhob sich dieser unerquickliche Zank, dieses resultatlose Suchen nach einem geeigneten Bauplatz. Würde die Regierung die Hindernisse hinwegräumen, welche demselben scheinbar entgegenstehen, würde sie noch jetzt sich für denselben entscheiden und eine Vorlage darüber machen, so würde unzweifelhaft die Angelegenheit schnell geordnet und die unerquickliche Frage sowohl dem Wunsche des Reiches gemäß, als auch dem Verlangen der Berliner Bevölkerung nach einem Monumentalbau und einer wesentlichen Verschönerung der Reichshauptstadt entsprechend gelöst werden.

Man frägt mit Recht, wie ist es möglich, daß diese Frage nicht in diesem Sinne gelöst wird, daß man nicht schon längst das Palais Raczinski für diesen Zweck erworben hat? Ursprünglich war man zwar allgemein überzeugt, daß nur dorthin das Parlamentsgebäude gebaut werden könne, und so wurden die Pläne mit Rücksicht auf diesen Platz angefertigt. Allein der günstige Zeitpunct, wo das Palais Raczinski ohne Schwierigkeit erworben werden konnte, wurde leider versäumt. Der frühere Besitzer desselben, der am Hofe Friedrich Wilhelm IV. persona grata war, hatte von dem König diesen Bauplatz erhalten, um daselbst Räumlichkeiten für seine Gemäldegallerie aufzuführen. Als nun die öffentliche Meinung in Berlin diesen Platz als den geeignetsten bezeichnete, da erklärte der verstorbene Graf sich bereit, sein Palais für diesen Zweck abzutreten, wenn man ihm an einer andern passenden Stelle ein neues Palais von demselben Umfange und auch Räumlichkeiten für seine Gemäldegallerie baue. Diese Forderung war sehr bescheiden und durchaus berechtigt, und man hätte daher mit beiden Händen zugreifen sollen. Der gegenwärtige Handelsminister Dr. Achenbach führte als Regierungscommissar mit dem verstorbenen Grafen die Unterhandlungen, aber leider der Art, daß der Graf von seinem Anerbieten schließlich im höchsten Grade verstimmt zurücktrat. In Folge von mancherlei Tactlosigkeiten, welche von Seiten der Regierung gegen den Grafen begangen wurden, sah dieser sich veranlaßt, das Palais zu dem Bestandtheil eines Majorates zu machen und seine Erben zu verpflichten, keinen Schritt zur Veräußerung desselben zu thun.

Dadurch ist nun eine ganz eigenthümliche Zwangslage geschaffen. Der

günstigste Platz, ja vielleicht der einzig geeignete in Berlin zur Aufführung des Parlamensgebäudes, der allen Wünschen und Forderungen, die an denselben gemacht werden können, entspricht, ist dadurch eigentlich hors de combat gesetzt. Nun verlautet allerdings, daß der gegenwärtige Besitzer ganz andere Ansichten über sein Palais am Königsplatz hegt wie der verstorbene Graf. Derselbe hält sich niemals in Berlin auf, er wohnt in Dresden in einer Miethswohnung und läßt sich eine Villa am Bodensee bauen, wo er die wärmere Jahreszeit zubringen will. Er hat sich dahin geäußert, daß ihm sein Palais eine Last sei, deren er gern enthoben wäre, nur kann er in dieser Beziehung keine Schritte thun, da solche ihm Vermögensnachtheile zuziehen würden. Er legt auch auf den Besitz der Gallerie nur ein sehr geringes Gewicht, und würde dieselbe, wenn man ihn in vortheilhafter Weise von seinem Palais befreite, der Nationalgallerie einverleiben, da sie ja ohnedies später nach den Bestimmungen des Testamentes in den Besitz des Königs übergehen soll.

Diese Thatsachen sind neuerdings authentisch bekannt geworden, und sie haben daher wieder aufs Neue den Gedanken angeregt, das Parlamentsgebäude auf dem ursprünglich in Aussicht genommenen Bauplatz, nämlich auf dem Terrain des raczinskischen Palais und der umliegenden fiscalischen und Privatgrundstücke zu errichten. Es hat sich sogar herausgestellt, daß der Verwirklichung dieses Projectes weiter nichts entgegen steht, als die Modificirung des Majorates. Daß eine solche nicht unmöglich ist, braucht nicht erst näher erwiesen zu werden. Es bedarf dazu nur eines Cabinetsbefehls des Kaisers, durch welchen diese Modification vollzogen würde und es wären damit alle Hindernisse beseitigt.

Nun wird allerdings bezweifelt, daß der Kaiser seine Genehmigung dazu geben würde, weil der verstorbene Graf wegen seiner großen Loyalität der königlichen Familie besonders nahe gestanden habe; dennoch halten wir die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen.

Man hat sich allgemein überzeugt, daß nur dieser Bauplatz eine allgemeine Zustimmung von Seiten des Reichstags finden würde, weil er eben allen Wünschen am meisten entspricht. Das beste wäre demnach, wenn der Reichstag selbst sich für diesen Platz entschiede und den Reichskanzler beauftragte, die der Erwerbung des Palais Raczinski entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen. Andererseits aber würde es vielleicht noch besser sein, wenn die dazu berufenen Personen dem Kaiser die Sachlage in das richtige Licht stellten und ihn veranlaßten, durch die Modification des Majorates die Durchführung seines Wunsches, die Erbauung des Parlamentsgebäudes an dem Königsplatze, seiner Erfüllung näher zu bringen.

Die bisher eingeschlagenen Wege, das unbestimmte und planlose Herum-

greifen nach Bauplätzen für das Reichstagsgebäude, werden niemals mit Erfolg gekrönt werden, nur durch einen Compromiß von beiden Seiten und mit Berücksichtigung der maßgebenden Gesichtspuncte ist es möglich, diese unerquickliche Angelegenheit schließlich zu aller Zufriedenheit zu lösen; daher wäre es durchaus wünschenswerth, wenn die Agitation für die Förderung der Erbauung des Parlamentsgebäudes dabei einsetzte, die Hindernisse zu beseitigen, welche der Erwerbung des Palais Raczinski für diesen Zweck noch im Wege stehen.

Ungedruckte Briefe Mercks an Wieland.

Mitgetheilt von K. Reichard.

II.

Merck an Wieland.

VII.[1])

den 8ten May 1778.

Lieber Bruder, nur zwey worte Entschuldigung, daß ich nichts vom Oheim schike — mir fiel lezthin die Feder aus der Hand, als ich einen Drukfehler laß, der 2 Zeilen Auslassung anzeigte, und den dummsten Verstand in das lezte Stück brachte, ich konnte weder lesen noch fortarbeiten, u. dießmal oder niemal in meinem Leben fühlt' ich das Autor Fieber — Ich laß: bey dem Umstand wo der Junge Oheim den Morgen der Familie seines Onkles praesentirt wird: die älteste fragte mich: ob ich nichts von Stallgeruch an mir hätte. und muß heissen: die älteste trat dicht vor mich, u. fragte mich: ob sie nicht abscheulich aussähe, indeß die Jüngste hinten um mich herumschlich, um auszuspähen, ob ich nichts von Stallgeruch an mir hätte[2]). — Lieber Bruder corrigirt das Ding im nächsten Stück. Vielleicht hats doch jemand mit Aufmerksamkeit durchgelesen, und hat über die Bêtise gestuzt. Man muß sich indeß auf das Publikum verlassen, daß es überhaupt auf nichts acht giebt. — Nächstens will ich aber doch 2 Pensa schiken auf Einmal. Auch Recensionen; bißher hatt' ich gar vielerley Zerstreuungen 1,) zu thun. 2.) Besuchten mich viele Leute von allerley Enden, die der Sonnenschein herauslokte. 3,) Gieng und ritt ich auch gern spazieren 4:) war mir auch vielerley zuwieder.

Ich erwarte nun den Schach Lolo mit Schmerzen. In den Fragmenten[3]) war viel gutes, — mit unter aber doch zu gut, als daß es die Esel begriffen.

Ich möchte wissen, was eigentlich die Leute wollen. Die Weiber und brave Weltleute lassen sich für Eure Mährchen todtschlagen. Aus dem dato Eures Briefes ersah ich, daß er an Eben dem Nachmittag geschrieben war, wo ich auf dem Lande in Gesellschaft von recht braven Weibern von nichts als den Mährchen[4]) als dem einigen Labsal hörte, das zu diesen empfindseligen Zeiten noch die Menschen erhielte. Acht Tage darauf kam ein junger R. Rath der erst vor 2 Jahren die Universität verlassen hat: der sagte der Merkur wird alle Tage schlechter in den Mährchen ist vollends gar nichts. Zugl. fragte er mich, wo der abgesetzte Minister des Herrn Oheim wohnte. Er hatte gehört es wäre in der Pfalz. Es wär ein Wiedertäuffer. Ein anderer sagte: es wäre eben so gar schlecht nicht. Man wüßte nur nicht, wo's hinaus wolte. Lieber Bruder es ist nun einmal so: die Kerle wollen schneidenden Bajonettenwiz wie Lichtenbergs seinen u. Pfeffer u. Salz aus Werthers Leiden — Eigentlich aber wissen sie nicht, was Sie wollen. Schreibt nur getrost und ungescheut vor die Bessere Art Menschen, die Ihr nun Gottlob seit 15 Jahren oder länger her kennt. Ich denke man kan alle Tage stolzer werden, wenn man sieht, wie weit man von dem Hunde Zeug absteht. Erhalt uns Herr bey deinem Wort! — Ich denke wir werden endl. doch das Ende des Elends erleben, daß dies poetische Schmeißland zum Tfl geht. Wir sind alle so wenig Poeten, daß uns jeder französische Valet darin zuvorthut, u. doch will jeder Esel, der in den Mond schauen kann, einer seyn. Leb wohl, hab mich lieb, u. grüsse Frau, und Kinder. Bey mir steht alles wohl. Nur kann ich nicht immer mit meinem Anspann Wort halten wie Ihr wollt.

JHM.

Schick mir doch den December vom
Merkur. Die Bücher sind unterwegs.

1) Wielands Antwort vom 14. Mai. Briefe an und von Merck. Nr. 61.

2) Der Druckfehler findet sich Teutscher Merkur 1778, Aprilheft, S. 56. Die Correctur ebenda, Maiheft, S. 192.

3) Wielands Fragmente von Beyträgen zum Gebrauch derer, die sie brauchen können oder wollen. Teutscher Merkur vom April 1778.

4) Das Sommer-Mährchen oder der Maulthiers-Zaum. Teutscher Merkur. Juli und August 1777.

VIII.[1])

Lieber Bruder du bekommst hier eine Menge Zeugs; unter andern einen Auszug aus Tscharners des Alt Landvogts zu Aubonne[2]) Lob Rede auf Hallern gehalten in der Oekon. Ges. zu Bern u. herausgegeben auf Befehl der H. des Rathes. Der Stilus ist abscheulich, u. hab' ich alles herausgedrükt wie aus einer Citrone, — biß wir was bessers haben. Indessen

gerade weils mittelmäßig wirds dem Gaumen der Aller sehr wohl behagen. Auch Mekels Personalien von Formeyscher Hand[3]) aus den Berliner Memoires u. s. w. das andere ist klein Zeug. Ich habe nach Korn Westheim an den Pfarrer Hahn geschrieben, ob er uns nichts von seiner Rechen Maschine u. andern Erfindungen mittheilen will. Schreib doch nach Berlin, ob dir nicht jemand dort ein Elogium vel quasi von Pott[4]) u. Lambert[5]) auffezt. Am Ende des Jahres wäre's nicht undienl. wenn du die merkwürdigen Todesfälle, Beförderungen u. s. w. von berühmten Gelehrten anzeigtest; dazu wäre denk' ich Meusel gut, oder wenigstens seine Materialien. Auch die Allg. d. Bibl. ist dazu zu gebrauchen. Der Herr muß als Entrepreneur immer auf der Wache stehen, u. fleißig nachsehen, wo's fehlt; wir bekümmern uns darum nicht, u. nehmen unser täglich Brod, u. liefern unser Gespinste nach dem Pfund ab. Du hast Dich bißher betrogen in Deiner Rechnung; der Geist hat sollen die Materie überwiegen — dein Merkurius wird sich aber doch am Ende durchs Nüzliche nur erhalten, wie die Göttinger Zeitung; denn den Spaß werden die Leute alle gewohnt, u. des Empfindnisses schämen sie sich am Ende gar. Mach Romanchen in Prosa nur in neuer Manier, vollgestopft von Begebenheiten, u. hübschen Reflectionen, wie sie die Leute selber machen können, das wird Dir was werth seyn. Theile mir nur immer Deine Gedanken über alles mit. Was an mir liegt, soll guten Willen finden. Ich treibs hier leidl. hab mir auch näulich einen großen Kartoffel Aker ins Feld gestellt, mit Erbsen u. Bohnen u. Dikwurzel u. halte ein paar Schweine. Was im Oheim steht, habe ich wörtlich prakticirt, u. mir ist wohl worden, wie mir denn nur wohl wird unter den Bauren. Mein Junge geht ins Pädagogium u. das Füllen auf die Weide, u. kosten mich beyde wenig zu unterhalten. Vielleicht gerathen sie desto besser. Ich klebe alle Tage mehr an der Erde, u. ich fange an die Groschenstücke wie große Thaler anzusehen. Das ist doch wol das Mittel zu einem guten gesunden Alltagsleben, u. zu einem seligen Ende. Denn wenn wirs nicht treiben, wie der Gemeine Mann, wie wollen wir sein Gesicht kriegen und seine Sinnen, u. das Ding, was wir Glükseligkeit nennen. — Auch sogar die Leute in seiden Strümpfen fangen an mich zu belustigen, weil mir Ihre Ideen neu werden, u. ich sie als Etres einer andern Classe betrachte. Punktum. Ich höre kein Wörtchen von Goethe. Es ist doch so wunderlich, daß wir ihn alle so lieb haben u. Er sich immer verbirgt. Joh. Caspar[6]) hat mir unter andern Dingen ein schönes neues Porträt von ihm geschickt, daß mir gar lieb ist, weil ichs für sehr gleich halte. Neulich hat ihn wieder ein Kerl in Gold u. Silber ausgeprägt. Das ist doch ein Mensch, der nicht sagen kan, er wäre verkannt worden, versteht sich im politischen Sinn. Wies ihm sonst geht, daß kan u. muß er dann auch vertragen. Schreib mir doch so ein bißchen auch von

Eurem Wesen, damit mirs klar wird um Dich her, u. Du nicht Ewig bleibst der Merkurius u. ich des Merkurius Handlanger, daß wir Einander sind wie zwey ehrliche Kerle, die ihre Pfeifen zusammenrauchen, sich die Hosen naufziehen, u. dann so alles Labern, war ihnen ins Maul kommt. Das bekommt wie Balsam den dürren Gebeinen,

Adieu. Lebewohl.

JHM.

den 28ten May 1778.

1) Antwort auf Wielands Brief vom 14. Mai. Briefe an und von Merck Nr. 61. Die Antwort Wielands auf vorstehenden Brief vom 3. Juni 1778, ebenda Nr. 63.

2) Vergl. Teutscher Merkur 1778. 2. Quartaljahr S. 255.

3) Das Eloge des Anatomen Joh. Friedr. Meckel († 1774) von dem Sekretär der Berliner Akademie Joh. Heinrich Formey steht in den Nouveaux mémoires de l'academie des sciences u. s. w. Année MDCCLXXV, S. 65.

4) Joh. Heinrich Pott, der Chemiker, war 20. März 1777 gestorben.

5) Joh. Heinrich Lambert, Mathematiker und Philosoph † 25. September 1777. Septemberheft des Teutschen Merkur von 1778.

6) Lavater.

IX.[1])

Lieber Bruder, Deine Herzens Briefe, u. Dein Klassisches Mährchen[2]), das ich Stükweise ausschneiden, u. nach allen Situationen, Absäzen u. einzelnen Mahlereyen könnte unter Glaß machen lassen, hat mich unendl. glüklich gemacht. Ich kam eben von Frankfurt zurük, wo ich die Bögnersche Gemäldesammlung[3]) die dort verkaufft werden soll, in Gesellschaft eines der Edelsten Menschen, der mir lieber war als alle Gemälde, des Barons v. Beroldingen[4]) Domherrn zu Speyer und Hildesheim gesehen hatte — der feinste Kunstkenner den ich je gesehen habe. Ich danke Dir auch für das, was mir Bölling in Deinem Namen übergeben hat. Es ist ein Heiligthum für mich u. Ein ewiges Unterpfand der Freundschaft, wegen der Art womit Du das alles thust. Wenn Du mir Papierschnizel gäbest mit dieser Art, so wärs auch genug um mich Dir Ewig u. treu zu verbinden. — Wenn ich Dir nur Nuzen schaffe, der Wille ist da, obs geschieht, ob ich Kräfte dazu habe, wirstu besser wissen als ich. — Sieh auf der anderen Seite nach warum ich so rede — Du bist der Mann dem ich so was sagen kan, denn Du fängst keine Händel deßwegen an.

Als ich nach Hause kam, u. so vergnügt über Deine Briefe war, u. versicherte, daß Du Dich wohl befändest mit Deinem ganzen Hauß — sagt mir meine Frau — die Fr. Geh. R Hessin ist da gewesen und hat von ihrer Schwester Briefe, daß sich H. Wieland sehr übel befände, daß er ganz

niedergeschlagen sey, sein Merkur fiele ganz — u. s. w. — nun sage mir was an dem Ding ist — wenn ich u. meine Manier oder was mir gleich sieht, daran theil hat, so straffe Gott Alles Geld, u. ich mache Platz allen Schmidts[5]) Jacobis Meißnern, kurz Allem was Verhältnis mit dem lesenden Publiko besser hat, wie meine Wenigkeit — Sag aufrichtig denn ich erfahrs doch, und alsdann denk ich, Du hast nicht die Courage gehabt, ehrlich gegen mich zu seyn. Mach mir nur ein kleines Detail — denn Dein Wesen, Deine Ruhe ist mir lieber, wie vieles andere das mein ist — Gott ich kann nicht sagen —

Ich hab an ein paar Orten wieder gehört, der Merkur würde besser u. das Museum schlechter, aber was hilft das Alles? Hastu würkl. einen großen Stoß erlitten im Beutel? Denn darum gilts. — Ich denke so, Du hast seit langer Zeit nicht mehr so recht als Kauffmann agirt, hast alle Connexionen mit Hundsvöttern und Tröpfen auch civiliter aufgegeben und hast als Philosoph der Welt doch ihr Geld abnehmen wollen. Das geht nicht an. Siehst Du wenn wir nichts herausbringen, als die Drukerkosten, und ich behalte Gesundheit u. Freyheit im Amt neben her was zu thun so hastu meine Hand wenn Du mich **ferner brauchen** kanst, auf 6 Jahre hinaus, biß es besser wird. Denn Einmal muß es sich wieder tourniren, u. das Geschrey der Sprudelköpfe von Jungen die wir gebissen haben, wird sich legen. Schreib mir nur immer bald und aufrichtig, was Du haben willst. Was ich kan, will ich thun.

Der Pfarrer[6]) an den Du schreiben solst wohnt zwey Stunden von hier; schik mir nur den Brief. Ich bin wegen des Honorarii schon mit ihm für mich überein gekommen; das geht Dich nichts an. Allein einen Merkur will er gratis haben, schik mir also nächstens die restirende Theile dieses Jahrs, u. alle 2 Monate oder 3 ein Exemplar für ihn.

Die Chodowieckischen Kupfer schik mir zum Tristram. Alles andre will ich besorgen; versteht sich wenn ich in termino gerade kan, weil solche Bücher, wie die Physiognomik nicht meines Kauffs sind. Der Brief über die Bögnerische Sammlung verdient, daß Du ihn einrükst, weil das Kapital von Kunstsachen es würkl. meritirt, das hier circuliren wird: die Behandlung könnte anders seyn. Ich habe aber mit Fleiß einfältig seyn wollen weil Einen sonst die Leute gar nicht verstehen. Schik mir auch Ein Exemplar von diesem Monat wos drinnen steht für **die Erben.** Der Herzog solte da kauffen, da wäre für 10/m Thlr ein fonds vor eine herrliche Galerie anzulegen.

Adio. Schreib mir bald, u. nimm mir nichts für übel. Die Herdersche Nachricht[7]) ist mir in Leib geschlagen, daß ich ein paar Tage nicht habe verdauen können; besonders weil ich glaubte, Du verschwiegst mirs, wie ein Mann seiner Frau, die er nicht betrüben will. Adio noch Einmal. Ich

denke doch, die literarischen HundsVötter u. Genie Schurken, sollen nicht erleben, daß wir Einander Kazen Streiche machen.

den 8. Jun. [1778] JHM.

1) Die Antwort Wielands vom 16. Juni steht Briefe an Merck Nr. 53 mit der Fortsetzung Briefe an und von Merck Nr. 64.

2) Schach Lolo.

3) Die reiche Sammlung des Weinhändlers Bögner war in den Räumen des senkenbergischen Stiftes ausgestellt.

4) Joseph Anton Siegmund von Beroldingen war Geh. Rath des Bischofs von Speyer.

5) Clamer Schmidt.

6) Scriba. Briefe an und von Merck Nr. 62.

7) Karoline Herder hatte das Gerücht über den Merkur nach Darmstadt geschrieben.

X.[1])

Darmstadt. den 20sten Jul. 1778.

Lieber Bruder, da siz' ich hier in meiner Heimath auf 2 Tage, habe 25 Briefe zu beantworten, habe ein wenig mein Amt wider angegriffen, u. morgen gehts wieder zur Herzogin nach Frankfurt ins rothe Haus. — Du siehst also wie höhere Mächte mit mir spielen. Ich schik Dir indessen, was ich vermag. — Bey der Mahlerischen Reise[2]) gieb ja auf die Drukfehler, u. Stylfehler acht. Ich habs im Rabsch geschrieben. Die Beschreibung der Rechnungs Maschine schik ich Dir von ihrem Verfasser in Original ein, um den ehrlichen Kerl von Haut und Haar kennen zu lernen. Du wirst nach Deiner Art eine herrliche Vorrede dazu machen, den Styl verbessern, u. hie u. da wie sichs gebührt, die Naivetät reden lassen. Es ist ein Mann Gottes dieser Hahn. — Sobald ich kan, diese Woche noch, wenns mögl. ist, ein Nachtrab Recensionen. Ich kan Dir jezt ohnmögl. sagen was ich für Freude auf der Reise gehabt habe. Die Herzogin hat so gut wie Ihr Sohn mein ganzes armes Herz weggenommen u. wohl Euch Ihr Leute, daß Ihr solchen Fürsten Kindern zugehört. Hier sieht man doch noch Grund, auf dem zu stehen ist. — Wir haben herrliche Zeit zusammenverlebt; Alle, Alle waren gut. Schon Einsiedel verdiente, daß man zu Euch käme, wenn Ihr deren mehrere hättet. Auch Krause war uns ein lieber unentbehrlicher Mann. — Sie werden Dir Alles sagen, Ich rede nur nach Propheten Weise, als wäre ich voll süßen Weins. Die Göchhausen wird Dich auch schon in formirt haben. Mit der La Roche wolts am Ende nicht gehen, sie drükte uns mit Sentiments; dafür aber gefiel der Kanzler besser. Friz Jacobi hat sich sehr gut aufgeführt, u. George hat sich durch Originalität empfohlen. Die Frau Aja aber u. Bölling sind unsre Leute. Wärst Du nur da, u. sähest

das Leben; doch bey Euch sinds Werkeltage, was bei uns Fest Tage sind. — Du wärest gesund geworden für Freude — oder krank für Wohlleben; der Einsiedel u. ich haben herzl. zusammen getrunken, u. überhaupt ein entsetzl. müssiges Leben geführt. Was aber das zum Denken und Schreiben abspannt, u. wie man wird, wie ein grosser Herr. Ich hätte Dir keine Zeile schreiben können, u. wenn mirs das Leben gekostet hätte. Es war uns auch all das Schreiben, u. Beschreiben lächerlich vor dem Ewigen Leben u. Guken und Begucken der Dinge, die uns umgaben. Die Steins in Nassau, besonders der Alte, sind eine herrl. Familie. Lebwohl Alter, grüß mir die Deinigen und verlange nächstens von mir, was Du brauchst. Denn Du must anfangen und verlangen, so bald ich wieder im Stand bin zu arbeiten. Wir wollen treulich und gewissenhaft zusammenleben, und das von Rechtswegen Amen! Jezo verzeyhstu mir wie ich bin

JHM.

Du hast doch meine Recension der Physiognomik durch Ludekus[3]) Einschlag erhalten?

1) Die Antwort Wielands vom 26. Juli 1778. Br. a. u. v. M. Nr. 66.

2) Die „mahlerische Reise nach Cöln, Bensberg und Düsseldorf". Hier erscheint als von Merck ausgehend der Name des Aufsatzes schon, dessen Findung nach Br. a. M. Nr. 56 Wieland für sich in Anspruch nimmt. Die Reise ist abgedruckt Teutscher Merkur Augustheft 1778.

3) Wohl der spätere Steuerrath, der Gemahl der bekannten Schriftstellerin Amalie Ludekus.

XI.[1])

[Juli 1778]

Du bekommst hier etwas Physiognomik[2]) für den Merkur; nächstens eine Abhandlung über unsre Kunst Reise, die über alle Erwartung gut ausgefallen ist. Ihr seyd Alle Esel, denn Ihr habt mir nicht ein Wort genugthuendes über die Herzogin gesagt, wenn ich die Gegenwart mit Eurer Beschreibung vergleiche. — Ich finde erstaunend viel ähnliches u. conferirendes zwischen dem Herzog, und ihr; u. nun kan ich begreiffen, wie der Sohn das werden konnte, nachdem ich die Mutter gesehen habe. Du hast recht gesagt: Sie stiehlt die Herzen. Gute Nacht Alter. Danke für Deine paar Briefe, die mir herzlich wohlgethan haben. Auch Frizes u. Georg's haben mir herzlich wol gethan. Frizel ahndet ich schon, was er ist, aber George freut mich in seiner Originalität. Auch der Schäker Heinse ist nicht zu verachten, wenn nur die Bestie mehr Theil an den Menschen nähme, u. nicht so alles lächlend angrinzte. Genie aber hat er die Menge. Einsiedel ist herzebrav, u. ich möchte so mein Lebenlang mit ihm in einer Stube schlafen, wie ich thue.

Auch die Art von Kopf thut Einem wohl. Seine Manier zu sehen u. schreiben ist höchst fest. (so!) Er schläft aber zu viel. Adieu. JHM.

1) Wielands Antwort vom 2. August 1778. Br. a. M. Nr. 56.
2) Physiogn. Fragmente 4. Band. Augustheft des Teutschen Merkur 1778. S. 177.

XII.[1])

den 1ten Aug. 1778.

Lieber Bruder. Das Wort, das du verlangst heißt Jabach.[2]) Ich dachte dir Gleichens[3]) Abhandl. recens. zu schicken. Siehe da aber im Moment schreibt mir der Pfarrer,[4]) es könne heute nicht seyn. Ueber 8 Tage erhältst du den ganzen Troß Recensionen, und diese mit. Biß den 10ten oder 11ten ist alles in Deinen Henden. Deine Abderiten[5]) habe ich gefressen. Das grosse Wort Sie finden nichts gut und nichts böß war ein grosses Wort, u. mit dieser Epigrammatischen Schärfe Ihnen ans Herz gelegt, daß Sies alle auswendig lernen, und einander wieder erzählen — das war Gold werth. Den Buncle[6]) Original hab ich 2 Jahre von Nicolai im Hause gehabt, und ihn für ihn übersetzen sollen aber wegen Dullness der Materie mich dessen immer geweigert. Ich habe noch einen schönen Brief von Mr. Satanas Herder[7]) vom Jahr 1770 worin er mir den Buncle als einem damaligen Layen als das größte Genialische Werk anpreißt, u. zwar aus eigener Erfahrung, obsgleich Ihro Hoheit nicht gelesen hatte, sondern sur la foi des Herrn Reviewers[8]) absprach. — Mir ists noch immer wohl von der Reise. Ich habe die Herzogin von Anfang biß zu Ende gleich mit sich — auch gegen mich gefunden. Das allerschönste ist, wie bei dem Sohn, der gesunde große Verstand, daß man im Urtheil mit ihr coincidirt, gerad über Punkte, wo's Einem am liebsten ist, mit gescheuten Leuten zu coincidiren — wie über Dich, und über Goethe. — Es war Ihr allemal wol, wenn ich herausfuhr, u. von Euch sprach. Es war als wenn Sies nöthig hätte, daß Ein Dritter auch der Meinung wäre, Sich gegen die Umstehenden zu rechtfertigen über Liebe und Freundschaft, die sie zu Euch trug. — Sie ist Dir so zugethan, wie Dus nur immer wünschen kannst, und das war mir ein großer Trost. — Es ist eine so herrliche Frau, die so wenig kostet, aufrecht erhalten zu werden, daß wenn der Herre Gott nur so gnädig seyn wolte, den Leuten, die um sie sind, — Ein bißgen Goethesche Liebe, u. Wärme für andre Menschen einzublasen, so ist sie in attentions und Freundschafft und amusement geradeso wohlfeil zu halten, wie bey Tische — denn sie genießt warelich wenig. Die Jöchhausen ist Euch, man mag sagen was man will, viel werth. Wäre sie nicht von Euch maltraitirt, sie wäre besser. Denn sie hat doch Stolz etwas seyn zu wollen. — Einsiedel ist der bravste Kerl,

den ich freßlieb habe, aber sein Saufen u. sein Schlaffen ist ganz unerträgl.; u. wieder der Eigensinn gegen die gute Frau, die doch alles meritirt. Lieber Bruder es ist nun einmal so. Ich wünschte manchmal die guten Leute wieder zu sehen, sie haben mir wohl gethan, besonders aber vor allen Menschen seit langer Zeit der Herzog und seine Mutter — die doch warelich ohnverfälscht gut sind und dem Guten nachjagen und wenn sie nicht tausend Fuß Angeln auf ihrem Wege fänden, und die Knochen nicht zum Marschiren sogar mürbe wären, auch das Gute überall finden würden. — Daß mir aber kein Mensch außer der Herzogin von G. mit Liebe hat reden wollen, das befremdete mich, u. Gott weiß, Er kans nicht um die Menschen verdient haben. Denn Er ist nicht böse — thut aber den Leuten den Willen nicht, und wer kan das thun? Ich besuche dich gewiß künftigen Winter oder Früh Jahr mit Mutter Aja in Gesellschaft, und so reisen wir auch wieder zusammen von hinnen. Das wird uns allen wohl behagen. Lebwohl Alter Grüsse mir die Deinigen, sowie Du die Meinigen. JHM.

1) Die Antwort Wielands vom 27. August 1778 Br. a. u. v. M. Nr. 67, wozu dann der Schluß Br. a. M. Nr. 59 gehört.

2) Es findet sich in der „Mahlerischen Reise", Teutscher Merkur Augustheft 1778. S. 114.

3) Des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm Abhandlung von den Saamen- und Infusionsthierchen. Teutscher Merkur. Augustheft 1778. S. 181.

4) Scriba. Dies bedeutet das S. unter der eben citirten Recension im Merkur.

5) Die Fortsetzung der Abderiten im Juliheft des Merkur von 1778.

6) Siehe Zergliederung des Buchs genannt Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels. Juliheft des Merkur von 1778 ff.

7) Herder als Enthusiast für Bunkel wird auch in einem Briefe Nicolais an Höpfner erwähnt. Briefe aus dem Freundeskr. Nr. 70.

8) Der Monthly Reviewers.

XIII.[1])

den 8ten August [1778].

Lieber Bruder, deine Briefe sind mir allzeit wahre Herzstärkung. Hier nimm hin, was ich bißher vermogt habe; nächstens ein mehreres. Bey der großen Hize vergeht Einem aller Sinn und Gedanke. — Ehe ich vergesse, schicke von dem Bogen, wo du den Pfarrer Hahn elogisirst,[2]) Ein halb Duzend Exemplar. Hier aus seinem Brief kanstu das Weitere sehen. Diesen schik **mir bei Gelegenheit wieder zurück.**

Was du sagst von Guido[3]) ist Poesie. Wir anderen Tfel von Critikern u. Connoisseurs verlangen mehr faire, sowie bey Rubens u. van Dyk, daß alles rund ist, Gestalt und Form wird, Bosse und nicht Wandbild. Das Flache stößt ans Schreiben, und wird mit allem Ausdruk, doch nie so geschäzt

als ein runder Arm oder ein rundes Knie — Siehstu, das ist der Gesichts Punkt, woraus wir alles sehen. — Wenn das Ding in seiner Art lebt, es sey ein Krebs oder ein Römer Glas[4]) oder dergleichen, so ists mehr werth als ein St Johannes, der geträumt ist und den Einer hat mahlen wollen. Die Jacobis sind Schäzlerle. Ihre Eitelkeit ist unaussteh lich, und Friz war beinahe nicht 5 Minuten, ohne sich gegen mich zu messen an Gestalt, u. Wiz u. Gott weiß das. Was soll das Messen unter braven Leuten. Laßt uns einander lieben und schäzen, wies braven Menschen ziemt; und den den Gott erhöht hat, über die andern dafür respectiren. — Wer wird sich gegeneinander Ewig vergleichen, Wir sind alle gut; ein jedes Ding in seiner Art. Mich schmerzt aber doch, wenn so alles wider Einander läufft. Der Tfl hohle die Irritabilität. Wenn Ihr Freunde seyd, so seyd Ihr Euch zur Ehe gegeben und so tragt Einer den andern wie Mann und Frau. Ich schämte mich zu Tode, wenn ich mich mit dir, oder Goethe brouilliren solte. Pfui — laß die Kerls, u. denke nicht mehr dran. Ich hab alles gethan, was ich thun konnte, sie eines bessern zu belehren. Es ist nun aber aus; u. so laß's seyn. — Die Beylage hattest du letzthin vergessen, es hat auch nichts zu bedeuten. . Es stinkt doch nur in der Nähe.

Was du mir von der Herzogin sagest, erquickt mich, und was du vom Publiko erwähnst bey Euch, ist lustig. Wenn nun vollends ein Mensch unter Euch trat wie Goethe, so kan ich das Zeug wohl begreifen, das es sezte. — Ich glaube ich habe dir schon gesagt, was mir Gold u. Kleinodien an der Herzogin werth ist, ist, daß sie in ihren Sohn verliebt ist, von Goethe mit wahrer Liebe spricht, u. Dir von ganzem Herzen zugethan bleiben wird, und ist. Das waren die großen Incidenz Punkte, wo wir uns immer begegneten, u. über dergl. Dinge verstehe ich keinen Spas. — Die arme Frau, wie ist sie zum Theil bedient u. troz aller Ihrer Güte vernachläßigt. Ich hätte oft mögen Blut weinen. Daß doch so wenige Menschen wahres attachements fähig sind. Das ganze Geheimniß warum Goethe wo er ist, unentbehrlich ist, das ist seine wahre Liebe gegen die Menschen mit denen er lebt, und darin wirds ihm niemand gleich thun.

Lebwohl, tausendmal wohl, lieber Mensch und denke, daß ich ganz dein bin.

JHM.

den 8. Aug. 1778.

1) Die Antwort Wielands wie auf Nr. 13.

2) Die Beschreibung einer Rechnungs-Maschine von M. Philipp Matthäus Hahn, Pfarrer in Kornwestheim erschien erst im Maiheft 1779.

3) Bezieht sich auf Wielands Brief vom 2. August, Briefe an Merck Nr. 56, in welchem Wieland Guido gegen Mercks Urtheil in Schutz nahm.

4) Vergleiche die Stelle: Briefe über Mahler und Mahlerey von einer Dame. Teutscher Merkur 1779. 4. Quartal. S. 105.

XIV.[1])

Lieber Bruder, du wirst verzeihen, daß alles jezo ohngewöhnlich spat kommt. Den Schluß des HE. Oheims bekommst du in 2 Tagen nach. Ich bin bißher durch Geschäffte u. Mißmuth, u. Unpäßlichkeit zu allem stumpf gewesen. Du mußt mich ertragen wie ich bin. Nächstens werde ich fleißiger.

Was du mir von der Herzogin schreibst, freut mich unendl. nicht sowol weils mich angeht. Denn ich weiß unter uns gesagt: die Aufwallung, des fremden Gefallens an einer fremden Gestalt so ziemlich zu berechnen. Denn nichts als wahre Homogeneität bringt Freundschaft. Was Sie an uns sehen, frappirt sie; allein sie können nie werden, was wir sind. Sie ist indessen unter Leuten ihres Standes eine so vorzügliche Frau als ich je eine gesehen habe, und ich küsse ihr immer in Gedanken über ihre Wahrheit und Treue den Saum ihres Kleides. Es ist mir sehr angenehm zu vernehmen gewesen, daß Freund Wieland 8 Tage da zu gebracht.[2]) Es wird Euch wohl thun, so gut wie unser Einem, zuweilen die Scene zu verändern. Goethe hat mir einen langen und guten Brief geschrieben. Allein zuweilen muß (so!) ich nicht über das alles reflectiren. Es kann mich weder Wärme noch Güte noch Freundschaft leider mehr erwärmen, u. mir den geringsten Grad Selbst Vertrauens einflössen. Ich bin nicht zufriedener, als wenn ich Hände Arbeit gethan habe, und ich denke mein Leben soll sich noch mit Mistfahren beschliessen. Mir ists ohnmöglich einen Plan auf 8 Tage in Gedanken vorwärts zu verfolgen mit angenehmen Gedanken, u. wenn so die Häuser abbrennten u. ein schöner Sumpf davor entstünde, so dächt' ich man hätts vorher vermuthen sollen. Das Scheußlichste, was freylich unser Herr Gott zuläßt, geschieht durch die Menschen, u. die Sonne u. die Winde thun uns nur eigentl. aller 10 Jahr das schuldige Herzeleyd an. Wenn man doch das Leben so zusammenrecht, die wenige Zeit da man gesund ist, und die uns wieder auf so vielerley Art vergällt wird, so dächt ich die alten Asceten, das freylich hungrige Tröpfe waren, musten auf den Einfall kommen, daß sich nothwendig eine Ewige Seligkeit beginnen müsse, wenn diese Hundsfüttereyen einmal abgethan wären.

Ich wolte, daß wir uns den Winter wieder auf 3 oder 6 Tage sähen und ausschwazten, das dächte ich were doch immer soviele Zeit dem Tfl aus dem Rachen gerissen, und uns höchstgefällig zugebracht. Deine Bunkliade ist allgemein gut aufgenommen worden, auch von den Feinden, u. ich glaube die Sache liegt neben der Behandlung, auch in der W a h l der M a t e r i e, denn du hast sie an einem schändlichen Bettler gerochen, der ihnen das Geld aus der Tasche hohlte, u. sagte er wolte einen Gukkasten dafür aufmachen. Mit den Abderiten sezts viel Lärms in hiesiger Gegend. Die Leute behaupten immer in meiner Gegenwart, was Du da schreibst sey dir alles wörtl. u.

mündl. in Mannheim passirt, und denken nicht an das, was Composition ist, u. heischt. Adieu Alter leb wohl, verzeihe u. habe lib

den 11ten September 1778. JHM.

1) Dieses Schreiben kreuzte sich mit Wielands Brief vom 16. September 1778. Br. a. M. Nr. 61.

2) In Ettersburg.

XVI.[1])

[September 1778.]

Hier schik ich l. Br. eine weitlaufftige Anzeige des Oeuvre des HE. Fratrel[2]). Es verdients gewiß, u. dem Mann thuts wohl. Er hat 6 Kinder u. ist ein gewissenhafter Künstler. Vielleicht verschaffts ihm eine neue Pension. Du wirst alle meine Schnizen, die ich zu 3 verschiedenen malen abgeschikt habe, nun erhalten haben. Ich bin heute in einem großen Tumult, u. bereite meinen Tisch für Frau Aja, Bölling u. noch ein paar Maidels, die Schlossern u. seiner Frau das Geleite geben. Er ist höchst wol auf Euch zu sprechen, u. hat also den Monat Jul. des Merkurs nicht gelesen[3]).

Deine Briefe sind mir immer ein wahrer Herzens Balsam, so todt ich übrigens für alles bin. Ich möchte einmal ein Projekt machen, das von hier biß ans Ende der Woche reichte. Aber so leb' ich nur immer für Einen Tag, und lege mich zu Bette, u. stehe wieder auf. Wie die Kerls sich ans Leben ketten mögen begreif ich nicht wol, ob mir gleich Gras Kraut und Bäume wol noch lieblicher erscheinen als ihnen. Vorige Woche war ich bey Frau Aja, u. da ward von dem Andenken an Euch auch etwas nachgeschmaußt, sowie wir uns dem kargen HE. Rath ins Angesicht freuten, daß es bessere Menschen gab, wie Er, u. daß wir dieses Jahr über manche dergl. gesehen genossen hätten, und daß wir am Ende auch mit darunter gehörten. Adio, lebwohl Alter, u. glaube mir daß Worte sowenig es thun, wie das Wasser beym H. Sacrament. Also —

JHM.

Beykommendes Gedicht ist von einem wahren Maidel, u. nicht von einem Poeten. Wenn kein Gebrauch davon im Merkur stattfindet, so bittet sich die Mlle Verfasserin das Mscript zurük.

1) Die Antwort Wielands vom October steht Br. a. M. N. 62.

2) Joseph Fratrel aus Epinal, früher Hofmaler Stanislaus' in Nancy, später von Karl Theodor in die Pfalz gezogen. Ueber ihn bes. Wieland an M. v. 5. Aug. 1782 Br. a. M. Nr. 156. Die Anzeige steht Teutscher Merkur, Octoberheft 1778. S. 75.

3) Darüber Briefe a. M. S. 147.

XVI.

den 7ten November [1778.]

Lieber Bruder, Dein lezter Brief, den ich gestern erhielt, respirirt so sehr das vollkommene bien Etre, das mich mehr freut, als alle die herrlichsten und besten Liebkosungen. Mir darf einer auch nur sagen, wie reich er ist, um mich vergnügt zu machen, und Frizel in Düsseldorf, ist mir doppelt lieb seit der Zeit ich weiß, wie der Pursche steht. Du empfängst hier ein grosses Bündel Recensionen, worunter unter andern eine sehr mächtige von Charpentiers [1]) Mineralogischer Geographie von Sachsen. Es ist das merkwürdigste Buch, das heuer erschienen ist, und dem wir in allen Deutschen Ländern eine baldige Nachfolge wünschen. Du must Dich vor den Advokaten Buchstaben nicht fürchten, die Materie besagt deswegen doch nicht so viel Raum. Ich wünschte, daß es so eingerükt würde. Ein Auffäzgen von mir kommt biß künftigen Posttag nach, bißher war ich an Leib und Seele so contrakt, daß ich an nichts denken konnte, wozu nur ein bißchen Wiz oder Laune gehört. Am Willen fehlte nichts, aber das Fleisch ist schwach. Ich bin hier in der hundedummsten Gesellschaft, u. höre das Jahr durch kein Wort, das mich freut. Es ist also kein Wunder, wenn ich ganz und gar versaure. — Dein Leben freut mich mit dem neuen Epischen Gedichte [2]). Was für goldene Stunden unter der Arbeit. Du gehst nicht ohne genossen zu haben aus diesem Leben, u. bleibst der Virtuose biß an Dein seliges Ende. Wenn nicht Dein innres Leben wäre, Dich hätte doch schon oft das Publicum wirr machen sollen, das so undankbar ist, wie die grossen Kinder gegen ihre alten Eltern. Daher liegt aber auch der Fluch auf ihnen, daß sie weder Vater noch Mutter ehren, und sie können nirgends nicht gedeyhen. Von wizigen Schriften ist mir beynahe unmöglich etwas in die Hand zu nehmen, es säuret sozu sagen für meinen Augen. Hingegen ist mir das nüzliche willkommen in allen Formen, u. solt' es die Kunst seyn Holz zu sägen. — Sag Goethen meine Trauben wären zum Theil verfault, zum Theil versauert, und ich habe beynahe keinen Korb davon erhalten. Sonst waren Euch schon ein paar Träger (so!) bestimmt. Wilstus auf Dich nehmen, der Herzogin zu sagen, daß Ihro Chfstl. Durchl. so galant sind, und alles an den Statuen [3]) auf eigne Kosten machen lassen, u. daß die Herzogin nichts bezahlen wird, als die Fracht. Das ist doch würklich hübsch von Hompesch.

Ich wünschte bey Euch zu seyn, wenn der Prinz zur Welt kommt [4]), um das Angesicht des Herzogs zu sehen. Mir ists, als wenn ich höre, daß sich Einer meiner guten Freunde aus Schulden gerissen hat. Es wird alsdann haben Alle Fehd Ein End. Und Goethen wird man auch sein Daseyn

besser verzeihen. Von Novis kann ich Dir nichts schreiben, als daß man von Mannheim nichts als Dummheiten über Dummheiten hört. Mahler Müller hat sich in Frankfurt bey der Auction beynahe wie Klinger aufgeführt, ist höchst grob gewesen, hat genialisch bey allen Leuten gesagt, deren Physiognomie ihm nicht anstand, ich mögte dem Kerl den Kopf abschlagen lassen, es ist ein Schurke — Haben sich wol ehedem die Virtuosen so aufgeführt. Und besonders die so gar kein Eigenthum, haben wie die Jungen Raben. Die Dahlberge u. Comp. haben ihm ganz den Kopf herumgedreht, u. es ist gut, daß er nach Rom geht, um aus der Autorlaterne herauszukriechen. Wenn ich doch die Niobe geschrieben hätte, ich möchte mich sowenig sehen lassen, als wenn ich öffentlich den Onanismus proficirte. Gott! was giebts für deutsche Produkte. Was sollen alle Gentlemen, alle Betters unter uns beginnen, gegen die Leutchen, die sie als Altfranken[5]) amüsiren wollen. Wo ist Goethes Geissel?

Den kleinen Jungen, der den großen Klopstock auf der Stange trägt, bin ich begierig zu sehen. Es wird leidiges Zeug seyn. Leb wohl lieber Mann, und bleib mir ferner zugethan. Zu dem Kleinen Jungen der kommen soll, gratulir ich zum Voraus.

JHM.

1) Teutscher Merkur 1778. Decemberheft. S. 262.
2) Oberon.
3) Herzogin Amalie an Merck v. 4. Sept. 1778. Br. a. M. Nr. 60.
4) Merck täuschte seine Erwartung, es ward eine Prinzessin geboren.
5) Wieland an Merck v. 26. Januar 1776. Br. a. M. Nr. 32.

Ein Tag in Honolulu.

Von M. Buchner.

Am 6. August 1876 schiffte ich mich in Randavu auf dem von Neu-Seeland nach Californien fahrenden Postdampfer ein, und am Morgen des 16. August hatten wir die hawaiische Insel Oahu, auf welcher Honolulu, die Hauptstadt des Königreiches, liegt, in Sicht. Gleich hinter Viti, zwischen dieser Gruppe und Samoa, passirten wir die Datumgrenze des Stillen Oceans. Da wir nach Osten, gegen die Sonne, fuhren, mußte ein Tag eingeschoben werden. Wir zählten zweimal Sonntag den 6. August. Die Ueberfahrt von Randavu nach Honolulu dauerte somit nicht ganz zwölf Tage.

Die zwölf hawaiischen oder Sandwichinseln erheben sich, der Richtung des vulkanischen Spaltes in der Erdrinde entsprechend, aus welchem sie her-

vorgequollen sind, in einer gestreckten Reihe von Nordwest nach Südost. Wir kamen aus Südwest, also senkrecht auf sie zu, und konnten in Folge dessen nur jene Insel sehen, die gerade vor uns war, Oahu.

Hohe Berge mit sanft ansteigenden Böschungen, kahl oder mit einer eigenthümlich hellen Vegetation bedeckt, stiegen aus dem indigoblauen Wasser des Oceans empor. Blendend von der Sonne beleuchtete Schaumstreifen, die Brandung über den Riffen, umsäumten die Ufer. In einer zierlichen Yacht amerikanischer Bauart, von deren Gaffel die Flagge des Königreichs der hawaiischen Inseln wehte, legte sich der Lootse, ein Amerikaner an unsere Seite. Sechs wohlgestaltete braune Kanakas, alle in weißen Hemden, weißen Hosen und weißen Marineläpis, bildeten die Besatzung seines Fahrzeugs, welche echt amerikanisch sofort gedruckte Reclamen von Geschäften in Honolulu vertheilte.

Langsam und mit halber Kraft steuerten wir vorsichtig zwischen Klippen dem Lande zu. Man hatte mir immer so viel von der Vortrefflichkeit des Hafens von Honolulu gesprochen. Ich war erstaunt zu bemerken, wie wir an einer Stelle stoppten, daß die Schraube den Grund aufwühlte und das Wasser trübte.

Erst als wir dem dünnen Mastenwalde des Hafens ziemlich nahe waren, kam Honolulu aus seinem dichten Grün tropischer Gärten, in die es so malerisch gebettet liegt, einigermaßen zum Vorschein. Nur die höheren Gebäude, Thürme und Flaggenstangen überragten zwischen schlank emporstrebenden Palmen den üppigen, die kleineren Gebäude verbergenden Pflanzenwuchs und ließen die Stadt mehr ahnen als direct wahrnehmen. Links zogen sich die Gärten und hie und da durchblinkenden Häuser in einer Thalschlucht hinan, rechts trug ein kahler, röthlich gesengter Hügel ein altes Fort und Kanonen zum Salutiren auf seinem Rücken. Hinter dem Ganzen eine hohe Kette mit Wolken verschleierter Berge. Drei Kriegsschiffe, zwei amerikanische Fregatten und ein englisches Kanonenboot, lagen im Hafen vor Anker. In kleinen Kanuus ruderten nackte Gestalten, blos mit dem suspensoriumartigen Maro bekleidet, uns entgegen. Es war Ebbe, und Weiber fischten über den Riffen, samt den landesüblichen schwarzen Talaren bis über die Hüften im Wasser umherwandelnd.

In hellen Schaaren standen Europäer und Eingeborene am Landungsplatz, uns in Empfang zu nehmen. Hundert diensteifrige Hände bemächtigten sich der durch die Böte des Dampfers gelandeten schlingenförmigen Enden der Taue, mit welchen unser Koloß langsam an den Kai gewunden werden sollte, und stülpten sie über die Pfosten.

Der ganze prangende Reichthum tropischer Früchte begrüßte uns in großen Pyramiden von Apfelsinen, Ananassen, Mangos, Bananen, Papayas und Paradiesäpfeln am Ufer aufgestapelt. Eine Menge barfüßiger, aber sonst

wohl bekleideter Kanakas, mit rothen Tüchern, Blattguirlanden und Blumenkränzen geschmückt, stürzte auf uns zu und boten uns ihre Wagen oder auch Reitpferde an. Hübsche, schwarzäugige Mädchen, mit zierlichen Sonnenschirmchen den dunklen Teint beschattend, über und über mit Blumen behangen, kokettirten sehr verführerisch den frisch angekommenen Fremdlingen zu. Was mir zu allererst an diesen Eingeborenen auffiel, war ihre frappante Aehnlichkeit mit den Maoris von Neuseeland. Es waren ganz und gar die Maoris, nur vielleicht durch das paradiesische Klima ihrer Inseln zu etwas höherer Grazie verfeinert. Lauter herrlich schöne Gestalten. Und mitten in diesem malerischen, das Auge erfreuenden Gewühl, die widerwärtigsten, häßlichsten Menschen, die ich kenne, bezopfte Chinesen, an langen Stangen vorn und hinten Blechgefäße mit Goldfischen herbeischleppend.

Die Zollformalität wurde von den Beamten aufs Liebenswürdigste abgekürzt. Ich hatte blos eine Declaration zu schreiben, nichts schmuggeln zu wollen, und durfte sofort mit meinen Kisten passiren. Ein leichtes Buggi führte mich und die theure Habe im Galopp durch die staubigen Straßen nach dem Hôtel. Die Ankunft des Dampfers schien für die Bewohner von Honolulu ein Fest zu sein. Männer und Weiber, Knaben und Mädchen und kleine Kinder strömten geputzt und blumenbekränzt, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, dem Hafen zu.

Das „Hawaian Hôtel", ein großes schönes Gebäude in einem Garten von Akazien, Papayas und Bananas, belebte sich bald mit den Passagieren des Dampfers. Der Dampfer hatte hier Ladung zu nehmen und sollte erst morgen die Reise nach San Francisco fortsetzen. Es sprach nicht sehr für seine Küche, daß fast alle Kajütenpassagiere die Pause benutzten, sich ihr zu entziehen und dafür am Land schadlos zu halten. Ein zahlreicher Troß von Verkäufern, die Blumenkränze und Korallen, Blattguirlanden und Muscheln und sonstige Artikel feilboten, von Kutschern und Pferdevermiethern belagerte unten im Garten und draußen auf der Straße das Hôtel während des ganzen Tages.

Die Hawaier auf ihrer gegenwärtigen Culturstufe sind ein sonderbares Gemisch von alter Barbarei und neuer Civilisation. Die Kleidung ist im Allgemeinen europäisch, nur daß die Weiber lange lose Talare ohne Taille tragen. In den Städten, wie Honolulu auf Oahu, Hilo auf Hawai, Lahaina und Wailuku auf Maui sind auch die Wohnungen größtentheils europäisch, in den Dörfern und den einsamen Gehöften jedoch noch im alten Stil. In der Nahrung hat sich seit Cooks erstem Besuch nichts Wesentliches geändert. Poi, ein säuerlicher Brei aus Taromehl, ist der Hauptartikel, rohe Fische und Hundefleisch sind noch immer Lieblingsgerichte. Die Mahlzeiten werden auf dem Boden eingenommen, und haben die reicheren, vornehmen Kanakas auch

die schönsten Tische und Stühle, sie ziehen es vor, sich daneben auf eine Matte niederzulassen. Die Hawaier sind jene Polynesier, welche am raschesten aussterben. In den letzten zwanzig Jahren ist die einheimische Bevölkerung von 80,000 auf 50,000 Köpfe herabgesunken. Der Hauptgrund liegt wohl in der Unsittlichkeit der Weiber und in ihrer Leidenschaft für das Reiten, der sie sich ohne Schonung und Rücksicht, rittlings wie die Männer im Sattel sitzend, hingeben.

Honolulu ist eine gartenreiche und deshalb sehr ausgedehnte Stadt mit einer Bevölkerung von 14,000. Die Straßen sind breit und durchschneiden sich nach amerikanischem Muster schachbrettartig, links und rechts begrenzt von Mauern und Zäunen, hinter welchen schlanke Palmen sich wiegen und dichtbelaubte Mangobäume die leicht gebauten luftigen Häuser der weißen und braunen Bewohner verbergen. Die Flora, die sich in den Gärten entfaltet, ist kosmopolitisch. Von allen möglichen Tropenländern haben sich hier Vertreter zusammengefunden. Wohin der Europäer kommt, übt er seinen die Pflanzengeographie nivellirenden Einfluß. Neben der einheimischen Cocospalme steht die königliche Palme aus Westindien, die Dattelpalme aus Afrika. Ostindische Papayas und Mangobäume, chinesische Bambusdickichte und brasilianische Araukarien, Bananas jeglicher Abkunft und hundert andere Pflanzen, von denen man nicht mehr weiß, woher sie stammen, haben sich eingebürgert.

Die Straßen sind staubig, aber die Gärten glänzen stets im frischesten Grün, Dank der reichlichen Wasserversorgung. Ein munterer Gebirgsbach kommt hinter der Stadt in Kaskaden von den wolkenverschleierten, schroffen Höhen herab und vertheilt sich in tausend Aeste und Aestchen, deren Enden aus Kautschukröhren und transportablen, beständig im Kreise sich drehenden Spritzfontänen überall den Rasen und die Gebüsche bethauen. Hinter den Zäunen sind zuweilen kleine, oben offene Verschläge, und häufig stehen in diesen an schwülen Nachmittagen braune Hawaier und Hawaierinnen im Costüm unserer Stammältern, einen Wasser spendenden Schlauch in der Hand und den Körper berieselnd. Der Zaun deckt ihre Blößen, während sie vergnügt auf die Straße sehen und mit den Vorübergehenden plaudern.

Unter den öffentlichen Gebäuden ragt das freistehende Parlamentsgebäude dominirend hervor. Es ist in Renaissance aus Stein gebaut und trägt in der Mitte einen massiven Thurm, der eine lohnende Aussicht gewährt. Ihm gegenüber liegt die Residenz des Königs, ein ganzer Block, rings von einer steinernen Mauer mit vier Thoren, an jeder der begrenzenden Straßen eines, umgeben. Nur ein hoher Flaggenmast ist über der Mauer und den Bäumen dahinter sichtbar. Ist die Flagge aufgezogen, so gilt dies als Zeichen, daß der König zu Hause, und umgekehrt — gerade wie bei uns.

Im Parlament werden manchmal gar schnurrige Sitzungen gehalten.

Unter den vier Ministern des Cabinets sind drei Weiße, die Präsidentschaft ist weiß, und das Haus selbst besteht bis zu über einem Drittel aus Weißen. Es wird sowohl englisch als hawaiisch debattirt. Eine hawaiische Interpellation findet oft eine englische Antwort, oft sprechen zwei Redner zu gleicher Zeit, der eine englisch, der andere hawaiisch, der Hawaier wüthend, der Engländer kühl und spöttisch. Und ehe des Morgens die Komödie beginnt, wird gebetet.

In Honolulu giebt es sieben Kirchen, alle von amerikanischer Stillosigkeit, und zehn Freimaurerlogen. Die meisten Havaier sind congregationalistisch christianisirt. Nach diesen kommen an Zahl die Katholiken, dann die Episkopalen und die hochkirchlichen Bekenner. Neben der Kavaiahaokirche ist das Mausoleum des letztverstorbenen Königs. „Lunalilo ka Moi † 1874" (L. der König) ist die einfache Aufschrift des kapellenartigen Baues, um welchen innerhalb eines eisernen Gitters sechs vergilbte Kahilis, große Sträuße aus Federn und Blumen auf Stangen, in der Erde stecken.

Nur in den drei oder vier Geschäftsstraßen drängen sich die Häuser, größtentheils aus Holz und einstöckig, ohne Gärten eng aneinander. In Fort Street sind die Läden der Weißen, in Nuuanu Avenue jene der Chinesen. Denn auch hierher haben die Söhne des Reiches der Mitte ihren Weg gefunden, und keine der größeren Ortschaften auf den hawaiischen Inseln ist ohne Mongolen. Sie sind hier hauptsächlich Schuhmacher, Kleinkrämer und Gastwirthe schmutziger Speiselocale. Die Wäscherei, die in Kalifornien ihr Monopol ist, haben sie den Eingeborenen noch nicht zu entreißen vermocht. Ihre offenen Buden sehen sich alle so ähnlich, daß man nur schwierig und selten die richtige wieder findet, wenn man vielleicht von einem der schlitzäugigen Spitzbuben betrogen worden ist. Den ganzen Tag wird emsig gearbeitet. Hier sitzt ein alter verrunzelter Schuster mit einer unförmlichen rundglasigen Brille auf der Nase, und näht im Verein mit einigen jüngeren Gesellen leichte, dünnsohlige, weiße Zeugstiefel zusammen, dort schwirren amerikanische Nähmaschinen, an denen bezopfte Schneider chinesische Gewänder anfertigen.

Hier sind Cigarren, Tabak und alle möglichen Gegenstände des häuslichen Bedarfs zu haben, dort eine Menge fremdartiger Büchschen und Schächtelchen mit chinesischen Conserven aufgestapelt. Früchteverkäufer preisen Melonen und Mangos an, und in den kleinen Wirthschaftsspelunken stehen Reihen winziger Schüsselchen mit eigenthümlichen Gerichten, die an geschmorte Regenwürmer erinnern, lockend hinter dem Fenster. Es giebt nur wenige Chinesinnen in Honolulu. Die meisten Chinesen sind mit Hawaierinnen verheirathet. Die Regierung sträubt sich zwar gegen die Einwanderung der asiatischen Pest. Aber die durch einen erst jüngst abgeschlossenen Vertrag für

freie Einfuhr des Zuckers nach den Vereinigten Staaten wieder aufblühenden Zuckerplantagen brauchen Arbeiter, und die Chinesen sind die billigsten. Ueber kurz oder lang werden die Fluthen dieser häßlichen Rasse mit ihren scheußlichen Lastern, die dem Europäer gegenüber keine Ehrenhaftigkeit kennt und Alles erlaubt hält, zusammenschlagen über der einheimischen schönen und edlen Rasse, welche rasch ausstirbt.

Unter den Weißen herrscht der amerikanische Typus vor. Auch die Waaren tragen durchweg das amerikanische Gepräge, sie sind alle von Californien her eingeführt. Keine englischen Fabrikate mehr wie in Australien, andere Kleidungsstoffe, anderes Sattel- und Zaumzeug, andere Zündhölzchen, andere Messer. Wir sind in Bezug auf Cultur bereits in den Vereinigten Staaten. Man trägt hier ebenso feine, weißglänzende Wäsche und denselben Schnitt des Rockes wie bei den Yankees. Cocktail und Sherry Cobbler und wie sie alle heißen, die amerikanischen „Fancy Drinks", spielen hier eine ebenso bedeutende Rolle, wie in San Francisco oder in Newyork.

Ganz besonders erfreulich tritt das Deutschthum in den Vordergrund. Es war mir eine äußerst angenehme Ueberraschung, ebenso viel deutsch als englisch sprechen zu hören. Wenn ich so durch die Straßen ging, drangen fast aus jedem der offenstehenden Läden, Barbierstuben und Kneipen die Laute der Muttersprache an mein Ohr. Wir sind dort so gut repräsentirt, als wirs nur wünschen können, was nicht allenthalben in überseeischen Hafenplätzen der Fall ist. Unter den Landsleuten in Honolulu sind die angesehensten und reichsten Kaufleute. Ein reges geistiges Streben blüht unter ihnen. Ich fand dort zum ersten Mal seit längerer Zeit die meisten unserer illustrirten Blätter und unserer besseren Zeitschriften wieder. Die Aufnahme, die mir von Deutschen zu Theil wurde, war die liebenswürdigste, an die ich stets dankbarst mich zurückerinnern werde.

Außerhalb Honolulus ist die Gegend dürrgebrannt und wüstenartig. Links und rechts von der Stadt führen grellbeleuchtete, staubige Straßen am Ufer des blauen Meeres entlang. Wüste und gelbe Sandebenen, hie und da besetzt mit Gruppen von importirten Opuntias und Agaven, ziehen sich zu den Bergen hinan, welche den Hintergrund bilden. Unten sind diese ebenso kahl wie die Ebenen, erst weiter oben, in der Nähe der an den höheren Spitzen hängenden Wolken, bedecken sie sich mit dem eigenthümlichen hellschimmernden Grün der Kukuibäume.

Zu dieser im Lichte einer glühenden Sonne strahlenden Landschaft liefern die Eingeborenen die schönste und stilvollste Staffage. Blumenbekränzt und in bunten Gewändern jagen sie, Männer und Weiber, auf zähen Pferden über Stock und Stein dahin. Und ihre warmen Farben im Verein mit den

grellbeleuchteten weißen und gelben Sandebenen gaben mir oft ein Bild von wahrhaft orientalischer Lebhaftigkeit.

An der Ostseite gegen die Vorstadt Kapalama zu ergießt sich der Nuuanubach in die See. Manchmal kauern hier Weiber vollständig bekleidet, einen Strohhut auf dem Kopf, geradeso wie sie auf der Straße gehen, im schmutzigen, brackischen Wasser des Aestuariums. Nur der Kopf ragt heraus, und im Munde halten sie ein Körbchen, während sie mit den Händen auf dem Grunde nach Krabben herumtasten. Nackte Kinder balgen sich neben ihnen und werden zuweilen durch zornig rollende Blicke verscheucht. Schelten dürfen die Fischerinnen nicht, sonst würde ihnen das Körbchen mit der Beute entfallen. Eine hölzerne Brücke führt hinüber nach dem Staatsgefängniß, einem blendend weiß getünchten zinnengekrönten Castell, und draußen mitten in der Sonnengluth der von den Riffen gebildeten Lagune steht einsam auf Pfählen das Quarantänehospital, ein trostloses Gebäude.

Westlich gegen Diamond Head zu führt eine zwei Kilometer lange Landstraße, jeden Samstag der Schauplatz wilder Cavalcaden, an Salinen, in denen Meersalz durch Abdunsten gewonnen wird, vorüber nach Waikiki, einer kleinen Ortschaft, aus einer Capelle, einigen hölzernen Landhäuschen und einigen struppigen Strohhütten bestehend, alle weit aus einander gestreut, die früher der Lieblingsaufenthalt der Könige gewesen sein soll. Hierhin sollen sie sich, der Komödie europäischer constitutionaler parlamentarischen Regierung müde, zurückgezogen haben, um der goldstrotzenden Uniform entledigt und nur mit dem Suspensorium angethan in alten Erinnerungen zu schwelgen. Ein kümmerlicher Kokospalmenhain beschattet spärlich den sandigen Boden. Die Bäume sind lebensmüde und tragen keine Früchte mehr. Ein hübscher, reinlicher Badestrand zieht sich außen entlang, und Waikiki ist deshalb als Ausflugspunct bei der Bevölkerung Honolulus sehr beliebt. Jenseits treibt Diamond Head, das Wahrzeichen von Honolulu, in die See hinaus, auf einer Einsattlung, die den Berg und die Hauptkette der Insel verbindet, die Signalstation für die Ankunft von Schiffen tragend, welche mit dem Postamt der Hauptstadt durch die einzige drei Kilometer lange Telegraphenlinie des hawaiischen Königreiches zusammenhängt. Diamond Head sieht von unten nicht aus wie ein Vulkan, es scheint vielmehr eine gradlinige steile Felswand zu sein, von zahlreichen tiefen senkrechten Schluchten durchfurcht, an welche sanfter geneigte Geröllböschungen sich anlehnen. Aber wir stehen auf einem so durchaus vulkanischen Boden, daß wir uns nachgerade gewöhnen, in dem Gipfel einer jeden isolirten Erhebung einen erloschenen Krater zu finden.

Fast kein Passagier des Dampfers, dem ein Nachmittag in Honolulu zu Theil wird, versäumt, nach dem nahen Gebirgsabsturz, den „Pali“ hinauf

zu reiten. Der Pali ist eine zweitausend Fuß mächtige Bruchfläche der Erdrinde, welche durch vulkanische Kräfte emporgehoben, oben an den Kanten zerbarst. Die südliche Hälfte ist stehen geblieben, die nördliche wieder hinabgesunken, beinahe bis zum Niveau des Meeres. Eine guterhaltene belebte Straße führt durch das Nuuanuthal in die Berge hinein. Links und rechts zuerst die nicht enden wollenden Landhäuser und Gärten des vornehmen weißen Viertels. Man passirt die Kirchhöfe, das Mausoleum der fünf Kamehamehas, die Eisfabrik. Mehrmals kreuzt der im Zickzack herabtosende Nuuanubach den Weg, Sümpfe, die er bewässern muß, zu beiden Seiten. Es geht immer höher und höher. Eingeborene, Männer und Weiber, alle zu Pferd, in bunten Farben und blumenbekränzt begegnen uns und sprengen mit einem freundlichen „Aloha" vorüber. Die Gegend wird schroffer. Auf schmalen Grasterrassen über kahlen Felswänden weiden Rinder und rufen heimathliche Erinnerungen aus den Alpen wach. Nur das melodische Glockengebimmel fehlt ihnen, und die fremdartige Erscheinung der silberglänzenden Kukuibüsche, die in großer Ausdehnung hie und da die steilen Abhänge dicht überziehen, zerstört die Illusion. Es wird feuchter und kühler hier oben, und der Passat, den wir unten als angenehmen Zephyr empfanden, weht uns durch die Scharten der zackigen Bergesgipfel als ein rauher, frostiger Sturmwind entgegen, zerrissene Nebelmassen vor sich her treibend. Endlich sind wir am Ziel. Noch eine Ecke, und ein Panorama von ergreifender Großartigkeit thut sich auf. Erschrocken reißen wir die dampfenden Pferde zurück. Der Boden verschwindet plötzlich und stürzt zu einem schauerlichen Abgrund hinab. Tief unter uns entfaltet sich eine herrliche Ebene. Der dunkelblaue Ocean steigt zum Horizont in die Höhe, weißglänzende Schaumlinien der Brandung umsäumen mäandrisch smaragdene und violette Tinten. Und innerhalb dieser begrenzt ein schimmernder Streif sandigen Ufers das im schönsten Grün prangende Tiefland. Keine dürren wüstenartigen Flächen wie im Süden an der Seeseite der Insel. Alles strahlt im wärmsten Sonnenschein unten, während uns selbst vorüberziehende Wolken beschatten.

Wir stehen auf classischem Boden. Hier focht der große Kamehamaha I. die letzte von den sieben Schlachten, durch die er die geeinigte Herrschaft der hawaiischen Inseln erzwang. Tausend Feinde, der letzte Rest von Widerstand, wurden hier hinabgedrängt. Was für ein gewaltiger Schauplatz für eine Schlacht. Wie mag es getobt haben auf diesen rauhen, felsigen, düster bewölkten Kanten vom wilden Verzweiflungskampf, vom trunkenen Freudengeheul der Sieger, vom ohnmächtigen Wuthgebrüll der Besiegten, die ein letztes Mal sich aufrafften, im Angesichte des Todes mit grimmigem Haß noch schnell ihr Leben zu rächen, ehe sie schaarenweise hinabstürzten und in der grausigen Tiefe zerschmettert wurden.

Eine steile Straße ist jetzt in die Felswand gehauen und führt zickzackförmig hinab. Winzig klein bewegen sich schwarze Pünctchen unten auf ihr entlang. Es sind Reiter, die einem Dorfe am Meeresstrand zueilen, welches, halb unter Palmen versteckt, mit scharfen Augen eben noch erkennbar ist.

Französische Liebenswürdigkeiten.

Von Adolf Müller.

Schon in einem früheren Jahrgang dieser Zeitschrift (1874 I., 81) haben die Leser die Bekanntschaft eines Herrn Louandre, Mitarbeiters der „Revue des deux mondes", gemacht, welcher damals in einigen Artikeln über die bedeutendsten Städte Nordfrankreichs die Gelegenheit wahrgenommen hatte, unserer ersten Armee, welche 1870/71 unter den Generalen von Manteuffel und von Göben in jenen Gegenden thätig gewesen, die unglaublichsten Barbareien nachzusagen. Damit hat jedoch Herr Louandre seinem unauslöschlichen Haß gegen die „germanische Rasse" keineswegs Genüge gethan; mit ungeschwächten Mitteln setzt er das Rachewerk der Beschimpfung und Verhöhnung gegen dieselbe fort, und die „Revue des deux mondes", diese erste Zeitschrift Frankreichs, öffnet, ihres alten Ruhmens uneingedenk, nach wie vor ihre Spalten diesen bedauerlichen Ausbrüchen einer ohnmächtigen Wuth, welche zwar bei uns in Deutschland zunächst nur ein Lächeln des Mitleids erregen können, auf der anderen Seite aber doch auch darauf hinweisen, wie sehr in Frankreich alles daran arbeitet, die nationalen Leidenschaften nicht zur Ruhe kommen zu lassen, sondern immer von Neuem wieder mit allen Mitteln für den künftigen Rachekrieg aufzustacheln. Wenn man diesen Gang des öffentlichen Geistes, wie er sich selbst in den vornehmsten Zeitschriften Frankreichs ausspricht, aufmerksam verfolgt, dann begreift man vollkommen die Berechtigung des „kalten Wasserstrahles", welchen neulich der große Schweiger Moltke in seiner vielbesprochenen Reichstagsrede nach Paris zu richten für gut befunden hat.

Diesmal ist es jedoch nicht die Geschichte des letzten Krieges, welche Herrn Louandre zu seinen Ergüssen den Stoff bietet, sondern er faßt sein Thema allgemeiner; er greift uns Deutsche auf dem Gebiete an, auf welchem wir früher, in den Zeiten unserer politischen Harmlosigkeit, allein unseren Ruhm suchten: auf dem Gebiete der gelehrten Studien. Zwar wird man einen solchen fulminanten Angriff schwerlich in einem Artikel suchen, welcher den unverfänglichen Titel führt: „Die historischen Studien in Frankreich seit

dem Kriege" („Revue des deux mondes" vom 15. Januar 1877, Seite 428 f.). Aber Herr Louandre kennt sein französisches Publicum zu gut, um sich nicht zu sagen, daß sein Artikel des rechten Effectes, der eigentlichen Würze entbehren würde, wenn er es nicht verstünde, schließlich mit einem kühnen Salto mortale von seinem eigentlichen Gegenstande auf dasjenige Thema überzuspringen, welches die schönste Musik für jedes französische Ohr ist: die vorläufige moralische Vernichtung der verhaßten „Barbaren", deren physische Vertilgung einer späteren Zeit vorbehalten bleibt.

Man kann zunächst von ganzem Herzen Herrn Louandre das stolze Selbstgefühl gönnen, welches ihn gleich der ganzen französischen Nation erfüllt bei dem Gedanken, wie rasch sich Frankreich von seinen tiefen Falle wieder aufrafft. „Die Verräthereien des Schicksals," sagt er im Eingang seines Artikels, „sind ein Stachel, welcher uns rascher in den Bahnen des Fortschrittes vorwärts treibt, in welchen wir in den ruhigen Tagen des Glücks so gern zurückbleiben. Wir haben uns bisweilen überflügeln lassen, aber, wie die Sieger in den Wettrennen der Alten, haben wir immer den verlorenen Boden wiedergewonnen; denn bei keinem anderen Volk ist die Gegenwirkung rascher, die Lebenskraft mächtiger. Heutzutage ist es unsere Ehre und unsere Kraft, aus unseren Mißgeschicken die große Lehre gezogen zu haben, daß man, um seinen Rang zu behaupten, lernen und immer wieder lernen muß. Diese allgemein anerkannte Wahrheit trägt ihre Früchte. Trotz jenes verhängnißvollen Stillstandes, welchen Frankreich mitten in Blut und Trümmern gemacht hat, giebt es seit sechs Jahren Beweise einer wahrhaft wunderbaren Thätigkeit in allen Zweigen menschlicher Erkenntniß, in der Wissenschaft des Krieges wie in den Künsten des Friedens. Kaum verlosch der letzte Schein von den Feuersbrünsten der Commune, als Frankreich mit neuem Eifer zu seiner täglichen Arbeit zurückkehrte. Dieser Feuereifer wird durch unwiderlegliche Ziffern bestätigt. Das „Journal de la Librairie", welches Woche für Woche die aus der französischen Presse hervorgegangenen Werke aller Art verzeichnet, zählt für 1871 im Ganzen 7,445 Druckwerke auf; für 1873 zählt es deren 11,550, und der Aufschwung, welchen die geistige Production nimmt, ist so gewaltig, daß sie im Jahre 1875 bis zu 14,195 Büchern oder Broschüren gestiegen ist."

Diese Zahlen sprechen allerdings für sich selbst, und es wird gewiß keinem Deutschen einfallen, den Franzosen irgendwie die berechtigte Freude über diesen geistigen Aufschwung ihrer Nation zu mißgönnen. Ist es doch von jeher unser geringster Fehler gewesen, auf die Geisteserzeugnisse anderer Völker mit Geringschätzung herabzusehen, und weiß doch jeder gebildete Deutsche zur Genüge, welche fruchtbaren Anregungen wir den Franzosen auf allen Gebieten der Literatur verdanken.

Nach jenem Eingang bespricht Herr Louandre die mannichfaltigen Leistungen der französischen Geschichtsforschung und -schreibung seit dem Kriege, welche in der That vom regsten Eifer der französischen Gelehrten für die Geschichte und ihre Hülfswissenschaften Zeugniß ablegen. Warum sollten wir nicht auch dies bereitwillig anerkennen und selbst Herrn Louandre die gelegentlichen höhnischen Seitenblicke auf verwandte deutsche Werke verzeihen? Gleichen dieselben doch nur Nadelstichen gegenüber den Keulenschlägen, welche er sich für den Schluß seines Artikels aufgespart hat, um hier, nach einer kühnen Wendung von den historischen Studien in Frankreich zu der deutschen Wissenschaft, diese letztere mit lang verhaltener Berserkerwuth niederzuschmettern.

„Man trifft," sagt er, „die Vorbereitungen für eine Weltausstellung: unsere nationale Ehre verlangt, daß wir auf derselben in dem ganzen Glanz unserer Intelligenz erscheinen. Würde es nicht gerathen sein, hierbei in ausführlichen Berichten ein Bild von den Fortschritten zu geben, welche sich seit dem Krieg in allen Zweigen menschlichen Wissens bei uns vollzogen haben, und dadurch zu beweisen, daß das Blut, welches wir verloren, uns nicht geschwächt hat? Die Geschichte und ihre Hülfswissenschaften würden darin stattlich vertreten sein. Wir würden selbst erstaunt sein über unsere Thätigkeit, über unsere jüngst gehobenen Schätze, und wir könnten" — hier erfolgt der bewußte Salto mortale! — „zu den Brukterern, Tencterern, Chamaven und den anderen germanischen Horden, welche sich weigern an den Wettkämpfen des Feindes theilzunehmen, sagen: Ihr habt uns besiegt, indem ihr uns, wie die Legionen des Varus, fast im Zustand der Wehrlosigkeit überraschtet; aber unser Lebenssaft ist noch nicht vertrocknet. Er durchströmt uns belebender als je zuvor, und in diesen schönen Studien, auf welche ihr so stolz seid und auf welche ihr ein Monopol zu haben glaubt, sind wir in der Vergangenheit eure Vorgänger und in der Gegenwart überall eure Nebenbuhler, wo wir nicht eure Lehrmeister sind. Wir suchen nicht eure berühmten Männer herabzusetzen; einige darunter sind groß genug, daß wir uns vor ihnen beugen können; wir beanspruchen nur für die unsrigen den Rang, welcher ihnen gebührt, und welchen ihr ihnen hartnäckig verweigert.

„Wir sind in der Vergangenheit eure Vorgänger; denn vor euren Doctoren des römischen Rechtes hatten wir Cujas; vor euren Archäologen, euren Philologen, euren griechischen, römischen Numismatikern hatten wir die Mitglieder unserer alten Académie des Inscriptions und ihre Mémoires, auf welche ihr so oft die classische Vorschrift angewendet habt:

Nocturna versate manu, versate diurna."

„Eure Lexikographen haben mehr Wörterbücher und Grammatiken fabricirt als das ganze übrige Europa; aber ihr stecktet hier noch in den ersten Anfängen, als Henri Estienne den Thesaurus, Du Cange seine beiden

Glossare herausgab, und selbst heutzutage habt ihr für die deutsche Sprache nichts hervorgebracht, was der Leistung des Herrn Littré für unsere Sprache gleichkommt. Ihr seid geschickte Herausgeber von Texten; die Monumenta Germaniae Historica machen Herrn Pertz alle Ehre; aber die ersten Bände sind kaum vor vierzig Jahren erschienen, und in dieser Art von Werken waren euch Duchesne, Labbe, Simond, Baluze, d'Achery, Dom Bouquet längst vorangegangen. Man sagt sogar, daß der gute Ruf dieser schönen Sammlung, welche gegenwärtig unter der Leitung des Herrn Waitz steht, durch einen der letzten Bände schwer gefährdet worden ist. Wie es scheint, fanden sich in demselben so erstaunliche Versehen, eine solche Fülle von Fehlern aller Art, daß ihr es für gut hieltet, diesen unglücklichen Band, welchen ihr aus euren gelehrten Werkstätten hattet entschlüpfen lassen, zu verfolgen und in unseren Bibliotheken wieder einzufangen. Bei uns genügen zwei Seiten Errata, um alle Fehler gut zu machen; bei euch kann nur die Einstampfung des Buches die Spuren derselben verwischen, und ihr habt wahrhaftig Unglück gehabt, indem ihr euch gezwungen sahet, dieses unwissenschaftliche Verfahren auf die Denkmäler eurer eigenen Geschichte anzuwenden, welche ihr besser kennen müßt als irgend jemand.

„Wir sind in der Gegenwart überall eure Nebenbuhler, wo wir nicht eure Lehrmeister sind. Blicket auf unsere Zeitgenossen, sowohl auf diejenigen, welche wir jüngst verloren haben, als auf die, welche noch unter uns weilen. Ihr habt hundertmal die Merowinger und die Karolinger in ihren Gräbern aufgestört. Es giebt keine Zeile in den Capitularien, über welche ihr nicht mindestens eine Broschüre geschrieben hättet. Ihr habt mit den Herren Waitz, Luden, Pertz, Zinkeisen, Bonnell, Schöne, Leo, Philipps, Roth u. s. w. über die Hausmeier endlose Untersuchungen angestellt. Habt ihr die Frage einen entscheidenden Schritt weiter gebracht? Ihr habt eure Zeit damit verthan, einander zu kritisiren, eure Systeme einzureißen, und da ihr im höchsten Grade die Fähigkeit besitzt, die Dinge unklar zu machen, so wissen wir, wenn wir euch gelesen haben, immer noch nicht, was denn eure eigentliche Meinung über die Hausmeier ist. Haben wir also in Betreff der merowingischen Zeiten durch euch mehr gelernt als wir durch die Herren Guizot, de Pétigny, Lehuërou davon wußten? Ohne von Mabillon zu reden, dessen Zeit weit zurück liegt, werden wir an euch die Frage richten, ob ihr uns in Berlin oder sonstwo einen Gelehrten nennen könnt, dessen Arbeiten im Gebiet der Diplomatik, der Paläographie, der Chronologie diejenigen des Herrn Léopold Delisle in Schatten stellen könnten. Bringen eure transrhenanischen Ausgaben der lex Salica und der Formulae Marculfs diejenigen der Herren Pandessus und de Rozière in Vergessenheit? Ist die, doch so kurze, Arbeit des Herrn Guérard über die territorialen Theilungen Galliens über-

troffen worden? Haben die Herren Letronne, Charles Lenormant, de Saulcy, Léon Renier, Jules Quicherat, de Longperrier, Duchalais den Vergleich mit euren Archäologen, euren Numismatikern, euren Epigraphikern zu fürchten? Besitzt ihr auf dem Gebiet der griechischen und lateinischen Philologie einen Hellenisten von gelehrterem Atticismus als unseren berühmten Boissonade? Giebt es unter euren Heidelberger oder Bonner Professoren einen einzigen, der ein Werk von so vortrefflicher Latinität hervorgebracht hätte, wie das kleine Gedicht des Herrn Rossignet „de vita scholastica“, welches von einem Römer aus der Zeit des Augustus geschrieben sein könnte? Unter euren classischen Ausgaben der letzten Zeit suchen wir vergebens eine, welche ihr der von Herrn L. Quicherat 1872 veröffentlichten Ausgabe des Nonius Marcellus gegenüberstellen könntet; niemand auf euren berühmten Universitäten hat mit größerer Genauigkeit und divinatorischer Scharfsichtigkeit tiefer verdorbene Texte festgestellt, und ihr würdet vergebens in den Bibliotheken eurer Gymnasien ein besseres Lexicon suchen als den Thesaurus linguae poeticae. Trotz der Geringschätzung, welcher bei uns die lateinischen Verse verfallen sind, hat Herr Quicherat eine neue Ausgabe desselben geliefert, und zwar ohne eine andere Absicht, als um den Beifall einiger Humanisten zu verdienen und die Ergebnisse eines durch vierzigjährige unablässige Lectüre der römischen Dichter erworbenen Wissens zusammenzufassen. Giebt es unter euren Latinisten einen einzigen, welcher eine gleiche Uneigennützigkeit an den Tag gelegt hätte? Im Fach der orientalischen Philologie könnt ihr mit berechtigtem Stolz Bopp anführen: wir schätzen die Dienste, welche er geleistet, ebenso hoch als ihr, aber hat er Größeres geleistet als Champollion, Sylvestre de Sacy, Eugène Burnouf, welcher den Schlüssel zu dem Räthsel, das man die Sprache Zoroasters nennt, aufgefunden und die canonischen Bücher der Buddhisten in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt hat?

„Ihr seht, wir können den Vergleich aushalten, ohne danach zu trachten, eure Gelehrten zu verkleinern, wie ihr die unsrigen verkleinert. Wir erkennen sogar an, daß ihr in gewisser Beziehung eine unbestreitbare Ueberlegenheit über uns besitzt, um die wir übrigens weit entfernt sind, euch zu beneiden. Ihr seid geduldig, ihr leset alle unsere Bücher, mit Einschluß derjenigen, welche wir selbst nicht lesen; wie es in eurer Gewohnheit liegt, spionirt ihr sie durch, und die Spionage glückt euch; denn so mittelmäßig ein Buch auch sein mag, so giebt es doch immer auf der einen oder andern Seite einen Wink, den ihr euch zu Nutze machen könnt, einige Sätze, welche euch auf die Bahn bringen. Ihr notirt euch dieselben, denn niemand versteht besser Buch zu führen als ihr. Habt ihr den Ausgangspunct einmal gefunden, so fangt ihr an den Gegenstand zu entwickeln, auszuspinnen, und pfropft eure Disser-

tationen voll von Noten und Verweisungen, von denen ihr sogar drei oder vier einem und demselben Worte anhängt. Aus einer Seite französischen Textes macht ihr im deutschen einen ganzen Band, und ihr führt unsere Ideen wieder bei uns ein, wobei ihr euch wohl hütet zu gestehen, daß ihr sie von uns genommen habt. Die Theorie des Latrocinium honestum, welche nach Tacitus Bericht bei euren germanischen Vorfahren einen Theil des nationalen Unterrichts bildete, wird von euch im Großen auf unsere Philologen, unsere Archäologen, unsere Orientalisten angewendet, und wenn ihr sie ohne Erbarmen ausgenutzt habt, verschwört ihr euch, sie todtzuschweigen. Angesichts der stolzen Verachtung, welche ihr gegen die französische Wissenschaft zur Schau tragt, haben wir uns daran gewöhnt, an die Unfehlbarkeit der eurigen zu glauben, ohne zu merken, daß eure Doctoren, wie eure Infanteristen, es ausgezeichnet verstehen, in die Fußtapfen des Vordermanns zu treten, und daß wir es sind, die ihnen den Tact angeben. Das Kaiserthum hat euer Piedestal erhöht, indem es euch anwirbt, an dem „Leben Cäsars" zu arbeiten, indem es euch decorirt, indem es euch reichliche Gnadengehalte anweist, wie es für Herrn Mommsen und andere gethan hat; aber heutzutage sagen wir uns los von eurer Vormundschaft, wir werden nicht mehr, wie wir dies so lange in alter Einfalt gethan haben, unsere einheimischen Götter, dii indigetes, opfern vor den Götzenbildern der Irmensäule."

Mit diesem Knalleffect, der stark an Victor Hugos Dithyramben erinnert, mit den „Götzenbildern der Irmensäule", schließt Herr Louandre seine fulminante Apostrophe an die verruchte germanische Rasse. Sollte nicht selbst der verstockteste „Bructerer", „Tencterer", „Chamave" oder welcher sonstigen „germanischen Horde" der bedauernswerthe Leser angehören mag, wenigstens eine Anwandlung von Schamgefühl verspüren, wenn er seine Nation so vor aller Welt des geistigen Diebstahls beschuldigt sieht?

Wir haben die Philippika des Herrn Louandre in ihrem ganzen Umfang möglichst getreu wiedergegeben; denn wir glauben, es hat ein gewisses psychologisches oder vielmehr pathologisches Interesse, zu beobachten, wie die durch den letzten Krieg entflammten Leidenschaften in exaltirten Köpfen selbst der französischen Gelehrtenwelt das Urtheil über die deutsche Wissenschaft, welches früher so ganz anders lautete, verwirrt und gefälscht haben. Einer solchen blinden Wuth gegenüber wäre es schade um jedes Wort der Entgegnung und Wiederlegung. Aber fragen darf man wohl: was sagen die mit deutscher Literatur und Wissenschaft vertrautesten Mitarbeiter der „Revue des deux mondes", was sagen die Herren Ernest Renan und Saint-René Taillandier zu diesen unwürdigen Schmähungen ihres Collegen, zu deren Ablagerung jene einst so hochstehende Zeitschrift mit offenbarer Vorliebe immer wieder ihre Spalten darbietet?

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Die innere Verwaltung. Kirchenpolitisches. Noack. — Im jüngsten Berichte wurde der Aufgabe gedacht, welche Badens auf dem Gebiete der inneren Verwaltung wartet, damit diese dem Wesen des Reiches wirklich sich anpaßt. Vor längerer Zeit (1874, I., S. 658) war bereits in anderem Zusammenhange auf diese Aufgabe hingewiesen worden, deren frühe Erkennung Herrn Jollys Verdienst ist. Bald nach der Wiederherstellung des Reiches erfaßte er den staatsmännischen Vorwurf; wohl auf seinen Betrieb kam, irren wir nicht im Jahre 1873, eine Lösung zur Sprache, die auf alle Fälle merkwürdig ist. Alljährlich veranstalten die Kreisausschüsse des Landes (11) eine Vereinigung von Abgeordneten, um allgemein wichtige Selbstverwaltungsaufgaben zu erörtern und die Einheitlichkeit in der Selbstverwaltungsthätigkeit der Kreise anzustreben. Die mit stillschweigender Gutheißung der Regierung entstandenen Vereinigungen finden völlig frei statt, sie bilden gewiß eine nachahmenswerthe Erscheinung. Bei der Vereinigung der Kreisausschüsse im Jahre 1873 war es nun wohl, daß der Antrag vorgebracht wurde, die preußische Kreisordnung von 1872 für Baden anzunehmen. Darüber, wie dies im Einzelnen erfolgen sollte, verlautete nichts Näheres. Vergleicht man die Verhältnisse Badens mit denen der preußischen östlichen Provinzen, so müssen alsbald die erheblichsten Zweifel über die Anwendbarkeit und Uebertragbarkeit der Kreisordnung entstehen. Der Amtsvorsteher ist in Baden nicht möglich. Wenn, was im Laufe dieses Jahres kommen muß, die Einführung der Kreisordnung in den übrigen preußischen Provinzen ernstlich zur Berathung gelangt, werden schon da verschiedene Abänderungen sich von selbst ergeben. Die Vereinigung der Kreisausschüsse lehnte bemerkenswerther Weise den Antrag mit ganz überwiegender Mehrheit ab, sie ließ sich dabei ohne Zweifel von einem ganz richtigen Gefühle leiten. Die preußische Kreisordnung kann nicht der Ausgangspunct für die Ausgestaltung der badischen Kreisverfassung sein.

Noch in anderer Art trat Herr Jolly der selbstgestellten Frage die niedere Verwaltung dem Wesen des Reiches anzupassen näher, indem er die Zahl der Staatsverwaltungsbezirke, der Bezirksämter, zu vermindern suchte. Durchgreifendere Maßnahmen stießen jedoch auf nicht zu überwindende Schwierigkeiten, die Aufhebung der kleinsten Bezirksämter befriedigte in der Folge nicht durchweg. Man bringt damit sogar Herrn Jollys Unterliegen bei der Reichstagswahl in Beziehung, das zum Wahlkreise Pforzheim-Durlach gehörende Murgthal soll aus Unmuth über den Verlust seines Bezirksamtes Gernsbach für Gegner Herrn Jollys sich erklärt haben. Die Gewöhnung der Bevölkerung ist offenbar der Verwaltung in großen Bezirken entzogen. Der kleinere Staat will einmal auch kleinere Formen.

Betrachtet man die badische innere Verwaltung, wie sie sich im Augenblicke darstellt, so könnte man sich versucht fühlen, Herrn Lamey, dem Schöpfer des Verwaltungsgesetzes von 1863, ernstliche Vorwürfe zu machen. Das Verwaltungsgesetz hat die eigentlichen Schwierigkeiten nicht gelöst, es hat sie eher großgezogen. Unvermittelt wie die Selbstverwaltung der Kreise neben die Staatsverwaltung der Bezirke hingestellt wurde, steht sie noch heute da. Die niedere Staatsverwaltung und die niedere Selbstverwaltung führen jede für sich ein gesondertes Eigenleben, das dem Wesen des preußisch-deutschen Kreises, wie er in dem größeren Theile des Reiches bereits als niedere Verwaltungsform dient, nicht entspricht. Bezirke und Kreise stehen

sich nicht feindlich gegenüber, sie leihen einander Beistand, sie sind nicht auf einander eifersüchtig. Trotz der sehr rühmlichen Entfaltung ihrer Selbstverwaltung mangelt den Kreisen aber die volle lebendige Bedeutung, während die Bezirke naturgemäß das Fehlende nicht ersetzen können. Die Reichspflicht, die da erfüllt sein will, läßt weiten Raum für eigenartige, für neue Formen. Das Reich verlangt was, nicht wie es gemacht wird. Und hier drängt sich der Gedanke auf, ob Herr Lamey nicht versuchen wollte nachzuholen, was er im Jahre 1863 unterlassen mußte. Der unbefangene Beobachter kann nicht zweifelhaft sein, daß die Unvollkommenheit des Verwaltungsgesetzes ein glücklicher staatsmännischer Wurf war. Wie anders hätten die Selbstverwaltungsbestrebungen Form gewinnen sollen? Das Verwaltungsgesetz enthält jedoch die Keime für seine Weiterbildung und wer würde besser geeignet sein diese Keime dem Auge entwickelnd vorzuführen als der eigentliche Urheber des Gesetzes, Herr Lamey? Es geht die Rede, daß das Verwaltungsgesetz Herrn Lameys Schreibtische in beinahe wunderbarer Weise entstiegen sei. Herrn Lameys Schreibtisch steht gegenwärtig nicht in Karlsruhe, sondern in Mannheim: — daß er noch einmal Wunder thäte! Für eine gesetzgeberische Unternehmung dieser Art ist nicht jeder Augenblick passend, allein die Arbeiten für die Durchführung der Gerichtsverfassung bringen die gestaltende Fragen von selbst wieder näher und das Beispiel der Nachbarländer kann nicht unbemerkt vorübergehen. Im Reichslande hat der vorjährige Entwurf einer Kreisordnung keinen unmittelbaren Erfolg gehabt, die Erörterungen haben gezeigt, daß die Anschauungen der Elsaß-Lothringer mit dem Wesen des deutschen Kreises noch nicht vertraut waren. Das kann nicht länger dauern. Mit der allgemeinen Umstimmung der Reichsländer muß ihr Verständniß für die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit der Kreisthätigkeit wachsen. Die Kreiseintheilung hat im Reichslande jedenfalls schon festen Fuß gefaßt. In Württemberg beginnen die Bestrebungen für Neugestaltung der inneren Verwaltung in Gang zu kommen, ihre Verwirklichung darf mit Sicherheit für die nächsten Jahre erwartet werden. In Baiern läßt die bekannte Lage der Staatsgeschäfte keine größeren gesetzgeberischen Arbeiten zu. Sobald dieser Zustand, der vorübergehend sein muß, in der That vorüber sein wird, wird die innere Verwaltung ihrer ein Jahrzehnt fast im Plane befindlichen Neubildung entgegengehen.

Seit dem Eintreten des gegenwärtigen Ministeriums ist genug Zeit verflossen, um ein Urtheil über die Weiterentwickelung der kirchenpolitischen Dinge zu gestatten. Unrecht scheint es dabei immer nur an die Haltung der Regierung zu denken und von ihr zu sprechen, während die Haltung der Curie entschieden mehr zu denken und zu sprechen giebt. Woher sind überhaupt die ersten Aeußerungen gekommen, daß der Culturkampf nicht ins Endlose geführt werden könne? Auf welcher Seite haben sich die ersten Spuren der Müdigkeit gezeigt? Sichtliche Beweise veränderten Benehmens lieferte die Curie im Herbste bei der Anwesenheit des Großherzogs in Freiburg, doch wäre damals kaum für möglich gehalten worden, daß der Herr Erzbisthumsverweser einen Anlaß wie die Regierungsfeier benutzen würde, um in Karlsruhe selbst seines hohen Amtes zu walten. Dies ist geschehen und verdient um so mehr beachtet zu werden, als auch Herr Reinkens zu demselben Zwecke gekommen war. Es war wohl das erste Mal, daß Römischkatholische und Altkatholische in dieser Weise gemeinsam sich bethätigten. Daß die beiden Bischöfe nicht gleichzeitig, sondern nach einander zur großherzoglichen Tafel

geladen wurden, ist eine Aeußerlichkeit, die die Lage der Dinge bezeichnet. Mit Geflissentlichkeit wurde hervorgehoben, daß das Freiburger Capitel zu der dem Großherzoge dargebrachten Jubiläumsstiftung einen verhältnißmäßig bedeutenden Beitrag, nämlich tausend Mark, beigesteuert habe. Da es sich um kein Werk der Wohlthätigkeit handelt, darf nicht blos die rechte Hand wissen, was die linke that. Vergleicht man die an sich geringfügigen Züge mit dem Pompe der Firmreisen während der letzten Jahre, wo es den Anschein gewinnen konnte, als ob der Kirchenfürst von Papstes Gnaden den Regenten von Gottes Gnaden in Vergessenheit kommen lassen wolle, wird man sich den Zeichen der Zeit nicht verschließen. Es ist eben dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Regierung ist sich dieses Spruches wohlbewußt. Herr Stößer hat vor seinen Wählern treffend erklärt, daß die Gegensätze „sich nicht in einem Feldzug mit einigen siegreichen Gefechten rasch erledigen lassen".

Am Tage der Regierungsfeier hat der Großherzog einen seiner treuesten und besten Diener, das Land einen seiner hingebendsten und begabtesten Söhne verloren. Herr Noack, Weigels ebenbürtiger Nachfolger im Vorsitze des Verwaltungsgerichtshofes, ist allzu früh dahingerafft worden. Einer von den Schullehrersöhnen, die im Lande und darüber hinaus sich hervorgethan haben, besaß der Verstorbene die Begabung, die glauben machen kann, daß ihrem Träger alles möglich sein müsse. Herr Noack hat die Regierungspolitik des Großherzogs, deren entschlossener Anhänger er war, in mannichfachen Stellungen mit Glück und Geschick, aber auch mit Schonung und Mäßigung zum Ausdruck gebracht. Eine führende und leitende Natur führte und leitete Herr Noack vor allem sich selbst. Möge das Vaterland immer seines Gleichen sehen!

Aus Berlin. Zum Kriege. Der französische Ministerwechsel. — Die Reise des Grafen Schuwaloff nach Friedrichsruh zum Fürsten Bismarck und seine Audienz hieselbst bei dem Kaiser bieten noch immer Anlaß zu den verschiedensten politischen Conjecturen. Viele derselben, namentlich diejenige, welche die Behauptung aufstellt, Fürst Bismarck und Graf Schuwaloff hätten über eine Demarcationslinie verhandelt, welche die russischen Operationen im Orient behufs Wahrung der englischen Interessen einzuhalten hätten, gehen wohl über die Wirklichkeit hinaus. Indeß bezeichnen doch auch diese Vermuthungen ganz richtig die Richtung, in der sich die politische Conversation beider Staatsmänner bewegt haben muß, denn in der That ist wohl die Auffindung der Mittel und Wege, vermöge derer eine Verschärfung der Differenzen zwischen Rußland und England verhütet werden kann, eins der friedlichen Ziele der deutschen Politik. Aber die Vorzeichnung einer Demarcationslinie wird Deutschland wohlweislich unterlassen. Das ist eine heikle und sehr undankbare Aufgabe. Dagegen wird Fürst Bismarck sehr gern etwaige Versicherungen des Grafen Schuwaloff, daß die russische Politik sich zu mäßigen wissen werde, entgegengenommen haben, wie er es andererseits gewiß auch sehr gern sehen wird, wenn England nicht zur kriegerischen Action schreitet. Augenblicklich ist eine solche wieder sehr unwahrscheinlich geworden. Rußland wird sich hüten, sich die englische Seemacht auf den Hals zu ziehen und in England haben die jüngsten Parlamentsdebatten einen Ausgang genommen, der zwar trotz aller pomphaften Redensarten im allgemeinen recht nichtssagend war, eines aber doch in voller Deutlichkeit hervortreten ließ, die

Abneigung des Parlamentes die englischen Interessen im Orient schon jetzt mit dem Schwerte zu vertheidigen. Die Regierung gab eine Definition dieser Interessen, die eine Vertheidigung derselben durch die Waffen allerdings unnöthig macht, denn die englischen Interessen in Aegypten und in Indien werden weder augenblicklich durch die Russen bedroht, noch können sie überhaupt den Engländern in absehbarer Zeit durch die Russen streitig gemacht werden. Die „Times“ hat daher schon mit großer Emphase die türkische Mißwirthschaft verdammt und erklärt, daß kein vernünftiger Mensch von England verlangen könne, daß es für die Türkei eintrete. Das Publicum scheint im allgemeinen die Anschauung zu theilen, was aber selbstverständlich nicht hindert, daß augenblicklich in England eine türkische Anleihe mit recht gutem Erfolge negociirt wird. Es handelt sich zwar nur um ein paar Millionen Pfund und die Türken haben Leib und Seele dafür verschreiben müssen, aber es ist immerhin bemerkenswerth, daß das Geschäft überhaupt und zwar in England zu Stande kommt. Den Russen geht es nicht so gut. Die Versuche, welche die ihnen befreundeten Bankhäuser in Berlin und in Paris zur Aufbringung eines Vorschusses gemacht haben, sind noch von keinem erheblichen Erfolge gewesen. Das Haus Mendelssohn hier, die Banque de Paris, die Banque des Pays Bas in Paris und das Haus Hope in Amsterdam sind in dieser Richtung thätig.

Die kriegerischen Ereignisse nehmen mittlerer Weile ein schnelleres Tempo an. Im Laufe weniger Tage haben die Türken Suchumkale und die Russen Ardahan genommen. Der Verlust des ersten Platzes gefährdete die Lage der russischen Armee in Asien nicht unerheblich, da die Insurrection der kaukasischen Völkerschaften im Rücken der Russen dadurch sehr begünstigt wird. Der Sieg bei Ardahan und die Wegnahme des Ortes durch die Russen ist dagegen die erste größere Waffenthat des Krieges, ihre strategische Bedeutung und ihre strategischen Folgen lassen sich leider noch nicht übersehen. An der Donau haben die Dinge sich in den letzten acht Tagen kaum verändert. Ein fliegendes russisches Corps ist in die Dobrutscha eingebrochen, doch handelt es sich dabei wohl nur um eine Diversion und um eine Maskirung des Donauüberganges des Gros der russischen Armee, die jedenfalls westlich von Giurgewo stattfinden wird.

Interessant sind übrigens die Andeutungen, welche in hiesigen politischen Kreisen über die Ziele laut werden, welche Rußland durch diesen Krieg zu erreichen hofft. Mit der größten Bestimmtheit und in durchgehender Uebereinstimmung wird von verschiedenen Seiten versichert, Rußland bezwecke die Erwerbung des Hafens von Batum, der Kiliamündung der Donau und die Bewilligung der localen Autonomie für die insurgirten türkischen Provinzen. Dagegen wird heftig bestritten, daß eine anderweitige Regelung der Dardanellenfrage von Rußland beabsichtigt sei. Wie dem auch sei, es ist immerhin von Wichtigkeit die ungefähre Richtung der russischen Intentionen schon jetzt in das Auge zu fassen. Es bedarf nicht des ausdrücklichen Hinweises darauf, daß die angegebenen russischen Petita seiner Zeit eine sehr heftige europäische Controverse hervorrufen werden.

Sehr erheblich für die fernen Entwickelungen der Dinge fällt der ganz unerwartete Ministerwechsel in Frankreich in das Gewicht. Das republikanisch-conservative Cabinet ist einem Ministerium der strammen Rechten mit stark klericaler Färbung gewichen. Der Präsident der Republik und sein Ministerium haben sich in schroffen Gegensatz zur Majorität der Deputirtenkammer gestellt.

Die Kammern sind bereits vertagt, ihre Auflösung wird vielfach erwartet, ebenso wie eine massenhafte Absetzung der republikanisch gesinnten Beamten. Das alles heißt, daß Frankreich am Anfange einer schweren inneren Krisis steht und das in dem Augenblicke, wo die schwersten Verwickelungen der europäischen Politik im vollen Zuge sind. Und außerdem klerical gesinnte Minister am Staatsruder in einem Augenblicke, wo die römische Curie weltbewegende Dinge plant! Der Herzog Decazes versichert zwar unaufhörlich, Frankreichs äußere Politik werde keine Aenderung erleiden, wer aber kann wissen, wie lange der Herzog dem ultramontanen Zuge seiner Umgebung wird widerstehen können? Die Ultramontanen haben geschickt und kühn operirt. Während sich anfangs ihre Wünsche nur darauf richteten, der Regierung die Verfolgung der klericalen Umtriebe zu erschweren, nahmen sie alsbald einen kühnen Anlauf gegen die Regierung selbst und schlugen sie aus dem Felde. Es wird sich bald zeigen, ob sie nun auch dazu schreiten werden, der auswärtigen Politik Frankreichs ihre Signatur aufzudrücken. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Schutzzoll und Freihandel. Von J. Lehr. Berlin, Springer. — In dem großen Kampfe zwischen der Aufrechterhaltung unserer bisherigen Zollpolitik und den schutzzöllnerischen Tendenzen, die einen Theil Europas beherrschen, hat sich der deutsche Reichstag in glücklicher Uebereinstimmung mit der Regierung bereits zu Gunsten der ersteren in einer Weise ausgesprochen, welche ein Fortschreiten unserer industriellen und commerciellen Entwickelung auf diesem Wege gesichert erscheinen läßt. In diesem Augenblicke kommt das vorliegende Buch gerade zu rechter Zeit, um etwaige Unklarheiten zu heben, der alten erprobten Ansicht neue Anhänger zu gewinnen und die Bekenner zu stärken. Klar und in leidenschaftsloser Sprache weist es nach, daß der gewerbliche Fortschritt auf der Erweiterung und Verbesserung der Communicationsanstalten beruht, auf der Hebung des Unterrichtswesens, insbesondere der Volksschule und der technischen Bildungsinstitute, in der Anlage von nutzbaren Sammlungen, der Unterstützung für Ausbildung junger, hervorragender Kräfte im Ausland, in der Sorge für eine gesicherte Lage des Arbeiters bei Krankheit und körperlicher Untauglichkeit, in der tüchtigen Organisation des Creditwesens, der Staats- und Communalverwaltung, in einer guten und durchführbaren Gesetzgebung über die Gestaltung und Begrenzung der verschiedenen zulässigen Unternehmungsformen, in der Gewährung von Freiheiten, die Kopf und Herz veredeln, ohne der gedeihlichen Entwickelung der Gesammtheit hinderlich zu sein. Es weist nach, wie diese Factoren weit günstiger wirken, als ein zur Pflanzung und Hegung industrieller Kräfte bestimmter Schutzzoll, der, wenn diese Anstalten fehlen, ganz und gar erfolglos sein, weder Arbeitsenergie, noch tüchtige Bildung und segensreiche Gesittung schaffen, weder die Nachäffung des Fremden verhindern, noch Trägheit und Ungeschick beseitigen, wohl aber oft die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden lassen, wenn aber die genannten Grundpfeiler des Staates gesund sind, immerdar der lebensvollen Entwicklung der Gesammtheit hinderlich in den Weg treten wird.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 24. Mai 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Recht, Geld und Heer in Alt- und Neuösterreich.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß es manchen draußen im Reich interessiren dürfte, zu hören, wie sich die Justizverhältnisse im stammverwandten Oesterreich in den letzten Jahrzehnten gestaltet haben. Der österreichische Richterstand hat sich immer eines guten Rufes erfreut — das hat schon vor mehr als dreißig Jahren Kuranda constatirt und hinzugefügt, daß es insbesondere die Milde sei, welche das Gerichtsverfahren in Oesterreich auszeichne, da es eine charakteristische Eigenschaft der österreichischen Richter sei, daß sie eher neun Schuldige freisprächen als jemanden verurtheilten, dessen Schuld nicht sonnenklar erwiesen wäre. Und wie die Richter so erfreuten sich auch die österreichischen Justizgesetze eines guten Renommées und namentlich das bürgerliche Gesetzbuch, welches noch heute in Oesterreich Gültigkeit hat, stand selbst bei deutschen Juristen in großem Ansehen.

Bis zum Jahre 1848 herrschte in Oesterreich die sogenannte Patrimonialgerichtsbarkeit. Der Adel hatte im „Landrecht" seinen Privilegiatgerichtsstand. Wer das Glück hatte, ein „von" vor seinen Namen zu führen, der konnte nur landrechtlich belangt werden. Für die übrige misera contribuens plebs gab es in den Städten Magistrate, während auf dem Lande der Gutsbesitzer die erste Gerichtsinstanz war. Justiz und Verwaltung ruhten ungetheilt in seinen Händen, die erstere übte er durch den Justiziär, die letztere durch den Oberamtmann. Den gewählten Magistraten in den Städten war immer ein rechtskundiger Rath zugetheilt, der seine Bestallung vom Apellationsgericht erhielt. Größere Städte, namentlich solche, die Criminalgerichte besaßen, waren mit zwei, drei und mehreren rechtskundigen Räthen dotirt und hatten auch sogenannte geprüfte Bürgermeister, das heißt Juristen, welche die Richteramtsprüfung abgelegt hatten, das Appellatorium, und von der obersten Justizstelle in Wien im Einvernehmen mit dem Ministerium des Innern er-

nannt wurden. Die Hauptstädte hatten durchweg geprüfte Räthe, die in drei Senate zerfielen — in den civilgerichtlichen, in den criminalistischen und in den politischen. Dem letzteren fiel außer der Verwaltung auch ein Theil der Criminaljustiz zu, die sogenannte Polizeiübertretung, wie der Wucher, die Kuppelei, Diebstahl und Betrug, sobald sich beide in gewissen Minimalgrenzen hielten. Der Criminalsenat arbeitete mit Zuhülfenahme von Vertrauensmännern aus dem Bürgerstande. Jedem Verhören eines Angeklagten mußte ein unbescholtener Bürger beiwohnen, der das Protocoll mit unterschrieb. Im Civilproceß galt das Widerspruchsverfahren und das Widersprechen wurde von Seite der Advocaten oft bis zur Carricatur geübt. Im Widersprechen wie im Fristnehmen waren die österreichischen Advocaten groß. Wenn es sich darum handelte, zu constatiren, ob ein gewisses Rechtsgeschäft beispielsweise auf dem Wochenmarkte einer Stadt etwa am Sonnabend abgeschlossen wurde, so kam es ihnen nicht darauf an zu widersprechen, daß das fragliche Geschäft abgeschlossen worden, daß in der Stadt überhaupt Wochenmärkte üblich seien, daß selbst dies zugegeben, die Märkte am Sonnabend abgehalten würden, ja daß es überhaupt eine Stadt und einen Sonnabend gebe. Und was die Fristen anlangt, durch welche der Gang des Processes hinausgeschleppt werden sollte, so erreichten diese oft eine geradezu enorme Ziffer. Zwanzig, dreißig Fristen zu fünfundvierzig Tagen zur Erstattung einer Einrede oder einer „Duplik" galten für nichts Besonderes, wie denn überhaupt die österreichische Gerichtsordnung, in welcher sich zuletzt der gewiegteste Jurist nicht mehr zurecht fand, so modificirt war ihr ursprünglicher Text durch eine Milliarde von Nachtragsnovellen, zahllose Handhaben für Verschleppungen aller Art bot. Processe auf die lange Bank zu schieben, das verstand man gründlich in Oesterreich. Das Fristennehmen ist übrigens eine unausrottbare Unart österreichischer Advocaten, die sich bis in die neueste Zeit fortgepflanzt hat. Hat doch noch erst kürzlich ein sehr bekannter Advocat, der im österreichischen Parteileben eine hervorragende Rolle spielt, in einem Rechtsstreite dreiundachtzig Fristen genommen. Darum processirt man auch nirgends so theuer wie in Oesterreich. Vor mir liegt die Rechnung eines Prager Advocaten aus den Jahren 1867 und 1869. Da heißt es: Duplik betreffs Löschung einer Forderung 200 Gulden, die Abschrift hiervon 77 Gulden, die „Collationirung" 15 Gulden; eine Replik in derselben Sache 430 Gulden, Abschrift derselben 86 Gulden, Collationirung 43 Gulden; Gegenschrift p. Löschung obiger Forderung 240 Gulden, Abschrift 36 Gulden, Collationirung (das heißt Vergleichung, ob der Urtext mit der Abschrift übereinstimme) 9 Gulden. Nach ähnlichen selbst geschaffenen Taxen arbeiten noch heute die österreichischen Advocaten.

In der vormärzlichen Zeit gab es nur in den Hauptstädten der Kron-

länder, in welchen sich Appellationsgerichte befanden, Advocaten. Wien hatte deren 180, Prag 60. Die Advocatie wurde als ein Staatsamt behandelt und nur verläßliche, gesinnungstüchtige Leute konnten es erlangen. Man wurde in der Regel ein Vierziger, nicht selten ein Fünfziger, ehe man den stallum advocandi vom Minister erhielt. Jedes Kronland hatte seinen selbständigen Advocatenstatus und der für den Appellationsgerichtssprengel Prag ernannte Advocat durfte in Mähren oder Oesterreich keine Processe führen. Die Advocatur war sehr einträglich, da es vor dem Jahre 1848 keine Notare in Oesterreich gab (Wechselnotare ausgenommen), die Advocaten also auch alle Rechtsurkunden verfaßten. Ein Advocat, der einige begüterte Cavaliere zu seinen Clienten zählte, konnte auf ein Einkommen von zwanzig bis fünfzig Tausend Gulden rechnen. Nachdem schon im Anfang der Vierziger Jahre der Versuch gemacht wurde, größere Provinzialstädte mit Advocaten zu dotiren, wuchs in den fünfziger und sechziger Jahren die Zahl der Advocaten ins Ungeheuerliche, so daß beispielsweise Böhmen deren heute gegen sechshundert zählt. Städte mit 25,000 Einwohnern, wie Reichenberg, beherbergen zehn Advocaten. Gegen das Ende der Sechziger Jahre wurde die Advocatie in Oesterreich freigegeben. Während der Staat bis dahin den Advocaten wie einen Beamten ernannte und caeteris paribus bei der Ernennung förmlich nach dem Anciennetätsprincipe vorging, so daß der Advocat erst eine Anzahl von Jahren in einer Provinzstadt zubringen mußte, ehe er einen Posten in der Hauptstadt erhielt, herrscht gegenwärtig unbeschränkte Freizügigkeit auf diesem Gebiete und der Jurist, der den Doctorgrad erworben und die Advocatenprüfung, zu welcher er jedoch erst im siebenten Jahre nach absolvirten Rechtsstudien zugelassen wird, mit Erfolg bestanden hat, kann sich in jedem beliebigen Orte, in welchem sich ein Gericht befindet, als Advocat niederlassen. Die Freigebung der Advocatie hat allerdings ein Advocatenproletariat geschaffen, dagegen aber auch der Winkelschreiberei, die in Oesterreich ehedem florirte, einen Riegel vorgeschoben. Früher war die Zahl der Winkeladvocaten in Oesterreich Legion, eine Unmasse von Personen, die eine Ernennung zum befugten Advocaten nicht zu erzielen vermochten, arbeiteten wacker darauf los und fanden immer berechtigte Advocaten, die gegen eine mäßige Vergütung den Unfug mit ihrem Namen deckten. Arme Advocaten, die keine Clientel hatten, gaben sich dazu her, ihre Unterschrift unter Schriftstücke zu setzen, die von anderen verfaßt worden waren. Für eine solche Signirung wurde in der Regel ein Zwanziger bezahlt. Den Parteien gegenüber sind die Advocaten an keine Taxe gebunden. Der Advocat kann seine Arbeit taxiren wie er will, doch kann das Gericht, wenn der Client darum ersucht, die Preisansätze reduciren. Die Notare dagegen sind an Taxen gebunden, welche sehr niedrig bemessen sind, so daß der Notar für manchen

Gang kaum um vieles besser entlohnt wird als ein Dienstmann. Die Folge dieses Mißverhältnisses ist, daß Notare auf ihre Stellungen häufig resigniren, um sich der im allgemeinen ungleich-lucrativeren Advocatie zuzuwenden.

Auf strafgerichtlichem Gebiete galt in vormärzlicher Zeit der Inquisitionsproceß. Wenn der Angeklagte sein Verschulden nicht eingestand, mußte man ihn seiner Schuld überweisen. Dieses Beweisverfahren war ein sehr complicirtes und das Zusammentreffen der Umstände spielte eine Hauptrolle in demselben. Der Ueberzeugung des Richters war kein Spielraum gewährt, der juristische Beweis mußte bis auf das Jtüpfelchen stimmen. War dieser Beweis nicht zu erbringen, so wurde Inculpat wegen „Mangel an Beweisen" freigesprochen — eine Lossprechung, die eine Verurtheilung so nahe streifte, daß demjenigen, dem sie zugut kam, für einige Zeiten eine levis notae macula anklebte. Bei Capitalverbrechen konnte die Todesstrafe nur dann verhängt werden, wenn der Angeklagte geständig war. Freilich war es nicht unschwer, mit Hülfe des Stockes Geständnisse zu erpressen. Wenn der Untersuchungsrichter glaubte, daß Inculpat muthwillig leugne, konnte er die Bank kommen lassen.

Unmittelbar nach dem Jahre 1848 wurde der Anklageproceß eingeführt und ein Versuch gemacht, die Jury ins Leben zu rufen, welche jedoch vor den Augen der mit Macht einherschreitenden Reaction keine Gnade fand. Man lauerte auf den erstbesten Anlaß, die Schwurgerichte wieder zu Fall zu bringen und dieser Anlaß fand sich bald. Naive Geschworene ließen in Budweis ihren Mitleidsgefühlen soweit den Zügel schießen, daß sie eine geständige Kindesmörderin schuldlos sprachen. Darob entstand ein Zetergeschrei in den geschlossenen Reihen der Reaction, die damals auf der ganzen Linie im Vorrücken begriffen war, und um die Jury wars geschehen. In den Fünfziger Jahren war überhaupt von einer Unabhängigkeit des Richterstandes keine Rede. Ein Vorfall, der sich in Prag zutrug, stellte dies ins klarste Licht. Ein Bauer hatte im Rausche eine Majestätsbeleidigung begangen, die ihm von dem geschmeidigen Untergericht eine Verurtheilung zuzog. Das böhmische Oberlandesgericht glaubte sich auf einen liberaleren Standpunct stellen zu dürfen und sprach den Bauer frei. Was war die Folge davon? Der Justizminister ließ alle Oberlandesgerichtsräthe, die sich an dem freisprechenden Votum betheiligt hatten, über die Klinge springen. Der Fall erregte um so mehr Sensation, als sich unter den Votanten Strohbach, der Präsident des Wiener constituirenden Reichstages vom Jahre 1848 befand. Strohbach wurde Advocat, die übrigen gemaßregelten Richter lebten von dürftigen Pensionen, bis sie das Eintreten der liberalen Aera rehabilitirte. Einer der damals so schwer von hoher Ungnade Betroffenen, der Oberlandesgerichtsrath Boersch, wurde sogar Vicepräsident des böhmischen Oberlandesgerichtes. Auf den österreichischen Richterstand wirkte aber die

Maßregelung nicht vortheilhaft. Langsam nur erholte er sich von dem Schrecken und konnte seine Unbefangenheit in politischen Processen lange nicht wiedergewinnen. Ein Werk der Reaction war es auch, daß Justiz und Verwaltung in den Fünfziger Jahren wieder cumulirt wurden. Die Verfassung führte auch hier wie auf so manchem anderem Gebiete die Remedur herbei und auch die Schwurgerichte kamen wieder zur Geltung. Zuerst machte man ihnen nur die Presse unterthan, machte aber ihre Wirksamkeit durch die Einführung des objectiven Verfahrens bald illusorisch. Der humane Zug, der, wie schon oben angedeutet worden, der österreichischen Justiz im allgemeinen innewohnt, ist auch ein Kriterium dieses originellen Verfahrens, welches von der Bestrafung des Schuldigen absieht und nur das Object trifft. Die neue Strafproceßordnung führte die Schwurgerichte für alle Gattungen von Verbrechen ein — den Hochverrath, die Majestätsbeleidigung und Religionsstörung ausgenommen. Ob sie sich diesmal behaupten werden, wer vermag es zu sagen? Schon sind wieder Freisprechungen geständiger Inculpaten erfolgt und das Ehrenamt eines Geschworenen erfreut sich bei der Bevölkerung im allgemeinen keiner allzugroßen Popularität. Jeder sucht es nach Möglichkeit von sich abzuschütteln.

Die Justizbehörden gliedern sich gegenwärtig in folgender Weise. Zu unterst sind die Bezirksgerichte, ein jedes mit einem Richter und einem Adjuncten dotirt. Als zweite Instanz in kleineren Rechtshändeln und zugleich als erste bei größeren Processen civil- und strafgerichtlicher Form fungiren die Kreisgerichte, deren Senate aus sechs bis zehn Räthen bestehen. Die Hauptstädte haben Landesgerichte, die in zwei Senate zerfallen, davon sich einer mit der bürgerlichen Rechtspflege, der andere mit der Strafrechtspflege befaßt. Sie finden ihre Ergänzung in den Handelsgerichten. Der Instanzenzug geht von diesen Mittelgerichten an das Oberlandesgericht. Jedes Kronland hat ein solches. Die Gipfelung bildet der oberste Gerichtshof. Das Gefängnißwesen haben die Staatsanwaltschaften in der Hand. Am Sitze eines Oberlandesgerichtes fungirt ein Oberstaatsanwalt, am Sitze jedes Landes- oder Kreisgerichtes ein Staatsanwalt mit mehreren Substituten. Die Gefangenhäuser zerfallen in die sogenannten Provinzialstrafhäuser, in welchen solche Verbrecher unterbracht zu werden pflegen, die zu weniger als zehnjähriger Kerkerstrafe verurtheilt sind und in die Strafanstalten, in welchen Uebelthäter domiciliren, die über zehn Jahre zu sitzen haben. Die Behandlung auch dieser Sorte von Gefangenen ist eine humane, die Verpflegung eine gute. Ketten sieht man nicht mehr.

Bis zum Jahre 1848 war es gut in Oesterreich zu leben. Da gab es klingendes Geld, vornehmlich Silber, Gold weniger, da der Ducaten

immer einen gewissen Affectionswerth hatte, und die Gesammtschuld Oesterreichs betrug 800 Millionen. Seit 1839, welchem ein Lottoanlehen seinen Ursprung verdankte, hatte der Staat kein Geld benöthigt. Die Steuern lasteten nicht schwer auf der Bevölkerung. Seit der Aufhebung der Kopfsteuer in den Zwanziger Jahren gab es nur drei directe Steuern in Oesterreich: die Grundsteuer, die Gebäudesteuer und die Erwerbsteuer. Der Adel zahlte keine Grundsteuer, von städtischen Realitäten wurden sechzehn Procent des Ertrages gezahlt, und das größte Fabriksetablissement fand sich mit 1500 Gulden mit dem Steuerärar ab. Es war dies der höchste Erwerbsteuersatz — von einer Einkommensteuer war damals keine Rede und auch die Landes- und Gemeindezuschläge, welche heute ein alterum tantum der Steuer repräsentiren, waren gleich Null. Das Jahr 1848 machte diesen idyllischen Zuständen ein Ende. Das harte Geld verschwand, der Zwanziger und der Speciesthaler wurden Raritäten. Selbst die Scheidemünze wurde so selten, daß man sie durch Papiere surrogiren mußte. Ein Anlehen folgte auf das andere, unbarmherzig arbeitete die Steuerschraube. Im Jahre 1849 belastete man die Länder mit einer ungeheuren Grundentlastungsschuld, die nicht viel weniger als eine Milliarde betrug und ihre Tilgung durch den Grundentlastungsfond finden sollte, zu welchem jeder Steuerpflichtige durch eine endlose Reihe von Jahren Beiträge zu leisten hatte. Das Erlöschen dieser Grundentlastungssteuer ist in diesem Jahrhundert nicht zu erwarten. Mit dieser neuen Steuer ging die Creirung eines sechsprocentigen Zuschlages zu allen directen Steuern Hand in Hand. Mit einem Schlage wurde so die Realitätensteuer auf zweiundzwanzig Procent hinaufgeschraubt. Hiezu trat im Jahre 1859 die Kriegssteuer, die um die Mitte der Sechziger Jahre in einen fünfundzwanzigprocentigen Zuschlag zu allen directen Steuern umgewandelt wurde. Der Steuersatz hatte also bereits, die Zuschläge für Land, Gemeinde und Grundentlastung nicht eingerechnet, nahezu dreißig Procent erreicht. Zu den directen Steuern war mittlerweile in der Mitte der Fünfziger Jahre die Einkommensteuer hinzugekommen, welche schon insofern eine Doppelbesteuerung darstellte, als das bereits durch die Erwerbsteuer getroffene Einkommen neuerlich durch die Einkommensteuer geschmälert wurde. Das Einkommensteuergesetz hatte so drakonische Formeln, daß die Banken und industriellen Unternehmungen oft mehr an Steuern bezahlen mußten, als sie brutto einnahmen.

Mit dem Ausschreiben neuer und der Erhöhung alter Steuern ging das Borgen Hand in Hand. Zuerst hielt man sich in mäßigen Schranken und lieh 30, 40 oder 50 Millionen aus. Im Jahre 1854 streifte man aber alle Scham ab und borgte 700 Millionen. Das 1854er Lotterieanlehen und das Nationalanlehen, welches die grausamste Pression unter dem Deckmantel

der Freiwilligkeit in Scene setzte, verdanken diesem für die österreichischen Finanzen verhängnißvollen Jahre ihren Ursprung. Die militärische Aufstellung gegen Rußland in Galizien verschlang alles Geld und 1860 mußte man neue 200 Millionen borgen (1860er Lottoanlehen), nachdem ein Jahr zuvor während des kurzen Krieges 300 Millionen Papiergeld gemacht worden waren. Die äußerste Noth zwang endlich zur Sparsamkeit und nachdem noch einige kleine Anlehen (darunter 1864 wieder ein Lottoanlehen, das dritte innerhalb zehn Jahren) contrahirt worden waren, kam man endlich zu einem gewissen finanziellen Gleichgewicht, das sich jedoch nur eine kurze Zeit hindurch zu behaupten vermochte. Seit vier Jahren wird in Oesterreich wieder nach alter Sitte mehr ausgegeben als eingenommen und die chronische Krankheit des Deficits wuchert — ein ererbter Uebelstand — weiter. So lange Ungarn seine Beiträge zu leisten im Stande ist, wird sich die Sache hinschleppen, eine Insolvenz Transleithaniens würde aber unfehlbar auch jene Westösterreichs zur Folge haben. Ungarn hat aber als Agriculturstaat von der Zukunft nicht viel Gutes zu erwarten. Nicht nur, daß die guten Ernten dort immer seltener werden und namentlich die sprüchwörtliche Fruchtbarkeit des Banats seit der Regulirung der Theiß in die Brüche gegangen zu sein scheint, er droht den Getreideländern im Herzen Europas auch eine Entwerthung ihrer Bodenproducte in großem Maßstabe. Haben schon die aus Amerika und Australien herüberkommenden Getreidemassen die Preise des Getreides in Europa herabgedrückt, so dürfte die Nachfrage nach ungarischem Weizen eine noch geringere werden, sobald England sein Project, Indien zu seiner Weizenkammer zu erheben, ausgeführt haben wird.

Zu den neuen Steuern, die seit 1848 in Oesterreich eingeführt wurden, gehört auch die Couponsteuer. Dieselbe beträgt zwanzig Procent und findet ihre Ergänzung in der Gewinnstbesteuerung. Wer einen Treffer in einer Staats- oder Privatlotterie macht, muß sich einen namhaften Abzug gefallen lassen. Auch die sogenannte Uebertragungsgebühr ist eine Erfindung der letzten Jahrzehnte. Wenn eine Realität aus einer Hand in die andere geht, nimmt der Staat einen Procentsatz für sich in Anspruch, der von zwei bis sechs vom Hundert des Kaufs- oder Schätzungswerthes auf- und niederschwankt, jenachdem der betreffende Besitz eine längere oder kürzere Zeit hindurch in der letzten Hand geruht hatte. Diese Gebühr gestaltet sich bei Erbschaften zu einer förmlichen Doppelbesteuerung, sofern das Erbschaftsobject eine Realität ist. In diesem Falle muß neben der Erbsteuer auch die Uebertragungsgebühr gezahlt werden. Aber nicht blos die directen Steuern sind in Oesterreich in der jüngsten Zeit erhöht und vermehrt worden — auch die indirecte Besteuerung hat auf der ganzen Linie eine namhafte Steigerung erfahren. Tabak und Salz sind in Oesterreich Monopolartikel und beide sind

namhaft im Preise hinaufgeschraubt worden. Die Zuckersteuer ist erhöht worden, auf der Bierproduction lastet eine Besteuerung, die das flüssige Brot für den minder Bemittelten geradezu unerschwinglich macht. Der Brauer muß jedes Gebräu mit anderthalbhundert Gulden versteuern. Die Stempelsteuer ist erst unlängst erhöht, die Petroleumsteuer neu ins Leben gerufen worden. Und schon plant man in Wien eine Reorganisirung der directen Besteuerung, welche der Bevölkerung neue Opfer auferlegen und die Doppelbesteuerung zur Regel machen soll. Besonders die geplante Personaleinkommensteuer ist so schlau erdacht, daß ihre Bestimmung, den letzten Kreuzer aus den Taschen der Contribuenten herauszufegen, unverkennbar am Tage liegt. Diese Steuer soll das durch die Grund- und Hauszinssteuer schon an sich irrationell hoch besteuerte Einkommen von Realitäten noch einmal treffen. Wie unpraktisch die Steuerreform in Scene gesetzt wird, geht daraus hervor, daß sich die Regulirung der Grundsteuer nun schon durch acht Jahre hinschleppt und an zwanzig Millionen gekostet hat, obwohl die ganze Operation noch kaum zur Hälfte durchgeführt ist. Die ganze Grundsteuer wirft in Oesterreich vierzig Millionen ab und die riesigen Regulirungskosten stehen daher außer allem Verhältniß zu dem normalen Ertrage der Steuer.

Aber nicht blos durch Contrahirung von Anlehen und ein grausames Besteuerungssystem ist der Nationalwohlstand in Oesterreich geschädigt, das Staatsvermögen vergeudet worden: man hat auch alles, was zu Geld gemacht werden konnte, verwerthet und nichts respectirt, als die Besitzthümer der Kirche, an welche bei einem großen Zukunftskrieg wohl auch noch die Reihe kommen dürfte. Die Güter der todten Hand repräsentiren annähernd eine Milliarde. Sie wären das geeignetste Object als Sicherheit für ein großes Nationalanlehen zu dienen, durch welches die Valuta hergestellt werden könnte. Es giebt noch immer Erzbischöfe in Oesterreich, die weit über hunderttausend Gulden einnehmen, Pröbste, die sich auf die Hälfte dieses Geldes stehen, Klöster und Stifte, die prachtvolle Herrschaften besitzen, Dechanten, die tausend Gulden monatlich zu verzehren haben. Auf der anderen Seite giebt es allerdings auch Capläne, die am Hungertuche nagen. Der Staat hat in den letzten Jahren Anstrengungen gemacht, auf diesem Gebiete eine Art Ausgleich herbeizuführen und eine Besteuerung des reichen Klerus zu Gunsten des kleinen und armen angebahnt. Aber es geht damit ähnlich wie mit der Regulirung der Beamtengehalte. Der arme Canzelist hat ein- oder zweihundert Gulden gewonnen und er kann mit mehr Anstand weiterhungern — den Hauptfischzug haben aber doch wieder die Herren Präsidenten, Ministerial- und sonstigen Räthe gemacht, deren Activitäts- und Anciennitätszulagen sich auf Tausende beziffern. So bleiben dem Erzbischof von Olmütz im Ganzen seine 200,000, dem Prager Erzbischof seine 120,000 jährlich ungeschmälert

und der Caplan im Erzgebirgsdorfe erhält vielleicht eine Zulage von fünfzig Gulden.

Außer den Kirchengütern ist wie gesagt alles, was sich nur irgendwie versilbern ließ, in alle Winde gegangen. Die prächtigen Staatsherrschaften wurden buchstäblich verschleudert. Wenn man sie parcellirt hätte, würde man für Pardubitz und zahlloser andere Objecte, deren Werth sich auf viele Millionen bezifferte, das Dreifache dessen haben erzielen können, für was sie an Bankiers hingegeben wurden, wie sich denn überhaupt eine Fülle von Wohlstand über Oesterreich ergießen könnte, wenn die Freitheilbarkeit von Grund und Boden zum Princip erhoben würde.

Bis in die ersten Fünfziger Jahre war es zumeist der Staat, der in Oesterreich Bahnen baute. Er baute gut und wohlfeil, während man jetzt schlecht und theuer baut. Aber auch in der Bewirthschaftung der Bahnen gab der Staat ein Beispiel, welches die Privatgesellschaften sich zum Muster hätten nehmen können, wenn ihnen überhaupt etwas anderes am Herzen gelegen hätte als die rücksichtsloseste Ausbeutung des Publicums. So lange der Staat die ihm gehörigen Bahnen auch verwaltete, behandelte er die Passagiere rücksichtsvoll und machte ihnen billige Tarife. Jetzt wird man in den Waggons zusammengepfercht und muß für die uncomfortable Beförderung mehr bezahlen als ehemals für die bequeme. Im Jahre 1855 verkaufte der Staat die Staatsbahnen (Linie Prag-Brünn, Prag-Bodenbach) an eine französische Gesellschaft und die Südbahn ging etwas später denselben Weg. Heute möchte der Staat die Hauptlinie wieder in seine Hand bekommen, aber es fehlen ihm die Mittel, in dieser Beziehung durchgreifend zu operiren. Es muß noch mehr als ein halbes Jahrhundert vergehen, ehe die um ein wahres Spottgeld verschleuderten Linien wieder an ihn zurückfallen.

Gerade ein Menschenalter hindurch — von 1817 bis 1847 — war die österreichische Armee eine Friedensarmee par excellence, deren Stillleben während dieser ganzen Zeit nur dreimal in ganz unbedeutender Weise gestört wurde: im Anfang der zwanziger Jahre, wo die italienischen Carbonari sich rührten, dann 1831, in welchem Jahre die in Folge der Julirevolution in Italien eingetretene Erregung der Gemüther zu dem Einmarsche der Oesterreicher ins Römische führte, und 1846, wo die Polen einen kleinen Putsch ausführten, der zur Besetzung der Freistadt Krakau durch die Oesterreicher und Russen und schließlich zur Einverleibung dieses letzten Miniaturrestes Polens in die österreichische Monarchie führte. Abgesehen von diesen drei Episoden, welche immer nur partielle Truppenbewegungen zur Folge hatten, herrschte volle dreißig Jahre hindurch absolute Stille auf dem militärischen Gebiete in Oesterreich. Kaum, daß einzelne Regimenter während dieser

langen Friedensperiode ihre Standorte wechselten! War man doch auch in dieser Beziehung so conservativ gesinnt, daß man ein Regiment nicht selten zwanzig Jahre lang in demselben Orte beließ, so daß es mit der Bevölkerung desselben verwuchs und sich förmlich patriarchalische Verhältnisse zwischen dieser letzteren und der Truppe herausbildeten. Einzelne Truppenkörper verließen ihre Garnison nie, als höchstens im Sommer, wenn sie auf zwei, drei Wochen ein Lustlager bezogen. So blieben die Grenadierbataillone immer in den Hauptstädten und wurden aus den stämmigsten und größten Leuten jener Regimenter zusammengesetzt, welche in dem betreffenden Kronlande ihren Werbbezirk hatten. Auch die Artillerie wurde selten dislocirt. Nur die Reiterei war mobiler. Sie war auch selten casernirt, sondern meistens auf dem Lande bei den Bauern einquartirt.

Der österreichische Soldat mußte vierzehn Jahre dienen und wer sich nach Ablauf dieser an sich schon langen Zeit wieder engagiren ließ, erhielt eine namhafte Prämie. Die Folge davon war, daß das österreichische Heer einem Veteranenheere glich. Die älteren Leute bildeten die Mehrzahl und gaben den Ton an. Der Schmeerbauch beim Feldwebel oder Corporal war keine seltene Erscheinung. Aber auch das Officierscorps war zumeist aus älteren Leuten zusammengesetzt. Ein Stabsofficier unter fünfzig Jahren war eine Seltenheit, die Hauptleute waren in der Regel wohlbeleibte Vierziger. Das ganze Officierscorps hatte einen bürgerlichen Anstrich und der Officier durfte außer Dienst auch den bürgerlichen Rock anlegen und that dies mit Vorliebe. Die Vorschule für den Officiersstand war die Cadettencarrière, doch wurden nicht selten auch altgediente Unterofficiere zu Officieren befördert. Insbesondere war dies bei der Artillerie der Fall, bei welcher mancher grauhaarige Feuerwerker zum Lieutenant avancirte. Es gab manchen fünfzigjährigen Lieutenant in der Armee und selbst Cadetten mußten in der Regel ein Jahrzehnt auf das goldene Portepée warten.

Der Adel befreite vom Militärdienste — das Geld auch. Das „von" schützte vor der Aushebung und wer Geld hatte, konnte einen Stellvertreter stellen. Der Preis eines solchen variirte von Jahr zu Jahr, stellte sich jedoch durchschnittlich auf 1500 Gulden. Studenten, die Vorzugsclassen hatten, waren vom Militärdienst befreit. Ab und zu wurden junge Leute, die sich politisch compromittirt hatten, in den weißen Soldatenrock gesteckt. Am häufigsten kam dies nach der Bezwingung Ungarns vor. Im allgemeinen blieben nach vormärzlicher Einrichtung die intelligenten und wohlhabenden Kreise der Armee fern, höchstens daß junge Leute, die in den Studien nicht fortkamen oder sonst sich eine andere Laufbahn verlegt hatten, zur Muskete griffen, oder daß blaublütige Jünglinge bei der Cavallerie Dienste nahmen. Der Unterofficiersstand zog seine Ergänzung zumeist aus den Militärer-

ziehungshäusern an sich, in welchen wieder vornehmlich Kinder subalterner Officiere Aufnahme fanden. Wer in einer höheren Militärschule, z. B. in der Ingenieurakademie einen mehrjährigen Lehrcurs absolvirte, trat sofort mit Lieutenantsrang in die Armee. Was die Militärjustiz anlangt, so hatte jedes Regiment seinen Auditor, der juristisch gebildet sein mußte und Officiersrang besaß. Am Sitze eines jeden Generalcommandos fungirte ein Stabsauditor und in Wien gab es ein Militärappellationsgericht, dem ein hoher General präsidirte. Es gab harte Strafmittel — das entsetzliche Spießruthenlaufen ließ alle anderen an Grausamkeit hinter sich zurück. Ein Gassenlaufen durch 300 Mann war nicht viel weniger als halbe Todesstrafe. Der Stock spielte in der Strafjustiz eine große Rolle und wurde auch bis zum Jahre 1848 von dem Corporal als Symbol seiner Würde getragen, während den Feldwebel das spanische, in eine messingene Spitze ausmündende Rohr kennzeichnete. Für den Sanitätsdienst wurde man in Wien im sogenannten Josephinum gedrillt, einer medicinischen Akademie, die der Student nach sechsjährigem Course als Oberarzt mit Lieutenantsrang verließ. Neben den graduirten Aerzten hatte jedes Regiment noch seinen Feldscheerer oder Wundarzt. Das Verpflegswesen lag in den Händen der Verpflegsämter, welchen die Monturscommissionen, die für die Bekleidung der Armee zu sorgen hatten, zur Seite standen. Die Grundfarbe der Uniform war weiß: das Fußvolk und ein guter Theil der Reiterei (Kürassiere und Dragoner) hatten weiße Beinkleider und weiße Spitzfräcke. In den Vierziger Jahren kam die blaue Hose und der weiße Waffenrock auf.

In den Jahren 1848 und 1849, in denen es in Italien und Ungarn heiß herging — von den Bewegungen in Prag, Wien und Krakau ganz abgesehen, die zur Belagerung und Einnahme der genannten Städte führten — wurden große Armeereformen vorgenommen und es dürfte heute, wo die politische Situation sich ähnlich zuspitzen zu wollen scheint wie im Jahre 1854, interessiren, zu sehen, wie sich das österreichische Heer damals gliederte. Es bestand aus vier Armeen. Die erste befehligte Marschall Graf Wratislaw und ihr Hauptquartier war Wien; die zweite Radetzky mit dem Hauptquartier Mailand. Jede dieser zwei Armeen zerfiel in vier Corps. Unter Wratislaw standen die Generale Clam, Schlick, Czorich und Schafgotsch, unter Radetzky Gyulay, Lichtenstein, Walmoden und Degenfeld. Theile dieser Armee waren nach Parma und bis in den Kirchenstaat vorgeschoben. Bologna war Degenfelds Hauptquartier. Die dritte Armee mit dem Centrum Pest commandirte Erzherzog Albrecht. Unter ihm standen die Corpscommandanten Erzherzog Karl Ferdinand, Wengersky, Fürst Schwarzenberg und Lichtenstein. Ein anderer Schwarzenberg stand an der Spitze der vierten (galizischen) Armee. Theile dieser Armee waren in die Donaufürstenthümer vorgeschoben.

Die gesammte österreichische Generalität zählte damals 634, das gesammte Officiercorps 20,000 Köpfe. Oesterreich hatte im Ganzen 76 Infanterieregimenter aufgestellt, von denen 62 der Linie, 14 der Grenze angehörten. Jedes Regiment bestand aus vier Bataillonen. Die Grenadiere, welche im Friedensstand compagnieweise den einzelnen Bataillonen zugetheilt waren, formirten sich, sobald die Armee mobil gemacht wurde, zu selbständigen Bataillonen, welche dann die Infanteriereserve bildeten. In Galizien standen damals (1854), als die große Armeeaufstellung gegen Rußland Platz griff, zwanzig solcher Reservegrenadierbataillone. Jedes Infanterieregiment hatte einen Officiersstand von circa 120 Köpfen — 30 Hauptleute, ebensoviele Oberlieutenants und 60 Lieutenants. Das älteste Infanterieregiment hatte 1632 der bekannte Parteigänger Graf Mansfeld errichtet, das nächstälteste Starhemberg (1647), der Vertheidiger Wiens, gegen die 300,000 Köpfe zählende türkische Armada. Auch der Herzog von Lothringen, der mit polnischer Hülfe Wien entsetzte, und dem die geflügelten Worte zugeschrieben werden: castra tenemus, nondum victoriam, mit denen er seine siegestrunkenen Truppen von der Verfolgung der Türken zurückhielt, war der Begründer eines Regimentes. Zwischen 1675 und 1683 wurden allein neun Infanterieregimenter gebildet, das Entstehungsjahr der übrigen fällt in das vorige Jahrhundert. Die Grenzinfanterieregimenter sind erst 1746 als Cordon gegen die Türken errichtet worden. Es waren ihrer achtzehn, vier wurden im Anfang der Fünfziger Jahre der Linie einverleibt, heute sind sie alle in die Letztere aufgegangen.

Bis 1808 hatte die österreichische Armee keine Jägertruppe. In diesem Jahre wurden neun, 1813 weitere drei, 1848 und 1849 abermals dreizehn Jägerbataillone errichtet, sodaß es deren 1854 im Ganzen 25 gab. Das Tiroler Jägerregiment (Kaiserjäger) verdankt dem Jahre 1816 seinen Ursprung.

Die österreichische Cavallerie zählte 1854 vierzig Regimenter — acht Kürassier-, ebensoviele Dragoner-, 12 Husaren- und 12 Ulanenregimenter. Die Cheveauxlegers waren 1853 aufgelöst worden. Das älteste Kürassierregiment wurde 1618 errichtet und sein erster Inhaber war jener Oberst Dampierre, der 1618 gerade im rechten Augenblick mit seinen Truppen in Wien ankam, um den Kaiser Matthias aus den Händen der aufrührerischen böhmischen Standesherren zu befreien. Seitdem erfreut sich das Regiment unterschiedlicher Privilegien. Es darf, das einzige in der Armee, mit klingendem Spiel in die Burg einreiten, der Oberst kann unangemeldet, gestiefelt und gespornt, jederzeit vor dem Kaiser erscheinen. Das Regiment kann im Burghofe seinen Werbetisch aufschlagen, es darf nie aufgelöst und reducirt werden und kein Soldat kann, so lange er dem Regimentsverbande angehört, die Todesstrafe erleiden. Die Kürassiere waren die älteste Reitertruppe in Oester-

reich. Es bestanden schon vier Kürassierregimenter, als 1683 das erste Dragoner- und 1688 das erste Husarenregiment gebildet wurde. Sonst wurden im siebzehnten Jahrhundert noch zwei Ulanenregimenter errichtet, 1640 und 1688.

Die österreichische Artillerie bestand bis zum Jahre 1854 nur aus fünf Regimentern. Im genannten Jahre wurden zwölf daraus. Das älteste Artillerieregiment datirt von 1772.

Der großen Mobilisirung von 1854, welche so viele Millionen nutzlos verschlang, folgte der unglückliche Krieg von 1859. Er führte wieder zu neuen Experimenten. Mittlerweile war die allgemeine Wehrpflicht in Oesterreich im Princip eingeführt worden, wenngleich die Stellvertretung noch beibehalten wurde — ebenso wie die mangelhafte Bewaffnung, die sich 1866 so verhängnißvoll erwies. Nach diesem Kriege ging man endlich radical zu Werk. Die allgemeine Wehrpflicht, bis dahin nur auf dem Papiere, wurde praktisch durchgeführt, die Landwehr organisirt, die Stellvertretung fiel, das Institut der einjährigen Freiwilligen bürgerte sich im Heere ein und führte ihm intelligente Elemente zu, die Dienstzeit wurde mit drei Jahren normirt und die Bewaffnung in einer Weise geregelt, daß heute Napoleons Wort: „die österreichische Armee ist immer um einen Feldzug zurück", nicht mehr am Platze sein dürfte.

Ungedruckte Briefe Mercks an Wieland.

Mitgetheilt von K. Reichard.

III.

Merck an Wieland.

XVII.[1])

Hier l. Br. hast Du wieder einen kleinen Fezen, den Du an die andern Fezen aus der Brieftasche des Hr. Oh. anreihen kannst. Es sollen die Woche noch einige Recensionen folgen. Ich bin die Zeit über in dummen Geschäften employirt gewesen. Meinen Zettul[2]) den ich bei Goethes nicht ausschreiben konnte, u. par hazard liegen ließ, hast Du nun erhalten. Ich war biß zu Thränen weich, wie ich so alles an dem runden Tisch der Casa santa von unserem Leben des Dec. u. Januars, an Ort u. Stelle selbst recapitulirte, u. mir schien wieder die Dame Glükseligkeit einen garstigen Aalschwanz zu haben. Die Mutter ließ mich Briefe von der Herzogin lesen, u. die überschwengliche, so ganz schwesterliche Güte war mir ein so respectables Ding,

das ich nicht handhaben konnte. Wenn ich sie nicht kennte, u. sie im geringsten nicht angienge, so könnte ich mir so was nicht erzählen lassen, u. es gieng zu Einem Ohr herein und zum andern heraus. Denn ich bin so ziemlich kalt, wie jeder weiß gegen das Moralisch Gute. Aber da ich mit meinem attachement drinn so tief implicirt bin, so ist mirs als wenn sie gutes von mir selbst praedicirt. Und da wirds Einem unheimlich dabey. Ihr mögt über viele Dinge zu klagen haben, das kann seyn, die gute Art Menschen aber, die Euer zeitliches Wohl dirigiren, sind doch warelich so beschaffen, daß ihr nie über das Lokal, u. dessen Abänderung große meditationen anstellen könnt. L. Br. Goethe ist euch eine wahre Wohlthat geworden, allein es stand auch vorher sehr gut mit Euch, sonst hättet Ihr ihn als einen falschen Propheten verworfen.

Mit Dir l. Br. gehts seit dem Monat Jun. wie mich deucht, in dem Glauben an Dich fürtreflich besser[3]), und mir wird so wohl, wenn Du so von Dir sprichst, wie ich weiß, daß tausend brave Kerls reden. Wenn Einer sich selbst nicht kennt, u. sich durch dummes Zeug von außen zu einer Art von Palinodie seiner Selbst heruntersezen läßt, so ists eine Krankheit, die auf die Auszehrung sticht? Gott gebe Dir zum Poemate[4]) langen Muth, u. liebende Gedult, so wirds wieder was werden, wie eine grose Dresdner Porcellan Urne. Ich denke alle die schiefe Kerls von Mr. Klopstoks Suite werden zusammt dem Wesentl. ihrer Religion in 20 Jahren verstäubt seyn, daß man sich einander wird ins Ohr erklären müssen, was das vor eine Art von Poesie war. Ehemals beym Arminius und Zieglers Leben wars Worts Schwulst, jezt ists Gedanken Schwulst, den sie gern in Thaten Schwulst poussiren wolten. Aber dafür bedankt sich die Welt. Ihre Deutschheit soll hoffentl. nur in groß 8vo auf ungeleimtes Papier zu stehen kommen, u. weiter nicht. Gott gebe Euch eine gute Stunde, wenn das Knäblein oder Mägdlein ans Licht dringen will[5]). Mit uns stehts so zieml. Der Junge den ich habe, ist ein jovialisches Geschöpf, der herrliche Imaginationen haben wird. Ade JHM.

den 30sten Nov. [78.]

1) Mit andrer Hand und Tinte ist dem Datum die Jahrzahl 75 beigefügt, die falsch ist. Die Antwort Wielands vom 9. Dec. 1778. Br. a. M. Nr. 64.

2) Das Brieffragment vom 21. Nov. 78. Br. a. u. v. M. Nr. 68a.

3) Siehe Merck an Lavater. Briefe a. u. v. M. Nr. 53a. „Nur zu kleinmütbig haben ihn die Pursche (Herder und Goethe) gemacht, und das ist wieder nichts nütze."

4) Ein Lieblingsausdruck Wielands für ein „Werk als Composition oder Machwerk (poëma) betrachtet". Siehe Briefe an und von Merck Nr. 51. Dort bezeichnet W. Mercks Geschichte des Herrn Oheim als ein Poema.

5) Wielands Knabe ward am 7. December 1778 geboren. Wieland an Merck vom 9. Dec. 1778. Br. a. M. Nr. 64.

XVIII.[1])

Soeben lieber Bruder komme ich nach Hause und finde den Brief, worin von der Ankunfft des jungen Verwandten gedacht wird, und habe kaum Eine Viertel Stunde Zeit, dafür zu danken. Für dießmal möchte ich herzlich gerne deutlich schreiben, damit es nicht des Studierens bedürffe, die paar Worte zu lesen. Habe tausend Dank l. Br. für den Antheil den Du mir auf viele Jahre hinaus an Deiner Familie hast schenken wollen. Denn siehe, wenn ich ihn nun aufs Früh Jahr hab' in Windeln gewikelt gesehen, wird er erst spat meine Haus Thüre betreten, wenn wir beyde lebenssatt am Camine sizen, und wie der alte Tobias uns die Schienbeine braten. Gott gebe Dir indessen alle Freude, deren Du an Deinen Kindern fähig bist, und das ist wol der gröste Segen — im vollesten Maasse, des ich gedenken kan. Wenn Sie nur so lange klein blieben, die Geschöpfe, als mans gerne sähe; da hab' ich Deinen Pathen, der mich ganze Stunden in der Kinderstube hält, und der Einen Sinn vor Formen und Figuren hat, daß ich ihn mit Kupferstichen wie lange amusiren kan. Ihm entwischt keine Gestalt, sie mag gekrazt seyn, wie sie will. Man sehe also hier das Θεῖον der Kunst, das mir seitdem erst recht heilig geworden ist. Alles Conventionelle darin muß doch auf ewige Wahrheit gebaut seyn, weil sie dem Organe des Säuglings empfänglich ist, [über]dem ist der Junge ganz raphaelisch contournirt in allen auch den Kleinsten Theilen, daß man auch hier [. . . . . . .] Bewegung der Grazie liegt ursprünglich in der Form, und ein schönes Geschöpf kan keine einzige tölpische Zukung haben. Gott erhalte Dich und Deine liebe Frau recht lange in dem Schwarm Eurer Kinder und Kindes Kinder. Denn die Mädchens werden vielleicht bald beginnen Euch den Seegen in folgenden Gliedern zu bereiten. Du bist nunmehr wie ein Gerechter anzusehen, der grünet an Wasserbächen. Mir thuts auch deswegen doppelt wohl, daß ich hier wieder figurire[2]) mit Frau Aja, mit der ich bißher ganz wohl figurirt habe. Wenn nur der Alte nicht wieder den Kopf schüttelt, wenn wir aufs Früh Jahr zusammen fortwollen. Vielleicht in 4 Monaten sehen wir Einander schon, u. alsdann vergißt man wieder auf lange Zeit den grosen Vorhang, der zwischen uns aufgezogen ist.

Gott grüsse Euch Alle. Mir ist in dem Lumpenorte, [. . . . .] lebe, doch ganz wohl, wenn ich bedenke, daß ich bin nunc[. . . . . .]amicis, da ich mit den post genitis nichts zu schaffen haben werde, es müsten denn meine Kinder u. Pathen seyn. Wenn der Junge einen Prosaisten zur Anlage hätte, so laß ihn aus dem Poetenlande draussen zu mir in die Wüste

ziehen, u. ich schicke Dir dafür meinen Jungen, der Gott weiß, wenigstens ein plastischer Dichter werden mag.

Noch Einmal lebe wohl u. habe Tausend Dank

JHM.

den 15t December 1778.

1) Antwort auf Wielands Brief vom 9. Dec. 1778. Br. a. M. Nr. 64. Vorliegender Brief ist durch Ausschneiden des Siegels stellenweise verletzt.

2) Wieland hatte Merck mit Goethes Mutter zur Taufe seines Letztgeborenen geladen.

XIX.[1])

L. Br. Hier schik ich Dir diesen Brief, als einen Praecursorem vieler andrer Dinge, die den künftigen Posttag folgen sollen. Die Ursache warum ich Dir bißher nichts geschikt habe, ist weil ich Dir jezo an einem Romänchen[2]) arbeite, das den Empfindsamen Platonismus stürzen soll, der aus Lesung schöner Schrifften besonders dem Klopstokischen Fraß, der Mond Liebe, u. dergl. entspringt. Dieses kan ich Dir aber nicht schiken, biß es ganz fertig ist, weil ich an HE. Oheim bin klug geworden, daß man nichts eher soll druken lassen, biß es ganz auf dem Papiere steht. Denn sonst desinit in piscem, u. der alte Plan ändert sich in etlichen Monaten, wenn man nicht mehr voll von der Materie ist. Sodann schik ich Dir auch eine kleine Revision oder Tableau was in der gelehrten Republik voriges Jahr überhaupt geleistet ist[3]). Aus der ganzen simplen Enumeration, u. der Anzahl jeder Art von Produkten wird sich nebst einigen kleinen launischen Bemerkungen die Folge selbst von dem lieben Leser leicht lassen machen. Diese 2 Dinge bekommst Du gewiß heuer, u. zwar bald. Ueber diese ein Bündel Recensionen aber in etlichen Tagen. Ich habe bißher an allerley Verhinderungen, u. Hudeleyen darnieder gelegen, die durch die elende Lage unseres lieben Oertgens doppelt aggraviren, wo man nichts als dummes Zeug sieht u. hört. Du wirst wie ich hoffe ein gutes Jahr begonnen haben, u. das Pathchen auch. Ihr lebt jezo in Erwartung[4]) großer Dinge. Gott gebe Euch einen grosen feisten Jungen. — Diese Lettera begleitest Du mit einer kleinen Empfehlung u. Entschuldigung über die Nachlässigkeit des Styls. — Ich habe Dir noch eine andre botanisch-mineralogische Reise durchs Walliser Land, den St. Gotthard, die Gletscher, die Furka bereitet[5]), die mit dem Bündel Recensionen die Woche auch abgehen soll. Was macht Hahns Rechen Maschine? Ich dächte man solte doch das Ding nicht wegwerffen. Ich hab es Einmal dem braven Mann versprochen, u. Er verdient wahrl. ein Ehren Gedächtniß. Auch den Pfarrer Scriba hastu vergessen, mit Einem Exemplar Merkurs zu beseeligen. Die Leute denken nachher ich wäre ein

Windbeutel. — Ich danke Dir von Herzen für das überschikte durch Bölling. Du wirst meine Quittung bekommen haben. Es ist leyder nun nicht anders, daß wir nun durch Geld zusammenhängen wie die ganze Welt. An meinem Willen solls nicht fehlen, wenn Du künfftig über irgend etwas zu klagen hast. Du must deutsch sprechen, u. auch zuweilen sagen, was Du haben wilst.

Lebwohl u. bleib mir ferner treu, wie ich Dir.

Dein eigen

JHM.

den 10ten Januar. 1779.

1) Wielands Antwort vom 25. Jan. 1779. Br. a. M. Nr. 66.

2) Die Landhochzeit.

3) Ohngefähre Bilanz der Literatur des vergangenen Jahres. Teutscher Merkur März 1779.

4) Wegen der bevorstehenden Entbindung der Herzogin Luise. Darüber Herzogin Amalie an Merck v. 8. Febr. 1779. Br. a. M. Nr. 67. Es war „die Herzogin glücklich mit einer Tochter niedergekommen".

5) Auszug aus dem Tagebuch eines Naturforschers auf einer Reise durch die Schweiz und einen Theil Italiens. Augustheft 1779 des Teutschen Merkur.

XX.[1])

Ich bin gestern auf dem Lande gewesen, u. fand den Abend spat bei meiner Ankunft Deinen Lieben Brief. Dein Schiksal hat mich u. meine Frau herzlich gerührt, und wir haben unsre Kindergeschichten bey dieser Gelegenheit wieder recapitulirt. Ich kan nun vollends noch hinzuthun, was ein Vater leiden muß, der ganz in dem Kreise seiner Kinder existirt, in Hofnungen u. Aussichten, u. Plane über ihre Charakter lebt, — das nun leider mein Fall nicht ist. Ich bin nun längst so sehr in allen Hofnungen betrogen, daß mir die Welt ziemlich fremd ist, u. ich mich etwas wundere, wenn die Bäume das FrühJahr nicht ausgehn, und der Sallat Samen ächt war. Das giebt nun so einen gewissen Sinn, der wieder nur für mich zu brauchen ist, und mich wenigstens nicht ärgerlich macht, wenn die Sachen nicht ganz schief gehen, und nicht ganz gerade. Ohne Prätension an ewiges Leben, hab ich im Ganzen einen wahren Köhler Glauben, an die Disposition dazu, und Alles was geschieht, wird so gewiß vom Schiksal aus seinen zwey Tonnen geschöpft und nicht von uns producirt, daß mans eben so gehen lassen muß.

Auf Deine Veranlassung zum Briefe zu antworten, so ist mirs leid, daß das Blatt verlohren ist. Es war aber auch gewiß nichts besonders. Ich wüste, wans gefordert wird, weiter auch nichts als ein Quart Blatt davon voll zu schreiben. Es war der Herren . . . . . .[2]), Meiners[3]) u. Tiedemanns[4]) in Ehren gedacht, u. ein paar Titeln von kostbaren Werken angezeigt. Ich will mich diese Woche noch hinsezen, u. so etwas auffezen, u. den

Kram der schönen Wissenschaften hinten dran binden. Aber ob die Anzeige u. Erwartung nöthig ist, das weiß ich nicht. Kommts so ists gut, und das Publikum wirds weder übelnehmen, noch groß halten.

Das garstige Ding, das in der Frfurter Zeitung steht, ward auch besonders mit Holzschnitten gedrukt, u. von dem Verleger dem schurkischen Hof Rath Deinet hierher an das LandZeitungs Comtoir zum einzelnen Verkauff für 6 xr geschikt. Nun les ich die Frfurter Zeitung nicht, u. als der Invalide, der die LandZeitung herumträgt, mir das Blatt mit dem Zeuge brachte, nahm ichs nicht ab, sowenig als wenn mir einer einen Sch—ßhauffen präsentirte. Ich hatte den Deinet selber im Verdacht, u. also wußt' ich was ich für eine Bekanntschaft machte. Es wurde mir von allen Orten her davon geschwazt, u. geschrieben, allein ich lese sowas nicht, um aller Güter willen. Es solls ein cassirter Preussischer Kriegs Rath Kranz gemacht haben, der vom Pasquilliren lebt; u. in Frfurt seine Gallerie der Teufel abdruken läßt. Ein ganz elender Avanturier. Ich vermuthe es kan nicht anders als höchst schlecht seyn.

Ich will gewiß fleyßig seyn, u. Du solst die Woche noch Probe davon sehen. Ich trage aber manches lange mit mir herum, weil Du Dir nicht vorstellen kanst, wie dumpf u. träumend es bey mir aussieht, u. wie so wenig Werth ich in das alles setze. Es ist mir nichts eigentlich lieb, als sinnliche Dinge, Farbe, Licht, Sonne, Wein, Wasser, Stein und Kraut. — Das Intellektuelle u. menschliche Zeug will nicht mehr bey mir fort — und das Papierwesen vollends gar nicht.

Ich werde kommen, wans schiklich ist, u. aus den Anstalten von Bertuch u. Krause sehe ich gar wohl, daß die Reise des HErrn Joh. Heinrich Merck auch ein politisch Ding ist, das ich nicht wußte, oder nicht dachte. Ihr könnt glauben, Du, und Goethe, daß ich wans bey mir stünde, alle Vier Wochen mir den Fraß machte, Euch zu sehen. Allein ich würde doch gerade nicht auf diesem Früh Jahr bestehen diese große Azung mir zu geben, sowenig ich darauf bestehe, im Monat May, mir ein Ohm Rheingauer Rüdesheimer zu kauffen — sondern man wartet die Zeit ab, — weil man so vielerley dabey wieder zu berechnen hat. Sodann meine Reise geht eigentlich zu der verwittweten Frau Herzogin, die es nun einmal haben will, und die über mich gebieten könnte, ein bißchen nach Amerika zu gehen. Sie hat mir soviel Respekt, u. Liebe eingeflößt, daß ichs weiter nicht sagen kan, und ich bin in Ihrer grosen Schuld.

Lieber Bruder leb wohl, laß uns ferner treu an einander halten, — nicht gegen Alles Rauhe, u. Dumme so gar empfindlich seyn, — nicht viel erwarten, — Alles mit Bruder Wolf in einer art von Composition be-

trachten, und den Dingen so begegnen, daß, wenn wir sie nicht umwerffen, sie uns auch nicht übern Hauffen werffen.

Nächstens ein mehrers.

JHM.

den 16t. Mart. 1779.

1) Die Antwort Wielands Br. a. M. Nr. 70.
2) Der Name war nicht leserlich: Kestner? Peter?
3) Christoph Meiners war seit 1775 Prof. in Göttingen.
4) Dietrich Tiedemann, damals Professor am Carolinum in Cassel.

XXI.[1])

[Oct. 1779.]

Meine Meynung wegen künfftiger Ausgabe Deiner Schriften u. des Merkurs ist gerade die Deinige. Ich wünschte mein Leben nicht, daß Du mit dem Publiko irgend in eine Verbindung eingiengest, das geringste versprächest, was Dich nachher plagte. Es sagt Dirs kein Mensch Dank, u. bey allen Vorschlägen glaubt jeder, Du habest einen versteckten Vortheil dabey. Also halte Deinen Merkur fort, u. Sie mögen ihn halten, so lang es ihnen beliebt. Du giebst von Deinen Schriften, was Du kanst, oder wilst, oder Du giebst gar nichts. Laß Dich um Gottes Willen nur allzeit von den Umständen leiten, u. sage nicht Dieß oder Jenes voraus. Schneide aus dem Felle, so langs Riemen giebt, ohne Dich gewissenhaft vorher mit den Leuten zu berechnen. Auf Dankbarkeit ist bey dem ungezognen Thier nicht zu rechnen. Man muß es also melken, so lang es geht.

Du hast Recht lange schon durch Deine Gutherzigkeit verlohren, u. man hat Dirs überall für Politik ausgelegt. Also thue einmal was Dir conveniert, u. laß das andre lauffen.

Du bist ein glüklicher Mensch, daß Du in Deinem Leben so viele glükliche Momente zählest, wie Du zu Deinem Oberon nöthig hast. Unser Einer kan nichts als die Früchte der Erde geniessen u. sich der Luft freuen. Ich bin lange her nicht so gesund gewesen als jezo. Meine Trauben wünschte ich Dir; sie sind aber dieses Jahr viel zu voller Saft, als daß man einen Transport wagen könnte; sonst bekämst Du, und unsre Herzogin Einen. Meine Erndte ist gut ausgefallen; ich habe aus 120 Ruthen Lands 55 Malter Cartoffeln, 2 Mlter Mais, oder Indisch Korn, 10 Körbe Bohnen, 1500 Stück Kohl u. Eine Menge andrer Früh Cartoffeln bekommen, die ich nicht rechne. Unser Obst ist unzählich dieses Jahr, und um ein Spottgeld zu haben. Die Leute haben beynahe alle Cyder daraus pressen müssen. Allein der Wein wird theuer u. zwar ungeheuer, weil ihn jedermann von einer

großen Qualität praesagirt, und jeder kauffen will. Ich habe zu 30 Ohm Fässer praeparirt, u. wenn er nicht ja zu hoch kommt, kauffe ich doch.

Die Voiageurs habe ich in Frankfurt gesehen, u. nachdem ich 3 Tage mit ihnen verlebt, habe ich ihnen das Geleite durchs Darmstädtische gegeben. Eine Stunde von hier, wo Du zu Mittage das böse Mahl hieltest, das Dich nachher so krank bei uns gemacht hat, haben wir zusammen übernachtet, u. ich habe sie mit altem Schweizer Käse u. grosen blauen Trauben traktirt, die ich aus der Stadt kommen ließ. Ich habe den Herzog lange nicht so gut ruhig u. gesund gesehen, wie damals. Er war äußerst über die Schönheit der hiesigen Gegend vergnügt. Ich zeigte ihm hier die große Krappfabrique[2]) wo vor einige 100/m th. Gebäude stehn, u. wo alle Jahre gegen 50/m Centner Krapp gut gemacht wird. Nach Italien gehen Sie gewiß nicht, Sie müßten denn sehr gelogen haben. Die Reise nach der Schweiz ward auch erst in Frankfurt projektirt, u. also hatten Sie leicht ein Geheimniß von etwas zu machen, das Sie selbst nicht wußten.

Unsre Herzogin hat mir ihr Portrait geschikt. Ich danke Ihr dafür von Herzen, u. Gott verleihe ihr viel gute Tage dafür in Ettersburg. Sie verdient in allem Betracht meine ganze Verehrung u. Dankbarkeit. Ich höre mit Erstaunen, daß die Gräfin[3]) u. Bode noch bey ihr sind. Das ist ein Miß Verstand, der beiden Theilen zum Schaden gereichen wird. Daß doch der Genuß eine Sache ist, die so wenig Menschen verstehen. Gehab Dich wohl, küß Frau, u. Kinder, laß Dirs mit Deinem Oberon wohl seyn, u. behalte mich ferner lieb.

Die Woche noch bekommst Du Recensionen: u. hier nimm diesen Aufsaz. Wenn was aus dem Preussischen Officier zu machen ist[4]), will ichs versuchen.

JHM.

Sag Bertuchen bey Gelegenheit, er soll den Advokaten anhalten, daß er den Empfang des Wechsels an die Behörde einberichtet.

1) Antwort auf die Briefe Wielands vom 21. September und 3. October 1779. Br. a. M. Nr. 80 und 82.

2) Nach ihr erkundigt sich Karl August an Merck unterm 31. Januar 1780. Ebenda Nr. 97.

3) Von Bernstorff.

4) Wieland an Merck v. 1. Nov. 1779. Ebenda Nr. 86.

XXII.

[Mai 1783.]

Ich denke weil bey mir des Sündigens kein Ende ist, so wird auch auf des Herrn Bruders Seite des Verzeihens kein Ende seyn. Mein Still-

schweigen ist auf keine Weise zu entschuldigen, indessen will ich erzählen, wie mir meine ganze Existenz bißher zu andern Dingen ist absorbirt worden. Von Weinachten an habe ich das ganze Haus voll Akten gehabt, um eine förmliche Deduktion gegen den Erzbetrüger Moser[1]) zu schreiben, die nächstens wird gedrukt werden. Da es mir daran lag, ihm alle günstigen Richter des Publikums zu rauben, so hab' ich als ein Henker mein Amt verrichtet, und Alles so gestellt, wie es ihm am meisten schaden thun soll und kan. Ich habe aber im strengsten Verstande aktenmäßig geschrieben, u. mir beynahe im ganzen Werke keine Reflexion erlaubt. Den bösen Wiz inne zu halten, war keine geringe Sache, denn die Kräze steckt einmal im Blut, und der nahe Anblick aller der Schandthaten des Menschen machte mich doppelt gifftiger. Es wird ein wahres Speculum iniquitatis für alle Schurken seines Gleichen, u. daher hab' ich die ambition, daß es gedrukt wird, wenn ich auch meinen Nahmen davor sezen müßte. Wie es fertig war, galt es nun darum, es meinen Vorgesezten acceptabel zu machen, und zu verhindern, daß mir kein Geheimer Rath wie Eulenspiegel seinen eigenen Dr. hineinhoffierte. Und endlich gieng ich zum Landgrafen selbst nach Embs, tragirte ihm seine eigne Pudenda, die mit den Moserschen sehr enge verwebt sind, wie in jedem Huren- und Judenproceß vor, u. war nach überstandenen 12 schröklichen Tagen in der großen Zona torrida, u. unter dem Anblik der ungewöhnlichsten Singularitäten des despotischsten Serenissimi auf Gottes Erdboden so glüklich, daß mir der Ruhm eines guten Schrifftstellers zu theil ward, u. Er am Ende glaubte, er hätte alles selbst dirigirt. Weil ihm aber mein Ton zu ernsthafft war, und er schlechterdings Spaß haben wolte, so componierte ich ihm wie ein im Bauer sizender Zeisig, während meines Aufenthaltes in müssigen Stunden eine andre Farce, um die Haupt Sache durchgehen zu machen, u. machte eben, weil es nicht anders seyn konnte, den HofPoeten, u. HofNarren resp. Er wolte mich biß gegen Pfingsten bey sich behalten, ich entwischte aber doch glüklich, unter dem Vorwande, mein Amt forderte mich nach Hause.

Um das Leben einigermassen zu variiren, hab ich an verschiedenen Orten der Pfalz, des Maynzischen u. Darmstädtischen vier neue begrabene Elephanten entdeckt, wovon ich auch verschiedene Rudera selbst in meine Sammlung eingethan habe. Auch hab' ich einen förml. petrificirten Crocodill[2]) Kopf 26 Zoll lang aus Altdorf erhandelt, und lebe überhaupt in ganz anti(so!)diluvianischen Zeiten, u. Ideen. Außer 2 vollständigen Exemplaren des Incognitum[3]) aus der Gailenreuther Höhle hab ich nun auch eine neue Entdeckung gemacht, daß sich in eben derselbigen Höhle noch Reste von den grösten Tiegern[4]) finden. Denn die maxillen davon gehörten offenbar zum Kazengeschlechte, u. sind ungeheuer. Ich erzähle dieß alles nur, um Dir

Libster Herr u. Freund einen Begriff zu machen, wie es jezo in meinem Kopfe aussieht, u. daß vor den beständigen soidisant Observationen, u. naturgeschichtlichen Faktis kein schönes Wort in Herz u. Mund kommt. Die Höfflichkeit des Gr. Büffon, u. die freundschaftliche u. großmüthige Unterstüzung des alten P. Camper[5]) u. des Geh. Rath Schmiedel in Anspach, die jezo meine fleißigsten Correspondenten sind, haben mir ganz den Kopf verwüstet, daß es vor apparenten Schäzen, u. Reichthümern gerade so darin aussieht, wie mir Ew. Liebden neulich von dem grossen Effekt der jüngst gethanen Erbschafft gemeldet haben. Gott erhalte uns alle seelig, u. bey unsrer Thorheit aufrecht, besonders bewahre er unser Systema abdominale, um das es bisweilen traurig bey mir aus sieht. Ich empfehle nochmalen das theure Vater Unser, und Vergieb uns unsre Schuld als auch wir vergeben unsern schuldigern, u. bin in wahrer Reue u. Zerknirschung

Des Herrn Bruders

ganz eigen

JHM.

1) Das Fragment Mercks gegen den Staatsminister Karl Friedrich von Moser steht Briefe aus dem Freundeskreise S. 206 ff.

2) Ist der Alligatorkopf, dessen Goethe an M. vom 27. Oct. 1782 gedenkt. Br. a. u. v. M. Nr. 92. Siehe auch Sömmering an Merck vom 1. Juli 1783. Br. a. M. Nr. 187.

3) Sömmering hielt es für einen Seebärenkopf.

4) Auf diese Tiger spielt sicher Karl August an Merck vom 2. Juni 1783 an. Briefe an M. N. 186. Ich wage aus dieser Notiz die ungefähre Datirung des Briefes; auf dieselbe Zeit weisen die Correspondenzen von Goethe, Sömmering, Camper, Wille.

5) Des großen holländischen Anatomen.

XXIII.[1])

Ich hoffe, daß mein Langes Stillschweigen Nichts an unsern alten u. herzlichen Verbindungen erlöscht hat. Wenigstens sind auf meiner Seite dieselbigen Gesinnungen rein u. unverändert geblieben, die mir Deine Handels Weise gegen mich natürlich einflössen muste. Obgl. die Parthie zwar sehr ungl. auf meiner Seite bleibt, u. Ich nichts als der Ewige Schuldner bin, u. seyn werde, so kan ich unsre Verhältnisse mit nichts anderm vergleichen, als derer ich mich in Ansehung Göthes zu rühmen habe; u. ich würde es für einen wahren Schandfleken in meinem Leben halten, wenn es erwiesen wäre, daß wir beyde zu brechen geneigt, oder fähig wären.

Dieses Jahr ist Eins von denen gewesen, während dessen das Schiksal gräul. an mir gehudelt u. geschnizelt hat. Mein lieber Anton[2]), Dein Pathe ist heimgegangen, zu Schrautenbach[3]) u. andern braven Leuten, u. hat uns zurückgelassen, in der Ungewißheit, wan wir Ihm folgen werden. Zwey

Monate lang war ich in der schröklichsten Folter zwischen Furcht u. Hofnung, u. versuchte alles was uns die Aerzte so vergebens zusezen. Die schröklichste Diabetes, woran auch mein Heinrich gestorben ist, hat aber obgesiegt. Ich behalte nun Nichts übrig nach einem beynahe 18jährigen Ehestand, als ein bald mannbares Mädgen, das ich für einen andern erziehe, u. einen armen Wurm von 13 Monaten, den ich beynahe nicht ansehen u. liebkosen mag, weil ich fürchte, er wird mir so gut aus der Tasche gespült, wie alle die Vorigen. Ich kenne nun schon seit vielen Jahren nichts was Hofnung oder Plan heißt, aber nun bin ich ganz mürbe, u. sie mögen mich denn ferner für einen Narren halten, wies ihnen beliebt. Ich weis nicht, ob meine Frau diesen Winter überleben wird, u. alsdann ists Zeit, daß wir das Haus zu machen. In ihrem väterlichen Hause ist soviel Zizanie[4]) daß ich sie zu Ihrer Erhaltung auch dahin nicht führen kann. Die Art Schweizer aus dem Pais de Vaud sind ohndas Leute mit einem wahren Hundsherzen, die für nichts Gefühl haben, als fürs Geld. Mein SchwiegerVater[5]) fängt an, u. wird so geizig, daß er mich glaub ich nicht 4 Wochen beherbergen würde.

Sobald mirs mögl. ist, Etwas an Worte u. Bücher zu glauben; will ich unsrer alten Verbindung zu Folge etwas einschiken. Galle genug hab ich in meinem Blute; u. diese könnte vielleicht ein kräftiges Colorit erzeugen — wenn es auch nur ein Wort über unsre jezige Lektüre wäre, wozu vorzügl. Nicolaïs Reise, noch mehr aber das selbstgefällige Gesudle des H. Franc Maçon Goul, in seiner Reise eines Franzosen durch Deutschland, nebst anderen Merkwürdigkeiten Stoff darbieten könnte.

Ich werde einige Zeilen Antwort als Oel ansehen, das in meine Wunden geträuffelt wird.

Adio, Gott erhalte Dich mit allen den Deinigen. Noch nie hab ich diesen Wunsch so herzlich gethan, als jezo, und noch nie empfunden wie jezo, was es heißt ein Vater von Vielen Kindern zu seyn, da ich keine mehr habe.

den 16ten 8tr 1783. JHM.

1) Die Antwort Wielands vom 27. Oct. 1783. Br. a. M. Nr. 192.
2) Karl Anton Merck, geb. 14. Dec. 1777.
3) Mercks Schulfreund Ludwig Balthasar von Schrautenbach-Lindheim.
4) Wieland Ebenda. Nr. 77. „Es hat doch hoffentlich kein Satan Zizanium gesäet, während wir schliefen?" Ueber die Sache s. Merck an s. Tochter Adelaide. Br. aus d. Freundeskreise Nr. 106.
5) Charbonier in Morges.

XXIV.[1])

[März 1784.]

Mit dem wärmsten Danke für den launhaften fürtrefflichen, freundschaftlichen Brief womit mich der Herr Bruder beehrt, schike ich hier einen kleinen

Beytrag in einem mit Fleiß gemachten Auszug aus Forsters Bemerkungen [2]). Es wird ihm die noch größere Hälfte nächstns nachfolgen. Die Reichhaltigkeit der Materie hat mir nicht erlaubt, schneller fortzugehen, u. da nicht Alles in einer lichtvollen Ordnung, sondern Wiederholungen und nicht klar genug gemachte Beweise im Buche selbst vorkommen, so habe ich Mühe gehabt, die Sache ein wenig anders zu ordnen, daß sie besser erscheine.

Ich hoffe dieser Auszug soll dazu dienen, daß das Buch, das zu ernsthaft u. zu beladen mit wichtigen Gegenständen ist, mehr gelesen werde. Ich erbitte mir auch von dem HE. Bruder einen Eingang voll Panegyrischem Honig wovon derselbe ein voll gerüttelt Maaß immer für alle honette Leute in Bereitschafft hält. Von demselben wird diese Zubereitung auch mehr Werth erhalten, als von einem Ungenannten, der zumal keine Gabe des Schreibens, sondern nur des Lallens hat. Bey meinem jezigen troknen Studio das sich bloß an Beschreibungen hält, vergeße ich ganz u. gar Alles Zusammensezen von Phrasen, u. aus Furcht, Schwulst u. Bombast zu fertigen, erstikt mir jeder lauter Schall im Munde, wie ichs einst bey Dan. Bernouilli doch sans comparaison bemerkt habe, der vor lauter klaren u. distinkten Ideen nicht mehr bonjour sagen konnte.

Wir haben hier eingesperrt zwischen Nekar, Rhein u. Mayn große Noth mit dem Wasser gehabt [4]). Auf 8 Stunden war an der diesseitigen Seite Alles überschwemmt. Man ist in 6 Dörfern biß an das Dach in Kähnen gefahren, u. alle Lebensmittel haben müssen zugeführt werden. Der Schaden den der Herr erlitten, wird weit über 100/m geschäzt, ohne zu berechnen was der Particulier verlohren hat. Jezo gehts aber besser. Dieses Schauspiel, obs mich gleich nicht selbst u. mein Amt anginge, hat mich doch 10 Tage zu allem unfähig gemacht.

Ich habe hier von unserm Zeitungs Schreiber, der ein sehr braver Mann ist, einen Brief zur Einschließung erhalten. Ich weiß nicht, ob sein Gesuch faisabel ist. Er möchte glaub ich zum Besten des Gemeinen Wesens ein paar Xer beym Merkur ersparen. Wir haben jezo auch eine Buchhandlung u. ein Lese Cabinet hier errichtet, worüber mir unverdienter Weise das Praesidium aufgetragen worden, u. krafft dieser Einrichtung bekomme ich viel dummes literarisches Zeug zu sehen, dessen Existenz mir sonst völlig unbekannt geblieben wäre. Indessen zum Lesen kan ich mich selten verstehen weil nirgends was zu lernen ist, sondern Alles auf das leidige Unterhalten hinausläufft.

In ein paar Tagen denk' ich nach Speyer [5]) zu gehen.

Ich wünsche dem H. Bruder einen fröhlichen Eintritt ins FrühJahr, u. empfehle mich zu ferneren Hulden.

JHM.

1) Wielands Antwort vom 29. März 1784 siehe Br. a. M. Nr. 201.

2) Vielleicht der vom 27. Oct. 1783. Br. a. M. Nr. 192.

3) Am 24. September 1783 hatte ihm G. Forster seines Vaters soeben erschienene Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung u. s. w. geschickt. Ebenda Nr. 191.

4) Auch Thüringen ward damals durch Wassersnöthe verheert. Herzog Karl August an Merck vom 6. Mai 1784. Br. an u. von M. Nr. 103.

5) Wohin ihn zu osteologischen Studien der Freiherr von Hohenfeld eingeladen hatte, schon im Aug. 1783. Br. an M. Nr. 190.

Zur Geschichte der Pariser Commune.

Die Geschichte der Pariser Commune kann vielleicht noch nicht geschrieben werden. Wenigstens wir Ausländer sehen in den vorhandenen Darstellungen nirgend diejenige Objectivität, die für die geschichtliche Erkenntniß erforderlich ist. Auch Rudolf Meyer in seinem „Emancipationskampf" benutzt seine reichen Materialien in zum Theil tendenziöser Weise. So ist es denn nicht unnütz, jetzt, da es allmählich in Frankreich möglich wird, der Wirthschaft der Commune durch Analyse der zahlreichen Actenstücke näher zu treten, einen Aufsatz in der „Revue des deux mondes" zu vergleichen, den Maxime Du Camp (1. Mai 1877) gerade dem Gefängnißwesen der Commune gewidmet hat. Ueber seine Quellen spricht der Verfasser mit Zuversicht: „Die Originaldocumente sind sehr zahlreich, die Zeugen, Gefängnißbeamte und Gefangene, sind noch am Leben und stehen Rede, die besiegten Communards, sehr wenig bekehrt und noch weniger reuig, haben gesprochen, wir haben ihre Darstellungen vor uns. Alle Elemente der Wahrheit sind in unsern Händen; wir hoffen unparteiisch zu sein, denn wir sind jeder politischen Partei fremd und haben Paris während der Commune nicht verlassen. Es ist uns also heute möglich, das klar zu sehen, was ein Schleier von Feuer und Blut uns verhinderte vor sechs Jahren deutlich zu unterscheiden".

Er erzählt nun zunächst, vom September 1870 ausholend, den herrscherlosen Zustand der Stadt mit besonderer Beziehung auf die Nationalgarde. Bataillone, die am 19. September ihre Officiere absetzen, den Mont Valérien eiligst verlassen, den sie bewachen sollen, werden höchlich gepriesen, bekommen das Recht, ihre Vorgesetzten zu wählen und Victor Hugo sagt zu diesen Feiglingen: „Soyez terribles, o patriotes! arrêtez-vous seulement, quand vous passerez près d'une chaumière, pour baiser au front un petit enfant endormi". Nachdem die Capitulation von Metz in Paris bekannt wurde, erfolgte der erste revolutionäre Putsch (31. October). Er wurde ver-

eitelt. Aber die Regierung wurde nicht dadurch belehrt, daß ihr Energie vor allem noth thue. Die Nationalgarde, aus 400,000 Mann bestehend, wurde von den militärischen Autoritäten als nicht disciplinirbar betrachtet. In der Untersuchung hat ein Zeuge von ihnen ausgesagt: „ils n'ont aucune espèce de patriotisme". Trunkenheit und Faulheit nahmen natürlich in ihren Reihen zu. Alle Tage wurden unter Anderm 50,000 Liter Wein in die Forts gebracht. Im Anfang Januar fühlte man die Nothwendigkeit, recht bald Frieden zu schließen, aber man fürchtete die „Straße", die Nationalgarde. Nun wollte man sie ernstlich kämpfen lassen. Sobald einmal eine Anzahl von 20,000 Mann in einer großen Schlacht auf dem Platze blieben, so würde, meinte man, die „Straße" klein beigeben. Aber die Affaire von Buzenval war nicht so blutig und hatte auch nicht diesen Erfolg. Am 22. Januar war wieder ein Putsch, er wurde unterdrückt; dem Aufrührer Sérizier ließ man leider das Leben, er ließ später dafür die Dominikaner von Arcueil tödten.

Beim Abschluß des Waffenstillstandes, wo die Nationalgarde 28,000 Officiere hatte, suchte Alles aus der so lange eingeschlossenen Stadt herauszukommen. Die besten Elemente entfernten sich. Bismarck wußte es, wie stark das bedenkliche Element in Paris war und machte bekanntlich Jules Favre den Vorschlag, die Nationalgarde zu entwaffnen. Er hatte ja jeden Morgen um 5 Uhr in Versailles alle Pariser Blätter erhalten und hatte auch sonst seine guten Quellen. Der eitle Franzose glaubte aber darauf nicht eingehen zu dürfen; Trochu wußte besser, wie es stand. Die Nationalgarde schrie über die Bedingungen des Waffenstillstandes, am lautesten schrieen die, welche am feigsten gewesen waren. Daß der General Thomas ihnen entgegentreten mußte, war der Hauptanlaß, daß er am 18. März erschossen wurde.

Ja, Paris hatte viel gelitten, aber am wenigsten das untere Volk, das sich stolz das Proletariat nennt. Der Nationalgardist hatte Bezahlung für sich, für Frau und Kinder, er hatte seine Lebensmittel, er hat nie so viel Wein und Brantwein getrunken, als in dieser Zeit; mancher Gardist wurde von zwei oder drei Bataillonen zugleich bezahlt, alle gaben vor verheirathet zu sein und ziemlich selten war es, daß ein Nationalgardist keine Kinder hatte. Es gab Hauptleute, die den Sold für 1500 Mann einstrichen, während sie nur 800 Mann hatten. Ganz andre Leute waren es, die in jener Zeit eigentlich litten.

Als die Nationalversammlung zu Bordeaux zusammentrat, brach sofort auch der Gegensatz zwischen Paris und den Provinzen hervor. Paris konnte seine allgebietende Stellung nicht vergessen. Die Demagogen wußten dies zu benutzen, und sie hatten das Werkzeug der Macht in der Nationalgarde, das „gouvernement occulte" wurde jetzt mehr sichtbar. Man tractirte die

Soldaten, man sagte ihnen: Nicht wahr, ihr werdet doch nicht auf eure Brüder schießen. Sie antworteten: Niemals, und am 18. März haben sie Wort gehalten. Am 24. Februar kam das comité central unter Einfluß der Internationale zu Stande; 114 Bataillone Nationalgarde erkannten seine Autorität an. Am 1. März bei dem kurzen Besuch der deutschen Truppen in Paris, wollte man schon einen Angriff versuchen. Aber man besann sich. War doch der Haß gegen Versailles noch größer, als gegen die Deutschen und hat man doch versucht, mit dem General von Pape und von der Tann sich freundlich zu stellen. Die Preußen dienten nur zum Vorwande, z. B. um die 245 Kanonen nach dem Montmartre &c. zu schleppen. Als am 10. März die Nationalversammlung es ablehnte nach Paris zurückzukehren, wurde man noch aufgeregter; man schrie über Verrath und erfand das Schlagwort, die Nationalversammlung sei monarchistisch und wolle die Republik vernichten. Dazu kamen einige verkehrte Maßregeln der Regierung, wie die Weigerung, die Nationalgardisten noch länger zu besolden. Es mußte zum Kampf kommen. Am 18. März, gegen Mittag, war die Commune siegreich, die Regierung im Rückzuge, Paris seinen Banden überlassen. Einige bessere Elemente der Nationalgarde machten noch den friedlichen Versuch, den Rudolph Meyer so carikirt hat unter dem Namen der laskerschen „Knüppelgarde", aber die Maßlosigkeit war schon oben auf. Am 2. April begann der Straßenkampf, indem der Arzt Pasquier, der noch, mit dem rothen Kreuz gezeichnet, einen Sühneversuch machen wollte, von den Communards erschossen wurde. Grausamkeiten auf beiden Seiten verstanden sich von selbst.

Der Verfasser will den Kampf nicht schildern. Er geht mehr in den innern Zusammenhang der Dinge ein. Er recitirt das Wort Lamennais', daß niemand gehorchen will, aber alle befehlen, daß das Geheimniß auch des Republikaners seine Macht, der Triumph seiner Ansicht ist und daß der Gedanke: „wenn ich einmal König sein werde", seine Republik am besten illustrirt. Das zeigt sich nach dem Verfasser auch bei den Männern der Commune in den willkürlichen Verhaftungen, die vorgenommen wurden. Alle diese „Herren" wollen doch auch ihre Herrschaft zeigen, ihre Befehle geben, ihr Amtssiegel gebrauchen. Man ist erstaunt über die Zahl und die Qualität der Menschen, die sich das Recht anmaßen, alle individuelle Freiheit zu unterdrücken. Von allen Seiten kommen sie, von der Tischlerwerkstätte, von den Schulbänken, und auf einfache Ordre werfen sie ihre Mitbürger ins Gefängniß. Die Rohheit dieser Verhaftsbefehle ist unsagbar; wenn man sie liest, fragt man sich, ob die Menschen, die sie ausstellten, bei gesundem Verstande waren. Ein gewisser Charles Riel, Chef eines Postbüreaus, schreibt am 17. April: Wir, Civildelegirter, handelnd in Kraft der uns anvertrauten Gewalt, in Erwägung, daß das Gesetz einem jeden Individuum von 19 bis

40 Jahren verbietet, Paris zu verlassen, befehlen: Alle Chefs der Wachposten sollen unsern Unterdeligirten auf einfache Benachrichtigung derselben alle disponiblen Mannschaften zur Verfügung stellen. Jedes Individuum, das sich widersetzt, soll nöthigenfalls bei währender Sitzung erschossen werden." Dieser Strenge gegen ehrliche Leute, die sich der Commune entziehen wollten, entspricht die Nachsicht gegen Verbrecher. Ein Mensch, der am 8. Januar 1871 wegen Diebstahl und Widerstand gegen die Obrigkeit zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt worden war, wurde von der Commune entlassen, auf folgende Ordre hin: Ordre de lever l'écroue du nomme O. coudane pour avoir volle du bois de chauffage sur les boulevards, chose pour moi insinifiante. Le commandant de place: Revol. Die Orthographie zeigt den Bildungsgrad dieses liebenswürdigen Commandanten.

Die Gründe der Einsperrung, die in solchen Decreten angegeben werden müssen, werden von den Communards oft ersetzt durch die Notiz: sans motifs, oft finden sich geradezu lächerliche Angaben, z. B. „verdächtig", „politische Gründe", „hat die Placate zerrissen", „wollte die Verwundeten auflesen", „hat die Wasserläufe geöffnet, um die Nationalgardisten zu ertränken", „er hat gesagt, die Nationalgarde zöge sich zurück", „er hat seinen Schneider nicht bezahlt, der ihm seine Sachen nicht geliefert hat". Dem Präsidenten Bonjean, der sich über seine Verhaftung beschwert, sagt der berüchtigte Rigault: „Nous ne faisons pas de la justice, nous faisons de la révolution". Aber selbst diese Bezeichnung war zu gut für jene boshaften Thorheiten, die Vielen schmerzliche Leiden bereiteten. Der Verfasser citirt bei dieser Gelegenheit einen Verhaftbefehl gegen ihn selbst, auf dem nicht weniger als drei Stempel angebracht waren. Statt des Genannten wurde indeß ein Namensvetter arretirt und nach Mazas gebracht. Er sollte den folgenden Tag erschossen werden, aber die Annäherung der Regierungstruppen machte es dem Unglücklichen möglich zu entweichen.

Jeder spielte also den Dictator und strebte die Gefängnisse zu füllen. Aber zwei Menschen zeichneten sich dabei vor allem aus, beide ohne Gewissen, ohne Geist und Gemüth, ohne andere Energie als die, welche aus einem völligen Mangel an Moralität hervorgeht. Es sind Raoul Rigault und Theophile Ferré, Leute von etwa fünfundzwanzig Jahren, die das Schlechte um des Schlechten willen thaten. Der erstere war halb Student, halb Journalist; einige Verurtheilungen, die ihm seine Artikel zu Wege gebracht hatten, machten ihn ein wenig zum Märtyrer. Er hatte einen neuen Strafproceß erfunden, ein Gericht nicht durch seines Gleichen, sondern umgekehrt, die Väter sollten von den Kindern, die Gendarmen von den Verhafteten, die Officiere von ihren Soldaten gerichtet werden. Die Guillotine schien ihm zu langsam zu arbeiten, er ersetzte sie durch eine electrische Batterie, welche

fünfhundert Reactionäre in einer Minute tödten könnte. Man hielt das für Träume, aber der Mensch wußte sie zu verwirklichen. Er war ein Polizeigenie. Schon lange war seine Leidenschaft, die Agenten der Präfectur zu studieren, ihnen nachzugehen, ihre Schwächen auszuforschen, sie betrunken zu machen. Er zog sich auch Schüler heran, denen er besonders deutlich machte, welche Agenten zu fürchten seien. Sein Naturell war offen, er sprach nicht von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, sondern von Herrschaft. Nach dem 4. September wurde er von Kératry bei der politischen Polizei angestellt und obwohl er gegen die Regierung agitirte, stieg er im Range und wurde beim Putsch vom 31. October einen Augenblick Polizeipräfect, aber er mußte abtreten. Er nahm dabei aber viele Documente mit, auch die Adressen aller Polizeiagenten. Am 18. März kam sein Reich herbei. General Duval war der militärische Chef der Polizei, Raoul Rigault sein Gehülfe, délegué civil (vom 27. März an). Am 25. April gab er seine Demission, nach einer lebhaften Scene, in der ihm zahlreiche und willkürliche Verhaftungen zum Vorwurf gemacht wurden. Er wurde aber am 27. April zu einer noch weit wichtigeren Function berufen, er wurde procureur de la commune. Er lebte herrlich und in Freuden, wie seine Vorgänger. Als ob man die bekannte Herabsetzung der Gehälter hätte lächerlich machen wollen, stellte man bons aus, z. B. 8. Mai 1871 bon pour la somme de 120,000 frcs à délivrer pour les besoins de l'expréfecture de police. Als der Sturz der Commune nahe bevorstand, schrieb z. B. Theophil Ferré die Quittung: Erhalten von Bürger Replan die Summe von 6000 Francs für aufgewandte oder noch aufzuwendende Unkosten. Dieser Ferré hatte überhaupt den Ehrgeiz, sein Vorbild Rigault zu erreichen, er war häßlich im höchsten Maße und wußte es. Seine lange Nase hatte ihm das Wortspiel Maréchal nez eingetragen. Er war es nun müde, Gelächter zu erregen, er wollte nun Furcht erwecken. Die Commune fand ihn, der schon als Revolutionär einen gewissen Namen hatte, in einem kaufmännischen Geschäft und machte ihn am 30. März zum Mitglied der Commission für die allgemeine Sicherheit; in dieser Eigenschaft verlangte er am 28. April z. B. die sofortige Erschießung der Geißeln, lediglich um „die Principien zu bekräftigen". Am 5. Mai zieht ihn Raoul Rigault in seine Nähe, als seinen Substituten, und als die Regierungstruppen das Fort Issy genommen haben, als der letzte Widerstand und beispiellose Grausamkeit geplant wurde, da wurde Ferré sozusagen der Chef der Henker. In den letzten Stunden des Kampfes aber, als nur noch Belleville sich hielt, beseitigte Ferré seinen Bart, zog Frauenkleider an, setzte einen requirirten Chignon auf seinen Hinterkopf und machte sich fort. Am 9. Juli erst wurde er in Paris entdeckt. Auf dem Satory Felde behielt er bis zum Moment seiner Erschießung seine volle Geistesgegenwart. In einem letzten

Actenstücke stehen die Worte: „Das Glück ist launisch, ich vertraue der Zukunft die Sorge für mein Andenken und meine Rache an.“

Der Verfasser weiß, daß unter den Communards auch viele Menschen waren, die am Bösen keine besondere Lust hatten, aber sie blieben schwach und ohne Einfluß. Sie mußten mit den Wölfen heulen, und sehr laut heulen, um nicht gefressen zu werden. Die brutale und bestialische Masse der Communebeamten war allerdings zu allem Abscheulichen bereit, die Mordthaten und Brandstiftungen schienen ihr in Ordnung zu sein, aber all dieses Unglück hätte vermieden werden können, wenn nicht solche Menschen wie Rigault und Ferré ihren dämonischen Einfluß hätten geltend machen können.

Die Fortsetzung des Aufsatzes des Herrn Maxime Du Camps wird noch weitere Documente über das Gefängnißwesen der Commune bringen. Wir weisen vorläufig nur auf diesen Umstand hin. Schon das Mitgetheilte wird uns den Beweis gegeben haben, daß der von dem Verfasser gelieferte Beitrag werthvoll ist, wenn wir auch über seine Unparteilichkeit nicht ganz so günstig denken, wie er selbst. W. H.

Das Kurfürstendenkmal im Berliner Dom.

Von R. Bergau.

Im Dom zu Berlin befindet sich ein großes, aus der berühmten Gießhütte des Peter Vischer zu Nürnberg hervorgegangenes, aus zwei Platten über einander bestehendes Grabdenkmal der beiden Kurfürsten Johan Cicero († 1499) und Joachim I. († 1535). Dasselbe nimmt als Grabmal von Mitgliedern des erlauchten Hauses Hohenzollern, als hervorragendes Kunstwerk aus der Werkstatt eines hochberühmten Meisters, sowie durch die eigenthümlichen Umstände seiner Entstehung und seiner ungewöhnlichen Bildung, sowie wegen einiger darauf bezüglicher, noch erhaltener, Documente unser besonderes Interesse in Anspruch. Es ist schon wiederholt Gegenstand der eingehendsten Untersuchungen von Seiten mehrerer angesehener Kunstforscher geworden, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, dasselbe in vollkommen genügender Weise zu erklären.

M. F. Rabe hat im Jahre 1843 eine besondere, von guten Abbildungen begleitete Schrift über dieses Denkmal unter dem Titel: „Das Grabmal des Kurfürsten Johannes Cicero von Brandenburg“ publicirt, in welcher er, entgegen der allgemein verbreiteten, auf alter mündlicher und schriftlicher Tradition beruhender Ansicht, daß dieses Denkmal sich auf Johan Cicero und

Joachim I. beziehe, die Behauptung aufgestellt, daß es „einzig nur das Grabmal des Kurfürsten Johan Cicero" sei, daß derselbe auf seinem Grabmal demnach zweimal dargestellt sei. Zur Erklärung der letzteren, sehr auffallenden Annahme, stellt er dann die Hypothese auf, daß zuerst, bald nach dem Tode des Kurfürsten, die untere Grabplatte und später auf Kosten seiner beiden Söhne, Joachim I. von Brandenburg und Albrecht II. von Mainz, die obere Platte dazu gemacht worden sei. Dieser von Rabe, unter Aufwendung vieler Gelehrsamkeit vorgetragenen, aber keineswegs bewiesenen, Ansicht traten später Kugler (Deutsches Kunstblatt 1851, Nr. 46 und Kleine Schriften und Studien Bd. II. S. 659—63) und W. Lübke (Geschichte der Plastik) bei, während R. v. Rettberg (Nürnbergs Kunstleben) die ältere Ansicht beibehielt, und Otte (Handbuch der Archäologie) die Sache zweifelhaft ließ. Erst im Jahre 1859 trat Döbner, besonders bekannt durch seine sehr umfassenden Studien über die Werke Peter Vischers in den Dioskuren (Bd. IV. Nr. 61—63) gegen die rabesche Behauptung auf, legte überzeugend dar, daß Rabes Ansicht auf ganz willkürlichen Annahmen beruhe und suchte die ältere Ansicht wieder zur Geltung zu bringen, hat daneben freilich aber seinerseits wieder einige neue Hypothesen aufgestellt. Gelegentlich meiner eigenen Studien zur Geschichte des Peter Vischer und seiner Werke mußte ich die Sache ebenfalls genauer untersuchen. Nach dem Studium der über dieses Denkmal schon vorhandenen Literatur und des Denkmals selbst, und unter sorgfältiger Berücksichtigung der Stellung dieses Denkmals unter den andern Werken der vischerschen Gießhütte und unter den Grabmälern aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts überhaupt, scheint mir, obgleich noch nicht alle Verhältnisse vollkommen klar sind, der nachfolgend dargestellte Sachverhalt als der wahrscheinlichste.

Kurfürst Joachim I. hatte, vor dem Jahre 1524, wahrscheinlich durch Vermittelung des Lorenz Villani, bei Peter Vischer eine Grabplatte für sich selbst bestellt. Diese Platte, mit seinem Bilde in ganzer Figur von vorn gesehen, scheint im Wesentlichen fertig gewesen zu sein, als der Kurfürst im Jahre 1524 persönlich zum Reichstag nach Nürnberg kam, daselbst mit seinem Bruder, dem Kurfürsten Cardinal Albrecht II., Erzbischof von Mainz, welcher ebenfalls ein Grabmal für sich bei Peter Vischer bestellt hatte, zusammen traf und mit demselben verabredete, ihrem Vater Johan Cicero auf gemeinschaftliche Kosten ein Denkmal fertigen zu lassen. Sie besuchten die Gießhütte Peter Vischers und besprachen mit dem Meister persönlich diese Angelegenheit. Kurfürst Joachim wünschte nun sein Grabmal mit demjenigen seines Vaters als ein, in der von ihm wenige Jahre vorher zum Begräbniß für sich und seine Familie bestimmten Klosterkirche Lehnin aufzustellendes, Doppeldenkmal vereinigt zu haben. Es mußten zu dem Zwecke mit seiner

schon vorhandenen Grabplatte einige Veränderungen vorgenommen werden. Peter Vischer fertigte selbst, oder ließ durch einen seiner Söhne zwei seine Ideen und Vorschläge darstellende Zeichnungen („zwue Vissirung auff bapier") fertigen, welche der Kurfürst dann mit sich nahm und deren eine Peter Vischer mittelst Schreiben am Georgiabend des Jahres 1524 (welches im königlichen Archiv zu Berlin noch vorhanden ist) dann zurück erbat, weil ihm „die Form und Stellung der Tafel aus der Acht gekommen". In demselben Schreiben versprach Vischer zugleich, sich sogleich an die Arbeit zu machen und dieselbe sobald als möglich zu vollenden. Als Abschlagszahlung auf seine Arbeit erhielt Vischer laut noch vorhandener Quittung durch die Handelsgesellschaft Lorenz Vilani und Thomas Lapi noch im Jahre 1524 zweihundert Gulden. Die Vollendung des Grabmals zog sich jedoch, da Vischer gleichzeitig auch noch die Grabmäler für den Cardinal Albrecht und dem Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen auszuführen hatte, lange hin, so daß der alte Vischer starb, bevor diese Arbeit fertig war. Die Vollendung derselben besorgte erst sein Sohn Hans Vischer im Jahre 1530, der dann auch seinen Namen darauf setzte. Letzteres geschah jedoch keineswegs aus Künstlerstolz, um mit dieser Arbeit, die er vielleicht auch schon zu Lebzeiten seines Vaters zum größten Theile selbständig gefertigt haben mag, sich zu brüsten, sondern aus rein geschäftlichem Interesse, um seinen Gönnern sich für fernere Aufträge zu empfehlen und seinen Namen noch mehr bekannt zu machen.

Das Denkmal im Ganzen 3,05 M. lang, 1,80 M. breit und 1,20 M. hoch, besteht, wie erwähnt, aus zwei Grabplatten mit den Bildern*) der beiden genannten Kurfürsten, über einander, von welchen die untere in gleicher Höhe mit dem Fußboden, die obere von 6 zu 0,55 M. hohen, reich geschmückten Pilastern mit korinthischen Capitellen, vor welchen eben so viele Löwen sitzen, getragen, erhöht liegt.

Auf der untern Platte, 2,75 M. lang, 1,40 M. breit, ist in ganz flachem Relief das Bild des Kurfürsten Joachim I. in langem Gewande mit Hermelinkragen und Kurhut versehen, ein großes Schwert in der Linken, das Reichsscepter in der Rechten, ganz von vorn gesehen, auf einem niedrigen, architectonisch ausgebildeten Postamente stehend, dargestellt. Die Figur ist sehr einfach behandelt, aber durchweg schlicht, natürlich und mit künstlerischem Gefühl. Das ganz flache Relief ist auch im Gesicht meisterhaft durchgeführt; nur Haare und Augen sind sehr scharf ciselirt. Auch die Hände sind mit Verständniß behandelt. Der Faltenwurf ist höchst einfach, aber voll Verständniß und künstlerischer Haltung; bewunderungswürdig ist die perspectivische

*) Diese Bilder stimmen genau mit den Portraits der beiden Kurfürsten, welche Graf Stillfried nach andern Quellen in seinen „Kunstdenkmälern des Hauses Hohenzollern" publicirt hat.

Behandlung des zurückgeschlagenen Aermels. Vor den Füßen der Kurfürsten steht ein Wappenschild mit dem Bilde eines Scepters, als Zeichen seiner Erzkämmererwürde. Rings um das Bild läuft eine Hohlkehle als Rand, welche in den beiden obern Ecken nach Art der gothischen Nasen zu Eckornamenten sich einzieht. In den äußersten Ecken hinter diesen Nasen sind zwei Porträtmedaillons, wahrscheinlich die Eltern der Verstorbenen darstellend, angebracht. Rings um diese Platte zieht sich ein ganz glatter Fries, welcher an den vier Ecken und in der Mitte der Langseiten blattartig sich erweitert. Ungewöhnlicher Weise trägt er keine Inschrift. Wahrscheinlich sollte dieselbe erst nach dem Tode des Dargestellten eingegraben werden, was dann aber unterblieben ist. Am Fußende der Platte ist auf deren Deckel die Inschrift: „Johannes Vischer Noric. facieb. 1530" eingegraben.

Die obere Platte ist viel reicher ausgebildet und hat in ihrer Form Aehnlichkeit mit einem Sarkophagdeckel, ist theils stehend, theils liegend — der Kopf ruht auf einem reichgemusterten Kissen — die lebensgroße Gestalt des Kurfürsten Johan Cicero von ganz ähnlicher Anordnung wie auf der untern Platte, jedoch in hohem Relief dargestellt. Der Kurfürst steht auf einem niedrigen, architectonisch ausgebildeten und mit Renaissanceornamenten geschmückten Postamente in voller Rüstung und über derselben mit langem, reich gemustertem Gewande, ohne Aermel, mit Hermelinkragen und Kurhut versehen. In der Linken hält er ein großes Schwert, in der Rechten das Reichsscepter. Auf dem abfallenden Rande der Platte befindet sich, rund um laufend, in zwei Zeilen über einander, folgende Inschrift in erhabenen deutschen Buchstaben:

„Anno domini MCCCCLXXXXIX. Am Mitwoch nach der heiligen drei Königtag. Ist gestorben der Durchleuchtigste Hochgeborene Fürst und herr. Herr Johans Marggraff zu Brandenburg des Heiligen Romischen Reichs Ertzcammerer unnd Churfürst zu Stettin Pommern der Cassuben unnd Wenden Hertzog Burggraff zu Nürnberg unnd Fürst zu Rügenn Ein vater Herrn Albrechts Cardinals und Ertzbischoffs zu Meynntz unnd Magdeburg etc. unnd herrn Joachims des Namens des Ersten gebrueder Marggraven Zu Brandemburg beyder Churfürsten: Dem Gott gennedig und Barmhertzig sey. Amen."

Rings um diese Inschrift zieht sich eine große Hohlkehle, in welcher zehn Wappenschilder, drei auf jeder Langseite, oben und unten je zwei, angebracht sind. Diese Schilder enthalten am Kopfende ein Scepter, als Zeichen der Erzkämmererwürde und den märkischen Adler, am Fußende die Wappen von Hohenzollern und Rügen, rechts die Wappen von Stettin, Pommern und Cassuben, links diejenigen des Herzogthums der Wenden, des Burggrafen von Nürnberg und einen leeren Schild.

Die technische Ausführung dieses Denkmals ist, wie bei den meisten Werken der vischerschen Gießhütte, sehr gut. Der Guß ist gut, dünn, sauber ciselirt und hat jetzt eine schöne Patina. Das ganze Denkmal besteht aus vielen, nicht zu großen Stücken, welche durch eiserne Schienen und Anker mit Schrauben und Muttern zusammengehalten werden. Die untere Platte besteht

aus fünf Stücken. Der Grund der Platte ist aus vier gleichen Theilen, deren Fugen mitten durch die Länge und Breite derselben gehen, zusammengesetzt, und auf demselben ist das Relief als fünftes Stück befestigt. Die obere Platte besteht aus einem Stück; doch sind die rechte Hand so wie Scepter und Schwert besonders gegossen. Der Rahmen der oberen Platte besteht aus vier Theilen, welche an den Ecken zusammenstoßen. Die Fugen sind durch] eiförmige Knöpfe und Delphinköpfe, welche in Blattwerk ausgehen, verdeckt. Die Wappenschilder sind besonders angesetzt. Die Pfeiler und Löwen bestehen natürlich ebenfalls aus je einzelnen Stücken. Die ornamentalen Füllungen sind nach nur zwei Modellen, die Löwen nach vier Modellen gegossen. Die Schweife der letzteren sind ebenfalls eingesetzt. Die Buchstaben der Inschrift sind geschnitten. Die Ornamente von Kissen und Mantel sowie der Hermelinkragen sind gravirt.

Das Denkmal wurde nach seiner Vollendung in der Klosterkirche zu Lehnin aufgestellt. Diese Kirche war nämlich die alte Begräbnißstätte der Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Ballenstädt und wurde durch eine Urkunde des Kurfürsten Joachim I. vom Jahre 1515 ausdrücklich zum Erbbegräbniß seiner Familie bestimmt. Nachdem Kurfürst Joachim II. jedoch, nach seinem im Jahre 1539 erfolgten Uebertritte zum Protestantismus, im Jahre 1542 das Kloster Lehnin nebst vielen andern Klöstern aufgehoben hatte, ließ er im Jahre 1545 die Leichen seines Vaters und Großvaters nach Berlin in die neu erbaute Familiengruft in der im Jahre 1536 zu einem Dom erhobenen ehemaligen Dominicanerkirche bringen, woselbst denn auch ihr ehernes Grabdenkmal unter Leitung des Stückgießers, Zeughauptmanns Dietrich aus Burgund (welcher deshalb von einigen Schriftstellern irrthümlich als Verfertiger desselben angegeben worden ist) versetzt und im hohen Chore der Kirche aufgestellt wurde. Nachdem König Friedrich II. dann in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einen neuen Dom in Berlin gebaut hatte, ließ er die Leichen seiner Ahnen und mit ihnen auch das beschriebene Denkmal dahin überführen. Hier stand es ursprünglich dicht vor dem Altar. Seit der im Jahre 1817 erfolgten Versetzung des Altars steht es nun oben neben dem Nordeingang des Doms. Wahrscheinlich steht diesem Denkmal, in Folge der Ausführung des seit langer Zeit projectirten neuen großen Doms mit Fürstengruft, eine nochmalige Versetzung bevor.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Das Gesandtschaftswesen der Einzelstaaten. — Bei der Budgetberathung unseres Landtags pflegt der Etat des auswärtigen Ministeriums regelmäßig zu einer kleinen politischen Debatte Anlaß zu geben. Nicht als ob es sich um gewaltige Summen handelte, welche dieses Ministerium verschlänge, das mit anderen Lasten vereinigt von Herrn von Mittnacht unschwer getragen wird. Auch macht unsere Kammer keineswegs den Anspruch, die großen Welthändel vor ihr Forum zu ziehen, derlei Anwandlungen sind ihr vergangen, sie hat sich seit 1871 in ihre Rolle gefunden, und auch der Eintritt Karl Mayers, des Haupts der Volkspartei, hat bis jetzt nur eine etwas lebhaftere Temperatur der Debatten, häufigere Abschweifungen ins Blaue und häufigere Ordnungsrufe zur Folge gehabt. Wohl aber entspinnt sich über der Verwilligung der Gelder zu den Gesandtschaften, die das Königreich Württemberg noch in mehreren Theilen der Welt unter-

hält, ein Streit, der jedesmal zum Probirstein der Parteien wird. Die Reichsverfassung verwehrt es den einzelnen Staaten nicht, zu ihrem Privatvergnügen eigene Gesandte zu halten, jedem Lande bleibt es überlassen, ob es sich diesen Luxus erlauben will, und es ist somit schließlich Sache der Volksvertretung, ob sie die Gelder des Landes für diese Zwecke spendiren will oder nicht. Bisher hat nun unsere Volksvertretung den Wünschen des Hofs und des Ministeriums jederzeit entsprochen, und auch diesmal hat Mittnacht, und zwar mit leichterer Mühe als früher, seinen Willen durchgesetzt; ein erfreulicher Beweis, daß das württembergische Volk durch die Militärlasten und den Nothstand noch nicht dermaßen niedergedrückt ist, um auf solche Luxusausgaben verzichten zu müssen. Als im Frühjahr 1872 der erste württembergische Etat nach Aufrichtung des Reiches vorgelegt wurde, waren von der Regierung selbst die Posten in Paris, in Karlsruhe und in Bern aufgegeben, beibehalten dagegen diejenigen in Berlin, in St. Petersburg, in Wien und in München. Der Berliner Posten wurde natürlich nie beanstandet, auch denjenigen zu St. Petersburg pflegt man aus Rücksicht für den Hof stillschweigend zu genehmigen, obwohl es bei der bescheidenen Dotirung das letztemal Mühe kostete denselben zu besetzen, und ein Liebhaber nur unter der Bedingung sich fand, daß ihm erlaubt würde, die Hälfte des Jahres in der billigeren Heimath zuzubringen. Lebhaft von der nationalen Partei bestritten wurden dagegen die Expensen für München und Wien, und dieser Streit ist es, der sich bei jeder Budgetdebatte wiederholt. Im Jahre 1872 wurde der Wiener Posten nur mit der zufälligen Mehrheit von 44 gegen 43 Stimmen genehmigt, und nach dieser Abstimmung mußte es zweifelhaft erscheinen, ob die Forderung überhaupt wieder auf dem Budget sich zeigen würde. Allein die gutmüthige Meinung, daß der Hof selber, von dem Unwerth der Gesandtschaften überzeugt, freiwillig mit der Zeit auf sie Verzicht leisten werde, sah sich grausam enttäuscht; was von den Attributen der Souveränetät geblieben ist, wird mit eifersüchtiger Sorge festgehalten und der Hof hat die Genugthuung, daß die getreuen Stände, die seit 1871 immer empfänglicher für die Ansprüche des souveränen Königreichs geworden sind, seinen Wünschen willig entgegenkommen. Zwar wurde aufs Neue, namentlich von den Bänken der nationalgesinnten Ritterschaft, eindringlich hervorgehoben, daß die Gesandtschaften der Einzelstaaten zwar nicht gegen den Buchstaben, aber gegen den Geist der Reichsverfassung seien, den Eindruck der Reichseinheit im Ausland nur schwächen könnten, daß sie im besten Falle überflüssig, im schlimmeren Falle schädlich sind. Man konnte von dieser Seite einzelne Beispiele anführen, welche zeigten, wie betrübend gering der Einfluß unserer Specialgesandten ist, deren Anliegen erst dann Beachtung findet, wenn der Reichsgesandte sich derselben angenommen hat, und diese Beispiele hätten sich leicht noch vermehren lassen. Herr von Mittnacht aber zeigte durch sein ganzes Auftreten, daß er die Opposition diesmal weniger denn je fürchte. Er war besonders aufgeräumt, gab bei der Vertheidigung des Münchener Postens mit einer Offenheit, die man sonst nicht an ihm gewöhnt ist, zu, daß Württemberg und Baiern gemeinsame Interessen gegenüber dem Reiche besitzen, deren Geltendmachung einen ständigen Verkehr erheische, und scherzte, daß man den kleinstaatlichen Ministern doch nicht zumuthen könne, gleich Commis voyageurs persönlich durch Hinundherreisen diese Geschäfte zu besorgen, denn das schüfe jedesmal Verdacht und übles Gerede, zumal sie ohnedem schon bei gewissen Leuten im Geruch von Verschwörern wider das Reich

stünden. Und als Moriz Mohl es beklagte, daß nicht auch in Karlsruhe und Dresden Gesandte unterhalten würden, meinte der Minister, das wäre allerdings durchaus wünschenswerth, wenn nur Aussicht wäre, daß ihm die Mittel dazu bewilligt würden. Karl Mayer, der als Intransigenter sich in der Rolle gefällt, eine Partei für sich allein zu bilden, stimmte gegen die Verwilligung sämmtlicher Gesandtschaftsposten; nur zeigte er ein kurzes Gedächtniß, wenn er behauptete, daß dies von jeher eine principielle Forderung der württembergischen Demokratie gewesen sei. Vielleicht eine principielle, von der sie aber in der Praxis regelmäßig abwich. Gerade Mayers „Beobachter" hat schon im Jahre 1872 den Posten zu München damit vertheidigt, daß es dabei die Solidarität der süddeutschen Interessen und die Gewinnung eines Rückhalts gegen Anforderungen des Reichs gelte, wozu noch für Wien die „großdeutschen" Sympathien unserer Demokratie kamen. Mayer mußte sich denn auch auf der Stelle ein Dementi durch Becher, den Reichsregenten von 1849, gefallen lassen, der in beweglichem Tone von einer symbolischen Bedeutung des Gesandtschaftswesens sprach und bat, man möge nicht das letzte Band, das uns mit Oesterreich verknüpfe, grausam zerschneiden. Schließlich wurde der Gesandtschaftsposten zu München mit 69 gegen 11 Stimmen, der zu Wien mit 59 gegen 23 Stimmen genehmigt. Es bleibt also beim Alten. Aber die Mehrheit für das Ministerium ist von Jahr zu Jahr größer geworden, die nationale Minderheit stetig zurückgegangen. Es gehört auch dies zum Capitel der rückläufigen Reichsfluth. Vor fünf Jahren hat wenig gefehlt, wir wären das Gesandtschaftswesen gänzlich los geworden, heute darf man froh sein, wenn nicht in Dresden und Karlsruhe, und wer weiß wo sonst noch, unsere Gesandtschaften wiederhergestellt werden.

Aus Berlin. Unsere Stellung zu Frankreich. — Fürst Bismarck hat nach fünftägigem Aufenthalt hieselbst sich nach Kissingen begeben. Seine Ankunft in Berlin rief eine ganze Fluth politischer Conjecturen und Combinationen hervor, wie das bei der gegenwärtig überaus gespannten Lage der europäischen Dinge nur zu erklärlich ist. Und sicherlich hat der Reichskanzler während seines Hierseins eine sehr umfassende und angestrengte Thätigkeit entfaltet. Daraus aber andererseits sofort den Schluß ziehen zu wollen, daß gerade der Augenblick eine besondere Gefahr in sich berge, ist denn doch absolut unzulässig. Von einer solchen momentanen Gefahr ist gar keine Rede. Um so bedenklicher und verhängnißvoller erscheint dagegen die Situation, wenn man die muthmaßliche Gestaltung der Zukunft in das Auge faßt. Auf der einen Seite der orientalische Krieg in vollem Brande, die ernstesten Interessen der meisten europäischen Mächte gegen einander aufregend, auf der anderen Seite die vaticanische Verschwörung gegen Italien und Deutschland, die Leidenschaften in Frankreich für ihre Sache schürend.

Der auf päpstliches Andringen und im päpstlichen Interesse vollzogene französische Cabinetswechsel ist vielleicht das schwerste Moment der gegenwärtigen europäischen Verwickelung, jedenfalls aber dasjenige, das für uns ganz vorwiegend in Betracht kommt. Noch sind die Dinge in Frankreich freilich keineswegs so weit gediehen, daß man dort die Richtung der auswärtigen Politik ändern und die durch den orientalischen Krieg gegebene Stellung der Mächte alteriren könnte oder wollte, aber es ist durchaus wahrscheinlich, daß entweder die Actionslust des ultramontanen französischen Ministeriums oder die demselben im Inneren Frankreichs erwachsenden Schwie-

rigkeiten den Eintritt dieses Momentes über kurz oder lang herbeiführen werden. Sicherlich wird sich der Marschall Mac Mahon und sein neues Ministerium zunächst mit voller Energie den Aufgaben der inneren Politik zu widmen haben. Das erheischt schon die innere Lage Frankreichs, wie es sich ja doch überhaupt nicht verkennen läßt, daß auch wesentlich interne Gründe den Marschall zu seiner jüngsten Action veranlaßt haben. Indeß ist hieraus nur geringe Beruhigung zu schöpfen, denn die Art und Weise, in der der Marschall in die inneren Dinge eingegriffen hat, die offensive Richtung seiner Politik gegen die republikanische Partei lassen weitere Krisen im Innern Frankreich fast als ganz unvermeidlich erscheinen. Innere französische Krisen haben aber die Neigung sich nach außen zu entladen, oder schaffen wenigstens jedesmal die unmittelbare Gefahr einer Verwickelung mit dem Auslande. Beharrt der Marschall bei seiner Politik, und daran ist nicht zu zweifeln, so ist die Auflösung der Deputirtenkammer wohl unbedingt nothwendig. Die nächsten Wahlen würden dann die erste Krisis herbeiführen. Behält die Regierung mit ihrem neugeschaffenen Präfectenheere die Oberhand, so wird sie sich doch einer republikanischen und radicalen Opposition gegenübersehen, deren gesteigerte Erbitterung tagtäglich eine Explosion herbeiführen kann. Siegt dagegen die Opposition, so liegt die Gefahr vor, daß die klericalen Machthaber den letzten Augenblick ihrer Gewalt zu irgend einem verzweifelten Schlage benutzen werden. Die Entwickelung der inneren Dinge in Frankreich kann daher dem Frieden nach außen unmöglich zu Gute kommen. Der Herzog Decazes mag sich noch so sehr um die Erhaltung der guten Beziehungen Frankreichs zum Auslande bemühen, die Natur der Dinge ist stärker als sein Streben, seine Umgebung wird ihn immer in anderer Richtung fortzuziehen suchen und seine Collegen, die sich selbst als die Minister des Kampfes bezeichnet haben, müssen, wenn sie diesen Kampf im Innern consequent durchführen, nothwendiger Weise dazu kommen, auch nach außen hin in Conflicte zu gerathen, denn die innere und äußere Politik sind zu enge verbunden, namentlich da, wo, wie augenblicklich auch in Frankreich, die internationalen Verbindungen und Organisationen der Ultramontanen eine Frage der inneren Politik sofort zu einer der äußeren machen können.

Der Marschallpräsident weiß sehr wohl, daß das Ausland offene Augen für diese Gefahren hat, darum benutzt er und sein Ministerium jede Gelegenheit, um die Welt der friedlichen Gesinnungen Frankreichs zu versichern. Der Erfolg hat diese Bemühungen gerade nicht gekrönt, vielmehr sind alle nicht geradezu ultramontan Gesinnten in allen Ländern der Welt vollständig einig in der Verurtheilung der Handlungsweise des Präsidenten, selbst die russische Presse, mit der die Franzosen noch in letzter Zeit so schön coquettirt hatten, will nichts von den neuen Ministern wissen. Mac Mahon beharrt indeß bei seiner Taktik, fährt fort, beruhigende Versicherungen zu ertheilen und hält es auch für sehr zweckentsprechend, gleich hinzuzufügen, daß ihm von allen Seiten im Auslande die angenehmsten Antworten zu Theil würden. Wir wissen nicht, ob sich einzelne andere Mächte so sehr beeilt haben, dem Marschall Liebenswürdigkeiten zu sagen, glauben es aber nicht. Das aber wissen wir ganz genau, daß von deutscher Seite beharrlich den französischen Versicherungen eine kühle Zurückhaltung entgegengesetzt worden ist. Uebrigens überschreitet die ministerielle Reclame, welche die Herren in Frankreich für ihr eigenes Werk machen, denn doch wohl das Maß des Zulässigen. Man erlaubt sich in Paris die Segnungen des Cabinetswechsels durch keine geringere

Autorität erweisen zu wollen, als durch die unseres Kaisers. Man colportirt in Paris nämlich mündlich und schriftlich ein Geschichtchen, in dem erzählt wird, der Marquis von Gontaut-Biron sei in der Lage gewesen, den Marschall zu seinen Vorgehen ermuntern zu können, und es wird dann weiter angedeutet, daß der Marquis sich dabei auf den Kaiser berufen habe. Das ist denn doch etwas stark, und es ist gewiß ein wohlverdienter Schlag auf die französische Anmaßung und Unwahrheit, wenn heute die Franzosen in ihrem eigenen „Journal des Debats" die ohne Zweifel autoritative Erklärung lesen müssen, daß Kaiser Wilhelm dem Marquis von Gontaut durchaus nichts gesagt habe, was zu solchen Angaben hätte Veranlassung geben können und daß es angezeigt sei, dieselben für unbegründet zu erklären, weil kein Zweifel darüber bleiben solle, daß Kaiser Wilhelm bei keiner Gelegenheit Mißtrauen gegen das liberale Cabinet Simon oder Vertrauen in das Ministerium Broglie ausgedrückt habe. Der Schlußsatz wird in Paris besonders stark einschlagen und wohl endlich einmal der Arroganz ein Ende machen, mit der man die Zustimmung Deutschlands zu Vorgängen in Beschlag nimmt, die bei uns die schärfste Verurtheilung erfahren und das größte Mißtrauen erwecken.

Die amtliche Haltung der deutschen Regierung gegenüber Frankreich ist am besten und correctesten bezeichnet worden durch das Verhalten ihres amtlichen Organs, der „Provinzialcorrespondenz". Dieselbe erwähnte die friedlichen Versicherungen des Marschall Mac Mahon und des Herzogs Decazes mit keinem Worte. Das hieß so viel, als, wir wollen nicht durch die einfache Reproduction dieser Betheuerungen den Schein erwecken, daß wir ihnen Glauben schenkten, wir wollen aber auch andererseits vermeiden, durch irgend welche Kritik derselben ein weitere Aufregung erzeugendes Mißtrauen hervorzurufen. Im „Journal des Debats" hat sich die deutsche Meinung nun freilich seither etwas stärker Luft gemacht. Aus Allem diesem geht mit vollster Deutlichkeit hervor, daß die deutsche Regierung mit größter Zurückhaltung und gespanntester Aufmerksamkeit der Entwickelung der Dinge in Frankreich folgt, und es erhellt ferner, daß die Hoffnung auf eine harmlosere Gestaltung unserer Beziehungen zu Frankreich dahin und daß die Besorgniß vor unerwünschten unliebsamen Verwickelungen an ihre Stelle getreten ist. J.

Literatur.

Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis neuesten Zeit mit besonderer Rücksicht auf Länder, Völkerkunde und Culturgeschichte bearbeitet von Fr. Krones. Berlin, Th. Grieben. — Den gebildeten Mann deutscher Gesellschaft kennzeichnet der Besitz einer gewissen Menge von Kenntnissen in verschiedenen Fächern. Durch stillschweigendes Uebereinkommen ist eine Art Kanon dafür festgestellt worden, natürlich mit localen Nuançen. Weder in Deutschland, noch, was am meisten auffällt, in Oesterreich selbst, gehört zu diesem Kanon Bekanntschaft mit österreichischer Geschichte. Es gilt als Zeichen, daß Jemandes Studien eine Wendung zu Specialarbeiten genommen haben, wenn man erfährt, er beschäftige sich näher mit der Historie Oesterreichs. Aus mancherlei Gründen wird diese Erscheinung begreiflich. Einmal kann von österreichischer Geschichte erst in später Zeit gesprochen werden. Das ganze Mittelalter hindurch und

noch weit in die neue Zeit herauf giebt es eine böhmische, polnische, ungarische Geschichte, eine Geschichte der deutschen Erblande, und bei dieser wieder gesondert eine Geschichte der Ennsländer, Tirols, Innerösterreichs. Ja sogar für die Länder, welche unter dem letztgenannten Namen zusammengefaßt werden, ist es durch lange Zeit keineswegs möglich, einheitliches Emporwachsen zu erzählen, man muß jeder Einzelgruppe für sich nachgehen. Bringen schon diese Umstände einer Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse über Oesterreich Schwierigkeiten in den Weg, so werden die Hemmnisse noch dadurch vermehrt, daß viele ganz verschiedene Sprachen in dem Ländercomplex sich vertheilen. Wer, der nicht muß — und es müssen nicht viele —, lernt so leicht ungarisch? Eine Sprache, vom indogermanischen Laut- und Formentypus so weit entfernt, deren Kenntniß außer der historischen Literatur wenig Begehrenswerthes dem wissenlustigen Leser bieten kann. Auch den Fortschritt österreichischer Geschichtsschreibung erschweren diese Verhältnisse. Nur die Historie des achtzehnten Jahrhunderts, für welche durch die Centralisation der Politik in Wien und die Liberalität unserer Archivare die Quellen bequem zugänglich sind, erfreut sich auch in Deutschland größerer Theilnahme. Kein Wunder, wenn es eine brauchbare Darstellung älterer österreichischer Gesammtgeschichte noch nicht giebt. Majláth und Meynerts Bücher sind nicht sehr geschickt und gründlich gearbeitet, Fürst Lichnowskys acht Bände, nur eine allerdings wichtige Periode umfassend, sind langweilig und allein durch Birks daran geschlossene treffliche Leistung unentbehrlich. Die österreichische Geschichte für das Volk entzieht sich schon durch ihre patriotisch-pädagogische Tendenz der Benutzung jenseits der Grenzen des Kaiserstaates und das Handbuch des fleißigen Franz Mayer ist wegen seiner knappen Art der Berichterstattung in größerem Leserkreise nicht zu verwenden. Büdingers Werk ist für immer stecken geblieben und bricht ab, wo man die Hülfe exacter Forschung am dringendsten bedürfte, freilich auch, wo am schwierigsten zu arbeiten war. So ist es gewiß dankenswerth, daß Franz Krones, durch zwanzigjährige Thätigkeit auf verschiedenen Gebieten österreichischer Geschichte zureichend vorbereitet, es übernahm, ein ausführliches historisches Handbuch, die Darstellung der neuesten Zeit einschließend, zu schreiben. Mehr als die Hälfte des Ganzen liegt vor, somit genug, um ein Urtheil über Anlage, Richtung, Vorzüge und Nachtheile des Werkes zu gestatten.

Der Stoff soll in vierundzwanzig Büchern abgehandelt werden. Davon ist eben das elfte zu Ende gebracht, und es ergiebt sich daraus, daß die Geschichte der Neuzeit knapper erzählt werden wird als die des Mittelalters. Die Specialstudien des Verfassers haben hier wohl bestimmend eingewirkt. Der Schade davon ist nicht groß; das Publicum kennt das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert, letzteres vorzüglich durch Springers ausgezeichnetes Buch, ohnedies genauer als die älteren Perioden. Erhält man also in dem Buche nicht überall gleich eingehende Belehrung, so wird doch nirgends Bedeutendes vermißt, das Gegebene ist aus den besten Quellen sorgfältig geschöpft und alles macht den Eindruck des Zuverlässigen. Besonders betont erscheint die Territorialgeschichte, und in diesem überaus schwierigen, kaum von gründlicher Forschung berührten Gebiete sind umfangreiche Studien des Verfassers unschwer zu erkennen. Stellenweise entsteht dadurch ein Mißverhältniß zwischen nebeneinanderstehenden Partien; es dünkt mir aber, als werde dies durch die Wichtigkeit der Kenntniß von der Entwickelung historischer Territorien wieder ausgeglichen. Nicht stark genug kann immer ausgesprochen

werden, daß man in der Historie ob der handelnden Personen des Landes nicht vergesse, die Besitzverhältnisse, die Anstöße geschichtlicher Bewegungen, sich stets klar halte. Geschah dies in den letzten Darstellungen österreichischer Geschichte gar nicht, so ist es begreiflich, wenn es in dieser neuesten sich vordrängt. Berichte über die finanzielle und volkswirthschaftliche Stellung der Länder in den einzelnen Zeitabschnitten und über die Wandlungen derselben entbehrt der Leser auch in Krones' Buche schmerzlich. Da aber seit der Zeit, daß Ottokar Lorenz auf die Bedeutung des Studiums der Finanzverhältnisse hingewiesen und sie durch Beispiele ausgezeichnet illustrirt hat, gar wenig dafür noch geschehen ist, so wird dieser Mangel Krones schwerlich zur Last fallen. Auch die literarischen und socialen Zustände sind wenig berücksichtigt worden und Krones hätte deshalb besser die „Culturgeschichte" auf dem Titelblatte fortgelassen. Jedem Abschnitte ist ein Verzeichniß der einschlägigen Literatur vorangeschickt und gestattet, rasch über Einzelheiten sich näher zu erkundigen.

Die Schreibweise ist flüssig, die Erzählung auch der unerquicklichen Theile liest sich leicht. Freilich ist die Correctheit des Ausdrucks vielmals der Schnelligkeit des Arbeitenden geopfert worden und der bequemen Wendung hat die geschmackvolle oft weichen müssen. Austriacismen werden in unbehaglicher Fülle sichtbar. Allerdings sind diese Fehler, wie schon ihr Name anzeigt, ein Gemeingut der Deutschösterreicher. Unser Stilgefühl ist sehr wenig ausgebildet. Wäre es sonst möglich, daß Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen seit langen Jahren eine stattliche und hochergötzliche Reihe von Sprachschnitzern aus den Gymnasialprogrammen Deutschösterreichs aufsammelt, also gerade von dorther, wo es Amtspflicht ist, die Empfindung für das Richtige und Gewählte der Schreibart zu wecken, zu erziehen, zu bewahren.

Jedenfalls wird das Werk von Krones viel dazu beitragen können, daß unter die Forderungen allgemeiner, deutscher Bildung auch die einer guten Kenntniß österreichischer Geschichte einen festen Platz erhalte. Gar manche noch weitverbreitete falsche Vorstellungen werden durch das Buch berichtigt werden. Vor allem die eine, verhängnißvolle, das österreichische Staatswesen sei zufällig entstanden, durch allerlei wunderliche Zusammentreffen persönlicher Geschicke seien die einzelnen Länder aneinandergeschweißt worden. Noch immer beherrscht der thörichte Satz

Bella gerant alii, Tu felix Austria nube!

die Denkungsweise zahlreicher Politiker, auch in Oesterreich selbst. Wer aber mit österreichischer Geschichte sich auch nur etwas vertraut macht, wird sehen, daß ein ganz unabweisbares Bedürfniß die Ländergruppe der Monarchie zusammenhält, daß Bodengestalt und Geschichte der einzelnen Völker die Provinzen unter welcher politischen Form immer aneinanderfesseln. Krones' Erörterungen der Territorialgeschichte tragen wesentlich dazu bei, diese Erkenntniß zu klären. Steht aber ein solcher Zusammenhang fest, dann müssen auch die herkömmlichen Vorstellungen der großen Menge über die Aufgaben Oesterreichs sich ändern. Niemals vielleicht war dies nöthiger als eben jetzt und darum ist uns das Buch von Krones doppelt willkommen.

A. Schönbach.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 31. Mai 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die mecklenburgische Verfassungsfrage.*)

Von J. Wiggers.

Die Mecklenburger, welche die Beseitigung der altständischen und die Einführung einer constitutionellen Landesverfassung erstreben, haben sich über Mangel an Sympathien für ihre Sache im deutschen Volke nicht zu beklagen. Im Gegentheil hat die gesammte liberale Presse Deutschlands von Anfang an sie in ihrem Kampfe getreulich unterstützt, der deutsche Nationalverein hat sich auf ihre Seite gestellt und, nachdem der norddeutsche Bund und dann das deutsche Reich begründet war, hat die Vertretung des deutschen Volkes wiederholt ihre Stimme laut zu Gunsten der mecklenburgischen Wünsche erhoben.

Es liegt aber in der Natur der Sache, daß die Mitwirkung der deutschen Volksgenossen stets ihren Hauptanstoß aus dem Lande selbst, um dessen Verfassung es sich handelte, empfangen mußte, und daß die Darlegung der mecklenburgischen Zustände, die Begründung des Bedürfnisses einer Verfassungsreform, der Nachweis ihrer Dringlichkeit und andererseits der an Unmöglichkeit grenzenden Schwierigkeit ihrer Verwirklichung auf dem bisher eingeschlagenen Wege, endlich die Ermittelung eines Erfolg versprechenden neuen Weges und die Führung auf demselben wesentlich den Mecklenburgern selbst zufiel. Die über die mecklenburgische Verfassungsfrage erschienenen Druckschriften und die Correspondenzen und Artikel nichtmecklenburgischer Blätter über dieselbe hatten im Wesentlichen ihren Ursprung in Mecklenburg, und was über den Gegenstand von auswärtigen Autoren geschrieben wurde, beschränkte sich meistens auf Wiedergabe und weitere Ausführung mecklenburgischer Darstellungen. Die Gegner haben dieses thatsächliche und durchaus naturgemäße Verhältniß mehrfach benutzt, um den ganzen Verfassungskampf

*) Die mecklenburgische Verfassungsfrage. Deren Geschichte und gegenwärtiger Stand. Leipzig, F. A. Brockhaus.

in Mecklenburg als das Erzeugniß einiger unruhiger Köpfe darzustellen, welche die Verhältnisse und Einrichtungen mit möglichst schwarzen Farben geschildert, darauf die Behauptung des Bedürfnisses einer Verfassungsreform gegründet und es verstanden hätten, dieser Behauptung in größeren Kreisen Eingang zu verschaffen.

Diese Auffassung konnte sich nun freilich nicht mehr hervorwagen, seitdem die mecklenburgischen Landesfürsten selbst, nach langer Pause, das Bedürfniß einer Reform der mecklenburgischen Landesverfassung von Neuem anerkannt hatten und mit der Erklärung vor ihre Stände getreten waren, daß der patrimoniale Charakter dieser Verfassung beseitigt werden müsse, und seitdem auch die eine der beiden mecklenburgischen ständischen Körperschaften, die Landschaft, sich in gleichem Sinne ausgesprochen hatte.

Aber da von Seiten der mecklenburgischen Regierungen bisher die Sache der Reform äußerst schwankend und lau betrieben und seit zwei Jahren überhaupt nicht mehr gefördert worden ist, so muß ein der liberalen Partei in Mecklenburg jetzt ganz unerwartet und ohne ihr Zuthun kommender Beistand, den ein ihren Reihen ganz fern stehender und an ihren Kämpfen nicht unmittelbar betheiligter Staatsmann ihr in einem eingehenden und umfänglichen Werke leistet, doppelt erwünscht und erfreulich sein. Das diesen Beistand darbietende Werk ist nun vor kurzem erschienen. Der Verfasser wird Gründe gehabt haben, sich nicht zu nennen, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir diese in seiner früheren amtlichen Stellung suchen, welche ihn wiederholt in die Lage brachte, sein Votum über die Reichstagsbeschlüsse in der mecklenburgischen Frage abzugeben. Ein durch die staatsmännische Haltung des Werkes und verschiedene andere Merkmale bestätigtes Gerücht bezeichnet als Verfasser einen vor Kurzem in den Ruhestand getretenen hohen Staatsbeamten eines süddeutschen Staates. Aber auch ganz abgesehen von der gewichtvollen Persönlichkeit des Autors berechtigt die auf dem sorgfältigsten Studium der Quellen ruhende Vollständigkeit und Gründlichkeit, sowie die Sachlichkeit der Darstellung zu der Hoffnung, daß das Buch sich als ein sehr wirksames Mittel zur Klärung der Ansichten und zur Förderung der Wünsche der mecklenburgischen Bevölkerung in den parlamentarischen und staatsmännischen Kreisen des deutschen Volkes erweisen und daß diese seine Wirkung, namentlich auch bei den maßgebenden Persönlichkeiten der deutschen Staatsregierungen und in den Instructionen der Bevollmächtigten zum Bundesrath, zu Tage treten wird.

Den räumlich bedeutendsten Theil des Werkes bildet die geschichtliche Darstellung der mecklenburgischen Verfassungsfrage. Es beginnt mit einem Ueberblick über den Ursprung der mecklenburgischen ständischen Verfassung, zeichnet deren Grundzüge und berichtet über die Reformbestrebungen bis zum Jahre 1866 und deren vorübergehenden Erfolg. Hieran schließt sich ein von

der genauesten Bekanntschaft des Verfassers mit den stenographischen Berichten über die Verhandlungen des Reichstags und den sonstigen Reichstagsdrucksachen zeugender Abschnitt, welcher einen chronologisch geordneten Auszug aus den Verhandlungen im Reichstage über Mecklenburg von 1867—1875 enthält und dabei nicht nur die Verfassungsangelegenheit ins Auge faßt, sondern, zur Vervollständigung des Bildes, auch alle durch mecklenburgische Verhältnisse veranlaßten oder in dieselben eingreifenden Verhandlungsgegenstände in Betracht zieht, so daß das Buch in diesem Abschnitt gewissermaßen zu einer Gesammtübersicht über mecklenburgische Einrichtungen und Zustände in ihrem Verhältnisse zum Reiche wird. Eingeflochten wird hier zugleich eine Darstellung der im Jahre 1871 in Mecklenburg selbst eingeleiteten und in den folgenden Jahren fortgeführten Versuche einer Verfassungsreform, welcher sich dann in einem besonderen Abschnitt die Geschichte der weiteren Verhandlungen über diesen Gegenstand auf dem mecklenburgischen Landtage von 1875 anschließt.

Nachdem so der Verfasser den Stoff historisch dargelegt hat, knüpft er an diese Darlegung eine Reihe von Erörterungen, welche die Nothwendigkeit einer Reform der mecklenburgischen Verfassung und den Weg zu deren Verwirklichung zum Gegenstand haben. Die Hauptergebnisse, zu welchen er in diesem, dem Inhalte nach wichtigsten Theile seines Werkes gelangt, versuchen wir in Folgendem zusammenzufassen:

1. Die mecklenburgische altständische Verfassung entspricht nicht den Anforderungen an ein geordnetes Staatswesen, ihre Grundlagen sowohl, wie einzelne ihrer Bestimmungen, stehen mit denjenigen der Verfassung des deutschen Reiches in grellem Widerspruch und bedürfen, sowohl im Interesse des Landes selbst wie des deutschen Reiches, dringend der Umgestaltung. In keiner schwebenden staatsrechtlichen Frage ist die öffentliche Meinung und die Ansicht der Sachverständigen aller politischen Parteien so einig als hierüber. Hinderlich ist schon die bestehende Gemeinsamkeit der Vertretung bei Getrenntheit der Regierungsgewalt in beiden Großherzogthümern. Mißlicher aber noch und von hemmenderer Wirkung ist die ungewöhnliche Beschränkung der Hoheitsrechte der Fürsten durch die Theilnahme der Stände an der Landesverwaltung. Die Hauptsache aber ist, daß das Land eine wirkliche Vertretung entbehrt und daß die bestehende ständische Vertretung ihrer Natur nach jedem Fortschritt der Gesetzgebung und jeder Annäherung an moderne Staatseinrichtungen widerstrebt, da sie darin mit Recht eine Gefährdung des Fortbestandes ihrer alten Rechte und Privilegien und ihrer politischen Existenz selbst erblickt. „In Mecklenburg war denn auch ein derartiger Stillstand in der Gesetzgebung und inneren Entwickelung eingetreten, daß es das für die Einführung der aus den Anschauungen und Bedürfnissen der Gegenwart

hervorgegangenen, den heutigen Anforderungen und Verkehrsverhältnissen entsprechenden Bundes- und Reichsgesetzgebung wenigst vorbereitete deutsche Land war.“ In Folge dieses Zustandes stellten sich im Bundesrathe die mecklenburgischen Bevollmächtigten und im Reichstage die mecklenburgischen conservativen Abgeordneten, so lange es deren mit Hülfe des particularistischen mecklenburgischen Wahlgesetzes gab, allen den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Gesetzen entgegen oder suchten sie wenigstens möglichst in ihrem Sinne umzugestalten. Andererseits wandten sich die unter der Stockung der Gesetzgebung in Mecklenburg und unter den durch die Verfassung bewirkten Verhältnissen leidenden Interessen um Hülfe an das Reich.

2. Eine Umgestaltung der veralteten mecklenburgischen Verfassung ist nothwendig. Man darf nicht entgegenhalten, daß die Frage wegen der Staatsform ihre Bedeutung verloren habe, nachdem die wichtigsten Theile der Gesetzgebung auf das Reich übergegangen seien. Denn der Landesgesetzgebung steht noch fortwährend ein großes Gebiet offen und es wird auch fernerhin den Landesvertretungen an solchen Gegenständen der Berathung nicht fehlen, welche die geistigen und materiellen Interessen aller Schichten und Kreise der Bevölkerung berühren. Der Mangel, welcher darin liegt, daß eine veraltete Vertretung besteht, in welcher die Bevölkerung und deren heutige Interessen und Bedürfnisse nicht zum Ausdruck kommen und welche bei den wichtigsten Fragen der Landesgesetzgebung und bei der Regelung des Staatshaushaltes keine maßgebende Mitwirkung hat, wird fortan nicht minder peinlich empfunden werden als bisher. Es ist ein innerer Widerspruch, daß die mecklenburgische Bevölkerung bei der Bestellung der Landesvertretung Rechte entbehren muß, welche ihr bei der Wahl der Reichsvertretung zugestanden sind. Das Bedürfniß einer Verfassungsreform tritt in Petitionen und Anträgen der mecklenburgischen Bevölkerung fort und fort hervor und wird auch von keiner Seite mehr in Abrede gestellt oder in Zweifel gezogen. Nicht nur der Reichstag und dessen einzelne Parteien, mit Einschluß der conservativen, sondern auch die mecklenburgischen Landesfürsten und Regierungen und die mecklenburgischen Stände selbst haben dasselbe anerkannt.

3. Die bisherigen Versuche, im Wege freier Vereinbarung zwischen mecklenburgischen Regierungen und Ständen zu der allseitig als nothwendig erkannten Umgestaltung der Verfassung zu gelangen, haben es zur Genüge bewiesen, daß auf diesem Wege das Ziel nicht zu erreichen ist. „Eine nähere Untersuchung der Verfassungszustände der beiden Mecklenburg, der bei Aufhebung oder Modification der bestehenden Einrichtungen ins Spiel kommenden Interessen und der Mittel, welche die gegenwärtige Verfassung zur Geltendmachung und Wahrung dieser Interessen bietet, ein Durchgehen der über Verfassungsvorlagen mit den mecklenburgischen Ständen gepflogenen Verhand-

lungen begründen die Ueberzeugung, daß, auch bei dem besten Willen beider mecklenburgischen Regierungen, auf dem Wege unmittelbarer freier Vereinbarung derselben mit den Ständen eine entsprechende Umgestaltung der mecklenburgischen Verfassung nicht zu Stande kommen wird." Niemand wird es jetzt noch wagen, an eine Erneuerung solcher Versuche eine Hoffnung des Gelingens zu knüpfen.

4. Es bleibt daher nur übrig, sich an das Reich um Hülfe zu wenden. Das Reich hat nicht nur ein Interesse, sondern auch ein Recht, vermittelnd und fördernd in die Frage einzugreifen. Außer dem Interesse, welches jeder Bundesstaat an der Gleichartigkeit der Verfassungen der Einzelstaaten mit der seinigen hat, fordert es jetzt auch die Autorität und das Ansehen der Reichsgewalt, daß die mecklenburgische Verfassungsfrage nicht länger unerledigt bleibe und daß man die Lösung nicht länger mit dem Ausdruck von Erwartungen hinhalte, von welchen es inzwischen doch offenkundig vorliegt, daß deren Verwirklichung eine Unmöglichkeit ist.

5. Unter den verschiedenen Wegen, auf welchen die Hülfe des Reichs in der mecklenburgischen Verfassungssache nachgesucht und gewährt werden kann, gebührt demjenigen der Vorzug, welchen die mecklenburgischen Abgeordneten im deutschen Reichstage dreimal unter Zustimmung der großen Mehrheit des Reichstags betreten haben und welcher schon im constituirenden norddeutschen Reichstage, im März 1867, versucht worden war. Der Antrag der mecklenburgischen Abgeordneten geht dahin, daß der Reichsverfassung folgende Normativbestimmung eingefügt werde: „In jedem Bundesstaate muß eine aus Wahlen der Bevölkerung hervorgehende Vertretung bestehen, deren Zustimmung bei jedem Landesgesetz und bei der Feststellung des Staatshaushalts erforderlich ist." Der Verfasser widerlegt hier zunächst den Einwand, daß man doch nicht lediglich um Mecklenburgs willen eine für das übrige Deutschland überflüssige Bestimmung in die Reichsverfassung aufnehmen könne. Wie ein Reichsgesetz über das Alter der Großjährigkeit lediglich deshalb habe erlassen werden müssen, weil Mecklenburg und Lippe nicht zu bewegen waren, ihre betreffende Landesgesetzgebung mit der der übrigen deutschen Staaten in Uebereinstimmung zu bringen, so gut werde man dem noch tiefer erkannten und dringenderen Bedürfnisse der Herstellung constitutioneller Einrichtungen in Mecklenburg mittelst der Reichsgesetzgebung genügen können, nachdem die innerhalb Mecklenburgs in dieser Richtung gemachten Versuche sich als gänzlich aussichtslos erwiesen hätten und ein anderes geeignetes Mittel zur Einwirkung sich nicht darbiete. Die vorgeschlagene Bestimmung gebe keinen Anlaß zu der Besorgniß, daß in Folge ihrer Aufnahme in die Reichsverfassung Reichstag und Bundesrath noch aus anderen Staaten mit Reclamationen behelligt, oder daß andere Staaten durch Einmischung des Reichs belästigt

werden würden. Denn alle anderen deutschen Staaten haben bereits solche Verfassungen, wie die beantragte Normativbestimmung sie verlangt. Unbegründet sei ferner die Besorgniß, daß letztere, in Folge falscher Auslegung und Anwendung, zu Angriffen gegen das Bestehen erster Kammern und an der Vertretung betheiligter Virilstimmen Anlaß geben könnte. Denn die beantragte Bestimmung laute nicht: „In jedem Bundesstaate muß eine ausschließlich aus Wahlen der Bevölkerung hervorgehende Vertretung bestehen" u. s. w., sondern: „In jedem Bundesstaate muß eine aus Wahlen der Bevölkerung hervorgehende Vertretung bestehen." In diesem Sinne der Nichtausschließlichkeit ist der Satz in den bisherigen Verhandlungen von den Antragstellern stets ausgelegt worden, und es ist überdies die Absicht der mecklenburgischen Abgeordneten, bei der nächsten Wiederholung des Antrags im Reichstag diese Auslegung durch einen beigefügten Erläuterungssatz — etwa in folgender Fassung: „die vorstehende Bestimmung schließt nicht aus, daß die aus Wahlen der Bevölkerung hervorgehende Vertretung einen Zusatz anderer Bestandtheile enthält oder eine erste Kammer (Herrenhaus, Reichsrath 2c.) neben sich hat" — noch ausdrücklich als authentisch festzustellen.

6. Die Competenz der gesetzgebenden Factoren des Reichs zur Einfügung einer solchen Normativbestimmung in die Reichsverfassung ist nicht anzufechten. Wenn es auch nicht für opportun gehalten wurde, einen Satz dieser Art sofort bei Feststellung der Verfassungsurkunde des norddeutschen Bundes und des deutschen Reiches aufzunehmen, so ist es doch schon an sich kaum glaublich, daß die Möglichkeit der nachträglichen Aufnahme einer solcher Bestimmung, wie sie in allen anderen Bundesverfassungen sich findet, habe ausgeschlossen werden sollen. Die Reichsverfassung hat aber auch in der That in Artikel 78 jede Aenderung der bestehenden und Einfügung neuer Bestimmungen vorbehalten. Die Frage, ob der Antrag eine Erweiterung der Zuständigkeit des Reichs enthalte, kann dahingestellt bleiben, nachdem dergleichen Erweiterungen bereits wiederholt vorgekommen sind und durch Theorie und Praxis feststeht, daß auch solche Aenderungen, welche eine Erweiterung der Competenz des Reichs enthalten, auf dem in Artikel 78 vorgezeichneten Wege gültig zu Stande kommen können. Es ist ferner unzweifelhaft, daß der beantragte Zusatz in diejenigen Vorschriften der Reichsverfassung nicht eingreift, durch welche bestimmte Rechte einzelner Bundesstaaten in deren Verhältniß zur Gesammtheit festgestellt sind, daß derselbe also auch gegen die Stimme des davon zunächst und allein betroffenen Staats beschlossen werden kann.

7. Der beantragte Zusatz zur Reichsverfassung enthält nichts, was für die mecklenburgischen Regierungen und für den Bundesrath als nicht annehmbar gelten könnte. Er lautet allgemein und enthält keine Verletzung für das Land, auf welches er berechnet ist. Trotz seiner allgemeinen Fassung wird

er kaum jemals in einem andern Staate angerufen und in Anwendung gebracht werden können. Die neue Bestimmung nöthigt die Reichsregierung nicht zu einem unmittelbaren oder gar zu einem sofortigen Einschreiten. Man wird selbstverständlich den mecklenburgischen Regierungen zur Ordnung der Verfassungsfrage innerhalb Landes Raum lassen, zunächst etwa An Ersuchen an dieselben richten, und erst nach Ablauf einer entsprechenden Frist und nach etwaigem Scheitern neuer Versuche der Ersetzung der gegenwärtigen durch eine den Anforderungen des neuen Artikels entsprechende Verfassung mit dem Vollzuge vorgehen. Dieser Vollzug liegt in der Hand des Bundesraths und des Kaisers.

Der Verfasser resumirt schließlich seine Ausführungen in folgenden Sätzen: „Es ist von allen Seiten anerkannt, daß die gegenwärtige altständische, auf feudalen und patrimonialstaatlichen Grundlagen ruhende Verfassung der beiden Großherzogthümer Mecklenburg der Bevölkerung beider Staaten die Vertretung in einem Landtage und die Mitwirkung bei Erlassung von Gesetzen und bei Regelung des Staatshaushalts nicht gewährt, auf welche dieselben nach den Grundsätzen der repräsentativen Monarchie Anspruch haben. Die dringend gebotene und wiederholt zugesagte Umgestaltung dieser altständischen in eine constitutionelle Verfassung hat sich als auf dem Wege der Vereinbarung der mecklenburgischen Regierungen mit ihren Ständen unausführbar erwiesen. Solche Umgestaltung kam einmal, unter der Einwirkung der Ereignisse der Jahre 1848 und 1849, zu Stande. Aussicht auf ein abermaliges Gelingen ist nur vorhanden, wenn wieder ein zwingender Anlaß hergestellt wird. Zu diesem Zwecke ist von der mecklenburgischen Bevölkerung und ihren Abgeordneten die Hülfe des Reiches angerufen. Von den vorgeschlagenen Mitteln empfiehlt sich die Aufnahme einer Bestimmung in die Reichsverfassung, welche jedem Bundesstaat eine constitutionelle Verfassung gewährleistet. Eine solche Bestimmung entspricht dem Bundesstaatsrechte und findet sich in allen Verfassungen anderer Bundesstaaten, in der deutschen Bundesacte und in dem Entwurfe einer Reichsverfassung von 1849. Das Reich hat ein berechtigtes Interesse an endlicher Erledigung der mecklenburgischen Verfassungsfrage und ist zur Aufnahme der beantragten Bestimmung in die Reichsverfassung vollkommen befugt. Diese Bestimmung ermöglicht und verbürgt einerseits die gütliche Beilegung der schwebenden Frage und bedroht andererseits keinen andern Staat mit einer Einmischung des Reichs."

Wir sind mit allen vorstehend mitgetheilten Ausführungen Punct für Punct einverstanden und begrüßen in denselben eine gewichtvolle Zustimmung zu der Behandlung dieser Angelegenheit im Reichstage. Durch dieselben erfährt andererseits das Verhalten der mecklenburgischen Regierungen zu dem Reichstagsbeschluß sein wohlbegründetes Verwerfungsurtheil. Möchten diese

Regierungen von den Darlegungen des Verfassers Anlaß nehmen, die unbegreifliche abwehrende Haltung, welche sie gegenüber der Betheiligung des Reichs an der Erledigung der mecklenburgischen Verfassungsfrage beobachten, aufzugeben und statt dessen ihre Bemühungen mit denjenigen der mecklenburgischen Abgeordneten zu vereinigen, um auf dem von diesen eingeschlagenen Wege zum Ziele zu gelangen. Sind ihre eigenen Mittel zur Herbeiführung dessen, was sie selbst als dringendes Bedürfniß bezeichnet haben, längst erschöpft, wie sie zugeben müssen, und haben sie gerade in der Erkenntniß ihrer Machtlosigkeit, der widerstrebenden Ritterschaft gegenüber, seit zwei Jahren bis auf Weiteres die Waffen vor der Ritterschaft gestreckt und von einer veränderten Entschließung dieser Körperschaft die Wiederaufnahme der Verhandlungen abhängig gemacht, so kann es ihnen doch nur erwünscht sein, einen Ausweg aus dieser mißlichen, auf die Dauer kaum erträglichen Lage zu finden. Bei der vollständigen Rathlosigkeit, in welcher die mecklenburgischen Regierungen sich bezüglich der Mittel zur Durchführnng der von ihnen für nothwendig und dringlich erklärten Verfassungsreform befinden, ist es unerklärlich, daß sie noch fortwährend bei ihrer abwehrenden Haltung gegen den Reichstagsbeschluß beharren und in diesem Sinne ihre Bevollmächtigten zum Bundesrath instruiren. Es ist ein befremdliches Schauspiel, wenn man wahrnehmen muß, mit welcher ängstlichen Spannung diese einem erneuten Antrage der mecklenburgischen Abgeordneten im Reichstage entgegensehen, und wie sie, wenn ein solcher gestellt wird, ihrer Anweisung gemäß, denselben bekämpfen und dadurch selbst dazu mitwirken müssen, den einzigen Weg zu versperren, welcher zu dem von den Regierungen aufgestellten Ziele führt.

Wie die Angelegenheit weiter zu behandeln sein wird, wenn mit der Einfügung des beantragten Artikels in die Reichverfassung eine Grundlage für eine Action des Reiches gewonnen sein wird, das wird wohl zum Theil davon abhängig sein, ob die Ritterschaft unter dem Druck der neuen Bestimmung sich geneigt zeigen wird, durch eine veränderte Politik dem Eingreifen der Reichsgewalt zuvorzukommen. Schon wegen dieser Ungewißheit der späteren Lage der Sache halten wir es zur Zeit noch nicht für dringlich, in die Frage näher einzutreten, in welcher Art die Reichsgewalt von dem ihr aus der neuen Bestimmung erwachsenden Recht Gebrauch zu machen habe. Ohne daher für jetzt die Erörterung jener Frage aufzunehmen, wollen wir doch nicht unterlassen, gegen einzelne Andeutungen des Verfassers, welche die später in Frage kommende Art der Anwendung der neuen Bestimmung auf Mecklenburg zum Gegenstand haben, schon hier unsere Vorbehalte zu machen, damit nicht unser Schweigen als Zustimmung ausgelegt werde. Bei der durchgängigen Uebereinstimmung, in welcher wir uns mit ihm in der Hauptsache befinden, in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Aufstellung einer

reichsgesetzlichen Bestimmung, welche jedem Bundesstaate eine constitutionelle Verfassung gewährleistet, einer Bestimmung, für deren Ausführung, so weit es daran noch fehlt, dann das Reich zu sorgen haben würde, dürfen wir wohl hoffen, daß auch bei den späteren Stadien eine eingehende Erörterung schließlich zu gegenseitiger Verständigung führen werde.

Unsere abweichende Ansicht betrifft drei Puncte: die bei der Arbeit an der neuen Verfassung dem Freienwalder Schiedsspruche zu widmende Berücksichtigung, die Eventualität einer Octroyirung der neuen Verfassung und die Beibehaltung der Gemeinschaftlichkeit der Landesvertretung beider Großherzogthümer.

1. Bei der Erwägung der Art, wie auf Grund der neuen Bestimmung die constitutionelle Verfassung für Mecklenburg herbeizuführen sei, läßt der Verfasser es außer Betracht, daß Mecklenburg-Schwerin schon einmal ein in voller Wirksamkeit stehendes Staatsgrundgesetz besaß und daß dessen Beseitigung durch den Freienwalder Schiedsspruch nicht als eine zu Recht bestehende gelten kann. Von der Rechtsbeständigkeit dieses Spruches sind wohl nur diejenigen überzeugt, welche denselben veranlaßt oder dabei mitgewirkt haben oder welchen die Frucht jenes Spruches, die Wiederaufrichtung der altständischen Verfassung, zu Gute gekommen ist. Wenn die Bevölkerung des Landes diese Frucht mit verhältnißmäßiger Ruhe hingenommen und lange Zeit nur schwache Zeichen der Mißstimmung über jenen Act kund gegeben hat, so erklärt sich dies hinlänglich aus dem eisernen Walten der Reaction in den nachfolgenden Jahren und aus dem absoluten Mangel an Gelegenheit für die Bevölkerung, sich an Landtagswahlen zu betheiligen und mittelst derselben eine politische Meinung zu äußern. Eine unvermittelte Wiederherstellung des im September 1850 in Freienwalde von unberechtigter Hand zerstörten mecklenburgschwerinschen Staatsgrundgesetzes kann zwar jetzt nicht mehr in Aussicht genommen werden. Denn während der seitdem verflossenen Jahre ist in Folge der eingetretenen Umgestaltung der deutschen Verhältnisse für eine große Anzahl von Bestimmungen jener Urkunde die Möglichkeit einer Wiederherstellung geschwunden. Dies hindert aber nicht, im Princip an jenen, durch die Ausführung des Freienwalder Schiedsspruches vernichteten Rechtszustand wieder anzuknüpfen und im Wege einer Revision des Staatsgrundgesetzes mit einer nach dem Wahlgesetz von 1849 zu bildenden Abgeordnetenkammer die Feststellung der erstrebten neuen Verfassung zu bewirken. Auf diese Weise würde der im Jahre 1850 entstandene Riß geheilt und den Männern, welche damals als Abgeordnete das in dem Staatsgrundgesetz vorgeschriebene feierliche Gelöbniß abgelegt haben, diese Verfassung treu zu beobachten und zu bewahren, die Möglichkeit eröffnet werden, ohne Verletzung der damit übernommenen Pflicht wieder bei den Arbeiten der Landesvertretung mitzuwirken.

Nur unter der sicherlich wohlbegründeten Voraussetzung, daß der im Reichstag gestellte mecklenburgische Antrag einen Verzicht auf Wiederanknüpfung an die alte Rechtsgrundlage nicht in sich schließe, konnte es den durch das Gelöbniß in ihrem Gewissen sich gebunden achtenden Mecklenburgern zulässig erscheinen, sich an demselben als Abgeordnete oder Petenten zu betheiligen.

2. Der Verfasser bespricht (S. 311) den Fall, daß auch nach Aufnahme des beantragten Artikels in die Reichsverfassung eine Vereinbarung der mecklenburgischen Regierungen mit ihren Ständen nicht gelingen sollte, und äußert hierbei die Ansicht, daß dann das Verfahren bei Verlesung der jüngsten Verfassung für Ratzeburg den Gedanken an eine Octroyirung nahe lege. Er weist diesen Gedanken nicht zurück, sondern bemerkt nur, daß die mecklenburgischen Regierungen, bei ihrer näheren Kenntniß der Wünsche und Stimmung des Landes, zu überlegen haben würden, ob eine aus einer Berathung mit gemäßigt liberalen und gemäßigt conservativen Vertrauensmännern (auch aus der Ritterschaft und Landschaft) hervorgegangene Verfassung Aussicht haben würde, ins Leben übergeführt zu werden. Schlimmsten Falles, meint der Verfasser, werde eine Octroyirung zu einem Verfassungsstreite und zu einem Vorgehen nach Artikel 76, Absatz 2 der Reichsverfassung führen. Würde aber die neue Bestimmung der Reichsverfassung weder die Vereinbarung noch die Octroyirung einer neuen Verfassung innerhalb Mecklenburgs zur Folge haben, so würde die Reichsgewalt zum Einschreiten verpflichtet sein. Dabei könnte, bemerkt er weiter, auf Anrufe von mecklenburgischen Staatsangehörigen, ein Verfahren nach Artikel 76, Absatz 2 der Reichsverfassung zur Anwendung kommen, auf Grund dessen dann etweder ein Wahlgesetz für eine verfassunggebende Versammlung oder eine Verfassung von Reichswegen erlassen werden würde. Sollte aber ein Einschreiten nach Artikel 76, 2 nicht für statthaft gehalten werden, so würde Artikel 19 der Reichsverfassung die Grundlage für das weitere Verfahren bilden.

Gegen den hier in Aussicht genommenen Weg der Octroyirung einer neuen Landesverfassung durch die mecklenburgischen Regierungen können wir unter allen Umständen nur auf das Dringendste warnen; ganz besonders unleidlich würde uns ein solcher Act aber dann erscheinen, wenn derselbe denjenigen Personen überlassen werden sollte, welche zur Zeit als Minister an der Spitze der Landesverwaltung stehen. Das in Betreff des Fürstenthums Ratzeburg vorliegende Beispiel ist überdies wenig geeignet, zur Nachahmung zu ermuntern, da es, bei dem beharrlichen Widerstreben der Bevölkerung, bis auf diese Stunde nicht gelungen ist, die bereits im Jahre 1869 octroyirte Verfassung für das Fürstenthum Ratzeburg in Wirksamkeit zu setzen. Die beiden Fälle sind ferner dadurch einander sehr unähnlich, daß es sich für Ratzeburg um eine Verfassung für ein Land handelte, welches

bisher weder eine ständische noch eine constitutionelle Verfassung hatte, während in Mecklenburg eine factisch bestehende ständische Verfassung durch eine constitutionelle ersetzt werden soll.

3. Nach Ansicht des Verfassers (S. 265) ist die Beseitigung der bestehenden Union, der Gemeinschaftlichkeit der Vertretung, keine unumgängliche Nothwendigkeit. Er will es den Regierungen und Vertretern der beiden Großherzogthümer überlassen, bei Berathung der neuen Verfassung zu erwägen, ob sie zu dem durch das Staatsgrundgesetz von 1849 verwirklichten Gedanken der Aufhebung der Vertretungsgemeinschaft — unter Wahrung des Zusammenhanges der beiden Staaten durch Staatsverträge — zurückkehren oder ob sie den in den Verfassungsentwürfen des laufenden Jahrzehnts festgehaltenen Gedanken der Union sich aneignen wollen. Eine Construction der letzteren Art halten wir nicht für zulässig. Mit Beseitigung des patrimonialen Charakters der Landesverfassung muß entweder der Dualismus der Regierung oder die Gemeinsamkeit der Landesvertretung aufhören, wenn die neue Verfassung gesund sein und bleiben soll. Da nun die Fortdauer einer besonderen, unabhängigen Regierung für jedes der beiden Großherzogthümer nicht in Frage gestellt werden kann, so bleibt nur übrig, auf die Einführung einer gesonderten Vertretung Bedacht zu nehmen.

Die Regierungsvorlage wollte die Beibehaltung gemeinsamer Landtage für beide Großherzogthümer. Doch sollte jeder der beiden Landesfürsten außerdem die Befugniß behalten, für die speciellen Angelegenheiten seines Landestheils einen besonderen Landtag zu berufen. Dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin verbleibt nach der Vorlage das Recht, die Zeit für die Eröffnung des gemeinsamen Landtags und dessen Schluß zu bestimmen. Der Landtag kann durch gemeinsamen Beschluß beider Landesherren aufgelöst werden; jedoch ist jeder von beiden auch befugt, die Auflösung für seinen Landestheil, wenn schon nicht während der Dauer einer Session, auszusprechen. Der Präsident des Landtags wird vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Vicepräsident vom Großherzog von Mecklenburg-Strelitz aus den Mitgliedern des Landtags ernannt. Bei Gesetzgebungsfragen, auch wenn dieselben nur einen Landestheil angehen, haben die Mitglieder beider Landestheile, dagegen bei der Ordnung des Staatshaushalts nur die Mitglieder des betreffenden Landestheils ein Stimmrecht.

Schon unter der bisherigen Verfassung wurde das Unionsverhältniß, welches hienach auf die neue Verfassung übertragen werden soll, von den Regierungen als eine Fessel empfunden, welche sie bei sich darbietender Gelegenheit abzuschütteln versuchten und, wie die Erfahrung lehrt, nicht als Hinderniß eines einseitigen Vorgehens gelten ließen. Bei der Anbahnung der neuen Verfassung im Jahre 1848 gingen sie daher in ihren Vorlagen von der

Nothwendigkeit einer Aufhebung der bisherigen Vertretungsgemeinschaft aus. Eine Uebertragung des Unionsverhältnisses von der alten auf die neue Vertretung würde sich auch nicht als bloße Beibehaltung einer bestehenden Einrichtung, sondern als eine wesentliche Erweiterung derselben und Verschärfung ihrer Unbequemlichkeit darstellen. Bisher bedurften alle sogenannten „gleichgültigen", das heißt die ständischen Rechte nicht berührenden Landesgesetze nur des „rathsamen Erachtens" der Stände, und die Gesetzgebung für das Domanium und seine Bevölkerung war überhaupt der ständischen Mitwirkung entzogen. Durch die Uebertragung der Union auf die neue Vertretung würde die Gemeinschaft also in Gebieten wirksam werden, mit welchen sie bisher nichts zu thun hatte. Eine Einrichtung, welche bisher hauptsächlich nur den Zweck hatte, den ständischen Privilegien einen verstärkten Schutz zu gewähren, würde auf einen ganz neuen Boden verpflanzt werden.

Das Project einer Vereinigung der schwerinischen und der strelitzischen Vertreter in einen Vertretungskörper hat sodann die mißliche Folge gehabt, daß in der Vorlage, um zugleich für mecklenburg-strelitzische Sonderlandtage eine numerisch nicht zu schwache Körperschaft zu erlangen, die Zahl der strelitzischen Vertreter (23) im Verhältniß zu der Zahl der schwerinschen Landtagsmitglieder (102) viel zu hoch gegriffen ist, woraus der strelitzischen Bevölkerung ein ihrer Zahl nicht entsprechender Einfluß auf die Verhandlungen und Beschlüsse des Landtags eingeräumt wird, und daß zur Vermeidung eines zu stark in die Augen fallenden Mißverhältnisses die Zahl der schwerinischen Vertreter auf eine Höhe geschraubt worden ist, welche das vorhandene Bedürfniß bei Weitem überschreitet.

Anerkennung verdient es zwar, daß in der Vorlage der Staatshaushalt jedes der beiden Länder von der Gemeinsamkeit der Beschlußfassung ausbeschieden wird. Aber wenn man dies als Ausnahme von der Regel glaubt auffassen zu dürfen, so wird dabei übersehen, daß in Zukunft die Berathung des Staatshaushalts die Hauptthätigkeit des Landtags in Anspruch nehmen wird und daß eine Trennung der Finanzsachen und der übrigen Gegenstände der Gesetzgebung kaum durchführbar ist, da auch die letzteren meistens den Staatshaushalt berühren werden. Derselbe Grund, welcher zur Ausscheidung des Staatshaushalts aus der gemeinsamen Berathung führte, müßte also auch zu einer Verweisung aller zu demselben in Beziehung stehenden Gesetzentwürfe vor die Sonderlandtage führen. Was dann für die gemeinsame Berathung noch übrig bleibt, ist ein so unbedeutender Theil des Ganzen, daß es sich der Mühe nicht lohnen würde, dafür den künstlichen Apparat der gemeinsamen Landtage zu schaffen. Soweit eine Gleichheit der Gesetze und Einrichtungen nöthig oder wünschenswerth ist, wird dieselbe einerseits schon durch die Reichs-

gesetzgebung genügend gewahrt und kann andererseits durch Verständigung der mecklenburgischen Regierungen mit einander bewirkt werden.

Zu beachten ist ferner, daß, wenn nicht eine unerträgliche Schwerfälligkeit des Geschäftsganges eintreten soll, die Sitzungen des Landtags künftig nur noch am Sitze der Regierung werden abgehalten werden können. Bei gemeinsamen Landtagen würde sich dies nur für die Abgeordneten des einen der beiden Landestheile einrichten lassen. Bei dem Ausschluß der Vertreter des einen Landestheils von der Mitwirkung bei der Berathung des Staatshaushalts des anderen würde eine angemessene Eintheilung und Folge der Geschäfte schwer zu bewirken sein.

Die Vorlage selbst durchbricht das Princip der gemeinsamen Landtage durch die Zulassung von Sonderlandtagen für die speciellen Angelegenheiten jedes der beiden Großherzogthümer. Damit würde schon das Thor geöffnet sein, durch welches bald, unter der Begünstigung der Regierungen selbst, der gemeinsame Landtag hinausziehen würde, um in zwei Sonderlandtagen auseinanderzugehen. Die Ungleichheit der Rechte beider Großherzoge in Betreff der Berufung und Schließung des Landtags würde diesen Entwickelungsgang erheblich beschleunigen. Jene Ungleichheit ist zwar auch jetzt vorhanden und von der Beibehaltung gemeinsamer Landtage unzertrennlich. Sie wirkt aber in der jetzigen Staatsordnung weniger empfindlich als dies gegenüber einer auf ganz anderer Grundlage beruhenden und dem Auflösungsrecht unterliegenden Landesvertretung der Fall sein würde. Durch die Bestimmung, welche das Recht der Auflösung während der Dauer der Session sistirt, würde nur der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz getroffen werden, da der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, vermöge des ihm vorbehaltenen ausschließlichen Rechts, den Schluß des Landtags zu bestimmen, der Landtagssession jederzeit ein Ende machen kann, so daß für ihn jene Bestimmung einen Aufschub im Gebrauch des Auflösungsrechts nicht bedingt.

Hiernach würde die Uebertragung der Gemeinsamkeit der Vertretung in die neue Verfassung nur die Quelle vielfacher Uebelstände und Reibungen und eine Hemmung der staatlichen Entwickelung sein, ohne irgend einen wirklichen Nutzen zu gewähren. Soll in Mecklenburg ein gesundes und lebenskräftiges Staatswesen begründet werden, so ist es nothwendig, die beiderseitigen Landesvertretungen eben so von einander zu lösen und zu scheiden, wie die Regierungsgewalt in jedem der beiden Länder eine getrennte und unabhängige ist.

Die Suphansche Herderausgabe.*)

Von R. Haym.

Schon vor Jahren ist auch in diesen Blättern auf das bevorstehende Erscheinen einer kritischen Gesammtausgabe Herders hingewiesen worden. Der erste Band dieser von Dr. Suphan in Berlin bearbeiteten Ausgabe tritt so eben, sehr gefällig ausgestattet, ans Licht. Es ist — die Leser mögen immerhin über den Berichterstatter lächeln — ein Ereigniß; ein literarisches natürlich, aber ein Ereigniß darum nicht weniger, das für das Studium unserer vaterländischen Literatur und weiterhin für die im Stillen vor sich gehende Bildung nationaler Denk- und Gefühlsweise von wichtigeren Folgen sein dürfte als ganze Dutzende neuer Romane und anderer Erzeugnisse des Tages, die so freigebig als epochemachende Erscheinungen ausgerufen werden, daß das Publicum darüber zu lächeln längst verlernt hat.

Freilich Herder! Wer liest denn noch Herder? Mit Klopstock und Wieland zu denjenigen literarischen Größen gestellt, die man anzuerkennen nicht umhin kann, aber zu kennen sich überhoben hält, ist der Kritiker Herder in der Bewunderung und Sympathie unseres Volkes durch Lessing, der darstellende Schriftsteller, der Dichter durch die beiden Größeren, die auf ihn folgten und auf ihm fußten, verdrängt worden. Und wer ihn denn ja lesen will, wem es nicht ohne Weiteres so damit ginge, wie Strauß von sich bekannte, daß ihm das längere Lesen in diesem Autor allemal Schwindel im Kopfe errege: — ist nicht durch immer wiederholte Abdrücke der „Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit", der „Stimmen der Völker in Liedern", des „Cid" und was etwa sonst durch die Tradition als seine bleibendsten, am meisten classischen Arbeiten bezeichnet wird, ist nicht vor allem durch die zwiefache Cottasche Ausgabe der „Sämmtlichen Werke" hinreichend dafür gesorgt, daß Jeder nach Lust und Laune an der reichbesetzten Tafel dieses Schriftstellers sich sättigen könne?

„Das verwünschte Wort classisch!" ruft Herder mit besonderer Beziehung auf die Alten; „sei classisch, wer da wolle", ruft er ein andermal, und mahnt, lieber nach dem Ruhme des Idiotistischen, einer Schreibweise, „eigenthümlich für unser Volk, für Materie und Sprache" zu streben.

Verwünschte Classicität! so möchten auch wir rufen. Du liesest z. B. die „Ideen zur Geschichte der Philosophie", weil sie für das durchgearbeitetste, das vorzugsweise „classische" Prosawerk Herders gelten, und bist enttäuscht,

*) Herders Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Bernhard Suphan. Erster Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1877. XLIV. u. 548 S. 8.

weil Dich, willst Du ehrlich sein, die Längen des Buches mit seinem rhetorischen Tone langweilen. So wirf es doch weg und versuche es einmal mit jenem unclassischen ersten Entwurf zu den „Ideen", dem kleinen geschichtsphilosophischen Büchlein vom Jahre 1774, mit dem Kritischen Wäldchen über Lessings Laokoon, mit der Schrift über die Plastik — der Lieblingsschrift August Wilhelm Schlegels — mit den Provinzialblättern, mit dem Aufsatz über Ossian, über Shakespeare, mit — —

Gehört hat von diesen Stücken wohl Jeder, der überhaupt von Herder Notiz genommen. Aber nun suche er sie einmal in der Cottaschen Taschenausgabe, die da bestäubt und seit Jahren unaufgeschlagen auf seinem Bücherbrett steht! Als zwei zusammengehörige Geschwister traten die beiden Aufsätze über Ossian und über Shakespeare in die Welt. Viele Bände weit sind sie auseinandergekommen. Der Ossianaufsatz ist mit gutem Fug den Volksliedern vorangestellt — nur daß Du die „Volkslieder" — so fand es der Herausgeber, Johannes von Müller, ich weiß nicht ob classischer oder poetischer — unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern" aufsuchen und bei Leibe nicht glauben mußt, gerade nur und gerade alle die Lieder hier zu finden, die Herder einst 1778 und 79 unter jenem simplen Titel zusammenfaßte. Und nun blättre nach dem Shakespeareaufsatz weiter in der Abtheilung der Werke „Zur schönen Literatur und Kunst". Du bist beim letzten Bande angelangt, bei der „Nachlese". Du giebst es schon auf — noch ein Blatt weiter — und eine „Beilage" zur „Nachlese", wie ja auch sonst wohl der Nachtisch das Beste ist, bringt Dir endlich das Gesuchte.

Verwünschte Classicität! noch einmal. Weil die Werke Herders wie die eines Classikers, wie die Schillers und Goethes herausgegeben werden sollten, weil auch die Anfangs- und Jugendwerke in das Licht der reifen Bildung des Mannes gerückt, weil uns der fertige Schriftsteller, der vollendete Meister vorgeführt werden sollte, so wurde das Gebäude dieser Ausgabe zu einem systematischen Chaos, in dem nun Niemand den wirklichen Herder, sondern den zum Classiker zurechtgemachten, den auseinandergerissenen, in Fächer geordneten Herder wiederfindet. Unendlich hat die Willkür dieser unordentlichen Anordnung der richtigen Kenntniß und Würdigung, der Beurtheilung und dem Genusse des Schriftstellers Eintrag gethan, der weder ein Classiker, noch ein Fachmann, noch ein Systematiker war. Die Pietät der Freunde hat dieses Unheil angestiftet, und dieselbe schlechtverstandene und schlechtberathene Pietät hat noch andere Uebelstände verschuldet. Sollen wir einem Heyne das Recht zugestehen, darüber zu Gericht zu sitzen, was in den Jugendschriften Herders würdig sei, auf die Nachwelt zu kommen, was wirklich lehrreich, was anständig, was schicklich sei? Der nicht eben heldenmäßig angelegte Mann hatte, wie er uns selbst sagt, eine Abneigung gegen alle Fehden

— und darum sollen wir es uns gefallen lassen, daß alles, was ihm zu scharf oder zu persönlich vorkam, aus den Herderschen Streitschriften entfernt werde? Und gar, da er doch consequent nach diesem Princip zu verfahren den Muth nicht hatte — gar den „Mittelweg" uns gefallen lassen, bei dem jetzt einmal ganze Massen gestrichen, jetzt wieder eine starke Stelle beibehalten, jetzt endlich ein derberes durch ein milderes Wort ersetzt wird?

Die barbarische Verstümmelung des Textes, die dieses Heynesche Humanitätsprincip in den „Kritischen Wäldern" angerichtet, ist schon oft bemerkt und gerügt worden. Mehr im Recht war der berühmte philologische Herausgeber, als er von den beiden Auflagen der Ersten Sammlung der Herderschen Literaturfragmente die zweite zur Veröffentlichung auswählte. Sie ist eine vermehrte und verbesserte — das rechtfertigt die Wahl. Aber sie war, mit der ersten verglichen, geradezu ein ganz neues Werk; nur jene war von dem Verfasser selbst veröffentlicht worden; von jener war die gewaltige Wirkung auf die ganze damalige Literaturgeneration ausgegangen: hier war von Wahl also gar nicht die Rede; die Secretirung der ersten Auflage war eine Unterlassungssünde, welche nicht verfehlt hat, in unseren Literaturgeschichten das Bild des jugendlichen Herder zu verdunkeln und zu entstellen.

Nichts anziehender, als das Verhältniß Herders zu Lessing zu verfolgen. Nun giebt es in der Dritten Sammlung der „Fragmente" ein Capitel mit der Ueberschrift „Ein Anhang von einigen Streitigkeiten der (Literatur-) Briefe mit Wieland, Cramer, Klopstock". Der Briefsteller, mit welchem der Verfasser rechtet, ist kein anderer als Lessing. Die Differenz ist im höchsten Maße charakteristisch für den Standpunct beider Kritiker; das verschiedene Licht, in welchem der Eine und der Andere die religiöse Lyrik des Messiasdichters erblickt, beleuchtet aufs Schlagendste zugleich die grundverschiedene Denk- und Empfindungsweise beider Männer. Wie kömmt es doch, daß der sorgfältige Danzel, der mit Recht auf die Haltung Lessings gegenüber Klopstock ein so aufmerksames Auge hatte, sich diese Gelegenheit so ganz hat entgehen lassen, den Angreifer und den Vertheidiger Klopstocks zu confrontiren? Das macht: er kannte nur den Heyneschen Herder, und Heyne hatte einen so unüberwindlichen Widerwillen gegen „Streitigkeiten", daß er dies Streitcapitel, — ein Capitel, welches Herder als ein Piaculum „so vielen unschuldig und langweilig von den Literaturbriefen zu Tode gemarterten Seelen" dargebracht haben wollte, ohne Umstände über Bord warf.

Mindestens ebenso anziehend, die verschiedenen Phasen der Freundschaft zwischen Herder und Hamann zu verfolgen. Auch die Briefe Hamanns sind von jenen räthselnden Anspielungen nicht ganz frei, die seine Schriften so schwer genießbar machen; aber war es nöthig, die Spuren, die irgendwo zur Enträthselung dienen können, noch mehr zu verwischen? „Die Stelle im

Torso", heißt es in dem Briefe an Herder vom 9. April 1769, „hat mich gar nicht angefochten und ich habe meine völlige Rache schon in der Recension davon genommen". Ja, was ist das für eine Stelle im Torso, das will sagen in Herders Büchlein „Ueber Thomas Abbts Schriften", das er auf dem Titel als den „Torso von einem Denkmal an Abbts Grabe errichtet", bezeichnete? Sie ist in der Originalausgabe des Torso bald gefunden. Eine böse Stelle in der That! der Jünger verleugnet seinen Meister; er, der in den „Fragmenten" den kreuzfahrenden Philologen so hoch auf den Schild gehoben, spottet hier auf einmal über die gesuchten biblischen Redewendungen des wunderlichen Autors. Dieser Autor war sein Freund, der redlichste, den er überhaupt hatte; den „Schutzgeist" seiner eigenen nur eben erst flügge gewordenen Autorschaft hatte er ihn genannt, und unter dem offenbaren Einfluß des Hamannschen Stils hatte er den seinigen geformt. Aber das eben war es! Der alsbald von allen Seiten laut werdende Vorwurf, daß er hamannisire, verdroß ihn. Als Verfasser der Fragmente sehr bald bekannt geworden, wollte er in dem Torso schlechterdings nicht wiedererkannt werden, und darum mußte er jetzt von „abenteuerlichen Kreuzzügen des Philologen" reden, mußte fremd gegen ihn thun und selber, unter die Menge gemischt, ein Steinchen gegen ihn aufheben. Aus Pietät gegen das Andenken Hamanns, um die Erinnerung der lebenslänglichen Freundschaft beider Männer auch nicht durch den leisesten Schatten trüben zu lassen, in höchst ehrenwerther Absicht also, meinten die Herausgeber jene häßliche Stelle aus dem Torso herauscorrigiren zu müssen. Recht ehrenwerth, recht freundschaftlich, aber auch recht thöricht und recht kurzsichtig! Als ob nicht jene Worte in Hamanns Correspondenz doch stehen geblieben wären; als ob nicht die „Rache", die humoristische Anspielung Hamanns auf den Angriff des Freundes, in der Königsberger Recension des Torso Erklärung forderte; als ob nicht für Herders Charakter und schriftstellerische Manieren, für die ganze Natur dieser merkwürdigen Freundschaft der kleine Zwischenfall ungemein bezeichnend wäre; als ob nicht Hamann selbst seinem Alkibiades zugerufen hätte, er möge nur ja bei einer zweiten Auflage an keine Aenderung denken!

Doch zu viel schon der Beispiele, um das Unzulängliche der Vulgatausgabe der Herderschen Werke zu zeigen. Daß auch die unvollendete Hempelsche Herderausgabe die Lage der Sache nicht wesentlich gebessert hat, darf ausgesprochen werden, ohne daß man den Verdiensten zu nahe träte, die sich der Hauptherausgeber, Düntzer, anderweitig um Herder erworben hat. Es ist klar, eine wirklich brauchbare Ausgabe muß sich von dem Vorurtheil der Classicität losmachen und uns in Herder nicht, wenigstens in erster Linie nicht, den Schriftsteller vorführen wollen, der Kunstwerke und ewige Muster schuf, sondern den, der in der eigenartigsten und genialsten Weise, zum Theil in

den absonderlichsten Formen, in den wechselndsten Stimmungen und Launen, immer geistreich, aber fast niemals in der Haltung des Meisters, umwälzend, bahnbrechend, zielzeigend wie kein Zweiter in unsere werdende Literatur eingriff. Sie muß uns zweitens diesen Mann zeigen, nicht wie ihn fremde, wenn auch noch so befreundete Augen sahen oder zu sehen wünschten, sondern wie er war, unverfälscht und unverkürzt, ihn selbst und ihn ganz. Sie muß ihn uns endlich, um ihn so zu zeigen, in seinem geschichtlichen Werden, von seinen Anfängen an durch alle Wandlungen und Schwankungen bis in die Zeit seiner männlichen Reife und wieder absteigend bis in die trüben und doch noch immer von den Blitzen des Genies erhellten Schlußauftritte seines schriftstellerischen Lebens vorführen. So würde Herder selbst, er, der so besorgt war, daß der Nachlaß Lessings in die rechten Hände komme, daß von den Reliquien Winckelmanns auch die kleinste nicht verloren gehe, der zweimal zu einer Ausgabe der Schriften Huttens aufrief — so würde er selbst die Aufgabe formulirt haben. So fordert es der eigene, in allewege auf die Erkenntniß des Genetischen gerichtete Sinn Herders. So heischt es das höchste Gesetz aller wissenschaftlichen und menschlichen Mittheilung, die Wahrhaftigkeit. So allein geschieht der recht verstandenen Pietät Genüge.

Die Ausgabe, von welcher dem Publicum jetzt ein erster Band vorliegt, verspricht alle diese Forderungen in einer Weise zu erfüllen, für welche, was unsere neuere deutsche Literatur betrifft, noch kein Beispiel vorliegt. Sie übertrifft, so weit sich bis jetzt urtheilen läßt, an Genauigkeit die schöne Lachmannsche Ausgabe des Lessing, an — wie soll ich sagen? — an weiser Enthaltsamkeit die mühsame Gödekesche Schillerausgabe.

Nun zuerst werden wir Herder vollständig, wir werden den Text seiner gedruckten und ungedruckten Schriften treu, wie er sie geschrieben, in historischer Folge, kritisch gereinigt, nach echt philologischer Methode behandelt, kennen lernen.

Ein junger Gelehrter, mit dem ersten Eintritt in die wissenschaftliche Laufbahn für das Studium der Herderschen Schriften gewonnen, wird von immer wachsender Bewunderung ihres anregenden Inhalts ergriffen. Gleich erstaunt über die Fülle dieses tiefen und beweglichen Geistes wie aufmerkend auf die sprachlichen Mittel, deren er sich bedient, auf die Art wie bei ihm „Gedanke und Empfindung am Ausdruck klebt", faßt er den Entschluß, sich ihm ganz in Dienst zu geben. Er erfährt sehr bald alle Beschwerden dieses Dienstes, bei dem es nicht gestattet ist, dem großen Manne nur bei seinen Siegen und Triumphen zu folgen, sondern der ihn zur Aufmerksamkeit auf den kleinsten Wink und zu Handreichungen der alltäglichsten Art verpflichtet. Er bedarf der Gunst und Unterstützung derer, die dem Andenken Herders, der Erbschaft seines Geistes und seiner Schriften seit lange nahe stehen. Nur langsam

kann er sich an den entscheidenden Stellen das Vertrauen erwerben, daß er dem weitaussehenden Unternehmen gewachsen, ein treuer Verwalter der Schätze sein werde, die er zu heben gedenkt. Schritt für Schritt erobert er sich das Terrain; er muß warten; es giebt Abweisungen und Vertröstungen, Rückschläge und Hindernisse aller Art. Unverdrossen arbeitet er weiter, jede Stunde, die ein mühevoller Beruf ihm frei läßt, zu immer tieferer Durchforschung der Schriften benutzend, die ihm das Herz und den Sinn nun einmal gefesselt haben. Ausdauernd trotz aller Hemmungen kraft der liebevollen Hingebung an seinen Gegenstand, hat er eine neue Probe zu bestehen, als nun die Quellen reichlicher — nur zu reichlich fließen. Er sieht sich von einer Fluth von Handschriften umgeben, und wenn er hier auf ganz ungeahnte Schätze stößt, so muß er ein andermal mit der Geduld eines Goldwäschers arbeiten, um zwischen werthlosem Staube hin und wieder ein kostbares Körnchen zu finden.

Auch dem Schreiber dieser Zeilen, der sich seit lange mit einer biographischen Arbeit über Herder trägt, ist durch die entgegenkommende Freundlichkeit des Herrn Geheimen Staatsrath Stichling, eines Enkels von Herder, Einblick in diese Manuscripte gestattet worden. Man muß sie gesehen haben, um das Verdienst des neuen Herausgebers voll zu würdigen. Ungeordnet oder in falscher Weise für den Zweck der ursprünglichen Gesammtausgabe geordnet, auch wohl von Neuem in Unordnung gerathen, Brauchbares mit Unbrauchbarem, Benutztes mit Zurückgestelltem durcheinandergeworfen, verlangen sie einen sorgfältigen und kundigen Sucher und einen glücklichen Finder. Der Suchende und Ordnende bedarf der genausten Kenntniß der Herderschen Schriften und — soweit sie aus Briefwechseln und anderen Documenten erhellt — der Entstehungsgeschichte dieser Schriften. Er muß sich mit den von Jahr zu Jahr vor sich gehenden Wandlungen der zierlichen Handschrift Herders so vertraut machen wie ein Mädchen mit den Schriftzügen ihres Geliebten, und er wird mit alledem noch immer nichts ausrichten, wenn dem scharfen Auge und dem vielfassenden Gedächtniß nicht ein starkes Urtheil und eine gut geschulte Combinationsgabe zur Seite steht.

Es ist von unschätzbarem Werth, daß mehrere, namentlich von den früheren Schriften Herders in dreifacher oder gar vierfacher handschriftlicher Redaction vorliegen. Denn so war die schriftstellerische Methode des Mannes. Immerfort, ein langes Leben hindurch, hat er geschriftstellert und immerfort geschrieben. Ein unermüdlicher Umarbeiter, ist er immer wieder, in immer anderen Formen und Wendungen zu den in ihm gährenden Ideen zurückgekehrt. Er hat die Gewohnheit, zuerst eine kurze Skizze, ein meist vieltheiliges Schema zu seinen Arbeiten zu entwerfen, um sehr bald ein zweites und drittes, anders gegliedert, ausgeführter, mit neuen Gesichtspuncten, un die,

Stelle zu setzen. Die Ausarbeitung überfluthet alsbald die Dämme der Disposition unter dem Zudrang der mit der Rede zugleich strömenden Gedanken, die rasch und ohne Innehalten aufs Papier geworfen werden. Er tritt nach einiger Zeit zum zweiten Mal an das Geschriebene heran, nicht, um nur hie und da die bessernde Hand anzulegen, sondern um das Ganze umzuschreiben. Die Umschrift wird wieder umgeschrieben — wie wenn ein bildender Künstler, dem das erste Modell nicht genügte, ein zweites und drittes hinzufügte. Zum bloßen Ausfeilen scheint ihm die Geduld zu fehlen: zum Umschmelzen, zum Neuschaffen fehlt es ihm nie an Kraft und Frische. Dies immer wieder von vorne Anfangen, dies wiederholende Produciren, dies Abschreiben nicht der Abschriften, sondern der Urschrift in der Seele des Verfassers: wie unendlich lehrreich und aufklärend! Aber wie verwirrend auch und ermüdend — wenn nicht ein Kundiger zuvor sich der Mühe unterzogen hat, die Reihenfolge dieser mehreren Niederschriften zu bestimmen und den Gewinn, der sich aus dieser stufenmäßigen Durcharbeitung eines und desselben Themas ergiebt, aus der ungeordneten Masse der Papiere herauszusichten.

Fürwahr, leicht hat es Herder seinem Herausgeber in keiner Weise gemacht. Er „verliere sich vor Unordnung fast selbst", schreibt er einmal an Scheffner, und ähnlich spricht er in jenem merkwürdigen Reisejournal aus dem Jahre 1769 von der „gräulichen Unordnung seiner Natur". Er kannte sich gut, und seine Studienhefte vor allem bestätigen dieses Bedürfniß nach Ordnung, diesen Hang zur Unordnung. Da werden immer wieder Anläufe bald zu einer nach Fächern eintheilenden Einrichtung, bald zu einer chronologischen, tagebuchartigen Aufzeichnungsordnung genommen, und immer wieder geräth Alles durcheinander. Auszüge, Sammlungen, Gedächtnißnotizen, Bemerkungen, Ueberschriften, Dispositionen und vor allem Verse füllen in bunter Abwechselung die Blätter, jedes leere Plätzchen wird ausgenutzt, zuletzt gar das Heft umgekehrt, auf den Kopf gestellt und von hinten nach vorn beschrieben!

Eines ordnenden Hausgeistes, eines „Amanuensis" hätte dieser Mann bedurft. Nach seinem Tode endlich hat er den geschicktesten, zuverlässigsten, gewissenhaftesten gefunden, den er sich wünschen konnte. Keinen Buchstaben ungeordnet, kein Blättchen unbenutzt zu lassen und so, wie er selbst sagt, „Treue im Kleinen" zu üben, das erkannte mit Recht der gegenwärtige Herausgeber als die erste seiner Pflichten. Das gerade, was dem Autor fehlte, mußte der Herausgeber hinzubringen. Strenge Methode und philologische Genauigkeit fehlte Jenem: die größte Wohlthat, die ihm widerfahren konnte, war die, daß seine Schriften einer methodisch-philologischen Behandlung unterworfen wurden.

Es giebt eine echte und eine unechte Philologie: eine, die mit dem Buch-

staben Götzendienst treibt, und eine, die in dem Buchstaben den Geist ehrt. Die Haupttugend der Letzteren ist die Bescheidenheit und, mit ihr verbunden, die Sparsamkeit, welche sicheren Reichthum sammelt. Mit einer Enthaltsamkeit, die die gelehrtesten und fleißigsten unserer Philologen keineswegs immer zu üben verstehen, hat sich der Herausgeber Herders streng innerhalb der Grenzen seiner Aufgabe gehalten. Er giebt alles, was zum Verständniß des Inhalts der Schriften aus der Geschichte ihres Werdens geschöpft werden muß, und alles, was zur Controle der Authentie ihres Textes gehört: er giebt darüber hinaus nichts, — es wären denn die, nur anhangsweise auftretenden Anmerkungen, die doch auch zumeist nur den gedruckten Text Herders aus dem Text seiner ungedruckten Collectaneen zu erläutern unternehmen. In der knappsten und bündigsten, in der übersichtlichsten und aufklärendsten Weise erzählen die Einleitungen die Schicksale jeder Schrift bis zu ihrem Druck oder ihrer Druckfertigkeit und weiter die Wandlungen, die ihr von dem Verfasser zugedacht waren, ohne daß diese Pläne zur Ausführung gelangten. Ueber die Quellen, die ihm bei der Feststellung des Textes zu Gebote standen, über das beobachtete redactionelle Verfahren, über das Verhältniß des gereinigten zu dem traditionellen Texte wird jede wünschenswerthe Rechenschaft gegeben. Der gereinigte Text ist der, welcher aus Herders Feder floß. Was kümmert es den Leser Herders, im einzelnen zu erfahren, was ihm zufällig, etwa durch den Setzer, angeirrt, durch einen wohlmeinenden Corrector angefälscht, durch einen befreundeten Herausgeber angeflickt oder geraubt worden. Die Geschichte des Textes ist nicht die Geschichte der Textverstümmelungen. Die Letztere muß der Herausgeber, jene allein will der Leser wissen. Eine Ausgabe, die in einem großen Sacke den ganzen Lumpenapparat der unbefugten Aenderungen und der Druckfehler mit sich schleppt, mag eine Delicatesse für Bücherkenner und Ausgabensammler sein: demjenigen, der mit dem Schriftsteller allein sein will, stört sie mit der Aufmerksamkeit die Andacht und den Genuß. Ich bin sehr viel lieber in einem gesäuberten als in einem ungefegten Zimmer, soll ich mir aber den Staub, den die Bedienten machen, um den Kopf fliegen lassen — bitte, so laßt mich heraus in das alte, noch ungesäuberte Zimmer. Die Leser des neuen Herder haben nichts derart zu befahren. Der Mann, der uns hier herumführt, sagt uns kein Wort mehr als wir ihn fragen möchten. Er prunkt nicht mit dem Schweiß seiner mühevollen Arbeit, er zeigt nicht den Kehrichthaufen, sondern er freut sich, ihn beseitigt zu haben. Die Varianten, die er stehen ließ, sind Text so gut wie der über dem Strich, oder es sind solche, über die kein Anderer als der Verfasser selbst die letzte Entscheidung geben könnte.

Es bedarf nur eines Blickes in den vorliegenden ersten Band, um uns zu überzeugen, wie sehr das literaturgeschichtliche Bild Herders durch die

Suphansche Arbeit gewinnen muß. Schon die Aufsätze, welche Letzterer seit dem Anfang der siebziger Jahre allmählich in der Zacherschen Zeitschrift für deutsche Philologie veröffentlicht hat, mußten, während sie zugleich das günstigste Vorurtheil für den kritischen Beruf des Verfassers erweckten, die Erwartung auf so viele dort besprochene Herdersche Inedita und Apocrypha spannen. Der Jugendzeit Herders angehörend, finden diese jetzt in den ersten Bänden der Ausgabe, die in historischer Folge zunächst die sämmtlichen Prosawerke mitzutheilen bestimmt ist, Aufnahme. Da lesen wir zuerst jene in den „Rigischen Gelehrten Beiträgen" erschienenen Aufsätze, die der Herausgeber des „Lebensbildes" herbeizuschaffen verzweifelte und die doch für den Biographen Herders so anziehend sind, weil sie ihm als Versuche gelten müssen, den wahren Ton zu treffen, den nach dem Idealbilde des Verfassers der populäre, der „Wochenschriftsteller" anzuschlagen hätte. Da sind zweitens die nicht minder verschollenen Recensionen, welche Herder zwischen 1764 bis 66 in die „Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen" schrieb. Die Zeitschrift „Im Neuen Reich" machte sich vor drei Jahren einmal mit der Ermittelung dieser anonymen Stücke zu schaffen und gab einzelne Proben von ihnen. Es kann dem Berichterstatter nur erfreulich sein, daß die kritischen Feststellungen Suphans im Wesentlichen auf das gleiche Ergebniß geführt haben; wo eine Differenz hervortritt, ist das Recht auf Suphans Seite, und namentlich würde der Referent heute nicht den Wunsch wiederholen, daß eine vollständige Herderausgabe im Zweifelsfalle eher zu viel als zu wenig von diesem herren- und namenlosen Gute aufnehmen möge. Es ist durchaus in der Ordnung: „Nicht was Herder allenfalls geschrieben haben könnte, sondern nur was er wirklich geschrieben hat, durfte eine Stelle finden." Eine Recension ist im Grunde auch die kleine, bisher selbst den Belesensten unserer Literatoren nur dem Titel nach bekannte Schrift vom Jahre 1766 „Nachricht von einem neuen Erläuterer der H. Dreieinigkeit". Kennzeichnet sie den damaligen theologischen Standpunct des jungen Collaborators an der Rigaer Domschule, so lehrt uns eine andere „Haben wir noch jetzt das Publicum und Vaterland der Alten?" vom Jahr 1765, den Rigaer Bürger, den russischen Patrioten kennen, und die Verwirrung, welche die gleichnamige Abhandlung in den Humanitätsbriefen in Betreff der Beurtheilung von Herders Patriotismus angerichtet hat, wird nun ein Ende haben. Die drei Sammlungen Fragmente „über die neue deutsche Literatur" bilden den Schluß des Bandes, die Erste Sammlung natürlich in der ursprünglichen Gestalt, in der sie 1766 ans Licht trat. Ist das nicht ein reicher, ein die Kenntniß Herders ebensowohl bereichernder wie berichtigender Inhalt?

Fast könnte man wünschen, daß er weniger reich wäre. Denn glänzende Leistungen sind die Königsberger Recensionen in ihrer Gesammtmasse nicht,

bedeutend sind nicht alle von den Beiträgen zu den Rigischen Anzeigen. Das Portal, durch das wir in den weitläufigen Bau der Herderschen Schriftstellerei eintreten müssen, könnte einladender sein, und Manchen könnte es wohl gar von dem Eintritt abschrecken. Für die Folge ist es das Gesetz dieser Ausgabe, „die minder bezeichnenden kleinen Schriften, besonders die Recensionen" je an den Schluß derjenigen Periode Herderscher Schriftstellerei, zu der sie gehören, zu verlegen. War es wirklich durch das historische „Hauptgesetz" der Anordnung mit Nothwendigkeit bedingt, in Beziehung auf die Erstlingsrecensionen ein anderes Verfahren einzuschlagen? Würden dieselben nicht zweckmäßiger mit den Recensionen für Nicolais Allgemeine Bibliothek zusammengestellt worden sein? Es hängt doch Niemand gern einen Ladenhüter ans Schaufenster: die Liebhaber verlegener oder altmodischer Waare fragen schon von selbst danach.

Das schönste Portal jedoch bildet die Einleitung des Herausgebers, und der Glanzpunct darin ist die Geschichte der Entstehung, der Umbildung und Umbildungspläne der Literaturfragmente. Die Pfeiler dieses kleinen Baues stehen unter der Erde; hier lasse ich den Baumeister mit meinen etwaigen Zweifeln unbehelligt; — nur dort, in der Mitte, möchte ich einen der Steine ein wenig zurechtgerückt wissen. Es wird uns erzählt, wie es kam, daß Herder die schon gedruckte zweite Auflage der Ersten Fragmentensammlung, ebenso die schon niedergeschriebene Umarbeitung der Zweiten Sammlung unterdrückte. Die Indiscretion und die hämischen Angriffe der Klotzischen Partei trugen die Schuld. Der erste Grund jedoch der Verstimmung Herders gegen Klotz lag etwas weiter zurück als unsere Einleitung angiebt. Diese Verstimmung datirt nicht erst von der Recension des ersten Fragmentenbandes in der Klotzischen deutschen Bibliothek, sondern von der Besprechung, die der „neue Erasmus" in seinen Acta litteraria schon ein gut Theil früher gegeben hatte. Es ärgerte den empfindlichen jungen Autor, daß ihn Klotz dort unter der Rubrik der libri minores abgefertigt und sich, wenn auch nur im Vorbeigehen, über die Liebhaberei der Fragmente an Wortspielen aufgehalten hatte. D e s h a l b beantwortete er den Klotzischen Liebes- und Schmeichelbrief erst spät. Abweisend, erzählt unsere Einleitung, habe er ihn beantwortet. Aber abweisend lautet derselbe — wie wir ihn in den „Briefen deutscher Gelehrten an Herrn Geh. Rath Klotz" lesen, — keineswegs. „Nehmen Sie mir die Begeisterung nicht übel, in der ich zu schreiben anfange: eine Gedankenzusammenkunft mit einem Manne, wie Sie sind, kann schon immer begeistern" — das heißt ja wohl eher andringend als abweisend schreiben. Und nun trotzdem, trotz der Bitte, der Herausgeber der neuen Bibliothek möge Namen, Stand und Situation des Briefstellers „der Welt nicht eben so durchaus laut sagen" — trotzdem die klatschhafte Recension im ersten Stücke der Bibliothek! Als

Herder diese las — er las sie erst mehrere Monate nach jenem Briefe — was Wunder, daß sich da seine Verstimmung in Erbitterung verwandelte und daß nun die Sache weiter den Gang nahm, der in unserer Einleitung auseinandergesetzt wird?

Ich bin einmal ins Kritteln gekommen. Ohne mich mit der blinden Henne vergleichen zu wollen — es hat etwas zu Verführerisches, einem Manne, der so „rein hält", auch einmal ein Federchen vom Kleide lesen zu können! Ich trüge so gern etwas, wie wenig es sei, dazu bei, daß jeder Buchstabe in diesem Buche correct sei! Zwar der alte Nicolai wird mir mit einem k in seinem Namen noch immer — der alte langweilige Nicolai bleiben. Daß aber Herder in jener Rigaer Zeit die höchste Verehrung für den großen Göttinger Orientalisten Michaelis hegte, auf den er nachmals, in seiner Bückeburger Zeit, mit einer Art Berserkerwuth losschlug — nun, der Beweise dafür bedarf es nicht, ihrer ist legio. Schon wichtiger zu wissen, welche von den Schriften dieses „philologischen Sehers", dieses „Weltweisen" der junge Herder las oder kannte. Nach der Vorrede zur ersten Fragmentensammlung gehörten dazu die „Fragen an eine Gesellschaft gelehrter Männer, die auf Befehl Ihrer Majestät des Königs von Dänemark nach Arabien reisen" (1762). Denn was sollten die „Fragen eines deutschen Arabers" sonst sein, denen da der Fragmentist seine eigenen Fragen an die Verfasser der Literaturbriefe vergleicht? Und der „deutsche Araber" ist also nicht, wie uns die Suphansche Anmerkung zu jener Stelle der Vorrede sagt, Reiske, sondern Michaelis.

Doch diese Anmerkungen mit all' der reichen Belehrung, die sie bieten, sind, wie schon gesagt, nur Beiwerk. Ich will also in Betreff ihrer von dem Herausgeber nichts, desto mehr von Anderen wünschen, die sich dadurch zu vollständigerer Commentirung des Herderschen Erstlingswerkes mögen anspornen lassen. Ein Hauptgesichtspunct dürfte dabei der sein, die Quellen nachzuweisen, aus denen der anspielungsreiche Autor seine Anekdoten und Stellencitate unmittelbar geschöpft hat. Unmittelbar. Denn aus der ersten Hand (wie hin und wieder schon Suphan nachweist) hatte er sie keinesweges alle. Durchaus echt ist die Belesenheit, die er zur Schau trägt, so wenig, wie seine philologischen Kenntnisse allzu solide sind. Vieles verdankt er Hamann, Anderes hat er sich aus Blackwell (auf Beides macht Suphan aufmerksam), Anderes aus Montaigne, aus den Literaturbriefen, aus Abbt u. s. w. angelesen. Eine Notiz in einem seiner Studienhefte zeigt mir, daß er die Schlußworte der ersten Fragmentensammlung dem Johnson entlehnt hat. Verdächtig ist mir — den Jon und Phädrus ausgenommen — seine Platobekanntschaft, und ebenso verdächtig seine Citate aus Plutarch; „Ich habe leider" — so

schreibt er 1795 an seinen Sohn August — „den Plutarch zu spät gelesen, und das habe ich jederzeit innig bedauert.“

Von den Anmerkungen zum Texte zurückzukehren, finde ich nun freilich auch da noch etwas zu wünschen — aber der Wunsch kömmt zu spät! Von der zweiten, seiner Zeit von Herder cassirten Ausgabe der ersten Fragmentensammlung wird der zweite Suphansche Band den Text — aber er wird ihn leider nicht vollständig und nicht in ununterbrochenem Zusammenhang bringen. Nur die umgearbeiteten Stellen und die Vermehrungen, das Uebrige nur in der Form von Verweisungen auf die erste Ausgabe wird dort zu lesen sein, während wieder andere, kleinere Aenderungen und Zusätze als Varianten der ersten Ausgabe schon in gegenwärtigem ersten Bande aufzusuchen sind. Nichts von der zweiten Auflage geht auf diese Weise verloren, jedes Wort und jede Sylbe wird mit buchstäblicher Genauigkeit wiedergegeben. Genug für den Forscher — nicht ausreichend für den Leser. Ich bin kein Editor, aber als Leser wünschte ich die Einrichtung anders. Zusammensuchen kann ich mir den Text nun freilich, aber wenn ich in Einem Ueberblick mir den Eindruck der zweiten Auflage vergegenwärtigen will — werde ich da nicht doch wieder zu dem von Heyne besorgten Abdruck in der Vulgatausgabe meine Zuflucht nehmen müssen, und mich dabei immer von Neuem ärgern, daß der zusammenhängende Text kein durchaus zuverlässiger, der zuverlässige kein zusammenhängender ist?

Wie reichlich jedoch werden wir dafür entschädigt werden! Denn nun zum ersten Mal werden wir auch die für eine zweite Auflage umgearbeitete zweite und Einzelnes von der begonnenen Umarbeitung der dritten Fragmentensammlung zu lesen bekommen. Gleich wichtig und gleich anziehend sind die geretteten Stücke der von Herder beabsichtigten Fortsetzung des Torso. Ich will nichts verrathen, worauf nicht schon die Einleitung zu diesem ersten Bande einen Wink giebt: — aber wie wäre es, wenn wir da unter der Ueberschrift „Lessing und Aesop“ jene Gedanken über die Fabel fänden, von denen Herder in der Vorrede zur dritten Sammlung der Zerstreuten Blätter redet und die in eben dieser Sammlung in die Abhandlung „über Bild, Dichtung und Fabel“ hineingearbeitet wurden? wie vollends, wenn sich zeigte, daß die Zweifel, mit denen Herder die Winckelmannsche Kunstgeschichte begleitete, die Bemerkungen, mit denen er — so sagt er am Schluß des Ersten Kritischen Wäldchens — „in würdigem Tone vor Winckelmann treten wollte“, kurz, sein Kritisches Wäldchen über die Kunstgeschichte, das Seitenstück zu dem über den Laokoon, so gut wie unverloren wäre? Zweimal so weit als bisher dehnt sich vor unseren Augen das Feld der jugendlichen Autorschaft Herders; zum zweiten Mal gleichsam erleben wir, wie einst seine Zeitgenossen, das erste Aufsteigen dieses hellen Sternes, und nun erst, als wären auch wir

Genossen des unendlich mittheilsamen, begeisternd anregenden Mannes, sind wir im Stande, die Stimmung und die Wirkung ganz zu begreifen, die der junge Goethe erfuhr, als er in Straßburg an dem beredten Munde des nur wenig älteren Mannes hing.

Soll ich nun nach allem Gesagten und manchem, wie z. B. über die beabsichtigte Eintheilung und den muthmaßlichen Umfang der Ausgabe, Ungesagten, was man in der Suphanschen Vorrede hinreichend auseinandergesetzt findet — soll ich schließlich schwungvolle und eindringliche Worte suchen, um das Unternehmen der Vaterlandsliebe und dem, so Gott will, in unserem Volke noch nicht erloschenen Gefühl der Verehrung für die großen Geister zu empfehlen, die unsere Sprache, unsere Dichtung, unsere ideale Sinnesweise erneuerten? Es ließen sich Worte dieser Art — aufreizende Klagen und stürmische Mahnungen — Herder selbst entlehnen. Ich denke nicht sehr sanguinisch von dem Erfolge solcher Ansprachen: dem inneren Werth der Sache, der unvergleichlichen Gediegenheit dieser Arbeit vertraue ich desto mehr. Nur Eines kann ich nicht auf dem Herzen behalten. Ehre der Verlagshandlung, die im Vertrauen auf den ernsten Sinn der Deutschen diese Wiederauferweckung der Herderschen Werke auf sich genommen hat! Sie wird sich mit dem treuen Bearbeiter in den Ruhm zu theilen haben, einen halb verschütteten Quell des edelsten Geistes und der tiefsten Empfindung zum Segen für noch manche kommende Generation von Neuem eröffnet zu haben.

Barthold Georg Niebuhr und Graf de Serre.

Von Arnold Schaefer.

Wer Niebuhrs Leben mit Theilnahme verfolgt hat, wird lebhaft berührt worden sein von der innigen Freundschaft, welche Niebuhr während seines Aufenthaltes in Italien mit dem Grafen de Serre schloß.

Beide Männer waren durch ernste Lebenserfahrungen gereift und bewährt, als sie zuerst zusammengeführt wurden. In demselben Jahre mit Niebuhr geboren (am 12. März 1776), hatte Pierre François Hercule de Serre, eines Officiers Sohn, sich für den Artilleriedienst ausgebildet. Die Revolution trieb ihn in die Verbannung; bis zum Jahre 1799 nahm er unter den Truppen der bourbonischen Prinzen an den Feldzügen gegen die französische Republik mit Auszeichnung Theil. Aber jede Mußezeit, welche sich ihm darbot, verwandte er zu wissenschaftlichen Studien. Einen Winter über lehrte er zu Reutlingen Französisch, Latein und Mathematik. Er machte sich die

deutsche Sprache so gründlich zu eigen, daß er selbst deutsche Verse schrieb: mit den Meisterwerken unserer Literatur, namentlich mit Goethes Schriften war er vertraut und bewahrte ihnen auch in späteren Jahren seine Vorliebe.

De Serre war es müde, sein Brod in der Fremde zu essen. Die Sehnsucht nach seinen Eltern, welche in Frankreich zurückgeblieben waren, und das Verlangen, als Mann zu wirken, führten ihn, sobald die Zeitumstände es gestatteten, wieder in sein Vaterland zurück. Er widmete sich mit ganzem Eifer den Rechtsstudien und, durch eine vorzügliche Redegabe unterstützt, wurde er bald zu Metz, wo er sich niederließ, einer der geschätztesten Advokaten. Als es sich nach der Einverleibung der deutschen Küstenlande in das napoleonische Kaiserreich darum handelte, im Jahre 1811 für den zu Hamburg eingesetzten höchsten Gerichtshof einen Präsidenten zu ernennen, welcher, Franzose von Geburt, der deutschen Sprache mächtig sei, ward de Serre erwählt. Er gewann auf diesem Posten die rühmliche Anerkennung, daß er unparteilich des Rechtes gewaltet und, so viel an ihm war, den Druck der Fremdherrschaft und die Härte des Generalgouverneurs Davoust gemildert habe: ja von Seiten der geheimen Polizei ward er verdächtigt, daß er dem Continentalsystem zuwider den Handel Hamburgs begünstige (Corr. I. 219).

Nach Napoleons Sturze begrüßte er freudig die Wiederherstellung des bourbonischen Königthums und ward von Ludwig XVIII. zum Präsidenten des königlichen Gerichtshofes zu Colmar ernannt. Fortan war er einer der wackersten Vorkämpfer der constitutionellen Monarchie, welche er nicht minder gegen die blinden Eiferer für die alten, durch die Revolution beseitigten Zustände, wie gegen die dem Königthum feindlichen Parteien der Republikaner und Bonapartisten mit Talent und Energie vertrat. Vornehmlich als Präsident der Deputirtenkammer 1817 und 1818, dann als Justizminister bewährte er seine Einsicht, seine Mäßigung, seinen ernsten Willen Gesetzlichkeit und Freiheit zu vereinigen und so sein Vaterland aufzurichten, welches an den Wunden der inneren Gegensätze mehr noch als an den Folgen der langjährigen Kriege litt. Er war einer der ausgezeichnetsten Redner jener Epoche. Guizot rühmt von ihm, daß in seinen Reden die Kraft der Begründung stets der Bedeutung der vorliegenden Frage entsprochen habe. Wortreich ohne überschwänglich, knapp ohne trocken zu werden, leidenschaftlich ohne zu declamiren, fand er jederzeit die bündigste Antwort für seine Gegner, eben so mächtig, wenn er aus dem Stegreif, als wenn er vorbereitet sprach. Sobald er ein gewisses Stocken und Zaudern im ersten Augenblicke überwunden hatte, ging er mit festem und gedrungenem Schritte auf sein Ziel los, als ein Mann von glühendem Ernste, der keineswegs nach persönlichen Erfolgen strebt, sondern dem es nur darum zu thun ist, seiner Sache zum Siege zu verhelfen, indem er seinen Zuhörern seine auf Ueberzeugung beruhende Ansicht

mittheilt. Seine Reden sind gesammelt erschienen: Discours prononcés dans les Chambres Législatives par le Comte de Serre (1815—1822) II vols. Paris 1866. 8. Andere Reden und Aufsätze siehe in der Correspondance Tom. VI. Appendice. 1877.

Indessen waren die Dinge in Frankreich nicht danach angethan, eine monarchische Verfassung auf freisinniger Grundlage einwurzeln zu lassen. Die Führer der äußersten Rechten betrieben den Sturz der gemäßigten Minister: die äußerste Linke bot schadenfroh dazu die Hand. Dem vereinten Angriffe der entgegengesetzten Parteien unterlag im December 1821 das Ministerium des Duc de Richelieu, welchem de Serre angehörte. Es währte nicht lange, so glaubte der Minister de Villèle der Krone damit einen Dienst zu thun, wenn er sogar de Serres Wahl zum Abgeordneten hintertrieb: denn die gewichtigen Mahnungen eines solchen Mannes vor Rückschritten waren den Machthabern allzu empfindlich.

Nach seinem Rücktritte vom Ministerium ward de Serre, welchem Ludwig XVIII. persönlich sein Vertrauen nicht entzog, zum Gesandten in Neapel ernannt. Auf der Reise dahin verweilte de Serre im Sommer 1822 längere Zeit in Rom. Damals schloß er die Freundschaft mit Niebuhr, dem preußischen Gesandten am päpstlichen Hofe. Sie sahen sich wieder, als de Serre im November zum Congreß nach Verona reiste und von dort zurückkehrte. Bevor Niebuhr von seinem Posten schied, begab er sich im März 1823 mit seiner Familie auf fünf Wochen nach Neapel, um diese Stadt, ihre Bibliotheken und Museen und ihre Umgebungen kennen zu lernen, namentlich aber auch um nochmals mit de Serre zusammenzuleben. Sie trennten sich mit der Hoffnung, einander nördlich der Alpen, zunächst in Paris, wieder zu sehen. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht: schon nach Jahresfrist, am 21. Juli 1824, erlag de Serre einem Leberleiden, für welches er vergebens in der frischeren Luft von Castellamare Linderung gesucht hatte. Der edle Gleichmuth und der Seelenfriede, welchen er unter schweren Prüfungen im Leben errungen hatte, verblieb ihm auch auf dem Sterbebette. Er hatte einen Priester kommen lassen, um vor seinem Ende zu beichten: dieser rief, als er das Zimmer des Sterbenden verließ, zu wiederholten Malen aus, die Arme zum Himmel erhebend: E un angelo, è un angelo. (Corr. VI. suppl. p. 424.)

Das bleibende Denkmal der Freundschaft jener Männer bilden ihre Briefe. Niebuhrs Briefe an de Serre, anfangs französisch, seit der Reise nach Neapel deutsch geschrieben, sind in dem Anhange zu den „Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr", 1839, Bd. III. S. 371—452 abgedruckt. Eine sehr willkommene Ergänzung hierzu bietet die Correspondance du Comte de Serre annotée et publiée par son fils. VI Tomes. Paris 1876. 77 (mit einem Lebensabriß Tom. I. p. VII—LXXXI). Zwar ge-

winnen wir daraus nur einen bisher nicht bekannten Brief Niebuhrs; die übrigen sind, was der Herausgeber nicht angemerkt hat, sämmtlich bereits in den Lebensnachrichten veröffentlicht, und zwar vollständig, während in der französischen Ausgabe, wie in anderen Correspondenzen so auch hier, Stellen ausgelassen sind, „welche kein Interesse mehr gewähren oder welche geeignet sind, berechtigte Empfindlichkeit zu verletzen" (Tom I. p. V). Darin zeigt sich der Herausgeber gar ängstlich und befangen. So unterdrückt er Niebuhrs Bemerkung über die vom Cardinal Fesch erworbenen Gemälde: j'ignore avec quels moyens, car il est très embarrassé dans ses circonstances (Lebensnachrichten III. 381 = Corr. V 48) und in Niebuhrs letztem Geburtstagswunsche, zu den Worten „hätte ich mich am Tage geirrt, so sagen Sie es mir, geliebter Freund", den doch gewiß harmlosen Zusatz: „übrigens thäte der faktische Irrthum über den Tag nicht mehr als eine Täuschung über den historischen Gegenstand einer Andacht" (Lebensnachrichten III. 445 = Corr. VI. 33).

Die deutschen Briefe Niebuhrs (seit dem 9. Mai 1823) sind in französischer Uebersetzung gegeben, was einmal (V. 271) durch ein Versehen nicht angemerkt ist. Der bisher ungedruckte Brief lautet (V. 7):

Rome, le 7 janvier 1823.

Monsieur le comte,

J'espère que votre voyage aura été heureux et que, lorsque la neige tombe ici le jour de l'an, vous aurez éprouvé qu'on n'a pas tort de fixer à Terracine la ligne de démarcation entre l'Italie du milieu et les pays véritablement du Midi. Mes pensées et mes voeux vous ont accompagné. Je n'oublierai jamais les heures que vous m'avez accordées: voilà tout ce que je vous dirai. Vous connaissez assez mes sentiments. Souffrez pourtant que je vous dise que, si je me vois vieillir et éteindre, j'éprouve encore une consolation par la certitude que la vue et les paroles d'un homme comme vous me relèvent.

Vous avez eu les trois tableaux pour 300 piastres . . . . .

Palmeroli s'occupe d'envoyer les tableaux. Son travail sera bientôt fini, et j'espère que dans peu de semaines vous serez en possession de vos tableaux. J'espère trouver une occasion pour envoyer vos livres et les gravures. Si elle se présente assez sûre, j'en profiterai pour vous écrire comme vous m' avez fait l'honneur de me le demandes. *Vous m'aves fait l'honneur,* ce n'est pas

une phrase. Vous m'avez rendu le courage d'écrire: j'en étais bien dégoûté. *Mihi cane et musis.**)

Le 2, la réponse du Pope au Cortès d'Espagne est partie; elle persiste à refuser l'admission de M. Villanueva. Le renvoi du nonce est donc l'inévitable conséquence. Peut-être les griefs contre M. Villanueva n'étaient pas assez forts pour qu'on se mit dans ce terrible embarras dont l'Église peut souffrir d'une manière déplorable; on s'est laissé entrainer, et, ayant été si loin, on se serait avili en cédant.

Tout semble confirmer que l'Angleterre va mettre un impôt sur la propriété dans la prochaine session. En compensation, on abolira plusieurs droits très-onéreux, surtout pour l'économie rurale. Cette mesure est une des plus importantes en elle-même *et dans le sens qu'elle cache:* elle atteint la propriété dans les fonds, tant nationaux qu'étrangers. Elle est de plus une préparation, car on pourra toujours doubler des *pour cent,* tandis que les *assessed taxes* n'étaient plus susceptibles d'accroissement. On se prépare.

Adieu, monsieur le comte. Veuillez bien être persuadé que je ne le cède et ne le céderai à aucun de vos amis pour la sincérité et la vivacité de ma vénération, de mon attachement et de mon dévouement.

Niebuhr.

Wenn nun auch die Sammlung zu Niebuhrs Briefen nur einen hinzufügt, so bietet sie dafür eine ansehnliche Reihe von Briefen de Serres an Niebuhr, sämmtlich bisher ungedruckt, und hiermit die sprechendsten Beweise der Gegenseitigkeit ihrer Freundschaft. Graf de Serre bezeichnet Niebuhr als „das einzige Wesen, welches ich in Italien antraf, dessen Seele der meinigen entsprach" (Verona 17. Nov. 1822. IV. 536; vgl. den Brief an seine Mutter V. 134). Unter vielfachem Kummer, der ihn in dieser Zeit traf, richtete der vertrauliche Verkehr mit Niebuhr ihn auf: nach dem Tode seiner Mutter schreibt er (3. Nov. 1823. V. 369): „Wir reden oft von Ihnen in der Familie; wenn ich am tiefsten betrübt war, sagte meine Frau oft: wäre doch Niebuhr noch hier."

Die Briefe betreffen in vertraulichster Mittheilung Familienereignisse und häusliche Angelegenheiten sowohl als Kunst und Wissenschaft, Politik und Staatsverwaltung. „Welches Interesse und welchen Reiz haben Ihre Briefe

*) Cic. Brut. 50.

für mich, theurer Freund", schreibt de Serre am 8. Juli 1823 aus Ischia (V. 243): „wie wohl treffen Sie in jeder Sache den Zug, der gerade zu meiner Seele geht, und wie liebe ich es, mit Ihnen zu sehen, zu empfinden, zu erwägen."

Wie sehr entspricht diesen Gesinnungen de Serres, was Niebuhr aus Bonn im Januar 1824 an Frau Hensler schrieb (Lebensnachrichten II. 218): „das innige Verhältniß zu de Serre entbehre ich schmerzlich; zu ihm, in dem ich an der Gränze des Alters einen Mann gefunden habe, mit dem ich so ganz harmonire, daß wir Beide im Wechsel der Gedanken und im Erguß der Gefühle das Bewußtsein des vollkommnen innern Auflebens unsrer eignen Existenz haben: einen Mann von einer Geisteshöhe und einem Seelenadel, wie man ihn in unserm Geschlecht nicht leicht antrifft. Es ist ein Verhältniß, durch welches ich die rechten Tiefen der Freundschaft ergründet habe."

Die Briefe bestätigen, daß de Serre durchaus nicht bloß von Niebuhr empfing und aufnahm, sondern er erweist sich ihm vollkommen ebenbürtig. Bemerkenswerth ist z. B. de Serres Urtheil über die jüngst angeordneten preußischen Provinzialstände (Neapel den 30. Oct. 1823. V. 364): „ich bedaure jetzt, nicht die Frage der Provinzialstände in einer großen Monarchie mit Ihnen besprochen zu haben. Die Absicht dabei scheint mir vortrefflich, ich hege Zweifel über den Erfolg. Es ist merkwürdig, daß diese Art Stände in ganz Europa durch die Bildung der großen Monarchien zerstört oder erstickt sind und daß gerade die zuletzt gebildete sie heutiges Tages freiwillig wieder herstellt. Wird dieser erste große Schritt Sie zu Reichsständen führen? Bisher haben wir diese Combination nur in Bundesfreistaaten gesehen: die Schweiz, die Vereinigten Staaten, die Niederlande haben sie kaum anders als dem Namen nach beibehalten. — Die Neuheit Ihrer Stände, ihre Zusammensetzung, der allgemeine Geist der Zeit scheinen ihnen Wesen und Bedeutung zu verleihen. Da das Gemeininteresse nicht ausgeschlossen ist, wird es bei ihnen nicht den Vorrang gewinnen vor den localen Interessen? Auf verschiedene Standpuncte gestellt, werden sie es nicht unter verschiedenen Gesichtspuncten betrachten? Unsere Staatsmänner erachteten es vor der Revolution für eine Unmöglichkeit, Frankreich zu regieren, wenn alle seine Provinzen ständische gewesen wären. Die Regierung hat viele Mittel, sich mit Centralständen zu vereinbaren und sie zu leiten, welche sie mit Provinzialständen nicht hat. Aber wenn sie eines Tages Widerstand im Centrum zu besiegen haben soll, heißt dies nicht, sich außerdem Widerstand auf den verschiedenen Puncten der Oberfläche schaffen? Von einer anderen Seite, in einer Monarchie, welche kürzlich erst aus einander lange fremd gewesenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, die es gälte in demselben Geiste zu vereinigen, wäre es da wohl angebracht, ihre Unterschiede, ihre Gegensätze vielleicht, durch Sonder-

stände noch mehr zu betonen?" Niebuhr erwidert (Bonn den 4. Febr. 1824, Lebensnachrichten III. 439): „Ihre Bemerkungen über die entworfnen Provinzialstände sind höchst erheblich: wollte der Himmel, daß Sie in unsrer Mitte lebten und sie geltend machen könnten!"

Vor allen bedeutend ist de Serres letzter Brief, Neapel den 18. April 1824 (Corr. VI. 47—56). Er nimmt darin dankbar die Pathenstelle bei Niebuhrs jüngstgeborenem Sohne Franz an (der schon nach zehn Wochen starb) und spricht sich ausführlich aus über seine durch den Minister de Villèle herbeigeführte Niederlage bei den Wahlen zur Deputirtenkammer. „Mr. de Villèle hat geglaubt, darüber an mich schreiben zu müssen: als Freund hat er den Zeitpunct ungeeignet gefunden; als Minister schätzt er mich zu sehr, um mich zu fürchten; späterhin wird ein verabredeter Rücktritt mich auf die Bühne zurückführen. Wendel hat mir den seinigen angeboten. Ich habe ihm nicht, Mr. de Villèle kalt geantwortet" (S. 50; Villèles Brief vom 15. März und de Serres Antwort vom 3. April 1824 s. Corr. VI. 11. 38). „Ich bin betrübt, daß ich bei dieser Gelegenheit so viele Personen Gewissen, Blutsverwandtschaft, Dankbarkeit und Freundschaft habe verleugnen sehen; ich bin es auch durch die Vorahnungen, welche jeden rechtschaffenen Mann ergreifen müssen, wenn die Unsittlichkeit zur Pflicht und zur Trophäe erhoben wird" (S. 51). „Aus dem Wenigen, was ich Ihnen schreibe, werden Sie leicht urtheilen, daß ich nicht weniger als Sie das Bedürfniß habe, Sie wiederzusehen und aus Herzensgrunde mit Ihnen zu plaudern. Wie viel Freiheiten auch unsere guten Absichten unserer Feder vergönnen, es giebt so umfassende Fragen, daß man in einem Briefe sie kaum anzurühren wagt. Ach, mein theurer Freund, je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr scheinen mir die Menschen blind, welche sagen: die Revolution ist todt. Verjagt von den Höhen der Macht, schreitet sie dennoch heimlich, aber schnell und in der Tiefe. Ihre Gegner selbst wissen in ihrem Siege nur ihrer materiellen Ergebnisse sich zu bemeistern, mit ihrem Dünger sich zu mästen: sie suchen nichts weiter als Ruhe, Unthätigkeit und Geld. Zu solchen Zwecken scheuen sie sich vor keinem Schritte der Revolution, der in ihren Bereich fällt, selbst nicht vor denen, welche sie zuvor am schärfsten verurtheilt haben. Sie sehen nicht mehr, daß sie nichts anders ist als Auflösung; sie gefallen sich darin und fürchten wie den Tod alles was Organisation und Leben ist. Aber dieser Gegenstand würde zu weit führen; wir werden nur zu viele Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Auf Wiedersehen, theurer Freund; dieses Wort ist mir süß . . ." (S. 55 f.).

Diesen so recht aus der Tiefe des Herzens und mit prophetischem Sinne geschriebenen Brief hat Niebuhr, wie es scheint, nicht erhalten: er klagt am 6. Juni (Lebensnachrichten III. 448), daß de Serre seine Briefe vom 4. Fe-

bruar und 29. März nicht beantwortet habe. Zwei Monate später empfing er die Kunde von de Serres Tode, welche ihn tief erschütterte. „Es ist ein ungeheurer Verlust für mich", schrieb er an Frau Hensler (Bonn den 2. September 1824. Lebensnachrichten III. 94), „kein Mann stand mir so nahe: kein Mensch hielt so viel von mir. — Das verband de Serre und mich so ganz enge, daß unsere Ansichten aus dem Innersten unseres Wesens so harmonirten, daß Jeder in der Seele des Andern las, und nie ein Verstoß zwischen unsern Meinungen kommen konnte. Er war die reinste Seele auf Erden, und das liebebedürftigste Herz. Warum hast Du ihn nicht gekannt?"

Niebuhr beabsichtigte, dem Wunsche der Wittwe gemäß, das Leben seines Freundes zu schreiben („sein Leben ist die Geschichte Frankreichs seit 1814") und hatte vor, Frau de Serre in Paris zu besuchen, um Papiere zu benutzen, welche sie nicht übersenden konnte. Ehe er seinen Vorsatz ausführen konnte, raffte auch ihn der Tod dahin.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Theilungslandtag. Handel. Kunstgenüsse. — Noch schreibe ich Ihnen „aus der Provinz Preußen", aber schon in den nächsten Tagen tritt der letzte Landtag der Provinz zusammen, um über die bereits im Princip entschiedene und durch Gesetz ausgesprochene Scheidung in Ost und West praktisch zu befinden. Die politischen Gesichtspuncte treten dabei zurück, das Rechenexempel wird die wichtigste Rolle spielen. Da man jedoch dort und hier mit anderen Zahlen rechnet, wird es noch immer seine Schwierigkeit haben, das Exempel stimmend zu machen; die Gemüthlichkeit, die schon bei den allgemeinern Debatten über die Theilung aufgehört hat, wird bei Geldsachen nicht anfangen, und so ists wahrscheinlich, daß die Regierung schließlich ihr Machtwort einzuwerfen haben wird. Hoffentlich hat sie nicht der Agitation der Westpreußen im Princip nachgegeben, um nun auch bei der Auseinandersetzung der Vermögensantheile nach Grundsätzen zu verfahren, die den Umstand nicht genügend berücksichtigen, daß Ostpreußen nur zu lange das Stiefkind gewesen ist und jetzt durch die Theilung der Provinz vom Centrum noch weiter abgeschoben wird. Erfreulich ists, daß es wenigstens gelungen zu sein scheint, den sehr verehrten Oberpräsidenten von Horn zu bewegen, der künftigen Provinz Ostpreußen seine bewährte Thätigkeit zu erhalten. Selten dürfte die einer hohen Verwaltungsbeamten dargebrachte Ovation so aufrichtig gemeint und so herzlich gewesen sein, als die, deren er sich vor einigen Wochen zu erfreuen hatte. Man fürchtete, daß der Mann, der bisher an der Spitze einer großen Provinz gestanden und, wie bekannt, ein Gegner der Theilung gewesen war, nun die Hälfte für keinen

ausreichenden Wirkungskreis ansehen und seinen Abschied oder seine Versetzung beantragen könnte. Nun hatten sich Stadt und Land, die Kaufmannschaft, die Universität, die Generallandschaft und sämmtliche Körperschaften der Selbstverwaltung vereinigt, um ihm durch Deputationen ihre Verehrung und ihren Dank auszusprechen und die Bitte vortragen zu lassen, Ostpreußen treu zu bleiben. Er hat sehr bewegt zugestimmt und versichert, daß — was an ihm sei — die alten auch ihm liebgewordenen Beziehungen in Kraft bleiben sollen. Der Wunsch, diesen Chef zu behalten, ist ein selten einmüthiger, nicht nur bei den verschiedenen Verwaltungskörpern, sondern auch bei den verschiedenen — in Ostpreußen doch sehr verschiedenen — Parteien, und das spricht in der That ebenso für die allgemeinste Anerkennung seiner geschäftlichen Tüchtigkeit, als für sein großes Wohlwollen allen provinziellen Bestrebungen gegenüber, für seinen Gerechtigkeitssinn und für seine taktvolle politische Haltung. Er würde sicher im Abgeordnetenhause oder im Reichstage auf der Rechten sitzen und an seiner streng kirchlichen Gesinnung ist kein Zweifel; aber bei dem Chef der Verwaltung treten alle persönlichen Neigungen zurück: überall mit den Tüchtigsten zu arbeiten, nach dem Glaubensbekenntniß nicht zu fragen, Jedem gerecht zu werden, eine Versöhnung der Gegensätze in allem Gemeinsamen herbeizuführen, scheint hier Maxime des Handelns zu sein. Herr von Horn ist noch ein preußischer Beamter von altem Schlage: kenntnißreich, streng gegen sich selbst, wohlwollend, voll zäher Arbeitskraft und von jener ganz eigenen Freisinnigkeit, die mit der conservativsten Treue gegen Herrscher und Staat die rückhaltloseste Offenlegung der eigenen Meinung zu verbinden weiß. Uebrigens ist es noch nicht so gewiß, daß schon in nächster Zeit jeder Theil der Provinz seinen eigenen Oberpräsidenten erhalten wird. Man legt Gewicht darauf, daß der Kaiser, kurz bevor die Absicht der Regierung, auf die Theilung einzugehen, bekannt wurde, ein eigenhändiges, den Glückwunsch zu seinem Jubiläum beantwortendes, sehr gütig abgefaßtes Schreiben nicht an den Oberpräsidenten der Provinz Preußen, sondern an den Oberpräsidenten von Ost- und Westpreußen adressirt hat.

Der Königsberger Handel nimmt in diesem Jahre ganz unerwartet durch die politischen Verhältnisse einen sehr bedeutenden Aufschwung. Man wird unwillkürlich an das Jahr 1854 erinnert, als plötzlich in Folge der Blokade der russischen Ostseehäfen und der Sperrung des schwarzen Meeres Ostpreußen der Durchgangsweg für eine ungeheure Quantität russischer Producte wurde. Jetzt kreuzen allerdings englische Kriegsschiffe noch nicht vor Kronstadt, Riga und Libau, aber Odessa hört auf, ein wichtiger Ausfuhrplatz zu sein, und seinem bisherigen Handelsgebiet liegt Königsberg näher, als jene heimischen Häfen hoch im Norden. Freilich hat sich die Physiognomie dieser Handelsbewegung wesentlich verändert. Damals fehlten noch die Eisenbahnen,

diese mächtigsten Verkehrsadern. Es erschienen plötzlich ungeheure Caravanen von kleinen russischen Fuhrwerken, und der ostpreußische Bauer erkannte bald seinen Vortheil darin, mit zu fuhrwerken. Die Ausfuhr über See erfolgte vorwiegend auf kleinen Segelschiffen der deutschen, englischen und norwegischen Rhederei. Jetzt führt die Eisenbahn täglich gewaltige Wagenladungen von russischem Getreide heran; an den Güterbahnhöfen herrscht das regste Leben, denn in wenigen Stunden muß die Entladung der Waggons stattgefunden haben, um neuen Transporten Platz zu machen. Von da geht ein fast ununterbrochener Zug von Wagen, hoch beladen mit Getreidesäcken, durch die Stadt nach den Speicherrevieren am Fluß. Dort stehen sie oft die ganzen Nächte durch in den Speicherstraßen oder an den Kais, weil es unmöglich ist, die Ladung rechtzeitig zu Schiff zu bringen. Sackträger laufen schweißtriefend die Bretterstege auf und ab, mitunter über drei und mehr Fahrzeuge hinweg, um ihre Last in den Raum des großmächtigen Dampfers ausschütten zu können, der mitten im Fluß seine Nachbarschaft weit überragt. Diese großen eisernen Dampfer sind jetzt charakteristisch für das Ausfuhrgeschäft; sie fassen in ihrem weiten Bauch ganze Speicher voll Getreide, und die hiesigen sind mit ihren sechs und mehr Etagen doch schon nicht so leicht zu verschlucken. Aber zwischendurch lassen sich auch wieder alte, halbvergessene Gäste blicken: die langen niedrigen Wittinnen, die erst mit Getreide und Flachs beladen und dann mit einem Dach dafür versehen werden, das über ein mit Stricken befestigtes Stangengerüst gelegt ist und aus Bretterlagen besteht, die wieder nur durch dünne Seile zusammengehalten werden. Diese Bretter stellen so selbst einen Theil der Ladung dar, wie die Stangen und nöthigenfalls auch der ganze Holzkörper, auf dem die Last ruht. Täglich laufen mehr als vierzig Schiffe aller Art und Größe in dem Pregel ein, und oft ist derselbe so verstopft, daß stundenlang bei aller Anstrengung der Stromdiener keine freie Straße hergestellt werden kann. Da der Raum, auf dem diese Bewegung hin und her vor sich zu gehen hat, ein verhältnißmäßig enger ist, so entsteht darauf ein Leben und Treiben, wie es nur die größten Handelsstädte kennen. Die Verkehrsanstalten zur Beförderung der Güter zwischen den Bahnhöfen und dem Fluß, schon für die regulären Verhältnisse noch immer unzureichend, können dieser ungewöhnlichen Situation erst recht nicht genügen, und nur bei größter Ruhe und Besonnenheit auf allen Seiten ist es möglich, den schlimmsten Unzuträglichkeiten vorzubeugen. Man wird unseren Beamten das Zeugniß geben müssen, daß sie der außerordentlichen Lage der Dinge Rechnung zu tragen wissen und ohne kleinliche Aengstlichkeit die Ordnung aufrecht halten. Das Vorsteheramt der Kaufmannschaft thut alles, um unserem Platz den möglichsten Vortheil der politischen Constellation zu sichern. Sollte sich die allgemeine Annahme bewahrheiten, daß der russisch-türkische Krieg lang aus-

sehend ist, so können wir uns darauf gefaßt machen, daß der Zufluß von russischen Producten eher zu- als abnimmt, namentlich im Herbst nach der Ernte sehr stark wird; es muß und wird dafür gesorgt werden, daß er bewältigt werden kann, indem man alle Kräfte anspannt. Läßt sich doch hoffen, daß aus den provisorischen Handelsbeziehungen theilweise dauernde werden, wenn die Absender sich gut bedient sehen. Einem längst tief gefühlten Bedürfniß zur Erleichterung des Verkehrs wird schon in diesem Jahre abgeholfen: die königliche Ostbahn baut einen großartigen Viaduct zur Ueberleitung der Züge über die Communicationswege vor der Stadt und beseitigt dadurch die überaus lästigen, weil allzu häufigen Stockungen des Personen- und Wagenverkehrs. Ist nach alledem Königsberg auch noch weit davon entfernt „Weltstadt zu werden", so rüstet es sich doch mehr und mehr, als eine bedeutende Handelsstadt zu erscheinen und sich der Leistungen würdig zu erweisen, die man mit Recht einer solchen zumuthet.

Der Frühling ist in diesem Jahr bei uns gänzlich ausgefallen; davon haben Theater und Concerte ihren Nutzen gezogen. Was nützt das helle Tageslicht bis acht und neun Uhr, wenn man sich in den Pelz stecken müßte, um im Freien auszuhalten? Daß unser Stadttheater unter Stägemanns Direction schon in den ersten Monaten Bedeutendes versprach, schrieb ich Ihnen damals. Jetzt, wo die Saison sich ihrem Schluß nähert, kann ich nur bestätigen, daß seine Leistungen sich gleich geblieben sind, und sowohl für Oper als für Schauspiel alle billigen Anforderungen befriedigen mußten. Zu wünschen wäre nur, daß Stägemann bei seinem fast waghalsig hohen Etat seine Rechnung gefunden hätte und nicht den Muth verlieren dürfte, in derselben Weise weiter zu arbeiten. Der Besuch hat sich sehr erheblich gehoben, aber er ist noch immer sehr unregelmäßig und wechselnd. Im Ganzen hat sich die Neigung für das leichtere Genre des possenartigen Lustspiels sehr abgekühlt und ein solider Geschmack für die große Oper und das classische Drama gezeigt; aber auch manches Gute von mittlerer Gattung ist aus unberechtigtem Vorurtheil nicht gebührend gewürdigt und rasch begraben. Es fehlt uns noch ein ständiges Publicum, auf das dauernd Verlaß ist. Der Königsberger mißtraut allem Neuen und mag immer gern erst hören, wie's gefallen hat. So sind für erste Aufführungen selten volle Häuser zu erzielen, während das, was einmal Anklang gefunden hat, beharrlich in Gunst bleibt. Der Circus Salomonsky hat dem Theater einigen Abbruch gethan, selbst aber schwerlich gute Geschäfte gemacht. Gegenwärtig spielen vor den Thoren nicht weniger als vier kleine Theaterunternehmer in Restaurationslocalen und im Freien. Das ist des Schlechten denn doch fast zu viel. Freilich wird nicht nur „gemimt", es erscheinen auf den Thespiskarren auch Seiltänzer, starke Männer, Schlangenbändiger, Japanesen und Frauen „mit Löwengebiß". Wie groß die Anziehungskraft ist, bin ich außer Stande zu berichten; ich habe mir noch nicht einmal die Dame angesehen, die mit den Zähnen einen Mann auffängt und weiter befördert.

Der diesjährige Pferdemarkt wird, so schönes Material derselbe auch lieferte, doch nicht als besonders vortheilhaft für die Verkäufer — meist allerdings selbst Händler, die hohe Preise forderten — bezeichnet; dagegen hatte der gleichzeitige Maschinenmarkt einen sehr günstigen Erfolg. N—s.

Aus Berlin. Die Lage im Orient. — Die Lage im Osten gestaltet sich immer bedenklicher für die Türken. Wenn auch entscheidende Waffenthaten der Russen noch nicht zu verzeichnen sind, so gewinnt man doch mehr und mehr überall die Ueberzeugung, daß der überlegenen Wehrkraft und militärischen Zurüstung Rußlands der Sieg nicht entgehen wird. Und überdies scheint der Geist in der russischen Armee denn doch ein weit schneidigerer und thatenlustiger zu sein, als der der türkischen; die beiden Expeditionen gegen die türkischen Monitors zeugen davon. Die Türken haben ähnliche kühne Handstreiche bisher noch nicht versucht. Das ist für die Energie einer Truppe immerhin ein bedenkliches Zeichen. Wie abfällig neuerdings unsere militärischen Autoritäten über die kriegerischen Chancen der Türken denken, geht zur Genüge aus der Thatsache hervor, daß vier deutsche Officiere in das russische Hauptquartier geschickt worden sind und kein einziger in das türkische. Man glaubt also mindestens, sich des Studiums der türkischen Strategie an Ort und Stelle überheben zu können. Von der Beobachtung der russischen Action verspricht man sich dagegen sehr viel, namentlich glaubt man, daß der Feldzug in artilleristischer Beziehung höchst interessante Ergebnisse aufzuweisen haben wird. Unsere Marinekreise sind bereits durch die Torpedoexplosionen in die vollste kritische Thätigkeit versetzt. Es scheint, daß bisher Niemand so recht an die Brauchbarkeit des sogenannten Offensivtorpedos geglaubt hat. Um so größer ist jetzt natürlich die Ueberraschung. Für unsere Küstenvertheidigung wird diese neue praktische Erfahrung sehr bedeutend ins Gewicht fallen. Fachmänner meinen, daß, wenn wir im Jahre 1870 die Offensivtorpedos besessen hätten, die wir und alle anderen Marinen heute besitzen, der Aufenthalt der französischen Marine bei Helgoland eine Unmöglichkeit gewesen wäre, und daß er in Zukunft auch nicht wieder versucht werden wird.

In großem Maßstabe wird die russische Action an der Donau erst nach dem Eintreffen des Kaisers von Rußland bei der Armee aufgenommen werden, Alles was bis dahin geschieht, dient lediglich dem Zwecke der Recognoscirung und Einrangirung der Armeetheile in die Angriffslinie. Ueber die militärischen Vorkehrungen der Türken dringt wenig in die Oeffentlichkeit. Ebenso werden auch die Vorgänge in Constantinopel, so weit es geht, dem Lichte der Oeffentlichkeit entzogen. So viel ist sicher, daß die Ministerkrisis nur vertagt, keinesweges aber ausgeglichen ist. Die Anhänger Midhat Paschas arbeiten in der Stille weiter und haben die Hoffnung auf seine Wiedereinsetzung noch keinesweges aufgegeben. Vielleicht erfolgt sie unter dem Eindrucke einer neuen türkischen Niederlage. Uebrigens wird die Bedeutung, die eine solche Rehabilitirung Midhat Paschas haben würde, vielfach ganz falsch beurtheilt. Viele meinen, daß dieses Ereigniß den Russen zu Gute kommen würde, weil nothwendiger Weise jede Erschütterung der Regierungsgewalt in Constantinopel die Energie der türkischen Kriegführung lähmen müßte. Dem ist jedoch nicht so. Allerdings wird eine neue Krisis der Regierung in Constantinopel momentane Nachtheile auf dem Kriegsschauplatze zur Folge haben, aber andererseits würde, sobald erst Midhat Pascha auf dem Platze ist, der Krieg von türkischer Seite eine viel ernstere und gefährlichere Gestalt anneh-

men. Darüber ist man hier sehr genau und gut unterrichtet. Man denkt hier zwar gar nicht sehr günstig von den staatsmännischen Talenten Midhat Paschas, aber man weiß sehr wohl, daß er der Mann ist, welcher den wildesten muselmännischen Fanatismus entfesseln würde, wie er überhaupt derjenige gewesen ist, der ihn zum ersten Erwachen brachte. Mit seiner Rückberufung würde erst der „heilige Krieg" in Wahrheit beginnen.

Auch einen anderen Vortheil würde seine Wiedereinsetzung den Türken bringen, sie würde unfehlbar die Palastintriguen beseitigen, durch welche augenblicklich vorzugsweise der Schwager des Sultans, Mahmud Dumat Pascha die Einheit und Energie der Regierung durchkreuzt. Das Regiment würde ein weit strafferes sein, mithin den Russen keineswegs zum Vortheile gereichen. Es hat sich jetzt übrigens ganz klar herausgestellt, daß Midhat Pascha ganz allein es verhindert hat, daß die Pforte die bekanntlich schließlich sehr bescheidenen Beschlüsse der Constantinopeler Conferenz annahm. Wäre er ein paar Wochen früher aus Constantinopel entfernt worden, so wäre vielleicht sogar der Ausbruch des Krieges verhindert worden. Als er wirklich verbannt wurde, war es dazu schon zu spät.

Die Gerüchte über eine Friedensvermittelung, die die Türkei und Rußland kürzlich hier und dort nachgesucht haben sollen, sind ganz unbegründet. Die Pforte weiß sehr wohl, daß sich vor einer eigentlichen kriegerischen Entscheidung Niemand in Europa in ihre Angelegenheiten mischen will und Rußland wird sich natürlich erst nach einem glücklich ausgeführten Uebergang über die Donau zu Verhandlungen verstehen. Dann aber wird es allerdings solche herbeizuführen suchen. Und zwar glaubt man hier nicht, daß Rußland sich dieserhalb direct an die Pforte wenden werde; vielmehr meint man, daß Rußland Deutschland ersuchen werde, die Mächte insbesondere England von seinen Friedensbedingungen zu unterrichten und eine europäische diplomatische Action zu gemeinsamer Verständigung einzuleiten. Es ist ganz augenscheinlich, daß insbesondere England auf eine solche Entwickelung der Dinge rechnet und sich in dieser Voraussetzung des Gedankens eines bewaffneten Eingreifens bereits gänzlich entschlagen hat. Ist dann die diplomatische Campagne wieder eröffnet, dann wird England mit seinen Plänen auf Aegypten hervortreten. Oesterreich scheint gleichfalls einen solchen Gang der orientalischen Angelegenheiten im Auge zu haben. Die militärischen Vorbereitungen, die es schon seit längerer Zeit trifft, sind offenbar dazu bestimmt, seinem Worte einen tüchtigen Nachdruck zu sichern. Indeß wird wohl noch geraume Zeit vergehen, ehe das europäische diplomatische Concert an die Stelle des kriegerischen Dramas tritt.

J.

Literatur.

Vom Büchertisch. La civilisation et ses lois, morale sociale par Th. Funck-Brentano, professeur de droit des gens à l'école libre des sciences politiques. Paris 1876. — „Ragout von Anderer Schmauß" — wird mehr oder weniger ein jedes Buch von derselben Prätention wie dieses sein müssen. Denn darin stimmen wir mit dem Verfasser vollkommen überein, daß die uns, wie überall, so auch auf dem wissenschaftlichen Gebiet zur Noth und Plage gewordene Theilung der Arbeit keinem einzelnen, und wärs ein Franzos, soviel zu wissen vergönnt, wie Herr Funck wissen müßte, wenn sein absprechendes Urtheil über die Leistungen aller Völker und aller Zeiten auch

nur zur Hälfte auf eigenster Kenntnißnahme von denselben beruhen sollte; und so sind wir auch nicht gemeint, damit einen besonderen Vorwurf gegen seine Geschichte der Civilisation zu begründen. Wenn sie nur weniger tendenziös wäre, und einem durch die auf sein Ragout gegossene bittere Brühe nicht auch die besseren Brocken, die es enthält, ungenießbar gemacht würden.

Zu letzteren rechnen wir nicht die philosophische Grundlage seines Buchs, über die schon Aristoteles das Nöthigste gesagt hat, wohl aber manches gesunde Urtheil seines moralischen sens commun, insonderheit auch die oft wiederkehrende Apostrophe an seine Landsleute, daß sie, um den ihnen gebührenden Rang unter den Völkern wieder einzunehmen, in allem und namentlich in der Pflege des Familienlebens sich gründlich bessern müssen; 306: la famille est la vraie force des nations. 419: la France ne sera sauvée que le jour où elle saura acquis assez de science pour savoir bien élèver un enfant. 395: si, défaits et abattus à notre tour, nous voulons nous rendre les armées et les généraux invincibles de nos grandes périodes d'activité intellectuelle et sociale, ce sont nos moeurs privées et publiques que nous devons refaire; desgleichen die Aufforderung 420: à ses restreindre dans ses besoins et de travailler davantage. Aber mit dieser Aufforderung zur Bescheidenheit contrastirt schlimm sowohl das hämisch geringschätzige Herabsehen auf andere Völker, insbesondere auf die nur von Nachahmung lebenden Deutschen, von deren Beiträgen zur Cultur — etwa durch einige kleine Erfindungen — der Verfasser nichts weiß oder nichts wissen will, deren Reformation im sechzehnten Jahrhundert nichts weiter bedeutet, als daß sie, was ihre Luther und Melanchthon so gern gewollt, den Fortschritt der Civilisation nicht aufzuhalten vermocht haben (170), deren Oberhaupt Guillaume I. nur so ein Reich gegründet hat, wie les Gengis Khan (sic) und les Tamerlan auch (103), zu geschweigen der dummen Behauptung, daß er den Deutschen ihre nationale Einheit aufnöthigte, denn l'Allemagne ne veut pas son unité nationale! (104), als auch die bis zum Ueberdruß gehörte Phrase nationaler Eitelkeit, daß „Frankreich und die Civilisation" dasselbe bedeuten (28. 303 a.), zu vergleichen 305: C'est à nous seuls qu'il appartient de donner à la civilisation moderne une dernière période de puissance et d'éclat. Denn was Athen für Griechenland war, das ist Frankreich für die Welt: quand il n'y eut plus d'Athènes, la Grèce s'affaissa, quand Rome disparut, il n'y eut plus d'empire romain. Von einem Victor Hugo sind solche Tiraden allenfalls erträglich; denn da weiß man längst, mit wem mans zu thun hat. Wenn aber ein Völkerrechtslehrer von philosophischer Bildung sich dergleichen erlaubt und den Franzosen von heute damit zugleich zu besserer Erkenntniß, Bescheidenheit und — zu den verlorenen Provinzen verhelfen will, 366: nous avons abandonné des concitoyens à qui nous devons rendre leur patrie! so weiß man in der That nicht, mit wem mans zu thun hat, und ob es mit dem, was noch das Beste in seinem Buche ist, wir meinen mit dem sittlichen Pathos seiner Ermahnungen zur Umkehr, ein rechter Ernst ist. Bedenklich ist es jedenfalls, daß der Verfasser, um Frankreich und der ganzen Welt wieder auf die Beine zu helfen, schließlich noch ein anderes Mittel weiß, als die gründliche Sinnesänderung seiner Landsleute, und die Art und Weise, wie ers vom Zaune bricht, legt den Gedanken nahe, daß wir darin seine und des ganzen Buchs „Inspiration" zu erkennen haben. Wenn die edlen slavischen Völker (insbesondere die Russen: ces Slaves de race vierge (423) wüßten,

was sie zur Erreichung ihrer höheren Bestimmung von Frankreich und nur von Frankreich, zu profitiren bestimmt sind: c'est nous qui devrons — éclairer de loin la pensée des Slaves, c'est une nécessité de notre destinée! „Denn (das letzte Wort des Verfassers) darauf weist die ganze Geschichte der Menschheit gebieterisch hin: einer französisch-slavischen Civilisation gehört die Zukunft". Sapienti sat. ⊿

Goethes Briefe an Soret. Herausgegeben von H. Uhde. Stuttgart, Cotta. — Der Name Soret war dem Publicum bisher vorzugsweise aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe bekannt, wo des Aus- und Eingehens Sorets am Hofe zu Weimar und in Goethes Hause, der Unterhaltungen desselben mit dem Dichter und der guten Beziehungen Sorets zu Goethe wie auch zu Eckermann selbst, mehrfach Erwähnung gethan ist. Eine klare Einsicht in das Verhältniß zwischen Goethe und Soret, welche bisher, trotzdem daß Goethe selbst an mehreren Stellen seiner Briefe und autobiographischen Aufzeichnungen von seinem Freunde Soret spricht, nicht zu gewinnen war, eröffnet das vorliegende Buch, in welchem der unermüdliche Herausgeber abermals mehr als hundert ungedruckte Briefe und Billete Goethes zum Abdruck bringt. Man kann zwar nicht sagen, daß diese Briefe irgend ein erhebliches allgemeines Interesse in Anspruch nehmen, die Correspondenz des Dichters ist eine fast ausschließlich geschäftliche und seine naturwissenschaftlichen Interessen und Liebhabereien betreffende und nicht einmal der Naturforscher Goethe zeigt sich aus derselben von einer anderen Seite. Gleichwohl wird man dem Herausgeber für seine mit bekannter Sorgfalt und Gründlichkeit gemachte Ausgabe dankbar sein: Man ist in der Veröffentlichung goethescher Briefe bereits soweit gegangen, daß gegenwärtig nur noch der Grundsatz, möglichste Vollständigkeit zu erreichen, gelten kann. Andererseits aber kann bei dem großen Zusammenhang aller Dinge auch das scheinbar ganz Unwichtige für die geschichtliche Forschung eine plötzliche Bedeutung gewinnen. Friedrich Jacob Soret stammte aus einer Genfer Familie, er war 1795 in Petersburg geboren, wo sein Vater Hofmaler war. Mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts kehrten die Aeltern nach Genf zurück, Soret studirte auf der Genfer Akademie und zu Paris Naturwissenschaften und trat schon früh mit schriftstellerischen Arbeiten auf diesem Gebiete hervor. Trotz der langen Abwesenheit der Familie Soret von Petersburg waren die Beziehungen derselben zum dortigen Hofe nicht erloschen und mit der Verheirathung der Großfürstin Maria Paulowna an den Erbgroßherzog von Sachsen knüpften sich solche zu Weimar an: Friedrich Soret wurde 1822 zum Erzieher von Maria Paulownas Sohne, des jetzt regierenden Großherzogs von Weimar, berufen. Von dieser Zeit an datiren die Beziehungen Goethes zu Soret, der bis 1836 in Weimar blieb, dann in seine Vaterstadt zurückkehrte, wo er seinen Mitbürgern in politischen Aemtern und als Mitglied vieler Kunst und Wissenschaft pflegender Behörden manche gute Dienste leistete und wo er 1865 starb. Seine Gelehrsamkeit, seine feine weltmännische Bildung und sein edles Herz haben ihm die Freundschaft Goethes erworben und die treue Dankbarkeit seines fürstlichen Zöglings bis ans Ende bewahrt.

—i—

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 7. Juni 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Megalopolis.

Von W. Lang.

Vom Lykaiongebirge herabgestiegen, trafen wir wieder auf den Alpheios, den wir drei Tage zuvor unweit des alten Heraia verlassen hatten. Aus dem Waldgebirge waren wir in ein baumloses Flachland getreten, das sich längs des Flusses in der Richtung von Nord nach Süden erstreckt: die Ebene von Megalopolis. Der Alpheios ist freilich hier, in geringer Entfernung von seinen Quellen, noch ein unansehnlicher Bach, doch wollte sich erst weiter oben ein passender Uebergang auf seine östliche Seite finden. So ritten wir eine Strecke am Flusse aufwärts; es war nach mehrtägiger Gebirgswanderung zum erstenmal wieder ein ebener Pfad, wo man unbehinderter sich der Aus- und Umschau vom hohen Samarisattel herab hingeben konnte. Und immerhin lohnte es sich, eine solche Umschau zu halten, schon des Gegensatzes wegen, den sie zu den waldigen Schluchten bildete, aus denen wir kamen. Zwar die mainalischen Berge, die auf der Ostseite die Ebene begrenzen und die vom Lykaion herab als eine stattliche, zusammenhängende Bergwand sich dargestellt hatten, erschienen jetzt in ein Hügelland aufgelöst und dermaßen zusammengeschrumpft, daß sie zuweilen selbst durch die niederen Anhöhen, welche die Ebene durchziehen, verdeckt waren. Dagegen thürmte sich nach Süden der Taygetos in kecken, ausdrucksvollen Linien auf, doch blieben seine Spitzen in Wolken gehüllt, die auch auf seine Abhänge dunkle Schatten niederwarfen, wie denn überhaupt schweres Gewölk über der ganzen Ebene hing und der Landschaft ein düsteres Ansehen verlieh. Wir mußten uns mehr und mehr darein ergeben, daß sonnige Heiterkeit am allerwenigsten zu den Merkmalen der peloponnesischen Binnenlandschaft gehört.

Dagegen lud der schwere Himmel und die völlige Abwesenheit von Menschenwohnungen ganz dazu ein, den uralten Sagen nachzuhängen, die sich an dieses arkadische Land knüpfen. Zu unsrer Rechten zogen sich die bewach-

senen Hänge des Lykaion oder des arkadischen Olympos hin, in vielen Schluchten gegen die Ebene sich öffnend. Seine Gipfel, einst die Stätte des pelasgischen Zeusdienstes, waren jetzt gleichfalls in Wolken gehüllt, dunkle Gewittermassen zogen sich um den Kerausios zusammen und um seinen Nachbar, den Bergaltar des Zeus, der bis in die lichtesten Zeiten der hellenischen Cultur grausige Menschenopfer sah und der, ein abgeflachter Gipfel, mit seinen Knochen und Scherben noch heute die Spuren des einstigen Opferdienstes zeigen soll. Das Menschengeschlecht nahm, wie die Sage der Arkadier sich fortpflanzte, hier seinen Ursprung, ja Zeus selbst, der Vater der Götter und Menschen, ist auf diesen Höhen geboren und von Quellnymphen aufgezogen worden, wo eben jetzt ein Ringen der Naturgewalten begann, dessen wiederkehrendes Spiel, von den Ureinwohnern an diesem wasserreichen Scheitelgebirge beobachtet, den Inhalt des hier einheimischen Naturdienstes bildete. Denn Zeus war der furchtbare und segenspendende Wettergott, der Geist der wechselnden Naturerscheinungen, und ohne Bild, ohne Haus, mit grauenvollen Gebräuchen wurde er hier noch in Zeiten verehrt, als weiter unten, am gleichen Flusse, zu Olympia, längst die Kunst des Pheidias den Gott mit den Zügen einer ehrfurchtgebietenden Menschengestalt dargestellt hatte.

In mäßiger Entfernung von dem Orte, wo wir über den Alpheios gingen, glänzte von einem vorspringenden Hügel des Lykaion Trümmerwerk herüber. Unser Architect war auch auf dem Pferde emsig beflissen, mit Hülfe des Pausanias und der Kartenwerke, sich zum allgemeinen Besten gründlich zu orientiren, — einmal begegnete es ihm freilich, daß während dieser gelehrten Beschäftigung der Sattel aus dem Gleichgewicht gerieth und den Reiter sammt seiner Gelehrsamkeit sanft zur Seite hinabrutschen ließ. Jetzt vermuthete er, jene Trümmer möchten die Ueberreste von Lykosura sein, dessen Gründung gleichfalls ins graueste Alterthum hinaufreicht. Denn die Arkadier versicherten, Pelops, der Stammvater des Menschengeschlechts, habe Lykosura erbaut, und es sei die älteste Stadt gewesen, welche die Sonne beschienen; erst an ihrem Beispiel haben die anderen Menschen mit der Zeit das Städtebauen erlernt. Die Vermuthung wurde eindringlich und mit Zuversicht vorgetragen, leider ließ sie sich jedoch nicht zur Gewißheit erheben, denn sowohl Petros, der Dolmetsch, als die Agogiaten, das heißt die Pferdeführer, waren in den feineren Fragen der classischen Topographie wenig bewandert. Und da sich doch auch Zweifel erhoben und zudem der bedrohliche Himmel zur Eile trieb, verzichteten wir gerne darauf, mittelst eines zeitraubenden Abstechers persönlich die aufgeworfene Streitfrage zur Entscheidung zu bringen. So blieb denn die älteste Stadt auf alle Fälle unbehelligt zur Seite liegen.

Das aber war kein Zweifel: als wir den Alpheios überschritten hatten, lag zu unserer Rechten das Feld ausgebreitet, das die Alten nach dem Sohne

Agamemnons „Oresteias“ nannten. Die älteste Landessage verlegte hierher die letzten Schicksale des Königssohnes von Mykenä, seine Irrfahrten und die endliche Befreiung von dem Fluche, der den Muttermörder, „fortgerafft von irren Wahns Wildheit“, umhertrieb. So erzählte es in Arkadien ein Geschlecht dem andern. Später aber hat, unter anderen Annexionen, die Stadt Athen auch dieser Sage sich zu bemächtigen gewußt: auf dem Areopag, unter dem Vorsitz der Landesgöttin Athene selbst, sollte die feierliche Gerichtssitzung stattgefunden haben, die den Orestes endlich freisprach und zum ewigen Gedächtniß die Anlegung eines Heiligthums der besänftigten Erinnyen anordnete. Die ehrwürdige Atridensage wurde so in Verbindung mit der Stadt Athen gebracht, ja aus ihr eine der wichtigsten Staatseinrichtungen abgeleitet; der geistige Führerstaat setzte sich, unbekümmert um ältere Rechte, gleichsam in den Besitz der allen Hellenen theuren Heldensage. Aber lange nachdem Aeschylos seine „Eumeniden“ gedichtet und der athenischen Form der Sage damit durch ganz Hellas zum Sieg verholfen hatte, hielten die Arkadier der Oresteias unerschütterlich an der Ueberlieferung fest, die ihre Landschaft verherrlichte. Sie wußten, daß Orestes nicht am Fuß der Akropolis, sondern am Fuß des Lykaion für die Blutthat von Mykenä zu büßen hatte. Sie zeigten an der Straße nach Messenien einen Tempel der Eumeniden: er war an der Stelle aufgerichtet, wo Orestes, von Schauder über seine That ergriffen, in Wahnsinn verfiel. Und nicht weit davon bezeichnete ein Erdaufwurf mit einem steinernen Finger die Stelle, wo Orestes in der Raserei sich einen Finger abgebissen haben sollte. Als er in Wahnsinn verfiel, waren ihm die Rachegöttinnen seiner Mutter in schwarzer Gestalt erschienen, „in schwarzem Mantel und von Schlangen ringsumher das Haar durchflochten“; jetzt, nachdem er sich den Finger abgebissen, sah er sie mit einemmal in weißen Gewändern, und bei diesem Anblick kam er wieder zu sich, der Fluch war von ihm genommen und er brachte den Göttinnen zur Sühnung ein Todtenopfer dar: auch diese Stelle, wo ein zweites Eumenidenheiligthum entstand, wurde noch dem Pausanias vorgezeigt. Gegen die athenische Sage vermochten freilich die arkadischen Landleute mit ihrem guten Rechte nicht aufzukommen; die Fremdlinge, die des Weges kamen, verwunderten sich, die Heilung des Orestes, die doch allbekanntermaßen auf dem Areopage geschehen war, hierher verlegt zu sehen, und die frommen Arkadier wußten sich, um ihre eigene Ueberlieferung neben der neuen, siegreichen Sage zu retten, nicht anders zu helfen, als daß sie ernsthaft versicherten, die Begegnung des Orestes mit den Erinnyen seiner Mutter in Arkadien habe vor der Gerichtssitzung auf dem Areopag stattgefunden: ein lehrreiches Beispiel, daß die Kunst der theologischen Auslegung und der Hinwegdeutung von Widersprüchen eines Sagenkreises zu allen Zeiten dieselbe gewesen ist.

Jetzt sind die Eumenidendenkmäler verschwunden. Der Pflug geht darüber hin. Weithin ist alles baumloses Fruchtland, das sich zu dieser Jahreszeit wenig von den Strecken unangebauten Landes unterschied. Kaum daß der Lauf des Alpheios durch Buschwerk und vereinzelte Pappeln bezeichnet ist. Indessen hatten unsere Blicke immer bedenklicher nach den schwer niederhängenden Wolken sich gerichtet. Jetzt war kein Zweifel mehr: sie begannen sich in einen trübseligen Regen aufzulösen. Bald verlor sich der Pfad durch die Felder in einem grundlosen Moraste. Schwerfällig schleppten sich die Pferde fort, indessen der Regen unbarmherzig auf uns herabströmte. Wir beneideten die Landleute, die in ihre Schafpelze eingehüllt mit kurzem Gruß an uns vorüberschritten und rascher als unsere Pferde vermochten dem schützenden Dache zueilten.

Zuletzt ging es noch durch einen zum Flusse angeschwollenen Bach, in dem das Wasser bis an unsere Füße reichte. Um an das andere Ufer zu gelangen, mußten — neben einer verlassenen Mühle — die Pferde eine fast senkrechte Anhöhe auf schlüpfrigem Boden hinaufklettern; ein Reiterstück, das die Sattelfestigkeit eines Theils der Gesellschaft auf eine harte Probe setzte. Doch jetzt war das Ziel erreicht. Wir waren vor Megalopolis angelangt oder vielmehr vor Sinanu; so heißt die neuere Stadt, die nicht auf der Stelle der alten erbaut ist, sondern südwärts von derselben, außerhalb der ehemaligen Stadtthore. Man wird der flachgelegenen, durch keine emporragende Gebäude ausgezeichneten Stadt erst ansichtig, wenn man unmittelbar davor steht. Glücklicherweise hörte der Regen eben jetzt auf und wir konnten uns noch einen leidlichen Abend versprechen. Die Stadt fiel auf durch ihre planmäßige Anlage, dergleichen uns im Peloponnes noch nicht begegnet war. Es hat den Anschein, als ob sie aus einem türkischen Standlager entstanden sei. In der Mitte befindet sich um einen Brunnen ein weiter viereckiger Platz, den niedrige Häuser einschließen. Weiterhin breite, geradlinige Gassen, die unansehnlichen Häuser in Abständen von einander sich fast verlierend. Die Stadt hat mancherlei Schicksale gehabt. Fourmont beschreibt sie als einen Ort von achthundert Häusern; auch sagt er, daß kurz vor seiner Ankunft die Pest nicht weniger denn 1500 Einwohner weggerafft habe. Dodwell, der zu Anfang unseres Jahrhunderts reiste, erzählt, Sinanu habe aus dem Pyrgos des Aga und einigen Hütten mit Zäunen herum bestanden, die aber einen hübscheren Anblick gewährten, als ähnliche Wohnungen in den meisten Theilen Griechenlands. Jetzt wurde uns die Häuserzahl auf zweihundert angegeben. Es befindet sich hier eine Garnison, ein Gerichtshof und, wie mit Wichtigkeit hinzugefügt wurde, eine Telegraphenstation. Kein Wunder, daß die Einwohner neuerdings mit Vorliebe sich wieder des alten und vornehmen Stadtnamens bedienen: indem sie sich Bürger von Megalopolis, der „Großen Stadt“,

nennen, fühlen sie sich zugleich als Mitbürger des Philopömen und des Polybios, und ein entfernter Abglanz des einstigen Ruhms fällt noch auf ihre niedrigen Wohnstätten.

Uebrigens wurde uns bei dem Eintritt in das Haus unseres Gastfreundes die angenehme Ueberraschung zu Theil, daß wir wirklich die Anzeichen eines höheren Standes der Civilisation bemerkten, als uns in den Dorfschaften am unteren Alpheios entgegengetreten war. Der Gastfreund war einer der Rechtsanwälte, deren es an dem Sitz des Gerichtshofs mehrere gab. Das Hausgeräthe, obgleich noch weit entfernt von abendländischer Bequemlichkeit, zeigte doch schon eine merkliche Annäherung an die uns geläufige Art zu leben. An den Wänden befanden sich sogar photographische Abbilder der Familienglieder und ihrer Freunde, aus denen freilich zu entnehmen war, daß diese Kunst im Innern des Peloponneses noch nicht zu einer solchen Höhe sich emporgeschwungen hat, daß ihr für die nächste Zeit eine Betheiligung an den Weltausstellungen des Abendlandes angerathen werden könnte. Es sei bei diesem Anlasse auch erwähnt, daß das Wort „Photographie", das, obwohl ächt hellenischer Abstammung, doch auch in diesen Gegenden nur erst seit Menschengedenken im Gebrauche sein kann, bereits einer merkwürdigen Popularität, ja einer erheblich erweiterten Anwendung sich erfreut. Es wird nämlich, wie wir öfter wahrzunehmen Gelegenheit hatten, ohne Unterschied für jede Art graphischer Darstellung gebraucht. Zeichnen, Malen, das Alles wird unter dem Namen der Photographie zusammengefaßt, vielleicht ein Anzeichen dafür, daß jene Künste dem modernen Hellenen ebenso geheimnißvoll und zauberhaft vorkommen, als das Werk der magischen Laterne. Meine Begleiter, der Maler und der Architect, pflegten, obwohl sie lediglich mit dem Stift arbeiteten, von den Landesbewohnern insgemein mit dem Titel Photographen beehrt zu werden.

Im Hause des Gastfreundes genossen wir auch zum erstenmale wieder den langentbehrten Anblick von Zeitungen, deren er zweie sich hielt, eine juridische und eine politische, die „Hora" und den „Politis", beide in Athen erscheinend. Ungleich wichtiger aber, als die Proben der athenischen Journalistik, war den Fremdlingen zunächst das behagliche Feuer, das schon vor unserer Ankunft im Kamin brannte und nun, in Anbetracht unseres mitleidwürdigen Zustandes, eifrig von Neuem angefacht wurde. Mit den Hausgenossen vermischt saßen wir alsbald um das Feuer herum, die Tasse Kaffee schlürfend, die uns hier wie sonst ungesäumt nach der Ankunft bereitet wurde. Den durchnäßten Leibern und Kleidern that das knisternde Element ausnehmend wohl, es wäre ohne dasselbe in Arkadien gar nicht auszuhalten gewesen. Die Nachsicht und Gefälligkeit, mit der die gastfreundliche Familie behilflich war, damit wir wieder in eine leibliche Verfassung geriethen, konnte

nicht hoch genug angeschlagen werden. Uebrigens war dies die einzige Gelegenheit, da wir der Gesellschaft der weiblichen Hausgenossen uns erfreuen durften. Denn später beim Abendessen saß, wie überall im Peloponnes, einzig der Hausherr mit uns zu Tisch, und die weibliche Welt war nur so weit sichtbar, als sie die gebieterischen Winke und Worte des Herrn schweigsam dienend zur Ausführung brachte. Die Befehlsworte waren scharf und rauh hervorgestoßen, sie klangen fast zornig und drohend, so daß wir selber jedesmal erschraken und uns fragend ansahen, ob wir vielleicht unachtsamer Weise irgend etwas wider die Landessitte verbrochen hätten; bis wir allmählich uns überzeugten, daß sie weniger in aufgebrachtem Sinne oder der tyrannischen Art des Gebieters ihren Ursprung hatten, als vielmehr in dem Eifer, ja nichts zu versäumen, was ordnungsgemäß zu den Pflichten der Gastfreundschaft gehört.

Sobald wir am Kaminfeuer getrocknet waren, hatten wir uns nach den Ruinen von Megalopolis erkundigt, und der Gastfreund war sofort erbötig, uns noch vor dem Abendessen dahin zu begleiten. An dem Küchenraum vorbeigehend bemerkten wir ein umgestürztes jonisches Capitäl, das als Wasserstein diente. Am Fuß der äußeren Holztreppe lag ein marmorner Epistylbalken. Baustücke dieser Art sind vielfach in der Stadt zerstreut. Wir kamen an der Kirche vorbei, einem byzantinischen Bau mit dreifacher Apsis, ohne Glockenthurm; auch hier fanden sich antike Reste eingemauert. Wir hatten uns noch nicht weit vom Hause entfernt, als unsere Gesellschaft sich bereits ansehnlich vermehrt sah. Die Kunde, daß Fremdlinge angekommen seien, hatte sich augenscheinlich rasch durch die Straßen von Sinanu verbreitet, und die Menge theilnehmender und neugieriger Begleiter wuchs mit jedem Schritt. Auch ein Soldat gesellte sich zu, der irgendwo etwas Französisch gelernt hatte, und es war uns erwünscht, an ihm einen Führer zu haben, mit dem wir unmittelbar, ohne Hülfe des Dolmetschs, verkehren konnten. Es ließ sich eine ganz angenehme Unterhaltung mit ihm pflegen; auch in Griechenland, wie in Italien, mag der Kriegsdienst ein wichtiges Bildungsmittel, ein Hebel zur Verbreitung des Sinns für Ordnung und Disciplin und damit zur Verbesserung der Volkszustände sein.

Die Dienste, die uns andere Begleiter, namentlich die jüngeren, anboten, waren minder uneigennützig. Es wurde uns nämlich eine Menge von Münzen und anderen kleinen Alterthümern zum Kauf angetragen. Man findet deren noch in großer Zahl auf dem Feld von Megalopolis; gleichwohl scheint der Begehr noch stärker zu sein, als das Angebot, wenigstens ist man auch hier, im Innersten des Peloponneses, nicht sicher vor gut gemachten Fälschungen, und wenn neuerdings unsere gelehrten Museumsverwaltungen Mühe haben, sich unächter Waare zu erwehren, wie sollte ein harmloser Laie es vermeiden

können, unversehens zu straucheln. Schon in Olympia waren wir verwarnt worden, da in Tripolitza ein bekannter Verfertiger von alten Münzen sein Wesen treibe. Dies dämpfte die Kauflust meiner Gefährten. Ohnedies machte es nicht eben einen erfreulichen Eindruck, in solcher Weise die edlen Schätze des classischen Bodens verschleudert zu sehen. Es besteht zwar ein hellenisches Gesetz, das die Ausfuhr von Alterthümern verbietet. Aber eine Controle ist doch höchstens für größere Sculpturwerke durchzuführen. Wer im Peiräeus mit umfangreichen Kisten sich einschiffen will, muß darauf gefaßt sein, dieselben zuvor einer genauen Durchsuchung unterworfen zu sehen. Im neuerbauten Museum an der Patissiastraße zu Athen zeigt man eine schöne Reliefdarstellung in pentelischem Marmor, die vor etlichen Jahren einem Franzosen abgejagt wurde, der sie eben im Peiräus zu Schiff bringen wollte. Aber für kleinere Gegenstände ist selbstverständlich keine Controle möglich, sie werden denn auch, selbst in Athen, offen ausgeboten. Aber auch werthvollere Stücke, wie z. B. die schönsten Terracotten aus den Gräbern von Tanagra, kann man, freilich zu kolossalen Preisen, unter der Hand erwerben. Insgeheim wird ein höchst schwunghafter Handel damit getrieben; ja, wie hinzugefügt werden muß, gerade von solchen, die nach Bildung und Lebensstellung auf die Einhaltung des genannten patriotischen Gesetzes am Meisten bedacht sein sollten. Bei Münzen ist es vollends unmöglich, dem alten Brauch Einhalt zu thun. Der Staat und seine Sammlungen sind viel zu arm, um das wirksamste Gegenmittel ergreifen zu können. Nirgends sind Organe vorhanden, welche die noch immer zahlreichen und bedeutenden Funde sammeln und in die einheimischen Museen überführen würden. Das schönste Alterthum, dessen wir in Sinanu ansichtig wurden, befand sich übrigens an der Hand unseres Gastfreundes; es war ein als Ring gefaßter geschnittener Stein aus der besten Zeit von Megalopolis, ein wundervoller Zeuskopf, dessen Abdruck in Siegellack uns gerne gewährt und als Andenken mitgegeben wurde.

Die letzten Häuser von Sinanu lagen hinter uns, wir waren auf offenem Feld und sahen nun verlangend den Ueberresten der „großen Stadt" entgegen. Ringsum war nichts zu entdecken und wir fragten, ob wir nicht bald zur Stelle seien. „Wir sind zur Stelle", war die Antwort; „eben hier, wo wir stehen, dehnte sich die alte Stadt aus". Wirklich waren wir bereits bis an den Rand des Flüßchens Helisson gekommen, der mitten durch Megalopolis floß und es in eine nördliche und eine südliche Hälfte theilte. Eine Ringmauer mit Thürmen umgab die umfangreiche Stadt, die sich an den beiden sanft geneigten Uferrändern ausbreitete. Die beiden Hälften waren durch eine steinerne Brücke verbunden, die Quader des Unterbaus sind noch sichtbar und beschämen die Gegenwart, die es auch hier, in der Nähe der nicht unansehn-

lichen Stadt, noch zu keiner Brücke gebracht hat. Zu beiden Seiten des Flusses erstreckten sich in stolzer Reihe die öffentlichen und die heiligen Orte, hinter denen dann die bürgerlichen Wohnungen bis zur Ringmauer aufstiegen. Auf der Südseite befanden sich das Theater, das Stadion, das Rathhaus, die Tempel des Dionysos, der Artemis, des Ares, des Apollon und anderer Gottheiten; auf der anderen Seite aber stellten sich die Straßen um das Geviert der prachtvollen Markthallen; in deren Mitte befand sich ein Heiligthum des lykäischen Zeus, mit niedrigen Steinschranken umgeben, die Jedermann den Zutritt verwehrten, ein Nachbild des unnahbaren Zeusheiligthums auf dem Lykaion, dessen Betreten Jedem nach Jahresfrist den Tod brachte. Vor diesem heiligen Bezirk war das eherne Standbild des hilfreichen Apollon aufgestellt, das die Phigalier als ihren Beitrag zu der neuen Hauptstadt Arkadiens aus ihrem berühmten Tempel zu Bassae hatten beisteuern müssen; außerdem war hier ein Tempel der Göttermutter, andere Tempel und Heiligthümer, die Standbilder der berühmten Söhne der Stadt, des Philopömen und des Polybios, — ein Wald von Tempeln, Säulenhallen, Heiligthümern und Bildwerken, von denen heute jede Spur vernichtet ist. Eine Stadt, die einst allein ein Heer von 15,000 Mann aufzubringen vermochte, ist ausgetilgt, vom Erdboden verschwunden. Auch die wenigen Trümmer, die auf dem weitgestreckten Felde da und dort noch vorhanden sind, beginnen vollends zu verschwinden unter den Saatfeldern, die von Jahr zu Jahr umgepflügt werden und die sich heute ebenso zu beiden Seiten des Flusses ausbreiten, wie in der Zeit, die noch nichts von einer Megalopolis wußte.

Nur ein einziges Denkmal der alten Pracht und Größe ist noch übrig, oder doch in seiner Grundform noch kenntlich, nämlich das Halbrund des Theaters, das einst das größte in ganz Hellas war. Mit Benützung der Bodenbildung ist es in einen Hügel eingegraben, der nordwärts zum Helisson sich absenkt. Aber auch hier hat die Natur längst wieder ihr altes Recht ausgeübt; kaum sind die mächtigen Stufen, die von der Höhe zum Thalgrund absetzten, noch zu unterscheiden, die Marmorsitze sind herausgegraben, die letzten hat Kolokotronis nach Karitena hinüberschaffen lassen, als er sich in diesem Felsenneft, der einstigen Burg des ritterlichen Herrn Gottfried von Bruyères, gegen Ibrahims Egypter verschanzte. Nur von den beiden Seitenflügeln, welche zur ebenen Erde das Halbrund gleichsam festhielten, sind noch Mauertheile vorhanden, schöne festgefugte Quader, über welche dichte Büsche malerisch ihre Zweige herabsenken. Denn der ganze Raum ist jetzt eine Wildniß, die Asphodeloslilie treibt in großen Stengeln hervor, in den Ritzen ist Strauchwerk angesiedelt, und es thut wohl, während sonst weithin die Ebene kahl ist, aus den Büschen junge Eichen aufragen zu sehen, als ein freundlicher Vordergrund zu dem Landschaftsbild, das sich von den obersten

Stufen des weitgeöffneten Halbkreises aufthut. Vor uns liegt die untere Hälfte der Ebene von Megalopolis. Der Alpheios fließt zur Linken, hart am Fuße der waldigen Höhen des Lykaion hin. Das ist die eine Bergkette, welche die Ebene begrenzt; die andere, niedrigere, sind die mainalischen Berge. Aus ihnen bricht der Helisson hervor, in dem sich einst die Pracht der Säulenhallen spiegelte, und der jetzt an verödeten Ufern vorbei fließt, um sich nach kurzem Lauf mit dem Alpheios zu vereinigen. Gegen Norden scheinen beide Höhenzüge zusammenzulaufen, so daß die Ebene durch sie eingeschlossen ist. Man erkennt die Stelle, wo der Alpheios, die reizlose Fläche verlassend, in die engen Waldschluchten der Skorta tritt. Auch erkannten wir wieder den steilen Felsen von Karitena, der mit den Trümmern des alten Frankenschlosses den Eingang in das Waldgebirge beherrscht. Schweres Gewölk lag noch immer über der Ebene. Die Sonne kam heute nicht mehr zum Vorschein. Wir wurden den schwermüthigen Eindruck der Landschaft nicht los. Man konnte nicht vergessen, daß da unten, wo die leeren Kiesbänke des Flusses sich breit machen, vor Zeiten die Zinnen und Thürme und Marmorbilder der großen Stadt heraufgeleuchtet haben.

Und schwermüthig sind auch die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an die Stadt knüpfen. Sie hat die Tage des classischen Zeitalters nicht gesehen. Eine späte, künstliche Schöpfung, aus politischer Berechnung erbaut, gehört sie der Nachblüthe der griechischen Geschichte an. Sie war ein glänzendes Decorationsstück des Niederganges von Hellas. Die letzten hoffnungslosen Versuche, das unglückliche Volk zu einigen und seine Selbständigkeit zu retten, sind an sie geknüpft, und der letzte hellenische Held, der inmitten des unaufhaltsamen Verderbens die Ueberlieferungen der großen Zeit aufrecht hielt, ist in ihren Mauern geboren.

Megalopolis war eine Schöpfung des Epameinondas; aus den Bürgerkriegen um die Hegemonie empfing sie das Dasein. Als die Uebermacht Spartas gebrochen war, dachte der Sieger darauf, die Nachbarn des besiegten Staates dauernd zu stärken. Wie das messenische Staatswesen mit seiner festen Hauptstadt wieder aufgerichtet wurde, so sollte auch im südwestlichen Arkadien, das bisher, in kleine Gaue zersplittert, dem mächtigen Nachbar zur leichten Beute geworden war, ein größerer städtischer Mittelpunct, der Halt eines selbständigen Gemeinwesens erstehen. Das war wider die ganze politische Ueberlieferung dieses Cantons, der stolz war, die ältesten Heiligthümer des Landes zu besitzen, aber Anlage zu politischem Ehrgeiz niemals verrathen hatte. Unter dem Zwang der Umstände kam gleichwohl die neue Stadt rasch zu Stande. Aber es ist nicht überliefert, unter welchen Kämpfen und widerstrebenden Gefühlen das ins Werk gesetzt wurde. Wer mag ermessen, wie es im Gemeinderath zu Phigalia herging, bis man sich entschloß, das ehr-

würdige Erzbild herzugeben, das Werk eines athenischen Künstlers, das Votivbild, das die Väter zum Dank für die Errettung von der Pest gestiftet hatten! Aus dem ganzen Umkreis mußte die Bevölkerung ihr Bestes beisteuern, um die groß angelegte Stadt zu füllen und zu schmücken. Die ältesten Göttercule wurden nach der neuen Stadt verpflanzt, aus der luftigen waldigen Höhe nach dem lauten Markt. Die Dörfer gaben ihre Einwohner her, die sich nun zu einem städtischen Leben bequemen mußten, die Hirten Arkadiens in engen Stadtmauern anstatt in freier Luft, Fremdlinge unter den anspruchsvollen Säulenhallen. Von einigen Dörfern mußten die Einwohner mit Gewalt herbeigenöthigt werden; andere wanderten aus, um dem Zwang zu entgehen. Und glaubt man, daß das unnahbare Zeusheiligthum, das inmitten des lärmenden Marktes abgegrenzt war, mit derselben ehrfürchtigen Scheu betrachtet wurde, wie sein Vorbild droben in der Waldeinsamkeit des Lykaion?

Es pflegt als eine besonders weise Politik des Epameinondas gerühmt zu werden, daß er Sparta mit einem Gürtel von selbständigen Staaten und befestigten Mittelpuncten umgab. Das hieß ja nicht blos den unleidlichen Störenfried bändigen, sondern auch den bisher Unterdrückten die Möglichkeit freier Entfaltung gewähren. Und doch ist diese Politik zuletzt nur ein schlagender Beweis, wie eng der Horizont selbst der am freiesten denkenden und am nationalsten empfindenden Hellenen war. Wenn man die lästige Hegemonie nur dadurch beseitigen konnte, daß Zwingburgen um die unterlegene Macht gestellt wurden, dann war das Erbübel der hellenischen Politik nicht mehr auszurotten. Das hieß daran verzweifeln, durch gemeinsame Interessen die Hellenen zu verbinden: nur die Neutralisirung der widerstreitenden Elemente galt als höchstes Ziel. Anstatt die freien Kräfte gemeinschaftlichen Zielpuncten zuzuführen, wurden umgekehrt die Feindschaften verewigt, die Interessen und rivalisirenden Mittelpuncte vermannichfaltigt. Daß es einer der edelsten Charaktere war, der diese Politik verfolgte, macht die Sache nur desto tragischer. Man empfindet, wie unmöglich es war, das alte Hellas zu retten. Auch was die trefflichsten Patrioten ersannen, die ein hellenisches Nationalbewußtsein in sich trugen, wie es den Helden der classischen Zeit erst aufdämmerte, schlug zuletzt zum Verderben aus. Der Städtegürtel, der um das bezwungene Sparta herumgelegt wurde, war stark genug, um ein ungriechisches Aufgehen der einzelnen Staaten im mächtigsten zu verhindern; allein er bot zugleich den fremden Mächten, als diese ihre Arme hereinstreckten, die bequemsten Handhaben dar. Der natürliche Gegensatz gegen Sparta trieb diese neuen Schöpfungen an die Seite der makedonischen, später der römischen Macht. Sie sollten die Nationalität retten und sie beschleunigten deren Untergang.

Bei solchen Betrachtungen drängt sich immer wieder ein verführerischer Gedanke dazwischen: ist es wirklich ein so beklagenswerthes Unglück gewesen, daß die Griechen der makedonischen Macht erlegen sind? Die Sieger waren doch ein verwandter Volksstamm, der gerade das herzubrachte, was den althellenischen Gemeinwesen gefehlt hatte, den Sinn für staatliche Ordnung und für weite gemeinsame Ziele. Ist nicht eben durch den Sohn des Philippos Hellas erst zur Weltmacht geworden? Haben nicht erst durch ihn die weiten Ländergebiete des Ostens der hellenischen Cultur sich erschlossen? Ja, sind nicht zuletzt für unsere Anschauung griechische und römische Cultur so in Eins gewachsen, daß auch die Aufsaugung griechischen Wesens im römischen Staat als ein natürlicher Proceß erscheint, gegen den anzukämpfen vielleicht ehrenwerth, aber kurzsichtig war, und jedenfalls hoffnungslos? Solche Gedanken sind aber nie verführerischer, als wenn man auf griechischem Boden sich befindet und von der Kleinheit des Gebiets, auf dem sich die anspruchvollsten Kämpfe, ja Kriege sich abspielten, mit eigenen Augen sich überzeugt. Wie lächerlich klein sind diese Raumverhältnisse. Steigt man auf einen Berg, so kann man über drei, vier solcher Staaten hinwegsehen, die ihre eigene Verfassung und ihre eigene Politik hatten. Von Korinth sah man dem gehaßten Athen in den Hafen hinein, und umgekehrt. Kein Wunder, daß auf dem mäßig ergiebigen Boden Nachbar am Nachbar sich rieb, daß aus dem Handelsneid und aus Grenzstreitigkeiten erbitterte Kriege entstanden? Aber sind das weltgeschichtliche Kämpfe, ist das der würdige Lebensinhalt eines für Politik und Geschichtsschreibung höchst begabten Volkes? Wars nicht eine Erlösung aus würdelosen Hauszänkereien, als die Führung endlich in starke Hände überging, und war es ein wirklicher Verlust, als die Freiheit verloren ging, die nur der verewigte Hader der Volksgenossen und die hochmüthige Abschließung gegen die Barbaren war? Dennoch wollen diese Gedanken nicht Stand halten, sobald man sich lebhaft in die Tage des untergehenden Griechenthums versetzt. Eine einzige Rede des Demosthenes verscheucht sie. Wohl ist schon in jener Zeit die Meinung öffentlich verfochten worden, daß der Widerstand gegen den König von Makedonien unvernünftig, weil hoffnungslos sei, und daß den Griechen nichts Günstigeres begegnen könne, als durch den philhellenischen König mit starkem Arm zusammengehalten und zu einer nationalen Politik im großen Stil befähigt zu werden. Der König selbst ließ es nicht daran fehlen, den Besiegten glänzende Bilder vorzumalen, wie nun der Friede im Inneren gesichert, die Wohlfahrt Aller gefördert und die alten Ziele hellenischer Politik ruhmvoll wieder aufgenommen werden sollen. Und ein Jahrhundert später, als die Hellenen den Römern gegenüber in gleicher Lage waren, wie damals gegen die Makedonier, sahen die Geschichtsschreiber auf Demosthenes herab als einen Schwärmer und unpraktischen Romantiker. Er war es; er

überschätzte die sittlichen Kräfte, die noch in seinem Vaterland vorhanden waren. Aber zuletzt giebt doch eben dies für die Beurtheilung den Ausschlag, daß auf der einen Seite sich zusammenschloß, was noch von althellenischer Sitte und Kraft, von Begeisterung und Vaterlandsliebe sich vorfand, während auf der anderen feige Mattherzigkeit im Bund mit Verrath und knechtischem Sinn in den bequemen Mantel der geschichtlichen Nothwendigkeit sich hüllte. Das Hellenenthum nach Chaironeia war ein anderes denn zuvor. Kein neuer Aufschwung ist jenen glänzenden Verheißungen gefolgt. Es blühten noch lange die Künste und die kosmopolitische Wissenschaft; aber was das eigentliche Merkmal der hellenischen Bildung gewesen war: das Aufblühen jener Zierden aus dem Stamm der bürgerlichen Tugend, damit war es vorbei. Es war eine Bildung ohne Vaterland. Und unaufhaltsam fielen die Hellenen dem Schicksal anheim, daß die Schätze ihres Geistes sich verstreuten in der Bildung der Menschheit, indessen ihr Volksthum verdarb und ihr Boden zertreten wurde.

Eindringlich lehrt das die öde Stätte, auf der einst Megalopolis gestanden hat. Von den hohen Erwartungen, die schon aus dem Namen der Stadt hervorleuchteten, hat sich keine erfüllt. Der Gedanke, aus Arkadien eine politische Einheit zu machen, um das politische Gleichgewicht auf dem Peloponnes zu erhalten, hat sich nicht verwirklichen lassen. Dieselben Gründe, welche die Einheit des gesammten Volkes verhinderten, ließen auch einen arkadischen Einheitsstaat nicht zu. Arkadien blieb eine lose Vereinigung, die des auswärtigen Schutzes nicht entbehren konnte und gleich nach Thebens Hülfe rief, wie später nach der makedonischen. Im Anfang stürzte sich wohl die Stadt mit Eifer in die hohe Politik: die den ländlichen Beschäftigungen eben erst entrissene Bevölkerung fühlte sich mit einemmale als Großmacht, durfte mit den ruhmvollsten Städten auf gleichem Fuße verkehren und hatte Staatsmänner, die berühmte Namen wurden. Auf dem kaum vollendeten Marktplatz von Megalopolis hielt ein Redner aus Mantineia, Lykomedes, die ruhmredigsten Ansprachen im Namen des Stammes, der der älteste war und die ältesten Heiligthümer besaß. Aber es war doch von übler Vorbedeutung, daß derselbe Lykomedes, als ein allgemeiner hellenischer Staatencongreß ausgeschrieben wurde, gleich den Austritt der neuen Großmacht anmeldete. Bald danach fingen die Arkadier Händel mit Elis an, überzogen diese Nachbarschaft mit Krieg, gerade zur Zeit, als die olympischen Spiele gefeiert werden sollten, drangen in den Festort selbst ein, und im Haine der Altis wurde anstatt des Nationalfestes eine blutige Schlacht unternommen, in der die Eindringlinge Sieger blieben, die aber sofort wegen der geraubten Tempelschätze sich in die Haare geriethen. Dies sind die Anfänge der Geschichte von Megalopolis, auf die Epameinondas so große Hoffnungen gesetzt hatte.

Die Stadt war noch nicht zwei Jahrzehnte alt, als sie von den grimmigen Spartanern sich ernsthaft bedroht sah, und anderthalb Jahrhunderte nach der Gründung gelang es dem spartanischen König Kleomenes, ihr einen vernichtenden Schlag beizubringen. Er drang unvermuthet ein, zerstörte die Mauern, verheerte die Stadt und schleppte ihre Kunstschätze nach Sparta. Das war in jenen Tagen, da der achäische Bund noch einmal den größten Theil des Peloponneses zu einer politischen Einheit zusammenschloß, aber auch bereits die makedonische Macht zur Hülfe gegen Sparta herbeigezogen hatte. Die Stadt wurde wieder aufgebaut, hat sich aber von dem Schlag nie wieder ganz erholen können. Sie erlebte eine zweite Nachblüthe, als ihr größter Sohn, Philopömen, dem achäischen Bund einen neuen Aufschwung gab. Er war der letzte, der den Hellenen einen gemeinsamen Enthusiasmus einflößte, zu einer Zeit, da auch der reinste Enthusiasmus nichts mehr helfen konnte: denn wie hinter dem ersten achäischen Bund Makedonien, so stand hinter dem zweiten Rom als das drohende Verhängniß. Pausanias nennt ihn den letzten Hellenen. „Mit ihm hörte Hellas auf, die Mutter großer Männer zu sein. Miltiades nämlich war der erste, der sich um Gesammthellas verdient machte, und der letzte war Philopömen, des Kraugis Sohn." Eine abgöttische Verehrung wurde dem Helden zu Theil, der als Kriegsgefangener in Messenien an Gift starb. Als seine Asche nach der Heimath gebracht wurde, trug die Urne der junge Polybios, der zweite berühmte Sohn der Stadt. Der aber lernte an das unabwendbare Verhängniß der römischen Weltherrschaft glauben, und die Inschrift an seinem Ehrendenkmal in Megalopolis rühmte von ihm, daß er „die Unzufriedenheit zwischen Römern und Hellenen beseitigt" habe!

Es traf sich auch, daß das letzte hellenische Heer, aber nicht zu seinem Glücke, von einem Megalopolitaner befehligt wurde. Diaios war ein eifriger Demokrat, wie das überhaupt in der Tradition seiner Vaterstadt war, aber ein schlechter Feldherr, was ihn nicht abhielt, es an der Spitze der Reste des achäischen Bundes mit den Römern aufzunehmen. Die Schlacht, die er auf dem Isthmos von Korinth im Jahre 146 v. Chr. dem Consul Mummius lieferte, war der letzte unglückliche Versuch, die Selbständigkeit von Hellas zu retten.

Von da an verschwindet Megalopolis aus der Geschichte. Seine Volkszahl nahm mehr und mehr ab, es wurde von den älteren Städten Achaias wieder überholt. Der Name selbst diente zum Spott. Der Vers eines attischen Lustspieldichters:

„Die große Stadt ist eine große Wüstenei"

war längst zum Sprichwort geworden. In den Kriegen der Römerzeit, die auf hellenischem Boden ausgefochten wurden, litt Arkadien ganz besonders Noth;

es war jetzt verhängnißvoll, daß die Stadt alle Kräfte des Landes aufgesogen hatte; indem jetzt die Stadt verödete, verkam die ganze Landschaft. Viele Ortschaften sind schon in dieser Zeit verschwunden. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts wird Megalopolis als der Sitz eines christlichen Bischofs genannt. Das ist das letztemal, daß der Stadt Erwähnung geschieht. Ihr Name erlischt in der slavischen Ueberfluthung der folgenden Jahrhunderte.

Aber schon zu Hadrians Zeiten, als mehr denn eine hellenische Stadt wieder bessere Tage sah und aufs Neue aus dem Elend herausgehoben wurde, bot Megalopolis das Bild einer rettungslos dem Untergang verfallenen Stadt. Pausanias hat der Nachwelt überliefert, wie es damals am Helisson aussah. Zumal die südliche Hälfte der Stadt, die sich zu beiden Seiten des Theaters ausdehnte, lag großentheils in Trümmern. Die Tempel, die noch erhalten waren, standen inmitten verödeter Plätze und Gassen, aber manche waren niedergestürzt und Niemand richtete sie wieder auf. Hier war einer vom Blitz getroffen und bis auf wenige Reste zerstört. Dort stand noch ein Götterbild unversehrt inmitten der eingestürzten Säulenhallen. Aufrecht stand noch der Erzcoloß des Apollon aus dem phigalischen Tempel, den Waldbergen zugewandt, der alten Heimath, die gleichfalls bald das Verderben ereilen sollte. Von dem ältesten Rathhaus standen nur noch geringe Grundmauern. Die Bildsäulen des Philopömen und des Polybios mit ihren Ehreninschriften blickten auf den unaufhaltsamen Zerfall ihrer Vaterstadt.

Theilnahmlos, ohne innere Erregung, wandert sonst Pausanias von Ort zu Ort, in fleißiger Aufzeichnung aneinanderreihend, was von Heiligthümern und von Werken der Kunst bis in seine Zeit sich erhalten hatte. An manchen Tempelruinen kam er vorüber und überall beschreibt er mit nüchternen Worten, was er gesehen. Doch an dieser Stelle beschlich auch ihn das Gefühl der Vergänglichkeit alles Großen und Schönen. Und am Schlusse seiner traurigen Wanderung durch Megalopolis fügt er die berühmten Worte hinzu: „Daß Megalopolis, zu dessen Gründung die Arkadier mit so freudigem Muthe, und von ganz Hellas mit den schönsten Hoffnungen begleitet, sich vereinigt hatten, um alle seine Pracht und seinen früheren Wohlstand gekommen und jetzt zum größten Theile eine Ruine ist, hat mich nicht überrascht, weil ich zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß das Geschick jederzeit die Veränderung liebt, und daß alles, Stärke und Schwäche, Entstehen und Vergehen, dem Wechsel des Glücks unterworfen ist, und je nachdem es sich zu diesem stellt, unwiderstehlich nach dieser oder jener Seite gedrängt wird ... So ist die Welt vergänglich und nichts von Dauer."

August der Starke.

Von K. Reichard.

Während der Michaelismesse des Jahres 1732 sahen die Leipziger fast täglich früh gegen Elf, beim heitersten Sonnenschein, einen Stern am Himmel stehen. Die Zeiten astrologischer Deutung waren längst vorüber; viele Leute, „die aus allem nichts machen", wollten ihn alle zehn Jahre gesehen haben, aber es gab doch auch manche, die sich seiner als eines Anzeichens erinnerten, als am Ende der ersten Februarwoche des folgenden Jahres die Kunde nach Sachsen kam, König August sei plötzlich am letzten Sonntag ganz in der Frühe in seinem Palais in der Krakauer Vorstadt in Warschau sanft verschieden, an seinem alten Fußübel, zu dem der Brand hinzugekommen war. Vor drei Wochen war er noch in Leipzig gewesen, hatte allerlei Einkäufe gemacht, hatte dann frisch und munter in seinem Dresden den Carneval eröffnet, sich über den fortschreitenden Bau der Frauenkirche gefreut und die Löwen und Strauße besichtigt, die ihm die Mitglieder seiner afrikanischen Expedition als erste Ausbeute gesandt hatten, ja vor vierzehn Tagen noch hatte er auf der Reise nach Polen in Crossen den General Grumbkow unter den Tisch zu trinken versucht, lustig und guter Dinge und den Kopf voll „chimärischer" Pläne. Und nun lag er starr und steif unter dem rothsammtnen Baldachin, ganz in Silber und Gold gekleidet, wie ein heiliger Leichnam, die Krone auf dem Haupte, von Türken und Husaren bewacht, auf dem Paradebett, und die trotzigen Polenjunker, die dem Lebenden sich nicht gebeugt, knieten betend zu den Füßen des Todten und besprengten ihn mit geweihtem Wasser, sechs lange Wochen; noch schmückte die Wange „ein wohlanständiges und edles Heldenbraun" wie der Hofpoet sang, aber der Glanz der „feurig muntern Augen" war erloschen: ein so starker Herr, — kaum schien es zu glauben.

Bald ward in Dresden vom Hofmarschallamt Ordre gegeben, daß die Damen der Officiere und Oberbeamten acht Wochen in Kleidern von schwarzem Tuche en surtout mit spitzigen Aermeln und Poignets erscheinen sollten, fünf Wochen mit schwarzen Fontangen, dann zwölf Wochen mit weißer Gaze auf dem Kopfe, vierzehn Wochen in Roben von schwarzem Gros de Tours, vier Wochen in schwarzer Seide und drei Wochen und zwei Tage mit schwarzen Bändern im Haar. Von allen Kanzeln ward das Todtengebet für den höchstseligen Herrn verlesen, „unter dessen Schatten" die treuen Unterthanen „bey Christo ihrem einigen Ertzhirten so vergnüglich geweydet" hatten. Die armen Sachsen wurden ermahnt, die Strafe, die ihnen der Himmel durch diesen Todesfall hatte angedeihen lassen, als eine Warnung zu betrachten

ihrerseits „von aller Ueppigkeit und Sicherheit abzustehen", und die gelehrten Poeten der Philuris und Leukorea, der beiden Universitäten Leipzig und Wittenberg, griffen zum letztenmal in die Saiten zum Preiße des Königs, den sie im Leben so oft gefeiert hatten, manche von ihnen nicht unberühmt „wegen ihrer Geschwindigkeit in der deutschen Poesie".

Wie viele Carmina auf ihn sind uns doch erhalten! Denn es gehörte damals zum Anstand, die Musen anzurufen in allen Freuden und Nöthen des Lebens; recht leibhaftig mußten die alten Fabelwesen der Griechen versammelt sein bei Geburts-, Hochzeits- und Sterbefällen. Wie oft mußte nicht der Schilfgott der Elbe den Landesvater hochbeglückt auf seinem Silberrücken tragen und wie oft hob nicht die frohe Pleiße ihr nasses Haupt empor! Jupiter und Apollo durften nicht fehlen in diesen Versen, und wenn die Mythologie nicht ausreichte, ward rasch ein Streifzug in die Bibel gemacht, um den weisen Salomo als schätzbares Gleichniß hervorzuholen. Man trifft hier überall und immer dieselben Ingredienzien, natürlich allemal kaleidoskopisch durch einander gerüttelt. Damit ist nicht gesagt, daß diesen Poemen durchweg der positive Kern aller und jeder Empfindung fehle, daß sich unter all dem Wust conventioneller Phrasen nicht hie und da schüchtern ein Gedanke berge. Ja es klingen zuweilen in diesen Trauerversen Töne an, die wirklicher Trauer entquollen scheinen. Neben der übertriebenen Versicherung, daß jeder Sachse gern sein Leben hingeben würde, den Todten zu erwecken, findet sich wiederholt die Behauptung, daß der Fürst sein Haupt habe kühnlich jedem Unterthan in Schooß legen können, daß er, um sein Volk beglückt zu machen, selbst sich stets die Ruh geraubt habe, findet sich wiederholt das Lob seiner Uneigennützigkeit und Opferfreudigkeit, und dies in einer Weise, die uns zwar als Ironie erscheinen muß, damals aber ganz entschieden nicht ironisch wirkte, geschweige denn wirken sollte. Freilich herrscht in den meisten dieser Kundgebungen eine rohe Schmeichelei vor, von der sich unser Zeitalter mit Ekel abwendet. Uns klingt es wie bitterer Spott, wenn man den König ins Gesicht lobte, daß er nicht durch Pracht und Ueppigkeit den Schweiß der Bedrängten verzehre, daß an seinem Hofe Güte und Scham wohne, daß Dresden ein Beispiel gäbe dafür, daß man auch recht und fromm an großen Höfen leben könne. Wir lächeln, wenn wir beim Hofpoeten König lesen, daß Friedrich August „ein König weniger als Vater seiner Staaten, dem Schicksal nach ein Mensch, ein Gott nach seinen Thaten", daß er, „weil ihm ein Land, ein Stand, ein Ruhm zu wenig, so Staatsrath als Soldat wie Churfürst und auch König" gewesen sei. Aber es gab doch auch solche, welche, wie Gottsched, mit Recht von sich sagen konnten: „Mein Mund ist kein erkaufter Mund, Er hat nicht schmeichlerisch gesungen". Und auch diese waren doch der Meinung, daß der König „seiner treuen Sachsen Schweiß nicht ausgesogen",

daß er „den Kalk zu seinen Bauten nicht mit Thränen gemengt" habe. Ueberall wurden seine Milde und Nachsicht, seine Höflichkeit und Gesprächsamkeit neben seiner Macht und Stärke laut gepriesen und sein Kriegsruhm, für den man unermüdlich die Türkenfeldzüge seiner Jugendjahre heranzog. Nicht alles war dabei erheuchelt, nicht alles Schmeichelei. Neben dem lebhaften Eindruck, den ein so jäher Wechsel menschlichen Schicksals an und für sich hervorrufen mußte, machten sich doch auch Gefühle ernsthaften Bedauerns über den Hintritt des Herrschers geltend, der nun beinahe vierzig Jahre Hof gehalten im Vaterlande, an dessen Art und Unart man sich gewöhnt hatte. Denn man gewinnt die Ansicht, daß der König trotz seiner Sünden nicht unbeliebt in seinen Landen war, daß ihn die Menschen von damals, gedrückt und verkommen wie sie waren, mit anderen Augen ansahen, als wir heutzutage.

Die öffentliche Meinung war erst im Erwachen. Man bekümmerte sich nicht um Dinge, die man nicht ändern konnte, und nahm mit fatalistischem Gleichmuth Regen und Sonnenschein vom Hofe entgegen. Und der Hof war Alles. Freilich klagten schon damals loyale Flugblätter, „wie es bereits dahin kommen sei, daß auch der geringste Handwerksmann oder unverständige Bauer sich erkühne, die ohnbegreiflichsten Geheimnisse kaiserlicher und königlicher Rathschläge, welche meistentheils dem allwissenden Gott allein bekannt sein, ihrem närrischen Urtheil zu unterwerfen". In den Schenken und bei den Gastmählern ward bereits tapfer Krieg und Politik gemacht, aber man „lasset solches Geschwätz ruhig und ungestraft hingehen". Solide Bürger hielten es für „verwegen und ganz unerlaubt, die tiefen Handlungen der Gebietenden zu untersuchen", sie hielten es nur für ihre Pflicht, „sich zu freuen, und die Freude, so sie empfinden, öffentlich an den Tag" zu legen. „Der Bürger jauchzt, der Schäfer lacht", reimte jemand, „der Fremde selbst wird aufgebracht". Wer die officiellen Schriftwerke der Zeit oberflächlich einsieht, in welchen man vom „Jubel" zum „Frohlocken" und vom „Frohlocken" zum „Jubel" wandelt, müßte meinen, das ganze Land habe Ein lachendes Gesicht gehabt.

Wer den Carneval in Dresden mitmachte, sah allerdings nicht den Hunger des Erzgebirges. Erfuhr man doch auch sonst nicht viel von den Leiden des Landes; die Bürger zahlten und lasen eifrig in den „Remarquablen curieusen Briefen", die periodisch erschienen, etwa von dem neuentdeckten Futterkraut, der Esparsette, oder vom virginianischen Tulpenbaum, von der gedritteten Zahl in Weißenfels, wo es drei Kirchen und drei Nachtwächter gäbe, von Zwergen, englischen Kunsthunden, langen Bratwürsten und vor allem von den Divertissements des Hofes, vom Carneval. Das las sich gut, da wußte man doch, wo das Geld hinkam, und man hatte etwas davon. Die Dresdner obenan. Früher hatte man auch zahlen müssen und da hatte es lange nicht den Spaß gegeben. Und das mußte man sagen, der König drängte seine Bürger mit nichten, er war

ein gnädiger Herr, „sein Wort war kein Befehl, kein drängendes Geheiß“ sang Gottsched, er pflegte „mild, ruhig und gelinde“ wie er war, den Unbemittelten die Steuern zu gestunden, gar oft auf lange Zeit. „Er forderte mit Glimpf“, und nahm blos was da war. Man lobte es sogar, daß er die übrigen Städte und Dörfer mit der Last seiner Divertissements verschone, daß er in Dresden allein seine Feste veranstalte und daß von dort aus der Ueberfluß ins Land flösse. In Dresden aber „sieht man“, rief Valentin Pietsch, „das Geld in solcher Menge fließen, daß jeder Unterthan es kann mit Lust genießen“. Und ein Anderer: „Man siehet stets nur muntere Gesichter“. Bequemere Unterthanen konnte sich der König in der That nicht wünschen.

Der Pomp, mit dem er sich umgab, machte ihn in diesem prachtliebenden Zeitalter fast zu einer populären Figur. Wie ganz anders erschien er doch als seine letzten Vorgänger! Johann Georg I. hatte der politischen Bedeutung Kursachsens den letzten Stoß versetzt, ein mürrischer, unförmlicher Herr, dessen Leidenschaften der Durst und das reine Lutherthum waren. Selten daß er einmal, etwa am Pölberg, auf der Jagd, den gemeinen Mann ansprach. Dann Johann Georg II., der „Preiswürdige“, wie ihn die Fruchtbringende Gesellschaft nannte, der sein Leben in der dumpfen Pracht seines Schlosses unter der kleinlichen Politik der Erbverbrüderungen und Theilungsverträge verzettelte, der Mann des großen Bankerottes, gegen welches Unglück umsonst der kluge Staatswirth Vater August vorsorglich den großen Schatz gesammelt, beide Monarchen gewaltige Jäger, dem Lande dadurch nützlich, daß sie den finsteren Grenzwald an der Böhmengrenze von Bären und Wölfen säubern ließen. Dann war Johann Georg III., der tapfere Condottiere, der gegen die Reichsfeinde immer zu Felde lag, gegen den Türken und die Franzosen, mit Ruhm bedeckt, aber unersprießlich in seinem Wirken für das engere Vaterland. Endlich der hoffnungsvolle Johann Georg IV., den eine dämonische Leidenschaft zu der kleinen Neitzschütz früh in die Gruft riß. Nun Friedrich August.

Allerlei wunderliche Geschichten wurden von ihm erzählt, die interessant genug waren, um Glauben zu verdienen. Da hatte er schon in Spanien als junger Mensch „gegen die Stiere große Ehre und unauslöschlichen Ruhm eingelegt“, Weiber aller Art verführt, Trompeter auf der Hand zum Stephansthurm hinausgehalten, ganze Türken mit einem Hieb gespalten, silberne Becher zerquetscht und Teller zusammengerollt, alles Dinge, die der Sachse mit halbem Gruseln hörte. Noch als der junge Goethe in Leipzig studierte, war August ein häufiges Thema der Tischgespräche, man wollte wissen, daß die Zahl seiner Kinder der der Jahrestage gleich komme. Bezeugt sind diese Dinge sämmtlich nicht; enthusiastische Verehrer des Königs, denen die Tugenden des Athleten nicht der Maßstab ihres Fürstenideals waren, läugneten sie schon

damals. Sicherlich war August beherzt, er streichelte einst einen Bären, der ihn in die Finger biß, er war ein trefflicher Reiter, gewandt in allen Körperübungen und ein guter Jäger, der mit großem Geschick und vieler Bravour wohl ein Hauptschwein abfing; ohne Zweifel fiel er unter seines Gleichen auf, seine breite, untersetzte Gestalt, der Ausdruck der Kraft in seinen Zügen waren nicht zu übersehen.

Dazu kam der Ruhm der Türkenkriege, über die allerdings ein gewisses Dunkel herrschte. Da sollte der König einmal so von Türken umgeben gewesen sein, daß er „sich kaum herauswickeln" konnte. Wir wissen wenig davon, strategisches Geschick bewies er nicht, er kam den Türken selten recht nahe. Einmal freilich in einer unentschiedenen Schlacht blieb er die Nacht auf dem Schlachtfelde stehen und ließ die Trompeten blasen, als ob es den Mauern von Jericho gälte. Dann hat er Temesvar belagert, und dort einmal unter dem Wehen einiger erbeuteter Türkenfahnen der Festung gegenüber im Freien gegessen, natürlich auch eine Münze schlagen lassen. Aber er führte den Krieg in der alten Weise des Zauderns, nicht nach den neuen condéschen Principien; die kaiserlichen Generale gehorchten ihm nicht recht, behandelten ihn en bagatelle, und so war er immer froh, wenn er aus den ungarischen Sümpfen in die Arme seiner Esterle oder Königsmarck oder in welche Arme sonst eilen konnte. Erst später haben seine tapfern Sachsen an der Zenta tüchtig das Ihre thun können. Immer aber bildeten die Türkenkriege die Basis seines Kriegsruhms, von dem die Schweden freilich nichts zu rühmen wußten; immer galt er für einen, „der Türkenköpf als Mohn abschmeißt".

Natürlich, daß er außer diesen Geschichten noch die constante Vergleichung mit Simson zu tragen hatte, daß in den Transparents und Festgemälden der Gott mit der Keule mit einer sinnreichen lateinischen Devise selten vermißt ward. Auch wußte man, daß dieser sächsische Hercules am Spinnrocken schon so mancher Omphale gesessen hatte, bei keiner freilich lange. Die Leidenschaft, die seinem Bruder das Leben kostete, pflegte er artig durch Theilung zu schwächen, das Herz ward dabei möglich geschont. Auf das Liebenswürdigste wußte er sich seiner Geliebten bald wieder zu entledigen, er blieb ihnen freundlich, wenn sie, wie die kluge Königsmark, Verstand genug hatten, die veränderte Lage zu begreifen, boten sie ihm aber Trotz, wie die charaktervolle Cosel, so trat die harte Energie seiner egoistischen Natur erbarmungslos hervor, dann regte sich auch in ihm die Schwester der Wollust, die Grausamkeit. Sonst trieb er seine Abenteuer mit einer gewissen Naivetät, man konnte ihm nicht böse sein. Es ward geradezu bemerkt, er habe jenes anziehende Je ne sais quoi, von dem die Franzosen schon damals beständig sprachen.

Und dann in der That welch wahrhaft königliche Erscheinung! Majestät

und Milde wohnten auf seinen Zügen, die auch dann noch nicht gemein erschienen, als er die Unzucht, der er fröhnte, bis zur Hefe erschöpft hatte. Aller Augen hingen an ihm, wenn er auf seinem braunen Spanier, den Hut mit wallenden weißen Reiherfedern geschmückt, im blauen, silbergestickten Sammtrock, in die Schranken zum Caroussel sprengte, von der Hutagraffe bis zu den Schuhschnallen mit blitzenden Diamanten bedeckt; oder wenn er Revue abhielt in der ganzen asiatischen Pracht seiner Sarmaten, er selbst an Edelgesteinen allein eine Million werth. Da hatte er zuweilen einen kleinen Cavalier in rothem Sammt zur Seite, seine Tochter, die schlanke Gräfin Orzelska, deren admirable Taille das Entzücken der Kenner war.

Mit jedem sprach der leutselige Herrscher, er hörte die Kinder freundlich an, half geduldig über Verlegenheiten hinweg. Er ordnete die Feste höchst eigen an, antwortete selbst den Deputationen, gab Geld, wenn er gerade Ueberfluß hatte, und ließ auch manchmal etwas Getreide durch seine Hofjuden aufkaufen, um die Noth des Gebirges zu lindern, auch ließ er an die Postsäulen Sammelbüchsen für die Armen hängen, verbot den Aufwand bei den Bauernhochzeiten, die Puderfabrikation und das Branntweinbrennen. Ihm kostete es wahrlich wenig seine Sachsen zu beglücken und sie verfehlten nicht, es ihm immer zu sagen, bis er es vielleicht selbst geglaubt hat. Der König amüsirte sich und das Volk amüsirte sich. Es wird ausdrücklich einmal hervorgehoben, daß es auch dem Geringsten freigestanden habe, sich zu freuen.

Wenn er Geld brauchte, so nahm er nicht immer allein aus des Landes Säckeln. Hauptsächlich die Erwerbung der polnischen Krone verschlang ungeheure Summen. Da wollten denn die Accisen, Zölle, Verehrungen und Quatember, die Bewilligungen der Stände nicht mehr zureichen, da galt es einen frischen Griff ins Immobilvermögen. Und so wurden die Ansprüche auf Lauenburg, die Schutzgerechtigkeit über Quedlinburg, der Antheil an Henneberg, die Grafschaften Hohnstein und Mansfeld, die Aemter Borna, Gräfenhainichen und Pforta entweder auf Zeit verpfändet oder auch ganz verkauft, ja als einmal Noth am Mann war, ward das Amt Petersberg bei Halle an Brandenburg verschachert, die Erbgruft der Väter, um 40,000 Thaler! Was kümmerten Seine lustige Majestät diese alten vermoderten Kreuzfahrer und Urväter? Pietät war eben nicht seine Schwäche. Und auch durch Truppenvermiethungen gingen manche Sümmchen ein. Aber bei aller Pracht lebte man doch von der Hand in den Mund, in ewiger Noth und Bedrängniß.

Man wird indeß den Ruin Sachsens nicht auf Augusts Schultern allein zu schieben haben, wie es so häufig geschieht.

Die Lage des deutschen Handels war am Schluß des siebzehnten Jahrhunderts höchst beklagenswerth. Unablässige Kriege und Kriegsbefürchtungen hatten im Verein mit beschränkten volkswirthschaftlichen Anschau-

ungen den Wohlstand erschöpft, den Credit ruinirt, von allen Seiten ließen sich Klagen hören, besonders aus dem Schooß der alten Reichsstädte, und vergebens mühte sich der Witz der kaiserlichen Enquêtecommissionen an der Unerbittlichkeit der Thatsachen ab. Zu Gunsten ihrer Ausfuhrverbote nach der Schweiz, Spanien und Frankreich pflegte die österreichische Politik die gewichtigen Grundsätze des Mercantilismus anzuführen, daß das Geld zur Bestreitung der heimischen Lasten verwendet, daß der Reichsfeind durch Entziehung auswärtiger Baargelder und Wechsel „enervirt" werden solle, Principien, deren „Vernunfft" die interessirten Körperschaften wohl anerkannten, die sie aber der Billigkeit gemäß moderirt wissen wollten, besonders so weit sie sich auf den Handel mit den Neutralen erstreckten. Man gewinnt nun aus den zahlreichen Broschüren der Zeit, die diese Dinge behandeln, die Ueberzeugung, daß damals der deutsche Exporthandel nach dem Westen und Süden die Einfuhr bedeutend überwog, nach Italien, der Schweiz, Spanien, ja seit dem Edict von Nantes auch nach Frankreich, man sieht, wie die Industrie in ziemlicher Blüthe stand und begreift leicht, wie die Ueberproduction zu fortwährenden Krisen führen mußte, gegen welche dann alle kleinlichen Mittel, wie Exemtionslisten, Zollreductionen im Binnenverkehr und dergleichen, nicht verfangen wollten. Ueberall fehlte es an Geld. Mochte der Kaufmann nun sein Jornal aufschlagen oder das schwere Kapsbuch, hier wie dort sah es schlimm aus, und wie oft brachte nicht der concursus creditorum die leidigen Geheimnisse des Sekretbuchs traurig an den Tag. Gute Wechsel waren nun vollends nicht aufzutreiben. Es war eine Thatsache, daß der nordische Handel Deutschland weder Gold noch Silber zuführte, nur von Italien, Frankreich und Spanien aus wurde der nothwendige Bedarf an Edelmetallen gedeckt, den die heimischen Gruben nicht einmal zur Bestreitung des nördlichen Handels aufbringen konnten. Durch die zahlreichen Ausfuhrverbote war Alles in Verwirrung gerathen. So war durch das Verbot der Leinwandausfuhr aus Schwaben nach der Schweiz der schwäbische Leinenhandel auf Jahrzehnte ruinirt worden, während die Schweiz hinwiederum durch Einwanderung von schwäbischer Intelligenz und schwäbischem Capital mächtig gewann. So hatte der ganze Transitohandel aus Italien auf dem Rhein und durch die Schweiz aufgehört und eine andere Richtung genommen, Frankreich brachte seine Waaren und Manufacturen unterdeß im Elsaß an. Der rasche und gewaltsame Wechsel der Absatzgebiete machte sich in allen Adern geltend, durch welche „das Geblüte des commercii" floß. Die früher so hoch entwickelte Industrie Sachsens mußte ganz besonders unter diesen Verhältnissen leiden.

Man muß einen Blick in die bisher leider noch zu wenig beachteten Acten der Landtage im Beginn der Regierung des Königs werfen, um ein

unverfälschtes Bild der inneren Lage Sachsens zu gewinnen. Da wurde vielfach von den Gelehrten der Versammlung der Nationalökonom Seckendorf citirt, nach dessen Meinung die Populirung von der Vermehrung des Gewerbes und der Nahrung abhinge. Hierin liege der größte Schatz des Fürsten, denn je mehr Volk, um so mehr Steuern, also müssen Handel und Gewerbe gehoben werden. Man sieht, wie die Ansicht der Volkswohlfahrt eine rein fiscalische ist, wie der Unterthan als ein ertragsfähiges Gewächs auf dem Boden des großen Grundbesitzers betrachtet wird: je mehr Köpfe, je besser.

Als Quellen der Landesnahrung werden die Wollenmanufactur, der Garn- und Leinwandhandel, die Weißblechindustrie und der Weinbau angeführt. Es läßt sich der Getreidehandel mit dem Auslande noch hinzufügen, gegen welchen der König in der Folge viele Verordnungen erlassen mußte. Was die Wollenmanufactur betraf, so hatte sie früher in Sachsen 20,000 Meister beschäftigt, man hatte nicht nur die einheimische Wolle verbraucht, sondern auch fremdes Rohmaterial bezogen, man hatte nicht nur den eigenen Landesbedarf völlig decken können, sondern noch vom ausländischen Consum erfreuliche Capitalien gewonnen. Das war jetzt alles anders geworden. Kaum daß noch Tausend Meister, die noch dazu nicht sehr geschickt waren, des Handwerks pflegten, sie verbrauchten nicht einmal sämmtliche Rohwolle, die producirt ward. Als Gründe des Verfalls wurden neben den schwankenden, immer höher gesteigerten Wollpreisen der durch die neuen Kleidermoden begünstigte Consum holländischer, englischer und französischer Tücher und Zeuge genannt und ihre freie Einfuhr, die „denen alten Verfassungen zuwider" war, dazu der durch politische Gründe verursachte Verlust der Absatzgebiete im Elsaß und in den Marken. Nicht besser stand es mit dem Garn- und Leinwandhandel, der seinen Sitz in Meißen und in den Lausitzen hatte, der sein Rohmaterial aus Mähren bezog und seine Producte meist nach Holland und Hamburg vertrieb, von wo aus die Fabrikation mit reichen Capitalien unterstützt wurde. Jetzt lag er ganz im Argen und der Export war um die Hälfte gesunken, kaum daß man die Kosten des Rohmaterials, den Betrag der Arbeitslöhne erschwingen konnte. Hier waren wieder andere Gründe maßgebend. Die Factoren hatten den Handel monopolisirt, die Leinweber, denen sie Vorschüsse geleistet, durch Abzüge ruinirt, vor allem den Import des mährischen Flachses in die Hand genommen, den sie nun den ihnen verschuldeten Leinwebern um so theurer aufdrangen. Diese wiederum kamen ihren Verpflichtungen nicht nach, verschleuderten ihre schöne Arbeit an Hausirer und brachten so den Vertrieb in die Hand fremder Aufkäufer. Oder sie fuhren ihre Waaren in Compagnie mit den schlesischen Producenten auf der Spree- und Oderstraße; der Verbote des Transitoverkehrs über Berlin nach Hamburg, der hohen Zölle, die in England auf der Einfuhr lagen, nicht zu gedenken. Die Weißblechfabri-

lation war seit dem großen Kriege durch böhmische Meister in das sächsische Gebirge verpflanzt worden und hatte ihr Absatzgebiet in Holland, wohin die Bleche über Leipzig gingen, und in Frankreich, für welches Hamburg der Stapelplatz war. Sie hatte hauptsächlich auch mit ausländischen Capitalien gearbeitet, die von den fremden Käufern in Form von Vorschüssen von Messe zu Messe gezahlt wurden. Jetzt hatten sich in Folge von Zwistigkeiten zwischen den Hammerherrn und Hammermeistern viele Blechschmiede nach dem Harz und nach Brandenburg gezogen, von wo die Fracht nach Hamburg und Holland wohlfeiler war, die sächsischen Bleche wurden von dem braunschweigischen und brandenburgischen Vertrieb ausgeschlossen und sahen sich nun auf den Localconsum angewiesen; bald waren die Hammerherren so creditlos, daß sie die Arbeitslöhne nicht zahlen konnten. Blieb noch der Weinbau, der zwischen Pirna und Meißen einst viele Tausende nährte, nun aber viel Anlaß zu Klage gab. Schlechte Weinjahre und die wachsende Kennerschaft der Landeskinder, welche lieber Franken- und Rheinwein tranken, dessen Einfuhr trotz des ständischen Verbotes von 1684 frei war, hinderten die Entwicklung dieser Industrie. Auch mit dem Export nach Holland und Hamburg wollte es trotz der Zollremissionen seitens Brandenburgs nicht recht fort.

Zu diesen besonderen Gründen, die der gedeihlichen Entwickelung der sächsischen Industrie im Wege standen, kamen noch allgemeine: die Nachwehen der schlechten Finanzverwaltung Dörings unter Johann Georg I., der ungeheure Steuerdruck, die ganze systemlose raubbaumäßige Ausbeutung der Landeskräfte, Krieg, Pest und Theuerung, die Münzverschlechterung, die wachsenden Preise der Löhne und Lebensmittel, die hohe Steigerung der Zölle und Aufschläge und der Consum fremder Producte. Ueber letzteren besonders pflegten die Herren Stände eine eben so lebhafte wie nutzlose Indignation zu zeigen.

Das war der wirthschaftliche Zustand Sachsens, als der Churfürst Johann Georg IV. starb. Durch Mißwachs und noch währende Hungersnoth sei der Handel und Wandel gehindert, durch die Milizverfassung, die dem Lande mehr koste, als wenn es eigene Kriege geführt habe, sei die kräftige Mannschaft dem Dienst des Landes entzogen, sagte Hans Löser in seinem Condolenzschreiben an den neuen Herrn vom 1. Juni 1694. Er bat ihn, „das ganz erschöpfte nach Erleichterung seufzende Land väterlich und erbarmend anzusehen.“

Sachsen stand somit am Rande des wirthschaftlichen Abgrundes schon als Friedrich August die Regierung antrat, er hat es nur noch vollends hineingestoßen. Man wird nicht leugnen können, daß dies mit vieler Grazie geschah.

Zunächst durch den Aufwand, welchen die Verschwendungen des Hofes

nöthig machten, mit dessen Pracht kein zweiter in Europa, der französische, sein Vorbild, nicht ausgenommen, damals wetteifern konnte. „Es ward die halbe Welt nach Sachsen eingeladen. Wie gern war Jeder Dresdens Gast." Es ward oft gerühmt, daß Dresden schöner als Venedig sei, daß dort aus Holz und Stein die Pracht der Majestät strähle. Wie der Kaiser Augustus aus dem holzgebauten Rom eine Marmorstadt geschaffen, so habe der König Dresden verwandelt. Der Kunst- und Büchersaal, das Stallgebäude waren die Bewunderung der Besucher, vor allem Pöpelmanns Zwinger, das reizvolle Meisterwerk jener zierlichen Baukunst. Man lobte nicht nur die Baulust, sondern auch den Bauverstand des Königs, sein Interesse für die Kunst, seinen Sammeleifer, der den Grund zu den „Sehenswürdigkeiten" der sächsischen Residenz legte, seine Kenntniß edler Steine, wie er denn das Gewicht der Brillanten schon nach dem bloßen Anblick fast aufs Haar taxiren könne.

Dresden und die benachbarten Schlösser, Pillnitz obenan, waren fast der ausschließliche Schauplatz jener großen in ganz Europa berühmten Feste, in welchen sich um den König und seine Mätressen neben dem polnischen und sächsischen Adel die vornehmen Abenteurer aller Nationen sammelten; hier wimmelte es von Schauspielerinnen, Sängerinnen, Castraten, Köchen, Modisten und Perrüquiers, Jeder fand hier seine Rechnung. Nur einmal hat der König ein großartiges Lustlager anderswo abgehalten, bei Zeithayn an der Elbe, sonst war außer Morizburg, Karlsbad und Teplitz nur noch Leipzig wegen seiner Messen ein vielbesuchter Ort. Hier kam der König oft zu zwanglosem Verkehr mit den verwandten und benachbarten Fürsten zusammen, wie etwa zu Michaelis 1699, wo sich sein Schwager, der Erbprinz von Baireuth, mit einer Weißenfelserin verlobte. Immer waren es sonst Dresden und Umgegend, wo die Feste stattfanden, deren Pracht uns noch heute in Erstaunen setzt, die großen Carnevals, vor allem das Beilager des Kurprinzen mit der Erzherzogin im Jahr 1719 und die Festlichkeiten im Jahre 1728 zu Ehren Friedrich Wilhelms I. Da gab es Opern, Thierhetzen, Kampfjagen, Ritterspiele, Saturnusfeste, Schäferspiele, Concerte, Schnepperschießen, Bauernhochzeiten, die beliebten Wirthschaften, in denen August selbst, etwa an der Seite der Lubomirska, als der liebenswürdigste Wirth erschien. Da ließ sich Lotti hören, da sangen Senosino und Vercelle, die Modevirtuosen höfischer Musik, da tanzten die Duparc und Clement, da sah man rasch erbaute Dörfer, erleuchtete Grotten mit Wasserfällen und Transparents, goldbedeckte Schiffe und Gondeln, alles war auf das Geschmackvollste hergerichtet. So wandte der König, wie geschrieben ward, „zum Vergnügen des Vaterlandes" an, was er auf seinen Reisen gesehen hatte.

Man meinte damals, es sei ganz wie in Versailles gewesen, wir meinen es nicht: es war doch ein Unterschied zwischen den Mitspielenden. Der

französische Adel war ein anderer an Sitte und Bildung als der sächsische, von den Persönlichkeiten der Herrscher ganz zu geschweigen.

Der sächsische Edelmann damaliger Zeit war ein brutaler Gesell, der auf die „Bürgercanallie“, wie er sagte, mit Hochmuth heruntersah, der nur von Jagdhunden, Duellen und Liebschaften reden konnte; wenn er im Amt war in seiner Ignoranz „lauter Irrwische in Staatssachen, garstige Grumpen in der Justiz zu Tage förderte“ oder die Intelligenz des Bürgers verwerthete, sich reiche Einkünfte und gute Tage zu machen. Von seiner Tour durch die Welt hatte er nicht viel mehr mitgebracht, als verdorbene Säfte und einen leeren Beutel und er hielt sich schon für einen Mann von Esprit, wenn er zu erzählen wußte, wieviel Wölfe der Dauphin im Wald von Vincennes gefangen, was für Wetter und Wege zwischen Paris und Lyon gewesen seien, wie oft er mit einer Curtisane in Venedig auf der Gondel gefahren, was die welschen Köche für herrliche Carbonaden bereiten könnten, was man für superbe Figuren in der Bellemaille zu London sehen könne und wie angenehm ein Pfeifchen Tabak auf einer holländischen Trekschuite schmecke. Nicht einmal mit dem französisch Sprechen war es weit her, auch der König lag als echtes Landeskind immer im Kampfe mit gewissen Consonanten. So ward denn auch deutsch gesprochen und zuweilen recht deutsch. Der Feldmarschall Graf von Flemming gab 1718 ein Fest, wo außer dem König, der sich immer würdig benahm, alles betrunken war. Der bekannte Herr von Loën schildert uns eine bezeichnende Scene, die er dabei als Augenzeuge erlebte. Niemand ist nüchtern, nur der König hält sich aufrecht, am Arm seiner Geliebten, der Gräfin Dönhoff, schreitet er durch den Saal; hinter ihm tanzt mit einem Glase Wasser ein diensttuender Kammerherr, der sich kaum auf den Beinen halten kann. Da stürzt der betrunkene Flemming auf den König los und umarmt ihn: „Bruder Augustin, ich sage Dir alle Freundschaft auf, wenn Du schon weggehst.“ Dann will er die Dönhoff zärtlich umfangen. „Du kleines Hurchen“ kreischt er ihr zu, „schweig Du nur still, Du bist ja doch ein gutes Luderchen!“ Die Gräfin nimmt ihm das nicht übel, sie ist an derlei Galanterie gewöhnt, sie lacht. Der König steigt zu Pferde, er schlägt hintenüber, man bittet ihn dringend, zu fahren, er geräth gegen die Umgebung darüber in Zorn, nur vor der Gräfin verneigt er sich höflich: Laissez-moi, Madame, je connois mon cheval, ne vous en mettez en peine, und er sprengt im Galopp nach Dresden, hinter ihm her die Suite. Die Dönhoff, sonst eine treffliche Reiterin, ist zu betrunken, um auf das Pferd zu kommen, man packt sie rasch in eine sechsspännige Kalesche und fort geht es. Ob derartige Vorfälle in Versailles möglich waren? Ob man es auch dort für ein höfisches Vergnügen, Seiner Majestät würdig, erachtet hätte, den Bauernmädchen Wasser unter die Röcke zu spritzen oder Fremde, welche den

Ton am Hofe nicht kannten, schadenfroh bis zur Verzweiflung zu bringen, indem man sie hinderte, die Zimmer zu verlassen, nachdem man sie gezwungen, sich mit Wein zu überfüllen? Doch wohl kaum.

Das meiste Geld verschlang indeß des Königs leichtsinnige Politik, die ihn und sein Land in kostspielige und ruhmlose Kriege verwickelte. Durch die Erwerbung der polnischen Krone waren er und sein stilles Sachsen plötzlich in den Mittelpunct der politischen Wirren gestellt worden, der Krieg gegen Schweden und die noch drückendere russische Allianz, die Verarmung Sachsens und der Ruin Polens waren die natürliche Mitgift dieses großen Unternehmens, für welches der Wechsel des Glaubens dem Nachkommen Johann des Beständigen ein mäßiger Preis schien. Polen war wohl eine Messe werth. Freilich die treuen Sachsen meinten, „daß er in diesem Stück nicht anders als ein Opfer vor das gemeine Wesen anzusehen sei, der seine eigene Ruhe in seinen fürtrefflichen Ländern nicht achtete, nur damit er seinen Nachbarn eine ausdrückliche Wohlthat gegen die Verschlingung von Frankreich bezeugen konnte." Sie fühlten sich geschmeichelt und waren froh, daß die Indifferenz und Klugheit des Königs sie in ihrer Religion nicht bedrückte, obwohl die Befürchtungen in dieser Hinsicht besonders seit dem Uebertritt des Kurprinzen nie ganz schliefen.

Seitdem kam August fast nicht aus dem Reisewagen zwischen Dresden und Warschau heraus und „der rauhe Weg nach Pohlen Schien als ob er mit Violen Und mit Rosen blühend wär." „Ein Reisen nur sein ganzes Herrschen war" heißt es in einem Leichencarmen.

Politischen Ruhm hat der König indeß wenig gewonnen, sein Leben ist in dieser Hinsicht eine Kette von Demüthigungen, die er sich theils selbst, theils durch seine Staatsmänner, die Flemming und Manteuffel, zuzog. Was haben ihm nicht die Bestechungen der Großen Polens gekostet, um ihre Stimmen und ihren guten Willen zu erwerben und zu bewahren. Da hieß es offene Hand halten. Denn nicht alle diese Edelleute, von denen jeder, der zehn Thaler Jahresrevenüen hatte, über Krieg und Frieden entscheiden konnte, verkauften ihre Stimmen um ein Paar Stiefel, wie es ja auch vorgekommen ist. Und doch ist es dem König nicht gelungen, das liberum veto dieses störrischen Magnatenthums abzuschaffen, die Souveränetät und Erblichkeit der Krone zu stabiliren, die sein stetes Ziel war. Er hinterließ Polen durch Krieg und Truppeneinlagerungen, durch Pest und Theurung verwüstet, verwildert durch den Bruderkrieg der Malcontenten. Vergeblich hatte er das schmähliche Blutbad von Thorn gutgeheißen; nur seinen guten Willen hat der Primas Potocki nach seinem Tode gerühmt, und das Zeugniß dieses Mannes war nicht einmal unverdächtig.

Der König hatte keine politische Anlage, es waren nur die persönlichsten

Motive des Momentes, die ihn leiteten oder die „impracticablen" Chimären der Zukunft. Leichtsinnig und unvorbereitet trat er Karl XII. entgegen. Dieser occupirte denn auch, wie man bald voraussehen konnte, die sächsischen Lande. Während die heimischen Truppen den Befehl erhielten, sich im Thüringer Walde zu verstecken, wo man sie nicht so leicht werde erwischen können, lagerten die Schweden um Leipzig, wo sie sich, wie die Sachsen ärgerlich sagten, recht „rausmauserten", übrigens in guter Mannszucht, und der neuernannte Polenkönig Stanislaus hielt seine Jagden in den Leisniger Forsten und rauchte doppelt vergnügt sein unentbehrliches Pfeifchen. Der König August hatte seine Gesandten Imhof und Pfingsten mit Blanquets und allen Vollmachten an den Schweden geschickt und der schlaue Graf Piper war nicht müßig gewesen, die weißen Blätter auszufüllen. So hatte August seinen Verzicht auf die Polenkrone bereits unterzeichnet, ehe er eine Ahnung davon hatte, was ihm bevorstand. Hohen Ortes sagte man, erzählt ein Zeitgenosse, daß die Friedensmacher entweder zwei recht dumme Kerls oder zwei Erzbetrüger und Verräther sein müßten: wie man niederen Ortes aber über den Landesvater dachte, der solche Leute mit unbeschränkter Vollmacht betraute und mit unausgefüllten Blättern, die seine Unterschrift trugen, da wo es sich um seine und seines Landes Existenz handelte, davon schweigt er freilich. Jetzt sah August, daß er selbst kommen müsse, wenn er noch was retten wolle. Das Unglück wollte, daß er noch wider seinen Willen erst die schwedische Niederlage bei Kalisch mitherbeiführen mußte, die seine persönliche Lage nur verschlimmern konnte. Dann eilte er nach Sachsen. In Günthersdorf bei Leipzig traf er mit Karl XII. zusammen, man sah die Monarchen lange am Fenster stehen, den entthronten Polenkönig in seiner ganzen Pracht, den Sieger mit seinem kurzen Haar, in seinem abgeschabten Feldhabit von blauem Tuch mit Kupferknöpfen, man sah sie sprechen und lachen. Es schien gut um August zu stehen nach seiner Miene. Aber leider war von Politik gar nicht die Rede. Der Sieger von Narva sprach in einemfort von seinen vortrefflichen Stiefeln, die er oft Tage lang auf dem Leibe behalte. Auch bei Tisch ward fast nichts gesprochen, die beiden feindlichen Vettern sahen sich nur immer freundlich an. Der ungalante Schwede war ziemlich höflich in seiner Art, er ließ den König zur Rechten reiten, aber von seinen Bedingungen ging er nicht ab. August mußte sogar seinem Nachfolger in Polen noch förmlich Glück wünschen und den unglücklichen Patkul der Rache des Schweden opfern. Das war Beides wider die Ehre des Mannes wie des Regenten, die nicht dadurch reingewaschen wurde, daß August seine dupirten Gesandten einsperren ließ. Auch damals ist er nicht in Zorn gerathen, das Echauffement war seine Sache eben nicht.

Aber nicht nur von Schweden ward August verächtlich behandelt, auch der verbündete Zar betrachtet ihn wie eine Null, je länger er mit ihm im

Bunde war, desto herrischer gebehrdete er sich. Gegen diesen Alliirten brauchte der König einen Verbündeten. Ganz besonders seit dem Antritt Friedrich Wilhelm I. näherte er sich dem preußischen Hofe, seit dem Jahre 1713 hielt er diese Politik einer Hinneigung zu Preußen in der Hauptsache aufrecht, das heißt, er kam in seinen mannichfaltigen Wandelungen immer wieder darauf zurück. Nicht als ob ihn das sonst gehindert hätte, gelegentlich Bündnisse wider Preußen einzugehen, aber immer hübsch im Verborgenen, vor einem offenen und ernstlichen Bruch scheute er sich doch. Man weiß, daß die polnische Souveränetät Augusts Hauptziel war, man kann denken, wie weder das Haus Brandenburg noch Rußland diesen Plan zu begünstigen geneigt waren. Peter der Große unterstützte die mißvergnügten Conföderirten in Polen und der Brandenburger verhielt sich ziemlich lau gegen das alte Project einer Theilung Polens, welches August immer und immer wieder aufwärmte. Ganz schmachvoll behandelte der Zar den König in Danzig; dieser schien gar nicht für ihn zu existiren. Wir wissen freilich, daß den polnischen Monarchen in diesen Tagen eine neue Hofrangsordnung ernstlich beschäftigte. Bei dieser Anmaßung Peters schien nun die preußische Allianz eine erwünschte Hülfe, auch die militärischen Kräfte Preußens konnten vielleicht zur Erreichung der polnischen Zwecke dienen, man war sächsischer Seits sogar zu allerlei Opfern entschlossen. Die allgemeine Beruhigung Polens durch den Warschauer Tractat von 1717 änderte indeß diese Politik zunächst. Sachsen knüpfte da mit der Hofburg wie mit Rußland an, wobei wiederum der ränkevolle Flemming alles leitete. Sachsen wechselte seine Politik mit jedem Neumond und Niemand traute ihm mehr. Es war der Wiener Allianz vom Januar 1719 beigetreten, deren Spitze thatsächlich gegen Preußen gerichtet war, hatte dann, als diese im Sande verlaufen war, durch Wackerbarth mit dem Berliner Hofe wieder geliebäugelt und warf sich nun schließlich Rußland an den Hals, um bei dem bevorstehenden Frieden etwa Riga zu kapern und ein Stück von Liefland. Es war eine Politik der freien Hand, wie sie noch nie dagewesen war, eine Treulosigkeit, die an das Komische streifte. Es verstand sich von selbst, daß der König auch an der Wiener Allianz von 1725 theilnahm, die, von Seiten Oesterreichs und Spaniens gegen Frankreich und Großbrittanien gerichtet, sich zuerst abermals an Preußen erproben wollte. Als man sich aber am Wiener Hof eines Anderen besann, zettelte Sachsen auf eigene Faust Intriguen an, um Preußen und Rußland zu entzweien, Operationen, welche die Sendung Schwerins nach Warschau zu vernichten wußte. Erst 1727 näherte sich der König Preußen wieder, nach dem Tode der ersten Katharina und diesmal ward das Bündniß wirklich Ernst. Es kam in der That 1728 eine Art Entente cordiale zwischen Preußen und dem churfürstlichen Sachsen zu Stande, ein wunderlicher Freundschaftsvertrag, der beiden Mächten in

der großen Politik freie Hand ließ, aber die harmonia animorum als Grundlage ihrer politischen Entschlüsse betrachtet wissen wollte. Die beiden Herrscher traten sich persönlich näher, sie besuchten sich. Lange Zeit weilte Friedrich Wilhelm mit seinem Kronprinzen in Dresden, wo er gelegentlich nach seinem Gefallen „ohne Façons" lebte, sich eine Bratwurst mit Kraut als Siegespreis erschoß und im Keller seines Wirthes Flemming an den Fässern herumkostete. Dann aber that auch er seinerseits den sauren Griff in seinen Geldbeutel und bewirthete seinen Gast in Potsdam und Berlin mit Schauspielen und Paraden, machte ihm auch allerlei Geschenke. Eben war der alte Ränkemacher Flemming in Wien verschieden, seit Anbeginn die Seele der polnischen Politik des Königs, einer jener frivolen Diplomaten, vom Schlage der Brühl und Beust, wie sie der sächsische Boden zu seinem Unglück so oft gezeitigt hat. Er war in Wien gestorben, mitten in irgend welchen neuen Intriguen gegen Preußen, und hatte eben mit nach Berlin zu den Festen reisen wollen. Jetzt kam er, mit zerschnittenen Kniekehlen in einen Koffer gepackt, in die Heimat zurück. Aber auch nach Flemmings Tode konnte „der alte Machiavell von Dresden," wie ihn Grumbkow einmal nennt, das Intriguiren nicht lassen. In Verbindung mit Baiern machte er die französische Politik im Reiche, sein Hoym zettelte mit Frankreich an: er selbst wollte nichts davon wissen und entließ auch Hoym, — möglich, daß seine Staatsmänner auf eigene Faust Politik machten, aber man glaubte ihm nicht. Er schien doch im Gegensatz zu früher allmählich Geschmack an der Politik gefunden zu haben, an der Politik, wie er sie freilich verstand, an jenem Gewebe von Ränken und Intriguen, denen kein Versprechen heilig, kein Mittel zu schlecht, kein Ziel zu niedrig oder zu hoch war. Man wird ihn indeß auf diesem Gebiete nur als Kind seiner Zeit betrachten dürfen.

Merkwürdig bleibt immerhin, daß dieser stolze und prächtige König es nirgends zu einem ordentlichen Respect bringen konnte. Wer ihm näher kam, der schaute durch den Glanz leicht hindurch in eine im Grunde leere Seele, die ohne höhere Ziele in den Grenzen des nichtigen Tagesgenusses aufging. Weder als Feldherr und Soldat noch als Staatsmann stand er bei den Zeitgenossen, denen ein Urtheil zustand, in Achtung, nur denen erschien er groß, die ihn meist nur von fern sahen: seinen eigenen Unterthanen.

Er war ein Egoist, der Gutes that, wenn es ihn kein Opfer kostete, nicht ohne Gutmüthigkeit, liebenswürdig und frivol; er besaß eine gewisse Energie des Genusses. Ein innerliches und geistiges Interesse kann seine Geschichte aber nicht in Anspruch nehmen. Denn es ist zwar ein vielgeschäftiges und unruhiges, aber kein großes Leben, das uns vorliegt, es fehlt diesem Dasein aller und jeder wirkliche Gehalt.

Nach einer körperlichen Eigenschaft, die von denjenigen, welche den König

während der Krönung in Krakau in Ohnmacht hatten fallen sehen, nicht einmal unbedingt zugegeben werden konnte, ist er denn auch benannt worden, nachdem die Tage der Schmeichelei vorüber waren. Man nannte den feinen und galanten Mann, den Numa und Trajan der zeitgenössischen Hofdichtung, mit einem Namen, der für einen Faustkämpfer und Kunstreiter eher paßte, als für einen König neuerer Zeiten, man nannte ihn den Starken, wie man jenen Karolinger den Dicken nannte oder den Grafen Dedo den Fetten, und selbst die loyalen sächsischen Schulmeister und Pastoren, welche mit den moralischen Beiworten des Katechismus, mit Gerechtigkeit, Weisheit und Güte, gleich bei der Hand waren, wo es galt, das Andenken eines Fürsten zu schmücken, haben keinen anderen Namen für ihn erfinden können.

Der österreichische Dualismus.

Nach dem für Oesterreich so verhängnißvollen Jahre 1866 versuchte man die alte Habsburger Monarchie auf neue Grundlagen zu stellen; man hatte in der Hofburg die Ueberzeugung gewonnen, daß die beispiellos raschen Niederlagen der österreichischen Armee, noch mehr aber die geringe Theilnahme, welche die Bevölkerung für dieselben zeigte, weniger in der militärischen, als in der staatlichen Organisation des Kaiserstaates ihre Ursache hatten, und zeigte den guten Willen, Abhülfe zu schaffen. Oesterreich sollte neu organisirt werden.

Ein sächsischer Staatsmann, der von den inneren Verhältnissen Oesterreichs absolut nichts verstand, dem aber trotz 1866 ein beneidenswerther Grad von Selbstbewußtsein geblieben war, erbot sich bereitwillig, die Reconstruirung der Monarchie in die Hand zu nehmen und in kurzer Zeit durchzuführen. Dieser, durch die Unerschütterlichkeit seines Selbstgefühls geradezu merkwürdige Mann, imponirte angesichts der Verzagtheit, welche sich in Folge der Ereignisse von 1866 Aller bemächtigt hatte, und alsbald ward ihm die Organisirung der Habsburger Monarchie übertragen. Graf Beust machte sich rasch ans Werk; er benutzte eine von einer wahrhaft charaktergroßen und staatsmännisch angelegten Natur im Interesse Ungarns gemachte Erfindung und schuf den Dualismus. Der Dualismus war, als Beust ihn aufführte, nicht unberechtigt; er konnte als Experiment betrachtet werden, und als solches hatte er, da alle übrigen denkbaren Experimente bereits fehlgeschlagen waren, ein volles Recht zu existiren, obzwar viele einsichtige Staatsmänner von vornherein davon überzeugt waren, daß die Erfahrungen mit demselben keine günstigen sein würden.

Zweck des Dualismus war, die verschiedenen Völker Oesterreichs zu befriedigen und der Monarchie hierdurch neue Frische im Innern und neue Kraft nach Außen zu verleihen, damit Oesterreich in der Reihe der Großmächte seinen traditionellen Rang, dessen Schein ihm kaum geblieben war, wiederum einnehme.

In welcher Weise aber hat sich der Dualismus bewährt? Ist dieser Zweck erreicht worden? Diese Fragen sind im gegenwärtigen Momente um so interessanter, als Oesterreich im Begriff steht, seinen dualistischen Pact mit Ungarn zu erneuern. Zehn Jahre dualistischer Reichsgestaltung liegen hinter uns, und wenn auch Jahrhunderte im nationalen Leben der Völker kaum mehr denn ein Tropfen im Meere bedeuten, so ist ein Jahrzehnt dennoch im staatlichen Leben eines einzigen Volkes ein ziemlich beträchtlicher Zeitabschnitt.

Bevor der Ausgleich im Jahre 1867 mit Ungarn abgeschlossen wurde, machten sich inmitten der österreichischen Bevölkerung drei Richtungen vornehmlich geltend: die deutsche, die magyarische und die slawische. Die drei Nationalitäten, um welche sich die Völker Oesterreichs vorwiegend gruppiren, befehdeten einander auf das Lebhafteste, so zwar, daß an eine gedeihliche Entwickelung im Innern nicht zu denken war, und stets Reibungen, die zur Besorgniß eines Bürgerkriegs führen mußten, stattfanden. Um das gefährlichste, weil unternehmendste, Element der nationalen Parteien, die Ungarn, zufrieden zu stellen, willigte man in den Dualismus. Deutsche und Magyaren sollten sich in die Herrschaft Oesterreichs theilen. Um den Dualismus, der in der modernen Geschichte kein Analogon besitzt, theoretisch zu rechtfertigen, grub man das sogenannte historische Recht, welches, wenn es überhaupt je bestanden hat, unter den Ereignissen der Jahre 1848—49 begraben wurde, aus und behauptete, den alten Rechtsstand wieder herstellen zu wollen. Doch die Art, wie der Dualismus zu Stande kam, ist für uns von untergeordneter Bedeutung. Nur die Früchte, die er zeitigte, sollen hier Beachtung finden.

In Bezug auf den Nationalitätenhader in Oesterreich hat der Dualismus sich durchaus nicht als wohlthuend bewiesen; die Rolle der Unzufriedenen ward einfach blos vertauscht. Protestirten früher die Magyaren, so protestirten unter der Herrschaft der neuen Staatsform die Deutschen und die Slaven in beiden Reichshälften. Die Letzteren begnügten sich nicht mit einfachen Protesten, sondern traten vollends in die Rolle der Magyaren und verlegten sich auf Demonstrationen höchst gefährlicher Art. Der Friede im Innern des Reichs ist heute kaum zufriedenstellender als er es vor dem Jahre 1867 gewesen. Ungarn lebt mit Kroatien und seinen acht Millionen Slaven in offener Feindschaft, deren lebhafte Ausbrüche nur die Furcht vor den Bajonetten unterdrückt, und in Prag herrscht der „constitutionelle“ Staatsanwalt mit seinen unabhängigen

Richtern, die in dem Dünkel ihrer richterlichen Ueberzeugung die juristische Begründung ihrer Urtheile, welche man stets vermißt, gegen jeden Angriff sichern. Die Czechen in Böhmen und zum Theil auch in Mähren nehmen an dem Verfassungsleben Cisleithaniens nicht Theil, und die Polen hat der Dualismus gar nicht versöhnt. Die Ruthenen endlich — doch diese zählten nie mit; sie sind heute so zufrieden, wie sie es früher waren, und dürften wohl jeder Regierung und Staatsform, die sie mit kräftigem Branntwein zu einem billigen Preise versorgt, unterthan sein.

Die Gegensätze der Nationalitäten wurden also durch den Dualismus nicht gemildert, ja zum Theil sogar verschärft. Und wie steht es mit dem andern Motiv, das dem Dualismus das Leben gab, der Stärke Oesterreichs dem Ausland gegenüber?

Diese Frage ist eigentlich mit dem Vorigen bereits beantwortet. Wie sich die Verhältnisse in Europa herausgebildet haben, so ist heute die äußere Macht eines Staates gewissermaßen bloß der Reflex des inneren Wohlbefindens, die Stärke nach Außen bloß eine Folge der Kraft im Innern. Die Zeiten des Mittelalters, da im Innern zerfahrene Staaten durch Prätorianer und Söldner sich nach Außen hin Ansehen und Macht zu verschaffen wußten — wie beispielsweise die italienischen Republiken — sind unserem Jahrhundert fremd: ein einzelnes Glied des Körpers kann nicht kräftig sein, wenn der ganze Organismus nicht gesund ist. Und der Organismus Oesterreichs ist krank, sehr krank, trotz des verzweifelten Receptes, das man ihm in Form des Dualismus verschrieb, und in diversen Mixturen zehn Jahre lang verabreichte.

Durch den Dualismus wurde Oesterreich in zwei Theile getheilt, und man gab sich der Hoffnung hin, daß die Halbirung die Einheit stärken werde. „Zwei ist Eins!" war die Losung der Schöpfer des zweiköpfigen Reiches. Schon bei religiösen Begriffen, wo es bekanntlich nicht auf volle Exaktheit ankommt, da das mysteriöse Dunkel die Hauptrolle spielt, macht ein analoges Rechenexempel einige Schwierigkeiten — ungeheuerlich jedoch scheint es geradezu im staatlichen Leben, das bloß mit reellen, greifbaren Factoren zu rechnen hat.

Das erste Opfer, welches der Dualismus mit Bezug auf auswärtige Angelegenheiten von Oesterreich forderte, war die Verzichtleistung auf einen alten glorreichen Namen, so zu sagen die Entstaatlichung der alten Monarchie. Der Name Oesterreich mußte weichen, um einem Oesterreich-Ungarn Platz zu machen. Man mag von Oesterreich denken wie man wolle — Niemand wird behaupten, daß es verdient habe als faule Frucht abgeschnitten zu werden vom europäischen Staatenbaume, und man zwang die alte Monarchie zu einem Acte der Selbstverstümmelung, indem man ihr auftrug, sich selbst zu den Todten zu werfen. Doch das ist bloß eine äußerliche

Folge des Dualismus, und so schmachvoll sie auch scheint, an Verderblichkeit wird sie von den andern bei weitem übertroffen. Es muß offen gesagt werden: Oesterreich ist in seiner heutigen Verfassung außer Stande eine nur halbwegs energische Politik nach außen zu verfolgen, es kann seine Interessen nicht nach Art anderer Großmächte schützen und geltend machen, weil jede der Hälften des Reiches andere, einander geradezu diametral entgegengesetzte Interessen hat.

Klar und deutlich tritt die Wahrheit dieser Behauptung angesichts der orientalischen Wirren hervor: die eine Reichshälfte legt die andere lahm, und der gemeinsame Minister des Aeußeren weiß trotz seines besten Willens noch immer nicht, was zu wollen seine Pflicht ist. Er klammert sich an den status quo, der durch das zahme Wörtchen amelioré nicht wesentlich verändert wird, und steht rathlos vor den Eventualitäten, unter denen zu wählen, vor Kurzem noch ihm frei stand. So lange Oesterreich als Großmacht besteht, hat es nie noch in einer großen europäischen Frage, die sein Interesse direct tangirt, eine annähernd klägliche Rolle gespielt, wie in der neuesten Phase der orientalischen Politik. Es hielt sich in einer Reserve, wie sie kaum einem Duodezstaat, der an den Kriegsschauplatz grenzt, ziemen würde, und wagte nicht mit einer bestimmten Politik hervorzutreten, ja es wagte nicht einmal eine solche zu besitzen.

Und diese Schwäche Oesterreich hat wahrlich nicht der gegenwärtige Minister des Aeußeren zu verantworten: sie liegt im Dualismus, und wird durch denselben bedingt. Hätte Andrassy es versucht, in irgend einer Richtung eine energische Politik einzuleiten, er würde den inneren Frieden der Monarchie gefährdet haben: wäre er für den Bestand der Türkei eingetreten, so würde die Majorität Cisleithaniens, die trotz der Haltung der Wiener Presse Oesterreich nicht mit der Türkei identificirt, sondern in ihren deutschen Elementen der gladstoneschen Richtung der orientalischen Politik mit dem annexionistischen Anhange: „bis ans ägäische Meer" huldigt, während die Slaven vollends auf dem russischen Standpuncte stehen — ernstliche Schwierigkeiten bereitet haben. Hätte er sich jedoch der antitürkischen Richtung angeschlossen, so wären die 200,000 Honveds, welche der Dualismus der Pester Regierung zur Verfügung stellt, in Action getreten, allein kaum gegen die Türken. So war denn dem Grafen Andrassy der Weg, den er in der Orientpolitik befolgte, durch den Dualismus genau vorgezeichnet, seine Politik der Schwäche eine dualistische Nothwendigkeit.

Doch noch auf einem anderen, in unserer materiellen Zeit äußerst wichtigem Gebiet der Staatsverwaltung wollen wir die Blüthen prüfen, die der Dualismus zeitigte: auf dem wirthschaftlichen Gebiete. Wir wollen von dem „Krach" und seinen Folgen ganz absehen, als einer abnormalen Erscheinung,

obwohl wir glauben, der Krach hätte nie gleich verheerend wirken können, hätte der Dualismus dem Lande nicht zwei Mittelpuncte, in denen mit Vehemenz geschwindelt wurde, gegeben; wir wollen uns auch nicht in eine Prüfung der Budgets vor und nach der dualistischen Gestaltung des Reiches einlassen, obwohl das dualistische Budget um fast fünfzig Procent höher ist, als das einheitliche war, welche Erhöhung sicherlich zum nicht geringsten Theil, auf den verwickelten Verwaltungsorganismus zurückzuführen ist — besitzt doch Oesterreich-Ungarn Dank der dualistischen Gestaltung einen Civilbeamtenstatus von circa 95,000 Mann — wir wollen blos einfach die Bedingungen der wirthschaftlichen Entwickelung auf dualistischer Grundlage prüfen.

Und da kommen wir zu sehr traurigen Resultaten. Bei Schöpfung des Dualismus hat man eingesehen, daß die Zweitheilung des Reiches die wirthschaftliche, namentlich die producirende Kraft untergraben mußte. In Folge dessen statuirte man die Einheit des Zollgebietes, versuchte man die Einheit der Banknote mit einigen Cautelen zu umgeben. Hierdurch wurde der wirthschaftliche Zusammenbruch allerdings hintan gehalten, allein für den Aufschwung geschah nichts, absolut nichts. Die Lebensbedingung des Fortschrittes auf wirthschaftlichem Gebiete ist Ruhe und Sicherheit, die Festigkeit der Grundlagen des wirthschaftlichen Lebens. Da die Einheit des Zollgebietes und der Währung, welche unbedingt zu den Grundlagen der Entwickelung zählt, jedoch blos von Zeit zu Zeit für eine bestimmte Zeit festgesetzt ward, da die Industrie und der Handel jeden Augenblick das Zusammenbrechen dieser Grundlagen befürchten müssen, so kann sich begreiflicherweise kein wirklicher Fortschritt entwickeln. Ja man muß von Glück sagen, wie angesichts derartiger Verhältnisse die wirthschaftliche Entwickelung keine Rückschritte macht, sondern sich auf dem status quo erhält.

Das sind in großen Zügen die Resultate, welche die Herrschaft des Dualismus in zehn Jahren in Oesterreich hervorgebracht. Die österreichischen Volksvertreter sind eben daran, den sogenannten Ausgleich für weitere zehn Jahre zu berathen — und auch zu bewilligen. Die Erfahrungen des letzten Jahrzehnts scheinen an ihnen spurlos vorübergegangen zu sein. Sie werden den Ausgleich decretiren, wohl nicht in der Meinung etwas Gutes zu schaffen, sondern blos in der Absicht dem Schlechteren, das ist: dem Chaos, welches die unmittelbare Folge einer Ablehnung des Ausgleiches wäre, vorzubeugen. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, ist wohl die Verlängerung des Ausgleiches ein Postulat der politischen Nothwendigkeit, da man es eben unterlassen hat, eine Institution vorzubereiten, welche den Ausgleich ersetzen könnte, eine Institution, wie sie etwa in der Personalunion oder in einer föderalistischen Gestaltung des Reiches auf demokratischer Grundlage, welche einst Fischhof vorschwebte, gefunden werden könnte. Doch die Zwangslage, in welcher die Abgeordneten

sich befinden, wird das Handeln derselben in den Augen der Nachwelt entschuldigen. Der Geschichtsschreiber, dem es vorbehalten ist, den Ausgleich und die Ausgleichsmacher vor das Weltgericht zu citiren, wird den nachfolgenden Geschlechtern von einem Staate erzählen, der sich in zwei Hälften spaltete, um die Einheit zu Stande zu bringen; er wird zu berichten wissen, über die selbstschänderische Art, in der man einen Staat schädigte, um ihn zu stärken, er wird erzählen, wie man den Wohlstand der Bevölkerung in seiner Entwickelung hemmte und den politischen Fortschritt untergrub — er wird auch die Namen jener „Staatsmänner", die solchergestalt einen großen Staat ruinirten, der Nachwelt überliefern, und das mildeste Verdict, welches der Mund der Geschichte sprechen wird, wird die gegenwärtigen Politiker Oesterreichs als Musterexemplare einer hochgradigen staatsmännischen Impotenz für alle Zeiten an den Pranger stellen. E. F.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Der Krieg. Unsere Stellung zu Frankreich. — In den letzten Tagen hat eine für die Geschicke Europas sehr wichtige Frage eine, wie es scheint, endgültige Lösung gefunden: Rußland und England, deren feindlicher Zusammenstoß anläßlich des gegenwärtigen russisch-türkischen Krieges so vielfach besorgt wurde, haben sich zu einer gemeinschaftlichen und friedlichen Wahrnehmung ihrer Interessen im Orient entschlossen. Die Gefahr eines russisch-englischen Krieges ist dadurch beseitigt. Rußland und England wollen im Falle des entscheidenden Sieges der russischen Waffen sich ihren beiderseitigen Beuteantheil aus der Niederlage der Türkei so auswählen, daß keiner die vom anderen begehrten Stücke sich aneignet, oder diejenigen, die in der Hand des einen befindlich, den Besitz des anderen bedrohen würden. Natürlich kann von einem formellen Abschlusse über diese Dinge heute noch nicht die Rede sein. Man pflegt im diplomatischen Verkehre solche heiklen Dinge überhaupt nicht in allzu bündiger Weise zu Papier zu bringen. Aber so viel steht fest, daß die langen Verhandlungen, die zwischen Rußland und England über den gegenseitigen Ausgleich ihrer Interessen im Orient geschwebt haben, zu Vorschlägen Rußlands geführt haben, deren Annahme englischer Seits gesichert ist. Graf Schuwaloff ist nach England zurückgekehrt und hat dem englischen Cabinet über diese Angelegenheit eine Mittheilung seiner Regierung gemacht, welche gleichzeitig auch den anderen Mächten zugestellt worden ist. Ueber die Propositionen dieses Schriftstückes weiß heute absolut Sicheres wohl noch Niemand. Das Meiste, was man darüber liest und hört, beruht wohl auf Vermuthungen und Conjecturen. Indeß brauchen diese letzteren keines-

wegs ganz unrichtig zu sein, zumal die englischen Minister die Interessen Englands im Parlamente so bestimmt definirt haben, daß Jedermann wenigstens ganz genau weiß, was die Russen nicht selbst fordern oder den Engländern versagen dürfen, wenn sie nicht deren Widerstand herausfordern wollen. Da sie dieses aber entschieden nicht wollen, so ist es ganz sicher, daß sie einer englischen Action in Aegypten oder auf Creta nicht in den Weg treten werden. Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, daß eine solche sehr nahe bevorsteht, und die öffentliche Meinung in England lebt ganz desselben Glaubens, das beweisen die Gerüchte, die von dort her von Zeit zu Zeit zu uns herüberdringen. So cursirte vor einiger Zeit in London die Erzählung, die ägyptische Regierung wolle die ihr noch an dem Suezkanal zustehenden Rechte für eine Summe Geldes an England abtreten. Heute heißt es nun wieder, die Pforte habe sich bereit erklärt, ihre Oberhoheitsrechte über Aegypten für die Summe von acht Millionen Pfund an England zu cediren. Wahrscheinlich entspricht weder die eine noch die andere Angabe der thatsächlichen Lage der Dinge, aber sie zeigen beide deutlich den Weg, den die englische Politik nimmt und den sie nach dem Willen des englischen Volks nehmen soll.

Mit den Forderungen der Russen hat es ungefähr folgende Bewandtniß. Verbürgt ist, daß Graf Schuwaloff von seiner Regierung angewiesen ist, in London zu erklären, Rußlands Anforderungen an die Pforte seien nach Ausbruch des Krieges dieselben geblieben, wie vor demselben. Europa kenne Rußlands Begehren von der Constantinopeler Conferenz her, was Rußland damals verlangt habe, verlange es auch heute noch, mehr nicht. Vielleicht stehen ähnliche Sätze auch in der Mittheilung, welche Graf Schuwaloff in London übergeben hat. In jedem Falle ist es sicher, daß Rußland sich officiell zur Zeit über seine später zu stellenden Anforderungen nicht detaillirter ausgelassen hat oder auslassen wird. Diese Reserve liegt auch ganz in der gegenwärtigen Situation und im Interesse Rußlands begründet. Erstens bedürfen die Russen noch einer entscheidenden Wendung des Krieges zu ihren Gunsten, ehe sie bestimmte Forderungen geltend machen können und sodann liegt es in ihrem Interesse, mit denselben so lange als möglich zurückzuhalten, wo möglich so lange, bis England sich seinerseits veranlaßt findet, die officielle diplomatische Debatte über das Thema der gegenseitigen Besitzergreifungen im Orient zu eröffnen. England dazu zu bringen, darauf arbeitet offenbar die russische Diplomatie mit aller Kraft hin. England soll zuerst erklären, daß es angesichts der russischen Waffenerfolge sich genöthigt sehe, hier und dort sich schadlos zu halten. Dann würden die Erwerbungen oder Umgestaltungen, die Rußland im Sinne hat, als Consequenzen des englischen Vorgehens erscheinen. So hofft wenigstens die russische Staatskunst. Wenn Rußland nun für jetzt erklärt, bei seinen auf der Conferenz geäußerten Anforderungen

stehen bleiben zu wollen, so beansprucht es heute Bulgarien, denn darauf laufen doch alle die Garantien hinaus, die es für den Schutz der dortigen Christen verlangt, und diese Ansicht ist auch schon durch die Forderung einer Occupation Bulgariens ausgesprochen, die auf der Conferenz durch Rußland erhoben wurde. Von Bulgarien wird daher in diesem Sinne in den heute zwischen England und Rußland geführten officiellen Verhandlungen sicherlich die Rede sein. Wenn nun aber auch Rußland anderweitige Ansprüche heute nicht geltend macht, so bleibt es deßwegen doch unbestreitbar, daß Rußland solche anderweitige Absichten hat und daß es dieselben eifrig verfolgt. Bekanntlich sind dieselben vor allem auf zwei Puncte gerichtet, auf den Besitz der Kiliamündung der Donau und auf der Gewährung der freien Durchfahrt durch die Dardanellen. Das erste Desiderium ist zwar russischer Seits in einem Wiener Organ kürzlich entschieden in Abrede gestellt worden, allein man wird das so ernst nicht zu nehmen haben. Man hat die Oesterreicher über diesen heiklen Punct beruhigen wollen und that das in um so nachdrücklicherer Weise, als man, wie gesagt, russischer Seits Discussionen über die russischen Pläne im gegenwärtigen Augenblicke außerordentlich unbequem findet.

Andererseits wäre es gewiß schwer begreiflich, wenn die russische Diplomatie nicht bei guter Zeit sich bei den europäischen Cabineten, insbesondere bei England, über die Aufnahme, welche solche weiteren russischen Projecte finden werden, vergewissern sollte. So sorglos ist die russische Diplomatie auch keinesweges gewesen, vielmehr ist es sicher, daß schon in den letzten Wochen ein sehr discreter confidentieller Meinungsaustausch zwischen dem Grafen Derby und dem Lord Russel einerseits und dem Fürsten Gortschakoff und dem Grafen Schuwaloff andererseits über solche ferneren Eventualitäten stattgefunden hat, und daß auch diese Pourparlers ebenso wie die officiellen Verhandlungen einen für beide Theile befriedigenden Verlauf genommen haben. Dennoch liegen die Dinge so, daß die besten Aussichten vorhanden sind, daß der Widerstreit der englischen und russischen Interessen zu keinem Conflicte führen wird, daß vielmehr am Ende des türkischen Krieges beide Mächte sich auf Kosten der Türkei vertragen werden. So traurig dies für die Türkei ist, so günstig ist es für die Erhaltung des europäischen Friedens. Jetzt erst kann man mit einiger Zuversicht auf die Localisirung des russisch-türkischen Krieges hoffen. Der deutschen Politik gebührt von diesem Erfolge ein guter Antheil, denn die deutsche Regierung hat getreu ihrem ausgesprochenen Programme, möglichst für die Localisirung des Krieges zu wirken, sich sehr energisch und eingehend um die Ausgleichung der Differenzen zwischen den russischen und englischen Anschauungen bemüht. Zunächst werden nun die Cabinete in aller Stille weiterverhandeln, bis dann nach der Entscheidung an der Donau die Diplomatie ihr Werk öffentlich vor den Augen Europas

wieder aufnehmen wird. An einen Congreß darf man dabei freilich nicht denken, wohl aber an eine gemeinsame europäische Action, die sich in den Formen des gewöhnlichen diplomatischen geschäftlichen Verkehres bewegt. Die Anbahnung des Einvernehmens zwischen Rußland und England veranlaßte in den letzten Tagen die vielfachen Gerüchte über bevorstehende Friedensverhandlungen. Aus unseren obigen Ausführungen geht schon hervor, daß von solchen heute keine Rede ist. Die Gerüchte entstanden aber, weil die öffentliche Meinung instinctiv fühlte, daß der europäische Frieden eine neue Stütze erhalten hatte.

Wie Oesterreich sich zu den russischen Plänen stellen wird, oder sich bereits gestellt hat, wissen hier nur die in den Gang der Politik voll Eingeweihten. Die ferner Stehenden haben nur die wohlbegründete Ueberzeugung, daß Deutschland hinsichtlich Oesterreichs Verhältniß zu Rußland bereits früher dieselbe für beide Theile ersprießliche Sorge mit demselben Erfolge getragen hat, die es heute für Englands und Rußlands gutes Einvernehmen aufwendet, und daß es sich auch ferner des befreundeten Oesterreichs warm annehmen wird. Rußland seinerseits hält sich Oesterreich gegenüber augenblicklich vollständig zurück. In Belgrad wirkt Rußland mit Erfolg gegen die Kriegspartei. Ob es dies thut, um Oesterreich Verlegenheiten zu ersparen, oder um ihm einen Vorwand zu entziehen, der es ihm ermöglichen könnte, sich unter Umständen an der kriegerischen Action zu betheiligen, läßt sich nicht erkennen. Uebrigens fallen die serbischen Freischärler militärisch für die Russen so wenig in das Gewicht, daß es Rußland auf alle Fälle nützlicher erscheinen mag, die Serben vom Kriege abzuhalten.

Die Entwickelung der Dinge in Frankreich wird hier fortdauernd mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt. Eine unmittelbare Gefahr besorgt man für den Frieden von dort her nicht, dagegen glaubt man nach wie vor, daß die gegenwärtigen Machthaber Frankreichs durch die unerbittliche Consequenz ihrer Handlungen und durch den nimmer ruhenden Antrieb des Klericalismus auf die abschüssige Bahn kriegerischer Verwickelungen früher oder später hinabgleiten müssen. Sehr beachtet wird hier in dieser Beziehung ein jüngst erschienener Artikel der „Nationalzeitung", von dem man annehmen kann, daß er genau die Anschauungen wiedergiebt, die in den hiesigen leitenden politischen Kreisen über Frankreich herrschen. Es ist dort von dem bevorstehenden Votum des französischen Senates über die Auflösung der Deputirtenkammer die Rede und es heißt dann dort weiter, von dieser Abstimmung hänge das Schicksal Frankreichs und die Ruhe Europas ab. Der Senat, welcher eigentlich zum Bollwerk gegen die Anarchie bestimmt wäre, sollte jetzt zum Sturmbock gegen die bestehenden Zustände gemacht werden. Es handle sich bei der Auflösung der Kammer um die Unterdrückung der öffentlichen Meinung, um die Escamotage des Wahlrechtes, um die Confiscirung Frankreichs. Und wenn das auch zunächst eine interne französische Angelegenheit sei, so trete doch andererseits alle Tage deutlicher hervor, daß es der Ultramontanismus in nacktester kriegerischster Gestalt ist, der in Frankreich sich der Staatsgewalt

zu bemächtigen begonnen hat. Der Senat solle jetzt die Hand des Ultramontanismus mit dem Schwerte der Staats- und Kriegsmacht Frankreichs waffnen. Und wo der Feind stünde, der getroffen werden soll, das sagten die Reden des Herrschers im Vatican und seiner Nuntien zu Brüssel und München. Eine unmittelbare Conflagration werde aus der Durchführung der neuesten französischen Staatsveränderung bei der friedlichen Disposition der zunächst bedrohten Staaten, namentlich bei der Friedensliebe des deutschen Kaisers und seiner Staatsmänner nicht hervorgehen, aber es sei zu besorgen, daß die Politik des Pessimismus, die man im Vatican predigt, Sitz und Stimme im europäischen Areopag erhalte, so daß der tragische Ausgang nur eine Frage der Zeit sein würde. Klarer und eindringlicher kann man die Besorgnisse nicht darlegen, die hinsichtlich Frankreichs zu hegen sind. Ebenso klar ergiebt sich aus diesen Sätzen auch die Haltung, die sich die deutsche Politik Frankreich gegenüber vorgezeichnet hat. J.

Literatur.

Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Von Karl Biedermann. Leipzig, Weber. — Es ist Schade, daß ein so gründliches und auf so soliden Studien beruhendes Buch wie das vorliegende wegen des langsamen Erscheinens seiner einzelnen Abtheilungen dem Publicum nothwendiger Weise nicht so in steter Erinnerung bleiben kann, wie es verdiente. Mehr als zwanzig Jahre sind seit dem Erscheinen des ersten Bandes von Professor Biedermanns Werk verstrichen. Länger als acht Jahre mußte das Publicum warten, bis endlich auf die erste Abtheilung des dritten Bandes die zweite folgte. Und schon vor zwei Jahren wurde die letzte Abtheilung des ganzen Werkes als unter der Presse befindlich bezeichnet; wann wird sie ausgegeben werden? Wir hoffen, daß der Verfasser, dessen publicistische Thätigkeit eine der Hauptursachen des langsamen Fortschreitens seiner Arbeit war und ist, recht bald in der Lage sein möge, den Abschluß seiner verdienstvollen Arbeit zu bewirken. Ist doch die Aufgabe, die er sich stellt, eine der dankbarsten und die Lösung derselben schon sehr glücklich begonnen. Ein umfassendes und vollständiges Bild der ganzen Cultur des achtzehnten Jahrhunderts sollte gegeben werden. Zu diesem Zweck stellte der Verfasser im ersten Bande Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im achtzehnten Jahrhundert dar. Als Ergänzung hierzu brachte der zweite Band die Schilderung des geistigen Lebens, die Bildungszustände, das religiöse Leben, die Philosophie, die Anfänge der neu erwachenden Dichtkunst. Alles in guter Uebersichtlichkeit, klarer Darstellung und mit Verwendung manches bisher noch nicht ausgenützten Materials. Dieser zweite Band zerfällt in zwei Abtheilungen, die zweite (die Zeit von 1740 bis zum Schluß des Jahrhunderts umfassend) ist vornehmlich den literarischen Erscheinungen gewidmet: Die Periode der Empfindsamkeit im Leben des deutschen Volkes und seiner Literatur, die Hauptvertreter dieser Richtung in der Poesie, Gellert, Gleim, Klopstock; dann der Umschlag dieser Stimmung in das Gegentheil, der Epicuräismus, Wielands Thätigkeit und Einfluß. Hierauf folgt in gründlicher Erörterung die Neubelebung der deutschen Literatur durch Friedrich den Großen und seine Thaten, die Behandlung der durch die Erscheinung Friedrichs begründeten realistischen Poesie und sehr eingehend beschäftigt sich der Verfasser mit dem Hauptvertreter dieser letzteren, mit Lessing. Am Schlusse,

als Vorbereitung für die Erscheinung Goethes und Schillers, die in der letzten Abtheilung besprochen werden sollen, eine allgemeine Charakteristik der Sturm- und Drangperiode. Man kann zwar nicht behaupten, daß in den Schilderungen der verschiedenen Zeitabschnitte und Persönlichkeiten, welche das Buch enthält, gerade sehr viel Neues gegeben wäre, wiewohl der Verfasser hier und dort und, wie uns scheint, mit Recht (z. B. in Bezug auf Lessings Shakespearekenntniß II, 2, 272 u. a. a. O.) den landläufigen Anschauungen entgegentritt. Aber man hat überall den Eindruck einer gründlichen und quellenmäßigen Forschung; auch ist die Darstellung, trotz des stellenweise etwas trockenen Tones, im Ganzen leicht und nicht ohne Anmuth. Stilistisches Brillantfeuerwerk, wie es heute auch in wissenschaftlichen Büchern Mode wird, findet man freilich keines; aber nur um so lieber wird, wer sich gründlich über die Zustände Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert unterrichten will, dies nützliche und gute Buch, dessen Schluß hoffentlich recht bald folgt, zur Hand nehmen. —i—

„Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes", betitelt sich eine Sammlung von Denkmälern älterer vornehmlich historischer und poetischer Literatur aus der deutschen Schweiz und dem allernächsten Grenzgebiete derselben, die im Verlage von J. Huber in Frauenfeld erscheinen soll und von welcher soeben in äußerst splendider und geschmackvoller Ausstattung der erste Band ausgegeben worden ist. Die Herausgeber Professor Bächtold in Solothurn und Professor Vetter in Bern, denen sich Ernst Götzinger in St. Gallen, L. Hirzel in Bern, A. Lütolf in Luzern, L. Tobler in Zürich, angeschlossen haben, beabsichtigen in dieser Sammlung ein Bild von der literarischen Thätigkeit der deutschen Schweiz in früheren Jahrhunderten zu geben und haben zu diesem Zwecke die Herausgabe folgender Schriftwerke (in neuen Ausgaben mit Einleitungen, Wort und Sacherklärungen, Glossaren und Lesartenverzeichnissen) in Aussicht genommen: Lanzelet vom See von Ulrich von Zazikhoven, die schweizerischen Minnesinger, Boners Edelstein, Konrads von Ammenhusen Schachzabelbuch, Elsbeth Stagel und Heinrich Suso, der „Gottesfreund im Oberland", die Stretlinger Chronik, Niclaus Mannel, eine Auswahl schweizerischer Dramen aus dem dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert, Satiren aus der Reformationszeit, Volkslieder, die Dichter des siebzehnten Jahrhunderts (Grob, Simmler u. A.), endlich Hallers Gedichte. Der bereits erschienene Band der Sammlung enthält die „Stretlinger Chronik" und als Anhang die Schrift: „Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler," beide interessante Belege für die Art und Weise, wie man im fünfzehnten Jahrhundert anfing, Schweizergeschichte zu machen, beide, wie der Herausgeber, Professor Bächtold, hier zum ersten Male nachweist, von demselben Verfasser; denn der Urheber der Schrift „Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler" ist nicht, wie man bisher nach Tschudi annahm, Johannes Frund, sondern Eulogius Kiburger, der Autor der Stretlinger Chronik. — Noch im Laufe dieses Jahres sollen die Fastnachtspiele Niclaus Mannels in neuer um vieles bisher ungedruckte vermehrter Ausgabe erscheinen. Wir wünschen dem Unternehmen auch außerhalb der Schweiz einen guten Erfolg. D.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 14. Juni 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die jüngsten Ausgrabungen in Athen.

Von A. Milchhöfer.

Vor Jahresfrist bot die südliche Langseite der Akropolis zu Athen ein wesentlich anderes Aussehen als heute dar. Zwischen den beiden Grenzpuncten nach Ost und West, wo das Dionysostheater und das Odeum des Herodes in mächtigem Halbkreise eingelagert sind, ziehen sich die Bogen der mittelalterlichen Serpenthemauer hin, in die eine Fülle antiker Quadern, Säulen und sonstiger Reste eingebaut ist. Dahinter kamen drei gewaltige Schutthalden vom Burgplateau herab, die den steilen Abfall des Felsens mehr ahnen als erkennen ließen. Es waren die Zeugen jener großartigen und umfassenden Aufräumungen, durch die nunmehr die Fläche der Akropolis vom Parthenon bis zu den Propyläen bis auf den Felsgrund gesäubert ist. Freilich sank damit die Reihe kaum weniger bedeutsamer Gründungen, welche einst im Kranze den Burgabhang umgaben, noch tiefer unter die Erde hinab, als während verflossener Jahrhunderte, aber es schien selbstverständlich, daß die Nachkommen mit der Erbschaft der Väter auch ihre Lasten übernahmen.

Von dieser Anschauung geleitet, faßte die griechische archäologische Gesellschaft in Athen, der bedeutende Mittel zur Verfügung stehen, den glücklichen Gedanken, zunächst die Südterrasse, wo ein ganzes System heiliger Stiftungen im Voraus bekannt war, aufzudecken. Dies Unternehmen hat sich überraschend reichlich belohnt. Am 19. April 1876 (griechischer Zeitrechnung) begannen die Ausgrabungen und sind heute bis auf den völligen Abbruch der Serpenthemauer als beendigt anzusehen. Das braune Gestein des Burgfelsens erhebt sich hoch und steil über dem langgestreckten Plateau. Schon von Natur weniger zerklüftet als die rauhere Nordseite, zeigt sich die Südterrasse auf ganze Strecken von Menschenhand geglättet, um den Hintergrund für anlehnende Baulichke[illegible]n zu bilden.

Was die letzteren anlangt, von denen meist nur Fundamente und Unterbau erhalten sind, so tritt uns allerdings eine bedeutende Anzahl der verschiedensten Gründungen entgegen, die uns vielleicht zum erstenmal ein zusammenhängendes Bild von der Anlage eines griechischen Heiligthums mit allem Zubehör geben, sich aber in ihrem gegenwärtigen Zustande vielfach einer sicheren Bestimmung und Benennung entziehen und entziehen werden. Vor allem macht sich hier die Hauptschwierigkeit aller athenischen Topographie, die der Sichtung der verschiedenen Zeiten, welche immer wieder das Vorhandene umbildeten und verwandten, fühlbarer als irgendwo geltend. Römer und Byzantiner, Franken und Türken haben auf demselben Raume neu geschaffen und zerstört. Stoßfugen und Klammerspuren der meisten Fundament- und Marmorblöcke findet man jetzt an ungehöriger Stelle, selbst Inschriftsteine und Architravstücke sieht man als Bautheile eingefügt. Drei bis vier Kirchen oder Kapellen, die gänzlich verschollen waren, kamen zum Vorschein, deren eine drei Fußböden und mehr über einander aufwies; eine Menge von Reliefs und anderen Sculpturfragmenten wurden aus dem steinharten Mörtel der Apsis gebrochen oder dienten zur Einfassung der zahlreichen Gräber, welche die Kirchen umgaben. Ganz besonders verwirrend und zerstörend wirken auf den Zusammenhang der Monumente die überaus zahlreichen in Erde und Fels eingelassenen thönernen Vorrathsgefäße, nicht minder die Cisternen und Brunnen (soweit diese nicht aus dem Alterthum selbst stammen), die wieder unter einander mit Canälen verbunden sind. Diese bienenzellenartige Unterhöhlung des Bodens sowie die sorgsame Benutzung jeder Wasserader erinnern uns an die Zeit der Stürme und mehrmonatlichen Belagerungen, von denen die Akropolis bis auf die Neuzeit herab zu erzählen weiß.

Können wir also auch nicht immer die verschiedenen Zeitperioden gleich Hüllen ablösen, um bis zum eigentlichen Kern vorzudringen, wie es jüngst ein französischer Gelehrter für die Geschichte der Burg versucht hat, so bleiben uns doch immer noch einige Anhaltspuncte für die Reconstruction des ursprünglich, d. h. in römischer Zeit Vorhandenen übrig. Doch ehe wir die Terrasse von Ost nach West durchwandern, orientiren wir uns durch einen Blick auf die Ueberlieferung über dasjenige, was wir hier zu finden erwarten durften. Pausanias, der Reiseschriftsteller Griechenlands, ist wiederum der Einzige, welcher uns einen fortlaufenden Faden für unsere Wanderung darbietet. Seine Beschreibung ist scheinbar genau und vollständig. Er schreitet gleichfalls am Südrande nach Westen, wo man bekanntlich die künstlerische Frontseite der Burg und den einzigen Zugang auf dieselbe, den Propyläenweg, erreicht.

„Wenn man," so erzählt Pausanias, „vom Theater aus zur Akropolis

geht, so liegt da Kalos begraben." (Ihn hatte sein Oheim und Lehrer Dädalos, aus Neid, wie es heißt, von der Burg herabgestürzt.) „Sehenswerth ist aber das Heiligthum des Asklepios, sowohl wegen der Weihgeschenke, die dem Gotte und seinen Kindern dargebracht sind, als auch wegen der Gemälde. Es befindet sich in demselben eine Quelle, bei der, wie man sagt, Halirrhothios, der Sohn des Poseidon, die Alkippe, des Ares Tochter, verführt, und durch Ares seinen Tod gefunden hat. Nach dem Heiligthum des Asklepios befindet sich dort, wenn man zur Burg geht, ein Tempel der Themis. Vor demselben aber ist zum Gedächtniß an Hippolytos ein Hügel aufgeschüttet." (Die Sage berichtete über ihn in Athen wie in Trözene von der unerwiederten Liebe seiner Stiefmutter Phädra und ihrer Rache. Sie verleumdete ihn bei Theseus und dieser sprach den verhängnißvollen Fluch aus, der seinen Tod durch das Meerungeheuer des Poseidon herbeiführte.) Von einem Heiligthum der Aphrodite Pandemos (der Volkeinigenden?) und der Göttin Ueberredung, Peitho, erwähnt Pausanias zwar bloß die Gründung durch Theseus, doch kennen wir seine Schreibart hinlänglich und wissen es auch aus anderen Quellen, daß wir den Tempel neben den letztgenannten Stätten zu suchen haben. Endlich nennt er noch ein Heiligthum der kindernährenden Mutter Erde und der Demeter Chloe (der Grünenden).

Wir haben es hier mit einer Reihe wichtiger Stiftungen zu thun, von denen wir eben nur wissen, daß sie auch unter sich im Cultus Berührungspuncte haben mußten, ohne daß wir bereits im Stande wären, alle tieferen Beziehungen genügend aufzudecken. Eine Fülle von Sagen ist hier localisirt und, irren wir nicht, so ist auch hierin die Südseite der Burg vor der nördlichen bevorzugt.

Was die topographische Frage anbelangt, so hatte man es vor den Ausgrabungen freilich bequemer. Da vertheilte man behaglich die genannten Stätten über das verfügbare Terrain. Ein vorhandener Brunnen mußte den Ort bezeichnen, wo Halirrhothios das Liebesabenteuer und seinen Tod fand. Sehen wir zu, wie weit sich mit Benutzung der zu Tage liegenden Reste kommen läßt.

Vom Theater aus führt uns eine treppenartig sich senkende Mauer aus Conglomeratsteinen in das niedriger gelegene Ausgrabungsgebiet. Es ist eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß sie auch den alten Weg, der den Abhang entlang führte, gestützt habe. Die Reste einer alten Mauer aus polygonalen Blöcken, welche in einer Entfernung von durchschnittlich 28 bis 30 Metern dem Burgfelsen parallel läuft, bilden die Südgrenze eines Bezirks, den wir unbedenklich für das Asklepiosheiligthum in Anspruch nehmen dürfen. Oestlich tritt die Rundung des Theaters heran. Die Westgrenze könnte zweifelhaft sein, ist aber wahrscheinlich erst bei einer gleichfalls

polygonalen Terrassenmauer anzusetzen, die heute noch stellenweise 1,60 Meter hoch ein zweites etwas höher gelegenes Plateau bezeichnet, so daß wir eine Längenausdehnung des eingehegten Raumes von 108—110 Metern erhalten würden.

Die bedeutendsten erkennbaren Anlagen innerhalb desselben ziehen sich längs der Felswand hin. Es lassen sich zwei Stoen oder Säulenhallen mit dahinter liegenden Gemächern, sowie drei Brunnenanlagen unterscheiden. Die Axen der Säulenhallen liegen nicht ganz in einer Flucht, sondern stoßen, der Linie des Burgfelsens folgend, etwas stumpf aufeinander. Innerhalb der ersten (östlichen) Stoa, auf deren Marmorstufen noch die Reste einiger dorischen Säulen stehen, die erst in Manneshöhe Canellirung aufweisen, ist noch eine Bogenreihe in Rusticostil aufgeführt und sehr wohl erhalten, jedoch nur aus antiken Resten zusammengesetzt und wohl byzantinischen Ursprungs. Sie umschließt den Eingang zu einem runden, bienenkorbähnlichen Raum im Felsen, der durch Ausstattung, Mörtelverputz und Malerei sofort eine byzantinische Capelle erkennen ließ. Ringsherum zieht sich, durch aufrecht stehende Steinplatten begrenzt, ein Kanal, der durch das Wasser des Felsens getränkt wird und einen Abfluß nach außen hat. Bei der Zähigkeit, mit der in griechischen Ländern der Cultus selbst noch an der zerfallensten Kirchenmauer haftet, ist es nicht zu verwundern, daß das neuentdeckte Heiligthum von der Bevölkerung schleunigst mit Lämpchen und Wachskerzen wieder geweiht wurde, gleich der Panagia Spiliotissa („Madonna in der Grotte") über dem Theater. Gar nicht zu bezweifeln ist, daß hier wie dort auch im Alterthum irgend ein Sanctuarium sich befunden haben wird; leider macht der jetzige Zustand der Capellen eine genauere Untersuchung unmöglich. Persönlich glaube ich, daß dieser versteckte Ort mit der von Pausanias erwähnten Quelle identisch ist, wenn auch ein Umstand, der unten Erwähnung finden wird, dagegen zu sprechen scheint. Zwischen der ersten und zweiten (westlichen) Stoa liegt eine andere Brunnenanlage eigenthümlicher Art. Auf einem Würfel aus natürlicher Felserde, dessen Flächen jedoch älteres und späteres Mauerwerk aufweisen, zeigt sich die geräumige achteckige Brunnenmündung, eingefaßt von Steinplatten mit vier rechteckigen Vorsprüngen, auf denen eben so viel runde Marmorscheiben liegen, die doch wohl als Säulenbasen gedient haben. Der Brunnenschacht ist mit regelmäßigen Polygonalsteinen ausgemauert und gegenwärtig wasserleer.

Die zweite Stoa, deren Säulenordnung wir nicht mehr bestimmen können, zeigt nach der Felswand zu vier regelmäßige Gemächer, in denen zum Theil noch eine musivische Pflasterung aus kleinen ovalen Steinchen erhalten ist, wie sie aus byzantinischer Zeit her selbst heute noch üblich ist. Haben sich hier etwa Priesterwohnungen befunden, die später anderweitige Verwendung

hatten? Die östliche Halle scheint eher mit den besonderen Heilzwecken in Verbindung gestanden zu haben; zahlreiche Einschnitte in den Marmorstufen deuten wenigstens auf Weihgeschenke, die von den Genesenen hier aufgestellt worden sind.

Der dritte Brunnen in der Nordwestecke des angenommenen Tempelbezirks stößt an eine gewölbte Cisterne später Zeit, die gegenwärtig das klare aus dem Felsen tropfende Wasser aufnimmt. Der Brunnen selbst zeigt jetzt eine unregelmäßig viereckige Form und an den unberührten Innenwänden unregelmäßig polygonales Werk, das aber an kunstvoller Fügung und Sauberkeit den vorerwähnten Brunnen noch übertrifft. Gerade in der Richtung des Brunnens nun fand sich zwischen den Blöcken des südlichen Peribolos an alter Stelle ein Stein mit der Inschrift: „Grenze der Quelle", in den alterthümlichen Buchstabenformen des fünften vorchristlichen Jahrhunderts. Dadurch gewinnt die Quelle allerdings hervorragende Bedeutung und es muß immerhin die Frage offen gelassen werden, ob hier nicht der eigentliche heilige Tempelbrunnen anzunehmen ist.*)

Was nun die Heiligthümer selber betrifft, so stehen uns, vor den Stoen gelegen, die Fundamente dreier Baulichkeiten zur Verfügung, die etwa darauf Anspruch machen könnten. Sie sind aber im Grundriß alle sehr klein, kaum über sieben und zehn Meter lang, so daß die von Pausanias erwähnten Gemälde in die Säulenhallen würden verlegt werden müssen. Das östlichste Gebäude ist durch die Anlage einer byzantinischen Kirche zum großen Theil zerstört worden; der äußerste Bau nach Westen, fast quadratisch, liegt gerade südlich vor dem Brunnen und zwar in der Diagonale, so daß der Eingang nach Südosten schaut. Der mittlere Grundriß läßt noch auf den bedeutendsten Bau schließen. Aus einer Inschrift entnehmen wir, daß es einen älteren Tempel nebst dazu gehörigem Propyläon gab, die beide ein Priester des Gottes auf eigene Kosten repariren läßt; wir können aber nicht im Entferntesten mehr erschließen, welches der alte Tempel und der dadurch vorausgesetzte neue gewesen sei, noch wo sich die beiden Eingänge befunden haben.

Eben so wenig sind wir mehr im Stande, den inneren Zusammenhang des Asklepieions mit dem zunächst genannten Themis- und Aphroditetempel aufzudecken, dürfen aber einen solchen voraussetzen, da sich in Epidauros, dem Hauptorte des Asklepioscultus, die gleiche Verbindung nachweisen läßt. Auch für die Bestimmung ihrer Lage bieten sich uns äußerst geringe Anhaltspuncte.

*) Eine neu gefundene Inschrift belehrt uns übrigens, daß „Sokrates, Sohn des Sarapion, den Eingang zur Quelle mit einer Thür versah". Da der Fundort der Bruchstücke mehr nach Osten weist, so haben wir wahrscheinlich die Quelle in der Felsgrotte zu verstehen und hätten somit keinen Grund mehr, der anderen höhere Bedeutung beizumessen.

Ein paar Tauben aus Marmor, Weihgeschenke für Aphrodite, würden uns allein die kaum verstandene Kunde von dem einstigen Vorhandensein eines Heiligthums der Göttin gebracht haben, hätten wir nicht Nachrichten von den Alten darüber. Sogar Euripides giebt uns einen willkommenen Fingerzeig. Aphrodite selbst erzählt in seiner Hippolytostragödie, wie die liebeskranke Phädra, des Theseus Gemahlin, ihr „am Felsen der Pallas" einen Tempel gestiftet, „der herabschaut auf dieses Land" (nämlich Trözene, wo das Drama spielt). Wenngleich der Ausdruck nicht scharf gefaßt werden darf, da die Insel Aegina den Anblick von Methone und dem hinter dieser Halbinsel gelegenen Trözene versperrt, so darf man doch auch das Heiligthum nicht zu weit nach Westen rücken, weil dann die Felskuppe des sogenannten Philopapposhügels die Aussicht auf das Meer in dieser Richtung überhaupt unmöglich macht.

Wenn man sorgfältig die Reste der Peribolos- oder Terrassenmauern verfolgt, die vom Asklepieion aus sich westwärts ziehen, so scheinen sich mir bis in die Gegend des Herodestheaters noch drei Bezirke abzugrenzen, in die ich natürlich durchaus nicht die noch übrigen Heiligthümer unterzubringen wage. Von Fundamenten sind wegen der eingebauten Cisternen u. s. w. fast gar keine Reste mehr erhalten, wohl aber Theile der Terrasse aus Piräusstein, auf der die westliche Anlage gestanden hat. Nach Süden war sie augenscheinlich abgerundet; die Außenfläche zeigt an der Ostseite Polygonalmauerwerk. Daneben schlängelt sich zwischen geballten Felsmassen ein Aufgang zur Westseite der Burg empor, gegenwärtig zwar theilweise abgesprengt, aber noch wohl erkennbar. Ein anderer Pfad zieht sich dicht unter der Akropoliswand, ja fast in dieselbe gebrochen, nach einer Pforte in der türkischen Bastion und ist somit späteren Datums. Endlich folgt eine Treppenanlage, in ihrer unteren Partie wohl erhalten, dem äußeren Rund des Herodestheaters und kann ihrer ganzen Construction nach erst mit oder nach dem letzteren angelegt worden sein. Vielleicht sollte sie einen älteren Aufgang ersetzen, der dem Bau des Herodes zum Opfer fallen mußte. Uebrigens erscheint das ganze Terrain zu naturwüchsig, die Wege sind zu steil oder zu schmal, um je in den Prozessionen, die man den Burggöttern darbrachte, eine Hauptrolle gespielt zu haben.

Damit wären wir am Ende des Ausgrabungsgebietes angelangt. Es ist nicht anzunehmen, daß auf dieser Linie noch topographisch bedeutende Funde werden gemacht werden. Die Abtragung der südlich angrenzenden Serpenthemauer, bei der man gegenwärtig beschäftigt ist, läßt indeß noch auf Inschriften und Sculpturfragmente hoffen.

Erweiterungen unserer Ortskunde vom alten Athen gehören unter allen Umständen zu den schätzenswerthesten Bereicherungen der Alterthums-

wissenschaft. Da sich alle Phasen hellenischen Gesammtlebens hier wie in einem Brennpunct vereinigen, kommt das gewonnene Bild auch unserer Anschauung von dem übrigen Griechenland zu Gute.

Bei den Ausgrabungen am Asklepieion indeß bezeichnen die topographischen Erfolge keineswegs den einzigen, ja nicht einmal den größten Theil der gewonnenen Resultate. Aus dem reichen Schatze der Steininschriften und plastischen Ueberreste aller Art, unter denen sich besonders die den Heilgottheiten als Weihgeschenke dargebrachten Reliefs auszeichnen, lernen wir eben so viel für antike Geschichte, als für antike Sitte und Kunst. So ergab eine statistische Uebersicht der Funde, die mit Ende vorigen Jahres abschloß, an Reliefs und Bruchstücken 193, an Inschriften 656 Exemplare und diese Zahl hat sich seitdem stetig vermehrt.

Die Griechen sind bei solchen Ausgrabungen gewohnt, das gewonnene inschriftliche Material am höchsten zu veranschlagen. Folgen wir ihnen diesmal und suchen zunächst den Werth der epigraphischen Denkmäler flüchtig zu skizziren, so sondert sich vor allem die stattliche Reihe attischer Psephismen oder Volksbeschlüsse heraus, die zum größten Theil von ihrem ursprünglichen Aufstellungsort, dem oberen Burgraume, durch irgend welches Schicksal in das Ausgrabungsareal gerathen sind. Meist schon durch ihre saubere, regelmäßige Schrift erkennbar, oft auch am oberen Ende mit fein gezeichnetem, charakteristischem Reliefschmuck versehen, der gleichsam als Initiale oder als Wappen diente, sind diese Tafeln schon auf den ersten Blick die Freude des Epigraphikers, und mit Recht, denn er kann fast in allen Fällen sicher sein, in ihnen historische Urkunden ersten Ranges zu finden, die über diesen oder jenen Punct griechischer Geschichte neues Licht verbreiten. Sehr viele derselben enthalten Verträge mit auswärtigen Staaten, welche oft nur die gelinde, man möchte sagen diplomatische, Form für vorausgegangene Unterwerfung unter die attische Oberhoheit darstellen. Dahin gehört vor allem die schnell berühmt gewordene Chalkidierinschrift, in der Pflichten und Rechte beider Parteien in den gegenseitigen Schwurformeln entwickelt werden. Eine andere, welche Keos betrifft, wirft interessante Streiflichter auf die Geschichte dieser Insel. Andere beziehen sich auf die Leontiner, Selymbria, wo wir Alkibiades als Antragsteller kennen lernen, auf Samos und Mitylene, auch Thrakien, Illyrien und Päonien tritt in die Geschichte ein. Wir verfolgen die politischen Beziehungen zu Amyntas, dem Könige von Macedonien, und Euagoras, König von Cypern; über andern Actenstücken sind Peloponnesos und Korkyra in Person mit der Schutzgöttin Athene vereinigt, das rossenährende Thessalien wird durch Pferd und Reiter repräsentirt; an der Spitze eines Ehrendecretes, das sich auf Bewohner von Trözene bezieht, ist sehr feinsinnig Theseus dargestellt, der in beiden Städten gleich heimisch ist, wie

er auf Geheiß seiner Mutter Aethra den Stein wegwälzt, unter welchem Schwert und Sandalen seines Vaters verborgen liegen.

Die große Masse der übrigen Inschriften, welche nicht dieses officielle Gepräge tragen, belehrt uns über innere Einrichtung und Verwaltungspersonal, über Opfer und Weihgeschenke, sowie über Auszeichnungen, welche Priestern, Aerzten und selbst Philosophen etwa durch Aufstellung ihrer Statuen oder ihrer auf Hermen gesetzten Porträts zu Theil geworden sind. Das Heiligthum des Asklepios hatte, wie viele andere, seine eigene Chronologie, die sich nach dem jährlich gewählten Priester bezeichnete, so daß sich aus den erhaltenen Namen bereits eine stattliche Liste derselben herstellen ließe.

In engem Zusammenhange mit den Votiv- und Ehreninschriften stehen meist die erhaltenen Reste der bildenden Kunst. Die Mehrzahl derselben besteht aus Reliefs und Porträt- auch einigen Idealköpfen. Von statuarischen Rundfiguren sind nur Torsen erhalten, aber auch darunter manches Werthvolle.

Die Votivreliefs sind gewöhnlich mit vorspringenden Leisten oder Pfeilern, über denen sich kunstvoll profilirter Architrav und Giebelfeld befinden, eingerahmt. Viele wurden bei ihrer späteren Verwendung im Bau der Kirchen oder Bastionen verstümmelt, oft auch durch christlichen Fanatismus systematisch zerstört. Bisweilen aber genügte es, durch übergemalte Kreuze aus rother Farbe, die noch heute wohl erhalten ist, den heidnischen Zauber auszutreiben. Die Kunst ist hier in fast allen Stufen der Entwickelung vertreten, die meisten der erhaltenen Exemplare stammen indeß aus dem dritten und zweiten vorchristlichen Jahrhundert. Viele derselben sind, besonders in den Gewandmotiven, wo die großen Vorbilder am leichtesten nachzuahmen waren, von überraschender Feinheit.

So weit es sich um Votivgeschenke für Asklepios handelt, hat ihre Composition, bei aller Freiheit im Einzelnen, etwas Typisches. Der im Ganzen zeusartig gebildete Gott, bärtig aber voll milden Ausdrucks, sitzt oder steht mit entblößtem Oberkörper da. Die Schlange, sein bezeichnendes Attribut, ringelt sich im letzteren Falle am Stab empor, auf den er die Achsel gestützt hat. Sonst ist sie neben dem Sitze angebracht. Hinter dem Gotte sehen wir am häufigsten seine Tochter Hygieia, die Göttin der Gesundheit, vertraulich an seinen Sessel gelehnt oder die Hand an einen daneben stehenden Baum stützend; immer weiß der Künstler durch lebendige Gruppirung die Zusammengehörigkeit beider anschaulich zu machen. Nicht selten erkennen wir auch seine Gemahlin, sowie seine Söhne oder Töchter, bis zur Fünfzahl in seinem Gefolge; einmal finden wir sogar Namen der letzteren beigeschrieben, die sich sämmtlich auf Heilung beziehen, Akeso, Jaso und Panakeia. (Aehnlich hießen in Olympia die Brüder des Gottes.) In dem Knaben, den der Gott auf einer anderen Darstellung umschlingt, glaube ich den mit ihm zusammen

verehrten Telesphoros zu erkennen. Daß in vereinzelten Fällen Athena hinzutritt, darf uns nicht wundern, da ja auch sie als Hygieia verehrt wurde; wenn sich die eleusinischen Gottheiten, Demeter und Kore, zugesellen, so mochte dies in gemeinsamen Festfeiern seinen Grund haben.

Auf der anderen Seite nahen, feierlich in ihr Gewand eingehüllt, mit betend erhobener Hand, die Gläubigen, zugleich Donatoren des Weihgeschenks. Bald sind es Einzelne, bald ganze Familien mit Frauen und Kindern, auch priesterliche oder staatliche Collegien. Ein Diener, zur Unterscheidung in kleinerem Maßstab gehalten, führt das Opferthier (Stier oder Schwein) an den Altar, andere mit Opferkorb und sonstigen Geräthschaften folgen.

Mannichfache Abweichungen von dieser gebräuchlichsten Vorstellung kann ich hier nicht im Einzelnen durchgehen und hebe nur eine kleinere Classe von Monumenten heraus, wo der Gott in der Heilthätigkeit selber begriffen, die Hand hülfreich über dem Kranken erhebt, ihn wohl auch körperlich unterstützt, oder der Arbeit des operirenden Arztes beiwohnt.

Auch andere Gottheiten finden wir neben Asklepios geehrt: Hypnos, den Gott des Schlafes, Herakles, der wohl hier oder in unmittelbarer Nähe bedeutender Verehrung genoß, da er mehrmals wiederkehrt; einmal erscheinen auf gemeinsamer Basis verehrt: Hermes, Aphrodite, Pan, der Heerdengott, daneben die Nymphen und Isis. Apollo mit der Laute und Artemis mit Bogen und Pfeil kommen ebenfalls vor.

Um dem Gotte zu danken, bedurfte es nicht immer bildnerischer Kunstwerke. Eine einfache Marmortafel, ein kleiner Altar mit kurzer Weihinschrift genügte. Auch die Weihung der geheilten Körpertheile in edlem Metall wie in Stein war sehr gewöhnlich. Wie weit indeß sogar derartige Gegenstände der künstlerischen Vollendung fähig waren, lehrt uns vor Allem ein kürzlich gefundenes Anathem, das wohl einiger Worte werth ist. Praxias weihte zum Dank für die Heilung seiner Frau zwei Augen, der Bildner fügte aber so viel hinzu, als ihm für die lebensvolle Wirkung eines menschlichen Auges wesentlich schien: Stirn, sowie einen Theil der Wangen und der Nase. Die Augen sind in farbigen, undurchsichtigen Steinen musivisch eingesetzt. Augenbrauen, Wimpern und selbst die röthlichen Thränenwinkel waren mit Farbe ausgedrückt. Auf Niemand verfehlte dieses Stück, das bisher in seiner Art einzig dasteht, seine anziehende harmonische Wirkung.

Als Curiosum sei noch ein Marmorblock erwähnt, auf dem ein Arzt dem Gotte die Werkzeuge seiner Kunst hat darstellen lassen, zwei Schröpfköpfe und ein offenes Besteck, dessen reicher Inhalt an Zangen, Lanzetten u. s. w. selbst einen modernen Schüler Aesculaps befriedigen könnte.

Unter den statuarischen Funden ist, wie erwähnt, viel Trümmerhaftes, doch wird sich vielleicht Manches zusammensetzen lassen, womit noch kaum der

Anfang gemacht ist. Besonders wichtig wäre es, für die Porträtköpfe die zugehörigen mit Inschriften versehenen Hermen aufzufinden. Eine Reihe von freilich untergeordneten Fragmenten ist bereits als den Sculpturen des Parthenon und Erechtheion zugehörig erkannt worden. Das Hervorragendste bleibt der Torso eines Athleten, der die Haut mit dem Schabeisen zu reinigen scheint (Apoxyomenos) und neben einigen guten Köpfen des Asklepios derjenige einer Frau, dessen entwickelte Formen einen leise bewegten, fast schwärmerischen Ausdruck haben. Der mit einer Tänie umschlungene Kopf ist im edelsten Marmorstil ausgeführt und ragt an Bedeutung weit über allem Gefundenen hervor. Man hat an Hygieia oder Aphrodite gedacht, doch bleibt auch die Annahme nicht ausgeschlossen, das Kunstwerk möge dem oberen Burgraume entstammen, obgleich es bis auf die Nasenspitze und Oberlippe unverletzt ist.

Soviel über die einjährige Ausgrabungsperiode südlich der Burg. Die unermüdlich im Interesse der Wissenschaft thätige Gesellschaft hat sich bereits nach neuen Gebieten ihrer Wirksamkeit umgesehen. Wie man hört, sind Verhandlungen mit Besitzern in Eleusis wegen Ankauf ihrer Häuser im Gange, die erste Vorbedingung zu umfassenden Aufdeckungen, da gegenwärtig der größte Theil des Dorfes in den Umfassungsmauern des alten Demeterheiligthums gelegen ist. In Athen dachte man an die Ostseite der Burg mit dem Odeum des Perikles, oder an die Nordseite mit ihren hervorragenden Staatsgebäuden und Tempeln. Auf diese Kunde hin hat sich freilich die Nachbarschaft beeilt, das ganze unfruchtbare Terrain in winzige Parzellen zu zerlegen, um ihre vorgeblichen Besitzansprüche recht vortheilhaft zu verwerthen. Hoffentlich werden solche naiven Manipulationen den Eifer der Gesellschaft, die an derartige Schwierigkeiten leider gewöhnt ist, nicht zu lähmen im Stande sein. Mögen erfolgreiche Unternehmungen ähnlicher Art bald mehr von den Schätzen heben, die der kaum berührte Boden der Unterstadt noch in so reicher Fülle zu spenden verspricht.

Julius Wolffs Schauspiele.*)

Von E—e.

Auf den „Till Eulenspiegel redivivus" und den „Rattenfänger von Hameln", die in immer neuen Auflagen erscheinen und sich einen immer größeren

*) Schauspiele. (Kambyses. — Die Junggesellensteuer.) Von Julius Wolff. Berlin, G. Grote. 1877. (Siebenter Band der Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller.)

Leserkreis erobern, hat Julius Wolff neuerdings ein in Jamben geschriebenes „Drama“ „Kambyses“ und ein „Lustspiel“ in Prosa, „Die Junggesellensteuer“, folgen lassen und sich damit zum ersten Male auf das Gebiet der dramatischen Poesie gewagt.

Das Drama spielt ums Jahr 522 v. Chr. in Memphis und Sais und bringt den Auszug des Eroberers von Aegypten zur Darstellung. Von seinem verunglückten Zuge gegen die Aethioper heimkehrend, hält Kambyses den Jubel, mit welchem ganz Memphis die Auffindung eines neuen Apis feiert, für eine absichtliche Verhöhnung seines Mißerfolgs und tödtet in seiner Wuth darüber den heiligen Stier. Dadurch kränkt er seine dem ägyptischen Königshause entstammende Gemahlin Nitetis, weiß sie indessen bald zu versöhnen. Auch den Aegyptern gegenüber sucht er sein Unrecht, sobald er es als solches erkannt hat, wieder gut zu machen, und der entthronte König Psammenit beeilt sich, ihm dafür zu danken, doch nimmt die Unterredung beider einen schlechten Verlauf, als sich Psammenit erlaubt, dem eroberungslustigen Perser ein Halt! entgegenzurufen, und nur seine Waffenlosigkeit rettet den ägyptischen König vor dem Zorne seines bei aller Wildheit doch großmüthigen Feindes. Aber nicht durch diese Vorgänge allein werden die Stellung und das Selbstgefühl des Kambyses erschüttert, auch in seinem eigenen Hause herrscht Unfrieden, indem seine Mutter Kassandane, mit dem ganzen ägyptischen Zuge und besonders mit den unheilvollen Consequenzen desselben unzufrieden, ihren Unmuth namentlich gegen die sonst von ihr gern gesehene Nitetis richtet und darauf ausgeht, dieselbe von Kambyses zu trennen; hat sie doch durch Prexaspes, den ersten Rath ihres Sohnes, erfahren, daß Nitetis nicht die Tochter des Königs Amasis, also nach ihrer und Prexaspes Meinung gar nicht königlichen Stammes ist. Den schlimmsten Feind endlich hat Kambyses in seinem eigenen Gewissen: vor dem Aufbruch nach Aegypten hat er aus Furcht, derselbe könne sich während seiner Abwesenheit des persischen Thrones bemächtigen, seinen Bruder Smerdes getödtet und dessen Bild verfolgt ihn nunmehr unabläßig, um sein Glück zu trüben, sein Unglück zu verschärfen. Beim Beginne des zweiten Aufzuges ist Kambyses bereits durch Kassandane von der vermeintlich unebenbürtigen Abkunft der Nitetis unterrichtet und, als diese zugeben muß, daß sie nicht des Amasis Tochter ist, und auch, durch einen Schwur gebunden, nicht gestehen darf, daß sie von König Hophra abstammt, verstößt er sie wegen ihrer Unredlichkeit und steigert so selbst das Maß seines Unglücks. Von außen bricht durch den Untergang der nach der Oase des Amon entsandten Schaar ein anderes neues Unheil über ihn herein und außerdem plant der Oberpriester des Osiristempels in Memphis einen Mordanschlag, dessen Ausführung im dritten Act zur Darstellung gelangt. Hier erscheint bei einem von Kambyses veranstalteten Gelage auch jener Ober-

priester mit einem Sclaven, der ein zum Geschenk für den König bestimmtes kostbares Gefäß trägt; als Kambyses die auf demselben befindliche Inschrift entziffern will, zückt der Sclave seinen Dolch nach ihm, aber Panopeus, der Führer einer von Polykrates von Samos dem Perserkönig gesandten Hülfsschaar, wendet die drohende Gefahr ab. In den Jubel über die Rettung fällt indessen störend die Kunde von einem Aufstande, der unter der Führung des Smerdes in Susa ausgebrochen sein soll; Kambyses, der ja gut genug weiß, daß Smerdes nicht mehr am Leben ist, also ein Anderer unter dem Namen desselben aufgetreten sein muß, beschließt schleunige Rückkehr nach Persien. So steht nach aller Anderen Meinung ein Bruderkrieg bevor und Kassandane ergeht sich, um den Kambyses von seinem Vorhaben abzubringen, in Drohungen gegen den, der zuerst die Hand gegen den Bruder erhebe; daß Smerdes einen derartigen Frevel begangen habe, will sie nicht glauben, sieht aber einen solchen in dem von Kambyses beabsichtigten Schritte der Abwehr. Dem Prexaspes, der wegen eines früheres Vorfalls, der muthwilligen Tödtung seines Sohnes durch Kambyses, dem Könige Rache geschworen hat, scheint die Herrschaft desselben bereits auf so schwachen Füßen zu stehen, daß er den Darius, den Sohn des Hystaspes, zu bestimmen sucht, sich zu empören und an des Kambyses Stelle die Zügel der Herrschaft in seine Hand zu nehmen. Der vierte Aufzug hat es hauptsächlich mit wiederholten Versuchungen des Darius, sei es durch das Orakel des wiehernden Hengstes bei einem Ritte mit sechs anderen persischen Großen und Panopeus nach den Pyramiden, sei es durch eine Botschaft aus Persis, man wünsche ihn zum König, sei es endlich durch erneute Anträge von Seiten des Prexaspes, zu thun; Darius hält jedoch an den Geboten der Ehre und des Gehorsams fest, obgleich ihm Kambyses selbst durch den von Prexaspes veranlaßten Befehl, an seiner Stelle das aufbrechende Heer zunächst nach Sais zu führen, das Mittel zum Abfall in die Hand giebt; die stärkste Gegenwehr gegen die Verlockungen findet er in seiner Liebe zu Atossa, der Schwester des Königs, und deren Mahnungen. Dem Kambyses droht wieder von anderer Seite dadurch Verderben, daß Kassandane durch Combinationen zu dem Schlusse gelangt, Smerdes sei durch des eigenen Bruders Hand getödtet, und den jüngeren Sohn an dem älteren rächen zu wollen erklärt. Die ersten beiden Scenen des letzten Actes spielen im Isistempel zu Sais, wo Kambyses noch eine letzte Begegnung mit Nitetis hat. Er will sich durch einen Orakelspruch einen Weg aus den Irrsalen, in denen er sich befindet, zeigen lassen, die Priester verweigern die Ertheilung eines solchen und Nitetis, welche sich hierher zurückgezogen hat, um ihr ferneres Dasein dem Dienst der Göttin zu widmen, tritt für jene ein. Wirkliche Rettung vermag auch sie dem Könige nicht zu bringen, zumal da sie das drückendste Geheimniß desselben nicht kennt; seine trübe Stimmung führt

sie allein auf seinen Schmerz über die Trennung von ihr zurück und will ihm wenigstens, wenn sie sich auch nicht wieder mit ihm zu vereinigen vermag, das Vertrauen zu ihr wiedergeben; denn nach dem Tode des Psammenit, der in die Katastrophe des Oberpriesters des Osiristempels mit hineingezogen ist, darf sie offen von ihrer Abstammung reden und ihrem Gemahl den Beweis liefern, daß sie ihn nicht getäuscht, sein Vertrauen nicht gemißbraucht habe. Diesen Zweck erreicht sie denn auch und, wenn auch nicht von der schwersten Last, die ihn drückt, befreit, so doch mit der Gemahlin wieder ausgesöhnt, verläßt Kambyses den Tempel, um sich in das Lager seiner von Darius hierher geführten Truppen zu begeben. Den Weg dorthin legt er in weiter Entfernung von dem Gefolge, nur von Kassandane begleitet, zurück und kommt zum Tode verwundet im Lager an; sterbend enthüllt er das Geheimniß von der Ermordung des Smerdes, übergiebt dem Darius die Herrschaft und dankt der Mutter für die Erlösung. Kassandane führt Atossa dem Darius zu und bricht über der Leiche des Sohnes zusammen.

Der Leser dieser Inhaltsskizze wird Manches darin vermissen, Manches zusammenhangslos finden und allerlei Fragen auf der Zunge haben, die ich mir, soweit es sich um die Hauptsachen handelt, etwa so formulirt denken könnte. Welcher Conflikt wird dargestellt? Durch welche Handlung wird Kambyses schuldig? Wer sind die Vertreter des Gegenspiels? Soll der Ausgang als ein tragischer gelten? Eine Antwort auf diese und ähnliche Fragen kann ihm die Inhaltsskizze, kann ihm aber auch das Stück selbst nicht geben. Einen Conflikt enthält das Drama nirgends in voller, kräftiger Ausbildung; die Ansätze, die dazu gemacht werden, bleiben zusammenhangslos und unklar, ja können zum Theil nur errathen werden. Welches sind denn die Handlungen des Kambyses im Stück? Er tödtet erstens den heiligen Stier. Das erregt den Unwillen der Nitetis, aber sie ist schnell versöhnt, als sie erkennt, wie Kambyses seine That nur aus Irrthum und nicht in der Absicht, der Religion ihres Vaterlandes zu spotten, begangen hat. Der Mord des Stieres erregt ferner den Unwillen der Aegypter, aber theils erklären sie bald durch den Mund des Psammenit, daß sie sich durch des Kambyses Bemühungen, die That zu sühnen, versöhnt fühlen, theils sinnen sie zwar, wie der durch den sonstigen Verlauf seiner Unterredung mit Kambyses gereizte Psammenit und der Oberpriester, auf Abfall und Mord, scheitern aber vollständig und augenblicklich mit ihren Plänen, von deren späterer Wiederaufnahme mit keiner Silbe die Rede ist. Zweitens verstößt Kambyses die Nitetis; auch hieran knüpfen sich keine weiteren Folgen. Der König faßt drittens den Entschluß, gegen den Usurpator seines persischen Thrones zu Felde zu ziehen. Hiergegen tritt Kassandane auf; weshalb, ist schwer verständlich. Nach ihrer Meinung ist Smerdes noch am Leben, kann sich aber unmöglich gegen den Bruder empört haben;

welche Gefahr ist denn vorhanden, wenn Kambyses, sobald er heimkehrt, Alles in guter Ordnung und den Bruder als treuen Verwalter seines Reiches findet? Kambyses hat ja doch niemals erklärt, daß er ihn auch dann zur Verantwortung ziehen wolle, und für den Leser oder Hörer, der längst weiß, daß Smerdes nicht mehr lebt, ist der Streit vollends gegenstandslos. Wäre aber andererseits Smerdes wirklich ein Empörer oder könnte es sein, so müßte Kassandane nach ihrem ganzen Wesen die Erste sein, welche den erstgeborenen Sohn in seinem Rechte schützte. Uebrigens führt auch dieser Fall nicht zu irgendwelcher Action gegen Kambyses; denn für Kassandane verschiebt sich mit ihrer Ahnung von dem wirklichen Zusammenhang der Dinge die ganze Sachlage und nicht mehr um des Zuges, sondern um der Mordthat willen, spricht sie am Ende des vierten Actes ihre Drohungen gegen den älteren Sohn aus. In einem gewissen Zusammenhange steht endlich auch die wühlerische Thätigkeit des Prexaspes mit der Absicht des Zuges, aber doch nur insofern, als dieser erbitterte Feind des Königs mit dem Zuge und der dabei so recht zu Tage tretenden ungünstigen Lage des Kambyses die Gelegenheit zum Sturze desselben gekommen glaubt. Immer also, wo sich ein Conflikt bilden zu wollen scheint, löst sich die Verwicklung wieder in ein Nichts auf.

Damit ist auch die zweite Frage, die wir oben aufwarfen: durch welche Handlung wird Kambyses schuldig? schon zum Theil beantwortet; denn jedenfalls wird er es im Sinne des dramatischen Gesetzes nicht durch eine im Stücke selbst vorgeführte That. Das, was von Anfang an auf ihm lastet und was Kassandane zuletzt zur Androhung der Rache veranlaßt, ist der an Smerdes verübte Mord. Somit hätten wir eine vor dem Stücke liegende Schuld und etwa ein Seitenstück zu Schillers „Maria Stuart". Aber wie ganz anders ist in dieser letzteren Tragödie die Ausführung! So sehr Maria den letzten Anklagen der Elisabeth gegenüber, die zu ihrer Verurtheilung geführt haben und das äußere Motiv für ihre Hinrichtung bilden, unschuldig ist, so ist doch ihr ganzer Sinn noch mit der früheren Schuld belastet, so ist doch in der Gesinnung, die ihr z. B. in der großen Scene des dritten Acts jene nicht blos für die Empfindung der Elisabeth frevlerischen Worte in den Mund legt, die frühere Schuld doch immer vorhanden. Und gegen diese Gesinnung kämpfen die Gegenspieler mit Recht und in einer meisterhaft künstlerischen Steigerung. Kambyses dagegen schleppt sich allein mit seiner Schuld und seiner Reue herum; ein weiterer Ausfluß der einen wie der anderen ist nicht sichtbar; seine Eroberungslust ist vorher so groß gewesen wie später und die edlen Seiten seines Wesens haben auch nicht weiter gelitten. Selbst daß und wie er um seines Mordes willen dem Tod verfällt, tritt nicht in voller Klarheit hervor. Ueber den ganzen Vorgang berichtet allein Atossa:

„Kambyses und die Mutter ritten beide
Allein voraus, wir Andern weit zurück.
Mit einem Male scheut des Königs Roß,
Bäumt sich empor, und aus der Scheide fährt
Sein blankes Schwert; im selben Augenblick
Stürzt er und fällt mit seiner ganzen Wucht
Grad' in das Schwert, das in den Leib ihm dringt."

Außerdem geht dann aus den Worten der Kassandane in dem Monologe der vierten Scene des vierten Actes („Darius und Atossa, Zu Erben setz' ich euch und schaff' euch Raum. O fürchterliches Amt! Den ich geboren, Soll ich vernichten.") und aus dem Ausruf des sterbenden Königs („Mutter, Dank für die Erlösung!") hervor, daß Kassandane bei dem Tode ihres Sohnes betheiligt sein muß; aber ob sie ihn getödtet oder er in Folge ihrer drohenden und Leben für Leben fordernden Worte sich selbst entleibt hat, ist bei der Ungenauigkeit des Berichtes der Atossa, bei dem man gar nicht weiß, ob sie selbst aus der Ferne den Vorgang beobachtet hat oder nur nach Hörensagen, etwa von Kassandane, berichtet, in keiner Weise festzustellen; des Kambyses Worte bei der Trennung von Nitetis (V, 2 S. 110) scheinen auf die Absicht des Selbstmords hinzudeuten.

Die dritte Frage, wer das Gegenspiel vertrete, läßt sich nach dem Vorhergegangenen nur dahin beantworten, daß ein eigentliches Gegenspiel überhaupt nicht da ist, da Prexaspes nur im Geheimen und zum Theil ganz erfolglos machinirt, Darius zu keiner That oder wenigstens zu keiner feindlichen kommt und Kassandane ihren Entschluß erst im letzten Augenblick faßt. Bei der Beantwortung der letzten Frage, ob der Ausgang als ein tragischer gelten solle, stößt man auf eine eigenthümliche Schwierigkeit. Nach dem ganzen Verlauf des Stücks, nach dem Titel, „Kambyses", der das Geschick dieser Gestalt in den Mittelpunct des Interesses stellt, nach dem Ende des Helden, welches man doch nur als ein Unterliegen desselben ansehen kann, ist eigentlich jeder Zweifel daran, daß der Dichter einen tragischen Ausgang beabsichtigt habe, unmöglich; andererseits steht dieser Auffassung die von dem Verfasser gewählte Bezeichnung „Drama" entgegen. Sollte sich aber in dieser Bezeichnung nicht das Geständniß des Dichters aussprechen, daß er selbst fühle, wie wenig seine Dichtung auf den Namen einer Tragödie Anspruch machen könne, sollte nicht ein Versuch darin liegen, den Anforderungen einer strengeren Kritik einen deckenden Schild entgegenzuhalten? Nur hat der Dichter wenig damit gewonnen und mit der Wahl des Gattungsnamens es nicht verhindern können, daß man sein Stück doch einer bestimmten Art unterzuordnen versucht; freilich kommt man dabei zu dem Resultat, daß das Stück trotz seines unglücklichen Ausgangs keine Tragödie und wiederum wegen

desselben kein „Schauspiel" (nach Art der goetheschen „Iphigenie" z. B.) ist, ja daß ihm überhaupt der eigentlich dramatische Charakter abgeht, weil ihm ein Conflikt, ein zu bestimmtem und gewolltem Ende geführter Zusammenstoß zweier Gewalten fehlt.

Auch manche Nebenpuncte im Bau der Handlung, sowie in der Charakteristik der Personen geben zu Bedenken Anlaß. Manches davon ist schon berührt und ich hebe hier nur noch ein paar Einzelheiten heraus. Erst im fünften Act (Scene 3, S. 112) erhält man Aufschluß über die Beweggründe, welche den Prexaspes zum Kampfe gegen Kambyses reizen, und sein verstecktes Treiben bleibt fortwährend unverständlich und wenig angenehm. Als er im ersten Acte Kassandane und Atossa die Mittheilung macht, daß Nitetis nicht königlicher Abkunft sei, giebt er keine weitere Bürgschaft für die so überaus wichtige Nachricht als die Worte: „Den sichersten Beweis erhielt ich heute". Kassandane aber ist damit vollständig zufrieden, ja als Darius später einen Zweifel gegen die Verbürgtheit der Nachricht ausspricht, sagt sie: „Bist Du's von mir gewöhnt, daß ich leichtgläubig Mein Ohr vielstimmigem Geflüster leihe?" Ohne Begründung und weitere Folgen sind auch des Prexaspes Aeußerungen über das Ausbleiben des Kambyses V, 3 und 4 S. 111 u. 113. In ähnlicher Weise verlangt und findet Darius schnellen Glauben für die Richtigkeit seiner Meldung, daß die Aegypter wirklich, der Annahme des Kambyses entgegen, ein Apisfest gefeiert hätten (I, 5. S. 14). Unmotivirt erscheint es auch, daß die durch den Aufstand des Pseudosmerdes erregten Perser sich nicht an den König, sondern an Darius wenden (IV, 2 S. 88). Das Wiederauftreten der Nitetis hat zwar die Möglichkeit zu zwei, für sich allein genommen, schönen Scenen gegeben, ist aber für die Entwickelung der Handlung ohne alle Bedeutung. Einen etwas befremdenden Eindruck macht, während sonst das allgemeine Kolorit angemessen ist, in dieser Zeit und in diesem Kreise das an sich reizende Scarabäuslied (III, 2. S. 65).

Das Verhältniß des wolffschen Dramas zur Geschichte ist in vieler Beziehung ein sehr freies, von einer genaueren Feststellung desselben kann man aber um so eher absehen, als die Quellen bekanntlich einander oft selber widersprechen und der Dichter sich auch keine solche Umgestaltung erlaubt hat, die den wesentlichen historischen Gehalt der Zeit verletzte. Nur will zu der Art, wie er den Kambyses reden und handeln läßt, so daß derselbe bei aller Wildheit und Eroberungslust doch als ein hochherziger und großmüthiger Mann erscheint, der ja allerdings von Herodot überlieferte Vorgang nicht stimmen, durch dessen Erzählung Prexaspes, wie erwähnt, seinen Haß gegen den König motivirt. Aus der Hereinziehung der historisch nur wenig bekannten Nitetis darf man vielleicht schließen, daß der Verfasser durch Ebers' „ägyptische Königstochter" zur Wahl seines Stoffes veranlaßt ist, eine Voraus-

setzung, die den Irrthum eher begreiflich machen würde, der von einem für die epische Darstellung so vorzüglich geeigneten Thema annehmen ließ, daß es auch für die dramatische Bearbeitung verwendbar sein müsse. Der technische Aufbau des Stücks hat durch die im zweiten, dritten und fünften Act vorkommenden Verwandlungen etwas an Uebersichtlichkeit gelitten und namentlich bei der vereinzelten Scene zu Ende des dritten Aufzugs dürfte der Wechsel der Decoration den Zuschauer empfindlicher stören. In vielen Partieen, von denen ich die Scenen zwischen Panopeus und Tanis, die lebendige Schilderung vom Untergange der nach der Oase entsandten Schaar (II, 5 S. 39), das Scarabäus- und das Isislied hervorhebe, sowie in der Anlage mancher Scenen (z. B. der ersten sieben des dritten Actes) und in der gewandten, edlen und farbenreichen Sprache treten wieder die aus den episch-lyrischen Dichtungen des Verfassers bekannten Vorzüge der Leichtigkeit und Anmuth hervor. Im Ganzen aber, ich wiederhole es, muß man dem „Kambyses" den Charakter des Dramas und speciell der Tragödie absprechen und es für einen zwar liebenswürdigen, aber noch nicht gelungenen Versuch des Dichters auf diesem Gebiete erklären.

Ganz anders steht es meines Erachtens mit dem Lustspiel „Die Junggesellensteuer."

Bei ihm sind mir eigentlich nur in Betreff der technischen Gestaltung einige stärkere Zweifel aufgestoßen. Allerdings herrscht in dieser Hinsicht augenblicklich im Lustspiel noch mehr als in der Tragödie bei der geringen Zahl von hervorragenden neueren und insonderheit deutschen Mustern die volle Willkür und Regellosigkeit, aber das Interesse des Zuschauers scheint mir doch, zumal seit die leidige Sitte des Zwischenvorhanges aufgekommen ist, die Einhaltung eines größeren Maßes in der Verwandlung und eine übersichtlichere Gliederung dringend zu gebieten. Wie klar ist nicht Alles in Lessings „Minna von Barnhelm"! Da finden wir die so wohl begründete ungerade Zahl der Acte, daneben aber nirgends eine Verwandlung; der erste, dritte und fünfte Act spielen in einem Saale des Wirthshauses, der zweite und vierte in dem daran stoßenden Zimmer der Minna. Ferner kann man Freytags „Journalisten" anführen, aber hier macht sich schon eine viel größere Unruhe geltend; in dreien von den vier Acten ist eine Verwandlung, so daß man auf sieben Acte kommt; die Scene spielt viermal im Gartensaal des Obersten, zweimal in dem Redactionszimmer der „Union", einmal in einem Zimmer der Ressource. Indessen gerade die letztere Scene, welche die zweite Hälfte des zweiten Actes und den vierten Hauptheil des Ganzen bildet und in jeder Beziehung der Höhepunct der Handlung ist, liegt so ziemlich in der Mitte des Stücks und dadurch wird dem Zuschauer, der ja nicht gleich nachrechnet, aber unwillkürlich durch die äußere Formation beeinflußt wird und

sich nur mit ihrer Hülfe den Gang leichter vergegenwärtigen kann, der Ueberblick bedeutend erleichtert. Wolffs „Junggesellensteuer" hat ebenfalls vier Acte und je eine Verwandlung in den drei ersten, so daß auch wieder sieben Haupttheile herauskommen, aber bei ihm ist der Schauplatz ein vierfach verschiedener und die Scenenreihe, in welcher der Knoten eigentlich geschürzt wird, die erste Hälfte des dritten Actes, gravitirt so stark dem Ende zu, daß das rechte Gleichmaß darüber verloren gegangen ist; die vorhergehenden Scenen hätten, was auch rein sachlich ein entschiedener Vortheil gewesen wäre, gekürzt, der wesentliche Inhalt des zweiten Actes anders untergebracht und das Ganze in drei, beziehentlich mit den Verwandlungen in fünf Acte zusammengezogen werden können; die größere Präcision der Entwickelung und die größere Ebenmäßigkeit des Aufbaues würden den Eindruck erheblich gesteigert haben. Indessen kann er selbst trotz dieser technischen Mängel, wie sich auch aus der folgenden Inhaltsangabe ergeben wird, nur ein überwiegend günstiger sein.

Der Landrath a. D. von Drehwitz ist, nachdem er die Last seines Amtes abgeschüttelt hat, in die Hauptstadt gezogen und will nun seine freie Zeit der Thätigkeit im Reichstage widmen; in der sicheren Hoffnung, zum Abgeordneten gewählt zu werden, bereitet er schon einen Antrag auf die Einführung einer Junggesellensteuer vor; seine Absicht erntet den Beifall seiner Frau, die in gleicher Weise im Hausfrauenverein für das öffentliche Interesse thätig ist, und zweier Fräuleins, Adeline von Schneegans und Charlotte Lerche, die im Verein „Immergrün" für arme ganz kleine Kinder Kleidungsstücke beschaffen und beide ihre Hoffnung auf die Ehe noch nicht ganz aufgegeben zu haben scheinen. Dagegen findet der Landrath in Julie Rittberg, der jungen Schwester eines sehr liebenswürdigen und zerstreuten Privatdocenten für germanische Alterthümer, eine starke Gegnerin. Eine begeisterte Verehrerin der Lieder von Manfred Roland, schwärmt sie für die darin gepriesene freie Liebe ohne die Fesseln der Ehe. Hinter dem angenommenen Dichternamen sucht sie einen ihrer Bekannten, den Regierungsassessor Balmer, als den Verfasser, weil er sich immer zu denselben Anschauungen bekannt hat, und ist daher, obgleich sie ihn nicht liebt, doch unangenehm enttäuscht, als sie von seiner Verheirathung mit einer anderen jungen Dame hört; sie geht nun darauf aus, ihn zum Geständniß der Autorschaft und zugleich der Verleugnung seiner früheren Ansicht zu bringen. Bei ihrem Bruder Max, der Hedwig, die Nichte des Landraths, liebt, darf sie auf keine Sympathie rechnen und ebenso wenig bei dessen und ihrem Freunde, dem Bildhauer Moritz Rodeck. Dieser, der wirkliche Verfasser jener Lieder, ist, weil er Julie liebt, ganz von den einst verherrlichten Theorien zurückgekommen und möchte gern Julie das Geständniß ihrer Gegenliebe abgewinnen; indem er ihr den Vorschlag macht, ihm für eine Odysseus-Leukotheagruppe als Modell zu dienen, glaubt er in

der Erfüllung oder Nichterfüllung seiner Bitten einen Prüfstein für ihre Liebe sehen zu können, Julie aber, die sich, so lange sie an Balmer als den Dichter der Lieder denkt, ihrer innigen Neigung zu Rodeck kaum bewußt ist, giebt ihm in ihrer vermeintlichen Erhabenheit über kleinliche Vorurtheile das Versprechen, seinem Wunsche nachzukommen. Die Scenen des zweiten Actes, welche, wie oben bemerkt, recht wohl eine Verkürzung vertragen, dienen dann dazu, Julie in ihrem Irrthum zu erhalten und Balmers Gattin Mathilde in allerlei Beziehungen zu den Vertreterinnen weiblicher Absonderlichkeiten zu bringen und sie namentlich auf Julie eifersüchtig zu machen. Zu Anfang des dritten Aufzuges ist große Versammlung bei Drehwitzens; der Landrath will seine Wahl feiern, erwartet aber erst die Nachricht, daß sie erfolgt sei, und erhält dann die gegentheilige Meldung; dafür wird seiner Frau die Mittheilung gemacht, daß sie zur Präsidentin des Hausfrauenvereins gewählt sei. Bei diesem Zusammensein fast aller Personen des Stücks (nur die missionseifrige Magd im balmerschen Hause ist nicht anwesend) und in den sich unmittelbar daran schließenden Scenen wird durch das Verlangen Rodecks, Julie von seiner Autorschaft und seiner Liebe in Kenntniß zu setzen, und den Wunsch Mathildens, den zum Professor ernannten Max und Hedwig in ihrer Schüchternheit zu unterstützen, der Grund zu allerlei Mißverständnissen gelegt: die beiden Gatten Balmer und Mathilde werden auf Rodeck und Julie eifersüchtig, Julie aber kommt wohl zu der Gewißheit, daß nicht Balmer, sondern Rodeck der Dichter der Lieder ist, glaubt indessen, während sich nunmehr auch ihrer die Liebe bemächtigt, nicht sich, sondern Mathilde von Rodeck geliebt; auch bei Max und Hedwig giebt es mancherlei Irrungen, doch werden sie wenigstens in der Hauptsache einander sicher. Der vierte Act, der ausschließlich in Rodecks Atelier spielt, bringt die Lösung aller Wirren. Zunächst werden Balmer und Mathilde ihres Irrthums inne, dann erscheint Julie, die ja noch ihr Versprechen einzulösen hat. Aber sie ist nur gekommen, um sich ihr Wort zurückgeben zu lassen, und so geht, während Julie in ihrer Ueberzeugung von Rodecks Liebe zu Mathilde nicht mehr auf die Erwiderung ihrer Neigung rechnet, Rodecks schönste Hoffnung in Erfüllung; die gegenseitigen Erklärungen, zu denen auch Juliens vollständiger Verzicht auf die Theorie der freien Liebe gehört, führen zu einem glücklichen Einverständniß. Zum Schluß erscheinen, um Rodeck abzuholen und in ihm einen Bundesgenossen für Max und Hedwig gegen die Verächterin der Ehe zu gewinnen, auch die übrigen Hauptpersonen des Stücks und werden Zeugen von Juliens völliger Bekehrung, Herr von Drehwitz aber darf die zu Stande gekommene Verlobung auf Rechnung der Furcht vor der freilich sehr von Weitem drohenden Junggesellensteuer setzen.

An Verwickelungen aller Art fehlt es da, wie man sieht, nicht und bei

der Lectüre des Stücks kann man sich überzeugen, wie munter und frisch, wie anmuthig und fein Alles behandelt ist; auch die kleinen lyrischen Proben, in denen sich des Dichters Vorliebe und Befähigung für diese Form der Poesie geltend macht, erhöhen den Reiz. Die zum Titel herangezogene Thorheit des einen Herren spielt keine große Rolle, aber man kann es als einen artigen Zug betrachten, daß der Dichter seine Absicht, allerlei weibliche Thorheiten und insbesondere die der freien Liebe zu verspotten, nicht so geradezu zur Schau trägt; übrigens bewahrt er auch sonst durchweg das Maß und die Gestalt der Julie, die bei dem Lesen der Inhaltsangabe die Vermuthung einer gewagten und unweiblichen Haltung erwecken könnte, hat etwas durchaus Gewinnendes und Anmuthendes. Auch in dem Gehalt und in der sachlichen Begrenzung des Dialogs, wie in der idealistischen Grundstimmung unterscheidet sich die „Junggesellensteuer" vortheilhaft von der derberen und maßloseren Art der heutzutage beliebten Schwänke, dagegen gebricht es ihr vielleicht in etwas an jenem Momente des Drastischen, das diese Stücke auszeichnet und für eine Wirkung auf der Bühne sicherlich von einem nicht zu unterschätzenden Werthe ist. In Betreff einer Aufführung läßt sich allemal nur sehr schwer ein Prognostikon stellen, dennoch glaube ich von der „Junggesellensteuer" behaupten zu dürfen, daß sie, wenn sie von den rechten Künstlern und vor dem rechten Publicum dargestellt würde, auch trotz ihres zarteren Knochenbaues einen guten Erfolg erzielen müßte.

Besonders um dieses zweiten seiner dramatischen Erstlingskinder willen kann man also den Dichter nur beglückwünschen, daß er sich auch einmal auf diesem Felde versucht hat. Eine so frische dichterische Kraft, wie die seine, mußte es reizen, sich auch an das Höchste zu wagen und nach dem am schwersten zu gewinnenden Preise zu ringen, und selbst in dem Falle, daß das Wagniß, wie es eben nicht ist, gänzlich mißlungen wäre, konnte ein derartiger Wechsel der Form, eine Nöthigung, seine leicht ausgebende Production dem Zwange der festen und straffen Formen eines dramatischen Gefüges anzubequemen, seiner Ausbildung und seiner ferneren poetischen Thätigkeit nur zu Gute kommen. Die Freunde seiner Muse (und er und die Leser dieser Blätter wissen, daß sich der Schreiber dieser Zeilen dazu in erster Linie rechnet), finden auch in diesen dramatischen Dichtungen viele seiner früher bewährten Vorzüge wieder und vereinigen sich gewiß alle in dem Wunsche, seiner Zeit in einer neuen Schöpfung die Nachwirkung der jetzt gesammelten Erfahrungen wahrnehmen zu können.

Erinnerungen aus dem Jahre 1866.

Zwischen dem 14. Juni 1866 und seiner elften Wiederkehr liegen Ereignisse von einer Bedeutung und Tragweite für alle Zukunft, daß einem die vor ihnen liegende Vergangenheit, wenn man sich derselben überhaupt noch erinnern mag, fast wie am hellen Morgen ein eben überstandener wüster Traum, ohne allen Zusammenhang mit der Wirklichkeit, vorkommt. Gibt's dennoch einige, die so nicht zu empfinden vermögen, aus Schmerz über das Jahr 1866, wie sie selbst sagen? so wird man ihnen nicht Unrecht thun mit der Annahme, daß sie entweder noch träumen, oder jener bundesnächtlichen Vergangenheit allerlei andichten, was ihr wenigstens die Gestalt eines Traumes gibt, aus dem man ungern erwacht. Da sich nun mit Schlafenden nicht verhandeln läßt, so ist ihnen im erstern Falle überhaupt nicht zu helfen. Eher im zweiten, wenn es uns gelingt, ihre Phantasiebilder zu zerstören. Dazu sollen die nachstehenden Mittheilungen, im Gegensatz zu denen des Frankfurter Traumhelden, deren neulich in diesen Blättern gedacht wurde, das Ihrige beitragen. Lesen sie sich weniger unterhaltend, als dessen Expectorationen, so wolle man bedenken, daß es eben „urkundliche" Mittheilungen sind, mit denen die Phantasie nichts zu thun hat. Sie betreffen die letzten Tage eines Staats, dem im Jahre 1866 dasselbe widerfahren ist, was der ehemaligen Republik, oder damals schon mehr Oligarchie, Frankfurt, und mögen den wahrheitsliebenden Chronisten, woran es dieser vortrefflichen Stadt Gottlob nicht fehlt, vielleicht Veranlassung geben zu einer ebenso sachlichen Beantwortung der Frage: wie war es um dieselbe Zeit bei uns? und in welchem (ob wohl irgendwie besseren?) Verhältnisse standen bei uns die zur Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes vorhandenen Mittel zur Größe unsrer Prätentionen?

Nur um der Prosa unsrer Mittheilungen ein klein wenig unschuldigster Poesie beizumischen, nennen wir diesen Staat Neu-Macedonien, seinen Fürsten Chalif, seine höchsten Räthe Paschas u. s. w.

„Aber das ist doch schon die reine Willkür und boshaft!" Um Verzeihung, nicht so sehr, wie es den Anschein hat. Denn im Staate Neu-Macedonien war in den Sechziger Jahren — manche behaupten: von jeher — rein türkische Wirthschaft, und das Verhältniß der Untergebenen zu ihrem Herrscher, wie insbesondere die ganze Hofetikette bis auf den Kantschu (auch einen quasi Scheik ul Islam hielt sich der Chalif) — Alles nach alttürkischem Muster. Welcher Sprache sich demgemäß die Großwürdenträger zu befleißigen hatten, davon nur ein paar Beispiele.

Der Pascha des Kriegs, heißt es einmal (freilich schon Anfang Juni des verhängnißvollen Jahres) „kann unter den dermaligen bedrohlichen politischen Verhältnissen Urlaubsgesuche von Officieren nicht allerunterthänigst befürworten, und trägt deshalb ehrerbietigst darauf an, eine Allerhöchste Entscheidung auf das vorliegende Gesuch Allergnädigst auszusetzen." Von etwas früherem Datum:

„In Betreff der Cadetten wagt das Seraskeriat der Allerhöchsten Gnade ehrerbietigst zu unterbreiten, allergnädigst zu gestatten ..." Das ist kein Deutsch, meinen Sie? Nein, aber doch Neu-Macedonisch. „Sollte aber," heißt es anderswo, „die Allergnädigste Ernennung unter Vorbehalt der Wiederholung des Examens in der Allerhöchsten Intention liegen, dann glaubt das Seraskeriat wagen zu dürfen, die A. B. C. ebenfalls dieser Allerhöchsten Gnade in tiefster Ehrfurcht empfehlen zu dürfen, und würde sich dasselbe den Allerunterthänigsten Vorschlag erlauben, zu Portepéefähnrichen Allergnädigst zu ernennen die 2c."

Und nun unsere „urkundlichen Mittheilungen" zur Sache.

Da uns dieselben nur ebenso vorliegen, wie damals Alles in Neu-Macedonien zu sein pflegte: türkisch-bunt, so wird die Einsicht in dessen Verhältnisse im Jahr 1866 ein wenig getrübt, wenn wir dieselben — sei es auch nur Gleichartiges zusammenstellend — in irgend eine Ordnung zu bringen suchen; denn Ordnung, Eintheilung, Ueberschrift, sogar ein bloßes Erstens, Zweitens 2c. in den seiner Allerhöchsten Entscheidung Allerunterthänigst zu unterbreitenden Vorlagen duldete der Chalif nicht, weil er einen Eingriff in seine Hoheitsrechte darin sah, wie wenn Unterthanen ihm verbieten wollten, aus Zweitens Erstens zu machen, oder Ihm, Chalifen, vorschreiben, sich um Ordnung und ähnliche Dummheiten zu bekümmern ... Doch bitten wir uns dies Eine noch zu Gute zu halten, daß wir unsere Mittheilungen wenigstens so anordnen, wie es uns im Interesse der Sache räthlich erscheint.

Als das Chalifat im Herbst 1866 aufgehoben wurde, da wurden auch in ihm — zwar nicht ebenso viele, aber doch etliche Stimmen desselben Inhalts laut, wie in Frankfurt, namentlich von Seiten der vom Scheik ul Islam aufgeregten Softas: „daß es Oesterreich in Ewigkeit nicht zu verzeihen sei, seine treuen Bundesgenossen so zu verlassen." Wir sind hingegen der Ueberzeugung: wenn das damals so hart verklagte gewußt hätte, wie verlassen es von seinen meisten treuen Verbündeten schon vor dem Ausbruche des Krieges war, es hätte sich versucht fühlen dürfen, einige derselben auf Schadenersatz zu verklagen. Zu dessen Begründung werfen wir einen Blick

1. Auf Neu-Macedoniens Heer und dessen Kriegsbereitschaft im Frühjahr 1866.

Wenn zur Kriegsbereitschaft dreierlei gehört: Mannschaft, Waffen und

Geld, so kann man ohne Uebertreibung sagen, daß Neu-Macedonien im Juni 1866 nicht den Schatten eines kriegsbereiten Heeres hatte, da es ihm an allen drei Erfordernissen zugleich fehlte: in den Cantonnements an Soldaten, in den Zeughäusern an brauchbaren Waffen und Munition, und in der Kriegscasse am Allernöthigsten.

Die Mannschaft wäre nun wohl herbeizuschaffen gewesen, und schon Ende April kommt man auch im Kriegsministerium des Chalifats zur Erkenntniß, daß es unter Umständen nöthig werden könnte. Aber was sollte man mit den Leuten anfangen? wie sie beschäftigen und ernähren? Nach allerunterthänigstem Bericht giebts „für jede Compagnie siebzig verfügbare Gewehre (Ende April), und den Rest zu beschaffen ist, abgesehen von der Geldfrage, in einem kürzeren als zweimonatlichen Zeitraum unmöglich". Ein Ausweg, der eventuell wenigstens den Schein der Bereitschaft sicherte, wird endlich darin gefunden, „daß es Allerthänigst rathsam erscheint, einen Theil der Beurlaubten im Ausland (das hart an der Grenze des Chalifats beginnt*), einzuberufen und je ebenso viel „Präsente" in die heimathlichen Dörfer des Inlands, die für keinen vom Mittelpunct des Reiches allzuweit abliegen, zu entlassen ..." Von da sind sie dann im Augenblick der Gefahr sehr leicht und schleunigst wieder heranzuziehen, vorausgesetzt, daß der Feind nicht sogleich die Passage hemmt! eine Unfreundlichkeit, ja Rücksichtslosigkeit, die ihm damals kein Mensch zugetraut hätte. Um die Mitte des Wonnemonats entschied sich der Chalif im Wesentlichen für den angedeuteten Vorschlag des Seraskiers; sogar mit dem Zusatz: „die Ordres für die Active und Reserve sind — vorzubereiten".

Eigentlich hätte man auch Pferde nöthig gehabt, und schon wird um dieselbe Zeit über die etwa zu ergreifende Maßregel eines Pferdeausfuhrverbots deliberirt. Ja, wenn nur diese Racker nicht auch alle — allerunterthänigst Hafer und Heu fressen wollten! ein Umstand, der es räthlicher erscheinen läßt, vor dem Eintreffen der Mobilmachungsordre „keine Pferde zu kaufen".

Statt dessen wird schon vierzehn Tage vor dem wirklichen Eintreffen derselben (Ende Mai) in Allerhöchste Erwägung gezogen, daß die Soldaten im Felde nicht blos Gewehr und Säbel, sondern auch „großer Montirungsstücke" bedürfen. Eine dieserhalb angestellte Untersuchung führt zu dem erfreulichen Ergebniß, daß alle Soldaten — ausgenommen die eines Regiments — männiglich eine ganze, noch fast neue Hose besitzen. Nicht ebenso gut, freilich, stehts um die Röcke, von denen etwa drei Viertel des Bedarfs zur Verfügung steht, — ausgenommen wieder ein, wie es scheint, besonders stief-

*) Dieselbe bedeutet übrigens keine Sprachgrenze.

väterlich behandeltes Regiment, in dem unter 729 ihrer bedürftige nur 35 Röcke vertheilt werden können. Dafür wieder Mützen, und was für Mützen! genau soviel wie Köpfe.

Was endlich den nervus rerum betrifft, so hatte das Kriegsministerium, wie wir schon andeuteten, über buchstäblich nichts zu verfügen, und darüber hinaus unbezahlbare Schulden. Wie das möglich gewesen in Neu-Macedonien? unter einem Chalifen, dessen besondere Fürsorge fürs Heer in allen Casernen und Wirthshäusern gepriesen wurde, sogar in einem Lied, das die letzten Angaben direct zu widerlegen scheint:

„Denn er kleidet seine Solidaten",
„so gut (oder nach anderer Lesart: viel besser) als er kann" — —,

das mag aufhellen wer will. Was unsere Quelle darüber enthält, ist im Wesentlichen Folgendes:

Schon seit zwölf Jahren hatte das Soldatenspiel des Chalifen mehr gekostet, als was man ehrlicher Weise, das heißt auf Grund landständischer Bewilligung, dafür verausgaben konnte. Soviel sich nun von der so entstandenen Friedens-Kriegsschuld auf „unvorhergesehene Preissteigerung" abwälzen ließ, soviel ungefähr ward von den getreuen Ständen je nachträglich bewilligt, die Genehmigung jeder anderen Etatsüberschreitung hingegen ebenso consequent verweigert. Auf diese Weise, da es dem Chalifen nicht einfiel, sich die Zahl der „Dienstmonate" und der zur Parade „verfügbaren Truppen" von den Ständen vorschreiben zu lassen, war das „manquement der Kriegscasse" (!) — zeitweise borgte der Finanzminister — auf fast eine halbe Million herangewachsen. So ungefähr hat der neueste Kriegsminister die Verhältnisse überkommen. Derselbe findet nun den Moment geeignet, bei den Ständen die Bewilligung eines außerordentlichen Credits, vorerst zur Tilgung der alten Schulden (aber das braucht man ihnen nicht auf die Nase zu hängen) zu beantragen, und der Chalif — eine seiner letzten Regierungshandlungen — erklärt sich damit Allerhöchst einverstanden. Wie man die Schulden der laufenden Finanzperiode und die der nächstvorigen, „die noch nicht genau berechnet werden konnten", zu tilgen gedachte, größere, als die der Vorjahre zusammengenommen, weil doch nun wirklich viele neue Röcke, Hosen, Dienstmützen, Gewehre, Säbel, Tornister &c. theils gekauft, theils in Arbeit gegeben waren, ist aus unseren Memoiren nicht deutlich zu ersehen. Hoffte man die Mittel dazu in der Kriegscasse des Feindes zu finden, es versteht sich: nachdem er besiegt worden? oder hatte man ein Vorgefühl, daß, wie über so manch andere Schuld Neu-Macedoniens und seines Chalifen, auch über diese preußisches Gras wachsen werde, wie es thatsächlich geschehen ist?

Anstatt diese Frage weiter zu verfolgen — nur soviel: daß wirklich

manche das eine und manche das andere gehofft haben —, vergegenwärtigen wir uns

2. Die Stellung des Chalifats zum Conflicte der Großmächte.

Wenn die Vertheidiger der im Jahre 1866 gestürzten Regierungen alle dasselbe behauptet haben, was noch neuerlichst der Vertheidiger der weiland Frankfurtischen für dieselbe zu behaupten gewagt hat: ihre Unschuld und ihr gutes Gewissen Preußen gegenüber, so scheinen sie darin auch nur alle ebenso viel Glauben zu verdienen, wie dieser. Indessen thatsächlich sind die Verhältnisse Macedoniens doch wesentlich andere, als die im Frankfurtischen gewesen. Denn während hier die Stimmung seit lange schon eine so antipreußische war — nicht durchweg, aber vorherrschend, nicht von Natur, aber von der radicalen Judenpresse und von der Aristokratie gemeinschaftlich „gemacht" —, daß kein Senat hätte anders handeln können, als wie der grad regierende gehandelt hat (und das dürfte das Beste sein, was sich zu dessen Vertheidigung sagen läßt), so war die Stimmung im Chalifat umgekehrt der Art, daß das Verhalten seiner Regierung am 14. Juni nur diejenigen nicht überrascht hat, welche wußten, daß man in Macedonien immer aufs Unwahrscheinlichste gefaßt sein müsse. Für wenigstens sieben Achtel der Bevölkerung war diese Stimmung ebenso selbstverständlich, wie seit Menschenaltern und bis auf die neuesten Erfahrungen herab historisch begründet. Wir beschränken uns an diesem Ort auf zwei urkundliche Mittheilungen, welche beweisen, daß man auch in den höchsten militärischen Kreisen, die nur dem Adel zugänglich waren, noch im Mai 1866 an nichts weniger, denn an ein Frontmachen gegen Preußen gedacht hat. Mag die letzte Instruction des macedonischen Bundestagsgesandten gewesen sein, welche sie will: der oberste Kriegsrath ist am Fall seines Chalifen ohne Schuld; denn er giebt ihm noch unterm 3. Juni zu bedenken, daß die preußische Geduld und Nachgiebigkeit einmal ein Ende haben können. Eine an dieser Stelle fast unerhörte Sprache. „Die königlich preußische Regierung wird einer Besetzung der Bundesfestung Mainz durch großherzoglich hessische oder nassauische Truppen niemals zustimmen, und auch einem darauf gerichteten Majoritätsbeschluß der Bundesversammlung schwerlich sich fügen." Und weiter zu dessen Rechtfertigung: „Hätten die beiden genannten Regierungen der vorzeitigen und nicht durch den Bund angeordneten Mobilmachung, sowie einer mehr oder minder provocirenden Haltung gegen die königlich preußische Regierung sich enthalten, hätten sie gegenüber dem Conflict der beiden deutschen Großmächte dieselbe völlig bundestreue Haltung beobachtet, wie die kurfürstlich hessische Regierung, dann würde dieses möglich gewesen sein, während nach der gegenwärtigen Sachlage nicht erwartet werden kann, daß Preußen eine Besetzung von Mainz durch Truppen

der genannten oder anderer vorzeitig mobilisirter süddeutscher Staaten jemals zugeben wird ... Weniger Anstoß dürfte Preußen darin finden, einer Besetzung von Rastatt durch großherzoglich badische Truppen seine Zustimmung zu geben."

Ebenso bezeichnend für die Situation ist, da einige Ausrüstungsgegenstände nach preußischem Modell angeschafft werden sollen, der Antrag (17. Mai): „Allergnädigst zu genehmigen, das königlich preußische Ministerium um Ueberlassung je eines Stückes derselben als Proben gegen Ersatz der Kosten ersuchen zu dürfen"; worauf — freilich auch schon bezeichnend — der Chalif entscheidet: „die Proben sind durch eine Handlung einzuziehen".

Wer trieb denn nun eigentlich diesen in die Falle, wenn er nicht blos durch die in seinem Volk vorherrschende Stimmung, die ihm freilich nie viel bedeutet hatte, sondern auch durch seine einflußreichsten militärischen Rathgeber gewarnt wurde? Niemand anders, als die kleine, aber wohl disciplinirte Partei seines Scheik ul Islam, des einzigen, der seit dem Ableben seines noch berüchtigteren Gesinnungsgenossen den gegen alle Welt Mißtrauischen zu beeinflussen wußte. Denn besser noch, als Wallenstein seine Pappenheimer, kannte der Scheik seinen Chalifen und die Thatsache, daß derselbe etliche Worte, wie „Parlament, Volksstimmung, 1848, Feldjäger und vor allen Bismarck" gar nicht hören konnte, ohne darüber in die größte Aufregung zu gerathen. Eben diese pflegte nun das vom Scheik herausgegebene Blatt, das einzige, das der Fürst las, Tag um Tag in dieselbe Verbindung zu bringen, darüber Leit- und Leidartikel schmiedend, wie sie der Fassungskraft des Chalifen und „des lieben Bauersmanns", für den er sonst schrieb, genau entsprachen. Davon ein paar Proben.

Am 2. Mai. „Die Pläne des Grafen Bismarck" — ausnahmsweise einmal höflich — „sind jetzt so weit gediehen, daß sie auch von den blödesten Augen" (und also auch von denen des Chalifen, muß man denken) „durchschaut werden können. Es sind die Pläne einer Politik, welche auch nicht um ein Haar besser ist, als diejenige Cavours für Italien. Daß Bismarck zu dieser Politik fähig sei — hat für uns Macedonier von Anfang an nicht zweifelhaft sein können." Aber „Graf Bismarck hat seine Rolle ausgespielt". Drei Tage später unter der Ueberschrift: „Ignoble": „daß es dem Minister Bismarck mit seinen Reformvorschlägen Ernst sei, hat wohl außer dem Allereinfältigsten" (schon wieder eine unpassende Anspielung), von Anfang an Niemand gemeint; jetzt müssen nun seine dienstbaren Zeitungsorgane selbst sagen, daß es eben kein Ernst damit ist, sondern derselbe nur den Vorwand zur Vollziehung der gewaltsamen Unterdrückung" (so frech lügt hier der fromme Scheik!) „der deutschen Freiheit — auch „Annexion" genannt — sein solle. Wird, heißt es in jenen Sclavenzeitungen,

die Berufung des „Parlaments" zu einem möglichst nahe fixirten Zeitpuncte nicht unbedingt angenommen, das heißt ohne daß Vorschläge zu Vorlagen an dieses „Parlament" von Preußen gemacht wären, welche vielmehr erst nach der unbedingten Annahme der Parlamentsberufung in Aussicht gestellt werden, so wird Preußen dies als eine Verwerfung seines Vorschlags ansehen, und dann — Gewalt brauchen, aus dem Bundestag, aus dem deutschen Bunde ausscheiden, den Krieg beginnen u. s. w."

Der Scheik hofft, „daß der preußische Adel dergleichen für ignoble erkennen und nicht zugeben werde". Außerdem „ist gegen solche Vorschläge der Krieg eine wahre Wohlthat!"

Unterm 23. Mai. „Das Parlament, der letzte Ränkestreich der bismarckischen ziemlich am Ende ihres Lateins angekommenen Raubstaatspolitik, hat zwar zuverlässig nicht einen einzigen Verständigen in Deutschland, ja in Europa, bestochen, (immer dieselbe Befürchtung, daß der Chalif der dümmste Europäer sein möchte) „im Gegentheil allen Verständigen, ohne Ausnahme, sich auf den ersten Blick in seiner wahren Gestalt gezeigt: als ein Mittel, die Revolution in den Mittelstaaten und Kleinstaaten wachzurufen, den Regierungen dieser Staaten das Regieren zu erschweren, schließlich unmöglich zu machen, und Alles in solche Verwirrung zu bringen, daß es zuletzt nur eines bismarckischen Feldjägers bedürfen würde, um Alles, von Reuß und Anhalt bis Hannover, ja bis Württemberg, vielleicht bis Baiern, an einem einzigen Nachmittag preußisch zu machen ... Indessen so viel ist gewiß: preußisch macht uns der Graf Bismarck durch sein Parlament nicht; möglicherweiser aber uns und sich selbst aasgeierisch." Endlich:

„Die Neutralität der Mittel- und Kleinstaaten, von der man jetzt wieder mehr als zuvor redet, — sie wäre in unseren Augen, komme es nun zum Krieg, was Gott verhüten wolle, oder komme es nicht dazu, eine Politik, die schließlich auf die Offerte hinauslaufen würde, den beiden deutschen Großmächten und jenem Dritten, der unvermeidlich und auf alle Fälle seine Hand ins Spiel mischt, als Ausgleichungsmaterial zu dienen." „Eine andere Frage ist es, wann der richtige Zeitpunct und ob er jetzt schon gekommen ist, um offen seine Stellung zu nehmen. Diese Frage ist ohne Zweifel namentlich für die Preußen zunächst gelegenen Staaten von höchster Wichtigkeit und erheischt jedenfalls die — größte Vorsicht."

Daß der Chalif eine solche Sprache, deren gröbste Ausschreitungen nicht mehr wiederzugeben sind, in seinem Reich duldete, beweist, daß er sie nicht ungern hörte;

3. sein Verhalten innerhalb der letzten Tage seines Regiments,

daß und wie sehr er davon beeinflußt worden ist.

Dasselbe Blatt, in welchem der allwissende Scheik zur „größesten Vorsicht" mahnt und es für fraglich erklärt, ob es schon an der Zeit sei, Farbe zu bekennen, bringt die Nachricht von der allerhöchsten Ernennung eines neuen Kriegsministers, dessen ganze Aufgabe darin zu bestehen scheint, sich diesem orakelhaften Ausspruche gemäß zu verhalten. Wenigstens sorgt der Chalif durch sein fast stereotypes „Nichtgenehmigt" oder „Ausgesetzt" dafür, daß nichts geschehe, was, wenn mans erführe, als ein Mangel an vorsichtiger Zurückhaltung gedeutet werden könnte. Einiges freilich genehmigte er auch jetzt noch. So „Tünche und Anstrich" einer Caserne, die seit Jahr und Tag dazu „gerüstet" war — das, wie wir bald sehen werden, zur Zeit einzig „Gerüstete" in Macedonien — und fast ebensoviel darüber verschriebene Tinte, als Farbe gekostet hat. „Auch ist die goldene Ueberschrift mit der königlichen Krone, welche verruchter Weise abgerissen war, wiederherzustellen"; desgleichen „die Anlegung eines Abtritts" in einer anderen Caserne, „weil es bislang daran fehlte" (?); sowie „eine neue Art Säbelkoppel mit Schnallen und Tragriemen" für die Husaren u. dgl. m. Hingegen weder irgend eine Ernennung, noch Beförderung, obgleich kein Regiment die nöthige Anzahl Officiere, manches keinen Obersten und die ganze Division keinen Commandeur hat; und ebenso wenig „die Abgabe der neuen Gewehre an die Regimenter", obgleich unterdessen deren Mobilmachung angeordnet worden ist, denn „das Contingent muß erst beantragt werden, ehe eine Bestimmung über die Abgabe der Gewehre an die einzelnen Regimenter gegeben werden kann", und überdies kann zu diesem und anderem „die allerhöchste Genehmigung erst dann allerunterthänigst nachgesucht werden, wenn dem Kriegsministerium auf dienstlichem Weg der Bundesbeschluß bezüglich der angeordneten Mobilmachung zugegangen sein wird." So zwei Tage nach demselben! Der Chalif hat am verhängnißvollen 14. dem Antrag auf Mobilmachung zugestimmt, und wartet noch am 16. auf „die amtliche Mittheilung" dieses Anfangs vom Ende, während die Preußen — freilich genau, wie sie sich unterthänigst angemeldet hatten, schon an demselben 16. ins Chalifat eingerückt sind.

Natürlich ist es auch nur deren Schuld, daß wir nunmehr nur noch von allerlei Projecten erfahren, die, wenn man Geld und Zeit gehabt hätte, und wenn der Feind nicht sobald gekommen wäre, nach Ertheilung der allerhöchsten Genehmigung vielleicht hätten ausgeführt werden können. Unter ihnen steht obenan eine Creditforderung (abgesehen von der früher genannten für älteste Schulden) von 1,039,281 Thalern, auch 14 Groschen und 8 Hellern an die getreuen Stände. Sobald dem Kriegsministerium dieses Geld zur Verfügung gestellt sein wird, ebenso bald solls dann ordentlich losgehen; und zwar so, daß man das gesammte erste Aufgebot heranzuziehen und nach einiger Zeit verfügbar zu haben gedenkt.

„Eine Ausnahme macht nur die Trainabtheilung, weil es derselben zur Zeit noch — an Pferden für ihre Ausbildung (!) und an Vorgesetzten für ihre Disciplin und Aufsicht fehlt!" Unterdessen kann, wenns einmal so weit ist, die ganze Infanterie wohlbewaffnet ausrücken — „wennschon, freilich, nicht alle mit demselben Gewehr versehen, da die neuen nicht in ausreichender Zahl vorhanden sind". Was die Cavallerie betrifft, so würde ein Corps, „sobald die Pferdezahl durch Neubeschaffung vorhanden, im Nothfall mit vermindertem Stande, nach seinem Kriegsetat ausrücken können". Die anderen Reiterregimenter „würden sich — durch Neubeschaffung von Pferden in etatmäßigem Kriegsstande formiren". Auch die Armeegendarmerie „würde alsbald formirt und marschfähig gemacht werden — müssen".

Noch glänzender stehts um die Artillerie. Denn sämmtliche Batterien könnten, „wenn sie die nöthigen Pferde hätten", sogleich ausrücken, bis auf eine, „die ihre Marschfähigkeit etwas später erreichen wird, nämlich „sobald die neuen Geschütze vollendet sein werden".

Bei den Pionnieren „bedarf es nur des Pferdeankaufs"; für andere Kleinigkeiten, wie „Krankenträgercorps, Feldbäckerei, Feldhospitäler ꝛc." wird mit der Zeit — Sorge getragen werden.

„Das Einrufen zum Dienst müßte — auf einen bestimmten Tag (!), etwa acht Tage nach dem Erscheinen der allerhöchsten Ordre, stattfinden; um jedoch zu großen Andrang der Beurlaubten zu verhindern, besser — drei Tage nacheinander."

Kaum vierundzwanzig Stunden später sah sich der Chalif aller unmittelbaren Sorge für sein Heer dadurch überhoben, daß Alles, was davon vorhanden war, sich bereits rückwärts concentrirt und auch seinen letzten Befehl, „die Kriegscasse nicht zu vergessen", so buchstäblich respectirt hatte, „daß den zurückgebliebenen Officieren, Militärbeamten und allen sonst darauf Angewiesenen Löhnung und Sold nicht fernerhin ausgezahlt werden konnte". Auch das Bedenken gegen die drohende Zerstückelung des macedonischen Corps durch Entsendung eines Theils desselben in die Bundesfestung Mainz fand auf demselben Wege par force majeure seine Erledigung. Doch ist die Entscheidung des Chalifen hinsichtlich dieser „Zumuthung" insofern von Interesse, als sie nach Form und Inhalt die Situation des 15. Juni kennzeichnet. „Der Wunsch, die Bestellung der macedonischen Truppen zur Besatzung von Mainz zu stellen, ist hiesiger Seits nicht gestellt worden, weil Ich eine Stellung ohne Ehre mit Hungertyphus, Händeln mit der Reservedivision nicht beabsichtigte zu wünschen, nur um den Nassauer das Commando der zweiten Division des neunten Armeecorps".

Was dies Alles beweist? Unseres Erachtens Zweierlei. Erstens, daß die Misère des alten Bundes auch in dem, was seine Vertheidigungsfähig-

keit betraf, genau so groß war, wie sie Preußen darstellte und Herr von Beust vergeblich in Abrede zu stellen wagte. Und zweitens, daß, auch wenn die Würfel des Kriegs im Sommer 1866 ganz anders gefallen wären, als wie sie gefallen sind, dem letzten Chalifen und Seinesgleichen — und dann nur durch ihren eigenen Verbündeten, dem sie nichts genützt und nur geschadet haben — dieselbe Anerkennung, die ihnen von Preußen durch Enthebung von ihrem schwierigen Posten zu Theil geworden ist, hätte zu Theil werden müssen.

*

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wien. Andrassys Orientpolitik. Bauten. Theater. — Die Haltung des Grafen Andrassy gegenüber den Wirren im Orient wird von der „öffentlichen Meinung" so einmüthig verurtheilt, daß man immer mehr Vertrauen in seine politische Weisheit gewinnen muß. Denn so direct einander die guten Rathschläge zu widersprechen pflegen, welche ihm jeden Morgen und jeden Abend in der uneigennützigsten Weise ertheilt werden: in dem einen Punct treffen sie doch meistens zusammen, daß sie Oesterreich ein höchst gewagtes Spiel zumuthen. Und so viel wir Fernstehenden zu beurtheilen vermögen, scheint eben Graf Andrassy nicht gewillt zu sein, die Hand zu einer Abenteuerpolitik zu bieten. Vielleicht wird ihm aber auch nur die Wahl zu schwer. Mit gleicher Hitze, mit gleicher überzeugender Beredtsamkeit und unter Gewährleistung des Erfolges wird in ihn gedrungen, sich der vergewaltigten Türkei anzunehmen und die Moslemins aus Europa verjagen zu helfen, und da er den beiderlei Anforderungen nicht gut zugleich genügen kann, zieht er es vor, gegen beide taub zu bleiben. Und damit entspricht er doch wenigstens dem einen Verlangen, welches meist in einem Athem mit den Aufmunterungen zur That an ihn gestellt wird — Oesterreich so lange als möglich von allen Complicationen fernzuhalten.

Ernsthaft gesprochen: wenn Personen, deren Beruf die Politik ist, gelegentlich sich etwas wegwerfend über den Dilettantismus auf eben diesem Gebiete äußern, so pflegt ein großes Geschrei über den unberechtigten Hochmuth der „Zünftigen" sich zu erheben; und es soll ja keineswegs geleugnet werden, daß manchmal jenes Absprechen keinen sichereren Grund habe als den guten Glauben, mit dem Amt komme der Verstand. Aber das Kannegießern, welches (bei uns vielleicht mehr als anderswo) jetzt wieder an der Tagesordnung ist, macht es doch auch begreiflich, daß einen Mann, welcher sich bewußt ist, von Staatsangelegenheiten etwas zu verstehen und der auch bereits seine Beweise dafür gegeben hat, dann und wann der Zorn übermeistern muß,

und das um so mehr, als der Hochmuth auf Seiten der Nichtzünftigen nicht weniger häufig ist. Wir reden uns gern ein, die politischen Kinderschuhe ausgetreten zu haben, allein jeder Tag verräth, daß wir noch fest in denselben stecken. Ueber Rechtsfragen, über medicinische Angelegenheiten, über die Construction eines Hauses oder eines Stiefels enthält sich Jeder des Urtheils, der von diesen Dingen nichts gelernt hat; da respectirt er die Ansicht der Fachmänner, wenn sie ihm vielleicht auch unbegreiflich erscheint; Politik aber will Jeder verstehen, die lernt man, wie es scheint, nebenher in jeder Advokaturkanzlei, in jedem Comptoir, insbesondere in jeder Talmudschule. Und während man denjenigen als einen ausgemachten Thoren betrachten würde, der Jedermann in alle seine geschäftlichen und Familienangelegenheiten Einsicht gestattete, alle Unternehmungen öffentlich betriebe, fordern ernsthafte Leute ganz ernsthaft, daß die Diplomatie keine Geschäftsgeheimnisse haben, sondern täglich über ihre Handlungen, ihre Einleitungen, ihre Absichten vor aller Welt Bericht erstatten solle. Und indem man fortwährend bittere Klage führt über die Verschwiegenheit der Regierungen in Sachen der auswärtigen Politik, gebehrdet man sich doch wieder, als sei man von allem aufs genaueste unterrichtet. Wie herbe und höhnische Aeußerungen über die Kurzsichtigkeit unserer Staatsmänner brachten unsere Zeitungen in demselben Augenblicke, als ihre eigene Voraussicht in das bedenklichste Licht gestellt wurde, als sie nämlich das Cabinet Jules Simons feierlich für neu befestigt erklärten, während dessen Chef bereits den famosen Kündigungsbrief in Händen hatte!

Unsere Zeitungen machen fast ausnahmslos Gefühlspolitik — ob sie sich dabei wirklich von ihren Gefühlen leiten lassen, bleibe dahingestellt. Nehmen wir das „Wiener Tageblatt“ an (ein Organ, welches die höchste Beachtung verdienen würde, wenn dasselbe mit eben so viel Charakter wie Talent redigirt wäre), so hören wir entweder türkische oder russische Stimmen, die sich bemühen, ihre Leser glauben zu machen, daß alles Recht auf der einen und alles Unrecht auf der anderen Seite sei. Wir kennen diese Art, Sympathiepolitik zu machen, noch sehr genau von 1870 her. Doch fiel es damals Niemand ein, zur Hülfsleistung für das bedrängte Frankreich aufzufordern, nachdem die unzweifelhaft vorhandenen Gelüste, Deutschland zwischen zwei Feuer zu bringen, durch die raschen Schläge im Elsaß zurückgedrängt worden waren. Hinterher beglückwünschte man sich, so von einem Wagstück abgehalten worden zu sein, welches doch gar leicht hätte für den Bestand der Monarchie verhängnißvoll werden können. Nun aber ist das kühlere Raisonnement von damals wieder verflogen. Man will nicht haben, daß Oesterreich um seine Existenz spielen könnte, wenn es sich muthwillig zwischen die Mühlsteine begäbe, und die sich ihres weiten Ausblicks in die Zukunft rühmen, die ganz detaillirt anzugeben wissen, wie sich die Machtverhältnisse in Europa ver-

schieben werden, falls nicht geschieht, was sie verlangen, sehen in der That wenig über ihre Nase hinaus. Vor allem würde man wohl gut thun, sich daran zu erinnern, daß, wenn einmal Geschichte nach den Documenten der Archive geschrieben wird, sie ganz anders auszusehen pflegt, als in den Erklärungen, welche Minister, seien sie noch so constitutionell, den parlamentarischen Interpellanten abgaben, und daß man daher es sich wird gefallen lassen müssen, wenn künftig einmal zu Tage kommen sollte, daß auch diesmal die Cabinete etwas weiter vorausgedacht und die Eventualitäten vorausbedacht haben.

Vorläufig müssen die Kriegslustigen sich damit trösten, daß wir wenigstens wirthschaftliche Zustände haben, als ob unsere Heere bereits auf irgend einem Kampfplatz stünden. Der Napoleon 10 fl. 11 kr. anstatt 8 fl., die deutsche Mark 62 kr. anstatt 50 kr., — schlimmere Curse gab es kaum nach Königgrätz! Aber, diese desperate Weisheit kann man täglich hören, natürliche Mittel helfen uns aus dieser Lage nicht heraus, nur ein Krieg vermag uns zu retten. Dann werden wieder die Banknotenpressen lustig in Bewegung gesetzt, dann kommen wieder Werthzeichen in Umlauf, die Industrie genießt in dem Agio einen tüchtigen Schutzzoll und fällt die Ernte gut aus, so lassen wir das Ausland in Gold zahlen. Und abermals, als ob wir in Kriegsnöthen stäken, wird berathen, durch welche außerordentlichen Maßnahmen der Staatsaufwand zu vermindern sein möchte. Ein Finanzgenie soll auf die luminose Idee verfallen sein, die Beamtengehalte zu verkürzen. Als die Zeitungen von diesem ungeheuerlichen Plan Notiz nahmen, wurde die Mittheilung brüsk dementirt, leider aber in der Hitze des Berichtigens auch die Existenz einer solchen Ersparungscommission geleugnet, die einige Tage später doch anerkannt werden mußte. Man sagt nun, in Wahrheit sei niemals daran gedacht worden, die „Gehalte“ der Beamten zu beschneiden, sondern nur deren „Activitätszulagen“, unter welchem Ausdrucke die Quartiergelder und ähnliche Emolumente zu verstehen sind; darnach wäre also das Dementi so begründet gewesen, wie es Dementis meistens sind. Indessen soll auch dieser Gedanke von den Ministern sofort verworfen worden sein, und der Erfinder sich mit Geringerem zufrieden geben wollen, Einziehung der Gehalte bei längerem Urlaube, Verringerung der während des letzten Jahrzehnts allerdings ganz außerordentlich vermehrten höheren Ministerialstellen und dergleichen mehr ganz gerechtfertigte Einschränkungen, die nur leider nicht viel helfen werden, wenn das Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben schon wieder so groß ist, wie man behauptet.

Unter so bewandten Umständen darf es nicht befremden, daß alles, was mit der Kunst zusammenhängt, gänzlich darniederliegt. Wir waren in diesem Frühjahr mit Kunstausstellungen gesegnet und vorzüglich erregte die historische

Ausstellung Interesse, mit welcher das neue Akademiegebäude inaugurirt wurde. Die Wiener Akademie der Künste hat jetzt zum erstenmal ein eigenes und ausdrücklich für sie bestimmtes Gebäude, nachdem frühere Baupläne im vorigen und in diesem Jahrhundert immer auf bessere Zeiten vertagt worden waren. Zum Glück war dieser Bau noch vor dem Krach bewilligt und begonnen worden, sonst hätte die Akademie wohl wieder das Nachsehen gehabt. Die letzten großen Unternehmungen, welche noch aus der Zeit der Stadterweiterung datiren, gehen so langsam ihrer Vollendung entgegen, Akademie und Börse sind ihrer Bestimmung übergeben, und auf dem einstigen Paradeplatze wachsen die Universität, das Rathhaus, das Parlamentshaus, der Justizpalast, mächtig empor. Hansen hat bei der Akademie keine sehr glückliche Hand gehabt. Das Massige des Bauwerks, welches in der beliebten Art des Architekten mit vier stumpfen Thurmaufsätzen an den Ecken abschließt, wird weder durch den magern Porticus und die völlig mesquine Vortreppe noch durch die Terracotten auf Goldgrund, welche in Fensternischen placirt worden sind, in angemessener und erfreulicher Weise belebt, das Innere ist von erschreckender Nüchternheit, ohne durch klare und zweckmäßige Disposition zu entschädigen. Schon daß man, durch die Mitte eingetreten, die Stiegen in den äußersten Ecken suchen muß, gehört zu den Unbegreiflichkeiten, und die langen Corridore mahnen viel eher an ein Kranken- oder Gefangenhaus als an eine Pflegestätte der Kunst — und dabei liegt die Gemäldegallerie gegen Süden. In diesen Räumen nun, soweit sie nicht für den Unterricht benöthigt sind, ist aufgestellt worden, was man von Künstlern erhalten konnte, die irgendeinmal zu der Wiener Akademie in Verbindung gestanden haben: ein vielfach interessante Schau, wenn auch nicht von jener Bedeutung, welche der Chauvinismus ihr beizulegen bemüht war. Die Wahrheit ist, daß die Wiener Kunst im vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts wenig gekannt und deshalb häufig unterschätzt war; aber was sie auszeichnete, Tüchtigkeit im Machen, geht meistenstheils Hand in Hand mit einem so bescheidenen Maße von Gedankeninhalt, daß man gar nicht nöthig hat, nach besonderen Gründen, nach feindseligen Absichten zu suchen, um den geringen Einfluß der Schule und die seltene Anerkennung derselben zu erklären. Gerade diese Ausstellung macht wieder deutlich, wie tief bereits vor fünfzig und hundert Jahren die Kluft zwischen Deutschland und Oesterreich oder vielmehr zwischen Oesterreich und der übrigen Welt gewesen ist. Und wenn man im Vergleich mit der heutigen Production in ihrer ungeheuren Mehrheit sich zu respectvoller Verneigung vor den Malern der Zopfzeit und der Periode des fügerschen Classicismus gezwungen sieht, so spricht das mehr gegen die Gegenwart als für die Vergangenheit. Einzelne Künstler sind allerdings förmlich neu entdeckt worden, z. B. Leander Ruß, welchen die jetzige Generation nur aus den hyperloyalen

Compositionen für den Steindruck aus dem Revolutionsjahre kannte, der sich aber dort, wo nicht der Lithograph sein Mittelsmann war, als ein ganz bedeutendes Talent zeigt. Manche von den alten Bildern und die meisten neuen sind als verkäuflich bezeichnet — aber fast Niemand verräth Kauflust. Die nach Schocken zählenden „Amateurs", welche vor sechs bis sieben Jahren auf allen Versteigerungen mit den Tausendern um sich warfen, haben zumeist ihre „Gallerien" selbst wieder versteigern lassen und von den Erben altberühmter Privatsammlungen denkt selten einer daran, diese noch zu vermehren.

Mit den Theatern steht es gar erbärmlich. Wir haben gegenwärtig überhaupt nur fünf Theater, wenn wir die Praterbude des Herrn Fürst mitzählen, und auch diese fünf sind mehr „ehrenhalber" geöffnet, ein Ausdruck, mit welchem es angesichts des Repertoires einiger von ihnen nicht zu genau genommen werden darf. Mehr als die Bühne, welche er leitet, machte unlängst Herr von Dingelstedt von sich reden. Dienstbeflissene Federn verbreiteten die Schreckensmäre, daß der Burgtheaterdirector von Frankfurt aus die glänzendsten Anerbietungen erhalten habe und nur durch Gewährung gleicher Bedingungen für Wien zu erhalten sein werde. Kaltblütige bezweifelten die Gefahr und meinten, daß äußerstenfalls der Verlust zu ertragen sein werde; die vorgesetzte Behörde aber soll zwar auch keineswegs Herrn Dingelstedt für das Ideal eines Directors halten, jedoch der Ansicht sein, daß ein besserer augenblicklich nicht zu finden sein werde. So begannen die Unterhandlungen, über welche officiös so pünctlich wie über die Sitzungen eines Congresses berichtet wurde, alles schien nach Dingelstedts Sinne zu gehen, als plötzlich die Frankfurter enthüllten, daß nicht sie die Versucher, sondern Dingelstedt der Bewerber gewesen und sie sehr wenig gentil an der Nase herumgeführt habe. Boshafterweise wurde zugleich angedeutet, daß der österreichische Baron und Hofrath sich über hiesige Verhältnisse in einer Weise geäußert habe, welche nach seinen Münchener und Weimarer Antecedentien zwar nicht überraschen konnte, hier aber sehr unangenehm berühren mußte. Nun bleibe er in der alten Stellung — bis auf weiteres, das kann heißen, bis man eine geeignete Persönlichkeit entdeckt hat oder bis es ihm dennoch glückt, hier Intendant zu werden. Denn wer wollte bei uns etwas für unmöglich halten, nachdem der Pächter des Possen- und Operettentheaters in der Leopoldstadt nebenher Director der kaiserlichen Oper geworden ist.

Wüßten wir nicht ohnehin, daß die Hundstage heranrücken, so würde das Wiederauftauchen einer der beliebtesten Seeschlangen es uns sagen: der ungarische Dichter Petöfy, welcher seit 1849 verschollen, ist noch am Leben, und zwar diesmal in russischer Gefangenschaft. Der Tartar — oder Tscherkesse — welchem wir die Nachricht verdanken, ist im Januar (!) auf dem nördlichen Eismeere eingeschifft und über Amerika nach Venedig transportirt

worden. Zu allem Unglück nennt sich der Mann auch noch Manasses und „der Manasses, der waaß es," heißts in Nestroys Parodie auf Hebbels Judith. Einer von den Aeußersten im Pester Reichstage hat sich trotz alledem nicht nehmen lassen, das Ministerium zu fragen, wie es den durch Gefangenhaltung Petöfys von Rußland verübten Bruch des Völkerrechts zu „ahnden" gewillt sei. Ganz wie in den deutschen Unverstandskammern von 1848!

Von dem „Ausgleich" zu sprechen hätte ich beinahe vergessen. In Gutzkows „Zopf und Schwert" protestiren die zum Strümpfestricken und Erbsenessen verurtheilte Prinzessin nebst ihrer Hofdame: „Sagen Sie, daß wir die Strümpfe zwar stricken und die Erbsen zwar essen werden u. s. w." Trügt nicht alles, so werden die cisleithanischen Abgeordneten sich diesen Protest als „Schimmel" dienen lassen.

Aus Berlin. Die Entwickelung in Frankreich. Socialdemokratisches. Hegel. — Der Marschall Mac Mahon und sein neues Ministerium sind keine Freunde von halben Maßregeln. Sie haben ihr Werk nicht begonnen, um nach dem ersten Schlage gegen die Republikaner den Degen in die Scheide zu stecken und auf ihren Lorbeeren auszuruhen, sie wollen vielmehr dem ersten Schlage den zweiten und dritten folgen lassen, sie schrecken vor keiner Consequenz ihres Thuns zurück und wollen die klerical-bonapartistische Reaction voll und ganz durchführen. Denn die Wiederherstellung des Bonapartismus unter vaticanischer Protection das ist wohl allerdings das eigentliche Ziel der ganzen Kette von großen und kleinen Staatsstreichen, welche die französische Regierung schon verübt hat und demnächst noch zu verüben gedenkt. Ein Zweifel darüber ist unter denen, welche diesen Dingen näher stehen, vollkommen ausgeschlossen und wenn man auch von dem inneren Zusammenhange der Ereignisse nichts weiß, so genügt schon die Lectüre der bonapartistischen Blätter, um zu sehen, daß die Hoffnungen und Pläne ihrer Partei gegenwärtig schon auf dieses Ziel gerichtet sind. Mac Mahon selbst steht im Geheimen den Machinationen der Bonapartisten sicherlich ziemlich nahe oder läßt sie doch mit erkennbarem Wohlgefallen frei und ungestört walten. In hiesigen politischen Kreisen hat man es mit großer Sicherheit vorausgesehen, daß der Marschall zu seinem zweiten Schritte gegen die republikanische Partei, zu der Auflösung der Kammer sofort schreiten würde, ohne im mindesten einen Gegenzug der Republikaner abzuwarten. Man wußte, daß er es in seinem Interesse finden würde, jede Gegenoperation seiner Feinde im Voraus abzuschneiden und man ist hier vollkommen überzeugt, daß er den einmal betretenen Weg auch ferner mit derselben Rücksichtslosigkeit und Energie verfolgen wird. Er wird ganz ohne irgend welches Bedenken bei den Wahlen zur Deputirtenkammer und bei den Generalrathswahlen den ganzen unge-

heuren Apparat seiner Verwaltungsorgane zur Agitation in seinem Sinne und für seine Zwecke in Bewegung setzen. Und mit welchem Erfolge? Diejenigen, welche französische Verhältnisse genau kennen, zweifeln nicht daran, daß es ihm gelingen wird, ein im Wesentlichen seinen Wünschen entsprechendes Wahlergebniß zu erzielen. Ja, viele meinen, er würde noch mehr erreichen können. Wenn er auf den Gedanken käme, sich durch ein Plebiscit bescheinigen zu lassen, daß er durch den 16. Mai und die mit ihm zusammenhängenden Schritte Frankreich vor dem Hinabsinken in den Abgrund des Radicalismus gerettet hätte, so würde er das gewünschte Zeugniß in glänzendster Form erhalten. Aus dem Gesagten geht schon hervor, wie schwach man hier die Chancen der Republikaner schätzt. Man glaubt auch in der That nicht an einen Erfolg ihres Widerstandes, welche Form derselbe auch annehmen möge. Das Ende von alledem ist für Frankreich selbst, wie gesagt, der Bonapartismus unter klericaler Aegide. Wie lange Zeit die Uebergangsstadien währen werden, wie lange es dauern wird, ehe der Bonapartismus offen hervortritt und wie bald es ihm gelingen wird, das Regiment in die Hand zu bekommen, das entzieht sich natürlich jeder Berechnung. Daß die Dinge sich aber zu seinen endlichen Gunsten entwickeln müssen, scheint durchaus sicher, wenigstens kann kein Mensch zur Zeit die Kraft entdecken, die sich dem bonapartistischen Treiben mit Erfolg entgegenstellen könnte.

Was wird nun aber eine solche Entwickelung der inneren Verhältnisse in Frankreich für eine Rückwirkung auf die allgemeine europäische Politik ausüben? Man kann sich leicht denken, daß in dieser Beziehung bei uns bei der sich mehr und mehr befestigenden Ueberzeugung von dem zu erwartenden Erfolge der klericalen Politik der französischen Regierung sehr trübe Anschauungen die Oberhand gewonnen haben. Wenn man auch nach wie vor im Augenblicke keine unmittelbar für den europäischen Frieden von Frankreich her drohende Gefahr besorgt, so ist doch in den leitenden politischen Kreisen die Ueberzeugung unbedingt herrschend geworden, daß die Waghalsigkeit und Abenteuerlust, welche die innere Politik der französischen Regierung beherrscht, dieselbe auch auf dem Gebiete der äußeren Politik in jedem Augenblicke zu ganz unerwarteten und völlig unberechenbaren Entschließungen treiben kann. Wir können uns an einem schönen Morgen plötzlich vor einer Situation befinden, von der wir uns des Abends noch gar nichts einmal haben träumen lassen. Das heißt natürlich so viel als der europäische Frieden steht auf der Spitze des Schwertes von Frankreich. Es ist sehr zu beklagen, daß diese Anschauung der Dinge, die, ob erfreulich oder nicht, doch nun einmal von denen vertreten wird, welche sich competenter Weise mit diesen Dingen beschäftigen, von einem großen Theile der Presse theils vornehm ignorirt, theils als Verhetzungspolitik gebrandmarkt und mit Achselzucken belächelt wird. Es

zeigt dies zum mindesten, daß gewissen Organen der öffentlichen Meinung die Oppositionslust über die sachgemäße politische Erwägung geht, und es ist das um so schmerzlicher, als ein derartiges Auftreten der Presse in einer Frage der auswärtigen Politik, bei der die eigene Landesregierung in so ernster Weise engagirt ist, den deutschen Interessen sehr empfindliche Nachtheile bringt. Bei der Behandlung solcher Angelegenheiten des nationalen Interesses steht ein Theil unserer publicistischen Organe hinsichtlich des Tactes und des praktischen Verständnisses gegen die ausländische Presse in geradezu betrübender Weise zurück. Man werfe einen Blick in die englische, französische oder österreichische Presse in dem Momente, wo ein nationales Interesse zur Discussion kommt. Man wird dann erkennen, wie die meisten Journale sich mit schnellster Erkenntniß des für die Nation speciell in Frage kommenden Punctes sich auf einen geradezu einseitigen nationalen Standpunct stellen, und der Regierung, sie mögen sonst über dieselbe denken, wie sie wollen, kräftig secundiren. Bei uns wird man dieses, erfreulichen Anblickes leider nicht theilhaftig: Bei uns hält es eine erschrecklich große Anzahl von Zeitungen für ihre erste Pflicht, einen sogenannten eigenen Standpunct ausfindig zu machen, und von ihm aus die Regierung gehörig abzukanzeln. Was die Regierung selbst eigentlich will und was im allgemeinen Interesse liegt, das wird höchstens in gelegentlicher Weise besprochen.

Wir erwähnten vor acht Tagen eines Artikels der Nationalzeitung, in welchem die Gefahren, die uns von Frankreich drohen, von competenter Feder dargestellt waren. Kaum war der autoritative Charakter des Artikels erkannt, als auch von den verschiedensten Seiten die abfälligsten Bemerkungen gegen denselben ausgesprochen wurden. Keiner dieser Tadler nahm sich die Mühe, sich den Artikel darauf anzusehen, was man denn eigentlich in Regierungskreisen über Frankreich denke und von ihm befürchte, keiner unternahm eine sachliche Kritik der in dem Artikel niedergelegten Anschauungen, man machte nur ein allgemeines Halloh darüber, daß man eine gouvernementale Aeußerung als solche erkannt hatte, als ob es das schlimmste Unterfangen der Regierung sei, wenn sich von ihrer Seite Jemand über eine Angelegenheit des Landes oder der äußeren Politik öffentlich äußert. Darin liegt doch eine heillose Verkehrtheit. Noch sind es kaum zwei Monate her, da wußten alle Zeitungen so schön zu erzählen von den Ursachen der Reichskanzlerkrisis und von dem Verdrusse, den dem Kanzler die Nörgelei und Haarspalterei seiner lieben Landsleute verursache. Ob wohl die Stimmung des Fürsten eine sehr rosige sein würde, wenn er, was wir nicht hoffen, Gelegenheit hätte, jene Expectorationen über die deutsche Politik gegen Frankreich zu lesen, und sich von der Behandlung, die eine fachmännische politische Aeußerung erfährt, zu überzeugen? Wir glauben kaum.

Mittlerweile haben wir in Berlin wieder die sehr unerwünschte Thatsache constatiren können, daß die socialdemokratische Bewegung an Umfang und Energie abermals gewonnen hat. Die kürzlich vollzogene Nachwahl zum Reichstage des sechsten Berliner Wahlbezirkes, bei der Herr Hasenclever aus der Wahlurne hervorging, hat diesen Beweis in geradezu eclatanter Weise geliefert. Freilich hat die Lässigkeit der liberalen Wähler die Socialdemokraten in directer Weise auf das wirksamste unterstützt. Fast sechzig Procent der Liberalen haben sich der Abgabe ihrer Stimmen enthalten. Die Socialdemokraten können sich rühmen, bei dieser Wahl gegen die vereinigten liberalen Parteien gefochten haben. Leider haben sich die Liberalen außer der Stimmenthaltung auch noch etwas weit schlimmeres zu schulden kommen lassen. Es ist mehrfach vorgekommen, daß liberale Wähler aus einfachem allgemeinem Mißvergnügen für den Candidaten der Socialdemokraten gestimmt haben. Da hört freilich jede Parteidisciplin auf. Solche Verblendung wird sich schwer rächen. Bei der zweiten Nachwahl zum Reichstage, welche im fünften Berliner Wahlkreise stattfand, ist es nun zwar glücklich gelungen, den Candidaten der Fortschrittspartei durchzubringen, indeß verfügten die Socialdemokraten doch auch über 3217 von 9545 abgegebenen Stimmen, und wenn wir nun auch davor bewahrt sind, das socialistische Doppelgestirn der Gebrüder Kappel im Reichstage aufgehen zu sehen, so haben wir doch allen Grund, die allerrührigste Agitation gegen den Socialismus zu entfalten, um seinem weiteren Vordringen Einhalt zu gebieten.

Die Angelegenheit des Präsidenten des Consistoriums der Provinz Brandenburg, Hegel, welcher die von dem Kaiser erbetene Entlassung nicht erhalten habe, macht viel von sich reden. Hegel ist bekanntlich ein Gegner der neuen kirchlichen Gesetzgebung und steht schon als solcher gegensätzlich zum Cultusminister und zum Präsidenten des Oberkirchenrathes Hermann. In Folge dieser gegensätzlichen Stellung hatte auch Hegel seine Entlassung nachgesucht. Persönlichkeiten, welche diesen Verhältnissen näher stehen, meinen augenscheinlich mit Recht, das Gesuch wäre ohne Zweifel bewilligt worden, wenn nicht in letzter Stunde sich jenes merkwürdige Ereigniß auf der Kreissynode von Berlin-Köln vollzogen hätte, daß der Antrag auf Anbahnung der Aufhebung des obligatorischen Gebrauches des Apostolicums Annahme fand. Der Kaiser hat an diesem Vorgehen der Synode großen Anstoß genommen, das ersieht man deutlich aus seiner Antwort auf die Begrüßung der Kreissynode von Elberfeld und auch besonders aus seinem Schreiben an den Präsidenten Hegel. Aus dem letzteren geht auch deutlich hervor, daß das Verfahren der Berliner Synode den Kaiser veranlaßt hat, das Entlassungsgesuch des Präsidenten Hegel nicht zu genehmigen. Der Kaiser erklärt in seinem Schreiben ausdrücklich, daß er in dem Augenblicke, in dem solche Versuche

auf Beseitigung des apostolischen Glaubensbekenntnisses aufträten, einen Beamten, dessen Festhalten am strengen Glauben bekannt sei, nicht entlassen könne. Man erwartet, daß sowohl Präsident Hegel als auch Präsident Hermann im Amte bleiben werden, zumal der Kaiser in seinem Schreiben an Hegel diesem gegenüber die Erwartung ausgesprochen hat, daß er sich der höheren Entscheidung auch dann fügen werde, wenn seine abweichende Ansicht nicht berücksichtigt werden könnte. Durch diese Wendung wird die Stellung des Präsidenten Hermann von Seiten des Kaisers so entschieden gewahrt, daß ein Grund für seinen Rücktritt aus der Angelegenheit nicht mehr hergeleitet werden kann. J.

Literatur.

Unser Vaterland, in Wort und Bild geschildert von einem Verein der bedeutendsten Schriftsteller und Künstler Deutschlands und Oesterreichs. I. Serie: Die deutschen Alpen. Herausgegeben von Hermann von Schmid. Stuttgart, Verlag von Gebr. Kröner. — Es ist bezeichnend, daß die neue Aera der landschaftlichen Prachtwerke — von einer solchen darf man in der That reden — zuerst im Ausland sich ihre Stoffe gesucht hat. Engelhorns schöne Werke über Italien und die Schweiz haben den Anfang gemacht, und deren Erfolge mußten, wie es scheint, vorausgehen, bevor der Gedanke reifte, in einem ähnlichen, aber noch umfassenderen und in den Kaufsbedingungen noch populäreren Bilderwerke zu sammeln, was unser Vaterland an Herrlichkeiten der Natur, der Kunst und des Volkslebens besitzt. Erst die Fremde, dann die Heimath, so ists ja alter Brauch, gegen den übrigens im vorliegenden Falle in sofern wenig einzuwenden ist, als die Erfahrungen der älteren Unternehmungen dem jüngeren zu Gute kommen. Auch ist hinzuzufügen, daß die krönersche Verlagshandlung, deren Namen das neue Unternehmen ziert, mit den beiden Werken „Aus den deutschen Alpen" und „Rheinfahrt" bereits eine Art Abschlagszahlung geleistet und Theile dessen veröffentlicht hat, was sie jetzt in einem zusammenhängenden Cyclus darbietet. Gerade diese Ausdehnung über das ganze Vaterland aber verleiht dem neuen Unternehmen ein besonderes Interesse. Die landschaftlichen Reize und die Erscheinungen des Volkslebens auf deutschem Boden sind so überaus reich und mannichfaltig, daß Wenige einer annähernd vollständigen Kenntniß aus eigener Anschauung sich werden rühmen können. Die Frage, ob der Deutsche sein Vaterland kennt, ist also eine wohlaufzuwerfende und bei den politischen Gegensätzen, die so vielfach auf landschaftlicher Sonderung beruhen, keine müßige. Vielleicht darf man sagen, daß im Allgemeinen der Norddeutsche besser den Süden kennt als umgekehrt. Süddeutsche Hochschulen sind wenigstens bis in die neueste Zeit mehr von Studenten aus dem Norden besucht gewesen, als umgekehrt.

Auch nimmt der Nordländer, wenn ihn die Wanderlust nach den gelobten Ländern der Touristenwelt führt, den Alpen und Italien, naturgemäß seinen Weg über den Süden des Vaterlandes. Bei uns im Süden aber, wo man die Region des ewigen Schnee und die der Goldorangen in bequemer Nähe hat, pflegt deren Anziehungskraft allzustark zu wirken, um nicht andere Reiseziele in den Hintergrund zu drängen. Hier trifft man viele gute Deutsche, die von Verona bis Palermo trefflich Bescheid wissen und nordwärts kaum einmal die Mainlinie passirt haben, die deutsche Reichshauptstadt aber und vollends, was darüber hinaus liegt, nur vom Hörensagen kennen. Sollte das so ganz gleichgiltig für das Capitel der politischen Sympathien und Antipathien sein? Könnten die mythischen Vorstellungen über die von halbslavischen Völkerschaften bewohnten trostlosen Steppen des deutschen Nordens noch immer im Süden ihren Kurs haben, wenn die wirkliche Kenntniß des Vaterlandes verbreiteter wäre, als sie es thatsächlich ist? Gedanken dieser Art drängen sich auf bei der Ankündigung des Unternehmens, das in Wort und Bild das ganze Vaterland umfassen soll, und erwecken ihm im Voraus ein günstiges Vorurtheil. Dazu kommt, daß die Ausführung, nach den vorliegenden Proben, das Beste verspricht. Es ist ein wohlvorbereitetes, von vorzüglichen Kräften unterstütztes Werk und steht auf der Höhe heutiger Kunstleistung. Das ist ein zweiter Gesichtspunct, der es empfiehlt. Der Holzschnitt, wie er aus der bekannten cloßschen Anstalt in Stuttgart hervorgeht, repräsentirt eine Vervollkommnung dieses Darstellungsmittels, die wesentlich der jüngsten Zeit angehört. Man muß sich der zierlichen und gezierten, durch und durch nüchternen Veduten in Stahlstichmanier erinnern, die vor wenigen Jahrzehnten für ähnliche Zwecke gebräuchlich waren, um der Umwälzung inne zu werden, die auf diesem Gebiet stattgefunden hat. In der neuen Darstellungsweise herrscht durchaus das künstlerische Element vor, das die Vedute als bloßes Motiv benützt, der Holzschnitt mit der vertieften Licht- und Schattenwirkung, deren er fähig ist, eignet sich vorzüglich für diese malerische Behandlung, und die Zeichnungen von Püttner, von dem die Landschaftsbilder in den beiden bis jetzt erschienenen Lieferungen herrühren, sind für diese Art besonders charakteristisch. Das Werk soll in mehreren Serien erscheinen, von denen die erste die deutschen Alpen umfaßt. Den Text schreibt Hermann v. Schmid und als Mitarbeiter werden die hervorragendsten Namen der alpinen Literatur genannt. Mit Recht findet auch das Volksleben in Wort und Bild besondere Berücksichtigung, und wenn man sich überzeugt, daß die hierher gehörigen Illustrationen den ersten Künstlern auf diesem Gebiet anvertraut sind, einem Defregger, Matthias Schmid, Al. Gabl. u. A., so darf man ohne Frage ein gediegenes Prachtwerk von bleibendem Werthe erwarten, das die weiteste Verbreitung im deutschen Hause verdient. W. L.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 21. Juni 1877. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410